Heimgarten

Peter Rosegger

302
.44
v.9

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

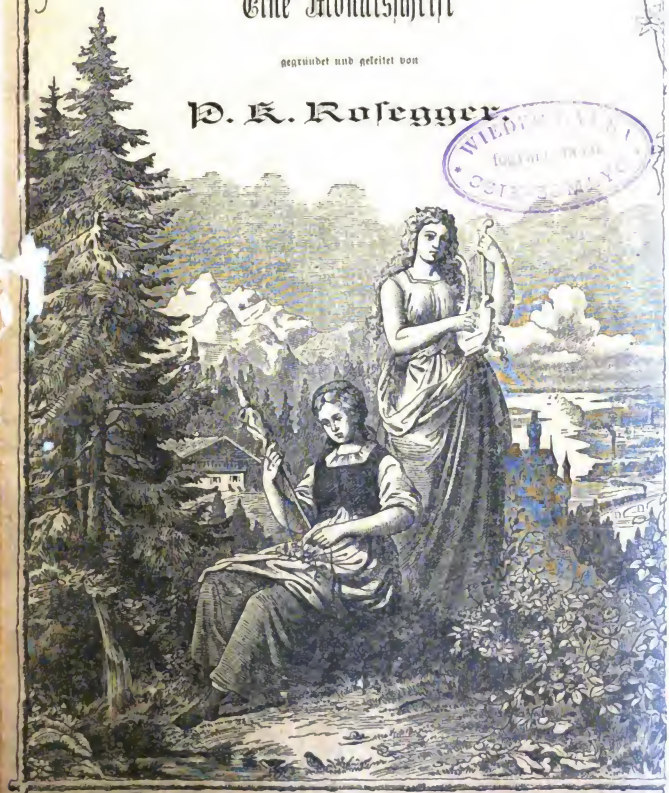
IX. Jahrgang. October 1884—März 1885. I. Halbband

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

P. K. Rosegger.

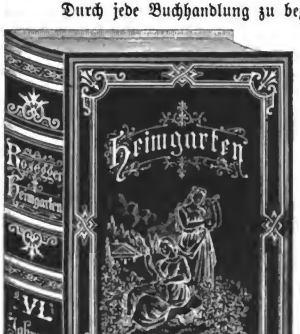


Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Preis 1 fl. 80 kr. österreich. Währung = 3 Mark 60 Pfennige.

Digitized by Google

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:



Elegante

Einbanddecken

zum

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

P. K. Rosegger.

I. bis VIII. Jahrgang.

Preis pro Decke in Golddruck ausgeführt 85 kr. = 1 M. 70 Pf.

„Heimgarten", I.—VI. Jahrgang ist zum herabgesetzten Preise von à 1 fl. 80 kr. = 3 M. 60 Pf.; eleg. geb. 2 fl. 80 kr. = 5 M. 60 Pf. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz.

Als Geschenke empfohlen:

Prämien zum „Heimgarten", VIII. Jahrg.

Wirthshaus am Züricher See — Mühle an der Mosel.

Den Abonnenten des „Heimgarten" geben wir diese beiden ausgezeichneten Landschaftsbilder gegen die äußerst geringe Nachzahlung von à 50 kr., in elegantem Goldbarockrahmen à 3 fl. 50 kr.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen entgegen.

Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz.

In dritter Auflage erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lose Skizzen aus dem österreichischen Soldatenleben

von

Ludwig Richard Zimmermann.

Preis 1 fl. 50 = 3 Mark, gebunden 2 fl. = 4 Mark.

„Der frische köstliche Humor dieser kleinen Aufzeichnungen, die unwiderstehliche vis comica der Situation und der dabei doch überall herausklingende echte Soldatengeist . . . —" (Norddeutsche allgem. Zeitung.)

„ . . . — wer immer diese Serie von Cabinetsstücken schriftstellerischen Humors durchliest, wird dabei gewiß heitere Stunden verleben." (Deutsche Zeitung — Wien.)

Verlag „Leykam" in Graz.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

P. K. Rosegger.

IX. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1885.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, IX. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

Seite

Das zu Grunde gegangene Dorf. Aus den Bekenntnissen eines Emigranten von P. K. Rosegger 1, 82
Seife kann man nicht genug haben! Von Helene Stökl 57
Der Lichtelauslöscher und seine Tochter. Erinnerung aus der Handwerkerzeit von P. K. Rosegger 60
Der verkaufte Gesang. Eine Troubadour-Novelle von Paul Heyse 93
Der lateinische Bauer. Eine Erzählung von Adolf Pichler 161, 242
Christabend auf der Heide 176
Valentine. Aus einem Pariser Familienleben von Clara Schreiber 186
Das Nagelfest in Dornbach. Von M. Glock 215
Der Windwachelbub und seine Liebste. Ein Beitrag zur Geschichte der Weibertreue von P. K. Rosegger 251
Die Verlobung ohne Bräutigam. Eine wahre Geschichte von Nora Görner . 257
Die Geschichte eines armen Jungen. Im Gebirge vernommen und erzählt von P. K. Rosegger 321
's Lach-Engerl. Nach einer wahren Begebenheit von Otto Carus 331
Wie wir den Herrn Jonas hinabthaten. Von August Blanche, aus dem Schwedischen von E. Dunker 339
Die Nothtaufe. Eine Geschichte aus den Waldbergen von P. K. Rosegger . 360
Aus der Kindheit. Erinnerungen von Robert Hamerling 401, 481
Was der Name Schiller's vermag. Historische Skizze von Karl Neumann-Strela 409
Die Ueberläufer. Eine Almgeschichte aus der lutherischen Zeit von P. K. Rosegger 412
Die beiden Pfarrer. Eine Geschichte von Ottokar Hans 492
Das entfesselte Ungethüm. Eine Schilderung von Viktor Hugo 507
's Hascherl. Eine Dorfgeschichte aus Steiermark von P. K. Rosegger . . . 562
Erota. Von Sophie von Khuenberg 582
Heiratslustig. Eine kleine Großstadtgeschichte von Paul Lindenberg . . . 585
Eine Million verjuxen und sich erschießen! Erzählung von Hans Malser . . 641
Der Wunderdoctor. Eine Dorfgeschichte von P. K. Rosegger . . . 653, 741, 819
Iwan's Leiden. Eine russische Geschichte von Curt v. Zelau 667
Den Pfingstsonntag will ich mir merken! Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von P. K. Rosegger 721
Nur ein Wort! Erzählung von Friedrich Rottenbacher 733
Im Wahnsinn der Liebe. Erzählung von M. Ludwig 801
Die Alten. Eine Geschichte von Alphonse Daudet 812
Die Wissenschaft über Alles! Von Gustave de Serizy 816
Beinrichters Arrest-Urlaub. Eine Abelsberger Geschichte 881

(RECAP)

469504

Digitized by Google

Seite
Maßlieb! Eine Erzählung des Vetters zu Mühldorf von P. K. Rosegger . 886
In Folge der Annonce. Humoreske aus der Schule eines Gesanglehrers von Josef Lewinsky 891

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Das Kornfeld. Ein Naturbild von P. K. Rosegger 19
Taufnamen. Aus dem Bauern- und Stadtleben von P. K. Rosegger . . . 46
Eintrittskarten in die Alpen! 75
Die drei Berühmten von Alpel. Eine Erinnerung 132
Der „Kegeltod". Eine Volkstype aus Niederösterreich, geschildert von Ed. Jg. Freunthaller 139
Der Almbauer und sein liebes Vieh. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des Gebirgsvolkes von Franz Schlinkert 142
Gegen einen Schandfleck. Ein Denker für unsere Volkslehrer 195
Dämonisches aus dem Volke. Aus dem Leben erzählt von P. K. Rosegger . 200
Die Ziele der Touristik. Von Dr. F. Standfest 287
Der Einleger, oder was „'s Nullerl" bedeutet. Eine Schilderung aus dem steirischen Volksleben von P. K. Rosegger 292
Die Schützen im Höllenthal. Mitgetheilt von Th. Vernaleken 309
Volkssagen aus Oberösterreich. Mitgetheilt von K. A. Gloning 311
Der Bauer. Eine Volkstype aus Nieder-Oesterreich, geschildert von Ed. Jg. Freunthaller 365
Eine Alpenfahrt 371
Der Meichelbumhof, oder wie es bei bäuerlichen Erbschafts-Angelegenheiten zugeht. Eine Schilderung von P. K. Rosegger 443
Mein alter Schulmeister. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger 455
Ein Nachtmarsch. Erzählt von Dr. Rudolf Tyrolt 462
Das Hirtenmodell. Aus der Sommerfrische eines Malers, mitgetheilt von P. K. Rosegger 504
Unter den „Ratschern". Eine Jugend-Erinnerung von Ed. Jg. Freunthaller 534
Krieglach. Ein Spaziergang in der Heimat von R. 538
A wenkerl a Hamur, a wenkerl. A kloani Tratschlerei in da steirischn Gmoansproch 545
Das Erdbeben im Mürzthal in der Nacht zum 1. Mai 1885 758
Die Samstagsnacht, und vom Gasseln und Fensterln in den steirischen Alpen . 785
Die Urväter der Tiroler. Von J. K. Lecher 790
Der Spielgott. Eine Volkstype aus Niederösterreich, geschildert von E. J. Freunthaller 897

Cultur- und Naturgeschichtliches, Essays, Plaudereien.

Das Problem unserer Zeit. Von H. George 30
Wirkungen des Schrecks 72
Gelehrter und Hofnarr. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Emil Soffé 118
Dem alten Volkslied eine Gasse! Von P. K. Rosegger 149
Ueber Gastfreundschaft 153
Vierte Bergpredigt, auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel gehalten von P. K. Rosegger 194
Das Glück, kein Glück zu haben. Plauderei von Helene Stökl 209

Digitized by Google

Seite

Die Freundinnen. Aus dem Italienischen des Edmondo de Amicis übersetzt von Robert Hamerling 263
Der Portier mir gegenüber. Plauderei von Fritz Lemmermeyer 269
Von dem Zustande unserer literarischen Organe. Ein Feuilleton v. Hans Malfer 277
Vom Herzen — mit Schmerzen — ein wenig oder gar nichts. Humoristische Vorlesung von Karl Morre 302
Das deutsche Schauspielhaus 308
Großstadt — et caetera. Von P. K. Rosegger 344
Was berühmte Zeitgenossen über die Judenfrage sagen 348
Eine Zuschrift in Sachen des Volksliedes 391
Ein Besuch auf der Sternwarte. Aus den Spaziergängen durch das Reich der Sterne von M. Wilhelm Meyer 423
Ein Christ in der Synagoge. Von Hans Malfer 435
Aus der Mappe eines Idealisten. Von Gerhard von Amyntor 438
In Hemdärmeln. Aus „Jung-Wien" von Eduard Pötzl 470
Das verluderte Theater 514
Bekenntnisse aus meinem Wettleben. Plaudereien von P. K. Rosegger . . . 520
Ueber Briefschreiben. Von Karl von Brunck 525
Bei hohen Herren. Erinnerung aus den Märztagen von Alfred Meißner . 589
Maria in den Rosen. Eine Maifahrt von Hans Malfer 603
Grüß Gott! wenn's erlaubt ist. Von K. 610
Eine Vortragsreise nach Hamburg. Schilderung von P. K. Rosegger . 614, 690
Frühlingsschnee. Ein Zwiegespräch zwischen Kindern 630
Darf der Lehrer die Schulkinder körperlich züchtigen? Eine Erwägung . . . 673
Volksschule und Schulgarten. Von Prof F. Pleß 677
Wie lange können die Großstaaten die Militär-Last ertragen? Von M. Haushofer 681
Offenes Schreiben an den Bischof 704
Kleine Auslagen 706
Gib uns heut' unsere tägliche Arbeit! Eine Bergpredigt von P. K. Rosegger 763
Das gemüthliche Wien 767
Aus der Notizenmappe. Von Robert Hamerling 836
Gebt dem Sonntag eine Seele! Eine zeitgemäße Aufforderung von P. K. Rosegger 842
Ein Wort für das deutsche Kirchenlied. Von P. K. Rosegger 846
Etwas vom Briefschreiben. Von Oskar Welten 848
Die Franzosen in Leoben 852
Von der Unzweckmäßigkeit unserer Zimmereinrichtung 909

Land und Leute, Charakterbilder.

Wie lebt unser Kaiser und seine Familie? 26
Die rothen Wildlinge drüben. Skizze v. J. Hofer 40
Der lange Rauk. Ein Bericht aus der Sommerfrische 52
Wie unsere Brüder in Siebenbürgen ihre Todten bestatten 124
Eines Ausländers Wort über die deutsche Kaiserfamilie 151
Ein Winterabend im Böhmerwalde. Ein Volksbild von Johann Peter . . 206
Berlin im Winter. Von Paul Lindenberg 272
Eine Wallfahrt an's Meer. Wanderskizze von P. K. Rosegger 282
Das Gerichts- und Strafwesen in den Vereinigten Staaten. Von A. Delys 355, 429
Volkstypen aus dem Böhmerwalde. Von Johann Peter 450, 529, 624

Digitized by Google

Seite
Der Raucher. Von M. Gluck 700
Reisebriefe aus dem Norden. Mitgetheilt von A. Görner 779, 855, 913
Venezianer Eindrücke. Eine Skizze von J. Dobernig 861
Der Tower. Historische Skizze von Emil Soffé 918
Der Kaiser von Deutschland zu Hause 942

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Jetzt wollen sich's sogar die Schriftsteller besser machen! Zur Angelegenheit der Leih-Exemplarsteuer von Hans Malser 35
Heinrich Laube. Von Oskar Welten 68
Paul Heyse in seinen neuesten Novellen und Dramen 114
Einige Bemerkungen über einen deutschen Dichter. Von Fritz Lemmermeyer 211
Frost und Flammen. Gedichte von Sophie v. Khuenberg 227
Ein Meisterwerk christlicher Kunst 353
Von einem stillen Alpensänger. Von Josef Erler 377
Alfred Meißner's Lebensgeschichte. Von Emil Soffé 383
Ferdinand Raimund als Schauspieler. Mitgetheilt von Ludw. August Frankl 384
Karl Stieler. Von Karl Erasmus Kleinert 632
Anzengruber als Prosaiker. Von Gust. Andr. Nessel 685
Wenn Dichter beichten 772
Trunkene Liebe. Von Dr. M. Hoernes 776
Lenau im Wahnsinn. Nach Ludwig August Frankl 901
Der Theaterhund. Skizze von C. de Carro 925
Hört er oder nicht? 938
Bücher 77, 157, 230, 313, 396, 477, 556, 637, 713, 797, 875, 945

Gedichte.

Die Affenschule. Eine alte Fabel. Von Robert Hamerling 15
Aus dem Ennsthale. Gedichte von Friedrich Marx 23
Da Spielluny. Eine Gestalt aus dem Volke von Franz Stelzhamer. Aus dem Obderenns'schen in's Steirische übertragen 44
Almrausch. Schnaderhüpfeln aus der gleichnamigen Sammlung v. Dr. A. Werle 65
Bücherumlauf. Gedicht aus dem Italienischen des Edmondo Amicis von Robert Hamerling 75
Rast. Gedicht von Adolf Pichler 76
Die Leichtsinni. Gedicht von R. 76
Es kann Einem wunderlich träumen! Gedicht von P. K. Roßegger 76
Gedichte von Sophie von Khuenberg 138
An Tirol. Zum Eröffnungstage der Arlbergbahn. Gedicht von P. K. Rosegger 148
Der Friedhof der Namenlosen. Von Albrecht Graf Wickenburg 151
Der Poetenwinkel
Dank an die Steiermark. Von Aurelius Polzer 156
Der Traum. Von Anton Nagele 156
Unsterblichkeit. Von Ernst Lányi 156
Das Leben. Von Eduard Grün 156
Ich will das Leben heiter nehmen. Von A. R. Urban 156
In's Stammbuch. Von Z. M. Toskalio 157

Digitized by Google

Seite

Wunsch und Befriedigung. Von Hans Malser 228
Ein Blatt. Von Alfred Friedmann 229
Gedenken. Von Hans Kronberger 229
Wintergedanken. Von Margarethe Halm 229
Das Mägdlein und die Blume. Von Freiherrn v. Schrenk-Notzing 229
Trotzdem. Von Rudolf Bittmann 229
Des Lieutenants Christbescherung. Von Emil von Haberson . . . 230
Es war ein Tag. Von H. Kienzl 474
Das stille Plätzchen. Von Friedrich Groder 474
Menschenlos. Von Otto v. Leitgeb 474
Tröste Dich. Von Freiherrn v. Schrenk-Notzing 474
Auf den Tod des Einzigen. Von Anton Schruf 474
Mädchen mit den Gretchenaugen. Von J. M. Toskalio 475
An die Erde. Von Fritz Lemmermayer 554
Ritornelle. Von Fritz Lemmermayer 555
Abendstimmung. Von Alois Strohmayer 555
Im Reigen. Von Schalk 555
An der Mur. Von Franz Tiefenbacher 555
An die Lobredner des Weines. Von Aurelius Polzer 556
Wandlung. Von Alfred Friedmann 711
Im Hochwald. Von Ludwig Foglar 711
Gebirgsfreude. Von M. Fischer 711
Mein Dörflein. Von J. Peter 711
Es ist jedwedes Weib Madonna. Von Olga Dalwin 712
Glöcklein tönt. Von Carl Wolfgang Schachner 712
Ein Mahnwort. Von L. v. S. 712
Sprüche. Von Karl Walter 712
Bekenntnis. Von Paul Barsch 940
Unter Blitzen. Von Hermann Friedrichs 940
Wüstenwanderer. Von Pius Lindes 941
Die Marterſäule 941
I bei Dir — Du bei mir. Von Hans Fraungruber 941
Rose und Schmetterling. Von J. M. Toskalio 941
Pflat Dih Gott, liaba Wold 175
Hiesel und Liesel. Eine Dorfgeschichte von Heinrich Leuthold 220
Sterben müssen . . . Gedicht von Hermann Kienzl 224
Wer ist mein Feind? Gedicht von R. 256
Gedichte von Franz Stelzhamer, in die steirische Mundart übertragen . . 299
Lieder aus dem „Pathen des Todes“ von Rudolf Baumbach 307
Die Ameisen und die andern Thiere. Gedicht von A. Friedmann 312
Edelweiß und Enzian. Gedichte in niederösterreichischer Mundart v. J. G. Hauer 379
Gedichte von Paul Heyse 382
Am Rhein beim Wein. Gedichte von Emil Rittershaus 388
Dem Verfasser des „Eine Wallfahrt an's Meer“. Von Rudolf Baumbach . 391
Im alten Thurm. Erzählung von John H. Mackay 441
Vater und Sohn. Gedicht von Friedrich Bodenstedt 466
Winter im Gebirge. Gedicht in österreichischer Mundart von J. Moser . . . 471
Wie ist der See so tief! Gedicht von Rudolf Baumbach 550
An Ernst von Wildenbruch. Gedicht von Hermann Kienzl 553
An die Steiermark 561

Digitized by Google

Seite

Ein Kranz Poesie um den Erdkreis. Gedichte aus den Literaturen der Völker, entzogen der Anthologie „Orient und Occident“ von Julius Hart . 596
Einst schlug ich auf ein altes Buch. Gedicht von P. K. Rosegger 629
Der Himmel hat sein Blatt gewendet. Gedicht von Alfred Friedmann . . 632
Am Grabe Karl Stieler's. Gedicht von Paul Heyse 634
Das Märchen vom verlornen Thal. Gedicht von Franz Keim 671
Das Erdbeben in Steiermark. Gedicht von P. K. Rosegger 703
Vorwärts geht's doch. Humoristisches Gedicht von Bartholomäus Hiebler 708
Der Weise und das Weltkind. Von August Silberstein 757
Grüaß Dih Gott, liaba Wold. Gedicht von R. 789
Das Lied vom Birnbaum. Gedicht von Eduard Bergner 796
Waldstimmung. Gedicht von R. 841
Waldlilie. Gedicht von R. 869
Zwei uralte Volkslieder. Mitgetheilt von L. Parisius. 872
Jung Friedl. Gedicht von Hermann Kienzl 900
Vor da Haustoana Kirchn. A Stückl in da steirischn Gmoansproch 935
Alte Weisen. Von E. F. Kastner 944*

Kleine Geschichten, Märchen, Schwänke.

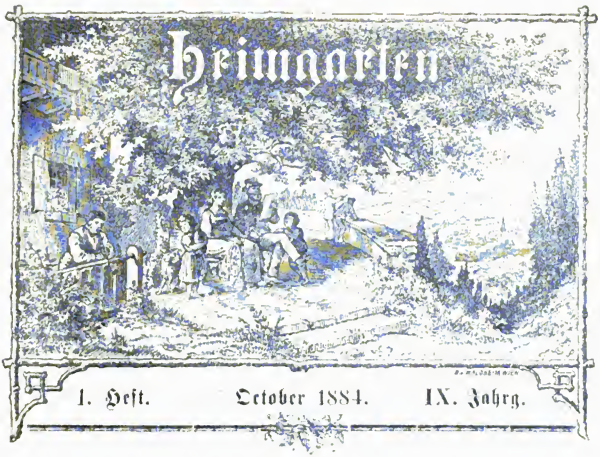
Der Großvater. Genrebildchen 221
Warum das Stift Admont zwölf Dodl versorgt 224
Eine musikalische Dorfgeschichte. Arabeske von Friedrich Hausegger . . . 298
Ein Bekenntnis aus meiner Jugend. Von P. K. Rosegger 305
Bei der Kartenlegerin. Skizze von P. K. Rosegger 389
Lustige Zeitung 393, 475, 873
Das Glücksschweinchen. Eine Erzählung aus dem Eisenbahnleben von Oscar Künl 468
Was sich liebt, das neckt sich. Ein Genrebildchen 472
Der Bortel treibts Handwerk. Ein Wirtshausbildchen von H. A. 554
Heuchler oder Dummkopf 943

Verschiedenes.

In welcher Wagenclasse soll man reisen? 73
Bewahret Euere Schulbücher auf! 223
Männer, Eure Frauen schminken sich! 392
Von einem Volksmanne 551
Aphorismen. Von Maria von Ebner-Eschenbach 634
Ein Narr von der Gattung, von welcher zu wünschen wäre, daß Einer Zehn machte 709
Wie heißen wir auf deutsch? 793
Fremd. Eine Skizze von G. Jelling 866
Die Wochentage im Volksglauben. Von A. Schroot 870
Ungleiche Geschwister. Parabolisches von Ottokar Stoklaska I. 871
Ein Napoleon in Maria-Grün bei Graz 937
Postkarten des „Heimgarten“ 80, 160, 237, 320, 400, 480, 560, 640, 720, 800, 880, 951

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google



Das zu Grunde gegangene Dorf.

Aus den Bekenntnissen eines Emigranten von P. K. Rosegger.

Seit länger als dreißig Jahren hatte ich mein stilles Dreiwalden nicht mehr gesehen. Das abgelegene Bauerndorf im Hochland, im Thalkessel der Eisach, eingeschlossen zwischen drei Waldungen, die sich schier endlos weit hinausdehnten über die Hochebene und über die Berge und den kleinen Ort abgrenzten von Land und Leuten, von aller Welt und der Weltgeschichte.

Von der Weltgeschichte eigentlich doch nicht; es sind Tage gewesen, da das idyllische Dreiwalden aus seinem Pflügen und Wiesenmähen und Viehhegen und Holzarbeiten, aus seinen stillvergnügten Samstagsfeierabenden und frohen Sonntagen wild aufgeschreckt worden ist. — Ich war die Zeit her fort gewesen, sehr weit fort, ich hatte Manches wohl gehört, aber allzuwenig, wie es stand in der Gegend an der Eisach, in der ich als Sohn eines Schulmeisters von Dreiwalden meine erste Jugendzeit verlebt, bevor ich in die Stadt gebracht wurde. In die Stadt, in die Anstalt, wo sie Schulmeister machen, nichts als Schulmeister oder Pfarrersknechte und Kirchenwaschel, wie man damals treffender gesagt hat. Ich habe ja nichts Schlechtes thun wollen, beim heiligen Gott, ich habe es so getrieben, wie Andere auch, die heute Staats- und Hofräthe sind und sonstige Ehrenleute. 's war ja wohl an der Zeit, wahrhaftig, daß wir aufgestanden sind gegen unsere Unterdrücker und Schänder, Seelenschacher und Rechträuber, und es ihnen einmal gesagt haben. Andere haben mit Pulver und Schwert gesprochen, mit Felstrümmern und Waldstämmen, denn die Sprache des Mundes war so lange geknebelt gewesen und ungeübt. Ich trieb's nicht so herbe, als die Anderen, und nun sehe ich, wie unermeßlich schwer meine Last ist. — Sanfter könnte ich sterben,

wenn ich meinem Heimweh nicht nachgegeben hätte . . .

So saß ich eines Tages auf dem moosbewachsenen Lärchenstock im Walde und schaute wohl fast gedankenlahm in die rauschende Eisach. Daß sie sich mit ewiger Gewalt durch diese begrünten Felsblöcke und Gewurzel der Wildnis zwängen muß, daß sie an dem überhängenden Gefilze des Erdreichs dünne Eiszapfen bildet oft mitten im Sommer, weil das Wasser in den stunden- und stundenlangen Schattengründen kaum je von einem Sonnenstrahl getroffen wird — Einer, der von Drüben kommt, hat über wichtigere Dinge denken gelernt, als über solches Kleinleben in der Einsamkeit, mit dem sich Maler und Liedermacher abgeben können. Ja es war schon recht, aber angethan hat er mir's doch, der heimische Waldbach; ich bin gewiß nichts weniger als Poet und trotzdem fiel es mir jetzt ein: sie haben wahrhaftig Recht, diese Leute, die den Wald und das Wasser und die Wolken sprechen hören, als hätte derlei Lungen und Zungen, Kopf und Herz. Sie haben Recht, diese Leute, die ganze Weile schwätzte er mit mir, als ich so dasaß, und wußte weiß Gott was zu machen aus jenen fernen Zeiten, da ich in diesen Bergen als barfüßiger Junge herumgelaufen, das kleine Herz voll Blumen, Vögel, Forellen und bunter Steinchen. Daß Alles doch wieder so lebendig werden kann in einem alten Mann! Es wäre ja gut gewesen, wenn ich nach einer solch' glückseligen Kindheit bei Vater und Mutter und anderen lieben Menschen nun nach einem harten, kampfesheißen Leben nur nicht gar so welteinsam und verlassen dagesessen wäre.

Dann muß ich meinen Kopf gewendet haben und in die Runde geschaut, ob's denn richtig sei mit mir oder mit dem, was mich umgab. Ja, es standen die braunen Stämme da, glatt bis hoch hinan, wo dann zuerst die feinen, dürren Aestlein kamen und dann das schwere, üppig dichte Astwerk, das sich ineinanderlegte und sogar über das breite Bette des giftschtenden Baches hoch hinüberstrebte zu den jenseitigen Fichten, die ihrerseits wieder so bereitwillig schienen, die ganze Eisach grün einwölben zu helfen. Der Wald hat ja das Wasser so lieb und läßt sich ungern das Naß entführen, welches die Sonne, wenn sie niederzudringen vermag, emporlockt in die Höhen der Lüfte. Hinter den Stämmen standen wieder Stämme, und zwischen solchen blickten andere, die noch weiter im Hintergrunde und im Dunkeln standen, bis sich Alles in den mattgrünen Schatten des Hochwaldes verlor.

An einem der rückwärtigen Bäume lehnte eine menschliche Gestalt. Ich hätte sie kaum bemerkt, denn die Kleider derselben hatten die Farbe der Baumrinden, als gehöre sie zu jenen Thieren, denen die Natur zum Schutze statt anderer Waffe die Farbe des Elementes oder Bereiches verliehen hat, in dem sie leben. Aber die Gestalt bewegte sich ein wenig, als wollte sie sich vor mir verbergen. Da sie jedoch sah, daß ich sie bereits im Auge hatte, trat sie hervor und schritt langsam gegen mich her. Es war ein alter Waldmensch, wie sie zur Arbeit gehen in den Holzschlag, zum Kohlenmeiler oder auch auf die Suche nach Heilkräutern, Harz, Ameiseneiern und dergleichen. Der Mann hatte eine tüchtig abgeschundene Lederhose an, welche bis zu den Knien gieng, die nackt blieben, und unter welchen die zerfransten Strümpfe und plumpen Bundschuhe waren. Die Knie blieben bei jedem Schritte stark gebogen, als wären sie so gewachsen; ich kannte das wohl, alle Bergleute gehen so und halten damit aus, ob sie berg- oder thalwärts steigen. Auch die Ellbogen waren ähnlich gekrümmt, wie die harte Arbeit ihre Gesellen eben über und über steif macht. Er trug ein braunes Hemd und die Jacke hatte er über eine Achsel

Digitized by Google

gehangen. Am Rücken trug er einen schmalen Korb, aus welchem hinter dem verwitterten, aber gefederten Hut die Holzstiele von Werkzeugen aufragten. Im braunen, faltigen Gesichtlein staken kleine, graue und lebhafte Augen, eine scharfe, sehr keck hervorstehende Adlernase und ein thurmdeckeliges Tabakspfeiflein. Anfangs meinte ich, er fletsche nach mir her die Zähne, doch was ich für Zähne hielt, das war ein schneeweißer sauber gestutzter Schnurrbart.

Ich hatte eine Freude, als ich diese deutsche Waldgestalt betrachtete, ich blieb sitzen, und als sie herankam, sagte ich: „Gott zum Gruß, Alter!"

„Auch so viel," antwortete er. Dann blieb er stehen, hielt mit der Hand sein Pfeiflein, als sollte es nicht aus dem Mund fallen und schaute mich an.

Er hatte ein offenes, kluges Antlitz, in welchem aber ein gewisses Befremden über mich recht leidlich verdeckt blieb.

„Ihr geht in's Tagwerk," sagte ich.

„So?" versetzte er, „ich denk', dazu thäts wohl ein Eichtel zu spat sein. Ich geh' schon auf den Feierabend."

„Ei ja so, heute ist Sonnabend und Ihr da habt noch Euren Feierabend. Ich habe lange d'rauf vergessen."

„Glaub's eh," meinte der Waldmensch; „der Herr wird halt Einer von denen sein, die alleweil Feierabend haben."

Ich lachte und stand auf.

Es wäre ja recht, setzte er noch bei, er gönne es Jedem. Er habe auch nicht mehr weit dazu. Wenn er nur erst im Himmel ist, legt er sich in's Heu und rastet sich einmal hundert Jahre aus.

„Und dann?" fragte ich, um seine weiteren himmlischen Passionen zu erfahren.

Bishin würde zu Dreiwalden der Dorfwald schlagbar, da wolle er wieder mit anpacken.

Diese Worte sagte er ruhig und ernsthaft, daß man meinte, es sei die volle Wesenheit dahinter. Und schließlich, seine Wesenheit war's ja, ein alter Holzknecht thut's einmal nicht ohne schlagbaren Wald.

„Ihr sprecht da von Dreiwalden," sagte ich, „seid Ihr vielleicht Einer von dort."

„Ich bin Einer von dort."

„Führt Euer Weg dahin, so gehen wir miteinander," schlug ich vor.

„Ein Forstmann oder so was?" fragte er, da er mich neuerdings betrachtete. „Jäger ist der Herr keiner, so viel kenne ich."

Ob wir wohl rechtzeitig hinkämen?

Rechtzeitig wär's immer und nimmer.

Wie er das meine?

„Je, nun halt so. Weil ich mir nicht denken kann, was der Herr heute noch in Dreiwalden will?"

„Wisset, Alter, ich möchte vom Dreiwaldner Kirchthurm wieder einmal das Avemaria-Glöcklein läuten hören."

Der Holzmann lachte heiser auf und sagte: „Wäre schon recht, das."

„Ich bin ein Hiesiger," belehrte ich, indem wir anhuben auf dem Waldsteig, über querlaufende Baumwurzeln oder auf glattem, mit dürren Fichtennadeln bestreuten Boden neben- oder hintereinander dahinzugehen, „bin aber seit vielen Jahren in der weiten Welt gewesen und noch dazu in einer, wo sie nicht den schönen Sonnabendfrieden haben, als wie dahier. Dort achtet Keiner auf ein frommes Abendläuten, dort will man nichts klingen hören, als das Geld."

„Aber," rief der Alte jetzt aus, „zu Freiwalden läutet ja gar nichts mehr."

„Ihr werdet doch nicht auch hier Quäker herbekommen haben, die vom Kirchthurm die Glocken herabgerissen?"

„Das weiß ich nicht," sagte der Alte, der die „Quäker" nicht verstand, „ich weiß nur, daß in Drei-

Digitized by Google

walden gar kein Kirchthurm mehr steht. Auch lange keine Kirche mehr, kein Wirtshaus mehr, nichts mehr. Der Herr wird's sehen."

Das hatte mich nicht gering überrascht. Ich hatte wohl gehört, daß der Ort sehr herabgekommen sei, daß ein Theil der Dreiwaldner Leute sogar ausgewandert wäre, aber so arg! Keine Kirche mehr! Kein Wirtshaus! Weit muß es gekommen sein, wenn dieses letzte Wahrzeichen eines Dorfes fehlt! — Nun, für die Bauern ist's kein Schade, wahrlich keiner!

„Branntwein kann der Herr bei mir haben," sagte der Wäldler, „die Meinige brennt ihn. Aus Moschbeeren und Kranabet. Und gar den Enzianern kann ich anrathen. Wir können ja gleich einen kosten."

Und zog auch schon ein ziegelrothes Thonplützerl aus der Rocktasche und trug mir Schnaps an, während ich ihm eine Cigarre aufnöthigte.

„Aha," meinte er zu dieser, „das ist so ein Schwanzel, wie sie der Burgfelder Amtmann unten raucht. Der steckt es aber gleich in den Mund. Den Tabak bei einem Ort kauen und beim andern rauchen — ich nicht, dazu kann ich mich nicht schicken. Das Gescheitere wird's sein, ich mach's so."

Da hatte er die Havana auch schon zwischen den Fingern zerquetscht, daß die Fetzen auseinanderhiengen und stopfte sie in seine Pfeife.

Wir waren aus dem Hochwald getreten; der Steig führte uns vom Bache ab, an einigen Laubbäumen vorbei durch jüngeren Bestand und an einer sanften Höhe hin. Ein grüner, angerartiger Grasstreifen zog sich vor uns zwischen den buschigen Fichten her, wir Beide giengen schier wie gute Bekannte auf diesem Wege dahin.

„Wir müssen ja doch schon bald zum Plan-Michel kommen," bemerkte ich.

„Sind schon vorüber," sagte der Alte, „dort, wo die Ahorne sind, ist das Plan-Michel-Haus gestanden."

Das Wort gieng mir wie ein Streich durch den Kopf.

„Der schöne große Hof steht nicht mehr!"

„Es ist freilich ein schöner, großer Hof gewesen, lieber Herr; wie ein Gschloß ist er dagestanden und selber mit Scheun' und Stadl, Mühl und Schmiede und dem Ausgedinghäusel und Allem, was dazugehört und herumgestanden ist, ein kleines Dorf gewest. Eine Kugelbahn dabei und ein Scheibenschützenstand, wo die weißen Scheiben und Bretterhirschen auf den Wänden gehangen sind, wenn sich der Herr erinnern kann."

„Ich habe selber einmal in's Centrum geschossen auf dem Stand beim Plan-Michel," sagte ich, „und das ist nicht mehr?"

„Seit zwanzig Jahren nicht mehr."

„Mit Roß und Wagen ist er Sonntags in die Kirche gefahren, der Plan-Michel."

„Und Alles ist ausgewichen und hat ihm zugegrüßt."

„Und er hat vornehm nur so ein wenig mit der Pfeife gedeutet, die er in der Hand gehabt."

„Und die Silberknöpfe, die er auf der Weste getragen — nußgroß!"

„Und im Wirtshaus hat's geheißen beim Nobeltisch: Da ist kein Platz, da ist's für den Plan-Michel."

„Ist der Herrgott gewesen zu Dreiwalden."

„Sein Weib war eine recht Dicke, Große, mit dreifacher Silberkette um den Hals."

„Und das Redhaus, das sie gehabt hat! Wenn Die angefangen, da hat der Erdboden gefiebert im ganzen Eisachviertel."

„Etliche Söhne haben sie gehabt."

„Lustige und brave Jungen. Hat Jeder eine geschickte Hand gehabt und Einer hat sich in der Hausschmieden gar auf die Schlosserei verlegt. In meiner Hütten habe ich eine alte Thür vom Plan-Michelhaus, da ist noch ein Schloß von ihm d'ran. Freilich haben

Digitized by Google

sie es gewußt, daß sie Plan-Michels sind. Alle drei vom Soldatenleben ausgekauft. Jeder einen Tausender! Wenn Die, so für sie gehen haben müssen, nur auch was davon gesehen hätten!"

„Aber sonst wohlthätig!"

„Wohlthätig, das schon. Den armen Leuten ausgeholfen mit Getreide, Fuhrwerk, und hat's geheißen: so lang' auf Plan-Michel's Feldern die Sonnen scheint, verhungert Keiner zu Dreiwalden. Nicht oft wird's geschehen sein, daß er in der Arbeit selber einen Handgriff hat gemacht, aber commandiert hat er seine zehn Knecht' und schier so viel Dirnen, wie ein alter General, und das ist Alles so glatt und genau geschehen, daß man gemeint hat, es arbeitet sich selber. Segen Gottes! hat man vor dem Nummel gesagt, denn er hat Messen gezahlt und aus seinem Sack um Regen oder Sonnenschein beten lassen, wenn's das Eisachviertel zu brauchen gehabt. Den ganzen Isidoraltar mit den zwei goldenen Engeln hat der Plan-Michel allein gestiftet. Ei ja, wohlthätig schon! Und was er gesagt hat, das ist wahr gewest. Sein Wort ist mir lieber gewest, wie Kaisers Fünfguldenstück, die nachher fünfundzwanzig Groschen haben gegolten."

So ergiengen wir uns in Erinnerung an die Plan-Michel-Familie.

„Aber wie es denn kam, daß von diesem stolzen Hofe kein Stein mehr auf dem andern liegt?" fragte ich.

„Ist ja kein Leben mehr gewest, nach dem Nummel, in Dreiwalden," antwortete der Alte. „Die armen Teufel haben freilich dableiben müssen. Die Anderen sind davon. Nur zu früh ist der Plan-Michel abgeflogen, viel zu früh, das muß ich sagen. 's hätt' nicht das schlechte End' nehmen müssen, mit diesen Leuten, 's hätt' nicht müssen. — Wenn ich aber aufrichtig sein darf, lieber Herr, mein Ungarischer ist mir lieber, als wie das Kraut von Eurem Würzel. Nicht, daß ich undankbar bin, 's hat halt Jeder seinen Gusto. Ich sag' rechtschaffen vergelt's Gott dafür."

„Ein schlechtes End'?" fragte ich.

„Ei das nicht, gar nicht," antwortete er rasch, „vertragen thu' ich's schon. Ah so, des Plan-Michel's wegen meint der Herr. Ja freilich, ein schlechtes End'. 's hat Leut' gegeben, die noch gelacht haben dazu," flüsterte er, als wolle er die Bosheit dieser Leute nicht einmal vor den Bäumen ausplaudern. Ich muß sagen, ich habe geweint wie ein Kind, als wir ihn vom Feldburger Armenhaus auf den Kirchhof getragen haben."

Wie so das gekommen wäre?

„Wie so? Weil er zu viel Waldbauer, Kleinbauer gewesen ist, unser Großbauer. Weil er das Eisachviertel für die Welt gehalten, so hat er gemeint, er ist der Fürderste auf der Welt. Hat gemeint, wer in Dreiwalden Kaiser-König ist, der kann auch auf dem flachen Land und überall der Gottsoberste sein. Weil Alles, was so ein Dreiwaldner seiner Tage braucht, vom Schuh bis zur Kappen, von der Schnitten Brot bis zur gebrat'nen Henne, vom Hausgrundstein bis zum Dachbrett — und gar die hölzernen Nägel dazu — weil das Alles und noch viel mehr auf seinem Grund und Boden wachst und gemacht wird, d'rum lernt so ein Mensch ja eigentlich sein Lebtag kein Bargeld kennen und für eine Handvoll Silberthaler vermeint er schon, daß er die Weltkugel pachten kunnt von Georgi bis Michelj. Zum Lachen ist's! Und wie ihm der Graf die zwölftausend Gulden antragt für den Plan-Michelhof, hat's dem alten Esel just 's Maul aufgerissen, und zu schwerer Noth, daß es ihm nicht ist herausgefahren: um die Halbscheid (Hälfte) und er gehört Dein! — Heut' möcht' der Graf den Plan-Michelgrund mit nn's Vierfache weggeben. 's ist ein schönes Fleckel, von der Eisach über den Plan und die sieben Leiten in den Hullgraben hinüber und drüben wieder hinauf bis zum Feichtwald. Ich bin noch nit schlecht auf den Füßen, gottlob, aber in Einem Tag, und wenn's der lang'

Digitized by Google

Hanstag*) wär', getrau' ich mir den Plan-Michelgrund nicht zu umgehen. Um zwölftausend Gulden und zwanzig Ducaten Leihkauf für's Weib! Ein Jahr dürfen sie noch hocken bleiben auf Vaters- und Großvatersgut. Was nicht noch! haben sie gesagt, sind froh, wenn wir weiterkommen von diesem ödweiligen Bergwinkel, wo sich das Heidenvolk und die Rauberbanden umtreiben. Im schönen Bleinthal, wo sie gar schon die Eisenbahn bauen, kaufen wir uns ein Herrenhaus. — Ja, ist schon recht, wie hat's denn ausgesehen, das Herrenhaus? Eine alte Postwirtschaft ist's gewesen an der Reichsstraße, wo Grafen und Fürsten eingekehrt sind und gar der Kaiser Franz einmal über Nacht ist geblieben, und die Postmeister haben alle und alle Tag einen Hut voll Thaler vom Tisch gestrichen. Das Haus ist jetzt um Zwölftausend zu haben gewest. — Wie das ein Anderes ist, als im Hintergebirge, wo alle Wochen ein Hausierer und zwei Holzknechte und drei Bettelmänner am Haus vorbeigehen und sonst Niemand! Wie das eine andere Sach' ist mitten im Marktflecken, der Platz voller Leut', und was für Leut'! und die Kirchenorgel klingt zu den Fenstern herein, wenn der Prälat das Hochamt hält! Da haben sich die Plan-Michelleut' erst einmal sauber auseinandergethan! Die Buben mit goldenen Uhren und alleweil nur Kugelbahn, Scheibenschießen, Kartenspielen, Weibercarassieren; und solche Tugenden kosten dort ein anderes Geldel als zu Dreiwalden. Die Alten sind mit ihrer Herrschaftskalesch' und zwei Schimmeln wie närrisch thalauf- und abgefahren; sollen nur sehen, die Bleinthaler, daß auch vom Gebirg nicht lauter Pfründnerleut' hervorkommen! Ein gutes Tröpfel hat er im Keller gehabt, aber die schneidige Frau Wirtin hat Manchen, der Eins kosten wollt', beim Loch hinausgescholten, wenn er ihr nicht aufstund. Sollt' sich Eins etwan was gefallen lassen von dem Gesindel? sie braucht das Lumpengeld nicht. — Da ist das Kaltenbrunnerhänsel gestanden, lieber Herr," unterbrach sich der alte Holzmann in seiner Erzählung. „Es hat auch zum Plan-Michelgut gehört."

Nichts zu sehen als ein Schutthäuflein vom verfallenen Feuerherd, darüber wuchern Nesseln und ein verkümmerter Hollunderstrauch mit einigen rothen Trauben. Ringsum junger Lärchenwald, mit Eichhörnchen, die sich vor uns gar nicht zu fürchten scheinen, sondern auf ihren hohen schaukelnden Brücken munter dahinhüpfen.

Als wir das hinter uns hatten, erzählte der Alte weiter, wie sich der neue Postmeister und sein Weib zu Feldburg über das viele Volk im Haus bald nicht mehr zu beklagen gehabt hätte. Die Eisenbahn sei fertig geworden; im großen Posthof wäre das Gras gewachsen. Die Wirtschaft hätte doch müssen im Stand gehalten werden; es muß Geld her, wo man es kriegt. In der Sparcasse kriegt man's. Das geht ein paar Jahre noch so hin, aber auf einmal, als die Sparcasse im Grundbuch nachschaut, sagt sie, sie gebe kein Geld mehr, aber sie wolle ein's nehmen. Ist vergantet worden, das Posthaus; die Söhne haben, dieweilen der Hammer fällt, halbbetrunken kugelgeschoben beim Nachbarwirtshaus. — Na freilich, thut der alte Michel, jetzt lachen sich die Leut' in's Fäustel und meinen, wir sind fertig! Wir vom Gebirg werden noch einmal dastehen! Von den drei Burschen der jüngste, der sauberste und bravste, der wird in Feldburg die Frau Bäckermeisterin heiraten. Ein reiches Haus! Eine kinderlose Witwe! — 'Es hätt' sich geschmiegt, wie die Katz' in dem Wollsack; hätt' der junge Herr nur nicht schon einer Andern das Heiraten versprochen gehabt. — Das macht nichts, so genau nehmen wir's nicht, wir vom Gebirg'. Am Hochzeitstag mit der Bäckerin geht

*) Tag Johannes des Täufers, als der längste Tag des Jahres bekannt.

Digitized by Google

die Betrogene in die Plein — das ist ein sehr schönes, klares, tiefes Wasser. Der junge Bäcker hält nun alle Schuld für abgewaschen. Dieweilen kommt eine andere Schuld vor, eine Geldschuld, die fest verbrieft ist, und von der die liebe Bäckermeisterin nichts gesagt hat. Was das für ein Lärmen und Wehgeschrei in der Plan-Michel-Familie gewesen sein soll, als sie mit dem allerletzten Restlein ihres Vermögens den Bäcker loskaufen müssen! Die Söhne haben sich bald darauf zerstreut in die Welt. Hat aber nit viel Gutes von ihnen gehört. Einer ist bei einem Kirchweihraufen erschlagen worden, der Andere, der Bäcker, ist freiwillig zum Militär gegangen, vom Dritten hat man gar nichts mehr gehört. Die dicke Wirtin ist sehr rasch schlank geworden, aber an ihrem „Redhaus" soll sie nichts eingebüßt haben. Sie soll — das gieng schon von ihren silbernen Halsketten — viel in den Wirtshäusern herumgetrunken haben, während ihr Mann krank im Spitale lag. War sie nüchtern, so saß sie bei ihrem Mann in der schwülen Kammer und soll oft gottsjämmerlich geweint haben und gerufen: Du liebes Dreiwalden, Du liebes Dreiwalden, wären wir bei Dir verblieben! — Eines Abends ist sie über die Treppe gestürzt und nicht mehr aufgestanden. — Er soll darauf gesagt haben: Jetzt ist's schon gut, mit mir allein werd' ich leicht fertig, ob wir den Plan-Michelhof gehabt haben oder im Armenhaus gelegen sind, das ist nachher Eins. Aber im Fieber, noch eine Stunde vor seinem Tode, soll ihm doch wieder das Plan-Michelhaus vorgekommen sein, daß er, wie er es sonst an Samstagen gerne gethan, laut hinausgeschrien hätte: Knecht' und Dirnen, hört Ihr, 's ist Feierabendszeit! — „Als wir es," so beschloß der alte Holzer seine Geschichte, „im Eisachviertel erfahren haben, er wäre gestorben, sind unser Viele die Tagreise hinausgegangen und haben Jeder Eins hinabgeschaufelt auf seine weiße Truhen."

Ich muß gestehen, daß mir bei dieser Erzählung etwas schwül geworden war. Zum Glücke lichtete sich der Wald und wir waren auf einem sachten Bergrücken, von welchem aus man nach zwei entgegengesetzten Seiten freie Aussicht hat. Zur Rechten jenseits einer tiefen Thalung bauen sich im blauen Schatten die Waldungen der Hochbrunnerberge hin, die in meiner Jugend schon gestanden waren. Jetzt sind sie bereits für die Axt gereift und an einer der Lehnen geht schon der röthliche Streifen eines Schlages nieder, auf welchem die entrindeten Stämme der Hundertjährigen in Kreuz und Krumm über einanderliegen, von der Ferne zu sehen, wie Zündhölzchen. Weiter in der Tiefe neben Lärchenanflug ist das taubengraue Quadratlein einer Hütte.

„Es ist das Steigerhaus," bedeutete mir der Alte, „sie haben es stehen gelassen, daß die Holzknechte d'rin wohnen können. Ich wohne in der Woche auch dort d'rinnen und bin nur über den Sonntag daheim bei meinen Leuten."

Ich erinnerte mich noch an den Michel Steiger, der zu meinem Vater in die Schule gegangen war und ein kluges Köpflein geworden ist. Er verstand aus Föhrenrinden mancherlei possierliche Figuren zu schnitzen, die er gegen Brotstücklein weggab, weil es bei ihm zu Hause oft etwas schmal mit dem Essen gewesen sein soll.

„Ja, der Steiger-Michel, der freilich!" machte mein Begleiter, „der Steiger-Michel, der lacht uns Alle aus."

„Lebt er noch?"

„Ich denke schon. Ist erst zu letztvergangenen Sonnwenden draußen bei Kalching hernm gesehen worden. — Meine Mutter — Gott tröst' sie, ist jetzt schon dreinndfünfzig Jahr in der Ewigkeit — die hat gern gesagt, wer sich fleißig an's Leiden und Sterben Jesu Christi halten thät', der kund nicht zu Grund'gehen. Beim Michel hat's zugetroffen, beim Steiger-Michel. Als

Digitized by Google

Erstes hat er für die Dreiwaldner Kirchen ein Krippel gemacht, hat's aber nit mehr können aufstellen, ist die Kirchen schon zu früh niedergebrannt worden. Wo das Ding nachher hingerathen ist, das weiß ich nicht. Nach dem Rummel hat der Michel gar nit mehr gearbeitet auf seinem Grund; wär' eh nit viel gewachsen, wie das Gütel schon steht auf der Schattseiten. Da müssen ein paar Leut' schon sackisch fleißig sein, wenn sie d'rauf alle Tag ihr Krümel zu beißen haben wollen. Sein Weib ist auch schon gestorben gewesen. Der Michel hat aber Figuren geschnitzt und Figuren geschnitzt und ein ganzes Leiden-Christi-Gspiel zusammengestellt. Das hat er auf die Krazen genommen, hat daheim Alles liegen und stehen gelassen und ist fort von seinem Häusel, wie die Dirn' vom Tanz.

Seit dreißig Jahren hat er sich nit mehr d'rum gekümmert, ist in der Welt herumgegangen und hat den Leuten sein Leiden-Christi gezeigt und vorgespielt. Ich hab' ihm selber einmal dabei zugeschaut, es war g'rad schön und erbaulich, man hätt's allzeit für eine heilige Meß halten mögen, so erbaulich. — Da hat er die hölzerne Kirchen mit den Tragbändern vom Buckel abgeladen, auf den Tisch gestellt und zu läuten angefangen mit den Glöcklein, die im Thürmel gehangen sind. Dabei ist er schon ganz ernsthaft worden, daß man's gleich gespürt hat: 's ist kein G'spiel, 's ist ein Gottesdienst, und Jeder hat seinen Hut abgenommen, der einen aufgehabt hat. Und wie die große Kirchenthür weit offen ist, da hebt's an. Die hölzernen Mandeln heben an die Händ' auf- und abzuthun, den Kopf zu drehen und hin- und herzugehen, und allerhand Bewegungen machen sie, die nur denkbar sind, daß man meint, lebendig müßten sie sein, die Dinger, 's wär' heilig nit anders möglich. Kniet der Herr Jesus auf dem Oelberg, neigt den Kopf auf und nieder und schwitzt Blut. Daß ihm auf der Stirn die rothen Tröpfeln stehen, so schwitzt er Blut! Schwups fliegt vom blauen Himmel auch schon der Engel herab mit dem Kelch. Nachher d'rauf kommt der Pilatus und bricht seinen Stab, und die Hauben von den hohen Priestern und Pharisäern sind mit ihren Hörnern schreckbar genau wie die Bischofsmützen gemacht gewesen. Bei der Geißelung kommen zwei falsche Juden, einer von links und einer von rechts, da fallen dem Herrn Jesus schon die Kleider vom Leib und die Juden schlagen mit kleinen Beselein auf ihn los, und gar zu verwundern ist's, wie man die blutigen Streich' sieht auf dem heiligen Leib. Nach der Geißlung macht einer der Schergen-Juden eine tiefe Verbeugung vor dem Christus und sagt: Durch Deine heilige Geißlung o Herr, erbarme Dich der armen Seelen im Fegfeuer! — Kann mich recht gut erinnern an etliche von so Sprüchelu. — Und wie nachher d'rauf drei Zimmerleut' das Kreuz daherschleppen und es dem Herrn Jesus auf die Schultern legen, daß es ihn niederdrückt, während er noch so die kleinen Schritte macht, als wollt' er's doch versuchen, bis er auf einmal hinfällt, daß es klappert. Wie der Christus mit dem Kreuz der Mutter Maria und den Frauen begegnet, grüßt er sie mit dem: Gegrüßt sei'st Du Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder! — Nachher d'rauf kommt's zu der heiligen Kreuzigung. Dieweilen ein paar so blutrothe Kerle um's Gewand würfeln, wird der Herr Christi an zwei Schnürlein schon hinaufgezogen und drei falsche Juden nageln ihn an, und wie er sein heiliges Haupt auf- und niederneigt, da werden Einem just einmal die Augen naß. — Ausdeuten kann ich's nit," meinte der alte Holzknecht, während er in seiner Erzählung ganz warm und weichmüthig geworden war, „der Mensch muß es selber sehen, er kann's sonst nit glauben, wie das Alles so verwunderlich zusammengerichtet ist. Nachher d'rauf kommt

Digitized by Google

das Erdbeben, daß allmiteinander klappert, der Herr Jesus fällt vom Kreuze und in's offene Grab hinein. Wie er begraben ist, kommt ein buntscheckiges Mandel flink hervorstolziert, macht vor dem heiligen Kreuz seine Verbeugung, springt vorwärts so weit ers kann und macht mit der Hand das Zeichen, die Leut' sollten Geld in's zinnerne Schüsselein werfen, das anstatt des Weihbrunnkessels an der Kirchenthür steht. Thut's auch gern ein Jeder. — Wohl, wohl, so geht's her bei diesem G'spiel. Der Steiger-Michel, der einen langen Bart hat, steht dabei, hat die rechte Hand alleweil hinter der hölzernen Kirchen drüben, wo Unsereiner nit hinsieht, und die linke Hand hält er mit dem aufgehobenen Finger zum Deuten, weil er Alles in schönen Sprüchelu auslegt, was d'rinnen gespielt wird. — Nachher d'rauf" — fuhr mein Berichterstatter fort — „ist's, daß die Leut' aneinandergehen wollen, da sagt der Michel, jetzt thät' erst noch die D'raufgab' kommen und gute Christen sollten auch an die Auferstehung denken. Da ist wieder das Erdbeben, das Grab springt auf und der Herr Jesus steht mit einer schönen Fahn' da und hat einen goldenen Schein und neigt in Freuden sein Haupt. Und läuten die Glöckelein. Und wie das ist, thut sich gäh auch ein anderes Grab auf und da steigt ein Bauernweibel heraus, schaut gegen den Michel hin und der läßt ihr sagen: Durch Jesu Leiden und Auferstehn werden wir uns wiedersehn. — Wer es nicht so weiß, dem sagt er's nicht, daß diese Person sein verstorbenes Weib ist. — Auf ja und nein ist Alles verschwunden, nichts ist mehr da, als wie das Osterlamm und der Michel sagt: Nun hab' ich die Ehr' und Gnad' gehabt, Dir zu zeigen, frommer Christ, wie unser lieber Herr gestorben und erstanden ist und ich bitt' um ein kleines Trinkgeld, was der gute Willen ist."

Wir lachten alle Beide, während ich noch sagte: „Zum Lachen ist es eigentlich gar nicht."

„Nein, freilich ist es nicht zum Lachen," gab mein Alter lachend bei, „und es lacht auch kein Mensch. Just er selber kann lachen, der Leiden-Christi-Michel, wie sein Spitznamen ist, er selber kann's und wird's, soll sich ein gutes Sachel erworben haben. Hat schon viel vor hohen Herrschaften gespielt; auch vor dem Feldburger Prälaten. Der soll aber nach dem G'spiel den Michel einmal auf die Seiten gezogen und gesagt haben: Du Mann, wenn Du mir den hohen Priestern nicht die Hörner abschneidest, so laß ich Dich einsperren!" —

Das ist nun also die Geschichte vom Michel Steiger gewesen, dessen Haus dort unten im schattigen Waldthale steht, zu dem er gar nicht mehr zurückkehren will, weil sich ihm die Hausiererei mit dem Automaten-Theaterchen weit besser verlohnt, als der Grundbesitz im Eisachviertel.

„Wie sich doch der Weg kürzt beim Plaudern so," meinte nun der Alte; „gelt, wir schwatzen daher, als thäten wir alte Bekannte sein. Mein, wenn Einer so alt wird, als wie der Baumhackel-Thomerl — schaut's, das ist wieder mein Spitznamen, 's hat Jeder den seinen bei uns — weil ich halt mein Lebtag nichts als Baum gehackt hab'; nu, wenn Einer dabei so alt wird, der weiß schon ein Körbel voll, und fällt ihm oft so viel ein, daß er sich selber verwundert, wie viel ihm einfällt."

„Wenn Ihr noch was wißt, von den Dreiwaldner-Leuten, ich höre Euch schon zu," sagte ich.

„Daß es dem Herrn nicht langweilig wird!" meinte er, „nu, meinetwegen, junge Leut' schlafen gern, alte Leut' schwatzen gern."

In unserer linken Hand hatten wir das Engthal, in welchem die Eisach floß, von der wir herangestiegen waren, und jenseits die Berglehnen, Alles voll Wald, nichts als jungen Wald, auf dessen höhere Partien die abendliche Sonne schien und über den ganzen Bergzug einen goldenen Hauch legte.

Digitized by Google

Das Rauschen des Wassers war nur mehr zu hören, wenn man daran dachte. Vom jungen Bestande herüber bellte ein Reh, ein ferner weicher Ton, der anmuthig in den Lüften verklang. Sonst war Alles im stillen Feierabendfrieden, den ich in meinem Leben noch nicht so empfand, als an diesem Tage. Die Gegend war mir nahezu fremd, ich fand mich nicht mehr zurecht. Die Berge schienen mir weit niedriger, als in meiner Kindheit, und die Wälder größer. Mein Begleiter zeigte auf die jenseitigen Berge hinüber: „Dort wo der kleine Auger liegt, ist das Ehrenpreis-Haus gestanden. Dort wo die schwarzen Tannen hoch aus dem Anwachs hervorstehen, ist der Hof des Simmerl im Greith gestanden. Dort ganz oben auf der Bergschneide, wo ein einziger alter Fichtenbaum in den Himmel hineinsticht, haben der Rad-Sepp und der Rad-Urban ihre Häuser gehabt. Die Radhäuser sind beim Rummel niedergebrannt worden. Die Leute haben mit Hüttenbauen wieder neu anfangen wollen, aber bald gesehen, in Dreiwalden ist nichts mehr zu machen. Haben Grund und Boden dem Grafen verkauft, was er gibt dafür, müssen sie nehmen; besser als daheim zu Grunde gehen, ist Dienstknecht sein in der Fremde, oder Soldat, oder Eisenbahnarbeiter, oder was immer. Ausgewandert sind sie, die verheirateten Leut', Eltern und Kinder zusammen. anzuschauen, wie die Zigeuner, die Ledigen jeder für sich, der Eine dahin, der Andere dorthin. Haben die Wenigsten was mehr von sich hören lassen, werden wohl die Mehresten schon gestorben sein. Den Rad-Urban hat ein hiesiger Holzknecht draußen im Bleinthal begegnet. Um eine kleine Gab' ist ihn der Urban angegangen, wie er's aber gesehen, 's wär' ein alter Bekannter, hat er sich eilends umgewendet, den Hut in's Gesicht gedrückt und ist seines Weges gegangen."

Nun wollte ich fast schon sagen, der Baumhackel-Thomerl möchte aufhören, wenn wir nicht auf einmal vor einem alten Holzhause gestanden wären, das mit seinen kleinen Glasfenstern noch ganz wohnlich ausgesehen hätte, vor dessen verwitterter Thür aber eine üppige Menge von Ampferblättern und Nesseln wuchs. Auch legte sich dieses Kraut um das ganze Haus herum und über den Platz davor. Der Stall, der etliche Schritte vom Hause stand, hatte aber kein Dach mehr, nur daß noch einige Knie des Dachstuhles aufragten. Oben auf dem Rande der Zimmerung wuchs Gras, aus welchem etliche grüne Kornähren aufstanden und in der Luft wiegten.

Mein Alter blieb stehen, deutete auf das öde dastehende Gebäude hin und erzählte, das wäre das Kühschlagerhaus; einer der kleinsten Höfe in Dreiwalden und just so hoch verkauft worden, als der herrliche Plan-Michel-Hof. Weil viel später, da die etlichen Bauern, die noch dagewesen, schon gemerkt haben, wo der Himmel das Loch hat.

„Das wäre einmal was Besseres," meinte ich.

„Ja, wem's gefällt," sagte der Alte. „Der Kühschlager ist schon vorch ein grimmiger Kartenspieler gewest, aber kreuzerweis, kreuzerweis, weil ihm dahier sonst Keiner hätt' helfen können. Mit dem Geld vom Hof ist er eilends hinaus, nach einem halben Jahr ist er fertig gewest. Wie sich aber der Michel in seiner Kunst draußen hat verbessiert, so hat's der Kühschlager in der seinigen gethan. Mit den Spielkarten gehen wir hausieren, markieren uns die Blätter, lassen zuerst gewinnen, was weiß ich, ich versteh' nichts davon. Was der schon gesessen ist, der Kühschlager, wegen Falschspielen! — Sein Weib ist die Fromme, hat andere Straßen. Was das für ein arbeitsames Weibel ist gewest! Ihre zwei Händ' allein hätten eine Familie erhalten auf dem Kühschlagerhof; 's ist ein guter Korngrund, sonnseitig. Aber wie sie wahrgenommen hat: ihr Mann ist auf Irrwegen, da hat sie

Digitized by Google

sich auf's Beten verlegt, und kann sie ihn schon vor dem Arrest nicht schützen, weil ihn halt der böse Feind so höllisch reitet, vor dem ewigen Feuer will sie ihn bewahren, besser kann sie die ehelich' Treu' nimmer halten. Zu Wundercapellen und Gnadenkirchen hat sie sich versprochen seinetweg', und wie er mit seinen Spielkarten umzieht, so wandert sie mit dem Rosenkranz. Dabei nimmt sie auch Bestellungen an, denn bei ihrer eigenen Sach' schaut nit einmal das Salz zu der Suppen herans, und alleweil betteln ist halt doch auch wohl bitter, versteht sich. Wenn sich also wer von wegen einer Krankheit oder Feuersbrunst oder anderen Unglücks halber wohin verlobt auf einen Wallfahrtsort, und es reuet ihn nachher, wenn die Noth vorbei ist, und er mag nicht gehen, weil's zu weit ist, oder 's thut ihm 's Geld dafür weh, so gibt er der alten Kühschlagerin etliche Silberzehner, wenn sie einmal rechten Orts in die Nähe kommt, sie soll die Wallfahrt machen auf seine gute Meinung. So reiset das Weibel allerweg in solchen Aufträgen, ist in Mariabruck zu sehen und auf dem heiligen Berg, ist gut bekannt mit der Mutter Gottes auf der grünen Au und mit derselbigen im süßen Brunn und mit der in Maria Lärch und mit den anderen. Nur mit der Maria unter dem Baum ist sie nicht zufrieden. — Das ist eine Kapelle draußen auf der Raith, steht unter einer Eichen und ist das Weibel einmal vor derselbigen gekniet und hat um Gotteswillen gebeten für ihren armen Mann; sie hat lange schon nichts Schlechtes mehr von ihm gehört, vielleicht bessert er sich doch mit Gottes Hilf'. Sie ist noch nicht aufgestanden gewest vom kalten Stein, so hört sie was fluchen, daß sie meint, Himmel und Erden müssen schon fest gebant sein, daß sie nit einstürzen bei so einem schreckbaren Fluchen. Und wie sie umschaut und denkt: heilige Jungfrau, verzeih', daß ich beim Beten umschau': treiben die Fanger nicht ihren Mann vorbei?! — Wenn ich Du wär' gewest, sagt nachher d'rauf das Weibel zur Mutter Gottes, und Du wärst mir so gut und bittweis kommen, wie ich Dir, ich glaub' nit, daß ich Dir das hätt' anthun mögen! — Und soll die arme Haut voll Jammer dem Ehemann nachgegangen sein. Sie hat's aber gar nicht Vielen vertraut, wie wirksam ihr Beten ist; wenn sie die Kundschaften verliert, so ist das wieder ein neues Unglück. — Begegnet sie mir wo, so lang' ich ihr einen Viererbatzen und sag: wenn Du einmal auf Zell kommst, der Baumhackel-Thonnerl laßt die liebe Frau schön grüßen, er hat nit Zeit, daß er kommt und ist schon ein viel zu alter Schragen für den weiten Weg. Aber Abends vor dem Einschlafen denkt er auf Dich. — Für's erstemal, wie ich so gesagt, ist die alte Kühschlagerin ganz schämig worden, so daß ich geschwind hab' beisetzen müssen: nicht auf Dich, auf die liebe Frau in Zell denkt er — verstehst?"

Das verlassene Kühschlagerhaus hatten wir nun längst hinter uns, der Weg gieng sachte abwärts wieder dem Wasser zu. Der Fichtenwald hatte sich verloren, es standen nur noch verknorrte, verkümmerte Stämmchen da, über und über voll grauer Flechtenbärte und Harznarben.

„Das ist noch ein Bauernwald," bemerkte mein Begleiter, „so schaut er aus, der Bauernwald. Das kommt von dem Schneiteln, weil sie den Bäumen alle sechs oder sieben Jahre einmal die schönsten Aest' herabhacken für's Vieh. Seit länger als zwanzig Jahren hat sie jetzt kein Bauer mehr angerührt, aber sie erholen sich nimmer, sie stehen da, schier wie sie beim Rummel dagestanden sind, und werden so dastehen, bis sie umfallen. — Das ist Bauernwald, lieber Herr."

Mir war nun die Gegend nicht mehr so fremd. Diese Baumzwerghalden blieben auch zurück und auf einmal war mir jetzt der Weg, als wäre

Digitized by Google

ich ihn erst gestern gegangen. Es war der feste, graue Sandboden auf dem Weg und dort und da schaute Felsgrund hervor, nebenhin das niedrige, lichtgrüne Heidekraut mit den blauen Beeren und die weißen Birkenstämme mit ihrem luftigrieselnden Blattwerk.

„Wir sind schon in den Birken," sagte der Alte, denn so hieß diese Sandhalde.

„So müssen wir doch bald nach Dreiwalden kommen."

„Wird nicht mehr lang' drauf währen."

„Jetzt möchte ich doch wissen," sagte ich, bin still gestanden und habe auf ein hohes, graues Gemäuer hingeschaut, das hinter Birken und jungen Lärchenbeständen in einem schmalen Viereck aufragte und ein paar große Löcher in sich hatte, „jetzt möchte ich doch wissen! Ich kann mich nicht erinnern, daß bei Dreiwalden eine alte Burg gestanden wäre! Was soll denn das für eine Ruine sein?"

„Das ist ja der Dreiwaldner Kirchthurm," belehrt der Alte; „schaut einmal, von da aus sieht man ihn schon besser."

Da standen wir auch schon vor dem Gemäuer, an dem sich nur theilweise der Mörtel gelöst und die ungehauenen Steine bloßgelegt hatte. Die glatten Stellen waren genau wie Felsen und hatten dunklere Flecken, auf denen Moos oder Geschwämme wuchs. Aus den Fugen und Spalten aber wucherten Erl- und Birkenzweige und anderes Strauchwerk. In einem der Fensterlöcher stand ein junger Fichtenbaum so gerade und munter da, wie einst der Meßner-Toni, wenn er die Uhr aufzog und bei dieser Gelegenheit auf das Fenstergesimse stieg und über die Hausdächer hinschaute. Vom Zifferblatte der Uhr war nichts mehr da, dasselbe war einst aus dem steilen Schindeldache in vier Vorsprünge herausgestanden; vom Dach war auch nicht mehr ein Köhlerchen zu sehen. So ragte die Thurmmauer auf wie ein hohler Zahn. Hinter derselben standen noch Theile der Kirchenwand, andere Theile waren umgefallen, und an Allem das dichte Strauchwerk unwirtlich aufwuchernd, als beeile es sich, diese Spuren einer andern Zeit endlich ganz und gar einzuhüllen.

„Wenn wir Dreiwaldner einmal sonst nichts zu essen haben, so gehen wir in die Kirchen — Schnecken klauben," sagte der Thomas.

Jetzt wurde ich aufmerksam auf diese Thierchen, wie sie am Mauerwerk, auf dem Schutthoden, im Grase, an den Stäben der Birken und des Hollunders und überall klebten.

„Ich wüßte kein Geschöpf Gottes," bemerkte der Thomas, „das so gut in's Dreiwalden thäte passen, als wie die Schnecken. Weil die ihre Häuser selber mit auf dem Buckel tragen."

Nun sah ich mich unwillkürlich um nach den Häusern des Dorfes. Es war doch seltsam, es war doch seltsam! Wir strichen um wie in einer Wildnis. Der Steig, den wir verlassen, zog sich holperig unten am Rande der Eisach hin, sonst überall Buschwerk auf den kleinen Hügeln. Die Hügel waren Schutt, aus dem dort und da ein morscher Zimmerbaum, ein verkohlter Balken hervorstand. — Daneben und darüber die breiten Blätter des Huflattich, des Sauerampfer, gegen den Bach hin, wo einst die kleinen Wieslein gelegen, das Dickicht der Farrenkräuter und Germen. Die meisten Häuser waren aus Holz gebaut gewesen. Am größten waren die Steinhaufen, wo der Pfarrhof und die Schmiede und das Bäckerhaus gewesen. Wo das Schulhaus gestanden sein mochte? Ich suchte lange nach einer Spur desselben und konnte nichts finden. Der alte Thomas vermochte sich an's Schulhaus kaum zu erinnern. Ich wußte, daß es etwa fünfzehn Schritte vom Pfarrhofe gegen die Kirche hin gewesen war; aber an dieser Stelle standen so hohe und kräftige Fichtenbäume, daß sie schier unmöglich

Digitized by Google

jünger sein konnten, als ich. Sie mußten aber viel jünger sein — und waren es auch. An den anderen Stätten, an den eingesunkenen Herden, an den fast unkenntlichen Resten der Oefen wuchs der Holler mit seinen rothen Beeren, der überall so gerne steht, wo einmal Menschen gewohnt haben. Wir wanden uns durch Erl- und Haselnußgebüsch, unter welchem Eidechsen dahinrieselten.

„Ein wenig Acht geben, wo der Herr auftritt," sagte der Alte, „den Hirzel-Buben vom Neuschlag hat erst vor etlichen Tagen dahier eine Natter gestochen. Wohl eilends — und so viel ist er gewesen, daß er sich beim Bach die Wunden ausgewaschen hat, aber der Fuß ist alsbald so dick worden wie ein braver Stegbaum, und wenn der Hans-Knecht nicht zum Glück vorbeigeht und den Hirzel-Buben weiterschleppt, so muß er liegen bleiben."

Ich wollte meine Beine beide zugleich an mich ziehen, mir war, als schlinge sich schon etwas um den Schenkel; es war aber nur das stachelige Gewinde der Brombeersträuche.

Unter der Erde, wo die Keller gewesen, möchten wohl noch hohle Räume sein, wo sich derlei Gezücht aufhalten könne. Marder und Füchse über genug; vor Kurzem sei dahier auch ein großer Wolf gesehen worden, wohl um als Quartiermacher die Gegend auszuspähen; es möchte ihm nicht übel gefallen haben. — Nachher kommt der Bär, mit dem beginnt Dreiwalden, mit dem wird's enden.

„Vor etlichen dreißig Jahren," meinte der Thomas, während er sich mit seinem Stock langsam vor mir her durch die wuchernde Wildnis half, „wie dahier die ganzen Leut vom Eisachviertel neben einander gestanden sind und ihre Pfeifen haben geraucht und den Weibern Meth haben gezahlt beim Lebzeltstand — da hätt' man's wohl nit vermeint, lieber Herr, daß es einmal so sollt ausschauen! Ja freilich, am Kirchweih-Sonntag, am Isidortag, wo wir den Markt gehabt haben, ist dahier der Kirchplatz gewesen."

Jahrhunderte lang der Tummelplatz von Menschen, Märkte, Spiele, Hochzeitszüge, Leichenbegängnisse, Processionen, Faschingsbelustigungen, Leben, Handel und Wandel in aller Form, Schauplatz der Geschichte und Geschicke vieler Geschlechter — und nach wenigen Jahren nichts mehr, als Strauch und Baum und Wildnis!

„Ja," bemerkte der alte Holzknecht, „der Mensch ist leichter auszulöschen auf Erden, als man glaubt."

Sonnseitig hin, wo die kleinen Hausgärten gelegen, in denen auf Kohlenbeeten der grasgrüne Salat schmal in die Höhe wuchs und daneben immer etliche Nelkenstöcke mit ihren reifgrauen Stengeln und purpurnen Blüten standen, waren wieder die Nesseln und Ampfer, und Schierlingsgewächse darunter. — Beim Bäckerlois zu Dreiwalden war einmal ein schönes Kind daheim, das hat im Garten die schlanken Stämmlein leicht an einen Stab gebunden, daß sie sich nicht an die Erde sollten legen. Da stand der Student am Gartenzaun und sagte nicht allzu laut ein schönes Wort hinein auf die Gärtnerin. Sie hat von den Stämmlein eins gebrochen und es dem Studenten über den Zaun gereicht, während sie ihr Auge zu Boden schlug und roth war. Am Stämmlein war eine der hellen, zartgezackten Nelkenblüten offen, daß sich aus dem Innern die weißen Fädlein herauswanden, zwei andere waren noch in Knospen. —

Ob ich diese Erinnerung laut vor mich hingesagt hatte, oder nur gedacht, das weiß ich nicht. Der Alte blieb stehen, schlug mit dem Stock auf einen Steinhaufen und sagte: „Dahier ist beim Rummel ein Mensch zu Grund' gegangen. Die schöne Tochter des Bäckerlois. Die Mannsleut' sind dazumal ja gewest, wie die Vieher — nu ja, wenn Einer wie ein Thier hin ist wenn er stirbt, hat's geheißen, so

Digitized by Google

soll er auch wie ein Thier leben, so lang er lebt. Kein Weibsbild ist sicher gegangen. Der Bäckerischen haben sie schon gar scharf nachgestellt und wird sie sich auf dem Dachboden versteckt haben. Nach der Feuersbrunst hat sie gefehlt und ist in der Aschen ein verkohltes Klümplein gefunden worden. — So, jetzt sind wir wieder herum. Das ist noch ein Grund von der Kirchhofsmauer. Schau, da haben wir schon wieder eine Schnecke."

Da war seit Langem, Langem kein Spatenstich mehr gethan worden. Wo sie jetzt ihre Todten hinthäten? war meine Frage.

„Wir haben nit viel. Alle Jahr Stuck ein drei, wenn's hoch geht. Da binden wir die Truhen auf ein Paar Baumstämme, steckt Einer voran seinen Kopf in's Joch, Einer hinten, und machen uns auf die Reise."

„Wohin denn?"

„Mit der Frühsonne — wenn's Sommer ist — sind wir im Sterbehaus beisammen und um die Mittagszeit stehen wir auf dem Feldburger Freithof, denn wir Dreiwaldner Ueberbleibsel zugetheilt worden sind."

„Auf dem weiten, schlechten Weg, da mag der Todte wohl recht durchgeschüttelt werden!?"

„Ist uns noch Keiner lebendig worden unterwegs. — Nun sind wir aber müd'," setzte der Thomas bei, „und wollen doch einmal in's Wirtshaus gehen."

Wir kamen an eine Stelle, wo es sumpfig war und unter Lattichblättern ein Wässerlein rann. Es quirlte gurgelnd aus dem Boden auf und der Alte belehrte mich, es wäre der Dorfbrunnen, der dazumal aus zwei Röhren in den Trog geronnen. — Am Brunnkopf habe man sich gern hingesetzt und mit der alten Clara geplandert, die daneben ihr Semmelstandlein gehabt. Dann sei denn fast auch allemal der Kirchen-Hansel — der Wirt — aus seinem Hause hervorgekommen, habe die Hände an seiner blauen Schürze abgewischt und darauf aufmerksam gemacht, daß der Wein gesünder wär' als das Wasser. Später, wie in seinem eingestürzten Keller die Sonne hinabgeschienen, sei man aber d'rauf gekommen, daß der Kirchen-Hansel auch in seinem Keller ein klares Wasserbrünnlein gehabt habe, und würde im selbigen Wirtshaus wohl manchesmal das Wunder von Kana in Galiläa gewirkt worden sein.

Wir setzten uns auf einen flachen Stein. Ich hatte in meiner Ledertasche, die ich mit dem Riemen über der Achsel trug, einige Nahrungsmittel bei mir. Mit diesen bewirtete ich nun meinen Weggenossen, der mir einen so seltsam erbaulichen Spaziergang bereitet hatte. Mir war nicht nun's Essen, ich wußte selbst nicht warum.

„So so!" machte der alte Holzknecht, wenn ich das wegessen soll, nachher d'rauf muß der Herr schon mitgehen in mein Häusel, daß ich ihm's abstatten kann. Dort drinnen vom Steg an, wo das Wasser aus der Schluchten rinnt, drei Büchsenschuß weit steht's."

Er aß mit guter Lust und bemerkte, daß derlei Bissen halt was Seltsames wären im Eisachviertel. Der Graf, wenn er in die Gegend käme und im Walde herumgienge mit seinem großen Hunde, der hätte auch allemal so was bei sich, wüßten die Leute zu erzählen.

Gebratenes Kalbfleisch war es, was der Alte mit solchen Ehren überhäufte.

„Mein lieber, alter Thomas," sprach ich nun, „der Abend ist gar zu schön, wir wollen ein Weilchen hier sitzen bleiben und Ihr erzählt mir."

„Ich soll Euch noch erzählen," rief er. „Nachher muß ich wohl mein Jackel an den Leib streifen, 's wird kühl."

Er that's, ich war ohnehin verwahrt.

„Ja freilich," sagte ich, „was Ihr mir bisher gesagt habt, das war nur

Digitized by Google

das Kreuz vor der Kirche oder der Spruch vor der Predigt. Ihr habt mich mit den Geschichten, wie die Dreiwaldner-Leute ausgewandert sind, sehr neugierig gemacht. Jetzt möchte ich auch wissen, warum sie fort sind."

„Und das weiß der Herr nicht?" rief der Alte und zog die Hand mit dem Stück Fleisch, das er eben in den Mund stecken wollte, wieder zurück. — „Das weiß er nicht? Ist ein Dasiger, wie er sagt, und weiß vom Rummel nichts?! Nein, nein, der Herr foppt mich nur und macht ihm Unterhaltung, wenn der Alte, der die Red' nit so setzen kann wie die Holzscheiterungeschlacht daherschwatzt, wie er's halt weiß, daß es geschehen ist."

„Es geht mir nicht um Unterhaltung, lieber Alter, ich bin viele Jahre lang in der Fremde gewesen, komme jetzt fast geradewegs von der Eisenbahn und weiß nichts Rechtes. Erzählet mir, es muß sich was Schreckliches zugetragen haben zu Dreiwalden."

„Ja, Herr," sagte er, ergriff mit seiner rauhen Hand meinen Arm und schaute mir fast traurig in die Augen, „es hat sich was Schreckliches zugetragen."

(Schluß folgt.)

Die Affenschule.

Eine alte Fabel. Von **Robert Hamerling.**

(Diese kleine Skizze bildet einen Bestandtheil des siebenten Gesanges der unvollendeten epischen Dichtung „Homunculus", von welcher der erste Gesang aus dem von K. E. Franzos herausgegebenen Oesterreichischen Dichterbuch dem Publikum bekannt geworden. Nachdem Vieles weggelassen worden, was, aus dem Zusammenhange des ganzen Werkes gerissen, unverständlich bliebe, wird der einfache und harmlose Rest der Nachsicht des Lesers empfohlen. Auch der Schluß, um dessentwillen sich das Fragment hier als „alte Fabel" gibt, wird im Epos selbst eine andere Wendung nehmen.)

Nach so trauriger Erfahrung
Sah nun wohl der edle Munkel,
Daß nicht viel mehr anzufangen
Mit der gegenwärt'gen Menschheit,
Daß sie welk und abgestanden,
Und verderbt bis in die Knochen.
Kam daher auf den Gedanken,
Sich für seinen Zweck ein and're,
Taugliches Geschlecht von frischen,
Unverdorb'nen Lebewesen
Allgemach heranzubilden.
Erst verfiel er auf die Wilden,
Auf die Kaffern, Hottentotten,
Auf die Indianerstämme.
Doch es bracht' ein ihm sehr werther,
Höchst intelligenter Affe,
Den er hielt in seinem Hause,
Ihn auf die Idee, es lieber
Zu versuchen mit dem Affen,
Die ja ein gewisses Ansehn
Schon genossen auch in seinem
Musterstaat, als Stammesväter
Unsres menschlichen Geschlechtes.

In vernünftigen Geschöpfen
Würden sie sich bald entwickeln,
Dacht' er, wenn man ihnen gäbe,
Was bisher sie schwer entbehrten:
Sprache, Wissenschaft, Erziehung!
War die Menschwerdung des Affen
Denn ein Traum? war demonstriert sie
Nicht als Factum? als gelungen
In dem Lauf der Jahrmillionen
Auf dem Wege der Entwicklung?
Jetzt auf kurzem, raschem Wege
Den Proceß zu wiederholen,
Zu vermenschlichen den Rest auch
Dieser alt-ehrwürd'gen Race —
Munkel's genialer Plan war's.

Stracks in einem affenreichen
Lande gieng er d'ran, zu gründen
Eine große Affenschule,
Neben welcher Filialen
Zahlreich blühten. Auch in and're
Affenländer ausgesendet
Wurden Affenmissionäre,

Digitized by Google

Affenfänger, Affenjäger,
Affentreiber, zuzuführen
Muntel's hoher Affenſchule
Vielverſprechende Talente.

Edle Frauen ſtrickten Socken,
Nähten Jacken für das neue,
Sproſſende Geſchlecht der Brüder.
Zu des löblichen Culturzwecks
Förd'rung wurde raſch gegründet
Eine Actiengeſellſchaft,
Und wie vordem zur Bekehrung
Schnöden Heidenvolks man auszog
Mit der Bibel, mit dem Schwerte,
Zog man aus, bekehrungseifrig,
Jetzt mit Fibel und mit Bakel,
Um die Affen zu gewinnen,
Für das Himmelreich der Bildung.

Und gelehrig war der Affe:
Lernte ſprechen, lernte leſen,
Schreiben, ſingen, muſizieren,
Lernte turnen, lernte tanzen.

Hei, wie drängten gaffend, lauſchend,
Zu den Affenſchulpalläſten
Sich die Leute, zuzuhören
Vor den Fenſtern, wie da drinnen
Sich die munt'ren Affenjungen
Mit Gezeter und mit Lärmen
In den vierundzwanzig Lauten
Unſ'res Alphabetes übten! —
In der Kunſt, der wunderbaren,
Welche endlich doch erfunden
Unſer leuchtendes Jahrhundert:
Auszuſprechen, was ſo viele
Tauſend Jahr' als unausſprechbar
Galt: den Mitlaut ohne Selbſtlaut —
In dem Hauchen, Pfauchen, Pruſten,
Ziſchen, Schnalzen der Lautierkunſt
Zeigten ſich die Affenkinder
Menſchenkindern überlegen.

Ueber Unruh' nur beklagten
Sich der Affenſchule Meiſter.
Denn es riſſen dieſe edlen
Sprößlinge von den gewiſſen
Angewöhnungen der Race
Schwer ſich los: von der, z. B.,
Ueberall emporzuklettern.
Auch vergaßen ſie zuweilen
Sich ſo weit, in langen Stunden
Ernſten Unterrichts einander
Abzufangen Ungeziefer,
Machten auch wohl gar in lollem
Schwarm ſich über den Erzieher
Her, um ihm den Kopf zu lauſen. —

Als gebildet nun die Affen,
Machten Concurrenz den Menſchen
Sie auf jeglichem Gebiete.
Zu den ſchönen Künſten waren
Trefflich ſie durch angebornes
Nachahmungstalent befähigt:

Ohne Gleichen — ſelbſtverſtändlich —
Waren ſie als Bühnenkünſtler,
Unternahmen Gaſtſpielreiſen
Mit dem glänzendſten Erfolge.
Poſſe, Luſtſpiel, Operette,
Parodie — war ihr Gebiet.
Cabinets- und Meiſterſtücke
Draſtiſcher und feinſter Komik,
Wie man nie ſie ſchaute, waren
Die Geſichter, die ſie ſchnitten.
Weltberühmte Liedertafeln
Hatten ſie: Brüllaffen waren
Die Soliſten, und ſie ſchlugen
Hie und da bei Preiswettſingen
Menſchliche Geſangsvereine.
Paviane, faunisch grinſend,
Bildeten ſich aus zu Stutzern,
Eleganten Pflaſtertretern;
Gaben auch auf Bällen flotte
Tänzer ab, und das galante
Weſen, das ſie kecklich zeigten
Bei den Frauen, war zum Theile
Sehr nach dem Geſchmack der Letztern.
Was die Affenfrauen anlangt,
Thaten ſie den Menſchenfrauen
Bald es gleich und bald zuvor auch
In der Kunſt des Kokettierens.
Immer modiſch ſich zu kleiden,
Wer verſtünde Solches beſſer
Als ein Affe? Sie verſtanden
Sich mit Zierat zu behängen
Und mit Quaſten, Bändern, Schleifen
Selber der partie honteuse
Ihrer Leiblichkeit, den Schwänzen,
Reizend-holden Schmuck zu leihen.
Selbſtverſtändlich gab es Affen,
Welche literariſch thätig,
Affen, welche Bücher ſchrieben,
Verſe machten, recenſierten,
Zeitungsblätter redigierten.
Selbſt an hohen Schulen lehrten
Sie, und einer, Namens X X,
Bracht' es vom Privatdocenten
Zum Rector magnificus.

Immer tiefer ſank der Menſch,
Immer höher ſtieg der Affe.
Hohe Stellen leicht erklommen
Affen mit der angeſtammten
Flinkheit, Keckheit ihrer Race.
Und ſie hatten auch im Wedeln,
Wo am Platze war das Wedeln,
Viel voraus als Langgeſchwänzte.
So weit kam's zuletzt, daß mancher
Menſch, um Carrière zu machen,
Sich für einen Affen ausgab,
Ein ſich ſchlich in Aemter, Würden,
Bis zuletzt heraus ſich ſtellte,
Daß er von Geburt ein Menſch:
Wurde dann aus ſeiner Stellung
Meiſt gejagt mit Schimpf und Schande.

War's ein Wunder, daß den Menſchen,
Welche noch auf ſich was hielten,

Digitized by Google

Heimlich überlief die Galle
Bei des Affenhochmuths Treiben?
Auch nicht zu verwundern war es,
Daß aus Neid die andern Thiere
In dem Wettstreit zwischen Menschen
Und dem Affenthum Partei
Für die Ersteren ergriffen.
Namentlich verhaßt den Hunden
Waren diese Parvenus,
Und den Katzen: edlen Thieren,
Ausgezeichnet stets durch Treue
Und durch echt-erprobte Freundschaft
Für den Menschen. Wo sie konnten,
Schnappten Köter nach den Waden,
Wollte sagen nach den Beinen,
Edler Affen; und geputzten
Stolzen Affenfrauen wurde,
Wenn in Modetracht sie prunkten
Auf dem Marktplatz, in den Gassen,
Von den Krallen böser Katzen
Arg zerfetzt die seid'ne Schleppe,
Ja, wenn sie's nicht wollten leiden,
Ueberdies zerkratzt das Antlitz.

Doch was half's? Die Affen dünkten,
Angelangt auf solcher Höhe,
Sich erhaben über Menschen:
Nicht zufrieden, daß mit diesen
Gleiches Recht sie nun genossen,
Strebten heimlich erst, dann offen
Sie den Vorrang anzumaßen
Ihrem eigenen Geschlechte.
Und in ihrem schnöden Ehrgeiz
Protestierten sie sehr lebhaft
Gegen den bekannten Lehrsatz,
Daß der Mensch vom Affen stamme.
Anfangs schienen sie geneigt noch,
Diesen Lehrsatz *umzukehren*.
Da gab ein gelehrter Affe
Eine Schrift in Druck, worin er
Nachwies scharf, unwiderleglich,
Daß die Affen sämmtlich stammen
Von gewissen alten Göttern,
Also weitaus höher'n Ursprungs
Seien als die Menschensöhne.
Er bewies, daß dessenthalben
In der That vorlängst den Affen
Von verschied'nen alten Völkern
Schlechthin göttliche Verehrung
Ward erzeigt: von den Egyptern,
Arabern und Afrikanern.
Aus den ind'schen Heldenliedern,
Uralt-heil'gen, wies er nach,
Was von *Hanuman* sie melden,
Der mit seinen Affenscharen,
Hohen Sinnes voll, zu Hilfe
Zog dem Sonnenhelden Rama,
Und der jetzt in Indertempeln
Glorreich thronet neben Wischnu.
Er erwähnte, wie vor Zeiten
Malabar'n und Ceylonesen
Zahlten siebenhunderttausend
Stück Ducaten für den Einen
Heil'gen *Zahn* aus Affenmunde,
Den in Andacht sie verehrten,
Und der glaubenslosen Fremden
War gefallen in die Hände.
Er bewies nicht minder gründlich,
Daß selbst von den Griechen, Römern,
Waren hochverehrt die Affen,
Hochverehrt als Waldgottheiten,
Als Sylvane, Faune, Satyrn,
Und daß Pan, der große Pan,
Nicht der Waldgottheiten größter
Bloß, nein, *aller* Götter größter,
Was sein Name schon bedeutet.
Facta solcher Art citierte
Noch zu Hunderten der Autor,
Und fuhr fort dann zu beweisen,
Daß anjetzo mehr als jemals
Dem Sylvanenvolk gebühre
Hohe, göttliche Verehrung.

Ungeheuer war, Epoche-
Machend dieses Buches Wirkung
Und erregte eine Hochflut
Nationalen Selbstbewußtseins,
Patriotischer Begeist'rung
Im gesammten Volk der Affen.
Nannten fortan sich Sylvane,
Satyrn, Faune, Waldesgötter.
Unsern Ausdruck „*bestialisch*“,
Den verbaten sich die Affen,
Nannten das, was wir so nennen,
Fortan „menschlich“ und „human.“

Lange Zeit sah mit geheimem
Stolze Munkel auf die großen,
Auf die glänzenden Erfolge
Der von ihm in's Werk gesetzten
Bildung, von ihm angebahnten
Gleichberechtigung des Affen
Mit dem menschlichen Geschlechte.
Aber, als der Affe dreister,
Immer dreister nun dem Menschen,
Seinem Bruder, trat entgegen,
Unterfieng sich Munkel, gütlich,
Doch mit ernstem Worte manchmal
Zur Bescheidenheit zu mahnen.
Ob des wohlgemeinten Zuspruchs
Zürnten ihm die Uebermüth'gen;
Und nachdem sie ihn gepriesen
Als des Affenvolks Prometheus,
Schalten bald sie Ignoranten
Ihn und Schwachkopf. Was er wolle?
Sei er doch am Ende selber
Nur ein Mensch — noch lang kein Affe!
Mehr noch. Man begann zu munkeln
Unter'm Affenvolk, der große
Munkel sei nur — ein Homunkel,
Nur ein chemisches Erzeugnis.
And're endlich sprachen gar ihm
Die organische Natur ab
Und erklärten ihn für einen
Bloß mechanisch construierten
Automaten. Diese Letztern
Machten, von gelehrter Neugier
Aufgestachelt, einen Anschlag,

Digitized by Google

Ihn in Stücke zu zerlegen:
Wollten so gemach sein inn'res
Triebs- und Räderwerk studieren,
Und es dann, als alt Gerümpel,
Werfen auf den Kehrichthaufen —
Während Jene, die ihn gelten
Ließen doch als Organismus,
Als gelungenen Homunkel,
Sich damit begnügen wollten,
Ihn nur eben todtzuschlagen
Und in Spiritus zu setzen,
Für die Nachwelt zur Belehrung.
Solcher Undank ist der Welt Lohn!
Mit genauer Noth entzog sich
Diesen tück'schen Plänen Munkel
Durch die Flucht.

Auch von den Menschen
Sah er jetzt sich angefeindet
Mit Erbitt'rung. Sein Bemühen,
Einst als genial gepriesen,
Dess' Gelingen ihn zum Heros
Aller Zeiten schien zu machen:
Zu vermenschlichen den Affen —
Dieses selbe kühne Wagnis
Ward geschmäht nun als mißlungen
Vom erbosten Menschenvolke;
Als mißlungen, ja, so schmählich,
Wie es stets mißlingen müsse,
Wenn der Meister ein Homunkel.
Zwar gebildet, hieß es, seien
Nun die Affen, doch sie seien
Immer Affen doch geblieben:
Und dies gelte sowohl physisch
Als moralisch: denn sie hätten
Kein Gemüth, und was ihr Aeußr'res
Anbelangt, trotz aller Bildung
Sei ihr fratzenhaftes Antlitz
Schöner um kein Haar geworden.
Boshaft, tückisch sei der Affe,
Wie er es nur je gewesen;
Ja, die thier'schen Eigenarten
Seiner Race fielen jetzo
Mehr in's Aug' als je, bewährend
Jenes alt-bekannte Sprüchlein,
Daß, je höher steigt der Affe,
Desto besser man gewahr wird
Seine schwielenreiche, nackte,
Widerwärt'ge Hinterseite.
Weise und erfahr'ne Männer
Sagten, still die Köpfe schüttelnd,
Affenthum, summirt mit Bildung
Und mit Wissen, gebe lange
Noch kein echtes Menschenthum.

Auf dergleichen neid-entspross'ne,
Ehrenrührige Sarkasmen
Hatten Hanumans, des großen
Affen, Enkel keine Antwort,
Als ein würdevolles Grinsen.
Rasch entschlossen scharten sie zu
Formidabler Heeresmacht sich,
Muthbeseelt; mit Stolz erwählten
Für ihr wehendes Panier sie
Heine's „Affenfleißcouleuren",
Und eröffneten den Feldzug
Gegen ihren Feind, den Menschen,
Den verachteten Rivalen.
Diesen zum Heloten machen
Wollten sie auf weiter Erde,
Und sich selbst zu Herrn, zu Herrschern,
Welchen göttliche Verehrung
Wieder, wie in alten Zeiten,
Würd' erwiesen von den Völkern.

Und des Affen angestammte
Kriegestüchtigkeit, im Bunde
Mit dem neu erworb'nen Wissen,
Bald erprobte sie sich glänzend.
Diese Bursche, sie marschierten,
Exercierten, manövrierten
Wie die Teufel. Doch vor Allem
Affenmäßig flinkes Wesen
War, nicht Hexerei, die Kriegskunst,
Die von Sieg zu Sieg sie führte.
Leicht erkletterten die Mauern
Diese stürmenden Sylvane,
Und zum Kampfgefild erwählten
Sie am liebsten Waldgebiete,
Wo sie in der Bäume Kronen
Wunderschnell zurück sich zogen
Und den Feind mit einem Hagel
Von Geschossen überhäuften.
Ihre Wachen, ihre Späher
Hiengen mit den Wickelschwänzen
Auf der Bäume höchsten Aesten,
Auf der Thürme höchsten Zinnen,
Kündeten mit grellem Aufschrei
Jegliche Gefahr von weitem.
Ausgezeichnet durch die technisch-
Mathematische Erziehung
Und durch die ererbte Kunst,
Umzugeh'n mit Wurfgeschossen,
Thaten auch als Artill'risten
Sie in off'ner Feldschlacht Wunder.
Doch das Schönste war der Anblick
Ihrer Reiterregimenter:
Da der Rosse sie entbehrten,
Ritt ein Affe auf dem Andern,
Und ein Dritter auf dem Zweiten.
Vor den Garde-Grenadieren,
Zähnefletschenden Gorillas,
Nahmen Reißaus flugs die Menschen!
Kurz — die Affen triumphierten
In dem Land, wo die Cultur sie,
Schlangen gleich, genährt am Busen.

Ihres neuen Reiches Herrscher —
König Langhand war's, der Erste —
Zog in's Feld nach kurzer Ruhe
Neuerdings, zu unterwerfen
Auch den nächstgeleg'nen Landstrich,
Der bewohnt von Indianern.

Diese rohen Völkerstämme
Konnten wohl in regelrechter
Kriegesführung sich nicht messen
Mit civilisierten Streitern.

Digitized by Google

Doch, sie kannten die Sylvane,
Schier wie Brüder, aus den Wäldern,
Wo mit ihnen sonst verkehrt sie,
Waren wohlvertraut mit ihren
Sinnesarten und Instincten,
Seltsamkeiten und Manieren.

Ungebildete Geschöpfe,
Wie sie waren, diese Wilden,
Hatten sie sehr wenig Achtung
Vor der Bildung, vor dem Wissen,
Dünkten sich auf alle Fälle
Noch den Affen überlegen,
Ueberlegen an Verstande
Und an Mutterwitz als Menschen.
Zuversichtlich so ersannen
Eine Kriegslist sie, die leider
Zu des edlen Satyrvolkes
Großem Schaden sich bewährte.

Tag für Tag absiengen schwärmend,
Lauernd, mit verweg'ner List sie
Sämmtliche Proviant-Vorräthe,
Bis im Affenlager einriß
Eine Hungersnoth voll Grausens.
Und dann plötzlich überfielen
Stürmend sie das Affenlager;
Schrecklich war das Schlachtgeheul.

Aber vorbereitet trafen
Sie die Gegner. König Langhand
Hatte mit dem Generalstab
Seiner besten Feldgelehrten
Ausgegrübelt einen Schlachtplan,
Der gebaut war auf strategisch-
Taktisch-technisch-planimetrisch-
Hygrostatisch-hypsometrisch-
Akrobatische Principien.

Während nun die schnell in Ordnung
Aufgestellte Affenvorhut
Donnernde Kanonensalven
Abgab in die Reih'n der Wilden —
König Langhand selbst entrollte
Das Panier des Affenreiches —
Schleuderten und rollten Jene
Riesenkörbe, vollgefüllte,
In die Reih'n der Waldgottheiten . . .

Starr und ehern stand die Phalanx
Unf'rer neuen Herr'n der Erde —
Nur in den Gesichtern zuckt' es
Mit entsetzlichen Grimassen —
Einen Augenblick so standen
Unbeweglich sie — doch plötzlich
Lös'ten sich der Waldgottheiten
Reih'n in greulicher Verwirrung:
Und sie warfen hin die Flinten,
Warfen hin die stolzen Fahnen,
Ließen ab von den Lafetten,
Liefen, wüthend einzubeißen —
Mitten d'runter König Langhand —
In den weitumher verstreuten
Inhalt jener Riesenkörbe;
Balgten grinsend, zähnefletschend,
Sich um Mandeln, Datteln, Feigen,
Sich um Kürbisse, Bananen,
Ananasse, Kokosnüsse.

Aber alle diese Früchte
Waren arg versetzt mit Giften
Und mit kräftigen Laxanzen,
Und indes die armen Affen
Heulend sich vor Leibweh krümmten,
Stürzten die verthierten Wilden
Ueber sie sich her mit Stöcken,
Schlugen todt sie unbarmherzig . . .

Das Kornfeld.

Ein Naturbild von **P. K. Rosegger.**

Warum singt Ihr Dichter nur immer vom grünen Wald, von der blumigen Wiese — warum so selten vom Kornfeld? Muß man bei dem Kornfeld immer nur an's Brot denken? Und wäre das Brot denn gar so schlimm? Nicht Alles, was hausbacken ist, ist darum auch prosaisch. Ich sonnendurstiger, hinfälliger Mensch, ich weiß mir nichts Besseres, als das Korn, das ich vor wenigen Tagen in der Erde begraben hatte, wieder auferstehen zu sehen. Das weite Feld liegt im Veilchenschimmer — in zarten, braunen Länzlein stehen die Todten auf und Lerchen blasen die Posaunen. Dann hebt es an zu grünen und die schmalen Blättchen winden und biegen sich noch einmal bodenwärts, als neigten sie ihr Ohr der Mutter Erde, die ihnen noch was zu sagen hat.

Dann streben sie empor, schweifen sich in Rinnchen, rollen sich in Scheiden, aus welchen nun der Halm und das

Digitized by Google

innere Wesen des Kornes hervorsteigt. Am Feste des Herrn Himmelfahrt gucken auch im Gebirge schon die weichen Aehren in den Aether auf, als wollten sie ihm dankbar liebend nachblicken, dem, der sie wachrief und der einst wiederkommen wird, um auch die Menschensaat auf dem Kirchhofe aufzuwecken. Das Kornfeld wallt im Frühsommerwinde wie ein bläulich grüner See und die leichten Schatten der Wolken gleiten anmuthig darüber hin. Und wer wieder den einzelnen Halm betrachtet: jetzt ist er am schönsten. Die vierreihige Aehre, in welcher die Körner schuppenartig nach aufwärts übereinander liegen, steckt überall, wo sie ein Körnlein vorbereitet, graue Fähnchen heraus — die Blüten, die ohne Unterlaß zittern und schaukeln, während der hochgewachsene Halm sachte und bedächtig hin- und herwiegt. In dieser süßen Zeit wahre uns Gott vor Stürmen! Und auch vor Regen, durch welchen die Sonne scheint, denn solcher züchtet den Mehlthau. Nasse Zeiten erzeugen an den Aehren Auswüchse, für die der Name „Mutterkorn" viel zu gut ist. Die himmelanstürmende Jugend hat bald ein Ende, das Leben des Kornes steht im heißen Zenith, es bleichen seine Haare, es fühlt seinen Wert und senkt dennoch in Demuth sein Haupt.

Tiefer im Halmwalde wuchert das diestelige Donnerkraut, die schmarotzende Quecke, der scheinheilige Lolch und allerlei struppiges Gesindel und loses Volk, das in seinem Schatten erstarkt und an seinen Wurzeln zehren möchte. Da ist auch die buhlerische Kornrade, deren Samen später das Kornmehl, wenn schon nicht schamroth, so doch schmutzig blau macht; da ist das Irrlicht der Mohnblume und die gut nationalgesinnte Kornblume, in welcher viele Krönlein eine einzige Krone bilden. Mein Knabe fragte mich einmal, ob auf böhmischen Feldern auch Kornblumen wüchsen?

Ein schweres Gewitter ist über der Gegend niedergegangen. Da es sich endlich lichtet, erschrecken wir. Das ganze, schon fast reife Kornfeld ist niedergeworfen. Aber Gottlob, die Halme liegen in gleicher, ebener Schichte auf der Erde, keiner reckt ein Knie auf. Nicht Hagel war's, der schwere Regen hat es hingeworfen, und der nächste frische Luftzug lockert und hebt es wieder empor. Wenn er's aber nicht hebt, wenn immer wieder Regen und Regen das Korn zu Boden drückt, da sieht man, wie falsch das schimmernde und flunkernde Gesindel ist, welches unter dem Vorwande, das Kornfeld zu schmücken, auf dessen Grunde wucherte. Es kriecht über die Halme auf und verschlingt sich mit seinen Knieen und Armen zu einem bösen Gitter, aus welchem die Kornschäfte, wenn sie auch wieder trocken und locker werden, nicht mehr hervorkönnen. Das ist dann ein Leuchten und Lachen der bunten Flur, und tief im Grunde verschmachtet das Korn in Gefangenschaft.

Wenn jedoch Sonnenschein und Regen und Winde zu rechter Zeit wechseln, wie es die Processionen erflehen, da sie in den Bittagen über die Felder ziehen, dann ist es herrlich. Kräftig und schlank stehen die reifenden Schäfte von Knie zu Knie empor; die lanzettförmigen Blätter, das Einzige, was anfangs da war, sind fast verschwunden, in hohen Bogen senken die Halme ihre schweren Aehren, die das Samenkorn dreißig- und vierzigfach wiedergeben, und Einer legt sein goldenes Haupt auf die Achsel des Andern. Des Tages in der Sonnenglut, zur Nacht an den Strahlen des Mondes, der Sterne, der glimmenden Johanniswürmchen, so reifen sie dem Tage der Garben entgegen. — Und endlich kommen sie heran, die munteren Burschen und Mädchen — braun an Gesicht, goldgelb an Haaren zu sehen in ihrer eigenen jungen Reife. Das Kornfeld wundert sich des wandelnden Volkes, und wie es doch das angestellt haben mochte, daß Jedes an der Hand oder unter dem Arm trage den schimmernden

Digitized by Google

Mond im letzten Viertel. Es währt nicht lange und dieser Mond fährt ihm klingend in die Halme. Jedes Korn an der Aehre ist bewaffnet mit einer scharfen Lanze zu Schutz und Trutz; aber der Schnitter schreckt nicht zurück vor den scharfen feinzähnigen Gräten, die eine Hand an der Aehre wohl von unten hinauf, aber nicht von oben herabgleiten lassen.

Als der Landmann vor Monaten, vielleicht gar schon im vorigen Herbste, das Korn gesäet hatte, da geschah es in ernster, fast feierlicher Weise, als begehe er eine heilige Handlung. Seitdem hat sich das Wunder der Liebe vollzogen und die Schnitter nehmen unter munteren Scherzen und Lachen, was ihnen Gott beschert hat. In Obersteiermark ist es so der Brauch, daß auf dem Kornfeld zu jeder Garbe je ein Bursche und ein Mädchen zusammenhalten. Das Mädchen geht voraus, windet das Garbenband, schneidet ein Büschel Korn und legt es als die erste Hälfte auf das in Form eines T ausgebreitete Band; der Bursche kommt hinten d'rein, schneidet das zweite Büschel, legt es auf das erste, welches sie das „Kind" heißen, und bindet die Garbe zusammen. So wie dieses eine Paar, machen es die andern, selbstverständlich, wenn die Personen beiderlei Geschlechtes vorhanden sind. Daß es bei so deutsamem Vorgange an Anspielungen und Keimen zu innigeren Beziehungen nicht fehlt, das läßt sich denken. Die heiße Sonne und die Anstrengung der Arbeit halten indes wacker Zucht; wenn aber der dunkle Abend kommt und die Schnitter ihre Garben in Stöße zusammentragen und zu „Deckeln" und Schöbern aufschichten, da wiederholt sich bisweilen beim verschwiegenen Schein der Glühwürmchen das urewige Spiel vom Kornacker. Sich aus Korngarben jene berühmte kleinste Hütte zu bauen, das ist gar nicht schwer; *darum* aber wächst das Korn nicht. Daß in alter Zeit das Korn wild wuchs und der ganze Halm eine große Aehre war, von der Wurzel bis zur Spitze, das wißt ihr. Als die Leute aber in solchem Ueberflusse schlecht wurden und aus den Korngarben lauter wilde Brantgemächer bauten, da griff der erzürnte Gott den Halm an der Wurzel an, um die Aehre abzustreifen. Dabei erfaßte die Mutter Gottes des Halmes oberes Ende und rief: „Nur diese Handbreit lasse die Aehre d'ran, mein lieber Sohn, wovon sollten sie sonst leben!" „So sei es," sagte der erzürnte Gott, „aber jedes Korn an der Aehre soll ihnen einen langen Tag heißer Arbeit kosten." Und wahrlich, es gehören dreißig, vierzig und oft mehr Tage Arbeit zu dem Kornfelde eines oberländischen Bauers, vom ersten Tage des Ackerns, bis zum letzten der Heimfung. Damit nun die heißen Tage des Schnittes leichter ertragen werden, stellen sich in Steiermark die Burschen und Mädchen zusammen.

Im Korn zu liegen hat auch sein Eigenes — es ist lebendiges Stroh. Ich habe einmal eine ganze Nacht im Kornfeld zugebracht. Das kam so: Die Bergbauern da hinten treiben Getreidebau und Viehwirthschaft zugleich. Die Ochsen meines Vaters liebten sich nicht. Wohl that Einer dem Andern den Gefallen, mit dem Striegel seiner scharfen Zunge zu krauen, wo es dem Andern jucte und der mit seiner eigenen Zunge nicht hingelangen konnte. Wenn aber der Eine nicht so lange krauen wollte, als es dem Andern juckte, so wurde dieser Andere grob und gieng mit den Hörnern drein. Und wenn sie hernach eine Weile miteinander gerauft hatten, giengen sie auseinander. Einen Falben hatten wir, der nach solchen Auftritten allemal so aufgebracht war, daß er sich von der Herde trennte und seiner Wege gieng. Da mußten wir ihn oft stundenlang suchen, bis er in irgend einem Dickicht oder Erlengebüsche aufgefunden wurde. So mußte auch ich eines Tages den Falben suchen. Ich gieng durch Wald und Heide und Feld, ohne ihn zu finden, ich rief ihn laut beim Namen,

Digitized by Google

drohte ihm mit Hieben, lockte ihn mit Versprechen, daß er gedörrte Heublumen kriege und Brot und Salz daran. Es war nichts. Als ich zum Kornfeld kam, glaubte ich in ihm einen verdächtigen Pfad zu sehen; ich gieng ihm nach, verlor ihn, strich in Kreuz und Krumm durch's Korn, dessen Halme mir über den Kopf langten. Das einemal jagte ich ein paar Wildtauben auf, die sich in's Korn einnisten wollten, das anderemal scheuchte ich des Nachbars Knecht und seine Muhme auseinander, die im Korn ein wenig rasten wollten — aber meinen Falben fand ich nicht. Ich war so müde geworden, daß ich mich niederließ im Halmenwald, der sich an meinen beiden Seiten schräge gedrückt auseinander legte. Der Duft der Kornblüten war wie ein Schlaftrunk. Ich sah noch das Hüpfen eines munteren Heuschreckleins, dem meine langen Beine Spaß machten, so wie mir die seinen; ich hörte noch das fortwährende Rieseln des Grillengezirpes und ich sah hoch oben in den Wipfeln der Halme einen gelben Falter gaukeln, als wäre es ein Wettergeier über hohem Tannenwald. Dann war nichts mehr. — Ich sah in Gegenden, wo kein blauer Wald war, und keine grüne Wiese, und keine graue Felswand und kein braunes Wässerlein mit Forellen. Da war nichts, als ein gelbes Meer, so weit das Auge reichte, und das war ein Kornfeld. Es war jene Gegend, nach der alle unsere Alpel-Bauern ruchten. Ein heißer, wolkenloser Himmel war, und mich erdrückte dieser Himmel, so schwer war er, und mich blendete das endlose Kornfeld, so sonnig grell war es. Und es fiel mir ein: Bete das Tischgebet, diese Gegend ist der Tisch eines ganzen großen Volkes, auch jenes Theiles, der in den Bergen wohnt und der zwischen großen Waldungen kleine Kornfelder hat, weil er es noch nicht fassen kann, daß sein Gewinn nicht das Feld ist, sondern das Holz und die Herde. — Ein kaltes Reibeisen an meiner Stirne weckte mich auf. Es war feucht und kühl um mich und Nacht. Anfangs glaubte ich, die Sternlein des Himmels flüsterten und zirpten, es waren aber immer noch die Grillen neben mir, unter mir, überall. Und das kalte Reibeisen an meinem Gesichte, das war die Zunge meines Falben, die den Angstschweiß ableckte, der mir bei der Betrachtung des fremden, unendlichen Kornfeldes aufgestiegen war.

So hatte der Ochs mich gefunden, anstatt ich ihn, und wir giengen hierauf miteinander heimwärts. Bei jenem Traume war mir klar geworden, daß ein Kornfeld eigentlich nur schön sei, wenn es zwischen Wäldern und Wiesen liege. Denn für die Schönheit des Großen, Einfachen, das durch sich selbst und nicht in seinen Gegensätzen wirkt, hatte ich damals noch kein Verständnis. Seither habe ich Gegenden gesehen, in denen nichts war, so weit das Auge trug, als Wald; und Gegenden, in denen nichts war als Wasser; und Gegenden, in denen nichts war, als Stein — es war groß und schön. Und ich habe auch Gegenden gesehen, die von meinem Fuße an bis in den fernsten Gesichtskreis nichts hatten, als Korn und Korn. Es war groß und schön. —

Wir werfen noch einen Blick auf unser Kornfeld, es wankt die letzte Garbenfuhr der Scheune zu. Noch sammelt ein armes Weib die wenigen zerstreuten Halme, und dann ist nichts mehr, als das öde Stoppelfeld. Vielleicht werden die Rinder hingetrieben, die sich bei jedem Mundvoll aufsprossenden Grases einen Stoppelstich in die Schnauze gefallen lassen müssen. Vielleicht kommt der Pflug, der dem Acker in diesem Jahre noch nicht Feierabend gönnen will, sondern ihn durch Befruchtung mit Rübensamen zu neuer Geburt zwingt. Es eilt so sehr, daß etwa noch die Reihen der Korndeckeln auf dem Felde stehen, zwischen welchen schon Pflug und Egge die neuen Furchen reißen. Nach wenigen Monden ist in

Digitized by Google

gelblich grüner Flur auch die Spätfrucht reif; der Landmann erhascht sie noch vor dem Schnee. Er würde auf weitere Ausnützung der Scholle sinnen, denn er gehört zu jenem Geschlechte, das niemals genug hat — da kommt der Winter und legt sanft seine Decke über das müde Feld. Noch war es früher vielleicht ein Vogel gewesen, welcher der Erde ein Korn vertraut hat, oder der Wind trug eines herbei und streute es hin, oder es fiel unversehens als Staub aus dem Sacke des Bettelmannes, der im Spätherbst über den Grund gegangen — die Scholle bewahrt es und gibt es im nächsten Lenze neuverjüngt zurück.

Wer möchte sich nicht selbst ihr gerne anvertrauen, der treuen, unsterblichen Erde!

Aus dem Ennsthale.

Gedichte von Friedrich Marx.

I.

Mächtig thürmt der Lindenwall
Sich vor'm schmucken Jägerhause,
Bannt mit den Gedanken all'
Mich in seine Friedensklause.

Nur der Herdenglocken Klang
Unterbricht die Sonntagsstille,
Klappernd nur der Mühle Gang —
Dieser holden Waldidylle.

Dort im hellsten Sonnenschein
Das vom Himmel überblaute
Thal der Enns — auf Hügelreih'n
Dörfer, Schlösser, längst ergraute.

Mitten in des Thales Pracht,
Steiers Alpenparadiese,
Ragt der Grimming ungeschlacht,
Schneebeglänzt, ein nackter Riese.

Hier das Bächlein brach den Damm,
Den ihm Menschenhand gezogen,
Finster wölbt sich dort die Klamm
Ueber ihm zum Siegesbogen.

Röthlich steigt der Fels empor,
Burggemäuer auf dem Haupte,
Tannenschmuck auf Thurm und Thor,
Graue Zinnen, schönbelaubte.

Draußen blieb auf heißer Flur
Eitelkeit und Welterfahrung,
Hier am Busen der Natur
Lausch' ich ihrer Offenbarung.

Und die Gute säumet nicht,
Durch's Gerank von Laub und Zweigen
Mir im lieblichsten Gedicht
Ihres Zaubers Macht zu zeigen.

Sieh' — mit blond und braunem Haar,
Scheu wie Rehlein in der Lichtung,
Flüchtet sich ein Mädchenpaar
Berghinan, in's Reich der Dichtung.

Wiesenhänge, Geiß und Kuh,
Bunt in Farben abzutönen,
Ahnungslos, daß selber Du
Hier die Blüte bist des Schönen.

Malet denn im Morgenlicht
Diese zaubervolle Runde,
Auch vergeßt der Mühle nicht,
Dort im dunklen Erlengrunde.

Daß nicht Duft dem Alpenkranz
Und kein Reiz dem Bilde fehle,
Taucht es in den Himmelsglanz
Einer schönen Frauenseele!

II.

Das Bächlein vor dem Hause
Das plätschert ohne Rast
Mit fröhlichem Gebrause
Zu Thal, ein munt'rer Gast.

Einst füllt' es weiter oben
Das Becken wohl als See,
Und das Geweih erhoben
Beschritt es Hirsch und Reh.

Da funkelten die Sterne
Aus seiner Wasser Grund,
Da gab die Nixe gerne
Ihm ihre Schönheit kund.

Oft an des Tages Neige,
Weiß wie der Blütenschnee,
Erglänzte durch's Gezweige
Der Leib der Wasserfee.

Digitized by Google

Bevor bei ihrem Grollen
Durch Wald und Einſamkeit
Des Menſchen Axt erſchollen
Im Thale, ihr geweiht.

Da barſt die Felſenklauſe
Und ſtürzt' im Rieſenfall
Zum Thale mit Gebrauſe
Des Bergſee's Flutenſchwall.

Ihr ſchaut mit ſtillem Schaudern,
Was Nymphenzorn vollbracht,
Der Bach nur will noch plaudern
Von der vergang'nen Pracht.

Wie einſt er zwiſchen Erlen
Die Göttliche umfieng
Und ſeine ſchönſten Perlen
Ihr um den Nacken hieng.

Wie um die weißen Glieder
Des Goldhaar's Mantel floß,
Die, ſchlummernd, auf und nieder
Gewiegt ſein kühler Schoß.

Ja gerne mag ich lauſchen,
Was über Kieſel hell
Mir Deine Fluten rauſchen,
Du munterer Geſell!

Wie einſt — wer kann's verſchmerzen? —
Die Nymphe Dich erwählt,
Hat auch dem Dichterherzen
Die Schönheit ſich vermählt.

Nur dämpfen keine Fluten
Den ungeſtümen Schlag,
Des Dichterherzens Gluten
Bis an den jüngſten Tag!

III.

Was iſt geſchehen?
Geſtern noch leuchtender Frühlingsglanz,
Goldig der Aether und ſonnig die Flur,
Glockengeläute und Lieder und Tanz,
Wanderer, feſtlich gekleidete, nur!
Wälder und Berge ſo duftig umblaut,
Wie Du's im lieblichſten Traum nur geſchaut.

Was iſt geſchehen?
Nebel verſchleiern die ſonnige Halb',
Spinnen die Wipfel der Tannen mir ein,
Kriechen verdroſſen durch Fluren und Wald,
Tropfen vom Laub auf das öde Geſtein.
Fröſtelnde Schauer in einſamer Bruſt —
Welt, wie erloſchen Dir Leben und Luſt!

Was iſt geſchehen?
Geſtern noch ſonnig wie Aether und Flur
War mir Dein Alles, Du herrliche Maid,
Wonnig Dein Aug', wie der klare Azur,
Roſiger Lenz Du, im ſchimmernden Kleid; —
Heute, ich faſſ' die Veränderung nicht,
Hebſt Du in Thränen Dein lieblich Geſicht!

Was iſt geſchehen?
Donner durchgrollten heut' nächtens die Schlucht,
Blitze, ſie flammten ſo greulich herein,
Fandeſt im Herzen Du, was ich geſucht,
Muth und Vertrauen, ſo biſt Du auch mein, —
Sonne durchdringt ſchon den Nebel mit Macht,
Wie unter Thränen Dein Auge mir lacht!

IV.

Grüngold'ner Zauber, der mich hält umſchloſſen,
Du Sonnenſtrahl im duft'gen Lindenbaum,
Des Waldgebirges Kranz, darin ergoſſen
Der Wildbach ſchäumt und fern am Himmelsſaum
Des Taufings Drachenkämme, lichtumfloſſen —
Ihr weckt der Seele erſten Frühlingstraum,
Vertraut war mit den Stimmen, die da riefen,
Das junge Menſchenkind in Höh'n und Tiefen.

O Jugendzeit, im ſtürmiſchen Verlangen
Enteilſt Du zu den Höh'n im Adlerflug;
Mit ſehnſuchtsſtarkem Arme zu umfangen
Ein Glück, wie's je das Menſchenherz ertrug;
O heißes Suchen und erglühend Bangen,
Wenn holder Stimmen Laut an's Ohr uns ſchlug,
Was Herrlichſtes das Leben uns bereitet,
Dort oben lag es vor uns ausgebreitet.

Denn unermeßlich ſchloß der Sehnſucht Blicken
Das Länderrund ſich bis zum Meere auf,
Dort lag die Welt mit ihren Glanzgeſchicken,
That ſich dem Ehrgeiz manch' ein Tempel auf;
Auch Arme, blütenweiß, uns zu umſtricken
Nach großer Thaten heißvollbrachtem Lauf,
Ja, wie die trunk'nen Augen ringsum ſchweifen,
Dort lag das Glück, mit Händen zu ergreifen!

Digitized by Google

Ich fand das Glück — zwar anders als ich dachte,
Es trug das ernste Antlitz einer Frau,
Worin uns einst der ganze Himmel lachte,
Doch sieh — bei Sorg' und Arbeit wurde grau
Das Lockengold, das unser Herz entfachte,
Nur innigtreu grüßt uns das Augenblau,
Das uns in tiefster Seele einst entzündet,
Worauf wir uns'res Lebens Bau gegründet.

Kennt Ihr die Frau? Vielleicht ist sie die Treue,
Die auf des eig'nen Wesens Kern beruht,
Ob man den Pfad mit Rosen ihr bestreue,
Ob ihr vom spitzen Dorn die Sohle blut'; —
Die ihre Pflicht, die alt und ewig neue,
Mit jedem Tag, mit jeder Stunde thut,
Wie Pendelschlag im großen Weltgetriebe —
Das war das Ziel der Sehnsucht und der Liebe!

Darum doch wie am gold'nen Jugendmorgen,
Ihr, meiner Heimat Alpen, seid gegrüßt,
Wie Ihr die Brust befreit vom Druck der Sorgen,
Wie Euer Odem mir die Seele küßt,
Ein Veilchen nur in Eurem Schoß geborgen
Das Herz wie einst die holde Täuschung büßt,
Als hätte Welt mit allen Herrlichkeiten
Ein Glück, das wir nicht — selber uns bereiten.

V.

Wer sich ein holdes Bild in's Herz geschaut
Mit Augen klar, der Miene fromm und traut,
Dazu den Wald thaufrisch im Morgenglanz,
Mit tausend Lichtern dort den Wellentanz
Des silberhellen Bach's am Waldessaum,
Der Klause Thor, wie eines Riesen Traum,
Den Frohsinn, wie die Lerche leichtbeschwingt,
Der glockenrein aus Deinem Gruß erklingt,
Der Alpen Pracht in Thälern und auf Höh'n —
Verfällt dem Zauber, wie kein and'rer schön!

O leuchte mir mit all' dem Sonnenschein
Der Jugendzeit in's tiefste Herz hinein —
Der Stirne Glanz, der Wangen keusche Glut,
Der losen Grübchen frischer Uebermuth,
Der Augen Schelmengeister, aufgeweckt
Wie Gemslein, die des Jägers Schuß erschreckt,
Der Menschenfrühling, der in Dir erblüht,
Uns labt und rührt — die Rosen im Gemüth,
Die auf dem Grund des Herzens reich und voll
Nur Dein Erwählter einst erschauen soll!

Ja bring' wie Bienen süßen Honigseim
Vom Waldesflug, Du theures Kind, uns heim,
Des Thales Friedensglück, das unbelauscht
Nur mit dem Bach ein heimlich Wörtlein tauscht,
Des Aelplers frohen Muth und schlichten Brauch,
Wie Waldesduft und würz'gen Kräuterhauch,
Daß, wer Dich immer sieht, bei Deinem Gruß,
An all' die Pracht der Alpen denken muß,
Daß, wer Dich freit, im Aug' der süßen Braut
Der Alpenwelt geheimsten Reiz erschaut!

Digitized by Google

Wie lebt unser Kaiser und seine Familie?

In wenigen Residenzstädten zeigt die Bevölkerung ein so großes Interesse an dem Leben des Hofes, wie in der Kaiserstadt an der Donau. Dafür spricht die innige Theilnahme, welche sich bei allen Anlässen, bei freudigen und traurigen, die das Kaiserhaus betreffen, kundgibt. Andererseits läßt aber auch der Hof keine Gelegenheit vorübergehen, um an den Ereignissen, die sich zum Wohl und Wehe der Hauptstadt begeben, den wärmsten Antheil zu äußern und zu bethätigen. An keinem anderen Orte werden die Ausdrücke „unser Kaiser," „unser Kronprinz" wörtlicher genommen, als in Wien; denn die Wiener thun sich nicht wenig darauf zugute, daß der Hof in ihrer Mitte weilt, und sehen mit eifersüchtigen Blicken jenseits der Leitha, wenn der Kaiser in den Königsschlössern von Ofen und Gödöllö seine zeitweilige Residenz aufschlägt; wie ja auch der längere Aufenthalt des Kronprinzen in der Hauptstadt Böhmens durchaus nicht nach dem Sinne der Wiener war." — So berichtet man aus Wien der „Deutschen Revue" in Breslau. Wir entnehmen dem interessanten Artikel: „Der Hof, die Diplomatie und Gesellschaft von Wien" die Darstellungen, welche sich speciell auf unser Kaiserhaus beziehen. Der Berichterstatter schreibt:

„In den frühesten Morgenstunden, wenn sich die Bewohner der Stadt noch süßem Schlummer hingeben, haben in der Hofburg bereits die Geschäfte des Tages begonnen. — Der Kaiser, ein Frühaufsteher, ist im Winter um sechs, im Sommer schon um fünf an seinem Schreibtische, nachdem er eine kleine Tasse starken schwarzen Kaffees zu sich genommen. Mit unermüdlichem Fleiße liest und erledigt er die von den verschiedenen Ministerien an ihn gelangenden Einläufe. In Alles nimmt er Einsicht, in jedem Zweige der Verwaltung weiß er Bescheid. An vielen dem Monarchen vorgelegten Actenstücken finden sich Randbemerknugen von seiner Hand. Diese Thätigkeit wird nach acht Uhr, zu welcher Zeit sich der Kaiser in die Appartements der Kaiserin zu begeben pflegt, für eine Weile unterbrochen. Um zehn Uhr werden in der Regel an zwei Tagen in der Woche Audienzen ertheilt, zu denen nach vorhergehender Anmeldung bei der Cabinetskanzlei Jeder zugelassen wird, der dem Monarchen für eine Gnade zu danken, oder ihm ein Anliegen vorzubringen hat. Von dem Minister und Würdenträger des Reiches, bis zur armen Beamtenswitwe und dem bäuerlichen Petenten kann man in dem Audienzsaale alle Stände vertreten finden. Ihre Zahl beträgt oft bis an 140; viele werden von dem Monarchen in dem an den Scal anstoßenden Arbeits-Cabinete allein empfangen; für Jeden hat er ein freundliches, huldvolles Wort, und Keiner, der Gelegenheit gehabt, ihm in Audienz gegenüberzustehen, hat den Kaiser verlassen, ohne von seiner Persönlichkeit einen geradezu bezaubernden Eindruck gewonnen zu haben. Mitunter entschlüpft dem Herrscher bei solchen Anlässen auch manche humoristische Bemerkung. So äußerte er einmal zu einem älteren Beamten, der, als Bewerber um eine Stelle auftretend, für die er das gesetzliche Alter bereits überschritten hatte, um „Altersnachsicht" ansuchte; „Ich wollte, die könnte ich mir selbst gewähren!" — Eine ähnliche Andeutung machte er einem Wiener Geschäftsmanne gegenüber, als dieser auf

Digitized by Google

Befragen nach seinen Geschäften antwortete, daß er sich zur Ruhe gesetzt. In den ersten Nachmittagsstunden werden mitunter Spazierfahrten gemacht oder kunst- und gewerbliche, sowie humanitäre Institute besucht. Die Zeit bis zu dem gewöhnlich um fünf Uhr angesetzten Diner bringt der Kaiser wieder an seinem Schreibtische zu und zuweilen, wenn besonders dringende Arbeiten seine Thätigkeit in Anspruch nehmen, gönnt er sich kaum die Zeit die Mahlzeit in Ruhe einzunehmen, sondern speist hastig in seinem Arbeitszimmer. Doch selbst bei Hoftafeln ist dem Diner nur eine knappe Stunde zugemessen. Der Abend wird theils wieder mit Staatsgeschäften, theils en famille zugebracht. — Einen so bestimmenden Einfluß der Kaiser auch auf die Angelegenheiten seines eigenen Hauses ausübt, so reserviert verhält er sich gegenüber allen Fragen, die fremde Herrscherhäuser betreffen und bezüglich welcher man mitunter seine Entscheidung hervorrufen möchte. Dies war beispielsweise anläßlich des Todes des Grafen Chambord der Fall, als sich wegen der Reihenfolge der Leidtragenden bei dem Begräbnisse eine Differenz zwischen den Bourbons und den Orléans entspann. „Ich menge mich nicht in die Angelegenheiten anderer Familien," lautete die kurze und treffende Antwort des Monarchen. — Das Theater besucht der Kaiser nur selten; bald nach neun Uhr pflegt er sich zu Ruhe zu begeben. —

Diese Tages-Eintheilung erfährt durch die im Frühjahr und Sommer stattfindenden militärischen Inspectionen, sowie durch die Theilnahme an den Feldübungen im Brucker Lager insofern eine Aenderung, als die hiefür aufgewendete Zeit durch noch zeitigeren Beginn der Arbeit eingebracht wird. Dem Heere wendet der Kaiser eine ganz besondere Fürsorge zu und bei den in seiner Gegenwart vorgenommenen Exercitien und Manövern prüft er alle Einzelheiten mit kundigem Blick. Hier kann es mitunter geschehen, daß sich der gütige Monarch, wenn beispielsweise bei einer Regiments-Inspection nicht Alles nach seinem Wunsche geht, in einen gestrengen Obersten verwandelt und in sehr scharfen Worten seinem Unwillen Ausdruck gibt. — Zu Beginn des Sommers übersiedelt der Hof von der Burg in das Schönbrunner Schloß, von wo der Kaiser jedoch täglich des Morgens nach der Stadt fährt, um bis Nachmittags die dringendsten Geschäfte in der Hofburg zu erledigen. Im Juli oder August wird für mehrere Wochen die Sommerresidenz in Ischl aufgeschlagen. Dies ist die einzige Erholungszeit des Monarchen. Hier pflegt er am frühen Morgen ohne jede Begleitung weite Spaziergänge in die mit allen Reizen einer Gebirgslandschaft ausgestattete Umgebung zu machen, wobei er oft in leutseligster Weise die Landleute anspricht und seine Freude daran hat, wenn er von manchem derselben nicht erkannt und mit „Herr General" oder „gnä Herr" tituliert wird. Das größte Vergnügen bietet dem Kaiser die Jagd, welche theils in den um Ischl liegenden Revieren, theils in dem Lainzer Thiergarten bei Wien, mit besonderer Vorliebe aber in dem Hochgebirge bei Reichenau, Mürzsteg, Neuberg und Eisenerz in Steiermark abgehalten wird. Keine Unbill der Witterung, keine Steilheit der schroffen, felsigen Bergpfade vermag den gegen äußere Einflüsse abgehärteten Monarchen von seinem Jagdvergnügen abzuhalten. In den Bergen der Steiermark lebt er das einfache Leben des Waidmannes, oft mit derber, ländlicher Kost, die ihm eine willkommene Abwechselung gegen die feine Hofküche bietet, vorlieb nehmend. Zu seinen liebsten Jagdgenossen zählt der ihm befreundete König Albert von Sachsen, der alljährlich sein Gast ist, sowie Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Toscana. Letzterer gilt für einen dem

Digitized by Google

Kaiser besonders nahestehenden Freund. Zu den bevorzugteren Vertrauenspersonen des Monarchen gehören außerdem der Staatsrath Baron Braun, der österreichische Ministerpräsident Graf Taaffe, der ungarische Ministerpräsident Coloman von Tißa und der Chef des Generalstabs Friedrich Freiherr von Beck.

Die Kaiserin steht den Staatsgeschäften vollständig fern und lebt in der Regel in großer Zurückgezogenheit, aus welcher sie nur hervortritt, wenn Hoffeste und Empfänge dies dringend erheischen. Zuweilen besucht die hohe Frau zwar Unterrichts- und Humanitäts-Anstalten, wie erst kürzlich die chirurgische Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses; doch zieht sie es vor, ihren Wohlthätigkeitssinn, wenn möglich, ohne Aufsehen zu bethätigen, und von ihren einsamen Spaziergängen in den Umgebungen von Ischl oder von Gödöllö wird ihr mancher schöne Zug von Leutseligkeit und Herzensgüte nacherzählt. Wiewohl die Kaiserin ein großes Vergnügen am Reiten und an Fechtübungen findet und ihrem Marstall ein besonderes Augenmerk zuwendet, hat sie doch auch eine große Vorliebe für gute Lectüre, zumal in englischer und ungarischer Sprache. In letzterer pflegt sie mit ihrer Vorleserin, der geistvollen Frau v. Férenczy, die sich bei Hofe eines ihrer Bedeutung entsprechenden Einflusses erfreut, zu conversieren. Von dieser läßt sie sich auch bei ihren größeren Fußpartien begleiten, an denen außer Frau von Férenczy nur die junge Erzherzogin Marie Valerie theilzunehmen pflegt. Die Kaiserin besitzt ein empfängliches Gemüth für die Schönheiten der Natur, welche sie am liebsten dort aufsucht, wo ihr der Naturgenuß nicht durch eine neugierige Menge vergällt wird. Dabei läßt sie sich weder durch die Schroffheit der Bergpfade, noch durch die primitive Einrichtung der am Ziele ihrer Wanderungen befindlichen Wirtschaften abschrecken und begnügt sich mit den einfachsten Erfrischungen, wie sie überhaupt frugale Kost liebt. Durch diese Lebensweise hat sich die Kaiserin ihre Jugendfrische zu erhalten gewußt, so daß sie noch heute als die schönste Frau des Reiches bewundert wird. Mit großer Liebe hängt sie an ihrer Tochter, der Erzherzogin Marie Valerie, deren beste Freundin und Gespielin Prinzessin Aglaë, die Tochter des gewesenen Minister-Präsidenten Fürsten Adolf Auersperg, ist. —

Mit Stolz blickt die Kaiserin auf den Kronprinzen, der sich mit Recht der allgemeinsten Sympathien erfreut. Kronprinz Rudolf, der wiederholt liberale Gesinnungen an den Tag gelegt und ein Freund des wissenschaftlichen Fortschrittes ist, hat schon in frühester Jugend durch das lebhafte Interesse, mit welchem er dem ihm von seinen vortrefflichen Lehrern ertheilten Unterrichte gefolgt, sowie durch seine scharfe Auffassungsgabe zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. — Anfangs wußte der treffliche Kunsthistoriker A. W. v. Ambros die Aufmerksamkeit des jungen Prinzen in hervorragender Weise auf das Gebiet der Kunstgeschichte zu lenken. Nach dem Tode dieses vielseitig gebildeten Gelehrten wendete sich der Thronerbe mit großem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften zu, wobei er durch Brehm die nöthige Anregung erhielt. Zu diesem verdienstvollen Naturforscher faßte er eine besondere Zuneigung, und der wissenschaftliche Einfluß, den derselbe auf seinen Schüler zu üben wußte, blieb für dessen künftige literarische Richtung bestimmend. Den Gelehrten mag indessen der Glanz des Hoflebens verblendet haben, so daß er es nicht verstand, sich in seiner schönen Stellung zu behaupten. Indessen begann der Kronprinz die Resultate seiner Studien in einigen allerdings nur für einen ausgewählten Kreis bestimmten Schriften niederzulegen. Seine Jagdausflüge, zumal an der Donau, boten

Digitized by Google

ihm reichlich Gelegenheit, die gesammelten ornithologischen Kenntnisse zu verwerten. Mit einer feinen Beobachtungsgabe und eleganten Darstellungsweise ausgestattet, weiß er seine Leser so zu fesseln, wie wenige Schriftsteller von Beruf. Dies gilt insbesondere von seinem letzten „Eine Orientreise" betitelten Werke, das durch manchen scharfsinnigen Vergleich der gegenwärtigen Cultur-Epoche mit vergangenen überrascht und worin die fortschreitende geistige Ausbildung gegenüber den früheren Schriften deutlich wahrnehmbar ist. Sein anläßlich der Wiener elektrischen Ausstellung gethaner Ausspruch: „Ein Meer von Licht" gehe von dieser Stadt aus, ist ein geflügeltes Wort geworden. Auch anläßlich des kürzlich tagenden Ornithologen-Congresses hob der Kronprinz in seiner Eröffnungsrede die hohe Bedeutung der Naturwissenschaften hervor, indem er betonte, daß „die Naturwissenschaften mit ihren klaren realen Thesen, mit ihrer Erforschung der Naturgesetze, mit ihrer Nutzbarmachung der Naturkräfte diesem Jahrhundert ihren Stempel aufdrückt; . . . unter dem Zeichen wahrer, weil wissenschaftlich begründeter Aufklärung dringen sie siegreich vor, die Forscher ꝛc." — Die Tragweite solcher Worte in dem Munde eines Thronerben wird Niemand verkennen. Auch die Anregung zu dem großen in Vorbereitung befindlichen Werke: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" gieng von dem Kronprinzen aus, der für dieses wahrhaft patriotische Unternehmen ein so lebhaftes Interesse zeigt, daß er nicht nur alle Sitzungen des diesbezüglich constituierten Comités selbst leitet, sondern auch Beiträge aus seiner Feder für das auf zehn bis zwölf Bände veranschlagte Werk in Aussicht gestellt hat, dessen Redigierung ihm die genaueste Kenntnis der culturellen Zustände aller Kronländer der Monarchie vermittelt. — In seinem geistigen Streben wird Erzherzog Rudolf durch den ihm zur Seite stehenden Oberstthofmeister, den Contre-Admiral Carl Grafen Bombelles, einen hochgebildeten Cavalier und einstigen Jugendfreund und Gespielen weiland des Kaisers Max von Mexiko, unterstützt und gefördert. — Geheimrath Graf Hans Wilczek, der Protector der Nordpolfahrten, zählt zu den Freunden und Jagdgenossen des Prinzen, für den der Geburtsadel nur dann Wert zu haben scheint, wenn er mit dem Geistes- und Seelen-Adel verbunden ist. Innige Freundschaft verbindet ihn mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen; für deutsche Cultur und deutsche Bildung hegt unser Thronerbe eine bekannte Vorliebe. Wiederholt wurden namentlich in der letzten Zeit Schriftsteller und Gelehrte in seinen engeren Kreis gezogen. Die Entlarvung des Spiritisten Bastian, die er im Verein mit dem ihm befreundeten Erzherzog Johann Salvator von Toscana durchführte, trug ihm den vollen Beifall aller Freunde der Aufklärung ein. Der genannte Erzherzog, der jüngste Bruder des Großherzogs von Toscana, wird gleich dem Kronprinzen von eifrigem Streben für die Wissenschaft erfüllt.

Von der Kronprinzessin Stephanie kann man wohl mit Fug und Recht sagen, daß sie sich die Herzen der Wiener und der Oesterreicher überhaupt, durch ihr liebenswürdiges gewinnendes Wesen wie durch ihre anmuthige Erscheinung im Sturm zu erobern wußte. Seitdem sie mit ihrem Gemahl ihren ständigen Wohnsitz in der Wiener Hofburg aufgeschlagen, zeigt sie sich unermüdlich in der Erfüllung ihrer hohen Pflichten als Beschützerin gemeinnütziger Anstalten und läßt sich keine Gelegenheit entgehen, mit dem Kronprinzen in der Oeffentlichkeit zu erscheinen, wobei dem jugendlichen Paar das Eheglück aus den klaren Augen leuchtet."

Digitized by Google

Das Problem unserer Zeit.

Von **H. George.**

„Ihr haut, Ihr haut, aber Ihr lenket nicht ein.
Wie die Stämme, die die Wüste begrub in ihrer Sünden Pein,
Vor dem verheiß'nen Land verschmachtet Ihr und sinkt
Eh' Euer müdes Auge sein herrlich' Grün noch trinkt."

Nach **Mrs. Sigourney.**

Das gegenwärtige Jahrhundert ist durch eine erstaunliche Vermehrung von Güter hervorbringender Kraft ausgezeichnet. Die Verwendung von Dampf und Elektricität, die Einführung verbesserter Methoden und arbeitersparender Maschinen, die größere Theilung und der großartigere Maßstab der Production, die wunderbare Erleichterung des Austausches haben die Leistungsfähigkeit der Arbeit enorm vervielfältigt.

Zu Anfang dieser wunderbaren Zeit war die Erwartung nur natürlich und wurde auch allgemein gehegt, daß arbeitersparende Erfindungen dazu beitragen würden, die Mühsal des Arbeiters zu erleichtern und die Lage desselben zu verbessern; daß die enorme Vermehrung an Güter hervorbringender Kraft wirkliche Armut zu einem Dinge der Vergangenheit machen würde. Hätte einer der Männer des letzten Jahrhunderts — ein Franklin oder Priestley — in einem Zukunftstraume sehen können, wie das Dampfboot an die Stelle des Segelschiffes, der Eisenbahnzug an die der Post- und Frachtwagen, der Dampfmäher an die der Sense, der Dampfdrescher an die des Dreschflegels trat; hätte er das Stöhnen der Maschinen hören können, die, dem menschlichen Willen und der Befriedigung menschlicher Wünsche dienstbar, mehr vermögen, als alle Menschen und alle Lastthiere der Erde zusammengenommen; hätte er sehen können, wie die Bäume des Waldes fast ohne Zuthun der menschlichen Hand in fertige Thüren, Fenster, Laden, Kisten und Fässer umgewandelt werden; wie die großen Werkstätten kistenweise Stiefel und Schuhe mit weniger Arbeit anfertigen als der altmodische Schuster zum Auflegen einer Sohle brauchte; wie in den Dampfwebereien unter den Augen eines Mädchens Baumwolle schneller in Tuch verwandelt wird als hunderte kräftiger Weber es auf Handstühlen zuwege gebracht haben würden; wie Hammerwerke Mammutröhren und mächtige Anker schmieden, und zierliche Maschinen und winzige Uhren verfertigen; wie der Diamantbohrer das Herz der Felsen durchdringt und Kohlenöl den Wallfisch schonen läßt; hätte er sich den enormen Gewinn an Zeit und Arbeit vorstellen können, der durch verbesserte Einrichtungen des Verkehrs und des Austausches entstehen würde — wie in Australien geschlachtete Schafe frisch in England gegessen werden und der am Nachmittag gegebene Auftrag des Londoner Banquiers in San Francisco am Morgen desselben Tages ausgeführt wird; hätte er die hunderttausend Verbesserungen, aus deren Zahl nur diese wenigen Beispiele herausgegriffen sind, ermessen können, was würde er daraus in Betreff der socialen Lage der Menschheit geschlossen haben?

Es würde ihm kein bloßer Schluß, kein bloßes Phantasiegebilde, sondern etwas wirklich Erschautes geschienen haben; und sein Herz würde gehüpft und seine Nerven gebebt haben wie Einem, der von einer Anhöhe gerade

Digitized by Google

vor der verschmachtenden Karawane den belebenden Schimmer rauschender Wälder und den Glanz lachender Gewässer sieht. Seine Phantasie würde ihm vergegenwärtigt haben, wie diese neuen Kräfte die Gesellschaft gerade in ihren Fundamenten erhöhten, selbst den Aermsten über die Möglichkeit des Mangels hinweggehoben, den Niedrigsten von der Angst und Sorge um das tägliche Brot befreiten; er würde geglaubt haben, daß jene Sclaven der Leuchte des Wissens den traditionellen Fluch der Menschheit auf sich nehmen, jene Muskeln von Eisen und Sehnen von Stahl das Leben des ärmsten Arbeiters zu einem Feiertage machen würden, in dem jede hohe Eigenschaft und jeder edle Trieb vollen Raum zum Wachsthum und Gedeihen finden könnten.

Und aus diesen glücklichen materiellen Verhältnissen würde er, als nothwendige Folgen, moralische Zustände haben entstehen sehen, die das goldene Zeitalter, von dem die Menschheit immer geträumt hat, verwirklichten: die Jugend nicht länger dem Hunger und Elend ausgesetzt; das Alter nicht durch Geiz gequält; das Kind mit dem Tiger spielend; den Mann mit der Schmutzharke den Ruhm der Gestirne trinkend! Alles Schlechte verjagt, alles Wilde zahm; Uneinigkeit in Harmonie verwandelt! Denn wie könnte da Habsucht herrschen, wo Alle genug haben? Wie könnten Laster, Verbrechen, Unwissenheit, Roheit, die alle doch nur aus der Armut und der Furcht vor der Armut entspringen, fortbestehen, wo die Armut selbst verschwunden ist? Wer würde kriechen, wo Alle freie Menschen, wer unterdrücken, wo Alle gleich sind?

Mehr oder weniger verschwommen oder klar, sind dies die Hoffnungen, dies die Träume gewesen, die durch die Fortschritte, welche diesem wundervollen Jahrhundert seinen Vorrang geben, hervorgerufen wurden; sie sind so tief in den Geist des Volkes eingedrungen, daß sie den Ideengang vollständig verändert, den Glauben verwandelt und die fundamentalsten Anschauungen verrückt haben. Die umgehenden Träume von höheren Daseinsformen haben nicht bloß Glanz und Lebhaftigkeit gewonnen, sondern ihre Richtung verändert — anstatt hinter sich die schwachen Farben eines verschwindenden Sonnenunterganges zu sehen, hat die ganze Glorie des Tagesanbruchs den Himmel vor ihnen erhellt.

Es ist wahr, daß Enttäuschung auf Enttäuschung gefolgt ist, und daß Entdeckung auf Entdeckung, Erfindung auf Erfindung weder die Mühsal Derer, welche am meisten der Erholung bedürfen, vermindert, noch den Armen Fülle gebracht hat. Aber so vielen Ursachen schien dieser Mißerfolg beigemessen werden zu können, daß bis auf unsere Zeit der neue Glaube kaum geschwächt worden ist. Wir haben die zu überwindenden Schwierigkeiten besser zu würdigen gelernt, hoffen aber gleichwohl, daß das Streben der Zeiten dahin geht, sie zu überwinden.

Jetzt jedoch gerathen wir mit Thatsachen in Collision, über die kein Zweifel möglich ist. Von allen Seiten der civilisierten Welt kommen Klagen über industriellen Druck, über unfreiwillige Einstellung der Arbeit, über Anhäufung müßigen Capitals, über Geldmangel unter den Geschäftsleuten, über Entbehrung, Sorgen und Leiden unter den arbeitenden Classen. Alle die dumpfe, tödtende Pein, die herbe, zum Wahnsinn treibende Sorge, welche für die große Menge in den Worten „schwere Zeiten" inbegriffen sind, beängstigen jetzt die Welt. Dieser Zustand der Dinge ist Staaten gemeinsam, die nach ihrer Lage, ihren politischen Einrichtungen, ihrer Besteuerung, nach der Dichtigkeit der Bevölkerung und nach socialer Gliederung grundverschieden sind, und kann daher schwerlich durch locale Ursachen erklärt werden. Es herrscht Noth, wo große stehende Heere

Digitized by Google

unterhalten werden, aber auch da, wo dies nicht der Fall ist; es herrscht Noth, wo Schutzzölle den Handel thörichterweise hemmen, aber auch da, wo der Handel beinahe frei ist; es herrscht Noth, wo noch autokratische Regierungen bestehen, aber auch da, wo die politische Macht gänzlich in den Händen des Volkes ist; in Ländern, wo Papier Geld ist, und in den Ländern, wo Gold und Silber die alleinigen Umlaufsmittel sind. Augenscheinlich müssen wir hinter all' Diesem auf eine gemeinsame Ursache schließen.

Daß es eine gemeinsame Ursache gibt, und daß dieselbe entweder gerade der sogenannte materielle Fortschritt oder doch etwas damit sehr eng Verknüpftes ist, wird mehr als eine bloße Schlußfolgerung, wenn man beachtet, daß die Erscheinungen, welche wir unter dem Namen industriellen Druckes zusammenfassen, nur höhere Potenzen von Erscheinungen sind, welche stets den materiellen Fortschritt begleiten, und welche sich um so klarer und stärker zeigen, je mehr derselbe zunimmt. Wo die Bedingungen, auf welche der materielle Fortschritt allenthalben loszielt, am vollständigsten verwirklicht sind, d. h. wo die Bevölkerung am dichtesten, der Reichthum am größten und die Werkzeuge der Production und des Austausches am höchsten entwickelt sind, finden wir auch die tiefste Armut, den schärfsten Kampf um's Dasein und die meiste aufgedrungene Arbeitslosigkeit.

Es sind die neueren Länder — d. h. die Länder, wo der materielle Fortschritt noch in den Windeln liegt — nach denen die Arbeiter auswandern, um höhere Löhne zu gewinnen, und das Capital hinströmt, um höhere Zinsen zu erlangen. In den älteren Ländern dagegen — d. h. in denjenigen, wo der materielle Fortschritt älteren Datums ist — findet sich weit verbreitete Armut inmitten des größten Ueberflusses. Geht man in eines der jungen Gemeinwesen, wo angelsächsische Kraft eben den Wettlauf des Fortschrittes beginnt, wo die Werkzeuge der Production und des Austausches noch roh und wenig entwickelt sind, wo die Ansammlung von Gütern noch nicht groß genug ist, um irgend einer Classe zu gestatten, in Bequemlichkeit und Luxus zu leben, wo das beste Haus nur eine Bretterbühne oder ein Verschlag von Tuch und Papier, und der reichste Mann zu täglicher Arbeit gezwungen ist, so wird man zwar nicht den Reichthum mit all' seinen Begleitern, aber auch keine Bettler finden. Es gibt keinen Luxus, aber auch kein Elend. Niemand findet ein leichtes, oder gar glänzendes Auskommen, aber Jeder *kann* doch sein Brot finden, und Niemand, der fähig und willig zu arbeiten ist, wird durch die Furcht vor Mangel bedrückt.

Aber sobald ein solches Gemeinwesen den Zustand erreicht, nach dem alle civilisierten Staaten hinstreben, und auf der Stufenleiter materiellen Fortschrittes steigt, sobald dichtere Ansiedlung, engere Verbindung mit der Außenwelt, vermehrte Benutzung arbeitersparender Maschinen größere Ersparnisse in Production und Austausch ermöglichen, und der Reichthum in Folge dessen zunimmt — nicht bloß überhaupt, sondern auch im Verhältnis zur Bevölkerung — alsbald bietet auch die Armut ein dunkleres Bild. Der Verdienst Einzelner ist unendlich größer und leichter, während Andere ihre liebe Noth haben, nur das tägliche Brot zu verdienen. Mit der Locomotive kommt auch der Vagabund, und Armenhäuser und Gefängnisse sind eben so sichere Kennzeichen „materiellen Fortschrittes" als kostbare Wohnhäuser, reiche Läden und prächtige Kirchen. Im mit Gas beleuchteten und durch eine uniformierte Polizei bewachten Straßen warten Bettler auf den Vorübergehenden und im Schatten von Hochschulen, Bibliotheken und Museen versammeln sich jene abschreckenderen Hunnen und wilderen Vandalen, die Macaulay prophezeite.

Digitized by Google

Die Thatsache — die große Thatsache, daß Armut und alle ihre Begleiter sich in einem Gemeinwesen gerade in dem Augenblicke zeigen, wo dasselbe jenen Zustand erreicht, welchen der materielle Fortschritt erstrebt — beweist, daß die socialen Schwierigkeiten, welche überall entstehen, wo eine gewisse Stufe des Fortschrittes erreicht ist, nicht in localen Ursachen ihren Grund haben, sondern auf eine oder die andere Weise durch den Fortschritt selbst erzeugt werden.

Und so unliebsam das Geständnis sein mag, es wird zuletzt augenscheinlich, daß die enorme Vermehrung an productiver Kraft, welche das jetzige Jahrhundert kennzeichnet und die in immer beschleunigterem Verhältnisse zunimmt, keineswegs dazu beiträgt, die Armut auszurotten oder die Last Derer zu erleichtern, die zu arbeiten gezwungen sind.

Sie erweitert bloß den Abstand zwischen Reich und Arm und macht den Kampf um's Dasein schärfer. Die lange Reihe von Erfindungen hat die Menschheit mit Kräften ausgestattet, welche die kühnste Einbildung vor einem Jahrhundert sich nicht hätte träumen lassen. Aber in Fabriken, wo die arbeitersparenden Maschinen ihre wunderbarste Entwicklung erreicht haben, sind Kinder bei der Arbeit; wo immer die neuen Kräfte ganz ausgenützt werden, müssen große Classen der Bevölkerung durch die Wohlthätigkeit erhalten werden, oder sind immer nahe daran, derselben zur Last zu fallen; inmitten der größten Anhäufungen von Gütern sterben Menschen vor Hunger und saugen schwächliche Kinder an trockenen Brüsten; und allenthalben beweisen die Sucht nach Gewinn, die Anbetung des Reichthums die Macht der Besorgnis vor Mangel. Das Land der Verheißung flieht vor uns gleich einer Fata morgana. Die Früchte vom Baum der Erkenntnis werden, sobald wir sie berühren, zu Sodom-Aepfeln, die in Staub zerfallen.

Es ist wahr, daß der Reichthum außerordentlich vermehrt und der durchschnittliche Grad von Comfort, Muße und Verfeinerung erhöht worden ist; aber diese Gewinne sind keineswegs allgemein. Die unterste Classe hat keinen Theil daran. Ich meine nicht, daß die Lage derselben nirgends oder in nichts etwas besser geworden sei, sondern daß nirgends eine Besserung stattgefunden hat, welche auf die vermehrte Productivkraft zurückgeführt werden könnte. Ich meine, daß der Einfluß des sogenannten materiellen Fortschrittes in keiner Weise dazu beiträgt, die Lage der untersten Classe in den wesentlichen Erfordernissen eines gesunden, glücklichen Lebens zu verbessern; ja noch mehr, ich glaube, daß derselbe dahin zielt, die Lage derselben zu verschlimmern. Die neuen Kräfte, so erhebend sie von Natur sind, wirken auf das sociale Gebäude nicht von unten auf, wie lange gehofft und geglaubt wurde, sondern treffen dasselbe mehr in der Mitte. Sie sind einem ungeheuren Keile vergleichbar, der nicht von unten auf, sondern mitten durch die Gesellschaft getrieben wird. Diejenigen, die sich über dem Trennungspunkte befinden, werden erhöht, aber die, welche darunter sind, niedergedrückt.

Diese niederdrückende Wirkung wird nicht allgemein anerkannt, denn sie tritt da, wo lange eine Classe bestand, die kaum mehr als zu leben hatte, nicht deutlich hervor. Wo die unterste Classe gerade nur genug zum Leben hat, wie dies seit lange in vielen Theilen Europa's der Fall ist, kann dieselbe nicht tiefer sinken, denn der nächst tiefere Schritt führt zur Vernichtung des Daseins, und eine Tendenz zum weiteren Druck kann sich kaum zeigen. Aber an dem fortschreitenden Gange neuer Ansiedelungen zu den Verhältnissen älterer Gemeinwesen kann man klar sehen, daß der materielle Fortschritt nicht allein der Armut nicht abhilft, sondern sie vielmehr erzeugt. In den Vereinigten Staaten

Digitized by Google

liegt es klar zu Tage, daß Schmutz und Elend, sowie die Laster und Verbrechen, welche denselben entspringen, allenthalben zunehmen, sobald das Dorf zur Stadt wird und der Entwicklungsgang die Vortheile verbesserter Methoden der Production und des Austausches bringt. In den älteren und reicheren Theilen der Union sind Pauperismus und Noth unter den arbeitenden Classen am schmerzlichsten sichtbar. Wenn in San Francisco weniger tiefe Armut herrscht als in New-York, ist dies nicht darum der Fall, weil Ersteres noch hinter Letzterem in Allem, was beide Städte erstreben, zurücksteht? Wer kann zweifeln, daß, sobald San Francisco den Punkt erreicht, auf welchem New-York jetzt steht, dann auch in seinen Straßen zerlumpte und barfüßige Kinder zu finden sein werden?

Diese Gemeinschaftlichkeit von Armut und Fortschritt ist das große Räthsel unserer Zeit. Es ist der springende Punkt, aus welchem die industriellen, socialen und politischen Schwierigkeiten entstehen, welche die Welt in Verwirrung stürzen, und mit welchen Staatskunst, Philanthropie und Erziehung vergebens kämpfen. Ihm entspringen die Wolken, welche die Zukunft der vorgeschrittensten und unabhängigsten Nationen verdunkeln. Es ist das Räthsel, welches die Sphinx des Schicksals unserer Civilisation aufgibt und dessen Nichtbeantwortung Untergang bedeutet. So lange die ganze Zunahme der Güter, welche der moderne Fortschritt mit sich bringt, nur dazu dient, große Vermögen aufzubauen, den Luxus zu vermehren und den Contrast zwischen dem Hause des Ueberflusses und der Hütte des Mangels zu verschärfen, so lange ist der Fortschritt kein wirklicher und kann nicht dauernd sein. Die Reaction muß kommen. Der Thurm neigt sich auf die Seite, und jedes neue Stockwerk beschleunigt nur die endliche Katastrophe. Menschen, die zur Armut verdammt sind, zu unterrichten, heißt nur, sie widerspenstig machen; auf einen Zustand offenkundigster socialer Ungleichheit politische Einrichtungen gründen wollen, unter denen die Menschen theoretisch gleich sind, heißt eine Pyramide auf ihre Spitze stellen.

Ueber Alles wichtig, wie diese, die Aufmerksamkeit allseitig in Anspruch nehmende Frage, auch ist, so hat sie bis jetzt doch keine Lösung erfahren, welche alle Thatsachen erklärte und ein klares und einfaches Heilmittel zeigte. Dies sieht man schon an den weit auseinandergehenden Versuchen, den herrschenden Druck zu erklären. Sie zeigen nicht allein eine Kluft zwischen den gewöhnlichen Begriffen und den wissenschaftlichen Theorien, sondern beweisen auch, daß die Uebereinstimmung, welche unter den Anhängern der gleichen Theorien bestehen sollte, in praktischen Fragen vollständig in die Brüche geht. Von national-ökonomischen Autoritäten wird uns gesagt, der herrschende Druck sei eine Folge der Ueberconsumtion; andere gleich hohe Autoritäten sagen, die Ueberproduction trage die Schuld; während von anderen namhaften Schriftstellern die Verwüstungen des Krieges, die Ausdehnung der Eisenbahnen, die Arbeiterstrikes, die Entwertung des Silbers, die Papiergeld-Wirtschaft, die Vermehrung arbeitersparender Maschinen, die Erschließung kürzerer Handelswege u. s. w. als die Ursachen bezeichnet werden.

Und während so die Professoren sich streiten, gewinnen die Ansichten, daß ein nothwendiger Conflict zwischen Capital und Arbeit bestehe, daß Maschinen ein Uebel seien, daß die Concurrenz beschränkt und der Zins abgeschafft werden müsse, daß es die Pflicht der Regierung sei, Capital herzugeben und Arbeit zu schaffen, immer mehr Boden unter der großen Menge des Volkes, die ihre unglückliche Lage scharf genug empfindet und sich des ihr zugefallenen Nachtheils nur zu gut bewußt ist. Solche Ansichten, welche

Digitized by Google

große Classen von Menschen — die Verleiher der höchsten politischen Gewalt — unter den Einfluß von Charlatanen und Demagogen bringen, sind voller Gefahren; aber sie können nicht erfolgreich bekämpft werden, ehe nicht die Nationalökonomie jene große Frage in einer Weise beantwortet, welche mit allen ihren Lehren übereinstimmt, und bei der großen Menge Verständnis findet.

Es muß der Nationalökonomie möglich sein, eine solche Antwort zu geben. Denn die Nationalökonomie ist kein Gefüge von Dogmen, sondern die Erklärung einer bestimmten Reihe von Thatsachen.

Wir sind zur Erforschung des Gesetzes verpflichtet, denn gerade im Herzen unserer Civilisation sinken heutzutage Weiber nieder vor Schwäche und winseln kleine Kinder. Doch als was auch jenes Gesetz sich herausstellen mag, ist nicht unsere Sache. Wir wollen nicht wanken, wenn auch die Schlüsse, zu denen wir gelangen, unseren Vorurtheilen entgegenlaufen; und wenn sie Einrichtungen verurtheilen, die wir lange als weise und natürlich angesehen haben, wollen wir darum nicht verzagen.

Jetzt wollen sich's sogar die Schriftsteller besser machen!

Zur Angelegenheit der Leihexemplarsteuer von **Hans Mailer.**

Ein Theil der deutschen Schriftsteller steht gegenwärtig im Kampfe mit den Leihbibliotheken.

Alt ist die Klage, daß die Deutschen — das lesewüthigste Volk auf Erden — nicht Bücher kaufen wollen, daß sie ihr schöngeistiges Lesebedürfnis sich von den Leihbibliotheken befriedigen lassen, daß demnach die Leihbibliotheken den Buchhandel schädigen und eine Ursache des sprichwörtlich gewordenen deutschen Schriftstellerelendes seien. Wenn man dabei an andere Nationen dachte, da war es schon gar zum Rasendwerden; die englischen, die französischen Autoren leben wie Fürsten im Vergleiche mit uns armen deutschen Schluckern. Dazu kommt bei unserer Schriftsteller-, besonders Journalistenwelt, noch das sich gegenseitige Begannern und Bestehlen.

Die Zeitungen — die wohl auch an die Brust schlagend ihr culpa mea machen könnten, wenn vom Niedergange des Büchermarktes die Rede ist — treiben oft eine wahre Freibeuterei mit dem literarischen Eigenthum Anderer. Es ist schon wahr, daß die Zeitungen dem Schriftsteller Erwerb geben, es ist schon recht, daß sie seine Werke zur Kenntnis des Publikums bringen und dieselben mitunter tüchtig loben oder so lustig herunterreißen, daß die Leute neugierig werden und in die Leihbibliothek schicken — aber im Ganzen kleckt das nicht. Wenn größere Blätter auch durch „Bearbeitung" das literarische Eigenthum illusorisch zu machen versuchen, die kleineren — schöne Ausnahmen gibt es allerdings — treiben es directe, sie naschen und stehlen wie die Raben. Sie drucken Feuilletons, Erzählungen, ganze Romane nach, ohne um Erlaubnis auch nur gefragt zu haben, ohne die Quelle anzugeben, selbst mitunter, ohne den Namen des Verfassers dem Opus vorzudrucken. Wenn man das Diebsgesindel zur Rechenschaft zieht, so werden die Einen grob, sie hätten bei irgend einer Gelegenheit den Autor ja protegiert, und begreifen gar nicht, warum sie ihn nun nicht tüchtig bestehlen sollten dürfen. Die Anderen heben an

Digitized by Google

zu kriechen, wimmern vom schlechten Geschäftsstand ihrer Zeitung, von ihrer großen Familie, von Schicksalsschlägen, die sie getroffen, und flehen um Gotteswillen, sie die Strenge des Gesetzes nicht fühlen zu lassen. Man läßt sie laufen und demnächst treiben sie's wieder. — Von anderen Blättern wird der Schriftsteller aufgefordert, Original-Beiträge zu liefern. Das Honorar kann er vielleicht auf dem Proceßwege heimholen, wenn er nicht lieber auf den Bettel verzichtet. Die deutsch-amerikanischen Blätter, selbst die größten, die ihren Eigenthümern Millionen von Profit bringen, nähren ihr Feuilleton in der Regel mit dem Raube aus europäischen Werken und Zeitschriften. Wenn ein Autor höflich um Entschädigung ersucht, und sei es auch um die bescheidenste (manche gäben sich mit ein paar Dollars, manche mit einem Freiexemplar der betreffenden Nummern zufrieden), so geben die Gauner keine Antwort. Sie wissen wohl, der Ocean und der Indifferentismus der Regierungen schützt sie vor Weiterem. Die sogenannten literarischen Bureaux, mit denen wir besonders in Deutschland gesegnet sind, welche angeblich eine geregelte Verbindung zwischen literarischer Production und journalistischer Consumtion erzwecken, sind oftmals erst die raffiniertesten Anstalten, dem Schriftsteller eine Arbeit um wenige Mark abzunehmen, um sie dann zu eigenem Vortheile zehn- und hundertfach verwerten zu wollen. Trotzdem bleiben diese Bureaux in der Regel Bettlergeschäfte, weil es die meisten Blätter doch vorziehen, etwas gratis zu nehmen, als um einige Mark zu erwerben.

Das sind nur Andeutungen, die wir gelegentlich mit einer Reihe von Beispielen — aber mit Angabe der Quellen und Namen! — erhärten wollen, damit unsere Leser einen kleinen Einblick in die vielbeneidete Existenz eines deutschen Schriftstellers gewinnen.

Diese Betrachtung schreiben wir für ein Blatt, welches selbst vielfach dem Systeme des Wiederabdruckes huldigt. Aber es ist ein Anderes, Artikel zu reproducieren mit Angabe der Quelle, mit Erlaubnis des Autors, oder Artikel, deren möglichste Verbreitung der Autor geradezu wünscht, oder die sonstwie das Eigenthum der Welt geworden sind. Manchen Schriftstellern und Verlegern ist der Abdruck von einzelnen Proben aus ihrem Buche mit Angabe der Quelle willkommen; und dem Publikum gegenüber ist es auch gewöhnlich wirksam, wenn die Nummer, welche die Besprechung eines Werkes enthält, gleichzeitig discreter Weise eine Probe aus demselben bringt. Ein Beweis, wie wohl Schriftsteller und Buchhandel mit dieser anständigen Reclame einverstanden, sind die zahlreichen Einsendungen von Recensions-Exemplaren oder gar Bürsten-Abzügen aus dem erscheinenden oder erschienenen Buche, mit dem ausdrücklichen Wunsche, dieselben abzudrucken.

Von diesem Seitensprunge kommen wir nun wieder auf die brennende Frage des Schriftstellerstandes, auf die Leihbibliotheken. Auf den Schriftstellertagen der letzten Jahre und in Literaturblättern ist dieser Gegenstand sehr gründlich und gelehrt behandelt worden. Einige sind radical vorgegangen und haben gesagt, die Leihbibliotheken müßten ganz fallen, sie seien ohnehin nur eine Zuchtstätte der Mittelmäßigkeit. Darauf haben Andere entgegnet, eben deshalb könnte man sie nicht entbehren, denn unsere Schriftstellerwelt bestünde aus fast lauter Mittelmäßigkeiten. Die wenigen Großen seien an der Frage ohnehin kaum interessiert, die lieferten kein Leihbibliothekfutter und die würde der literarisch wirklich gebildete Leser immer zu eigen besitzen wollen, gäbe es nun Leihanstalten oder nicht. Für die Anderen war die Sache so, daß sie sich mit der Zerstörung oder Erschwe-

Digitized by Google

rung dieser Anstalten den Boden unter den eigenen Füßen wegzögen, daher wollte man die Sache mit Vorsicht behandeln. Endlich ist man dem Entschlusse nahe gekommen, sich an die Regierung zu wenden, daß sie es den Leihbibliotheken gebieten solle, von ihrem unverhältnismäßig großen Gewinn etwas den armen Schriftstellern abzutreten.

Ein Vorschlag lautet, daß die Leihbibliotheken jährlich eine gewisse Steuer an den deutschen Schriftstellerverband zu leisten verhalten werden sollten. (Siehe „Heimgarten" VIII. Jahrgang, Seite 309.)

In solchem Stadium steht die Frage, als nun plötzlich ein Mann auf den Plan springt und sagt: Wozu Staatshilfe suchen in einer Sache, die den Staat von jeher verflucht wenig gekümmert hat? Selbsthilfe ist besser. Seht einmal! Hier in der rechten Hand halte ich ein Buch, das ist das Gesetzbuch. In diesem steht ein Paragraph: „Einschränkungen des Eigenthums müssen durch Natur, Gesetze oder Willenserklärungen bestimmt sein." — Hier in der linken Hand habe ich ein zweites Buch, ein Novellenbuch, das ich selbst geschrieben, und das ich meinem Verleger gegeben habe, damit er es in vielen Exemplaren verkaufe. Für dieses mein Buch nun mache ich von dem Rechte der Willenserklärung Gebrauch. Ich habe vom Novellenbuch zwei Gattungen Exemplare drucken lassen. Bei der einen Gattung steht auf dem Titelblatt meine Willenserklärung gedruckt: „Das gewerbsmäßige Verleihen dieses Exemplares ist untersagt." — Diese Gattung ist zum Verkauf für das Publikum bestimmt und kostet das Exemplar drei Mark. Die andere Gattung enthält auf dem Titelblatte die Bemerkung: „Der Besitz dieses Exemplares berechtigt zum gewerbsmäßigen Verleihen desselben." — Sie ist für die Leihbibliotheken bestimmt und kostet das Exemplar fünf Mark.

Das besagt mit anderen Worten, daß ich von den Leihbibliothekaren, welche aus dem Verleihen dieses Buches dauernden Nutzen ziehen wollen, auch eine höhere Leistung verlange als von den Sortiments-Buchhändlern, welche das Buch zum Wiederverkaufe an das Publikum erwerben, — eine höhere auch, als vom Publikum, welches das Buch zu seinem Vergnügen kauft.

Das erwerbsmäßige Bücherverleihen hat sich im Laufe der Jahrzehnte zu einem Gewohnheitsrechte der Leihbibliothekare ausgebildet, für welches sie keine andere Gegenleistung bieten, als die des Bucherwerbes zum Preise des Sortiments-Buchhändlers, also zu einem wesentlich niedrigeren, als ihn das Publikum zahlen muß.

Das aber ist ein Unrecht.

Der ganze Buchhandel gründet sich ursprünglich wie jeder andere Handel auf die Voraussetzung des Waren-Absatzes. Der Verleger kauft dem Autor seine Geistesarbeit ab, um daraus die Ware, das Buch, zu machen. Je mehr Stücke diese Ware, d. h. je mehr „Exemplare" von dem Buch nun verkauft werden, desto größer ist der Gewinn, den der Verleger daraus zieht; desto größer ist unter normalen Verhältnissen auch das Honorar, welches der Autor bezieht; desto größer ist der Erwerb, welchen der Sortiments-Buchhändler als Zwischenhändler zwischen Verleger und Publikum einstreicht.

Der Sortimenter bezieht das Buch vom Verleger als Ware, als Stück, als Exemplar, Buch und Inhalt zusammen als untrennbares, einzeln nicht veräußerliches Object zum Wiederverkaufe an das Publikum.

Auf welche Voraussetzung gründet sich das Leihbibliothek-Geschäft? — Das Leihbibliothek-Geschäft gründet sich auf die Voraussetzung, daß Bücher gelesen, aber nicht gekauft werden.

Der Leihbibliothekar verleiht die Bücher. Was heißt das aber? Ist das

Digitized by Google

Wort verleihen oder leihen hier überhaupt zutreffend?

Wenn ich mir einen Rock leihe und ich gebe ihn dann wieder zurück, so habe ich nicht nur Alles zurückgegeben, was ich geliehen, sondern ich habe auch nichts zurückbehalten. Das Gleiche gilt von jedem anderen Gegenstande.

Wenn ich mir dagegen ein Buch leihe, und ich gebe es wieder zurück, so habe ich allerdings Alles zurückgegeben, was ich geliehen, aber ich habe trotzdem gerade Dasjenige für mich zurückbehalten, um dessentwillen ich das Buch geliehen: seinen Inhalt. Dadurch, daß ich das Buch gelesen, ist zwischen mir und dem Buche ein solcher Proceß vorgegangen, welcher mir das Buch fürderhin entbehrlich macht. Der Inhalt des Buches ist in meinen Besitz gelangt und dafür habe ich gezahlt. Wenn man aber etwas gegen Bezahlung in seinen Besitz bringt, so heißt das nicht leihen, sondern es heißt kaufen. Ich habe also den Inhalt des Buches gekauft. Sobald also das Buch „verliehen" wird, unterscheidet es sich von jeder andern Ware. Das Wort „verliehen" trifft gar nicht zu, es ist ein Verkaufen. Der Leihbibliothekar verkauft den Inhalt des Buches, das Buch behält er und das setzt ihn in den Stand, den Inhalt des Buches hundert- und tausend- und hunderttausend Mal zu verkaufen, was einer Gewinnst-Steigerung in's Unendliche gleichkommt.

Durch diesen Handel zwischen Leihbibliothekar und Leser wird das Interesse und der materielle Vortheil des Verlegers und Autors empfindlich geschädigt. Denn, der materielle Vortheil des Autors und Verlegers hängt von einem möglichst zahlreichen Verkaufe von Exemplaren eines Buches ab. Der Handel, welcher zwischen Leihbibliothekar und Leser stattfindet, macht also dessen Ankauf überflüssig, entzieht dem Autor und Verleger hunderte und tausende von Käufern.

Ich sehe also auf der einen Seite den Leihbibliothekar, der nicht mit dem Buche als Ware handelt, sondern mit dem Inhalt des Buches, und daraus einen unverhältnismäßigen Nutzen zieht: und auf der anderen Seite den Autor und Verleger, welche hierdurch einen empfindlichen Schaden erleiden. Hat denn der Leihbibliothekar, indem er ein Buch zum Preise des Sortimenters, also des Wiederverkäufers erwarb, damit auch schon das Recht erworben, den Inhalt des Buches in der angeführten Weise immer wieder weiter zu verkaufen? — Ist das möglich?

Ist doch selbst der Verleger in der gewerbsmäßigen Ausnutzung des Inhalts beschränkt. Er darf für ein bestimmtes Honorar in der Regel nur eine bestimmte Anzahl von Exemplaren verkaufen. Sobald aber der Verleger selbst das Recht, den Inhalt eines Buches gewerblich auszunutzen, nur in beschränktem Maße erworben hat, so kann er doch dieses Recht nicht in unbeschränktem Maße mit jedem einzelnen Exemplare weiterverkaufen. Das ist ein Recht, welches nur dem Autor zukommt, weil ja der Inhalt des Buches als Ware nur sein ausschließliches, unbeschränktes Eigenthum ist.

Der Leihbibliothekar nützt heute die Eigenthumsrechte des Autors und Verlegers — die er niemals erworben — dauernd und unbeschränkt gewerbsmäßig aus. Und so löst sich das Räthsel, daß der Leihbibliothekar seine Kunden spottbillig bedienen kann und dabei ein reicher Mann wird. So löst sich in Deutschland das Räthsel, daß in Deutschland die Autoren darben.

Die Zahl der Leihbibliotheken und Lesecirkel beläuft sich in Deutschland auf nicht weniger als viertausend, und der Kreis ihrer Kunden umfaßt das ganze literaturbedürftige Publikum vom armen Studenten und der gebildeten Köchin bis hinauf zum Millionär und

Digitized by Google

den höchsten fürstlichen Geschlechtern. Der Abonnementspreis aber beträgt zwischen 50 Pfg. und 3 Mark per Monat, mit dem Recht, täglich ein anderes Buch aus der Bibliothek zu nehmen. In Oesterreich ist dasselbe Verhältnis. Dazu braucht man keine weitere Bemerkung zu machen.

Nun kann es wohl nur gut geheißen werden, wenn die Autoren und Verleger endlich ihre Rechte geltend machen und den Leihbibliothekar in jenes Verhältnis hinabdrücken, welches seiner Thätigkeit entspricht.

Wir wollen nur das natürliche und umfassende Recht, *in jedem einzelnen Falle zu bestimmen, ob und unter welchen Bedingungen wir dem Leihbibliothekar die gewerbsmäßige Ausnutzung unserer Werke „durch Verleihen derselben“* gestatten. Und dieses Recht muß uns gesetzlich zuerkannt werden, sobald wir es fordern.“ —

Das spricht der kühne Mann, der mit seiner Leihexemplar-Steuer so plötzlich in unsere Tagesordnung gesprungen ist. Wir finden sein Begehren billig, und wollen nun sehen, wie sich die Leihbibliotheken dagegen verhalten werden. — Vorläufig handelt es sich um's Princip. Sind sie geneigt, dem Autor ein geistiges Eigenthumsrecht seiner Werke zuzugestehen oder nicht? Ist das Princip festgestellt — und wir zweifeln keinen Augenblick, zu Gunsten des Eigenthumsrechtes — dann mag die Bestimmung der Höhe des Betrages, den der Leihbibliothekar für seine Exemplare zu zahlen hat, den einzelnen Fällen überlassen bleiben. Dem einzelnen Schriftsteller, resp. Verleger bleibt es ja immer noch, je nach Gutdünken, freigestellt, die Leihbibliotheken höher oder niedriger oder gar nicht zu besteuern. Angebot und Nachfrage wird die Sache regeln, ohne daß aus ihr nach irgend einer Seite hin ein empfindlicher Schaden erwächst.

Dieses System der Exemplar-Besteuerung hat gegenüber der Pauschalsteuer an den Schriftstellerverband den Vortheil, daß das Resultat genau der richtigen Person zufällt. Man wird nicht Mitglied des Schriftstellerverbandes sein müssen, aber man wird interessante und anüsante Bücher schreiben müssen, um des Lohnes für seine literarischen Verdienste theilhaftig werden zu können, um von der ertragreichen Einrichtung des Bücherverleihens den entsprechenden Erfolg zu erzielen.

Der Name des Erfinders der Leihexemplar-Steuer heißt *Oskar Welten*. Sie wären nun wohl neugierig, meine Leserin, wie das Buch aussieht, mit welchem der Verfasser dem Leihbibliothekar Schach erklärt. Wir verrathen nur so viel: der Verfasser ist ein Freund Emil Zola's und sein Buch führt den Titel: „*Nicht für Kinder*.“ — Es dürfte also etwas von einer Sorte sein, wovon man nicht zu kaufen, sondern aus der Leihbibliothek zu holen pflegt.

Digitized by Google

Die rothen Wildlinge drüben.

Skizze von J. Hofer.

In der Völkerkunde leistet unsere Literatur verhältnismäßig wenig. Man hegt den Aberglauben, daß derlei nur für die Jugend sei; und das Alter soll in den neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Ethnographie unwissend bleiben?

Wir geben uns mit den Indianergeschichten von Cooper und Anderen zufrieden, und es ist doch Alles nur Blimel-Blamel, was uns von der Tüchtigkeit, dem Edelmuth und der Hochherzigkeit des „rothen Mannes" erzählt wurde. So behauptet wenigstens R. J. Dodge, der in seinem Werke über die heutigen Indianer des fernen Westens uns eines Besseren zu überzeugen bemüht ist. *)

Im Gebiete der Vereinigten Staaten leben gegenwärtig nur mehr an 300.000 Indianer (etwa so viel, als München Bewohner zählt). Der Indianer stirbt aus, aber er ergibt sich nicht der Gesittung. Er ist eine merkwürdige Erscheinung, doppelt merkwürdig gegenüber der hohen Civilisation der neuen Welt. Wir skizzieren hier seinen Charakter mit wenigen Strichen. Hat der Indianer Kleider, so trägt er sie, wenn nicht, so begnügt er sich gern mit der Lendenschürze und der Bemalung seiner Haut. Die Farben zur Bemalung bereitet er auf einem platten Stein, als Pinsel benützt er seinen Finger. Er ist ein dreifach thätiger Mann, Krieger, Jäger und Dieb. Die interne Regierung der Indianer besteht aus einem gewählten Häuptling, der ziemlich unumschränkt herrscht, so lange ihm seine Unterthanen gehorchen. Die Wahlen geschehen nicht durch Abstimmung, sondern durch Zuruf, die größten Schreier sind die Sieger. Was die Religion betrifft, so haben die Indianer einen guten und einen bösen Gott, die ziemlich gleich stark sind und um die Geschicke der Rothhäute miteinander ringen. Die Indianer sind bartlos, halten aber viel auf Haar und Bart; sie ziehen ihren gefangenen oder erschlagenen Feinden die Scheitelhaut mit den Haupthaaren ab, oder auch die Haut anderer behaarter Stellen. Diese „Scalpe" sind ihre Kleinode. Sie glauben nach dem Tode an ein ewiges Leben in den „glücklichen Jagdgründen", aber kein Scalpierter und auch kein Gehenkter kann in die glücklichen Jagdgründe eingehen. Alles, was sie körperlich oder moralisch für ersprießlich halten, nennen die Indianer „gute Medicin"; das Gegentheilige „schlechte Medicin". Hierin treibt der crasseste Aberglauben sein Unwesen und erinnert Manches an unsere „Sympathiemittel". „Medicin" liegt bei ihnen im Bereiche der Religion, in welcher die tollen „Medicintänze" eine große Rolle spielen. Als Orakel lassen die Häuptlinge vor einem Kriegszuge oder sonstigen großen Unternehmen das Volk tagelang ununterbrochen um aufgesteckte Scalpe tanzen. Fallen ein oder mehrere Tänzer vor Ablauf der Zeit erschöpft oder todt hin, so bedeutet es, daß das geplante Unternehmen schlimmen Verlauf nehmen wird. Darum pflegen Häuptlinge je nach ihrer Neigung zu, oder Abneigung

*) „Die heutigen Indianer des fernen Westens" nach dreißigjähriger persönlicher Anschauung geschildert von Richard Irving Dodge. Deutsch bearbeitet von Dr. Karl Müller-Mylius. (Wien. A. Hartleben, 1884.)

Digitized by Google

vor dem Unternehmen kräftige oder schwächliche Tänzer auszuwählen. Die Todten werden gern auf großen Bäumen beigesetzt.

Will ein Indianer heiraten, so muß er dem Schwiegervater die Braut abkaufen, die er dann nach Belieben behalten, ausborgen, vertauschen und wieder verkaufen kann. Nicht selten verkauft oder verleiht der Indianer sein Weib gegen Branntwein, den ihm die amerikanische Regierung strenge verbietet, und den ihm der amerikanische weiße Staatsbürger mitunter gegen angedeuteten Leckerbissen heimlich ausliefert. Der Indianer liebt sich bis zur Bewußtlosigkeit zu berauschen. Was die Ehe anbelangt, so trägt hierin der Mann die Rechte, das Weib die Pflichten. Das ist die Arbeitstheilung bei rohen Völkern. Der rothhäutige Ehemann thut allezeit, was ihm beliebt, während in seiner Abwesenheit die Ehefrau verpflichtet ist, ihren Körper durch mechanische Vorrichtungen, besonders durch Umwickeln mit Bändern vor fremden Männern zu schützen. Ein Eheweib, das ohne solche Vorrichtung getroffen wird, darf von jedem Mann gewaltsam mißbraucht werden.

Der Stamm der Sioux hatte vor wenigen Jahren noch eine eigenthümliche Sitte. Da stellten sich an einem bestimmten Tage des Jahres die Männer eines Lagers (Dorfes) der Reihe nach auf und alle mannbaren Weiber mußten an ihnen vorüber passieren. Jeder Mann war kraft seiner Religion und Ehre (auch bei Indianern ist von Ehre oder dergl. die Rede), verpflichtet, jedem vorübergehenden Weibe, mit dem er im Laufe des Jahres intimsten Umgang gepflogen, die Hand auf den Kopf zu legen. Das wäre doch ein prächtiger Stoff für unsere Dorfgeschichtenschreiber. Z. B.: Ein Dorfbösewicht will eine Unzugängliche mit der Handauflegung compromitieren, oder Einer schämt sich seiner Häßlichen und legt ihr die Hand nicht auf's Haupt, und sie darob erzürnt, schlägt ihn in's Gesicht und nennt ihn einen Feigling. Durch die Handauflegung wird Jede, der's passiert, für das nächste Jahr das freie Eigenthum der Männer des Lagers.

Ein recht bezeichnendes Geschichtchen aus dem Eheleben der Indianer wurde dem Verfasser des Buches mitgetheilt. — Ein mexicanisch-indianischer Halbblütiger erzählte ihm folgende Liebesgeschichte: Derselbe war in einem Lager und hatte sich in das Weib eines Indianers verliebt. Sie war reizend, bezaubernd, ihr Mann war arm und ein ziemlich wertloser Bursche. Romeo, (so hieß der Halbblütige) versuchte monatelang durch Schmeicheleien und Geschenke manchen Sturm auf ihr Herz. Lange vergebens, aber endlich folgte sie ihm in seine Hütte. Am andern Tage kam der Gatte und verklagte sie beim Häuptling. Der Häuptling fällte das Urtheil, daß Romeo dem Gatten fünf Pferde und zwei Maulthiere geben müsse, das Weib aber behalten dürfe. Das war sehr hart, die schönen Thiere hingeben zu müssen, aber Romeo liebte das Weib und gab die Thiere hin. Drei Tage später war das Weib fort, Romeo fand es in der Hütte ihres alten Gatten. Romeo machte ihr Vorwürfe, sie sagte, daß sie aus freien Stücken zurückgekehrt sei. Romeo gieng zum Häuptling, der entschied, der alte Gatte solle das Weib oder die Thiere zurückgeben. Der aber meinte, er wolle den Handel nicht mehr rückgängig machen, die Pferde und Maulthiere lasse er nicht, Romeo könne das Weib haben, wenn er wolle. Das Weib weigerte sich, mitzugehen, ihr alter Mann sei ihr lieber, als der neue, sie wolle beim alten bleiben. So that der Häuptling den Ausspruch: der alte Gatte solle die Thiere behalten, da er das Weib nicht verführt oder zurückgestohlen habe. Das Weib solle bleiben, bei wem es wolle. Es blieb beim ersten Gatten. „Und so," schloß Romeo seine Erzählung, „verlor ich meine Thiere und mein Weib. Aber — Oberst, ich glaube, es war eine abgekartete Geschichte."

Digitized by Google

Zu dem Wenigen, was die Indianer aus unserer Civilisation sich angeeignet haben, gehören die Spielkarten. Im Winter spielen sie oft ganze Nächte hindurch. So lange also unsere Herren Doctoren und Amtmänner und Schulmeister und Pfarrer beim Spieltisch sitzen, unterscheidet sie nichts von den Wilden, als — der Cigarrenstummel, den sie im Munde stecken haben.

Die verschiedenen Indianerstämme verstehen sich unter einander nicht so sehr durch ihre Laute, sondern vielmehr durch eine stumme Geberdensprache, ähnlich, wie bei unseren Taubstummen. Weitaus das Wichtigste ist dem Indianer sein Pferd, auf welchem er auf die Büffeljagd oder in den Krieg gegen andere Stämme oder die „Weißen" zieht. Die Indianer wissen mit Feuergewehren umzugehen; da ihnen solche durch die amerikanischen Gesetze jedoch verboten sind, so bedienen sie sich noch zumeist des Pfeiles und Bogens. Die Pfeile machen sie gern aus Eisen, doch arbeiten sie an einem Pfeil mehrere Tage lang, weil sie die Schmiedung des Eisens im Feuer nicht verstehen, sondern aus dem Eisenstück durch Abschleifen mit Steinen und Feilen die Form hervorbringen müssen. Die häuslichen Arbeiten, selbst das Aufschlagen und Abbrechen der Hütten, obliegen ausschließlich den Weibern. Die Hütten bauen sie, indem sie Stangen pyramidalförmig aneinanderstellen, oben, wo sie sich kreuzen, aneinander befestigen, und solches Gerüste mit Büffelhäuten eindecken. Eine solche Hütte hat etwa 20 Fuß Durchmesser und beherbergt oft 5—6 Familien, die sich auf die denkbar ungenierteste Weise gegen einander benehmen.

Der Indianer genießt fast ausschließlich Fleischnahrung, gekocht oder auch im rohen Zustande. Er ist sehr wenigen Krankheiten unterworfen, was also gegen die Ansicht der Vegetarianer spricht, daß Fleischnahrung im Menschen die Krankheiten begünstige. Wenn aber der Antivegetarianer behauptet, daß Fleischnahrung Intelligenz erzeuge, so berufen wir uns ebenfalls auf die Indianer, die absolut nicht bildungsfähig in unserem Sinne sein sollen. Erst seitdem die Indianer mit der Civilisation in Berührung kommen, werden sie heimgesucht von Masern, Scharlach, Pocken und jenem fürchterlichen Schrecken, den wir Deutsche ursprünglich den Franzosen zu verdanken haben.

Weit mehr, als auf eine kleidsame Tracht hält der Indianer auf Schmuck, und behängt er seinen Körper mit bunten Lappen, Federn, Glasstücken, Ringen, Spangen und anderlei Tand, den er von den Weißen oft gegen schöne Pferde und schwere Büffelfelle eintauscht. Possierlich ist es, wenn er von alten Soldatenmützen der Weißen die Nummertäfelchen sammelt, und davon so viel als möglich an seinen Leib hängt, so daß im Ganzen die Ausschmückung seines Leibes fast nicht weniger ungereimt ist, als das Costüm und der Schmuck unserer Modeschönen. Gegen die Cultur der Weißen ist der Indianer gleichgiltig; ihn wird kein Eisenbahnzug überraschen, er wird kein Dampfschiff, keinen Telegraphen bewundern. Diese Dinge sind ihm ein- für allemal unbegreiflich, er denkt gar nicht über sie nach. Hingegen kann er dem Baumklettern mit Steigeisen, dem Reiten auf Damensätteln und ähnlichen Dingen, die in seinem Bereiche liegen und doch nach seiner Meinung besondere Geschicklichkeit erfordern, die hellste Bewunderung entgegenbringen.

Der Handel der Rothhäute beschränkt sich hauptsächlich auf den Austausch ihrer Büffeldecken gegen Zucker, Kaffee, Thee, Kleidung, Tant und Flitter, wobei sie von den Weißen grenzenlos übervortheilt werden.

Viel weiß unser Berichterstatter von indianischer Grausamkeit und Bestialität zu erzählen. Ihren Widersachern und Feinden gegenüber, überhaupt in ihrer Begehrlichkeit und

Digitized by Google

Leidenschaft sind die Indianer jener Empfindung vollkommen bar, die wir Menschlichkeit nennen. Gewisse Beispiele hievon zu erzählen, wäre hier unmöglich. Angedeutet muß aber auch diese Seite des „rothen Mannes“ werden. Einst fiengen die vom Stamme der Squaws einen weißen Knaben, den Trommler eines sie bedrohenden Regiments. Sie folterten und mißhandelten ihn auf jede Art, welche ihr Scharfsinn ihnen eingeben konnte, ohne sein Leben zu gefährden. Als sie davon ermüdet und übersättigt waren, banden sie ihn an einen Baum, besteckten seine Haut mit beharzten Holzsplittern, daß der unglückliche Knabe aussah wie ein Stachelschwein. So zündeten sie ihn nun an, und während er lichterloh brannte, tanzten sie gröhlend um das Opfer. — Einen gefangenen Eisenbahnbeamten der Pacificbahn banden sie mit dem Rücken auf den Boden und zündeten auf seiner Brust ein Feuer an, an dem sie sich mit großem Behagen wärmten, während der Gepeinigte des gräßlichen Todes verstarb.

Einem anderen Gefangenen wurde von den Indianern befohlen, daß er mit einem Eisennagel eine tiefe Grube auswühle. Als das nach dreitägiger Anstrengung geschehen war, banden sie ihm einen Strick um die Knöchel, wanden den Strick spiralförmig um die Beine, um den ganzen Leib, die Arme fest an die Seiten geschnürt, bis zum Halse. Staar und unbeweglich, wie er nun war, wurde der Mann wie ein Pfosten in das Loch gestellt und die ausgegrabene Erde hineingefüllt und um ihn so fest gestampft, daß nur der Kopf noch aus dem Boden ragte. Jetzt zogen sie ihm die Kopfhaut ab, schnitten ihm Nase, Ohren und Augenlider weg und verließen ihn. — Dieser „Spaß“ erwarb sich eine große Berühmtheit unter den Stämmen der südlichen Prairien, und der Krieger, welcher denselben ersonnen hatte, galt als ein Genius ersten Ranges.

Und lange noch nicht das Aergste ist hier erzählt; noch Schlimmeres haben gefangene weiße Frauen erfahren. „Alles Indianerblut!“ so ruft unser Gewährsmann aus, „ist nicht im Stande, die Greuel zu tilgen, welche sie oft an einer einzigen Gefangenen vollbringen.“

Nach solchen Bildern verdrießt es uns, noch länger bei den Sitten und der Lebensweise dieses Volkes zu verweilen. Es ist dasselbe Volk, gegen das die Vereinigten Staaten den vieljährigen Vernichtungskrieg geführt haben und noch führen. Denn es ist dem Untergange geweiht. Angesichts dieser Thatsache frage ich — der ich nicht glaube, daß die Natur pure Teufel hervorbringt — ob die Indianer allen Ursprungs so waren, ob sie nicht erst die Civilisation zu dem gemacht hat, was sie jetzt sind? „Wir sind Eure Freunde!“ sagen die Weißen, und kommen mit Waffengewalt. „Seid ehrlich!“ sagen die Weißen, und gehen selbst mit der größten Tücke vor, und die unglaublichsten Betrügereien auf Kosten der Rothhäute verübt der Weiße, der seine allerschlimmsten Individuen zu ihnen schickt, der ihnen alle Laster der Civilisation einimpft, aber noch keine einzige gute Eigenschaft gebracht hat. Eine ernste Sorge bereiten den Indianern die zahlreichen Witwen und Waisen, die ihnen von den Weißen aufgebürdet werden, von Jägern, Soldaten, Händlern, Beamten, welche indianische Weiber genommen und dieselben nach kurzer Zeit verlassen haben. Die Indianer müssen längst einsehen, daß sich's den Weißen darum handelt, sie aus der Welt zu schaffen. Wenn sie denselben nationalen Egoismus besitzen, wie die civilisierten Völker, dann ist ihre grenzenlose Erbitterung gegen die Weißen, ihr wie höllisches Feuer glühender Haß am Ende zu erklären.

Wohl haben die Indianer bei den Weißen an den Humanisten Freunde; aber das sind sehr unpraktische Freunde, welche sich unter den Lagern der Prairien lauter Idyllen, unter den

Digitized by Google

Rothhäuten lauter harmloſe Menſchen trämmen und mit ihren Vorſtellungen die civiliſierte Welt gegen die thatſächliche Roheit und Wildheit der Indianer nur noch empfindlicher machen. Hätte die Civiliſation wirklich die ernſtliche Abſicht gehabt, die Indianerſtämme nicht für ſich auszubeuten, ſondern ſie als ein ſelbſtſtändiges Volk anzuerkennen, wie man ja auch ſeine civiliſierten Nachbarvölker gelten laſſen muß, weil ſie ſtark ſind, wie man ſich ja auch vor dieſen mit Armeen ſchützen muß, weil ſie gewaltthätig ſind — wäre etwas geſchehen, was allerdings in der politiſchen Welt ſchlechterdings nicht geſchehen kann, nämlich, daß das Recht herrſchte, und nicht die Macht, es würden die amerikaniſchen Stämme der Indianer auch nicht ganz in jener Abſcheulichkeit vor uns ſtehen, als Dodge's Buch ſie darſtellt.

Da Spiellump.

Eine Geſtalt aus dem Volke von **Franz Stelzhamer.** Aus dem Obderenns'ſchen in's Steiriſche übertragen.

s Spieln is a Loſta,
Kon ma hörn ſo und ſo,
Jo ih glaubs, glaubs go gern,
Oba gfreun thuats mih doh.

n Sunta nochn Effn,
Do kema ma zſam,
Die raraſtn Mana
Von Großpieſuhan.

„Nau, Jogerl, biſt do?"
Sogt da zwicnugad Stiedl;
Ih ſog drauf: „I—o!"
Und ſuach mar a Gſiedl.

Thua mei Pfeif ausn Sock,
Klopfs ſtad aus afn Dam,
Weil ihs inta da Wochn
Nit leicht amol kam.

Aft ſuach ih mei Blodan
Und füll ma friſch on;
Dawei kimmt die kloan Dirn
Mit an brinadn Spon.

Bol s brint, aftn ſog ih —
As loßt ma ka Rua —:
„Nau, Mana, was is s dan?
Wans ſpieln wöllts — ih thua!"

„A wenk thoan mir ah!"
Sogt da Baur und da Knecht,
Da Mirtel thuat gern mit,
Unſa vier ſein juſt recht.

Aft ruckt gſchwind an Jader
Za ſein Eck um an Tiſch.
„Geh, Jogerl, wer ausgeit?
Loß ohhebn und miſch!"

I heb mar in Schelloba,
Da Knecht hebt ſih d Sau,
Da Mirtel in Greankini,
In Ochta da Baur.

Ih denk: Da Schelloba
Bedeut't, daß ma glückt,
Kriag a Trümpfel und ſchlog,
Oba richti, wir zwickt.

„Die erſtn Hund tränkt ma!"
Sogt da Baur und ziacht ein,
Ih gib aft aus und denk:
Wer woaß? Kon ſcha ſein!

Und ſchauts na, koan Oanziga
Traut ſih nit z ſpieln;
Und da teriſchi Mirtel
Mocht a Fauſt zſom zan milln:

„Traut ſih Koana — thuas ih!" —
„Und ih ah. Gib na he!" —
„Grean!" — „Kon nit auffi."
„Trumpf!" — „Trumpf!" „Zwickt, anweh!"

Leicht daß mih dan heint
Scha meh wieder onſoacht,
Hot mih n Suntogn dazogn,
Und in Frautogn erſt gloacht.

Gottskreuzdividomini!
Aft greif ih in Sock,
Wo ih do noh a Gröſchel,
A blnatigs kriagn mog.

Is d Wochn ſa long,
Da Tabok go ſa theur,
Meini Bundſchuach ſein zriſſn -
Scha zan Durchgehn is s heur.

Digitized by Google

„Gottskreuzkruzimäusl!
Gebts aus a neugs Bot.
Oba thuats awenk reich,
Nit ja low und ja todt."

Und aft ren ih afs Blott,
Wia da Geir af die Taubn,
Und a Trümpfel muaß s sein,
Ih kons onderscht nit glaubn.

Und richti, er is s!
Da Trumpftini dazua.
„Nau, schlogts, wer a Schneid hot,
As gilt jo ka Kua!"

Schau — olli Drei schlogn. —
„Nau wegn meina thnats zua;
s Geld bleibt, as is oans,
Wor ih paß oda thua."

Da Kini in Gspiel
Is a spottschlechta Mon,
Und as schmirt oan koan oanzigas
Blott so oft on. —

Oba desmol — hiaz schau,
Hot koan Oanziga d Sau,
Gahna Zwen sein da zwickt,
Da Knecht und da Baur!

In Kini vapaß ih,
Mitn Siebma geh ih drein,
Kon dan Oaner in da Welt
So an Esels Ochs sein!

„Oba hiaz, Mana, spiel ih!
I schau s go nit on;
Will schn, wo ihs Glück
Nit dan Schopf nehma kon!"

Aft haur ih afs Blott,
Daß sih Tischplottn buigt,
Daß s Geldl umtonzt
Und da Staub davofluigt.

Und da Dirn schrei ih: „Hei!
Drah Dih, bring mar an Most!
Und heint gib ih nit noch,
Bis s mein Wochnlohn kost't!"

Ho, as kost't n go fein
Und as kost't n go schean,
Is noh kam holber Obnd,
Bin vo Zorn gelb und grean!

Da Teuxl suln huln,
Der die Kortn hot gfarbt,
Is nit gmua, daß s oan s Geld stiehlt,
Ah daß ma sih harbt!

Daß ma schilt as wia Reider
Und kan Acht hot afs Ment.
A Lump wird ma ghaasn
Und liaberli gnent! —

„Noh an Most, Mirl, geh,
Nam mih Du a went auf,
Daß ih dena mein Zorn
Wieda schlick und vasauf!"

In Zorn hon ih ma kafft
Um mein wochnlong Gwing,
Und muaß schuldi bleibn hiaz,
Daß ih n wieder onbring.

Kon hiaz die gonz Wochn
Schean sper lebn und kluag,
A schworz Baurnbrot in Sack
Und s liacht Wosser in Kruag.

Hon däs dunerisch Gspiel
Ohnedem scha varedt,
Jo, leicht hundertmol kleckt net,
Und grotn kon ihs net!

Oba dässmol is s wohr!
Und ih holt, wos ih sog;
Müad na sein — daß ih gwingad
Heint über acht Tog.

Erklärung. raraftn: gemüthlichsten. zwieaugad: schielend. Stiedl: Augustin. Gstiedl: Holztruhe mit Sitzbank und Lehne. ram: räumen. Blodan: Thierblase als Tabaksbeutel. Mirtel: Martin. Schelloba: Schellbub. terisch: taub. onsoacht: durchnäßt. gloacht: benachtheilt. Bot: Spiel. low: lau. buigt: biegt. schean: schön. Ment: Andeutung des Scheltwortes. sper: hart, bitter.

Eine Bemerkung in Sachen Stelzhamer's.

Ich sage es frei: Mit der neuen Stelzhamer-Ausgabe haben wir bisher kein Glück gehabt. Die Auswahl und Eintheilung ist nach des Dichters eigenem Plane; die Revision des Dialectes und der Stelzhamer'schen Schreibweise verantwortet Dr. Anton Matosch in Wien. Uns blieb die Ueberwachung der genauen Wiedergabe des Textinhaltes. Ohne Druckfehler ist auch dieses Werk nicht ausgegangen, ja es hat deren sogar ziemlich viele und wohl auch andere Fehler, die uns zu kritisieren nicht zukommt. Der Hauptgrund unserer Klage ist, daß für diesen Dichter kein Verleger zu finden war. Denn der — den wir durch die Intervention der Familie Stelzhamer's in Ermanglung eines bessern annahmen — der war keiner. Als wir sahen, wie er das Werk ausstattete und damit manipulierte, stiegen uns die Haare zu Berge, aber es

Digitized by Google

war zu spät. Da selbiger Mann hernach merkte, daß die Welt nicht herbeigeströmt kam in sein Landstädtchen des Innviertels, um Stelzhamer zu kaufen, denn er verlandte nichts! als sogar die guten Oberösterreicher über die neue Stelzhamer-Ausgabe zur Tagesordnung übergiengen, da wurde der Verleger verlegen und that etwas, das auch Andere in Verlegenheit brachte. Er setzte sich mit zwei Wiener Buchhändlern in Verbindung und zwar ähnlich so, daß er dem Einen die Stelzhamer-Ausgabe verpfändete und dem Andern verkaufte. Die Sache ist nun so verwickelt, daß von den beiden Wienern keiner frei mit der Ausgabe schalten und walten kann. Einmal ist Stelzhamer schon früher in Wien vergilbt und verschimmelt, jetzt wird er denselben Proceß ein zweitesmal durchmachen — und das nennt man Unsterblichkeit.

So viel ist nun fast gewiß, von den engeren Landsleuten des Dichters darf für Stelzhamer nichts erwartet werden. Denen sollten wir ihn wegnehmen. Hier ward versucht, einige Dialectgedichte Stelzhamer's in die steirische Mundart zu übertragen. Sie werden in derselben für ein größeres Publikum leichter zu lesen sein. Bei der Redaction der „Ausgewählten Dichtungen" haben wir uns gesperrt dagegen, Stelzhamer's Schreibweise der Lesewelt mundgerechter zu machen, wir wollten den Mann in seiner ganzen Eigenheit aufführen, wollten die Wunderlichkeiten der obderenns'schen Mundart respectieren auch des Landes wegen. Da wir auf dieses Land aber nicht mehr rechnen können, so möchten wir dem Dichter gern in Steiermark das Heimatsrecht ertheilen, oder anderswo in den Alpen, wo es ihm leicht nach dem Tode besser ergehen kann, als im Innviertel vor demselben.

Es ist wohl kein Zweifel, daß die Publicistik die neue Einführung dieses Poeten unterstützen wird, sobald ihr die ersten Exemplare zukommen. Gelingt es den beiden Wiener Verlegern aber nicht, nach einer oder der andern Seite hin die Ausgabe flott zu machen, so wünschen wir ihr christlichen Sinnes die ewige Ruhe und werden munter fortfahren, unseren bedeutendsten Volksdichter, mit gewissenhafter Wahrung seines ursprünglichen Inhaltes, den Lesern in Süd und Nord mundgerechter zu machen — und so dem Volke zu geben, was des Volkes ist. K.

Taufnamen.

Aus dem Bauern- und Stadtleben von P. K. Rosegger.

Wenn in der Stadt ein Kind geboren wird — alsogleich geht die Noth an. Wie soll es heißen? Die Mutter erhebt ihre Stimme, die Großeltern machen ihre Ansprüche geltend, der Pathe, die Pathin hat Rechte; der Vater möchte so zu sagen in der Sache auch seine bescheidene Ansicht abgeben; daß die Taufe Tage- oft Wochen lang hinausgeschoben wird, verlängert nur den Conflict.

Zumeist wird das Kind nach einem der Großeltern genannt. Wenn aber diese Namen gar zu altväterisch klingen oder sonst wie aus der Mode sind, so wird an den Onkel, an die Tante gedacht, besonders wenn solche nebst wohlklingenden Namen auch sonst noch was Klingendes haben. — Zum Glück vermag ein Kind, und selbst wenn's schwach ist, mehrere Namen zu tragen, und kann daher die Großeltern, Pathen, Onkel oder Tanten auf einmal aufpacken. — Schöngeistersche Eltern taufen ihr Kind nach ihrem Lieblingsdichter, still hoffend, daß mit dem Namen auch das Genie auf ihren Sprößling übergehen werde. Im Ganzen ist die Mode der Namen stark von den jeweilig regierenden Landesfürsten abhängig, oder den Kronprinzen, der Kronprinzessin, wenn solche beliebt sind. Von den Stadt- und Schloßlenten, die aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammten, hießen in Oesterreich fast an die zwei Drittel Maria, Theresia, Josef, Antoinette. Die vielen Franz und Johann, die heute noch in unserem Lande leben, verdanken ihre Namen größten-

Digitized by Google

theils dem Kaiser Franz und dem Erzherzog Johann. Gegenwärtig weiß männiglich, der zur Taufe schickt, daß „Rudolf“ und „Stephanie“ sehr schöne Namen sind.

Den Bauern, auf die wir jetzt überspringen, wollen derlei Heiligen nicht gefallen. Sie machen den Kirchenkalender anf. Aber auch in diesem wäre die Auswahl schwer und würden die beliebtesten Heiligen, als die heilige Jungfrau Maria, der liebe Vater Josef, der leuchtende Erzengel Gabriel, der holdselige Evangelist Johannes, die Weltapostel Petrus und Paulus, die süße Mutter Anna, die große Blutzeugin Barbara und vollends der jeortige Landespatron das meiste Volk für sich haben und die heilige Veronika, Ursula, der heil. Damian, Erasmus, Thaddäus und Andere nicht viele Anhänger finden, wenn die Kirche nicht zur guten Ordnung vorgesorgt hätte. Ohne Grund hat die Kirche nichts eingeführt. Es war und ist der leichteren Unterscheidung wegen im täglichen Leben und in den Urkunden erwünscht, daß Leute mit gleichem Geschlechtsnamen nicht auch gleiche Taufnamen haben; die zu große Einseitigkeit war hierin überhaupt zu vermeiden, und so hat man den Brauch aufgebracht, daß jedes Christenkind nach den Kirchenheiligen des Geburts- oder Tanftages getauft werden soll. „Ueberspringst Einen oder Mehrere, so werden die Verschmähten bei Gott nicht fürbitten zu einer Zeit, da Du die Fürbitt' aller Heiligen vonnöthen haben wirst!“ so sagen die Bauern und so haben ihre Vorfahren schon gesagt.

In alten Zeiten — auch lange schon nach der Einführung des Christenthums in unseren Ländern — haben unsere Vorfahren noch germanische oder — wie man lieber sagt — heidnische Namen gehabt. So haben sie sich gerne mit auf Seßhaftigkeit und Heimat deutenden Namen belegt, als: Hageborn, Heimbert, Heimo; oder mit solchen, welche menschliche Eigenschaften andeuten, als: Frobrecht, Frumold, Tultmut, Miltrut; oder mit kriegerischen, Kraft, Kampflust und Sieg anzeigenden: Chrasto, Ellanhart, Gernot, Wolfrat, Isingrim, Arnhalm, Hermann, Siegefried u. s. w. Jeder konnte sich oder seinem Kinde den Namen nach Belieben erfinden und wählen. Viele solcher altdeutscher Taufnamen stecken heute noch in unseren Geschlechtsnamen. Die katholische Kirche war bestrebt, die Reste des Heidenthums mit christlichem Materiale zu verdrängen. Der Christ mußte bei der Taufe den Namen eines Heiligen bekommen, der ihm im Leben als Vorbild und Schutz und als Fürsprecher bei Gott dienen sollte.

Nebenbei sei hier bemerkt, daß die Taufe, selbst wenn sie ein katholischer Priester vollzieht, noch nicht katholisch macht; sie macht den Täufling bloß zum Christen. Es kommen bei einer solchen kirchlichen Taufe allerdings gewisse Einzelnheiten vor, die sich auf die katholische Kirche beziehen, aber das sind Nebensächlichkeiten gegenüber dem eigentlichen Taufacte, den im Nothfalle Jedermann vollziehen kann. Daher hätte streng genommen die Kirche in der Wahl der Namen nichts einzuwenden, oder brauchte sich die Partei, die taufen läßt, nichts einwenden zu lassen.

Und in der That.

Bei der zunehmenden Freisinnigkeit in kirchlichen Dingen hebt heutzutage der Bauer schon stark an zu springen. Er sucht für sein Kind den beliebten Namen eben, wo er ihn findet; der Pfarrer mag Gott danken, daß er ihn im Kirchenkalender — und im katholischen noch dazu — sucht, zu einer Zeit, wo fast alle Kalender nebst den katholischen Heiligen auch noch die protestantischen, griechischen und selbst die jüdischen namhaft machen. Wenn wirklich einmal ein Bauersmann so wunderlich ist, sich für sein Söhnlein einen Namen zu wählen, den er auch versteht, als etwa: Gottlieb, Gottfried, Traugott, Sigmund, Rein-

Digitized by Google

hard, Gotthold und er damit auch seinem gottesfürchtigen Sinn Ausdruck verleihen will, — da kommt er schön an! — Es muß schon ein sanftmüthiger Pfarrer sein, der über die Zumuthung, ein katholisches Kind auf „lutherischen" Namen zu taufen, nicht in eine unerquickliche Aufregung geräth.

Dafür stehen Namen wie Titus, Hilarius, Priska, Polykarpus, Simplicius, Casimir, Clotildis, Pantaleon, Portiuncula, Wenzeslaus in Hülle und Fülle zu Gebote.

Indes hat der Bauer seine Lieblingsnamen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Gerne werden die Kinder nach den Pfarrpatronen getauft, und so kommt es vor, daß in diesem Dorf besonders viele Mirzeln sind, in einem anderen vorzugsweise Kadeln oder Nandln u. s. w. Im Allgemeinen sind in Obersteiermark gang und gäbe die Namen: Maria (Mirzel), Anna (Nandl), Barbara (Waberl), Josefa (Seferl), Katharina (Kadl), Agnes (Angerl), Agatha (Agerl), Juliana (Jula), Genovefa (Veferl), Constanze (Stanzl), Apollonia (Plona), Kunigunde (Kundl), Rosa (Rosel), Johanna (Hannerl), Margaretha (Maradl), Gertrudis (Traudel), Magdalena (Lennerl), Clara (Klarl), Theresia (Resel), Elisabeth (Lisel), Cäcilia (Zilla), Johannes (Hansel), Franz, Anton (Toni), Peter, Michel, Philipp (Lippel), Martin (Mirschtl), Lorenz (Lenzl), Jakob (Jogl), Josef (Seppl), Valentin (Faltl), Paul, Vincenz (Zenzl), Karl, Ignaz (Nazl), Gabriel (Gaberl), Georg (Irgl), Markus (Marxl), Ferdinand (Nantl), Blasius (Blasel), Cajetan (Kaidan), Angustin (Stindl), Stefan (Steffel), Thomas (Thomerl), Eustachius (Stacherl), Simon (Simerl), Andreas (Anderl), Conrad, Nikolaus (Nickel), Sylvester (Festl), Balthasar (Hansel). Man sieht in den Klammern, daß sich die Bauern in der Aussprache ihrer Namen erkleckliche Freiheiten erlauben, aber so weit gehen sie nicht wie der Städter, der statt Johann: Schan, statt Georg: Schorschl, statt Josef: Peppi, statt Anna: Nettl oder Nina sagt.

Der Bauer, der bei Allem mit Wenigem fürlieb nehmen muß, kriegt bei der Taufe selten mehr als einen Namen, während der Städter deren oft ein Viertel-, wenn nicht gar ein halb Dutzend angehängt bekommt. — Beim Bauer ist der Taufname viel bedeutungsvoller als beim Städter, er wird nicht nur in der Familie, sondern auch in aller Nachbarschaft, und so weit man ihn überhaupt kennt, bei demselben gerufen, höchstens, daß man einen Spitznamen daraus macht, als z. B. der „Batzenlippel," ein eingebildeter, eitler Mensch, die „Drahdiwaberl," ein fortwährend tanzlustiges Mädchen, der „Schiagensimerl," der sich gerne auf Spionieren und Denuncieren verlegt u. s. w. Selbst den Bauernhof nennt man in einzelnen Gegenden gerne nach dem Taufnamen des Besitzers, und sagt man etwa statt Anhofer: beim Michel in der An, statt Reitbauer: beim Seppel in Reit, oder man nennt einen Hof kurzweg: „beim Michel" oder „beim Seppel" oder „beim Thomerl". Eine eigenthümliche, sehr alte Sitte herrscht in der nordöstlichen Steiermark. Dort ist man zur Bezeichnung eines Hofes gewohnt, außer dem Namen des gegenwärtigen Besitzers auch mehrere der auf dem Hofe gesessenen Vorfahren zu nennen. Z. B. „beim Peter-Wastel," da ist der Wastel gegenwärtiger Besitzer, der Sohn oder Nachfolger des Peter. „Beim Hiasel-Franzel-Hansel," da ist der Hiasel der Großvater, der Franzel der Vater des Hansel, als des gegenwärtigen Besitzers. Es können auch noch mehr Namen an der Kette sein und so ist der Stammbaum eines Geschlechtes lebendig in aller Leute Mund.

Auf den Geburtstag wird in der Bauernschaft nicht viel gehalten, die wenigsten kennen ihn, vermuthen nur,

Digitized by Google

daß er sich in der Nähe des Namenstages irgendwo herumtreibt. Hingegen — ich spreche immer von der katholischen Bevölkerung — wird der Namenstag mehr oder weniger christlich begangen, zuerst in der Kirche, dann mit Vorliebe im Wirtshaus. Selbst den untersten Knecht gibt der rechtschaffene Bauer aus dem Werktag frei, daß er eine Messe hören kann, wenn sein Namenstag ist. Gerne thun die Hausgenossen dem „Namenstag", wie sie die betreffende Person nennen, am Vorabende des Tages seines Namensheiligen einen kleinen Schabernack an. Sie wollen ihn „einläuten und in den Brunnentrog wacken." Da bereiten sie ihm, wenn er eben schon in's Bett steigen will, mit alten Kuhschellen, zerbrochenen Blechkannen, Eisentöpfen, Melkzubern und dergleichen vor dem Fenster ein Ständchen, suchen den Gefeierten mit allerhand lustigen Sprüchen und Versprechungen in's Freie zu locken. Wehe aber, wenn er sich verleiten läßt, den „Krug Wein" zu holen, der „draußen auf dem grünen Wasen" steht, oder den „Silberzwanziger, der auf einem Kirschbaumzweigel gewachsen ist," oder „das Bussel, das die muntere Feldmagd für ihn (wenn's ein Mannsbild ist), bereit hält," sie lauern ihm an der Schwelle des Hauses auf, packen ihn, legen ihn in seiner ganzen Wesenheit mit „süßer Gewalt" der ganzen Länge nach in den vollen Brunnentrog, um seinen Namen aufzufrischen, die Taufe zu erneuern. Ist er im Tümpel, dann laufen sie davon und der auf solche Weise Gefeierte mag selbst sehen, wie er wieder in's Trockene kommt, wozu er — es müßte denn im Hochsommer das weiche Naß gar zu wonniglich sich schmiegen — gewöhnlich keine langen Vorbereitungen trifft. Diese „Gratulation" ist übrigens nicht sein Schade, und wenn er sie mit Humor über sich ergehen läßt und nicht etwa cannibalisch dreinschlägt, als Einer, der keinen Spaß versteht, so wird er am andern Tage, als am Namensfeste, seine Freunden erleben. Da wird keiner der Hausgenossen versäumen, ihn mit einem „Bindband" oder „Bund" zu beschenken, sei es von der Bäuerin ein „Eierlinschmalz", sei es vom Bauer ein Geldstück „auf ein Tröpfel Wein," sei es von der Magd ein „rother Buschen" oder ein Lebzeltenherz, sei es vom Knecht ein „Beutel Tabak," wenn der „Namenstag" ein Mannsbild, oder ein „Feigenkranz," wenn er ein Weibsbild ist; etwas gibt's von Jedem. — „Ist's viel nit, so ist's wenig, mußt halt frei den Willen für's Werk nehmen, und wünschen Dir einen glückseligen Namenstag, und daß Du frisch und gesund bleiben sollst und lang' leben!"

In der Stadt wird der Taufname weit intimer behandelt; außer den nächsten Anverwandten und besten Bekannten hat Keiner das Recht, ihn anzurühren. Für die Fremden ist der Schreibname (Geschlechtsname) das Schild. Wenn aber doch einmal eine weltfremde Person herfürtritt und Anfangs schüchtern, dann vertraulich Dich bei Deinem Taufnamen nennt — dann sind alle Himmel voller Geigen und der Taufname ist ein wahres „Sesam, öffne Dich!" für die Herzen.

Der Bauer sieht nicht so sehr auf den schönen Klang seines Taufnamens, als darauf, daß der Namenspatron ein recht großer Heiliger sei, am liebsten ein Apostel oder Märtyrer, jedenfalls im nahen Verhältnisse zu Gott stehe; denn der Bauer erwartet von seinem Namenspatron Schutz und Fürbitte für Zeit und Ewigkeit. Mit Vorliebe wird der heilige Evangelist Johannes gewählt; er schützt vor unheilbaren Krankheiten; oder der heilige Aloysius, er bewahrt vor den Anfechtungen des Blutes; oder die heilige Barbara, sie erbittet ihrem Namenskinde eine glückselige Sterbstunde; oder den heiligen Petrus, er hat die Himmelsschlüssel. So wird auch selten versäumt, vor dem Schlafengehen ein

Digitized by Google

Vaterunser zum heiligen Namenspatron zu beten, und auch in allen schweren Gefahren des Lebens ist der lauteste Hilferuf zum Namenspatron. Ist's zu Ende und liegt der Bauer im weißen Tannenschrein, so legt man ihm ein Papierbildchen seines Namenspatrons an die Brust. Mit diesem Freunde lassen sie ihn von dannen fahren. Und noch auf dem mit vielerlei Heiligenbildchen beklebten Holzkreuzlein nimmt das Bild des Namenspatrons die Ehrenstelle ein.

Da zog einmal ein junges Bauernmädchen zur Stadt. Weil ihre Brüder das stille, einschichtige Vaterhaus verlassen hatten und in den Fabriken arbeiteten, so wollte auch die Maria sich eine lustigere Welt suchen, als die daheim war im waldumgrenzten Berghause. Eine solch' lustige Welt ist die Stadt, da gibt's Musik und Soldaten und feine Leut'! Ihre Muhme hatte ihr freilich beim Abschied gesagt: „Geh' nur, wirst es schon sehen!"

„Ich will ja recht arbeiten, fleißig und brav sein und sparen — nur in der Stadt möcht' ich leben," hatte das Mädchen geantwortet.

„Wirst es schon sehen!" sagte die Muhme noch einmal. Dann machte sie mit dem Daumen ein Kreuz auf der Stirne des Kindes, und dann wurde von diesem branchshalber eilends ein wenig geweint — und dann gieng die Maria davon. Sie war arm und hatte kaum drei oder vier Gulden in ihrem Täschlein, aber daneben ein gemaltes Bildchen ihrer Namenspatronin, der heiligen Jungfrau Maria. Auf diese hielt sie viel, von dieser erhoffte sie auch Schutz und Glück in ihrem neuen Leben. Das neue Leben war nicht ganz so lustig, als sie sich's vorgestellt. Einen Dienst hatte sie bald gefunden, denn unverdorbene, bescheidene Landmädchen hat man überall gern, es läßt sich mit solchen nach Belieben schalten und walten; sie sind nicht so störrisch, als die Stadtdienstboten; daß sie aber von den Herbheiten und Rücksichtslosigkeiten einer launischen Hausfrau innerlich tiefer getroffen werden als jene, das weiß man nicht — braucht es auch nicht zu wissen.

Anfangs half der Maria die Neuheit über manches leicht hinaus, als es aber Tag für Tag fortgieng mit dem Hin-und-Hergeschobenwerden im Hause, wie eine Figur auf dem Brette, ohne bestimmte Eintheilung und Abgrenzung ihrer Arbeit, da stutzte sie. That sie nicht mehr, als zu was man sie bei der Aufnahme verpflichtet hatte, so nannte man sie faul; war sie fleißig, so bürdete man ihr immer wieder neue Arbeiten auf und hatte doch niemals ein Wörtlein der Anerkennung für sie. Mit dem Frühesten aufstehen, mit dem Spätesten schlafen gehen; in der Nacht stets gewärtig sein auf irgend einen Befehl der schlaflosen gnädigen Frau. Und zum Essen niemals ein ruhig halbes Stündlein; am Herde oder an der Thürschwelle kauernd die Reste von der Herrschaftstafel eilig hinunterschlucken, das war ihre Mahlzeit. Und an Sonn- und Feiertagen für sie derselbe Arbeitstag, wie immer; wollte sie sich einmal eine Messe ergattern, so mußte es früh Morgens geschehen, so lange die Herrschaft noch in den Federn lag. Alle vierzehn Tage ein Ausgehstündlein, dann aber doppelte Arbeit zu Hause. Dabei die Zielscheibe sein der Launen, der Zanksucht, des Uebermuthes von Herrn, Frau und Kindern, und Alles erhebt herrisch und unfreundlich Anspruch auf ihre Dienstbarkeit.

Die arme Maria hatte selten Zeit zum Denken, aber wenn doch mitunter des späten Abends, und sie weinend das Vaterunser zu ihrer Namenspatronin, der heiligen Jungfrau, betete, so dachte sie daran, wie das Alles daheim in der Bauernschaft ganz anders gewesen . . . Wenn sie aber an ihre hoheitsvolle Patronin dachte, da ward ihr allemal das Herz wieder leicht und

Digitized by Google

sie lebte mit neuer Geduld und Munterkeit ihren Pflichten.

Eines Tages machte ihr ihre Herrschaft Vorwürfe darüber, daß sie nicht alsogleich höre und folge, wenn man sie rufe. Ein Vorwurf, den sie nicht begreifen konnte. So sagte ihre „gnädige Frau“: „Sali, höre einmal! Bist Du denn taub geworden? Das gienge Dir gerade noch ab. Sali!“

„Geht das mich an?“ fragte die Maria, während sie flink und geräuschlos Möbel abstaubte.

„Wen denn sonst?“

„Ich heiße ja Maria!“

„Wir werden Dich Sali rufen. Unser früheres Hausmädel hat Sali geheißen und wir sind Alle diesen Namen noch gewohnt. Jetzt weißt Du, auf was zu hören ist.“

Die Sache war die, die Tochter der Herrschaft hieß auch Maria, obzwar sie „Mirsa“ gerufen ward; sie schämte sich dessen, mit dem Dienstboten denselben Namen zu haben.

Das Dienstmädchen schwieg. Es fächelte mit seinem Staubwedel noch ein wenig herum; plötzlich aber eilte sie hinaus in ihre dunkle Kammer, um dort ihren Thränen freien Lauf lassen zu können. Nach einer Weile kam sie ganz munter hervor und kündete ihren Dienst.

Was ihr denn nicht gefalle?

Sie lasse sich gern Alles gefallen, aber den bluteigenen Namen, den lasse sie sich nicht nehmen. Den hätten ihr Vater und Mutter gegeben . . . .

Die Frau soll betroffen einen Augenblick geschwiegen haben, endlich begann sie über die „Arroganz“ und „Fadesse“ der heutigen Dienstboten zu klagen. „Da capriciert sich so eine dumme Trine mit dem Namen Maria angesprochen zu werden, aus dem einen blöden Grund, weil sie auf diesen Namen getauft worden ist!“

Den ganzen Auftritt hatte ein junger Tischlermeister, Karl Ebenter mit Namen, gehört, welcher eben daran war, den Toilettentisch der Frau zu polieren. Dem hatte die Maria schon seit etlichen Tagen gefallen, und jetzt gefiel sie ihm noch besser, da sie so brav zu ihrem rechtmäßigen Namen hielt, während andere Dienstmädchen leichtsinnig mit dem Namen auch Anderes verschachern, was sie eben auch — wie der Pfarrer sagt — bei der Taufe erhalten haben sollen.

An dem Tage, als Maria ihren Dienstort verließ, wartete am Thore der junge Tischler und sprach sie an, ob sie ihren Schreibnamen (Familiennamen) auch so ungern ablegen würde, als den Taufnamen. Er würde ihr den seinen geben, sie aber zeitlebens um so lieber und herzlicher Maria nennen.

Das Mädchen wollte diese Werbung nicht verstehen, aber der junge, hübsche Mann wußte so viele und deutliche Beweggründe vorzubringen, daß sie nach langem Schweigen ihm an die Brust sank, mit dem einzigen Worte: „Karl!“

Digitized by Google

Der lange Kauk.

Ein Bericht aus der Sommerfrische.

Von meinem Fenster aus gegen Osten hin sehe ich eine Hochebene, auf welcher lauter Wald steht. Junger, gemischter, stundenlanger Nadelwald. An klaren Tagen werden im fernsten Hintergrunde blaue Berge sichtbar, sonst aber scheint sich mein Wald in's Blaue und Unendliche zu verlaufen. Hie und da stehen über die jüngere Generation knorrige, zackige Stämme aus den vorigen Jahrhunderten empor wie Kuppeln oder Kirchthürme in einer Stadt.

Besonders ist es ein Baum, der weit draußen im blauenden Meere des Waldes steht, von unten hinauf buschig ist, sich aber allmählich in eine schlanke, scharfe Nadel auffpitzt — nicht anders zu sehen als der Stefansthurm, wenn man von einer Anhöhe der Umgebung hineinblickt auf Wien. Wenn ich dann noch ein Uebriges that, nämlich den Kopf niederbeugte und zwischen die Beine durchblickte hin auf den Wald, da hatte mein solcher Stellung ungewohntes Auge das schönste Bild von Wieu, wie es mit seinen Zinnen und Thürmen daliegt. Nur daß die Einzelnheiten dort der Stadtdunst verhüllt, und hier der Höhenrauch. Aus Wien ist es mir noch nie gelungen, einen Wald zu schaffen, aber aus diesem Walde baue ich Euch ein Wien so oft Ihr wollt. Und wenn ich meine beschauliche Stunde habe, so setze ich mich in einen Winkel meiner Stube, so daß mir das Waldmeer mit dem Stefansthurme im Fenster liegt, und denke: das ist das ausgestorbene Wien; man hört keinen Laut von dieser Stadt, sieht kein Rauchwölklein aufsteigen aus seinen Giebeln. Und was war das einst für Lust und Leben in diesem Wien! Aber die Lust ist erstickt in der Begier, das Leben ist versunken in seinen Sünden. Nur die Formen der Stadt ragen noch starr und düster. —

Ein frivoles Träumen! Wie kann man den reinen, friedensvollen, tausendfältig lebenden, in hundert klaren Quellen sprudelnden, in allen Wipfeln säuselnden und von Vogelsang erklingenden Wald — wie kann und darf man ihn vergleichen mit einer großen Stadt! — Aber wenn Ihr nur kommt und seht, besonders diesen Baum, auch Ihr werdet sagen, es ist der leibhafte Thurm von St. Stefan.

Des ward ich mir endlich klar, eine uralte Fichte muß es sein, an welcher Sturm und Blitz Wipfel und Astwerk zerrissen, den Stamm von oben herab kahl gehauen, und der in seinem Schaft und in seinen tieferen Kronen doch zu gewaltig ist, als daß ihn Sturm und Blitz vernichten könnte. So steht er da, ein vielhundertjähriger Geierhorst, und die ältesten Leute der Gegend sagen mir, ihres Erinnerns habe der Baum nie anders ausgesehen als heute.

Schon in früheren Jahren, da ich den Wald durchstreifte, habe ich mich bemüht, den Baum aufzufinden und an seinen Fuß zu gelangen. Es war mir aber nie gelungen. Entweder ich verlor die Richtung oder kam in Dickicht, Gefällholz, Struppwerk, auf grundlosen Moorboden, so daß ich umkehren mußte. Es gibt Gründe darin, auf die jahraus jahrein kein Sonnenstrahl fällt, aber ich weiß es wohl, daß der Eigenthümer schon sehnsüchtig die Jahre zählt, bis er „stocken“ wird. Manchem prächtigen

Digitized by Google

Thier begegnet man im Walde, aber auch manchem stattlichen Jäger. Mit dem Zauber des Urwaldes wäre es also nicht sehr weit her, und doch war es wie verhext, daß — so sehr ich außerhalb des Waldes stehend mir die Richtung klar legte — ich in ihm wandelnd meinen Stefansthurm nicht finden konnte. Es ist aber auch in der wirklichen, steinernen Stadt Wien Manchem nicht anders ergangen. Ich fand manchen mächtigen Baum, der hoch über die anderen hinausstand, der wild und zerrissen war und von dem ich mir einbildete, er sei's. Bei näherer Prüfung war er's allemal nicht. Ich hatte mich auch schon mehrmals im Walde verirrt, so daß mir einfiel was die Leute sagen, es wären Irrwurzeln d'rin, und wer auf eine solche trete, der finde gar nicht mehr aus dem Walde hervor, sondern müsse immer im Kreise herumgehen, so lange bis ihm ein Sonntagskind begegne. Die Erfahrung lehrt aber, daß man sich mit Sonntagskindern auch verirren kann, besonders wenn sie hübsch sind. — Dabei hatte mir das Suchen jedoch einen solchen Reiz, daß ich mich nie entschließen konnte, einen Führer zu nehmen. Und so sind eilf Sommer vergangen, an denen ich oftmals nach St. Stefan pilgerte, ohne an's Ziel zu gelangen.

Im heurigen Frühsommer, als auf den freien Matten die Hitze zu groß ward, als auf den Wiesen die klaren Bächlein im Sande versickerten und das kurze Federgras zu gelbem Heu welkte noch auf den Wurzeln, als fortwährend die trockenwarmen Winde hinfegten über das fahle Erdreich und die Wolken des Himmels verjeugten, als in meiner Nachbarschaft sogar ein Brunnenständer sammt Trog niederbrannte — da war keine Freude mehr auf freien Weiten, da hielt ich mich die längste Zeit im Walde auf. Man konnte viele Stunden im Moose liegen und bekam keinen Schnupfen; die Mückenschwärme mit dem scharfen Gifte existierten fast nicht, dafür drückte die heiße Sonne, die über dem Walde lag, allen Wohlduft der Harze zu Boden und das fliegende und kletternde Gethier kam auch herab gegen den kühleren Erdengrund und trieb sein munteres Wesen vor meinen Augen. So war es ein wonniges Sein.

Manchmal begegnete ich einem Waldbruder, nicht viel seltener einer Waldschwester — Früchtesammler, auch arme Leute, denen draußen, „weil des Gesindels schon allzu viel ist," die Thür vor der Nase zugeworfen wurde, und die gekommen waren, um in unseres Herrgotts schattigem Speisesaal zu essen.

Am interessantesten von all' diesen wunderlichen Leuten war mir der lange Rauk. Ich kenne ihn schon seit ein paar Jahren, er bringt bisweilen Beeren in's Dorf. Ein hagerer, blatternarbiger Geselle ist's mit einem schwarzen Bart und einem langen braunen Lodenmantel, den er um den Leib zu werfen weiß, daß er darin schier nicht anders aussieht, wie der heilige Apostel Jacobus. Den hat nicht der heiße Sommer dürr gemacht, sondern die Faulheit, er will nicht arbeiten. Die Leute sagen, er wäre so häßlich, der lange Rauk; ich sage, er wäre das Entzücken der Maler.

Als ich denn auf meinen diesjährigen Waldgängen öfter mit dem Rauk zusammentraf, gab ich ihm den Rath, er möchte sein Geschäft aufgeben.

„Welches Geschäft?" fragte er.

„Das Hungerleiden." Möchte es aufgeben, möchte in Malerschulen gehen und sich abmalen lassen.

„So!" antwortete er und ich merkte, wie er innerlich empört war. „So!" sagte er.

„Dort braucht Ihr nichts, als dazusitzen," belehrte ich, „oder auch an der Wand zu lehnen, wie eben die Herren wollen; es sind unterhaltsame Burschen, diese Maler; mancher auch sagt gar nichts und ist ganz Pinsel. Ein Pfeifel Tabak spendieren sie mitunter und zahlen auch noch das Tag-

Digitized by Google

werk, achtzig Kreuzer des Tages, die Verschwender gar einen Gulden und mehr."

„So!" antwortete er tief gedämpft, „so!" sagte er. Und fuhr dann fort: „Ein Kerl, dem's schon übel genug ist, daß er auf seinem heustanglangen Geripp' ein anschieches G'friß (häßliches Gesicht) herumtragen muß auf der Welt! Wenn ich mich noch ducken kunnt! verstecken kunnt und in der Kirchen nit so höllisch lang hinausstehen thät' über die anderen Köpf, just wie die Rauberfeichten im Zifelwald! Zum Hasenschrecker möchten sie mich gern brauchen auf ihren Krautäckern, wenn sie mich in die Erden stecken kunnten, wie einen Krautscheuchstecken und sie nit Angst hätten, daß ich ihnen selber die Gebel thät' fressen. Und so ein Kerl soll sich noch abmalen lassen? Sollen ein paar Jahrl warten, bis von meinen Knochen Haut und Haar weg ist, nachher bin ich so schön wie die Anderen im Beinhaus!"

Es stellte sich heraus, daß der lange Rauk sich nur darum von den Leuten und ihren Arbeiten zurückgezogen hatte, weil sie ihn seiner Häßlichkeit wegen verhöhnten.

„Ich ertrag's nicht!" sagte er, „ich hab' Weiberhoffart in mir, die hab' ich von meiner Mutter geerbt. Faulheit! sagt vor etlichen Tagen der Herr Meigel aus dem Flecken zu mir. Bei sich selber nennt er's privatisieren. Ich weiß recht gut, daß man Gott den Herrn kniend verehrt und den Teufel liegend. Oh, ich fürcht mich allzusehr vom Stinken, als daß ich nichts thun möcht'. Mach's freilich nicht so wie die andern Leut', die nur desweg arbeiten, damit sie Mittel kriegen zum Faulenzen."

„Aber ein Krügel Wein bisweilen will doch verdient sein!"

„Was hilft mir der Wein, wenn ich ihn im Wirtshaus nit mit Frieden trinken kann! Allerweil: Der lange Rauk! Der schieche Rauk! Der dürre Rauk! Und — der dumme Rauk! Das sag' ich mir selber, der dumme Rauk, der sich unter die Leut' setzt und seines Vaters einzigen Sohn ausspotten laßt!"

Was die Wirtshausgesellen sagen, versetzte ich hierauf, das könne ihm ziemlich gleichgiltig sein; wichtiger sei es, was die Weibsleute von ihm dächten.

„O Jesus, die Weibsleute!" rief er aus. „Ihrer zehn oder zwölf Jahr' lang hab' ich mich foppen lassen, alsdann hab' ich genug gehabt."

Das sei nichts, meinte ich, die schönsten und tüchtigsten Männer würden ihr Lebtag lang gefoppt.

„Das schon," sagte der Rauk, „und die schönsten und tüchtigsten Männer foppen wieder. Von einem Kerl wie unsereiner, laßt sich aber Keine foppen, und das verdrießt mich."

Ob er ein Hiesiger wäre?

„Vaters halber ist's schon möglich," antwortete er, „der Pfarrer sagt, er weiß nichts davon — heißt das, im Kirchenbuch. Mit den Musikanten bin ich umgegangen, aber wie mir die Zähne ausgefallen sind, hat das Blasen ein End' gehabt. Hab' ich mich halt im Zifelwald eingenistet, und muß alle Tag' ein bissel Acht geben, daß ich nit verhunger'."

Wo er seine Wohnung habe?

„Gleich können Sie ihn sehen, den Thurm von meinem Gschloß!" rief er, und in der That, als wir noch einige hundert Schritte zwischen jungem Fichtenwald hingestrichen waren, stand uns über dem Gewipfel her das Bild entgegen. Fast schon in der Nähe ragte aus der Pyramide eines wildmassigen finsteren Astwerks die spitze Nadel empor. Es war mein Stefansthurm.

„Das freut mich," sagte ich, „daß wir auf einmal bei diesem Baume sind."

„Wir sind noch nicht bei ihm," entgegnete der Rauk. Und wahrlich, wir hatten noch eine halbe Stunde oder länger zu thun, bis wir ihn erreichten. Die Bäume standen sehr dünn, waren verkrüppelt und hatten

Digitized by Google

Flechtenbärte, der Boden hatte eine blaßgrüne Moosdecke, auf welcher gruppenweise Binsen mit ihren weißwolligen Federbüschen standen, und Sauerklee, Seidelbast und Wildfarrenkraut. Der Waldsteig, den mein Begleiter früher einzuhalten wußte, obwohl er streckenweise kaum zu erkennen war, hatte sich ganz verloren, und mit jedem Schritte sanken wir bis über die Knöchel in den schwarzen, moorigen Ungrund. Der Rauk schleppte einen Zipfel seines Mantels hinter sich nach wie ein König, doch sank er nicht so tief ein, als ich, weil er breiteres Schuhwerk hatte und das Gehen auf solchem Boden besser verstand.

„Sich fein gering machen!“ rief er mir immer zu. Wenn ich nur auch gewußt hätte, wie man das anstellt. Leicht und vorsichtig auftreten, das kann man, doch der Rauk behauptete, man könne mehr. Man könne sich mit gutem Willen um etliche Pfunde leichter machen; der feste Willen hebe Einen empor, wie der Suppendampf den Hafendeckel. Er habe schon Wetten gewonnen, indem er sich in derselben Minute mehrmals wiegen gelassen auf der Fleischhauerwage, und ganz verschiedenes Gewicht gegeben. „Gebt Acht, jetzt mach' ich mich schwer!“ sagte er, und sank auf der Stelle tiefer ein.

Ich hätte ihm seine Kunst aufgelöst, wenn Zeit und Stimmung dazu gewesen wäre. Einstweilen mußte ich trachten, einen so starken Willen zu entwickeln, daß er mich zur Höhe hob, „wie der Suppendampf den Hafendeckel,“ und wir zur Noth weiter kamen.

Endlich blieben wir aber doch stecken. Bis zu den Knien im Morast, so rasteten wir uns aus, und der lange Rauk lachte. Er hatte leichter lachen als ich, denn bis er von unten bis oben versank, das brauchte länger, als bei mir Durchschnittsmenschen.

Ich war etliche Schritte hinter ihm stecken geblieben, wir konnten uns mit den Stecken, geschweige mit den Armen, nicht erreichen.

„Der größte Spaß wäre,“ rief er, „wenn jetzt die Geier kämen!“

„Welche Geier?“

„Die auf der Rauberfeichten ihre Nester haben und erst vor einem Jahr einem Hirschen, der hier stecken geblieben ist, das Fleisch aus dem Leib gehackt haben.“

„Vergelt's Gott für Euren schönen Zuspruch!“ sagte ich.

„Oder die Hornussen, die gar nit weit von da ihre Bruten haben und von den Mardern gern wild gemacht werden. Nachher stechen sie, die Vieher; ihrer sieben erstechen ein Roß. Grausam stechen sie!“

Da ich wirklich das Schwirren eines solchen Thierchens bemerkt zu haben glaubte, so hatte ich Gelegenheit zu erfahren, was ein fester Wille vermag. Ich arbeitete mich mit Macht heraus, um dann wie ein Krokodil auf dem Bauche weiter zu kriechen.

„Aha, Sie haben es!“ lachte der Rauk schnaufend und knetete an sich herum; „ja, für den Nothfall macht man's so. Passiert mir aber wunderselten, daß ich just an diese Stelle komm'. Wie die hoffärtigen Engel aus dem Himmel geworfen worden, sind sie durch das große Loch, das hier gewesen, in die Höll' gefahren. Später hat's der Teufel mit Morast zugestopft.“

Mittlerweile war auch er herausgekommen. Wir gelangten allmählich auf festeres Erdreich — und nach wenigen Minuten standen wir am gewaltigen Baum.

Ringsum ist eine Art von Anger mit Sumpf, in welchen die ungeheueren Arme der Wurzeln ausgreifen, theils unter der Moosdecke verborgen, theils über derselben in hundert Knien und Verzweigungen ausklammend, theils morsch und rindig, theils hart und weiß wie Elfenbein. — Die anderen Bäume halten sich in respectvoller Ferne, die stattlichsten von ihnen

Digitized by Google

reichen dem Koloß kaum bis zum untersten Astwerk empor. Der Stamm ist zerklüftet, theilweise entrindet und fast wie ein Strick gedreht. Ich glaube, daß ihn vier Männer nicht zu umspannen vermögen. Viele Arme des Geästes sind für sich schon Baumstämme; einzelnes Geknorre ist kahl und fahl wie Knochen, anderes ist so dicht in ein dunkelgrünes Reisiggeflitze eingewoben, daß es dem Blicke undurchdringlich ist und man über sich nur eine riesige dunkle Masse sieht, in welcher die korbartigen Horste der Raubvögel sind und aus der mancher Strunk seine abenteuerlich geformten Glieder in die Weite reckt.

Ich wunderte mich, daß dieser Baum, welcher ein ganzes Dorf über den Winter mit Brennholz versehen könnte, noch nicht gefällt worden sei. „Sie getrauen sich nicht über ihn," versetzte der Rauk, „der fällt nicht wie Andere!"

Zur Stunde fächelte und rauschte der Wald in einem lebhaften Winde. An der Riesenfichte regte sich nichts, Alles war starr, nur ein dumpfes Sausen war zu hören hoch im Astwerk. Ueber demselben ragt der kahle Schaft, vielfach zerrissen und dennoch urkräftig in die Einsamkeit der Lüfte auf. Die Gestalt ist so wuchtig und mannigfach gegliedert, aber der spitze Schaft über dem Kronenwerk schien mir hier kaum hoch genug, um für die Ferne die schlanke Nadel des Stefansthurmes vorzustellen.

Fast Schade, daß der Name: „Rauberfichte" so harmlosen Ursprunges ist. Zusammenkünfte von Räubern an diesem Platze, Räubergelage im Schatten des Baumes, wilde Mordgesellen ihre Beute theilend, und wie der Rauch vom Feuer des üppigen Mahles langsam in's Astwerk aufsteigt und der Gegend weitum die Schrecken verkündet, oder ein paar Erzräuber baumelnd an den Aesten — und wäre es auch nur in Sage und Märchen — würde mir den interessanten Baum recht aufputzen. Dergleichen ist nicht. Draußen im Thale stehen zwei Bauernhäuser mit dem Vulgarnamen: Die Rauber. Die Gründe des „oberen Raubers" erstreckten sich einst weit in den Wald bis zur Stelle, wo die alte Fichte als Grenzbaum steht, die daher die Benennung: „Rauberfichte" erhalten hatte.

Der Rauk war langsam um den Baum gegangen und jetzt auf einmal verschwunden. Durch eine Spalte, die von den Wurzeln aufgieng, war er in's Innere geschlüpft. Ich guckte ihm nach. Im hohlen Raum war ein Lager von Binsenstroh, eine Holzaxt und ein Sack, halbgefüllt mit Harzrinden. Die Wände der Höhlung waren theils verkohlt, als würde auf diesem häuslichen Herd auch bisweilen Feuer unterhalten. Die Höhlung gieng hoch in den Baum empor, und wenn man mit dem Stock hinauffuhr, so erreichte man keine Decke, und an den Wänden rieselte Moder nieder und Käfergezücht.

So sieht es mit dem Inneren dieses Baumes aus. Aber die Haut und Hülse ist noch dicker, als mancher fünfzigjährige Stamm, und vermittelt Mark und Saft der Fichtenkrone, die hoch auf solchem Holze wuchert.

„Das ist das Haus des langen Rauk," sagte der lange Rauk. „Wir haben auch Beide Platz herinnen, wenn Sie Ihre Füße rein machen wollen. Wir machen Feuer, daß die Strümpfe trocknen mögen."

„Ist Euer Haus gegen Feuer assecuriert?" fragte ich.

„Lebendige Häuser brennen nicht nieder," war die Antwort.

„Von außen gesehen wäre es das stolzeste Wohnhaus im ganzen Land."

„Ist aber nur meine Werktagsresidenz," berichtete er, „und nur wenn ich am Abend diesem Baume näher bin, als einer Köhlerhütte da draußen, übernachte ich in ihm. Weiter ist's nichts."

So hat sich die ganze Sache mit dem Stefansthurm, mit der Rauber-

Digitized by Google

fichte, mit dem Rank und seiner Abenteuerlichkeit als etwas hohl erwiesen.

Ich kehrte an jenem Tage sehr spät und sehr müde vom Walde heim. Und wenn ich nun wieder sitze in der kühlen Stubenecke, und im Fenster liegt das sonnenblaue Meer des Waldes mit seiner spitzen Nadel im Horizont, da will meiner Phantasie die alte Herrlichkeit nicht mehr so ganz gelingen. Aber leid thäte es mir doch, wenn eines Tages ein Rauchqualm aufstiege oder eine Feuersäule emporlohte in stiller Nacht — und mein schlanker Thurm in sich zusammenbräche.

„Das nit!“ sagt der lange Rank, „der Baum steht noch länger, als wir zwei zusammen.“

Seife kann man nicht genug haben!

Von **Helene Stökl.**

Es war an einem kalten Abend im Fasching, als der jüngste Correspondent des Großhandlungshauses B. in Wien in tadelloser Balltoilette, eindringlich bittend, vor dem Kutscher seines Principals stand. „Sie müssen mich heut' zum Ball fahren, Johann, 's hilft Ihnen nichts.“

„Was Ihnen nicht noch einfallt, Herr Anton, 's könnt der Herr ja selber den Wagen brauchen!“

„Er braucht ihn aber nicht. Bei der Kälte bleibt er sicher zu Hause; und wenn Sie recht sacht mit dem Wagen beim Hinterthor hinausfahren, merkt kein Mensch etwas.“

„Aber, warum nehmens denn nit lieber für alle Fäll' einen Fiaker?“

„Einen Fiaker! Sie, Johann, ich hab' einer jungen Dame versprochen, sie mit dem Wagen zum Ball zu holen, und ich sollt' ihr die Schande anthun, mit einem Fiaker zu kommen! Das können Sie mir nicht im Ernst zumuthen!“ Ob Johann nun einsah, daß dies wirklich nicht angieng, oder ob die zwei Silbergulden, die während der Unterhaltung in seine Hand gelangt waren, den Ausschlag gaben, genug, Herr Anton fuhr in der neuesten Equipage seines Principals mit Fräulein Resi, die ihm schon auf der Stiege ihrer Wohnung im vollen Staate entgegenkam, auf den Ball.

Wer Fräulein Resi war? Ein hübsches Mädchen jedenfalls, mehr aber wußte auch Herr Anton nicht von ihr. Er hatte sie in der Tanzstunde kennen gelernt, die er, kaum in Wien angekommen, aufgesucht hatte, um die Ausbildung, die sein Vater, ein reicher Handelsherr in H., für ihn wünschte, möglichst vielseitig zu machen.

Sie war das hübscheste und fescheste unter allen Mädchen, welche die Tanzstunde besuchten und kam Herrn Anton, der dem schönen Geschlechte gegenüber noch etwas schüchtern war, so ermuthigend entgegen, daß dieser sein Herz bald in lichten Flammen für sie entbrennen fühlte. Der zarte Respect jedoch, den seine achtzehn Jahre vor der holden Verkörperung seiner Träume empfanden, hatte ihn bisher abgehalten, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben; ja, er hatte, in der Furcht, sie zu beleidigen, nicht einmal gewagt, sie direct zu dem Ball einzuladen, der den solennen Abschluß der Tanzstunden bilden sollte. Nach langem Grübeln war er vielmehr auf den genialen Einfall gekommen, seine Einladung durch den Tanzmeister

Digitized by Google

schriftlich an die Mutter gelangen zu lassen. Durch diesen war er von der huldreichen Annahme seiner Einladung in Kenntnis gesetzt worden, und das Weitere wissen wir.

Auf dem Balle schwamm unser Held in einem Meer von Wonne. — Der schnelle Tanz, ein paar Gläser Wein, die er rasch hinabgestürzt, die berauschende Nähe der Geliebten und das stolze Gefühl, diese für den ganzen Abend auf seinen Schutz angewiesen zu sehen, alles das versetzte ihn in eine Aufregung, wie er sie ähnlich noch nie gekannt. Es dauerte denn auch nicht lange, bis er Fräulein Resi mit den Gefühlen, die sie ihm einflößte, bekannt machte und ihr, da man mit achtzehn Jahren in seinen Entschlüssen merkwürdig rasch zu sein pflegt, Hand und Herz in bester Form antrug.

Da sie gegen seinen Heiratsantrag nichts einzuwenden hatte, zögerte er in der überströmenden Freude seines Herzens nicht, sie seinen Freunden und Bekannten sogleich triumphierend als seine Braut vorzustellen.

Etwas unbehaglich war es ihm allerdings, als er während eines Tanzes unter der zusehenden Menge plötzlich das spöttisch ihm zugewandte Gesicht des alten Buchhalters seines Principals zu erblicken glaubte, da dieser jedoch später nicht mehr zu sehen war, hatte er den unangenehmen Eindruck bald vergessen.

Am Morgen nach dieser Nacht, die, wie alle Dinge auf Erden, endlich leider auch ein Ende genommen hatte, sehen wir unsern jungen Freund etwas bleich und übernächtig, aber voll inneren Glücksgefühls an seinem Comptoirtische sitzen, als er von einer Aufforderung sogleich vor seinem Principal zu erscheinen, überrascht wurde.

Etwas zögernd kam er derselben nach.

„Ach, Herr Anton, da sind Sie ja! Ich wollte nur fragen, wie Sie mit meinem Wagen zufrieden sind?“

Der Angeredete ließ schuldbewußt sein Haupt sinken.

„Es freut mich recht, wenn er Ihnen gefällt. Die Federn sind gut, nicht wahr? — Uebrigens darf man Ihnen ja gratulieren, Sie sind Bräutigam, wie ich höre?“

Hätte der junge Mann noch röther werden können, als er ohnehin war, er hätte es sicher gethan.

„Wird eine recht angenehme Ueberraschung für Ihren Herrn Vater sein. Aus was für einer Familie ist das Fräulein Braut, wenn ich fragen darf?“

Familie? Aus was für einer Familie? Daran hatte unser Held noch mit keinem Gedanken gedacht. Sie wollte er heiraten, nicht ihre Familie. Aber natürlich, eine Familie mußte sie haben. Warum hätte sie keine Familie haben sollen?

„Was sind die Herren Eltern eigentlich?“ examiniert sein Principal unerbittlich weiter.

Die Herren Eltern! Er sollte wissen, was die Eltern wären, um die er sich bisher so wenig gekümmert hatte, als um die Anverwandten des Kaisers von China.

„Noch unbekannt? So!“ fuhr sein Principal fort, nachdem er einige unverständliche Laute zur Antwort erhalten. „Nun, so viel man mir gesagt hat, ist die Frau Mutter Wäscherin, den Herrn Vater aber dürfte das Fräulein selbst nicht kennen.“

Unser Held fühlte die Knie unter sich zusammenbrechen, trotz seiner Bestürzung aber verleugnete er seine Ritterlichkeit nicht. „Das kann auf meinen Entschluß keinen Einfluß haben,“ stammelte er.

„Natürlich nicht! hab's auch gar nicht erwartet. Indessen Ihr Vater ist mein Freund. Ich meine, es würde ihn sehr freuen, Sie vor der Hochzeit noch einmal zu sehen. Wenn Sie den nächsten Schnellzug benützen, können Sie morgen Früh bei ihm sein. Mein Buchhalter wird Sie auf den Bahnhof begleiten.“ — — —

Digitized by Google

Acht Jahre waren seit jener Ballnacht und dem ihr folgenden Morgen vergangen. In dem Speisesaal eines Prater-Hotels saß ein elegantes, junges Ehepaar, dem man auf den ersten Blick ansah, daß es sich auf der Hochzeitsreise, und zwar noch im ersten Stadium seiner Flitterwochen befinde.

Eben hatte der Kellner das Dessert abgeräumt, die jungen Gatten lehnten sich in die Polster der Ottomane zurück und verhandelten flüsternd ein Thema, das für alle jungen Eheleute einen unwiderstehlichen Reiz hat.

„Also ich bin wirklich Deine erste Liebe, theuerster Anton?"

„Meine erste und einzige Liebe!"

„Wie glücklich mich das macht! Der Gedanke, daß Du vor mir eine Andere geliebt, wäre mir völlig unerträglich. Aber freilich," sie sah ihn zweifelnd an, „Ihr Männer sollt es mit solchen Versicherungen nicht sehr genau nehmen?"

Eben wollte er sich in Positur setzen, um durch die heiligsten Schwüre die Wahrheit seiner Worte zu bekräftigen, als sie gestört wurden. Eine Hausiererin, wie sie in großen Städten so häufig sind, war mit ihrem Korbe voll Waaren in den Saal getreten und näherte sich ihrem Tische.

Unwillig über die Störung, warf er einen Blick auf das große, nicht unschöne, aber dreist und gewöhnlich aussehende Mädchen, um im selben Augenblick alles Blut jäh zu seinem Herzen strömen zu fühlen. Wie gern er auch an eine Täuschung geglaubt hätte, es war kein Irrthum möglich. Vor ihm stand seine Tanzstunden-Bekanntschaft, die schöne Resi, von der er, seit er sie damals mit glühenden Worten gebeten, seine Frau zu werden, nichts mehr gesehen oder gehört hatte.

Hastig wandte er sich ab und griff nach einem Zeitungsblatte, um sich dahinter zu verbergen. Aber seine Hoffnung, daß sie ihn nicht erkennen werde, erfüllte sich nicht, er fühlte ihren fest auf ihn gerichteten Blick durch das Blatt hindurch, und ließ es verzweiflungsvoll sinken.

Wenn sie sich ihm zu erkennen gab, hier vor seiner Frau, der er eben noch geschworen, daß sie seine erste Liebe sei! Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne. Es wäre sein Tod, wenn er zugeben müßte, daß er dieses Mädchen auch nur eine Stunde seine Braut genannt habe.

Sie hielt den Blick noch immer fest auf ihn gerichtet.

„Ist Ihnen nicht gefällig, Seife zu kaufen, schöne, feine Seife?"

Er athmet erleichtert auf. Vielleicht erwies sie sich großmüthig! — „Gewiß, gewiß." Mit unsicherer Hand nimmt er einige Stücke aus dem Korbe und greift nach dem Portemonnaie.

„Das wird noch nicht genug sein," sagt sie ruhig.

Er nimmt mechanisch Stück für Stück und legt sie vor sich auf den Tisch.

„Aber Anton," flüstert die junge Frau, vergebens bemüht, den Blick des Gatten zu treffen, um ihn von dem Handel abzurathen.

„Jetzt wird's wohl genug sein," stammelt er, ohne zu wagen den Blick zu der Verkäuferin aufzuschlagen.

„Wollen Sie doch noch mehr nehmen!"

Er wagt keinen Widerspruch und thürmt Seife auf Seife vor sich auf. Jetzt ist der Korb fast leer. Er hält inne.

„Dort sind noch einige Stück."

Er nimmt auch diese. Die Verkäuferin sieht ihn noch einmal fest und voll an, dann nimmt sie das Geld und geht.

Die junge Frau hat sprachlos vor Staunen zugesehen. „Aber Anton, wo sollen wir denn mit all' dieser Seife hin?"

„Sorg' Dich nicht, Herz! Was nicht in den Koffer geht, nehme ich in meine Reisetasche."

Digitized by Google

„Aber der Seifengeruch!“

„Ich muß Dir gestehen, daß ich eine besondere Vorliebe für den Geruch von Seife habe.“

„Aber wozu um des Himmelswillen brauchst Du denn so viel Seife?“

„Das verstehst Du nicht, mein Kind, Seife kann man nie genug haben!“ —

Seitdem ist eine geraume Reihe von Jahren vergangen, und das Ehepaar wäscht sich noch immer mit dieser Seife. Ob aber der ganze Vorrath hinreichen würde, den Gatten rein zu waschen, falls die Gattin den eigentlichen Grund seiner ihr noch heute unbegreiflichen plötzlichen Seifenliebhaberei erführe, das ist eine Frage, die wir nicht zu entscheiden wagen.

Der Lichtelauslöscher und seine Tochter.

Erinnerung aus der Handwerkerzeit von **P. K. Rosegger.**

Ja, den Lichtelauslöscher zu Buchenwald, den hättet Ihr kennen sollen. Daß man ihn den Lichtelauslöscher hieß, während er in der Kirche eben so gut auch der Lichtelanzünder war, beweist nur auf's Neue die Undankbarkeit der Welt. Der Dorfwirt zum „goldenen Roß“ nannte ihn auch den „klingelnden Josef“, denn der Josef läutete mit den Glocken auf dem Thurm, und mit dem Glöckel an der Sakristeithür, und mit den Schellen am Altar und — was besonders störend war — mit dem Klingelbeutel.

Dieser Klingelbeutel — der obere Theil eine bodenlose Messingbüchse mit offenem Mund, der untere Theil ein rothseidener Beutel mit zwei Schellchen — war aber die größte Pein des klingelnden Josef selbst.

„Herr Pfarrer,“ sagte er eines Tages und schüttelte die paar Kupferkreuzer auf die flache Hand heraus, „Nicht einmal für die Kirchenmäuse kleckt der Bettel! Am nächsten Quatember-Sonntag soll wieder für die Pfarrarmen gesammelt werden. Jeder greift in den Sack, und läßt was in den Klingelbeutel fallen, so daß die Armen glauben: Dasmal wird sich's woltern thun, dasmal. Die reichen Bauern haben es tüchtig hineinscheppern (rasseln) lassen. — Und zählt man nach, so haben die Racker lauter halbe Kreuzer und bayerische Pfennige in's Loch gesteckt. Mich nehmen sie alsdann her dafür, ich thäte nicht klingeln genug, thät' den Leuten die Büchsen nicht keck genug unter die Nasen halten, thäte nicht laut genug „Vergelt's Gott“ sagen. Soll's ein Anderer angehen, das Handwerk, wenn er's besser versteht, 's ist nicht so leicht. Die Freisingdorfer haben sich eine gläserne Büchsen machen lassen, und gemeint, weiß was Kluges gethan zu haben. Ist aber bald wieder abkommen, denn jetzt haben die meisten gar nichts hineingeworfen und den zusammengewutzelten Guldenzetteln, die Einer hineinsteckt, daß man's durch's Glas drin sollt' liegen sehen, denen ist auch nicht zu trauen gewest. Kupferkreuzer in eitel Fließpapier gewickelt. Pfui, Schinderhaut!“

„Gott besser's!“ sagte der Pfarrer.

„Der Teufel hol's!“ sagte der Lichtelauslöscher. So fragte nun der Pfarrer, was er eigentlich in dieser Sache solle thun können? Nicht weniger als zwölf Predigten des Jahres seien gemünzt auf die christliche Barmherzigkeit und das Almosengeben.

Digitized by Google

„In diesen Stucken hilft's nichts, das Predigen," behauptete der klingelnde Josef, „das sind die Leut' schon All's zu viel gewohnt. Aber wenn's dem Herrn Pfarrer recht ist, so thu' ich was Anderes, daß dasmal die Pfarrarmen ihr Theil kriegen. Schand' ist keine dabei und verhoff' ich, daß der Herr Pfarrer nachher den neuen Brauch einführen wird."

Der Pfarrer gab ihm freie Hand, wie jener Fürst dem Finanzminister: Wie Du's anstellst, ist Deine Sach'; nur Geld schaff'!

Bald darauf kam der lustigste Tag im Jahr, um den sich, wie um alles Feine, Welt und Kirche miteinander raufen. Mir gehört das Fest, sagt die Welt, denn es ist die altgermanische Kirmeß. — Mir gehört es, sagt die Kirche, denn es ist die katholische Kirchweih. Wenn sich schon so hohe Notabilitäten um die Kirchweih streiten, da ist es dann wohl kein Wunder, daß an diesem Tage im Dorf so viel gerauft wird.

Einstweilen geht's heute im Wirtshause noch heiter zu. Der Lichtelauslöscher schleicht schon eine Weile daran herum. Er ist ein kleines, hageres Männlein und noch flink im Laufen und Schleichen, trotz seiner schneeweißen Haare auf dem Haupt. Diese Haare sind immer hübsch glatt geschoren, der Bart sorgfältig rasiert, und mit der frischen Farbe seiner Wangen und seinen vergißmeinnichtblauen, schalkhaften Aeuglein hat der Alte nachgerade ein herziges Gesichtlein. Und just wie nun das Wirtshaus so hübsch voll ist wie ein surrender Bienenkorb, der Wein den Gaumen kitzelt, das Musikbandel die Ohren und das saubere Weibervolk die Augen, da tritt der klingelnde Josef mit der Sammelbüchse zur Thür herein. Rasch vertrat er dem Wirt den Weg zwischen Gaststuben und Keller und sagte: „Goldenes Roß! Du mußt mich jetzt mit meinem Beutel zu Deinen Gästen hineinlassen."

Der Wirt lachte und schob ihn am Rücken eigenhändig durch das Gedränge in die große Stube.

Mitten in derselben erhob der Josef sein Geschrei, denn das Klingeln kam hier gegen das Gläserschrillen nicht auf. „Ehrsame Kirchweihgäste!" rief er, „das Roß hat's verstattet, daß ich Euch das Himmelreich in's Wirtshaus trage. Da in der Büchsen ist's drinnen, wer's heraus haben will! So lang Silbergeld für unsere Pfarrarmen hineinstecken, bis es nimmer Platz hat drinnen, das Himmelreich, dann kommt's selber heraus. Für die Pfarrarmen, wer ein Ehrenmann ist und Gottes Segen braucht! Bürgermeister, rud' voran!"

Der Bürgermeister räusperte sich und röchelte dabei, als ob ihm ein Strick um den Hals gelegt wäre, dann uestelte er einen alten Silberthaler aus dem Sack: „Halt auf, Josef! Wollen einmal sehen, ob ich's Loch treffe!" Er hielt das Geldstück hoch in die Luft, ließ es niederfallen und es rasselte zur Büchse hinein.

„Bravo!" rief der Josef, anstatt: Vergelt's Gott.

Das gefiel dem Bürgermeister. — „Noch einmal!" sagte er und wiederholte das Spiel mit einem zweiten Thaler. Es verlief eben so gut. Die übrigen Bauern waren kleinlaut, aber sie sahen, es bleibe ihnen nichts übrig, als auch zu versuchen, ob sie mit Thaler oder Silbergulden das Loch träfen. Es gieng grauenhaft sicher um die Tische herum; als aber Einer mit seinem Thaler ungeschickter Weise das Loch der Büchse verfehlte, rief rasch ein Anderer: „Mit kleineren Münzen trifft man's leichter."

„Mit kleineren ist's keine Kunst!" warf der Josef scharf ein. Innerlich lachte er, denn der Klingelbeutel ward von Minute zu Minute schwerer.

Endlich sprang er den Wirt an: „Jetzt, goldenes Roß, ist's an Dir! Tischel-deck'-dich, das kannst, und

wirst Dich auch vor dem Esel-streck'-dich nicht zu Schanden machen lassen."

In der That nicht, das „goldene Roß" warf einen Ducaten!

Als der klingelnde Josef — der sich heute für seinen Spitznamen so herrliche Genugthuung verschafft, in den Pfarrhof zurückkehrte, rief er hell: „Einundfünfzig Kirchen-Sonntage geben nicht so viel, als einer im Wirtshaus!" und versuchte mit dem Gefäß zu schellen, was aber entzückend armselig mißlang, weil es zu sehr vollgepfropft war.

„Was hat der Josef denn gemacht?"

„Die Bauern hat er geschröpft!" antwortete dieser.

Und seither ist es eingeführt zu Buchenwald, daß am Kirchweih-Sonntag im Wirtshaus für die Pfarrarmen abgesammelt wird.

„Die Kühe muß man melken, so lang sie Futter fressen," ist die Ansicht des Lichtelauslöschers, „wenn sie nichts zu fressen haben, verfagen sie, oder schlagen gar mit dem Bein aus. — Wenn ich ein großer Stadtbürgermeister wäre, ich ließe in allen Gasthöfen, in Musik- und Schauspielhäusern, und wo die Leute zusammenkommen zu Glanz und Freuden und Eitelkeiten — da ließe ich mit dem Klingelbeutel umgehen für die Armen."

Der Lichtelauslöscher hatte einst einen kleinen Lederhandel betrieben, sich aber später mit seinem Töchterlein — das wir noch kennen lernen werden — in ein Häuschen zurückgezogen, welches eine halbe Stunde von Buchenwald entfernt war, und von dem aus er täglich zur Kirche hinabgieng, um ihr seine uneigennützigen Dienste zu leisten.

Von seiner Ehe ist mir nicht viel bekannt; doch sind ein paar Thatsachen zu vermerken, die auf dieselbe Streiflichter werfen.

Als sein Sohn eine junge Kaufmanns-Witwe heiratete, stattete ihn der Josef mit einer Kiste von Wolle aus. Die innere Fläche der Kistendecke hatte er mit eitel Ducaten besetzt, und zwar in Form von zwanzig lateinischen Buchstaben: Zanke nicht mit Weibern. — Aber wenn sie zanke? meinte der Bräutigam. — Dafür sei die Wolle, daß er sich damit die Ohren verstopfe. — Ferner pflegte der Lichtelauslöscher das Heiratsgut bei den Männern die Mitgift, bei den Weibern das Mitgift zu nennen, eine Inconsequenz, die ihm von seinen verehelichten Ortsgenossen meines Wissens niemals corrigiert worden ist, so daß ich schier selber glaube, die Sache wird unter Umständen richtig sein.

So viel einstweilen von diesem seltsamen Alten. Nun aber kommt was Besseres, nämlich sein Töchterlein.

Dieses Töchterlein war zur Zeit, als ich in jener Gegend ein zwanzigjähriger Handwerksbursch gewesen, in den Jahren, wo die Weiber am allerleckersten sind, nämlich, wo es ihnen einleuchtet, daß sie auf der Welt stehen, um geheiratet zu werden. Mit fünfzehn oder sechzehn Jahren leuchtet ihnen das schon ein, zu Buchenwald vielleicht um ein paar Jahr später, weil dort die Luft frisch und die Arbeit hart ist. Das ist auch die Zeit, wo sie ihr Alter wahrheitsgemäß anzugeben, gleichwohl Keiner darnach frägt.

Eines Tages beschied uns der alte Lichtelauslöscher in sein Häuschen, daß wir ihm das Todtengewand machen sollten; er gedenke gelegentlich einmal zu sterben und in das Bräutigamskleid, wie andere Todte, wolle er nicht mehr. Seinen Sarg hatte er schon seit Jahren fertig, der stand in der Bodenkammer und diente einstweilen zum Aufbewahren getrockneter Kräuter, die der Häusler zu medicinischen Zwecken im Hause hatte. Ich sah die kleine schmale Truhe. An den Kanten waren einige Spuren, daß sogar die Mäuse schon versucht hatten, dieses Räthsel zu lösen. Die Schwalben, die in der Bodenkammer Nester hatten, nahmen den Sarg

Digitized by Google

weniger ernst, zierten ihn mit losen Ornamenten. Zu Lebzeiten seiner Frau soll der Josef die sechseckige Truhe gern zur Schlafstelle benützt haben; seit er allein war, lag er im Ehebett.

Nun also, wir arbeiteten im Hause des Lichtelauslöschers und machten ihm das Todtengewand. Wir haben selten irgendwo so viel gelacht, als bei dieser Todtenschneiderei, denn der Lichtelauslöscher saß viel an unserem Tisch und erzählte die aberwitzigsten Schnurren. Und mir lachte das Herz noch aus besonderen Gründen. Gleich anfangs gab es Zwirn abzuhaspeln und ich durfte dabei der netten Ferdinanda den Haspel machen. Ich streckte meine Arme aus, sie spannte mir den Strähn von einer Hand zur andern und wickelte den Faden auf den Knäuel. Weil wir aber dabei schäkerten, so kam ein Gewirre zu Stande, bei dem wir uns Beide nicht zu helfen wußten. Ich wollte den Knäuel immer durchschieben, sie sagte, das sei nichts nutz; ich wollte den Faden abreißen, sie sagte, das sei auch nichts nutz. Das einzige Mittel sei Geduld. Es hätte sich wahrlich noch geschlichtet, da kamen zu den schwarzen Zwirnsträhnen unseliger Weise auch noch die ihrer goldfarbigen Haare dazu — und nun verließ mich die Geistesgegenwart. — Es ist ein bedenklich Ding für einen zwanzigjährigen Handwerksburschen, für schwarzen Zwirn und goldfarbiges Mädchenhaar den Haspel abgeben zu müssen, und nur den ernsthaften Blicken meines guten Meisters ist es zu verdanken, daß ich nicht noch tiefer in's Garn gerieth.

Als nach fünf Tagen der Tod so ziemlich fertig war und nur noch ein paar Reihen Knöpfe einzunähen blieben, weil der Lichtelauslöscher sagte, die Todten pflegten immer sehr zugeknöpft zu sein, gieng mein Meister davon und ließ mich zum Fertigmachen allein zurück. Nun war aber — Ihr seht, ich mache keine Umschweife — am selbigen Tage auch die Ferdinanda nicht daheim. Ihr Vater hatte sie nach Buchenwald hinabgeschickt, um kleine Einkäufe zu machen, da wir Schneider wahrscheinlich die Vorräthe gelichtet hatten, und besonders sollte sie einen Salzstock nach Hause tragen. Der Alte aß seine Suppen gerne gut gewürzt, worin er auch Recht hatte. Das Salz der Ehe schien ihn stark abgehärtet zu haben.

„Daß Du keinen Salzstein erwischest!" trug ihr der Alte auf. „Beim Salzstockaussuchen nimmst einen lockeren, beim Mannaussuchen einen festen. So, Dirndel, jetzt kannst gehen."

Als sie fort war, stellte ich mir ihre Noth vor. Der geringste dieser Salzstöcke, wie sie aus Auffee kamen, hatte achtundzwanzig Pfund. — Kommt auf kaum drei Pfund Ferdinanda ein Pfund Salz, erwog ich in Gedanken, das möchte ihr das Heimtragen doch stark versalzen. — Ich nutzte meine Selbstständigkeit, und nach dem Mittagsessen, als der Lichtelauslöscher auf ein Stündchen sein Bett messen gieng, wie er sagte, lief ich davon und über die Triften und Felder hinab der Ferdinanda entgegen.

Fünf Minuten vom Dorfe weg, auf einem Steinhaufen rastete sie. Es war sehr schwül und sie hatte einen „Dreißiger" aufgeladen, wie die rothe Ziffer auf dem Salzstock wies.

„Gib her, Dirndel," sagte ich, „so was ist nichts für Dich."

Ich nahm die Kraxe mit dem Salzstock auf den Rücken und hob mich. Sie fuhr sich mit der auswärtigen Handseite über die Stirne, wo Tropfen standen, gieng hernach still und barfuß, wie sie war, hinter mir her.

Als wir aber mitten auf den weiten Feldern waren, da überraschte uns ein Platzregen. Ferdinanda zog eilends ihr Kammertuchjöpplein aus und hüllte ihn über den Salzstock. Das war so viel als nichts, die großen Regentropfen schlugen scharf ein. Des lieben Salzes wegen wolle sie noch mehr thun, wenn ich nicht umschaue, meinte sie. Ich

Digitized by Google

stellte die Last zu Boden, warf meinen Rock darüber und meine Weste und meine Tuchmütze.

„Jessas!“ rief das Mädchen, „Schneider, Du zergehst ja!“

„Ich bin kein lockerer Salzstock, ich bin fest!“

Wir hörten uns kaum, so derb schlug uns das Wasser in's Gesicht, aus unseren Kleidern stob bei jedem Tropfen der nasse Staub davon.

„Auweh, mein Salzstock!“ jammerte das Mädchen, „vier Gulden fünfzehn Kreuzer kostet er!“

„Wird sie auch werth sein,“ sagte ich, „wart', wir wollen ihn besser eindecken; geh her, Dirndel, das machen wir so!“

Sie verstand mich. Wir setzten uns Beide auf den Salzstock und lehnten mit dem Rücken an einander, so enge als es möglich war. Nicht ein Tropfen fiel auf das Salz. Der Regen zog dahin. Die Sonne war da, ein Regenbogen stand.

„Ferdinanda,“ sagte ich, „jetzt bleiben wir sitzen, bis wir trocken sind.“

„An mir ist kein trockener Faden,“ klagte sie.

„Wir müssen uns warm machen, sonst kommt die Gicht,“ sagte dieser gottverlassene Schneidergeselle und rieb seinen Rücken keck an dem ihren. In demselben Augenblick sank der Salzstock in sich zusammen und wir saßen in einer unbeschreiblichen Patsche.

Aber nicht sehr lange. Mit einem Schreckschrei sprangen wir Beide empor, wir waren über und über eingepökelt wie Häringe.

Das Herrlichste war noch, daß der Lichtelauslöscher vor uns stand, und wir eine Flut von Rechtfertigungen über ihn los ließen.

Er war im drohenden Regen der Tochter entgegengegangen und hatte sie nun. Sagen that er — gar nichts. Seinen Hut nahm er ab und füllte ihn mit Salzbrei. Ich füllte meine Mütze, wir füllten unsere Säcke, Ferdinanda füllte ihre Schürze mit Brei und Stücken, die beim Berühren auseinanderfielen. — Damit giengen wir nach Hause.

Als der Lichtelauslöscher am selben Abend sein neues Todtengewand in den Kasten hieng und ich beim Abschiede schicksamer Weise den Wunsch aussprach, er möge es noch lange nicht brauchen, antwortete er etwas schiefsinnig, nun hätte er auch nicht Zeit für so was. Er werde seine liebe Noth haben, die Tochter zu hüten, seitdem es einmal so weit mit ihr gekommen.

„Vater Josef!“ war hierauf mein mannhaftes Entgegnen, „so viel ich weiß, ist an ihr nichts auszustellen; mir könnt's gleich sein, daß ich's sage, denn ich gehe aus der Gegend.“

„Schwatz nit und geh!“ rief die Ferdinanda zur Küchenthür herein, „von Dir brauche ich kein Sittenzeugnuß, Du eingepökelter Schneider, Du!“

„Siehst Du!“ flüsterte der Lichtelauslöscher, „so sind sie. Wenn es ihnen Einer recht gut meint, werden sie giftig. — Seh! da hast auf ein Glasel Wein.“

Digitized by Google

Almrausch.

Schnaderhüpfeln aus der gleichnamigen Sammlung von Dr. A. Werle.

S Deandl.

Geh Koasa Franciscus,
Geh thua ma den Gfaln,
Und laß ma mei Büadl,
I will Dir'n gern zahl'n.

Da Koasa.

Du schwarzaugat's Deandl,
Geh, bhalt Du Dein Geld,
Dein Bua, der muaß furt zan
Franzosen ins Feld.

I woaß net, hör is die Glocken,
Oda munkazt di Kua,
Oda klunkazt da Schott'n,
Odar is s wohl mei Bua.

Bald klempert die Glokn,
Bald tropfelt da Schottn,
Bald gramlt da Stier,
Koan Fried is da nia.

Tanzn und Schwanzn,
Scheani Gsangln singa,
Koan Godan net aufthoan
Frisch übri springa.

Wan i aufdenk auf mei jungs Leben,
Wo i übral bin scho umglegn,
Afn Heubodn und in Küastall
Und woaß Gott, wo no überal.

Kas und Brot mag i net,
Bier und Wein mag i net,
Brandwein, den muaß i hobn,
Rambi ma mein Magn.

Dawal i jung war, war i hoagli,
Schauat net a niadi glei an,
Hiaz muaß i froh sein
Wan i a bißl a Dudl han.

Gestern vier Wochn
Ham ma n Teifl agstochn
Morgn vierzehn Tag
Stechn ma widar oan a.

Oan Knödl soidt,
Der anda fangt z fiadn an,
Schaugt oan Knödl den andern an,
Wiar a grad a so fiadn kann.

S Mentsch, s Mensch hat an Rausch
Als wia s Hal — s halta sei Haus,
Und da Bua — Bua hat an Spitz,
Wia da Stefansthurm ist.

I han Bachscheita gschnupft,
I han Schnupftabak klobn,
I han Holzäpfl gspun,
In Baumwipfl obn.

Mei Muata hats gsagt
Zu mein liabn Papa,
Daß mein Ahnl ohne mi
Goar koa Großmuata wa.

Mei Häusl steht obn
Auf da Leitn,
I bin ja net sicha dabei,
Wo s ma net aba thuat reitn.

A Pfeiferl Tabak
Und an Zukabrokа,
Und da kon ma die Mentscha
Schean znacha loka.

Da Koasa hats auftagebn
Unter seini Herrn,
s derf koana zan Mentschern gehn,
Ohni Latern.

In Obaland obn
Schreibns am schwarzn Papier:
Geh nit so weit znacha,
Mia graust scho vo Dir.

Hinters mein Voter sein Stadl,
Da krikelt und krakelt der Hahn,
Und wiar i das Deandl will halsn,
Laft ma der Trampl davon.

O Du mei steirischa Jakl,
Leg Di nur ruhig zu mir,
Leg aufi Dein Kropf auf mei Achsel,
s is gar so guat losn da Dir.

Der Bua, der is gstorbn,
Der koan Deandl hat gliabt
Im Himl ist a keman,
Aba Prügl hat a kriagt.

Digitized by Google

Deandl, wia taugt Dir da neui Bua,
Taugt a Dir wohl oda net?
Hiaz wird er Dir wohl amal selt-
sam sein?
Aba wia lang, woaß i net!

Steirisch tanzn
Kann nit a Jedar,
I lei a bißl —
Afa meini Brüadar!

Wan da Kirchthurm a Bierkrug war,
Und war vol a mit Bier,
No langat i mit oana Maß,
I brauchet net drei oder vier.

A kloans bißl schelchfuaßat,
A kloans bißl krump,
A kloans bißl liadali —
Aba dena nit Lump.

Sist gfreut mi nix
Als da Wein in Glasala
Und da mein neign Deandl
Dö Blatermasala.

Und wanst ma koan Wein net zalst,
Ums Bier is mar a net vil,
Und wanst mi nocha halsn willst
Hab i Dir a net stil.

s Deandl hat an Brandweinrausch
Und da Bua zween,
Wan Hoamgeahn ham s halsn woln,
Ham net kin stehn.

Wer a Kelnerin thuat liabn
Is zehnmal betrogn,
Wans elfmal thut schwirn,
So is zwölfmal dalogn.

Lustig is af da Welt,
Ham di Herrn a koan Geld,
Wan i a koans han,
Derf i mi a net scham.

Wan i glei koan Geld net han,
s geht koan Menschen nix an;
Häng halt n Beitel af d Sun,
Daß er austrikern kann.

In Kübl koan Schmalz
Und in Kastl koan Mehl,
Und von Mauspeln kocht er net gern,
Sagt er, mei Seel.

Wanst an Holzknecht wilst liabn,
Muaßt a Schartn einschiabn,
Wans Di fragn um a Paß,
Daß D an Aufweisung hast.

Da Koasa hat einagschribn
Er brauchat Soldatn,
Di Deandln habn außigschribn,
Sö kenan koan gratbn.

Da Koasa hat einagschribn,
Eina von Wean:
Deandln soltn a mit kem
Ali di schean.

Das Hüatl is von Huatera,
Das Federl von Hahn
Das Büschl von Deandl,
Drum stehts ma guat an.

Nix grüaßn, nix dankn,
Nix druckn di Hand;
Mia san ja zwoa liabi,
San lang scho bekant.

Wan, wia Du sagst,
s Geld aloan glückli macht,
So halst' stot Dein Deandl
A Papier ba da Nacht.

Drei Deandln hab i gliabt,
Oba gheirat hab i koani;
So oft i auf dö Dummheit denk
Harb i mi und woan i.

Han gheirat, han ghaust,
Han a Weiberl, wiar a Faust;
Wan i s halsn hät soln,
Hat mar alwal a weng graust.

D' Hosn habn sunst plodern müaßn,
Aba hiaz liegns an.
Daß a Floh kam oni Barzn
Odam schöpfa kan.

I han a Hen,
A gschekati;
Thua ma s net zen
Es pekat Di.

Da Knia-wiggl-waggl-Hans,
Und da Stroh-stingl-stenggen-Franz
Und dös Klee-blittl-blattl-Spielleut
Geignts mar an Tanz.

Digitized by Google

Ban Brünnlan, ban Bachlan,
Ban Uebaſtigl
Da hat ſi mi ghalſn,
Da Dundersnigl.

Haſt giagt, willſt a Buſſerl
Und i hoan loans bei mir.
I han s in da Truchn z Haus
In an Papier.

Tauſendmal denk i dran,
Wia mei Schatz buſſln kan;
Wias mar einibrent
Bis auf die Zähnd.

Ter Oani ſteht drobn af da Loata,
Ter Andri paßt draußt ba da Thür,
Und da Tritt ſitzt drin als a broater
Und plauſcht iar von Heiratn für.

I woaß net, was iß,
Daß Du mi net magſt;
I laß net enda nach,
Bis T meini Fahla net ſagſt.

I muaß ma nur denkn,
I hät Di net kent;
Sift namat mei Trauer
Sei Lebta koan End.

Und s Liaberl macht a Fiaberl,
Tas han i oft gſpürt;
Die Deandln paſtengans
Wia ma s Fiaberl kuriert.

Biſt a hübſch Diandl, biſt a feins Diandl,
Aba mei Diandl biſt net;
Haſt a hübſch Thoan, haſt a feins Thoan,
Aba mei Thoan haſt net.

Ja, Du biſt ma vil liaba
Als d Engl alzſam;
Und i mag erſt in Himi,
Wans Di drobn ham.

Wan i wiſſat, daß da Bua kam,
That i hoch aubetn;
Wan i wiſſat, daß er net kam,
That i s niedatretn.

Heunt af d Nacht gfreu i mi,
Kumt mei Schatz, heirat mi;
Heunt af d Nacht wiar i Braut,
Hat ſchon oanar eina gſchaut.

Deandl, was denkſt da den,
Wan ma banandaſtehn?
I denk mar ali Zeit,
Du biſt mei Freud.

Biaberl, was denkſt Da den,
Wan ma banandaſtehn?
I denk ma ali Mal
Du biſt mei Gall.

Wans Deandl von Bett aufſteht,
Und fragt, wer draußtn ſteht,
Aft muaß ſi mera habn,
Sift thats net fragn.

Mei Schatz hat a Mül,
Aba Waſſa net vil;
Laßt a niabs Blabl maln
Und mi a, wan i will.

Bin nachtn
Zur Kropfatn gang,
Wiar iß ma net
Gwordn ſo bang.

Han nachtn
A Kropfati gliabt,
Wia bin i net hoam,
Ganz betrübt.

Geh weg vo mei Fenſta,
Geh weg vo mei Bett,
I han a ſchwachi Natur,
Bin glei übaredt.

Di Köchina bringa
Dö Gänſ' ſo gern um;
Den dö goar groß Bawandtſchaft
Dö war eana z dum.

Dort obn auf der Alm,
Af da Karnaſeitn,
Dort thans mitn Ranzlbart
Sibmi läutn.

Wegn meina iß Toiſt
Und Teufl wer wil;
Und es bringt mi koa Toiſt,
Koa Teufl in d Höl.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Heinrich Laube.

Es war im Park zu Baden (bei Wien) an einem schönen Sommermorgen. Auf einer Bank abseits von der Hauptallee saß Grillparzer und sprach sehr lebhaft mit einem eleganten jüngeren Herrn. Ich hatte auf einer Bank nebenan Platz genommen und konnte hören, daß die Beiden stritten, doch nicht, worum es sich handelte. Plötzlich aber fuhr Grillparzer geradezu zornig empor und rief mit seiner lautesten Stimme: „Was kümmert mich die Meinung der Welt! Ich will meine eigene Meinung haben!“ und nur mit Mühe gelang es dem Jüngeren, das erregte Gemüth des Dichters zu besänftigen.

So erzählt Oskar Welten in der „Tägl. Rundschau“ bei Gelegenheit einer Charakterisierung Heinrich Laube's und fährt fort: Einen solchen Ausspruch, wie Grillparzer, nun hat Laube nie gethan; wohl hatte auch er seine eigene Meinung, welche meist auf seinem kritischen Wissen und Erkennen auf seiner Erfahrung gegründet war, doch der Erfolg oder der Mißerfolg modelte dieselbe um, je nachdem er ihr mehr oder minder widersprach.

Diese Vorliebe für den Erfolg aber, der bestimmende Einfluß, den Laube ihm über sein Denken und Handeln einräumte, das ist der Schlüssel, welcher uns sein merkwürdiges — weil ohne bestimmtes Ziel, doch hohe Ziele erreichendes — Leben erklärt, es uns aber auch begreiflich macht, daß Heinrich Laube so unzuverlässige, charakterlose Anhänger und so erbitterte, bis zur Beschimpfung aufgebrachte Feinde hatte, und daß die Meinung über seinen eigenen Charakter so widerspruchsvoll, so schwankend ist. Lob und Tadel, die Laube und seiner Eigenart in oft maßloser Weise zu Theil wurden, waren eben insofern sie von Standesgenossen, besonders von dramatischen Schriftstellern und deren Anhängern, oder von Schauspielern ausgiengen, immer bedingt von der Haltung, welche Laube ihren Werken, ihren Leistungen gegenüber — oder gegenüber den Leistungen ihrer Nebenbuhler einnahm. Wen Laube förderte, der lobte und pries ihn, und wen er nicht fördern wollte, der sah in ihm einen ungerechten, seiner verantwortlichen Stellung unwürdigen oder gar unfähigen Director, und ereiferte sich gegen ihn; und wen er gefördert hatte und *fallen* ließ, sobald der Erfolg ausblieb, dem war er völlig preisgegeben; denn hier schien der erbitterte Tadel, der Vorwurf charakterlosen Wankelmuthes am berechtigtesten. Und doch ist er hier gerade am wenigsten berechtigt, denn in der That war Laube gerade hier charakterfest nach seinem eigenen Gefühl, denn der Erfolg war ihm ein *ästhetisches Credo*, und gerade in seiner Eigenschaft als Theaterleiter mußte er es ihm bis zu einem gewissen Grade sein, denn das Theater kann überhaupt nur bestehen, wenn sich seine Wirksamkeit in einer Kette von Erfolgen offenbart. Auch

Digitized by Google

fußen die großen Verdienste, welche sich Laube namentlich um das Wiener Theater erworben, zum großen Theil auf diesem ästhetischen Credo des Erfolges; denn diese Nachgiebigkeit der öffentlichen Meinung gegenüber setzte Laube in den Stand, äußerst ersprießliche Erfolge zu erzielen in verhältnißmäßig kurzen Zeiträumen. Seine Neuschaffung des herabgekommenen Burgtheaters in der Zeit zwischen 1850 und 1860 ebenso wie seine Schöpfung des Stadttheaters mit einem großen Künstlerpersonal und einem reichen Repertoire war überhaupt nur möglich dadurch, daß Laube den Erfolg über seine persönliche Meinung und Ueberzeugung stellte. Das Publikum mußte ihm also — nach seiner Ansicht — maßgebend sein, selbst dann, wenn es ihn zwang, zu ihm herabzusteigen. Andererseits aber durfte er sich nicht damit aufhalten, dem Publikum seine bessere Ueberzeugung dort aufzudrängen, wo es galt, ein Talent, ein Werk gegen das Publikum und dessen Meinung durchzusetzen. Laube hat demnach fast nie beharrlich versucht, einen Autor oder einen Schauspieler gegen den Willen des Publikums zu halten, und mochte derselbe auch noch so sehr dieser Förderung wert gewesen sein. Und er hat andererseits Autoren und Schauspieler energisch gefördert, welche den Erfolg, selbst einen unverdienten, für sich hatten, mochten sie ihm selbst persönlich noch so sehr widerstreben. Sein Abfall war also stets nur ein Abfall des artistischen Directors, ein Abfall, dem Erfolg des Ganzen zu Liebe — der wirklich charakterlose Abfall aber ist der des Gemüthes, der aus Selbstsucht, und im Gemüth war Laube zu tief beanlagt, er war zu wenig Egoist, um dessen fähig zu sein. Das aber hatte man nie unterschieden, dieser Unterschied ist ja auch nicht ein ganz greifbarer, und daher wohl kommen die erbitterten Urtheile über Laube als Menschen, die vielfach laut geworden sind und jetzt erst recht vernehmbar werden dürften.

Ich selbst stand durch achtzehn Jahre mit Heinrich Laube in Verkehr und — in Widerspruch, der mitunter ein sehr scharf zugespitzter war, da ich den Erfolg nicht hochstelle, aber ich mußte immer wieder erkennen, daß es ein schweres Unrecht sei — ich machte mich desselben gleichfalls schuldig — dem Charakter Laube's Schuld zu geben, was er in seiner Eigenschaft als Theaterleiter sich zu Schulden kommen ließ. Und ich bat es ihm später insgeheim ab, als ich sah, wie schwer er unter der Charakterlosigkeit Jener leiden mußte, die von ihm gefördert und emporgehoben worden waren. Man brauchte nur den Salon Laube's zu betreten — und man konnte Jahrzehnte lang nichts vom deutschen Theater gehört haben — so wußte man sofort, ob Heinrich Laube Director war oder nicht. Nachdem er aus seiner Burgtheaterstellung gedrängt worden war, fand man oft nicht drei Menschen während der Besuchsstunde bei ihm, sobald aber das Stadttheaterproject nur auftauchte, wußte man schon nicht mehr, wo ein Plätzchen finden. Und wie fortgeblasen war die ganze hofierende Schar von Schauspielern und Schriftstellern und Reportern höhern Genres, als Laube die Leitung dieses Theaters niederlegte. Und wieder tauchten sie auf und wieder verschwanden sie, sobald da nichts mehr zu holen war, und als ich ihn vor zwei Jahren besuchte, da saß er einsam inmitten der in Reih und Glied um den viereckigen Kaffeetisch aufgestellten Stühle und ihm gegenüber, dort wo Frau Iduna sonst gesessen hatte, saß jetzt seine Pflegetochter, Frl. Caroline Haas, mit kummervoller Miene, und lebte ordentlich auf, als ich eintrat. Und ich blieb eine Stunde dort, ohne daß auch nur einmal die grelle Klingel getönt und der Diener einen neuen Gast gemeldet hätte. Und einsam ließ ich ihn, wie ich ihn auch schon früher oft allein mit Iduna gefunden hatte und wir nicht gestört worden waren während der ganzen Besuchsstunde. So rächte sich sein ästhetischer Grundsatz, den Erfolg über Alles zu stellen, an ihm selbst. Die Künstler wußten, daß sie ihm nur galten, wenn sie Erfolg hatten, und darum galt auch er ihnen

Digitized by Google

nur, so lange er ihnen Erfolge vermitteln konnte. Laube hat das Alles tiefer empfunden, als er wohl eingestehen mochte, er hat es empfunden als kränkenden Undank, und er hatte wohl Grund dazu. Denn immerhin sind unter Denen, welche Laube gefördert hatte, Viele, die ihm großen Dank schulden — trotz seiner Eigenart.

In Sprottau als armer Leute Kind 1806 geboren, wendet er sich, dem Wunsche seiner Eltern gemäß, zuerst dem Studium der Theologie zu, ohne jedoch ernstlich zu studieren, sondern vornehmlich der „Studentenpoesie“ lebend, bis ihn der „Zweifel am Idealen“ erfaßt und der Drang in ihm rege wird, festen Boden unter den Füßen zu gewinnen. Er beginnt also zu „studieren“, hält sogar seine Probepredigt in einer Dorfkirche bei Sprottau, läßt dann aber plötzlich die Studienhefte liegen, geht nach Breslau, wird „lüderlich“, lebt von Fechtstunden, denn er ist ein sehr geschickter Fechter und ein besonderer „Erfolg“ auf diesem Gebiete gegen einen französischen Fechtmeister bringt es *nahezu* fertig, daß er das Angebot der *Fechtmeisterstelle* an der Universität Breslau, das ihm von der akademischen Behörde gemacht wird, annimmt. Doch gerade zu dieser Zeit geräth er einmal in's Theater, wo das „Käthchen von Heilbronn“ gegeben wird, fühlt sich dadurch mächtig angeregt und wird zum Mittelpunkt einer ästhetisierenden Studentenverbindung, als deren kritische Kraft er sich bewährt. Auch das Theater zieht ihn näher an sich, das Schriftstellern beginnt, die ersten kleinen Erfolge stellen sich ein. Doch noch ist er sich seines Berufes nicht bewußt, sondern denkt wieder an die Theologie und daran, sein schriftliches Candidaten-Examen „Ueber die Erbsünde“ zu geben. Anstatt dessen aber schreibt er einen „Gustav Adolph“, der mit *Kunst* in der Titelrolle aufgeführt wird, dann einen „Moriz von Sachsen“, wendet sich auch der Theaterkritik zu, wirft dann aber die Schriftstellerei plötzlich über Bord und nimmt eine Hauslehrerstelle an, um nun endlich auf den — *Pastorberuf* hinzuarbeiten. Und so sehen wir Laube noch zwei Jahre, bis 1833, hin- und herschwanken, was er eigentlich werden solle, und erst nach seiner ersten Karlsbader Reise, welche in ihren *Folge*wirkungen sehr günstig war, entschließt er sich, den schriftstellerischen Beruf zu seinem Lebensberuf zu machen. Und es ist wohl unzweifelhaft, daß ihn seine Erfolge auf diesem Gebiete, daß ihn die Erkenntnis, hier einen großen Wirkungskreis zu finden, zu dieser Wahl wesentlich mit bestimmten. Doch über die Gattung, welche er vor Allem pflegen soll, ist er sich noch nicht klar, ebensowenig als er noch eine Ahnung hat, daß seine eigentliche Zukunft und Größe auf theatralischem Felde liegt. Er wird Redacteur, er wird politischer Schriftsteller, er wird Novellist und Essayist, er wird in der Hausvogtei festgesetzt, er heiratet, ehe er sich auch nur wieder der *Theaterschriftstellerei* zuwendet, geschweige denn einer dramaturgischen Thätigkeit. Und wenn ihn auch die Erfolge seiner in den Vierziger-Jahren geschaffenen Dramen — insbesondere der „Karlsschüler“ — an die dramatische Kunstübung fesseln, und wenn er auch bei der Inscenesetzung derselben einen großen Beruf zum Bühnenpraktiker zeigt, „so macht ihm das doch keinen Eindruck“, es fällt ihm nicht ein, irgend einen Schluß zu ziehen, er *fühlt* den Erfolg auf diesem Gebiete noch nicht, er fühlt nur den Erfolg als dramatischer Dichter, und Andere erst müssen ihn dahin drängen, müssen ihm zum Bewußtsein bringen, daß er eigentlich zum Theaterdirector geboren ist. Von Luise Neumann geht die Anregung aus, ihn zum Director des Burgtheaters zu ernennen, welche Stellung er denn auch im Jahre 1849 antritt, um nun erst, als Mann von 43 Jahren, in derjenigen Sphäre zu wirken, auf welcher er seine größten Erfolge erzielt, seine ungewöhnliche Begabung bethätigen kann. Denn das ist ganz unzweifelhaft, das Laube's dichterisches Talent, auch das dramatische, bei

Digitized by Google

weitem nicht an das hinanreicht, was er an mannichfaltigen, zum Theil sogar intuitiven Fähigkeiten in Bezug auf das scenische Herausarbeiten von Stücken, in Bezug auf das Finden und Heranbilden von schauspielerischen Talenten, in Bezug auf Würdigung und glückliche Wahl dramatischer Werke besaß. Als Schriftsteller wäre Laube bei seiner großen geistigen Beweglichkeit und bei seinem rastlosen Schaffenstriebe der Vielschreiberei verfallen, da es seiner Begabung nach dieser Richtung hin an wirklicher Tiefe fehlte, an jener Tiefe, welche eine literarische Schöpfung erst zur Offenbarung eines großen, genialen Geistes macht. Er schuf als geschickter Macher nach vorhandenen Mustern, den Ansprüchen einer conventionellen Aesthetik völlig unterthan, ohne bahnbrechende Kraft, ohne neue Wege zu finden oder auch nur zu suchen. Und es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß mit der jetzigen Epoche, welche den Kampf gegen diese conventionelle Aesthetik führt, — und auch den Kampf gegen das conventionelle Theater als einen Ort für sich, wo's anders zugeh'n muß, als im wirklichen Leben, — auch Laube's epische und dramatische Schriften der Vergangenheit anheimfallen werden, — nicht so seine Schriften über das Burgtheater, das norddeutsche Theater, das Stadttheater, in welchen eine Fülle von dramaturgischer Weisheit und Erfahrung niedergelegt ist, die auch gelten wird, wenn unser Theater eine Umgestaltung erfährt, da Vieles und das Werthvollste, was Laube darin ausspricht, sich auf das ursprüngliche Wesen der dramatischen Kunst, unabhängig von vorübergehenden Formeln, gründet und aus der Erkenntnis desselben entspringt . . . . .

Das planlose Suchen des wirklichen Berufes, wie es sich in Heinrich Laube's Lebensgang merkwürdig genug und ganz vereinzelt offenbart, erklärt wohl nun zur Genüge die in dem Charakter dieses Mannes fast zu stark hervortretende Neigung, dem Erfolg einen bestimmten Einfluß auf Handeln und Denken zu gestatten, den Erfolg zum ästhetischen Credo zu machen. Wer in seinem Leben von früh auf ein festes Ziel hat und die Kraft, dies Ziel selbstständig anzustreben, den werden Mißerfolge ebenso wenig beirren, als ihn Erfolge bestimmen können, denn jedes fest angestrebte Ziel stählt den Charakter. Ein festes Ziel aber gewann Laube erst, da er Theaterdirector wurde, und gerade hier wieder war Charakterlosigkeit bis zu einem gewissen Grade Berufspflicht. Nichtsdestoweniger aber besaß Laube eine große Willenskraft, die mitunter an Starrsinn grenzte, und in der That unterscheidet er sich von seinem Mitbewerber auf dramaturgischem Gebiet, Franz Dingelstedt, ganz gewaltig; denn seinen Vorgesetzten schroff entgegenzutreten, unbeugsam auf seinen Rechten als Director zu bestehen, seinen Willen auch den Schauspielern gegenüber tyrannisch durchzusetzen, das Alles lag in seiner Natur und in alledem zeigte er in der That eine bewußte Charakterfestigkeit, welche volle Anerkennung verdient, ja sogar gerühmt werden muß. Nur die „vox populi", welche eben den Erfolg macht, herrschte über ihn und ließ ihn in seiner letzten Directionszeit am Wiener Stadttheater sogar ästhetische Sünden begehen, welche bei einem Dramaturgen wie Laube ausgeschlossen sein mußten. Dingelstedt dagegen kam es gar nicht darauf an, das Publikum einmal vor den Kopf zu stoßen, obgleich auch er den Erfolg anbetete und ihm die weitgehendsten Zugeständnisse machte. Dingelstedt war dabei aber vor Allem auf seinen persönlichen Vortheil bedacht, auf sein Emporkommen, auf das Erringen von Ehrenstellen und Ehrenzeichen, und diesen brachte er jedes Opfer der Ueberzeugung. Laube dagegen vermochte seinen persönlichen Vortheil geradezu preiszugeben, wenn die Rücksicht darauf die Sache bedrohte, der er diente. Er hat es bewiesen in seinem Kampf gegen Halm — und das mögen Diejenigen nicht vergessen, welche dem Todten gern in ihrer fanatischen Gegnerschaft Steine auf's Grab werfen möchten.

Ein ruhiges und vorurtheilsfreies Urtheil über Heinrich Laube in Bezug

Digitized by Google

auf seine künstlerische und literarische Bedeutung wird aber dahin lauten müssen, daß er als Dramaturg von genialer und darum auch befruchtender Schöpferkraft, als dramatischer Schriftsteller in seiner Zeit unbedingt hervorragend, wenn auch nicht wegeweisend, als Kritiker von scharfem, nur oft durch Parteileidenschaft getrübtem Blick, als Epiker endlich ein liebenswürdiger, dem Geschmack des großen Publikums huldigender Fabulist von großer Anschaulichkeit der Darstellung und starkem Streben nach dramatischer Zuspitzung und Wirkung war.

Sein Tod im Alter von 78 Jahren könnte kaum schmerzlich berühren, und doch werden Diejenigen, welche ihm näher standen, durch denselben tief getroffen, denn sie wissen, wie leidenschaftlich Laube am Leben hieng, wie er den Tod verabscheute. Und er selbst hat es ganz offen eingestanden, daß ihm das Leben unendlichen Werth hatte, indem er am Schluß seiner „Erinnerungen“ erklärt, „er möchte wieder zu leben anfangen, wenn ihm fröhliche Götter eine neue Jugend schenkten.“

Oskar Bekker.

Wirkungen des Schreck's.

Bei Gelegenheit des ersten Jahrestages des Erdbebens auf der Insel Ischia veröffentlicht Dr. J. Weiß in der „Medicinischen Wochenschrift“ einen Beitrag zur Pathologie des Schreckens, dem wir folgende Thatsachen von der Katastrophe auf Ischia entnehmen:

„Während der etwa 15 Secunden dauernden Bewegung des Erdreichs, deren Art und Richtung von den verschiedenen Personen verschieden beschrieben wurde, standen die Menschen entsetzt still, fühlten große Schwäche in den unteren Gliedern und zitterten heftig; weder Schwindel, noch Convulsionen, Delirien und Synkope kamen vor, wohl aber allgemeine Hinfälligkeit. Die erste Wirkung des Erdstoßes war ähnlich denjenigen bei den vom Blitze Getroffenen. Sechs Stunden nach der Katastrophe herrschte Todtenstille. Die Menschen irrten gleich dem Grabe Entstiegenen halb nackt und lautlos in den Straßen umher, mit verglasten Augen, verzerrten Zügen und unsäthig, auch nur ein Wort hervorzubringen. Viele hatten das Gedächtnis verloren, sprachen irre und unverständlich. Ein Sorbettiere, dessen ganze Habe vernichtet war und der seine Söhne verloren hatte, bot ganz mechanisch und apathisch seine Erfrischungen an, ohne Bezahlung zu nehmen. Ein Arzt, der blutüberströmt und schwer verletzt ausgegraben wurde, erkundigte sich unablässig, ob auch sein chirurgisches Etui gerettet sei. Viele, die im ersten Augenblicke heldenhaften Muth und umsichtige Thatkraft bekundeten, verfielen später in größte Abgeschlagenheit, bekamen Zuckungen, Lach- und Weinkrämpfe, äußerten melancholische Delirien, verweigerten die Nahrungsaufnahme. Solche Störungen dauerten in einzelnen Fällen mehrere Monate an. Eine an schwerer Hysterie leidende Dame, die durch lange Zeit unbeweglich zu Bett war, sprang beim Ausbruch der heftigen Erschütterung aus dem Bett und rettete sich durch die Flucht; sie konnte jetzt die heftigsten Stöße ohne Schmerzen ertragen und überstand die Seefahrt ohne jedes Unwohlsein. Einige ältere Frauen schienen halb blödsinnig und lachten ununterbrochen. Ein früher geisteskranker, aber vollkommen genesener Knabe äußerte nach der Katastrophe ausgesprochene Verfolgungswahnideen und mußte in eine Irrenanstalt gebracht werden. Später häuften sich die Fälle von psychischer Erkrankung in Folge der Katastrophe. Unter der Einwirkung des heftigen Schreckens waren Viele ergraut; ja sogar vier oder fünf Knaben von 10 bis 14 Jahren zeigten viele graue Haare wenige Tage nach der Katastrophe. Viele Verschüttete boten merkwürdige, fast krankhafte Züge von Ruhe und Gleichmuth; sie verfolgten in ihrem Grabe die Rettungsarbeiten, deren Schall bis zu ihnen

Digitized by Google

drang, mit der unbegreiflichsten Kaltblütigkeit. Ein Herr überreichte, kaum an's Tageslicht gebracht, seinem Retter seine Visitenkarte; ein Anderer, der zwanzig Stunden verschüttet lag, hatte seine Uhr aufgezogen, um eine genaue Zeitbestimmung zu haben; ein fast eben so lange begraben gewesenes Mädchen scherzte unmittelbar nach ihrer Ausgrabung, als ob nichts geschehen wäre; eine aus den Trümmern hervorgeholte Dame wollte nicht von der Stelle, weil ihr Händchen verschüttet war. Eine alte Frau reichte, sowie ihre Hände aus dem Trümmerhaufen befreit waren, den Arbeitenden erst ihre Henne zur Befreiung; ein Mädchen und ein Kind, die gleichzeitig ausgegraben wurden, begannen, kaum daß sie im Tageslichte waren, krampfhaft zu lachen und in die Hände zu klatschen. Erwähnenswerth ist auch der folgende Fall: Eine Verschüttete, die in ihrem Grabe die Stimme eines Mannes hörte, der seine Tochter rief, um sie auszugraben, täuschte ihm diese mit so viel Schlauheit und Geschicklichkeit vor, daß sie wirklich durch ihn hervorgeholt wurde. Den Meisten fehlte jede Kenntnis der Zeit, die sie unter der Erde verbracht hatten."

In welcher Wagenclasse soll man reisen?

In einer Gesellschaft war ein Streit entbrannt über die Wahl der dritten oder zweiten Classe beim Eisenbahnfahren. Die erste Classe kam gar nicht in Betracht, dieselbe sei zumeist nur für vornehme Gratisfahrer bestimmt. „Die dritte Classe," sagte Einer, „ist für den Bauern- und Arbeiterstand, die zweite für den Bürger, die erste für jene Abtheilung der menschlichen Gesellschaft, die von den Anderen zu leben pflegt. Für diese Armen hat man die Coupés mit rothem Sammte ausgefüttert, damit sie doch einen geringen Ersatz haben dafür, daß sie in einer Welt leben müssen, in der sie sich langweilen."

„Ich bitte," entgegnete ein Ingenieur, und warf ein permanentes Freibillet erster Classe auf den Tisch, „ich langweile mich nicht auf der Welt, hingegen aber in der ersten Classe; darum fahre ich in der dritten, wenn ich lernen, in der zweiten, wenn ich mich unterhalten, und in der ersten, wenn ich schlafen will."

Bei manchen Leuten ist die Hoffart schwerer, als der Geldbeutel. Sie zögen besonders im Sommer ein Nichtrauchcoupé der dritten Classe mit seinen glatten Wänden und Holzbänken jenem der zweiten mit den schmierigen Ledersitzen und deren müffelnden Geruch vor, aber sie wollen vor den Augen der Bahnhöfe nicht Plebejer sein. Sie steigen vielleicht am Abfahrtsort in die zweite Classe, um schon in der nächsten Station in die dritte umzusteigen. Die dritte Classe ist schon dadurch officiell als nicht ganz ehrenhaft erklärt, weil die k. k. Officiere nicht in derselben fahren dürfen. Es möchte wohl etwas unangenehm sein für einen Officier, neben der Mannschaft zu sitzen, für einen Werksdirector, gleiche Sache mit seinem Arbeiter zu haben, aber die Subordination — wenn sie echt ist — würde darunter nicht leiden. Es ist ein mißliches Ding um das Nichtgemeinschaft-haben-wollen bei Menschen, die doch zusammengehören. Einem Schullehrer, der mit seinen Schülern Eisenbahn fährt, wird es nicht einfallen, sich von ihnen zu separiren. Verliert er darum ihren Respect? Professoren entschuldigen sich auch gegenseitig, wenn sie sich in der dritten Classe betreten. Hingegen hält das Gros der Geistlichen, der Künstler und Studenten die dritte Classe zur Fahrt für selbstverständlich, und das sind zumeist interessante und amüsante Leute. Da unsere Eisenbahnen durch die Nichtrauchcoupés das Publikum der dritten Classe klug zu trennen wissen, da es auf vielen Strecken für die „Unterstenn" auch noch eine vierte, die „Stehclasse" gibt, so kann man in den Nichtrauchcoupés der dritten in der That ganz feine Gesell-

Digitized by Google

ſchaft finden. Wer ſich jedoch von dem ſtarken Tabakqualm und dem derberen Gehaben der Plebejer nicht beirren läßt, der wird in der Dritten ſtets gewinnen und lernen. Die einfachſte und luſtigſte Art, Menſchenſtudien zu machen, iſt das Reiſen in den unteren Eiſenbahnclaſſen. Wer in der erſten Claſſe einen Rutſcher durch Europa macht, der wird mit wenigen Ausnahmen ſchläferige, gähnende, oder polternde und näſelnde Paſſagiere finden. Wer's in der Dritten thut, dem wird ſich ein reicher, bunter Reigen des Lebens darſtellen, er wird intereſſante Erfahrungen und wertvolle Bekanntſchaften machen, und daß ſolcher Gewinn in der Dritten weit weniger koſtet, als die Langweile der Erſten, das darf auch nicht vergeſſen werden.

Daß der Kranke, Ruhebedürftige, unterwegs geiſtig Arbeitende die oberen, bequemeren und weniger überfüllten Claſſen vorzieht, daß es auch Jener thut, der eventuell zur Betrachtung der Gegenden die Coupéfenſter zu beiden Seiten benützen will, daß endlich Alle die oberen Claſſen wählen, die auf mit der dritten Claſſe ſelten verſehenen Eilzügen reiſen müſſen, das iſt wohl begreiflich. Was den Comfort der oberen Claſſen anbelangt, ſo kann man von demſelben nicht ſprechen, ſo lange wir nicht Geſellſchaftswaggons mit Bibliothek, Zeitungen und Spieltiſchen haben, ſo lange wir nicht die ambulanten Reſtaurationen beſitzen, ſondern uns an den ſogenannten Mittagsſtationen in aller Haſt mit dem abfüttern müſſen, was der Wirt an Mann bringen will. Nach fünfzig Jahren wird man ſich über die Genügſamkeit der Erſtenclaſſreiſenden von heute nicht genug verwundern können. Da wir die Hauptſache, mit Dampf uns auf Eiſenſchienen fortzubewegen, einmal los haben, ſo ſollten wir nun auch das Nebenſächliche nicht ganz vernachläſſigen.

Der größte Vortheil — wer überhaupt für ſolche Vortheile Sinn hat — der oberen Claſſen iſt die Artigkeit der Conducteure. Ein Paſſagier der „Gepolſterten" wird eben von dem Eiſenbahnperſonale beſſer bedient und behandelt als die Anderen. — In der vierten Claſſe — heißt es — ſind die Conducteure grob und die Paſſagiere grob; in der Dritten ſind die Conducteure grob und die Paſſagiere höflich; in der Zweiten ſind die Conducteure höflich und die Paſſagiere höflich; in der Erſten ſind die Conducteure höflich und die Paſſagiere grob.

Ein Troſt daran iſt, daß der grobe Conducteur auf kein Trinkgeld reflectiert, während der höfliche immer die hohle Hand in Bereitſchaft hat und nicht einen Augenblick anſteht, andere Paſſagiere in ihrem Rechte zu ſchmälern, wenn der Bevortheilte mit dem Zeige- und Daumfinger zu ihm ſpricht. —

Derlei und manch Anderes noch wurde in der Geſellſchaft erörtert. Im Ganzen aber ſiegten nicht die Fanatiker der dritten Claſſe, ſondern Jene, die da ſagten, wer es thun kann, der ſolle ſich das Fahrbillet für die erſte Claſſe löſen, damit er unterwegs die Wahl hat an den Claſſen und Paſſagieren und je nach Wunſch auf dem ganzen Zuge zu Hauſe iſt. Wem aber die Mittel nur dritte Claſſe erlauben, der braucht ſich darob nicht zu grämen, noch viel weniger zu ſchämen. Er zeigt nur, daß er ſparſam iſt und ohne Hochmuth; das ſind Vorzüge, die Jedem gut anſtehen und liebenswürdig machen. Das Touriſtenweſen beſonders hat die dritte Claſſe geſellſchaftlich zu Ehren gebracht. Man will mit möglichſt wenig Geld möglichſt weit reiſen, möglichſt viel ſehen und erfahren. Man verzichtet lieber auf ein Sammtkiſſen unterwegs, als auf ein gutes Bett im Hotel, lieber auf einen Spiegel im Coupé, als auf die Schönheiten von Tirol. Dieſes Bekenntniſſes wird ſich Keiner ſchämen. Ja, vielleicht wird es ſelbſt noch bei den Reichen und Vornehmen Sport, in der dritten oder vierten Claſſe zu reiſen. Auf jeden Fall bleibt es das Beſte, daß das Locomotiv keinen Unterſchied der Stände kennt, ſondern die letzte Claſſe ebenſo ſchnell befördert, als die erſte.

J. O.

Digitized by Google

Eintrittskarten in die Alpen!

Vor Kurzem haben wir folgende Zuschrift erhalten:

„Seit Jahren werden wir wiederholt eingeladen, in unseren Alpenländern für die städtischen Touristen was zu thun. Schön. Man sagt uns, die Touristen brächten viel Gewinn in die Bevölkerung. Noch schöner. Wir zeigen uns in der That den Touristen freundlich gesinnt, sie bringen uns wenig Nutzen, aber manchen Schaden — und das ist das Allerschönste.

Jeder ist kein Gastwirt, nicht einmal ein Lieferant desselben, er sieht also nicht ein, wieso ihm die Touristen so viel Vortheil bringen könnten. Wenn er erfährt, wie die Fremden in seinen Viehhalden aus Nachlässigkeit die Thorschranken offen lassen, das Vieh verscheuchen, Feuer machen und unbewacht lassen an Stellen, wo Wald- oder Rasenbrände entstehen können; wie sie in Jagdrevieren das Wild versprengen; wie sie eigenmächtig Hütten erbrechen; wie sie der Schwaigerin Milch, Butter, Käse abnöthigen, die sie nicht berechtigt ist zu verkaufen; wie sie die Almerinnen in anderer Weise demoralisieren u. s. w. — wenn er derlei erfährt, so kommt er doch zur Frage: Muß ich mir denn das gefallen lassen? Kann ich dem Fremden nicht verbieten, auf meinem Grund und Boden, auf meinen eigenen Pfaden oder Wiesen und Almen, die weder Staats-, noch Landes-, noch Bezirks-, noch Gemeindeweg sind, beliebig herumzugehen?

Ich schlage eine Touristensteuer vor. So wie man sich jährlich seinen Waffenpaß, seine Jagdkarte lösen kann, so soll der Tourist eine Eintrittskarte in die Alpen kaufen müssen, etwa die Jahreskarte zu 5 Gulden, die dann von den Steuern der Alpenbauern abgezogen werden. Freilich wird auch eine solche Karte, die Jeder von uns controlieren kann, noch nicht das Recht geben, mit unserem Eigenthum in oben angeführter Weise schalten und walten zu dürfen, wie es ja anständige und vernünftige Touristen überhaupt nicht thun. Leider gibt es sehr viele Unanständige und Unvernünftige die auf frischer That aber zu selten ertappt werden können, und für Solche muß uns die ganze Branche den Schaden vergüten.

Mein Vorschlag ist — genau betrachtet — nicht schlimm gemeint, er würde das Touristenwesen heben, reformieren und uns alpine Grundbesitzer, die wir denn doch einmal nicht ganz zu umgehen sind, wirkliches Interesse für dasselbe geben.

Ein obersteirischer Grundbesitzer."

* * *

Es würde bei diesen „Eintrittskarten in die Alpen" (nur in die österreichischen? auch in die schweizerischen, deutschen, italienischen?) mancher Humbug nicht zu vermeiden sein. Sollen auch die gewöhnlichen Sommerfrischler und Durchreisenden solche Karten haben? Vielleicht selbst die Einheimischen, wenn sie in Geschäften oder zum Vergnügen auf Anderer Grund und Boden im Gebirge herumgehen? Es liegt verschiedenerlei Bedenkliches in diesem Vorschlag einer Touristensteuer, jedoch sind die angeführten Beschwerden gegen manche Touristen schwer zu entkräften, und uns dünkt die Sache der Ueberlegung wert.

Die Red.

Bücherumlauf.

Aus dem Italienischen des Edmondo Amicis von Robert Hamerling.

Von einem Bürschchen, das mein Buch erstanden,
Entlehnt' es sein Professor erst, sein alter,
Und ließ es gaukeln dann wie einen Falter
Bei sechs steinreichen Damen, ihm verwandten.

Die letzte lieh's an einen ihr bekannten
Bureau-Chef — stets als Freund von Büchern galt er! —
Im Amt die Runde vom Kanzleiverwalter
Macht's bis hinab zum jüngsten Praktikanten.

Der schickt' es, als er war damit zu Rande
Nach Syrakus an sein geliebtes Klärchen:
Die nach Turin an einen Herrn vom Stande.

Digitized by Google

„Sie Glückspilz!“ sprach zu mir heut' dieses Herrchen,
„Man reißt sich um Ihr Buch!“ (Die Gaunerbande!
Sie reißt sich — um ein einzig Exemplärchen!)

Rast.

Von Adolf Pichler.

Hör' auf mit Deinem kühlen Spaß,
Was willst Du mich vertreiben?
Im Keller liegt noch manches Faß,
Bei dem muß ich doch bleiben.

Und erst die schöne Kellnerin, —
Die soll ich scheidend grüßen?
Mein lieber Freund, red' her und hin,
Ich muß zuvor sie küssen.

Gut Ding, das fordert gute Weil'! —
Laß dort die Traube reifen,
Hab' ich davon genascht in Eil',
Will ich zum Stabe greifen.

Will weiter ziehen, bis auf's neu'
Mir Wein und Mädchen winken,
Bis dahin, Freund! laß ohne Reu'
Mich schäkern hier und trinken.

Die Leichtsinni.

Wir ih s erstimol die Treu hon brochn
Af unglückseliga Stroßn,
Do hon ih bluatigi Zeher vagossn:
Oh mei Gott, hiaz host mih valossn!

Und wias das zweitimol is gschehn,
Wills mih noh schier vadriassn.
Is doh vabaant! hon ih ma denkt,
Hots noh amol sei müassn!

Nochn drittnmol, do frog ih,
Won mar uns a viertsmol messn;
Nochn fünftn, sechstn, siebntn
Hon ih long afs Zähln vagessn!

R.

Es kann Einem wunderlich träumen!*)

Nun wollt' ich schlafen.
Das Tagwerk ist recht hart gewesen.
Bin ich erschaffen
Für Bauernbrot und Bauernnoth?
Das ist meine Frag' gewesen.
Da seh' ich ein Häuslein wohl schön gebaut,
Und ein Weib in Huld zum Fenster ausschaut;
Der Fenster waren eben drei,
So schauten aus auch Kindlein zwei
Und riefen: Vater! — Ich that mich heimen.
— Es kann Einem wunderlich träumen!

Dann gieng ich dichten.
Und die Leute thaten mir Kränze binden.
Und muß berichten:
Mein Weib sagt: Du bist mein allein,
Ich will Dir Sträuslein im Lenze binden.
Ich sag: was soll mir Dein Blumengruß,
Wenn ich im Herzen verschweigen muß,
Daß Fraue Du zu aller Frist
Mein' herzallerliebste Freude bist!
D'rauf that sie mit Küssen nit säumen.
— Es kann Einem wunderlich träumen!

Jetz' kamen Freunde
Und thaten mich in die Ferne führen.
Mein' Frau, die weinte.
Ich steig' zum Glück, sie bleibt zurück
Und klagt: Ich wollt' Dich gerne führen! —
Ich finde Freude, Gut und Geld
Und alle hohe Ehr' der Welt. —
Endlich die Lieb' mich zur Heimat ruft.
Da find' ich das Weib in der Todtengruft.
D'rum sollst Du Dein Herz nicht versäumen.
— Es kann Einem wunderlich träumen!

Krieglach-Alpel.

P. K. Roßegger.

*) Dieses Gedicht stammt aus 1856, meinem 13. Lebensjahre, aus der Zeit, in der ich meinen Namen noch mit ß schrieb. Es dürfte einer meiner ersten poetischen Versuche sein, aber unter dem Wuste meiner Schriften aus jenen Jahren einer der sehr wenigen, an denen das Nachgemachte und Anempfundene nicht allzu stark verspürt wird. Aus Büchern und Zeitschriften, die ich damals von weit und breit zusammenschleppte und ohne Auswahl und Verständnis las, versank ich rasch in die literarische Nachäfferei, aus der ich mich später mit genauer Noth hervorzuarbeiten wußte. Vorstehendes Gedicht ist mir darum interessant, weil es die Grundstimmung meines Wesens schon damals anschlug und einen gewissen Schlagschatten auf später eingetretene Ereignisse meines Lebens warf.
R.

Digitized by Google

Bücher.

Zwei Novellen von Adolf Wilbrandt. (S. Schottländer, Breslau, 1884.) Jedes neue Buch dieses vornehmen Geistes begrüßt man mit Spannung. Wilbrandt gehört zu jenen glücklichen oder unglücklichen Autoren, denen man alles Große zutraut. Warum, das weiß man oft nicht. Kein Dramatiker hat uns so oft und schwer enttäuscht, als Adolf Wilbrandt, denn er gab uns in seinen „Malern", in seinem „Grafen von Hammerstein" und Anderen das Recht zu höchsten Erwartungen. Gab er dann in bestem Falle Gutes, so war es uns nicht mehr genug. Als Novellisten behandelt man ihn mit Reserve; er macht sich's selbst oft gar zu schwer. Von den beiden Novellen: „Der Verwalter" und „Die Verschollenen" konnte uns erstere nicht befriedigen. — Dieses Stück, wie Raimund Weber mit der Frauen-Emancipation fertig geworden ist, läßt in naiveren Lesern kein rechtes Behagen aufkommen. Wir halten die Fabel und ihren Verlauf nicht für unmöglich, doch sie liegt zu sehr außerhalb unseres heutigen Empfindungslebens, um tief zu wirken. Die Mache ist selbstverständlich von großer Feinheit, die Charaktere sind von psychologischem Interesse, aber wir begegnen zu viel von Ausgeklügeltem und zu wenig von Empfundenem. Unseren Kleinen verzeiht man Alles; die Bedeutenderen jedoch kann man kaum besser ehren, als indem man ihnen entgegentritt, bescheiden und dankbar, und doch stets mit hohen Ansprüchen. L.

Hesperische Früchte. Verse und Prosa aus dem modernen Italien. Deutsch von Robert Hamerling. — (Teschen, C. Prochaska, 1884.) Der Uebersetzer sagt in der Vorrede, daß diese kleine Sammlung von Uebersetzungen die italienischen Poesien und Prosastücke vereinige, zu deren Verdeutschung er sich angeregt fühlte. Es macht auf uns, die wir die moderne italienische Literatur zu verfolgen nicht Gelegenheit hatten, den Eindruck, als sei hier von dem Besten das Beste geboten. Es ist ein charakteristischer Strauß voll Frische und Kraft. Da haben wir — vor Allem als das gewichtigste Stück zu nennen — eine Dorfgeschichte von Domenico Ciampoli: „Sylvanus". Sie spielt in den Abruzzen und behandelt den Trotz und die ohnmächtige Wuth eines Naturkindes, eines Hirtenknaben, gegen die Cultur, die ihm Alles raubt, den Frieden des Thales, seinen Wald, seine Hütte, seine Geliebte. Er wird zum Verbrecher und geht unter. — Unendliche Grazie athmen die Capitel aus Edmondo de Amici's: „Buch der Freundschaft." Voll von gesundem Sarkasmus sind die Stücke Giuseppe Giusti's und die Sonnette von Amicis. Von letzterem Schriftsteller „Das letzte Lebewohl" ist es jedoch vor Allem, dem wir ob der unübertrefflichen Stimmung, die in dieser Schilderung eines Begräbnisses herrscht, den Preis zuerkennen möchten. — Daß Hamerling's Uebersetzung von hoher Meisterschaft ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Aber groß ist auch sein Verdienst, uns mit diesen Perlein italienischer Literatur bekannt gemacht zu haben. L.

Zur Lösung des Problems. An anderer Stelle bringt dieses Heft einen Aufsatz über das Problem unserer Zeit. Derselbe wird von Manchem mit Beklemmung gelesen werden. Nun liegt uns ein neues socialistisches Werk vor, welches den Vorschlag macht, wie die sociale Frage, welche gegenwärtig nachgerade schon die ganze Civilisation zu bedrohen scheint, auf friedlichem Wege gelöst werden könne.*) — Dieses Werk eines tiefblickenden und wohlwollenden Geistes sieht die einzige Lösung des Problems in der Verstaatlichung von Grund und Boden. Es warnt die Social-Demokratie vor der Verhetzung des Arbeiters gegen die Arbeitgeber, der im Grunde nicht viel leichter als er selbst, vor Allem unter noch größeren Gefahren an dem verrannten Karren unserer Volkswirtschaft ziehe. Es ermahnt die Besitzenden, daß ihnen besser und behaglicher sein wird, ruhig mitten in einem zufriedenen Volke zu wohnen, als auf einem Krater Orgien zu feiern. Es ist viel Idealismus edler Sorte in Flürscheim's Buch, indes die Reformvorschläge scheinen nicht unausführbar zu sein; sie sind bei näherer Erwägung vielleicht doch der einzige Weg, den die Gesellschaft einschlagen muß, wenn sie sich von der Gerechtigkeit leiten lassen und einem ungeheuren Weltunglücke vorbeugen will. Es ist in Flürscheim's Werk nicht von gleicher Gütervertheilung die Rede, die freilich ein phantastischer Traum mancher Socialdemokraten bleiben wird. Es ist die Rede von rechtlichen Abkäufen und Ablösungen des Bodens durch den Staat, es ist die Rede von Belohnung des Verdienstes und der Fähigkeiten. Es ist die Rede von Freiheit innerhalb der Gesetze, die keinen Despotismus mehr zulassen werden, aber auch keine Aneictionsgelüste der Faulen. Es ist die Rede

*) „Auf friedlichem Wege." Ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage von Michael Flürscheim. 394 Seiten stark. Verlag bei C. Sommermeyer in Baden. 1884.

Digitized by Google

vom Genuß der Früchte seiner eigenen Arbeit und Tüchtigkeit, sowie von den Folgen, die der Arbeitsscheue und Prasser zu tragen haben wird. — Es gibt Leute, die heute über diese Lehre lachen. Aber wir werden sie respectiren müssen. Und es wäre besser, wir thäten es zur Vermeidung der gewaltsamen Revolution, als nach derselben.

Wenn die Gesellschaft und ihre Zukunft nicht gleichgiltig ist, der lese dieses Werk. Dabei wird ihm sehr klar werden, daß es so, wie es heute geht, nicht fortgehen kann, daß wir Alle vor dem Beginne einer großen Arbeit stehen. R.

Der Pathe des Todes. Dichtung von Rudolf Baumbach. (Leipzig, A. J. Liebstind, 1884.) Der heitere Dichter hat diesmal einen gar ernsten Stoff gewählt; es ist eine allegorische Märchendichtung voll tiefen Sinnes. Sie handelt von einem jungen Arzt, der von seinem Pathen, dem Tod, die Macht erhielt, jeden Kranken zu heiten, an welchem Bette der Arzt nicht im Vorhinein die Gestalt des Todes stehen sieht. Sieht er die Gestalt, so ist er gewarnt vor jedem Heitversuch. Er heitt in Pest und Krieg. Eines Tages wird er zu einer jungen Fürstin gerufen; an ihrem Krankentager sieht er den Tod stehen. Er ist aber von ihrer Schönheit dermaßen bezaubert, daß er trotzdem von seinem Heitmittel Gebrauch macht und die Kranke dem Tode entreißt. Dieser verschwindet mit drohender Geberde. Nun hatte der Arzt in seiner Heimat die Treue einem holden, reinen Mädchen versprochen, zu dem er, als er sich von der Fürstin betrogen sieht, zurückkehrt. Die Beute findet er vor Gram um ihn auf dem Krankenlager und daneben steht der Tod. Dieser läßt sich diesmal die Beute nicht entreißen, er nimmt die Braut als Ersatz für die Fürstin.

Die Form des Gedichtes ist äußerst gefällig und abwechslungsreich; manches Lied ist hineingeflochten, wie es reizender nicht erdacht werden kann. Die Dichtung gehört zu dem Besten, was uns dieser echte Poet geschenkt hat. M.

Grüß Dich! Neue Skizzen aus dem militärischen Jugendleben, von Oskar Teuber. (Wien, J. W. Seidel & Sohn, 1884.) Haben einmal behauptet, daß wir die Teuber'schen Skizzen aus dem militärischen Jugendleben den Wachtstuben-Abenteuern von Hackländer, an die sie mitunter erinnern, aus mancherlei Gründen vorziehen. Seither erschienene Bände, besonders wieder das vor Kurzem herausgegebene: „Grüß Dich" beweisen, daß wir eher zu wenig als zu viel gesagt haben. Die Bände: „Im Cadeten-Institut", „Tschau" und dieses „Grüß' Dich" gehören zusammen und bilden ein Werk, das eben so unterrichtend als unterhaltend ist. Nach den gemüthlichen Schilderungen werden Einem die Institute für militärische Zöglinge und das junge Soldatenvölklein ordentlich lieb und es müßte schon ein sehr verknorpelter Knasterbart sein, der sich an dem liebenswürdigen Humor dieses Werkes nicht ergötzte. Angenehm berührt auch schon der kameradschaftliche Geist des dem Soldatenleben längst entrückten Verfassers, der das „Grüß Dich" seinen akademischen Genossen von 1873, 1874 und 1875 widmet. M.

Sommer und Winter. Ein Roman in zwei Bänden von Max Viktor. (Leipzig, Wilh. Friedrich.) Romane zu besprechen ist nicht unsere Sache; wer derlei leichte Unterhaltungslectüre wünscht, der findet sie auch ohne Weisung der Presse, die für Romanverschlinger überhaupt überflüssig ist. Das Erscheinen des oben angeführten Romans zeigen wir nur an, weil er zu dem Besseren gehört, was in diesem Fache produciert wird. Er behandelt einen modernen, wenn auch nicht gerade bedeutenden Stoff, erzählt in geläufigem, oft höchst gefälligem Stil von guten und schlimmen Personen, wie sie uns in der Welt des Romans entgegenzutreten pflegen. Einige Gestalten gewinnen sogar wirklich Fleisch und Blut und so bestimmten Charakter, daß man sie schon begegnet zu haben glaubt. In Max Viktor tritt uns ein noch jugendliches Talent entgegen, das sich nur nicht mit jener Welt begnügen möge, in welcher tiefer angelegte Menschen sich zu langweilen pflegen.

M.

Heinrich Heine's letzte Tage. Erinnerungen von Camilla Selden. (Jena, H. Costenoble, 1884.) Das ist ein ziemlich inhaltsloses und antipathisches Büchelchen. Die „Mouche", welche es verfaßt hat, erzählt höchst unbedeutende und oft läppische Dinge, ohne auch nur eine einzige bisher unbekannte Thatsache von Wesentlichkeit mitzutheilen. Den Freunden Heine's wird die Uebertragung von solch' Nichtigem in's Deutsche nicht zu Danke sein. Den Anderen wird diese Schrift die Abneigung gegen einen Charakter, wie sie ihn im Menschen und Dichter Heine erblicken, nicht verringern. R.

Digitized by Google

Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Ernst Otto Hopp. — I. Abtheilung: Von der ältesten Zeit bis zum Ende des Unabhängigkeits-Kampfes. („Das Wissen der Gegenwart" XXVI. Band. (Leipzig, G. Freitag, Prag, F. Tempsky, 1884.) Das Werk von Hopp, das in seinem ersten Theile hier vorliegt, ist berufen, den Kreisen des deutschen Publikums ein tieferes Verständnis und damit ein dauerndes Interesse der Geschichte und für die Geschicke Amerika's, insbesondere der Vereinigten Staaten, zu vermitteln. Der vorliegende Band umfaßt die Vorgeschichte und Entstehungsgeschichte der großen Republik. — Ausgehend von einer Schilderung der ersten Bevölkerung Amerika's, der Reste alter Cultur, der Sprache, Religion und Sitte der Indianer, erzählt der Verfasser die Geschichte der Entdeckungen der Nordländer, Portugiesen, Franzosen, Spanier und Engländer, um dann die Geschicke der einzelnen Colonien darzustellen. Dabei sind durchaus jene Männer in den Vordergrund gerückt, die als Führer den Gang der Ereignisse bestimmen halfen. Mit Klarheit und Uebersichtlichkeit entwirft der Verfasser ein Bild des großen Freiheitskampfes, dessen Ursachen und Ziele dem Leser stets deutlich bleiben, dessen Verlauf auch in dieser Erzählung, wie einst zur Zeit seines Geschehens, eine erhebende und gehobene Stimmung wachruft. V.

Die Kometen und Meteore in allgemein faßlicher Form dargestellt. Von W. Valentiner. („Das Wissen der Gegenwart", XXVII. Band. 1884. Leipzig, G. Freitag, — Prag, F. Tempsky.) Wem könnte das Interesse für diesen Gegenstand fremd sein, gerade jetzt, wo wir wiederholt Gelegenheit hatten, solche seltene Gäste in ihrer vollen glänzenden Herrlichkeit bewundernd zu begrüßen! In dem Buche steht es genau verzeichnet, wie und in welchen Bahnen die Kometen sich bewegen, wie man sie zu suchen hat, woran man sie erkennt, wie viele ihrer im Weltraum einherziehen. Die wichtigsten werden namentlich aufgerufen und sie müssen Rede stehen, wann, wie und wo sie vordem erschienen sind, wann, wie und wo sie wieder erscheinen werden. Sternschnuppen, Feuerkugeln, Meteorsteine werden in ähnlicher Weise genau behandelt, ihre Erscheinungsformen und Erscheinungsgesetze klargelegt, ihr Zusammenhang mit den Kometen und ihre Stellung im Weltensystem erörtert. Die streng sachgemäße, dabei allgemein faßliche Darstellung des gelehrten Verfassers, Prof. Dr. Valentiner, demals Vorstand der Sternwarte in Karlsruhe eigene Beobachtung reiches Material lieferte, wird durch 62 treffliche in den Text gedruckte Abbildungen zweckmäßig unterstützt.

V.

Das Geld. Geschichte der Umlaufsmittel von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart. Von M. Wirth. („Das Wissen der Gegenwart", XXV. Band. 1884. Leipzig, G. Freytag, — Prag, F. Tempsky.) Das Buch bietet eine Geschichte des Geldes. Ein historischer Ueberblick zeigt den Ursprung der Münze, also des Geldes im engeren Sinne, in Aegypten und Vorderasien, nachdem bis dahin Ware gegen Ware getauscht worden; es wird über das vielfach zersplitterte griechische und römische Münzwesen, über die constantinischen und fränkischen Bemühungen für einheitliche Geldordnung und über die neuen Wirren des Mittelalters auf diesem Gebiete berichtet. In der Neuzeit wird wieder das Streben nach Einheitlichkeit und Vereinfachung des Geldverkehres durch strenge Ordnung des Münzrechtes, durch Einführung von Anweisungen, Wechseln, Papiergeld und Börsen nachgewiesen und schließlich ein Ueberblick über die in den einzelnen Staaten der Gegenwart gebräuchlichen Umlaufsmittel gegeben. All das geschieht in lebendiger, fesselnder Darstellung, mit beständiger Rücksicht auf die Entstehungsgründe, auf die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Münzsysteme, wobei kurze statistische Uebersichten und Vergleiche stets Gründe und Beweise für die Anschauungen des Verfassers erbringen. Das Buch ist für den Culturhistoriker, für den Politiker von größtem Interesse, der Industrielle und Kaufmann wird reiche Belehrung daraus schöpfen, es wird sich dem Reisenden nützlich erweisen und den Besitzern und Besuchern von Münzsammlungen nicht minder willkommen sein. Zweiundfünfzig in den Text gedruckte treffliche Abbildungen schmücken das Buch.

V.

Schnas-Literatur. Ein seltenes Fest wurde am 16. Februar 1884 im Wiener Künstlerhause abgehalten. Es bestand in einer im großen Styl durchgeführten parodistischen Revue der künstlerischen Localereignisse des Vorjahres, namentlich der internationalen Kunst-, der historischen, elektrischen und graphischen Ausstellung, sowie der Vollendung der Monumentalbauten am Rathhausplatz. Als Führer durch dieses künstlerisch toll gewordene Chaos dienten zwei illustrirte Werke: „Der officielle Führer" und der „Katalog der graphischen Ausstellung", für welche Juch, Petrovits, Greil, Semple, Laci v. Frecskay und viele Andere ganz köstliche Bilder geliefert haben.

Digitized by Google

Von dem humoristischen Katalog der graphischen Ausstellung, welcher noch am Abend des großen Künstlerfestes ausverkauft war, ist eine neue vermehrte Auflage veranstaltet, welche von Seite der Künstlergenossenschaft der Lechner'schen Hof- und Universitäts-Buchhandlung in Wien zum Verkauf übergeben worden ist. Auch eine Partie des „Officiellen Führers", welcher außer dem humoristischen Texte nahe an hundert komische Abbildungen enthält, wurde genannter Firma übergeben und ist nunmehr Allen, „die nicht mit dabei gewesen sind", Gelegenheit geboten, jene beiden Publicationen, welche ein Bild des Humors der Wiener Künstler bieten, noch nachträglich zu erhalten. V.

„Heckenrosen". Erzählungen von Ella Anjel. (S. Schottlaender in Breslau.) Diese Sammlung gehört unstreitig zu den gelungensten Schöpfungen der modernen Unterhaltungs-Literatur. Die Verfasserin wählt ihre Charaktere und Gestalten mit Vorliebe aus der Mitte des begüterten deutsch-polnischen Grundadels. In den beiden Haupterzählungen: „Die Waise" und „Das Testament der ersten Frau" sind es vorwiegend Frauengestalten, deren Seelenleben und Schicksale das Interesse des Lesers gewinnen. Auch eine dritte, kleinere Erzählung: „Dämonische Macht" übt Wirkung. V.

Dem Heimgarten sind zugegangen:

Um Keinelwillen. Roman von Karl Berkow. Drei Bände. (Berlin, Otto Janke, 1884.)

Der gräfliche Tod. Erzählung aus dem katholischen Priesterstande von Emil Marriot. (Wien, Hugo Engel.)

Vor fünfzig Jahren. Von Emerich Ranzoni. (Wien, H. Engel.)

Eine Wienerin in Paris. Von Clara Schreiber. (Wien, H. Engel.)

Schutzlos und schuldlos. Eine Novelle aus unseren Tagen von Paul Lindenberg. (Berlin, Oscar Parrisius.)

Idyllen und Scherze. Neue Gedichte von Heinrich Seidel. (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1884.)

Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann. Von August Becker. (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1884.)

Geschichte der deutschen Literatur. Von Emil Brenning. 5. Lieferung. (Lahr, M. Schaumburg, 1884.)

Goethe's Werke. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Bis zur 71. Lieferung. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Unter dem Kargdeckel. Fragmentarische Enthüllungen aus dem großen Nichts, genannt vulgo „Freimaurerlogen. Von „Bruder" Narrenfeind. (Zürich, Verlagsmagazin, 1884.)

Siebenschön. Ein April-Mai-Märchen von Benno Rüttenauer. (Leipzig A. G. Liebeskind, 1884.)

Wörterbuch der niederösterr. Pflanzennamen. Als Beitrag zur Kenntnis der heimatlichen Flora, gesammelt und zusammengestellt von Franz Höfer. (Bruck a. d. Leitha, Selbstverlag des Verfassers, 1884.)

Monatsschriften 1884:

Westermann's illustrierte deutsche Monatshefte. Herausgegeben von Friedrich Spielhagen. (Braunschweig, G. Westermann.)

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. (Berlin, Gebrüder Paetel.)

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Richard Fleischer. (Breslau, Eduard Trewendt.)

Vom Fels zum Meere. Spemann's illustrirte Zeitschrift für das deutsche Haus. (Stuttgart, W. Spemann.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner. Herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. (Wien, A. Hartleben.)

Postkarten des „Heimgarten".

×× Für unverlangt eingesandte Manuscripte können wir eine Verantwortlichkeit nicht übernehmen.

A. F. Marburg: Wollen Ihrer Muthmaßung nicht entgegentreten.

W. M. Chremnitz: Wollen Sie für Ihre Novelle Dank haben, so schicken Sie dieselbe an ein illustriertes Familienblatt. Wir haben andere Ziele.

A. H. Gmunden: Lehnen ab. Derlei Gedichte liest Niemand, als der sie gemacht hat.

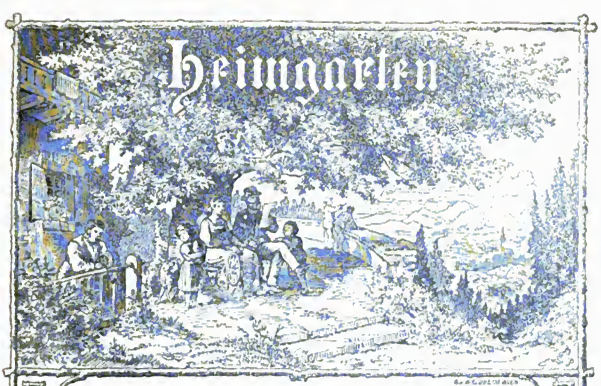
M. Gl. Fürstenfeld: Dankend angenommen. Wird bald erscheinen.

O. v. H. Ischl: An Form zu aristokratisch, an Inhalt zu plebejisch.

K. K. Wiesbaden: Wenn an Ihnen eine deutsche George Sand zu vermuthen wäre, so würden wir es versuchen, Ihr Manuscript zu entziffern. Die ersten uns von einem Hieroglyphendeuter vermittelten Zeilen: „Es war ein kalter, frostiger Winterabend, draußen fielen dichte Flocken, Rosinchen saß in ihrem traulich erwärmten Stübchen" u. s. w., verrathen einen ganz gewöhnlichen literarischen Frauen-Strickstrumpf.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google



2. Heft. November 1884. IX. Jahrg.

Das zu Grunde gegangene Dorf.

Aus den Bekenntnissen eines Emigranten von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Die Gegend war so still, daß man den Aufflug einer Wildtaube hörte, die jenseits des Engthales quer über das junge Gewipfel dahinwirbelte. Ringsum schauten höhere Berge hernieder, über denen das leichte goldene Gewölke des Abendes stand. Noch war mattglühender Sonnenschein gelegen auf der Zinne des Thurmes, von dem ich an diesem Abende das Aveglöcklein zu vernehmen gewähnt hatte. Jetzt war auch der Schein vergangen und nur ein verspäteter weißer Falter zitterte wie ein Blütenblatt vor der starren, öden Masse des Gemäuers.

Der alte Thomas begann nun auf mein Bitten zu erzählen. Und was er erzählt, das will ich hier aufmerken, und wie er es erzählt hat, in der Einfalt und mit der Gewalt der Wahrheit, ich will versuchen, es hier aufzuschreiben, wenn's möglich ist.

Ein einziger Mensch wäre zu schwach, diese Last zu tragen, ich muß sie auf die Schulter von Vielen legen und bitten: Helfet mir tragen! —

Ich will auch ein wenig vorgreifen und mit Einigem, was ich weiß, das von dem alten Thomas Erzählte vervollständigen. Ich will dann auch den Schluß sagen, den der Alte ebenfalls nicht wußte. Und so mögt Ihr der Aussage zweier alter Männer wohl jenes Gewicht beilegen und jene Theilnahme schenken, die sie verdient. —

Wie Gemeinden aufstehen und wie sie niedergehen, man sollte es eingraben in weiche Herzen und in harten Stein. Es wäre so groß, als die Weltgeschichte. Das geht freilich vor sich so sachte zumeist, wie das Wachsen und Modern eines Baumes, und darum halten es die Menschen nicht für wesentlich genug, darüber zu

berichten. Erst wenn der Blitz in den Baum fährt, schaut man ihn an und ist erschrocken, daß ein so kraftvolles Leben dahin ist. — Nicht das Große berückt den menschlichen Sinn, sondern das Plötzliche, Gewaltsame, Außergewöhnliche; an diesem nährt sich die menschliche Leidenschaft. Viele kommen und gehen hin, ohne das Große dieser Welt erkannt zu haben.

Von kleinen Gebirgsdörfern ist es fast immer unmöglich zu erfahren, wann oder durch wen sie gegründet worden sind. Ihre längstvergangenen Schicksale mögen sich verzerrt oder geklärt in dem Thautropfen der Sage spiegeln. So leben die Menschen geruhig dahin von Geschlecht zu Geschlecht und auf einmal kommt etwas unerhört Großes; sie fahren auf mit einem Schrei des Schreckens, sinken dann in die Betäubung zurück, und eine neue Sage webt sie in den Perlenkranz des Waldes.

Die älteste Sage dieser Gegend geht von wilden Bärenhorden, die an der Eisach gehaust. Da sei einst ein heiliger Mann gereist und wie ihn die Bären anfallen wollten, habe er den Namen Gottes ausgesprochen. Hierauf wären die wilden Thiere auf ihre Vorderfüße gefallen und hätten mit ihren Pfoten die Erde aufgewühlt eine Strecke weit und aus dem Boden wäre das erste Korn in dieser Gegend gesprossen. — Wie lange mag's währen, so wird man die letzte Sage von Dreiwalden erzählen: Es ist ein Mann gekommen, der hat den Namen Gottes ausgelöscht in Dreiwalden, wie man eine Ampel am Altar ausbläst, da ist die Kirche und das Dorf und die ganze Gemeinde in die Erde versunken.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts zählte Dreiwalden in seinem Kirchdorf und im Eisachviertel zerstreut zweiundsechzig Häuser mit etwa dreihundert und fünfzig Seelen. Es waren zumeist Mittel- und Kleinbauern, die sich durch kümmerlichen Feldbau, aber günstigere Viehzucht und durch Wald und Holzwirtschaft ernährten. Es gehörte zum Patronate des alten Schlosses Stein bei Feldburg, das ihm die „Pflichten und Abgaben" auferlegte und den Seelsorger bestimmte. Seit der letzte Majoratsherr von Stein in den Napoleonischen Kriegen als Held gefallen war, zerstreute sich die Familie in den Städten und auf andern Schlössern, die ihr gehörten. Stein verwaiste völlig und damit auch die ihr zuständige kleine Bauerngemeinde an der Eisach. Weil die Pfarrei zu Dreiwalden begreiflicher Weise eine recht magere Pfründe war, so sträubte sich jeder Priester, so lange er konnte, bevor er sich in dieses Waldgebirge schieben ließ. Es galt gewissermaßen als ein Strafort für störrische oder gar pflichtträge Geistliche. Uebrigens lebte Dreiwalden leicht und ohne viel Scrupel dahin, so gut es gieng. Es hatten sich aber in den umliegenden Wäldern und allmählich auch in der Gemeinde Elemente angesammelt, die einen Gährungsproceß vorbereiteten. Arm und Reich, Herr und Knecht, Pfaff und Pfennig! Diese Begriffe begannen sachte die Welt zu beunruhigen und fanden auch im Gebirge ihre Apostel und Hörer.

Da kamen die Stürme des Jahres 1848. Der damalige Pfarrer zu Dreiwalden wollte nun in seiner Gemeinde die Zügel straffer spannen, befahl strengeren Besuch des Gottesdienstes, ordnete Bet- und Bußtage an, forderte mit größerem Nachdruck seine Rechte — Alles zu unrechter Zeit. Einige, so der Karl-im-Hof, der Wald-Michel und ein paar Holzknechte, lehnten sich gegen ihn auf, anfangs in halbem Spaß beim Kirchen-Hansel im Wirtshaus; weil's aber der Pfarrer für Ernst nahm, so wurde es Ernst. Es bildete sich eine Art Verbindung gegen die Kirche; doch sagten Andere: Seht Euch vor, es lebt ein gerechter Gott im Himmel und mit den Feinden Gottes hat es noch niemals ein gutes Ende genommen.

Digitized by Google

Seit dem Jahre 1810 lebte in Dreiwalden der Schulmeister Johann Rößler. Er hatte manches Gute für die Gemeinde gewirkt, besonders in der Pflege des Bodens, auch den Bau des Buchweizens hatte er eingeführt, der in manchen Jahren, wenn er an den sonnseitigen Lehnen gedieh, die Hauptnahrung der Leute war. Die Bauern hatten viel Vertrauen zum Schulmeister und giengen ihn gern um Rath an, wenn sie etwas unternahmen. Er war Witwer und hatte beim Kirchen-Hansel seinen Tisch, er aß dort mit den Hausleuten, als ob er zum Gesinde gehörte; er war's zufrieden, denn kein Mensch ahnte in ganz Dreiwalden, daß es ein Schullehrer in solchen Stücken besser haben könnte. Der Pfarrer, der um 1845 nach Dreiwalden kam, war so jung, daß der Schulmeister zeithalber sein Großvater hätte sein können. Der Alte diente dem Jungen nicht bloß in der Kirche, sondern auch im Hause und überall. Er that es willig, wie er es ja gewohnt war, aber es kränkte ihn, daß der Pfarrer trotzdem bisweilen herbe mit ihm war und ihn des Geringfügigen wegen in Gegenwart der Leute oft zur Rede stellte und zu Schanden machte. Eines Tages, nach einer schlaflosen Nacht, er hatte Athemnoth mit Fieber gehabt, gieng der dreiundsiebzigjährige Mann vom Schulhause her gegen die Kirche, um zur Messe zu läuten. Ueber den Kirchhof her rief ihm der Pfarrer zu: „Schulmeister, lauf' Er sogleich zum Schmied hinab, er soll mir das Roß beschlagen, es hat am linken Fuß das Eisen verloren!"

Murmelte der Schulmeister unmuthig: „Geh' selber, hast bessere Füß' als ich."

Der Pfarrer hörte es und da auch etliche Bauern daneben standen, so fragte er rasch: „Was hat Er gesagt?"

„Ja, ja, ich geh' schon," sagte der Schulmeister.

„Ich will wissen, was Er gesagt hat!" herrschte ihn der Priester an.

„Ist gut! wenn's verlangt wird," versetzte der alte Lehrer scheinbar ruhig, aber innerlich empört, „ich habe gesagt, der Herr Pfarrer könnte selber gehen, er hätte jüngere Füße als ich." Sagte es und gieng zur Messe läuten.

Das hatte ihm denn der Pfarrer nachgetragen. Und als der Schulmeister bald darauf starb, soll der Pfarrer noch an dessen Grabe gesagt haben: „Schon zum Schmied hinab war es Dir zu weit, mein lieber Alter, und nun hat Dich der Herr gerufen, in die Ewigkeit zu gehen!"

Das war ein kleines, scheinbar nebensächliches Beispiel, aber es hatte eine Folge.

Der alte Johann Rößler hatte einen Sohn, der sich zu jener Zeit durch fremder Leut' Hilfe in Wien zu einem Pädagogen ausbildete; sein Sinn stand über einen Dorfschullehrer wesentlich hinaus, er wollte Professor werden. Die Frühlingsmonate des Jahres 1848 hatte Friedrich Rößler in der großen Stadt verlebt, hatte den revolutionären Geist auf sein Herz wirken lassen. Er war harmlos und weich, und gerade in solchen Naturen hat die Revolution großartig schöpferisch und großartig zerstörend gewirkt. Aus Fesseln frei, wie neugeboren in übermüthigem Jugendgefühle wollte der menschliche Geist sich selbst in dem, was er im Momente schuf, genug sein. Alles verachtete er, Alles, was hergebracht war, was ihn an die Zeiten erinnern konnte, da er in Banden lag. Glühend in der Begeisterung der Freiheit, im Durste nach Wahrheit, in der Begierde nach Recht, nach jenem Recht der neuen Weltordnung, so kehrte Friedrich im Sommer desselben Jahres zurück in sein Heimatsdorf. Ein schwärmerisches, störrisches, heißblütiges Kind von zweiundzwanzig Jahren! Ein Kind, viele eingebildete, erkünstelte Bitterkeit im Herzen, aber auch eine einzige wirkliche: die Erinnerung an das kümmerliche Alter seines verdienstlichen

Digitized by Google

Vaters, an die Härte, die ihm angethan worden. Und genau von derselben Seite kam's, die er hassen gelernt, als deren zornigster Todfeind die Revolution ihr Schwert aus der Scheide gerissen. Friedrich war ein frommgläubiges Gemüth gewesen, um so wilder, verzweifelter wiederhallte in ihm jetzt die Stimme der Verneinung. Im Herzen zerrissen und gleichzeitig in heiligem Feuer erhoffend den Sieg und Segen der neuen Zeit, so kehrte er in diesem Sommer also zurück nach Dreiwalden.

Für ein Waldkind, das ein Studienjahr in der großen Stadt verlebt, sind die Ferien in der stillen, frischen Heimat unbeschreiblich schön, ganz unbeschreiblich schön! Aber diesmal sollte Friedrich auf dem frischen Grabe seines Vaters stehen. Sonst hatte er Niemand mehr, so wollte er bald wieder von dannen ziehen, seine erwachte leidenschaftliche Seele konnte im einst so süßen Waldfrieden nicht mehr zur Ruhe kommen.

So weit habe ich erzählt und nun soll der alte Thomas fortfahren in dem, wie er zu mir sprach, als wir in den fast schon versunkenen Ruinen des Dorfes beisammen saßen.

„Im selbigen Sommer, so um Jakobi herum, ist auch der Student wieder gekommen," sagte er, „der Schulmeisterssohn; den haben alle Leut' gern gehabt und haben sich gefreut, wenn er in seinem grauen Gewandel, das lederne Seitentaschel um und mit dem nußbraunen Quastenstöckel dahergegangen ist. So viel lustig ist er gewest, schon gleich jedes Aberl hat gezuckt in ihm vor lauter Lustigkeit. Denselbigen Sommer ist er aber wie verwechselt gewest, schier nit mehr zu erkennen, so ernsthaft und tiefsinnig. Die längste Zeit ist er für sich allein herumgestrichen, hat aber keinem Vogel und keinem Eichhörndel nachgejagt, wie sonst; wo er doch einmal in's Reden gekommen, da haben die Dreiwaldner nur gerad' Maul und Augen aufgemacht und haben ihm zugehört, als wie wenn er das lautere Evangeli hätt' ausgelegt. Wär' auch vonnöthen gewest, in die Kirchen gehen hat eh' Keiner mehr wollen. Just allein die Reichen, die Großbauern sind noch die Frommen gewest und haben es fester mit dem Pfarrer gehalten, als zu aller Zeit. Nit etwan der Sorg' um's Seelenheil wegen, das glaub' ich nit! als weil sicherer der Sorg' wegen um ihr Hab und Gut, wenn die neue Gerechtigkeit Oberhand kriegt. Die Holzleut' — es sind dazumal viel in der Gegend gewest — weil der Graf im Hinterwald und Hullgraben schlagen hat lassen — und die Kohlenbrenner, die Bauernknecht' und die armen Häusler, wir sammt sind erbumfest für die neue Gerechtigkeit gestanden und haben uns lieber vom Studenten beim Kirchen-Hansel predigen lassen, als vom Pfarrer auf der Kanzel. Das Fleischessen am Samstag und das Tanzen am Freitag, hört man, ist aufgekommen zu Feldburg, und das heidnische Leben wird Mode; man macht's lauthalber mit, hat aber insgeheim ein wenig Angst vor der Straf' Gottes. Nun, das ist Alles recht gewest. — Es kommt der Mariahimmelfahrtstag. Für dieses Fest hat der Pfarrer einen großen Bußtag angeordnet und ans dem Kloster Maria-Lärch einen Kapuziner zum Predigen bestellt. Viel Gered' ist gewest und daß die Kapuziner halt so viel schneidig sein thäten und beim Predigen einen höllischen Zorn hätten. So Einen muß sich der Christenmensch und der Heide anhören, hat Alles gemeint, und sind die Leut' vom ganzen Eisachviertel und weiterher zusammengekommen zum Spectakel. Ist wohl auch ein's gewest! Schon in der Vornacht, in der Geisterstund', haben auf dem Kirchenthurm die Glocken geläutet, daß man schier gemeint hat, die Todten auf dem Kirchhof müßten aufwachen zum jüngsten Gericht. Der Kirchplatz ist voller Leut' gewest die ganze Nacht, weil sie in den Häusern

Digitized by Google

nimmer Platz gehabt haben. 's wird doch wieder besser, haben die Weiber zu einander gesagt, der Langbartete wird den Antichrist schon austreiben! Andere halten dafür, der Antichrist thät erst kommen und man soll nur sehen: Der Kapuziner steigt schwarz auf die Kanzel. Uralte Leut' hätten gesagt: Sobald der Geistlich' zum Predigen keine weiße Pfaid mehr anlegt,' trau' ihm nit! Trau' ihm nit! — Wieder auch sind Solche, die gemeint haben, es wär' nit so und nit so, der Pfarrer wollt' eine bessere Stell' und beim Bischof ein Bildel einlegen mit dem Bußtag. Dasselb' wär' die ganze Katz'. Und so hab' ich auch gesagt."

„Jetzt muß ich erzählen," fuhr der alte Thomas fort, „daß linker Hand nit weit von der Kirchenthür ein großes Holzbildnis gestanden ist, der vom Todten auferstandene Jesu Christi mit der Osterfahn' und wie er die rechte Hand gegen Himmel aufhebt. Davor ist so eine Bank gestanden, auf welche bei Begräbnissen die Todtentruhen gestellt worden ist, ehevor sie der Geistlich' in's Grab gesegnet hat."

„Ich kann mich noch genau daran erinnern," sagte ich, „man hat sie die Armenseelenbank geheißen."

„Wahr ist's, die Armenseelenbank, und hat manches Eheweib zu ihrem groben Mann gesagt: Drisch nur zu! wann ich einmal auf der Armenseelenbank lieg', wirst mir's schon abbitten. — Oft, wenn ich dazumal so gestanden bin vor der Kirchenthür und drinnen ist gebetet worden für die armen Seelen, hab' ich die Zipfelmützen mit der Faust gewalkt, so hingeschaut auf die Bank und bei mir gedacht: Was die Leut' nur so viel zu büßen haben; auf der Welt arme Leiber, in der Ewigkeit arme Seelen! Richtig wahr, da muß man sich frei denken, er schlaft, Der da oben . . ."

„Solche Gedanken sind nicht gut, mein lieber Thomas."

„Freilich sind sie nicht gut, das hat sich gewiesen. — Jetzt, daß ich die Sach' erzähl' vom Mariahimmelfahrtstag: Von der Kirchenthür rechter Hand an der Freidhofmauer ist eine Kanzel aufgeschlagen worden. Ueber den Bretterkasten haben sie das schwarze Bahrtuch genagelt, als wollten sie uns Dreiwaldner allmiteinander eingraben. Schon um's Sonnaufgehen haben sie angefangen zu beten und in ganzen Scharen sind sie dahergezogen, daß es wie von Bienenschwärmen hat gesummt in der Luft, und mitten heraus ist oft ein Schrei gegen Himmel gestiegen, daß man sich hat denken können: der trifft! — So ist nach und nach der Kirchhof voller Leut' worden und so voll, daß Keiner hätt' umfallen können. Wie es heißt: Jetzt kommt er! Er kommt! ist noch ein Hindrängen gewest, ein Stoßen und Drücken und wieder zurück, weil die Hintern voran wollen und die Vorderen sich fest angestemmt haben. Da meint Jeder, er hätt' lauter Feinde um sich und spießt die Ellbogen aus, wenn er kann: Wird Einer erdrückt, lieber Du, als wie ich! Das ist in solchen Tagen allemal der Anfang von der christlichen Erbauung. — Nachher d'rauf ist's still' worden und die heiße Sonn' brennt nieder auf die entblößten Köpf'. Jetzt steigt er auf die Kanzel; wer klein ist, der reckt sich. Jetzt steht er oben. Er ist schwarz. Hat eine braune Kutten an und einen ellenlangen, schwarzen Bart, und hat ein groschenrundes Glatzlein auf dem Haupte, gleichwohl er noch jung ist. Ich hab' einen guten Platz auf der Kirchhofsmauer und kann Alles sehen und hören. Die Predigt hebt mit der Maria-Himmelfahrt wunderschön an, so daß ich mir denk', es wird sich schier auszahlen, daß er so weit herkommt. Gach springt er über und ist bei der Höllfahrt. Meiner Tag hab' ich auf Einem Fleck nit so viel vom Teufel gehört, als bei derselbigen Kapuzinerpredigt; weiter hab' ich mir nichts merken können, ich weiß nur, daß Etliche zu weinen anheben, was

Digitized by Google

ich nit versteh'. Mir macht Einer mit Schimpfen und Fluchen kein Aug' naß. Stark bei Stimm' ist er gewest, aber klüger hätt' er sein dürfen, ja das glaub' ich. Am End' ist's zum Niederknien, auf ein Bußgebet. Man hätt' d'rauf gehalten, die Kirchhofmauer sprengt's, wie das auseinandertrieben hat; das Knien braucht mehr Platz als das Stehen. Auf einmal, mitten im Gebet zuckt der Kapuziner ab. Er richtet sich hoch auf, als thät er baumlang aus der schwarzen Kanzel heraus wachsen, streckt den Arm gegen die Seiten hin und schreit: Wirst niederknien, Du Grauer! Alles schaut hin, bei der Armenseelenbank steht der Student. Er steht unter dem Christibild still wie eine Säulen. Wirst niederknien! schreit der Pfaff' noch einmal. Der Student ist todtenblaß im Gesicht und ruft zurück: Ich werde jetzt nicht niederknien. — 's ist schreckbar gewesen, Herr, wie er die Gegenred' hat gethan, was noch nit erlebt worden ist. — Seht hin! sagt der Prediger, seht hin, dort steht einer der Gottlosen, der Verfluchten, die das Wort Gottes verfolgen. Die Hölle wird ihn verschlingen. — Die verschlingt mich nicht! ruft der Student. — Den Leuten bleibt der Athem stehen. — Der Herr wird Dich schlagen! schreit der Prediger. — Der schlagt mich nicht! ruft der Andere und springt auf die Armenseelenbank, daß mein Nebensitzer sagt: So schön, jetzt hätten wir Zwei auf der Höh'! — Der Kapuziner schlägt die Händ' zusammen und ruft gegen das Bildnis hin, das hinter dem Studenten aufragt: Allmächtiger Gott! Auferstandener Jesu! Sieger über Hölle und Teufel! Schlag' ihn! — Ein Augenblick ist Todtenstille. — Schlägt er mich? ruft der Student und deutet auf das Bildnis, er hebt den Arm auf gerade über mein Haupt; schlägt er mich? Er soll allgegenwärtig sein und es hören, wie ich ihn jetzt fordere, lästere; schlägt er mich? Er soll allweise sein und wissen, daß er Dich, seinen Priester, lügen straft, wenn er mich jetzt nicht schlägt, daß er's vor der ganzen gläubigen Gemeinde mit dem Gottlosen und Verfluchten hält, wenn er mich nicht schlägt. Er soll gerecht sein in Ewigkeit und läßt den Verruchten siegen und seinen frommen Diener zu Schanden werden, wenn er mich nicht straft in diesem Augenblick. Und seht, wie sein Arm starr bleibt! Vom heiteren Himmel fährt kein Blitz herab, der Boden verschlingt mich nicht. Himmel und Erde soll er in seiner Hand haben, wie Ihr sagt; ich rufe ihn, er kommt nicht, er schlägt mich nicht, denn er kann nicht, er ist nicht — er ist nicht! — Da ist's gewesen als thät der Erdboden brellen (beben) und den Studenten haben wir nimmer gesehen. Die Leut' haben sich alle umgewendet, sind mauerweiß vor Schreck und Viele haben an allen Gliedern gezittert. Hat ihn die Erden verschlungen? haben sie jetzt gefragt. Da ist der Student gesehen worden, wie er eilends durch die Dorfgasse hinabgeht. D'rauf sind die Leut' auseinandergegangen, ehevor noch der Gottesdienst aus, haufenweis' auseinandergegangen; der Kapuziner hat sie mit Drohen und Bitten beisammen halten wollen, sie haben nimmer auf ihn gehört, endlich ist er selber von der schwarzen Kanzel verschwunden, man weiß nicht wie. Und ein solches End' hat er genommen, derselbige Bußtag."

Der alte Thomas schwieg, um zu rasten, und fuhr mit der umgekehrten Hand über die Stirn: „Allemal steigen mir noch die Aengsten auf, wenn ich daran denk'."

Die Berge ringsum waren dunkler geworden, der Thurm stand da wie ein blasses Gespenst. Fast so dunkel war es auch in meiner Seele.

„Ihr habt wohl ein gutes Gedächtnis, Thomas," sagte ich nach einer Weile, „es war so, wie Ihr erzählt habt. — Doch wisset Ihr auch, daß

Digitized by Google

der Gotteslästerer furchtbar geschlagen worden ist?"

„Davon hat man nichts gehört," antwortete der Alte. „Es mag ja sein, aber alsdann hätte es Gott allen Leuten, die seine Red' gehört haben, wissen lassen müssen — und daß der Priester zu seiner Rechtfertigung gekommen wär'. Das ist halt meine Meinung. So ist es jedoch nicht gewest und wir haben gehört, daß der Student recht munter bis Feldburg gegangen sein soll und sich dort mit andern Studenten in den Wirtshäusern umgetrieben, bis sie nach und nach davon gezogen sind. Der Student, unser Dreiwaldner Schulmeisterssohn, soll — was man erfahren hat — in's Amerika gereist sein und dort Reichthümer erworben haben. Weiters weiß ich nichts von ihm."

„Und von Dreiwalden?"

„Von Dreiwalden," sagte er, „weiß ich noch viel. Die Sakra merken sich sonst keine Predigt, aber die von Schulmeisters Studenten, die haben sie sich gemerkt. Es hätt' auch sonst was setzen können, die Zeit war darnach, aber so arg wär's nit gekommen und das sagen wir heut' und sagen es beim jüngsten Gericht: das eine einzige Wort auf der Armenseelenbank, das ist der Gemeinde Dreiwalden ihr Verderben worden. Man hat ja früher schon gehört, daß draußen in der weiten Welt was ganz Seltsames umgeht. 's ist die Red' gewest von allerhand, 's hat's Jeder verstanden und Keiner. Jedem ist's im Kopf umgangen, als hätt' er Tollkirschen im Leib' gehabt. Ich bin dazumal im Alter gewest, wo der Mensch an Herrgott und Teufel vergißt und nur auf die Weiberleut' denkt; aber mir sind die Weiberleutgedanken vergangen, lange Nächt' nit schlafen hab' ich können, so hart ist mir gewest und dabei wieder so gering, als wollten mir Federn wachsen zum Fliegen. Es sind die Sonntage gewest, die Leut' sind nicht in die Kirchen gegangen; es sind die Werktage gewest, kein Mensch hat gearbeitet. Der jüngste Tag kommt! haben sie gesagt, aber mir ist es nit so vorgekommen, schon eher, wenn ich ein Gleichnis machen soll, als ob die Welt in Mutterwehen thät sein. Grad angst und bang ist Einem worden. Und jetzt, wie der Student das Wort ausschreit, ist's nit anders gewest, als wär' in einer Uhr die Feder gesprungen. Da heben alle Räder an zu laufen wie rasend, einen Schnalzer macht's und aus ist's. — Ja, mein lieber Herr, schier so ist's gewest. Die Holzleute haben sich mit ihren Hacken und Aexten in die hinteren Wälder zurückgezogen, die ärmeren Bauern und die Knechte haben auch ihre Häuser verlassen und haben sich oben in den sieben Leiten, im Feichtwald und im Hullgraben zusammengerottet. Gerade die Größeren sind geblieben und haben sich versammelt beim Plan-Michel oder im Pfarrhof und haben Rath gehalten, was zu machen ist. Um Micheli sind ihrer drei bannstarke Männer mit Hacken und Flinten umgegangen von Haus zu Haus und haben geworben, wer sich ihnen und den Holzleuten im Hullgraben noch wollt' anschließen. Die armen Leut' hätten dasselbe Recht auf der Welt, als die reichen, oder mehr, weil sie arbeiten müssen; sie wollten sich nimmer foppen lassen mit dem Himmel, den sie nit kriegen, und mit der Höllen, die sie nit mögen, sondern ihr Theil jetzt mit Gewalt nehmen. Ich bin auch damit einverstanden, nur daß ich sag', einmal sollt' man's noch mit Gutem versuchen, nutzts auch das letztemal nichts, dann — bin ich für's Sengen und Brennen. So ist's ihnen recht gewest und haben wir die drei Männer in den Pfarrhof geschickt: Der Pfarrer ist für uns da, nit wir für den Pfarrer. Will er unser nit sein, so soll er gehen, wollten ihn begleiten lassen bis Stein in's Gschloß. Mit den Großbauern zu Dreiwalden wollen wir theilen; geben sie's mit willig zu,

Digitized by Google

so brauchen wir Gewalt. — Der Pfarrer hat als Antwort auf's Crucifix gewiesen: Den vergeßt's nit! — Der geht uns nichts mehr an, sagen die drei Männer, der hätt' schon zweitausend Jahr' Zeit gehabt, Gerechtigkeit zu machen auf der Welt. — Gut, sagt der Pfarrer, so probieren wir's mit Dem! und reißt den Kugelstutzen von der Wand. — Mit dem nehmen wir's auf, sagen die drei Männer und gehen ihres Weges. — Sollten wir nit den unsern gehen, lieber Herr?"

„Was ist geschehen? Erzählt! erzählt!"

„Die Oberen zu Dreiwalden," fuhr der alte Thomas nach einer kleinen Weile fort, „die haben jetzt gemerkt, was es geschlagen hat. Sogleich heben sie an, ihre Häuser zu verrammeln und aus dem Pfarrhof machen sie eine Festung, als sollt' der Franzos kommen. Der Pfarrer hat von den paar Großhöfen Knechte verlangt zum Besetzen, aber die haben ihre Knechte, soviel ihnen noch verblieben sind, selber gebraucht. Jedes Haus, das nicht schon leer steht, richtet sich zur Wehr' ein. Nachher d'rauf ist's still worden, daß man gemeint hat, Alles schläft ein. 's Beste wär's, hab' ich mir gedacht; mich ist der Grenel angangen und hab' mich zurückgehalten nach aller Möglichkeit. Ist der schwarze Urb zu mir gekommen: Wenn ich nit mithalten wollt', so sollt' ich meine Hacken und Messer und den Stutzen hergeben, die Mannen hätten Werkzeug vonnöthen. So steht's an noch kurze Zeit, dann kommt's. Am Abend zu der Gallusnacht, wie der Pfarrer in seinem Zimmer den Fenstervorhang zuziehen will, saust an seinem Kopf eine Kugel vorbei und schlägt in die Wand. Das ist der Anfang. Wie er im Haus eilends seine Leut' zusammenruft, fährt hinten über der Kornscheune schon das Feuer auf. Der Pfarrersknecht sieht über die Einfahrtsbrücke an der Dreschtenne einen Mann springen, der hat das Feuer gelegt. Der Knecht will ihn mit einer dreispießigen Streugabel herabstechen, da haut ihm der Andere den Eisenrücken der Holzaxt auf den Kopf. Wie ein Block ist er umgefallen, der Knecht, und hat sich nimmer gerührt. Und das viele fremde Gesindel, das jetzt auf einmal umgeschossen ist auf den Straßen! Zerfetzte Lumpen und Vetteln; dem geht der Hut ab, dem Andern ein Schuh, soviel man gesehen hat im Feuerschein. Aber sein Mordzeug hat Jedes gehabt und ein Geschrei ist das: Jetzt sein wir obenauf! — Die Pfarrhofs-Wirtschafterin haben sie an der Hausthür niedergelegt, weil sie mit dem Küchenmesser dreingehauen hat. Der Pfarrer ist vom Fenster auf den Kirchhof herausgesprungen, durch die Dorfgassen hinab und hat die Leut' mit aufgehobenen Händen gebeten, sie sollten sich nit wehren, sonst gäb's ein schreckbares Gemetzel. — Für den Glauben laß ich mein Leben! haben Etliche geschrien, aber der Pfarrer sagt: Es handelt sich nit um den Glauben, Ihr Leut', es handelt sich um Gut und Geld. Mich hat's gewundert vom Pfarrer und mich hat's gefreut von ihm, daß er's so hat ausgelegt. Dieweilen steht der Pfarrhof schon über und über im Feuer. Allerlei Waldleut' sind da, die wollen plündern und rauben; aber das Feuer, das sie selber gelegt haben, ist schneller und stärker wie sie, und wer in die Häuser Geld geht suchen, der ist zuletzt froh, daß er noch das nackte Leben zurückbringt. Ein Knecht des Kirchen-Michel hat sich hinter der Kirchen in's Knochenhäusel versteckt und wie sie ihn dort herauszerren wollen, hat er mit den Todtenbeinen und Schädeln so brav um sich geschlagen und geworfen, daß sie zurückgewichen sind. Der Pfarrer rafft etliche Männer zum Löschen zusammen; das Kirchendach raucht schon wie ein Kohlenmeiler und gewest ist's gerad' im An: stehts über und über in der Flamm'. Und

Digitized by Google

wie das nach dem Kirchthurmdach ist hinaufgefahren, sind aus den Löchern die Fledermäus' herausgeschossen und mit Pfeifen durch die Luft und im Rauch erstickt niedergefallen. Der Meßner hat vom Glockenstrick nicht gelassen, bis das Metall geschmolzen auf ihn herabgeronnen ist. Jetzt ist auch der Wind da und die brennenden Schindeln sind geflogen wie die Tauben hin auf das Dorf. Alles rennt kopflos um, der Eine reckt die Händ' in die Höh' und schreit zum barmherzigen Gott. Der Andere ruft: Er ist nicht! Du weißt ja, daß er nicht ist! und lacht, daß es durch Mark und Bein geht. Der Pfarrer sagt nit so und nit so, er arbeitet. Wo er ein Krankes weiß, da sieht man ihn eingehen, und wenn das Haus auch schon über und über brennt. Die Treidel-Lies hat er mitsammt dem Bett auf der Achsel dahergeschleppt. Beim Bach-Schneider hat er die versperrte Hausthür eingetreten, daß die Kinder, die allein daheim gewest, nit verbrannt sind. Jetzt ist Manchem vorgekommen: was in diesem Pfarrer für ein braver Mensch steckt! Aber Pfarrer ist er keiner gewest, das sag' ich noch heut'. Uns Waldkerle beim Herzen zu packen — wir haben eins, Herr, wir haben eins! — das wär' just keine Kunst; mit Gutheit richtet man Alles aus, wir brauchen keine gelehrten Brocken, keine großen Beweise, ein Herzenswort, wenn wir in der Freud' sind, ein Herzenswort, wenn wir in der Noth sind, wir sind ja, wie die Kinder. — Aber das ist jetzt alt' zu spat gewest. Dreiwalden hat gebrannt, als wenn's in Oel gebacken wär'. Der Rauch hat die Stern am Himmel verdeckt, da haben es die Braudleut' trieben, ärger wie der Türk'. Kein wildes Thier ist so grausig, als wie der Mensch zu solcher Stund'! Man kennt seinen leibtichen Bruder nit mehr, wenn die rothunterlaufenen Augen weit hinausstieren vor Begier und am Mund der Schaum, so in der Wuth. Und schreien: Er ist nicht! Er ist nicht! Jeder ein Narr, der nit seine Sach' erschnappt, so lang' er lebt! — Der Bammer-Hies und sein Sohn haben sich auf den Lindenbaum verkrochen; sogleich ist Einer da und schreit hinauf: Da gibt's auch Spatzen zum Herabschießen! — Wir halten's mit Euch, ruft der Hies, er ist nicht! Wie so es gekommen, kein Mensch weiß es, aber wahr ist's, das Wort vom Studenten ist Schlachtgeschrei worden, als ob sie sich d'rauf hätten zusammengeredet. O Herr, ich kann's nit sagen, was das schreckbar ist, wenn man so schreien hört, die Verwundeten wälzen sich auf der blutigen Erden, die Weiber wimmern und weil sie keine Hand mehr frei haben, wehren sie sich noch mit den Zähnen, und in den Lüften fliegt das Feuer. Was das schreckbar ist! Ich mach' mich nit besser, als ich bin und sag's heut' und allemal, ich hab' auch eine Weil' mitgeschrien, aber wie ich gesehen hab', wo das hinausgeht, da bin ich davongelaufen, hinein in's Schmiedwaldel, wo ich keinen Feuerschein mehr hab' gesehen, bin hineingelaufen in die Schlucht, wo die Eisach rauscht und daß ich keinen Lärm mehr höre, dort bin ich niedergekniet vor der Felswand, als wär' der Stein ein Altar, und hab' gebetet: O heiliger, barmherziger Gott, gib mir meinen Glauben wieder! — Ist mir nach und nach auch leichter worden und bin nimmer zurückgegangen nach Dreiwalden.

Am andern Tag ist im ganzen Eisachkessel der stinkende Rauch gewest. Vom Dorf sind zwei Hütten stehen geblieben und eine Mühle, sonst nichts. Die Dorfleut' sind herumgekrochen, als wie Ameisen, die man mit Rauch betäubt hat. Sonst sucht man nach großem Unglück seinen Trost in der Kirchen oder im Wirtshaus; das Alles ist jetzt hin. Und wie draußen schon Alles zu End' ist, brennen in der Kirchen noch die Altäre und Bänke,

Digitized by Google

ganz still und hell brennen sie wie Schmalz, weil sie voller Wachsfett sind gewest über und über. Das Gesindel und die fremden Holzleut' haben sich eilends in die Wälder gemacht. Sie haben sich noch über die Großhöfe, die in der Einschicht liegen, hermachen wollen; beim Plan-Michel solls schon gebrannt haben; da sind zum Glück von Feldburg die Standarn (Gendarmen) kommen. Ihrer drei haben die ganze Bande verjagt. Etliche hat man gefangen, von den Hauptanstiftern haben sie den schwarzen Urb erwischt oben auf dem Plan, und haben ihn, ehe er noch an der erhaltenen Schußwunden verblutet ist, an einen Ahornbaum aufgehenkt. Von den Andern werden etliche in's Ausland geflüchtet sein, und die in der Gegend verblieben, sind zum Kreuz gekrochen und hat jetzt erst ein wirklicher Bußtag angefangen — ein Bußtag, der heut, nach dreinunddreißig Jahren, noch nicht aus ist. — Die Dreiwaldner haben nach dem Rummel anfangen wollen und ihr Dorf wieder aufbauen; etliche Bretterschupfen haben sie aufgestellt, weiter haben sie's nicht gebracht. Von keiner Seiten haben sie Hilf' und Beistand gehabt. Die Eisacher-Leut' haben selber nichts, und die draußen im G'schloß Stein und im Beinthal haben gesagt: Sie haben sich selber niedergebrannt, sie sollen sich selber aufbauen. So hat Einer und der Andere seine Brandstatt im Stich gelassen und ist davongegangen, hat selber nicht gewußt, wohin. Der Pfarrer, heißt es, soll in ein Kloster gekommen und bald darauf gestorben sein. Am längsten hat der Kirchen-Hansel ausgehalten. Der ist noch im nächsten Sommer gesessen, dort auf seinem Kellergewölb und hat Jeden, der auf den Aschen der Brandstatt ist herumgestiegen, angesprochen, ob er nit wollt' einkehren. Da hat's doch der Kühschlager — von dem ich schon erzählt — einmal wissen wollen, ob der Hansel wirklich noch Wein im Keller hätt'. Der Wirt führt ihn hinab, und wie er die hohlen Fässer erkennt und die, wo sie die Dauben eingeschlagen haben und kein Tropfen mehr vorhanden, soll er verwundert dreingeschaut und gesagt haben: Er ist nicht. — Endlich ist der Hansel abgeholt und in ein Irrenhaus gebracht worden. Die Häuser in der Einschicht haben sich länger gehalten, aber jetzt ohne Pfarrort, ohne Kirchen, ohne Schmied, Müllner und Wirtshaus, was sollen sie machen? Sie haben es versucht so, und haben es probirt so; aber es wär' kein Segen mehr, haben sie gesagt und haben den Muth verloren. Mich hat's nit treffen können, ich hab' ehvor nichts gehabt und nach dem Rummel auch nichts. Ich bin weit in's Eberthal hinüber gegangen, Arbeit suchen. Im Eisachviertel ist Alles gewest wie todt. Dazumal ist die Grundablösung aufgekommen, daß sich Jeder von seiner Unterständigkeit hat loskaufen können und ganz und gar Herr wird über Grund und Boden. Im ganzen Eisachviertel nicht Einer hat sich drauf eingelassen. Es hat sich umgekehrt vollzogen. Einer von der Herrschaft Stein hat sich wieder feßhaft gemacht auf dem Gschloß. Das ist ein großer Waldfreund und hat zu seinen eigenen Waldungen weitum auch die Bauerngüter dazugekauft, zuerst die vom abgebrannten Dorf Dreiwalden, nach und nach auch die andern Häuser und Höfe in der Einschicht, die kleinen und die großen. Die Leut' haben sich verlaufen, Einer nach dem Andern. Bei den mehrsten hat man nit gewußt, wohin, hat auch nit darnach gefragt. An wem Eins gehangen ist, das hat es mitgezogen, den Anderen hat es nit gefehlt. Die Welt ist weit, 's wird bessere Wege haben als dahier. Wie endlich auch der Plan-Michel geht, will Keiner mehr bleiben. 's ist der Weisel (Führer, Vormann) weg. Schier Alle sind fort mit gutem Muth, aber der Nikolaus Thurmer ist krank zum Erbarmen wieder zurückgekommen: Er wollt' sterben

Digitized by Google

daheim. Ein Knecht vom Ehrenpreis-Haus hätte im Bleinthal auf einen schönen Hof heiraten können, aber er ist aus Heimweh zurückgekommen und Kohlenbrenner worden im Hullgraben. Das sind die zwei Einzigen, die angewachsen sind gewest im Eisachviertel. — Die Häuser hat der Graf abgestiftet und auf ihrem Boden und auf den Aeckern, Halden und Wiesen läßt er Wald wachsen, nichts als Wald. — — Jetzt bin ich fertig."

Der alte Thomas stand auf, ich ebenfalls, und wie wir noch so einen Augenblick nebeneinanderstanden in der nächtigen Wildnis, werde ich den Thomas an der Hand genommen haben; es ist mir, als hätten unsere Hände ineinander ein wenig gezittert. „Und hat's denn Keinem können einfallen," sagte ich, „nicht einem Einzigen?" Der Alte schaute mich an, was ich wohl meine.

„Daß der ganze Auftritt zwischen dem Kapuziner und dem Studenten purer Unsinn war! Hat's denn Keiner bedacht, daß der allmächtige Gott sich vor Allem im Erschaffen und Aufbauen zeigt und nicht im Vernichten? Wenn der Student, als er damals gelästert hat, auf der Stelle von einem Blitzstrahl getroffen worden wäre, so hätten sie es für den höchsten Beweis von Gott gehalten. Und es wäre doch nur der niedrigste gewesen, es wäre ein Zeichen gewesen, von einem eitlen, zornmüthigen, rachsüchtigen, kleinlichen Gott, der seine Stütze und sein Ansehen von den Würmern der Erde haben will, der trotzig ist wie ein ungezogenes Kind, und eifersüchtig wie ein Weib, der für Alles, was er den Menschen Gutes thut, auch ihren Dank und Entgelt haben will, wie ein Hausierjude. Wäre das ein großer Gott?

Geht, Ihr Dreiwaldner-Leute, daß ihr keine Ahnung hattet, wo man die Gerechtigkeit Gottes findet. Habt Ihr wissen können, daß den Studenten Friedrich Rößler für sein unüberlegtes, unseliges Wort nicht doch eine schwere, innere Strafe getroffen hat, die natürliche Strafe nach jeder bösen That, die Pein des Gewissens?! Ich bin überzeugt, er hat den Auftritt gegen den eifernden Kapuziner nicht für eine böse, sondern für eine gute That gehalten. Er mochte im Rausche der Jugend und der Revolution, im Wahne ihrer Irrlehrer beseelt gewesen sein von der Wahrheit seiner Worte. Erst später, da er Mann geworden, da er in den Stürmen und Leiden dieses Lebens die Macht und das Recht des Gemüthes kennen gelernt hatte, mochte ihm sein in leidenschaftlicher Stunde begangenes Unrecht klar geworden sein, obwohl er von den verhängnisvollen Folgen desselben kaum eine Ahnung gehabt haben dürfte. — Wenn derselbe Mann, alt und gebrochen, wie er heute ist, jetzt die Leute von Dreiwalden und vom ganzen Eisachviertel hier versammeln könnte, er würde ihre Augen hinlenken auf die weiten herrlichen Wälder, die hier aufgestanden sind, wo einst das Elend und die Verruchtheit geherrscht hat. Wie es da in neuer Jugend und Reinheit lebt und athmet und waltet im Gewipfel des Bannes, in den wilden Rosen des Strauches, all überall in stiller unsterblicher Pracht das Eine, Ewige verkündend: Er ist!"

Als ich Aehnliches so gesagt hatte, wendete sich der alte Thomas plötzlich nach einer Seite hin und weinte. — Die Erzählung hatte uns Beide tief erregt. Die sommerliche stille Abendstunde, die Stelle, auf der wir standen und wo sich das Geschick vollzogen und das Meer der Wälder ringsum, das Alles war wie eine bange Last und auch wieder wie ein mildes Erlösen.

„Das ist mir schon lang' nit passiert," murmelte der Alte, sich erholend und mit einem raschen Strich des Aermels die Wange trocknend; „ich weiß nit, wer Ihr seid, daß Ihr mich so aufgemacht habt. — Und

Digitized by Google

jetzt, denk' ich, wird's wohl Zeit sein, daß wir die Herberg suchen." —

Das Bekenntnis ist zu Ende. Ich gieng mit dem alten Thomas in seine Hütte. Sie war für den ersten Augenblick armselig genug, aber sie war voller Leben. Der Thomas war Vater und Großvater eines munteren Völkleins. Die Großen, alle schon lange von ihrer Arbeit im Walde zurückgekehrt, warteten mit dem Abendbrot. Die Kleinen waren schon auf dem Sprung in die Nester und geisterten nur noch in den bloßen Hemdlein herum und dem Großvater auf's Knie, an die Brust, an den Hals.

„Der Herr kommt von weit," sagte der Thomas zu seinen Söhnen, wovon Einer ein treuherzig blickendes Weibchen neben sich hatte, „und hat diese Nacht im Dreiwaldner Wirtshaus wollen verschlafen."

Jetzt erst schauten sie mich freund an und mitleidig. Ich genoß von dem Einfachen, was sie mir in aller Liebe vorgesetzt hatten, nur ein Weniges, gieng recht bald auf die mir angewiesene Schlafstelle im Heu des Dachbodens.

Am andern Morgen habe ich das einsame Waldhäuschen sehr früh verlassen, ohne von den guten Leuten, von dem wackeren Thomas Abschied zu nehmen. Ich vermochte es nicht, diesen Menschen in der hellen Morgensonne vor Augen zu treten. Eine Hirtenpfeife klang hinter mir, als ich der hier breit und leise rieselnden Eisach entlang herausgieng. Aber an der Ruine des Kirchthumes, die über bethautes Gestrüppe auf mich niederstarrte, war es still wie gestern.

Auf dem stundenlangen Wege, der einst breit und gut befahren gewesen war, begegneten mir jetzt zwei Menschen, ein Forstmann mit dem Gewehr am Rücken und ein Kohlenbrenner, der bei seinen Meilern stand.

Gegen Mittag hatte ich das Bereich der ruinierten Gemeinde und das Waldland hinter mir, es breitete sich vor meinem Auge das weite, sonnige, dörferreiche Thal der Bleiu. Dort, wo die Eisach in den schiffbaren Fluß mündet, steht das stattliche Feldburg. Hier erwartete ich den nächsten Tag, da die Behörden ihre Kanzleien öffneten und that, was zu thun war.

Dem alten Holzknecht Thomas eine kleine Rente. Ein mäßiger Fond zu einem Schulhaus im Eisachviertel für die Kinder der Holzleute, Kohlenbrenner, Hirten und wer sonst dort noch leben mag in den schattigen Verstecken. Der Stiftbrief für eine Kapelle, die nicht an der Stelle, wo Dreiwalden gestanden, aber unweit derselben erbaut werden soll.

Wenn ich demnächst wieder nach Dreiwalden gehe, will ich die Aveglocke hören, die mein unseliges Wort, das ich dort als übermüthiger Knab' gesprochen, alle und alle Tage widerrufen soll, und verkünden:

Er ist! Er ist!

Digitized by Google

Der verkaufte Gesang.

Eine Troubadour-Novelle von **Paul Heyse.**

Daß die Kunst des Gesanges unter Brüdern wohl ein Schloß oder Rittergut wert sei, wird von Denen, die sie jemals geübt oder geliebt haben, Niemand leugnen, während Diejenigen, die den Klang des Goldes und Silbers aller Musik von Saiten- oder Menschenstimmen vorziehen, nicht einen rothen Heller dafür zu geben und sie als die brotloseste und unnützeste aller Künste zu betrachten pflegen. Den Ersteren werden wir also nichts Neues sagen und die Letzteren nicht bekehren, wenn wir ein Geschichtchen erzählen, welches darthut, in wie hohem Preise einst der Gesang gestanden hat, freilich zu einer Zeit, da auch die Dichtkunst noch einen goldenen Boden hatte und ihren Mann nährte, da Hoch und Gering sie zu ihrer Lebensnothdurft rechneten und schöne neue Lieder so wenig missen konnten, wie vom Bäcker das Brot. Immerhin aber möchte es tröstlich und erbaulich sein, daran zu denken, daß die Welt nicht zu allen Zeiten so krämerhaft gesinnt und nur auf den handgreiflichsten Nutzen gerichtet war, sondern daß es einmal Menschen gab, die das Ueberflüssige für das Unentbehrlichste hielten und alle Reichthümer und Herrlichkeiten der Welt gering achteten gegen einen Lippenhauch, der freilich die goldenen Schätze der Seele an den Tag zu bringen vermochte.

In der Auvergne lebte, bald nachdem die wilden Albigenserkriege vertobt hatten, ein Brüderpaar auf einem sonnig gelegenen, mit Wäldern und Fruchtfeldern breit umgürteten Schlößchen, an welchem der Kriegssturm vorübergeweht war, ohne ihm auch nur eine Thurmzinne zu brechen. Dies war um so wunderſamer, als der alte Burgherr, ein Herr von Maensac, von Herzen der ketzeriſchen Partei ergeben war und ſeine heftige Geſinnung gegen Rom und die päpſtlichen Kreuzfahrer in mehr als Einem tapferen Sirventes mit den künſtlichſten Reimen ausgeſprochen hatte. Das Wunder wurde freilich gemindert, da dieſe flammenden Proteſte nicht über die Mauern des Schloſſes hinausdrangen und daher, wie eine Fauſt in der Taſche, den Gegner nicht reizen konnten. Es war nicht Feigheit, was den wackeren Baron daran hinderte, ſeine ſingenden Brandraketen frei und offen in den ſchwarzumwölkten Himmel ſteigen zu laſſen. Er hätte, Aug' im Auge dem grimmen Simon von Monfort gegenüber, aus ſeiner Herzensmeinung kein Hehl gemacht. Doch trug er überhaupt, ſo eifrig er in ſeinen Mußeſtunden ſich mit der Versmacherei abgab, eine tiefe und gerechte Scheu, ſeine verſtohlene Kunſtübung irgend einem fremden Auge zu verrathen, da er ſich in aller Demuth für nicht viel Beſſeres hielt, als was man heutzutage einen Dilettanten zu nennen pflegt. Die Luſt war groß, die Kraft gering, und ſeitdem einmal ein wirklicher Troubadour, dem er ſeine Exercitien ſchamhaft und zögernd vorgelegt, bittend, ihm reinen Wein einzuſchenken, dem redlichen Manne alle poetiſche Phantaſie abgeſprochen und nur ſeinen reinlichen Versbau gelobt hatte, begab er ſich des geliebten Zeitvertreibes gänzlich und wandte ſeinen Fleiß deſto nachdrücklicher auf die Ausbildung ſeiner beiden Söhne, Auſtorc und Peire, *)

*) Die provencaliſche Form für Pierre.

Digitized by Google

die schon als Knaben eine besondere Lust zu allerlei Reimwerk zeigten und in denen er die Erfüllung alles dessen zu erleben hoffte, was in ihm selbst nur Traum und Wunsch geblieben war. Da er nun das Technische der Poeterei ganz wohl inne hatte, konnten seine Söhne in der That keinen besseren Lehrmeister erlangen, als den eigenen Vater, und so waren sie denn auch zu ganz fertigen jungen Versschmieden herangereift, als der treffliche Alte starb, nichts lebhafter bei seinem Scheiden aus der Welt beklagend, als daß es ihm nicht mehr vergönnt sein sollte, sich am Dichterruhme, der durch ihn selbst dem Hause Maensac nicht hatte blühen sollen, wenigstens in seinen Kinder zu weiden.

Die beiden Jünglinge, die gerade auf dem Punkt gestanden hatten, als flügge junge Sänger sich aus dem Nest zu schwingen, ließen sich durch die Trauer um den Tod des Vaters nicht lange zurückhalten, zumal ihnen die Burg nun doppelt öde und die Höfe und Fürstenschlösser der Provence nun so verlockender erschienen. Sie übergaben ihren heimatlichen Besitz einem Verwalter, der hoch und heilig gelobte, des Gutes so getreu zu pflegen, als ob der verklärte Ritter noch überall selbst nach dem Rechten sähe, und zogen mit wohlgespicktem Beutel auf ihre erste Sängerfahrt aus. Da sie sich sehr lieb hatten und von Kind an nie getrennt worden waren, gedachten sie auch auf ihrer Wanderschaft und bei der Ausübung ihres Berufes brüderlich verbunden zu bleiben. Doch schon nach kurzer Zeit erkannten sie, daß dieser ihr Vorsatz nicht wohl durchzuführen sei, ohne ihrer bisherigen einträchtigen Liebe und Treue Gefahr zu bringen. Es konnte nicht fehlen, daß sie in eine unholde Nebenbuhlerschaft geriethen, sowohl bei schönen Frauen als auch in der Gunst der Großen, davon zu schweigen, daß auch ihre Spielleute oder Jongleurs sich mit scheelen Blicken ansahen, wenn der Eine besser sang oder spielte als der Andere, oder einen fetteren Bissen erschnappte. Als es zum ersten Mal so weit kam, daß sie die Burschen, die sich jählings in die Haare gerathen waren, mit Gewalt wie zwei in einander verbissene Doggen trennen mußten, sprach der ältere und allzeit weisere Anstorc zu seinem Bruder:

Lieber, es wird gut und heilsam sein, daß wir verschiedene Wege gehen, so hart es uns ankommt. Wir müssen versuchen, Jeder auf seine eigene Hand unser Glück zu machen, da zwei Maensacs an einem Orte des Guten zu viel zu sein scheinen. Willst du also nach dem Süden ziehen, so wende Ich mich gen Norden, oder umgekehrt, je nach Deinem Belieben. Wenn das Jahr verstrichen ist, wollen wir uns auf unserer väterlichen Burg wieder zusammenfinden, um ohne Neid und Eifersucht eine fröhliche Woche mit einander zu verleben und unsere Abenteuer auszutauschen.

Peire, der Jüngere, der ein Träumer war und auf diesen klugen Einfall noch lange nicht gekommen wäre, war es gleichwohl zufrieden, da es ihm heimlich wohlthat, daß er seinen lieben Bruder mehr als einmal ausgestochen hatte. So umarmte er Anstorc, setzte sich mit seinem Spielmann zu Pferde und zog gen Süden, während sich Anstorc nach den schönen Auen der Durance begab, wohin ein Verwandter ihres Vaters die beiden Brüder geladen hatte. Auch ihn hatte es im Stillen schwer verdrossen, sich durch seinen Bruder in den Schatten gestellt zu sehn, zumal da er früher, noch in der väterlichen Lehre, für den Begabteren gegolten hatte. Und freilich war er an Kenntnis und Führung des Handwerkzeuges, bei seiner umsichtigen, kühlen und verständigen Natur, dem Jüngeren weil voraus gewesen und seine Lieder konnten für etwas Rechtes gelten, so lange sich's nur um pünktliche Ausführung der Uebungsaufgaben handelte. Jetzt aber, im freien Menschen-

Digitized by Google

verkehr und großen Weltleben, drang die vollsaftige Natur seines Bruders mit Ungestüm durch, und Frauen und Herren ließen sich willig durch das Wehen seines Geistes fortreißen, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen, ob auch nirgend gegen eine Regel der Kunst verstoßen sei und jeder Vers auf seinen richtigen vier oder fünf Füßen wandle. Von nun an hoffte Austorc, seine Kunst, an der er durchaus nicht irre geworden war, ungehindert zur Geltung zu bringen, wie etwa ein kluger Gärtner dafür sorgt, einen schönen Springbrunnen, der in mannigfachen zarten Strahlen aufschießt und sich kreuzende Bogen und Figuren bildet, nicht an einem Ort anzulegen, wo ganz in der Nähe ein freier Wildbach in natürlichem Fall über steile Klippen stürzt und mit seinem heftigen Rauschen jenes gemäßigte Rieseln, Sprudeln und Verstäuben übertönt.

Als nun das Probejahr verstrichen war und die Brüder, ihrem Gelöbnis gemäß, sich auf Schloß Maensac wieder zusammenfanden, war zuerst die Freude, daß sie sich wieder von Angesicht sahen, groß, und sie konnten nicht müde werden, mit verschlungenen Armen überall herumzuwandeln und alle Stätten ihrer Knabenspiele wieder aufzusuchen. Nur die Erfahrung, die sie machten, daß sie in ihrer Abwesenheit von dem spitzbübischen Burgpfleger schmählich betrogen worden waren, da er den Ertrag all ihrer Ernten in einem schmalen Beutelchen vor sie hinstellte, unter Vorgeben eines allgemeinen Mißwachses, trübte bedenklich den ersten Abend, wo sie beim Becher einander gegenüberfaßen. Zumal der weltkluge Austorc, dem auch noch ein anderes heimliches Ungenügen nachzugehen schien, gerieth bei der Entdeckung dieser argen Tücke in hellen Zorn, schlug dem ungetreuen Mann den armseligen Zehnten, den er ihnen gönnen wollte, um die Ohren, hieß ihn auf der Stelle sein Bündel schnüren und die Burg mit dem Rücken ansehen und hielt dann, während Peire in den verschütteten Wein mit seiner Dolchscheide zierliche Figuren zeichnete, dem Bruder eine seiner wohlerwogenen Standreden, in denen er Meister war, da auch jener Ausbruch des gerechten Ingrimms das Gleichgewicht seiner Seele nicht bis zum Grunde hatte erschüttern können.

„Liebster Bruder," sagte er, „die Lehre, so dieser ungetreue Knecht uns gegeben, hat uns ein zu theures Lehrgeld gekostet, als daß wir sie in den Wind schlagen und es in der alten Weise leichtherzig forttreiben könnten. Wenn dieser in unserem Hause altgewordene Diener hinter unserem Rücken gehaust hat wie Hagelschlag und Ungewitter, wie sollen wir uns von einem Wildfremden, dem wir das Vogtamt übertrügen, eines Besseren versehen? Nicht, daß mein Herz auf Geld und Gut stände, zumal ich mir getraue, mit meinem Gesang reichlich zu erwerben, was zu meiner Nothdurft, ja darüber hinaus zur Führung eines freien ritterlichen Lebens gehörte. Es ist aber ein unerträglicher Gedanke, sich von einem Wicht betrogen und um das Seinige gebracht zu sehen, und unser theurer Vater, den Gott selig haben möge, würde, wenn er herabblicken könnte, das Haupt schütteln und über seine Söhne ungehalten sein, die ihr Erbgut verwahrlosen lassen. Hiezu kommt, daß ich auch während der Zeit, da wir getrennt herumzogen und unsere edle Kunst betrieben, mehrfach Gelegenheit hatte, zu gewahren, wie bedenklich und unzukömmlich es ist, wenn zwei Dichter desselben Namens zur selben Zeit ihr Wesen treiben. An manchen Orten bin ich als ein schon bekannter und beliebter Sänger empfangen worden um einer Canzone willen, welche Du gedichtest hattest, und Dir ist es vielleicht nicht anders ergangen."

Er hielt inne, auf Peire's Zustimmung wartend. Da diesem aber

Digitized by Google

niemals das Gleiche begegnet war und er doch seinen Bruder nicht betrüben wollte, begnügte er sich mit einem stummen Kopfnicken, worauf Anstore fortfuhr: „Nun siehst Du wohl, wenn dies schon im Beginn unseres Dichtens geschehen, wie sollen wir, nachdem wir es zehn oder zwanzig Jahre so fort getrieben haben, der Verwirrung steuern und jeder seinen Ruhm genau und wohlabgegrenzt für sich behalten? Und gesetzt auch, wir fragten nichts danach und ließen unseren Erwerb an Lob und Ehre brüderlich beisammen, wie wir uns ja auch über die Theilung anderen Besitzes nie verfeindet haben, so ist noch der böse Haken dabei, daß jeder von uns seine eigene Art und Uebung im Dichten hat, wonach man uns kaum für Söhne einer Mutter halten sollte. Nun ist auch die Neigung und Gewöhnung Derer, die uns hören, verschieden, und Diejenigen, die Deine Art vorziehen, wissen sich in die meine nicht sogleich zu finden, wie ich es hin und wieder schon habe erleben müssen. Ich habe meine schönsten Strophen in schweren Reimen und den künstlichsten Weisen in Montpellier einer Dame vorgetragen, die nur mit halbem Ohre zuhörte, weil sie etwa ein leichteres Liedchen Deines Stils erwartet hatte, und die gleiche Erfahrung wirst auch Du wohl gemacht haben."

Wieder antwortete Peire nur mit einem kurzen Brummen, aus welchem Ja oder Nein zu deuten war, und zeichnete immer eifriger den Anfangsbuchstaben eines Namens auf den Tisch, während Anstore, der im Zimmer langsam auf und ab geschritten, jetzt vor ihm stehen blieb.

„Es wird Dir vielleicht seltsam scheinen, Lieber, sagte er, aber ich mag sinnen und denken, so viel ich will, ich finde keinen besseren Ausweg aus dieser Verstrickung. Ich meine nämlich, daß wir gleich heute eine redliche Theilung alles dessen vornehmen sollten, was uns von unserm guten Vater vererbt worden ist, und zwar indem wir fortan nicht seine liegenden Güter, Schloß und Landschaft zusammt dem Gesange gemeinsam besitzen, sondern der Eine die Burg erhält, der Andere den Gesang, was auch Dich wohl eine gerechte Theilung zu sein bedünken wird. Jeder Theil gibt seinem Besitzer ein reichliches und ehrenvolles Leben. Der auf dem Schlosse hier zurückbleibt, wird die Pflicht übernehmen, den Namen unseres Hauses nicht erlöschen und den väterlichen Besitz nicht zu Grunde gehen zu lassen, was unfehlbar zu befürchten steht, wenn bloße Miethlinge hinter unserem Rücken schalten und walten. Das Auge des Herrn macht die Kühe fett und hält die Spatzen vom Waizenfelde fern. Wer aber das andere theure Vermächtnis unseres verklärten Erzeugers, den Gesang, davonträgt, der ist in anderer Art geborgen, und zu den irdischen Vortheilen, die ihm von Gönnern und edlen Frauen erblühen und die vielleicht an Goldwerth dem gesicherten Grundbesitz nicht die Wage halten, kommt der Gewinn an Ruhm und die Lust des fahrenden Lebens, so daß er eher zu beneiden als zu beklagen wäre. Um aber jeden Anlaß zu Streit oder späterer Reue abzuschneiden, wollen wir das Los befragen und seine Entscheidung als den Willen des Himmels ansehen. Nun sprich, lieber Bruder, was dünkt Dich von meinem Vorschlage?"

Peire saß still am Tische, das Haupt in die linke Hand gestützt. Zuerst war ihm das Ansinnen, auf seine bisherigen Lebensfreuden zu verzichten, falls das Los so entschiede, dergestalt unerhört und ungeheuerlich erschienen, daß er trotz der guten Gründe seines Bruders geneigt war zu erwidern, hiervon könne nun und nimmer die Rede sein. Je länger indessen Anstore in ihn sprach, desto überzeugender schien ihm der sonderbare Einfall, da er überdies gewohnt war, in Allem, was Lebensklugheit

Digitized by Google

und Weltverstand erforderten, den Aelteren für den Erfahreneren zu halten und sich ihm ohne viel Bedenken zu fügen.

Nun aber kam noch ein gewichtiger Stein, der ihm auf dem Herzen gelegen, in's Rollen und beschwerte die Wagschale zu Gunsten jener Theilung. Er hatte am Hofe des Grafen von Roussillon eine Zeit lang leidenschaftlich der schönen Gräfin gehuldigt, bis das edle und freundschaftliche Betragen ihres Gatten sein Gemüth bezwang und die frevelhaften Wünsche darin erstickte. Da er eine feine, redliche Seele hatte und von seinem Vater in guter Zucht gehalten worden war, brachte er es nicht über's Herz, nach der zügellosen Sitte jener Zeit einzig und allein auf die Mahnung seiner Leidenschaft zu lauschen, sondern hielt es für ehrlos, in das Haus, das ihn gastlich aufgenommen, Sünde und Verstörung zu bringen. Also schied er mit schwerem Herzen von da, wo ihm, wenn er sich gewissenloser betragen, wohl jede erwünschte Gunst geblüht hätte; er nahm aber die Erfahrung mit hinweg, daß ihm immerhin trotz seines schönen Gesanges Einiges fehle, um als Troubadour sein Glück zu machen, zumal die Wunde, die er dort empfangen, ihn lange Zeit verhinderte, sich einer anderen Schönen zuzuwenden. Nicht minder auch war es dem Freigeborenen zu Anfang beschämend, als ein Schranze und Dienstsucher sich den Reichen und Mächtigen vorzustellen. Als daher Austorc seinen Spruch zu Ende gebracht, däuchte es Peire schier eine Eingebung höherer Weisheit, auf diese Art vielleicht ein für alle Mal aus dem Streit seines Inneren erlöst zu werden. Er verwischte also rasch mit dem Dolchknauf den Namenszug der heimlich noch immer ersehnten Frau, stand hurtig vom Tische auf und erwiderte, den Bruder frei und fröhlich anblickend, dieser weise Plan habe seinen ganzen Beifall, und sie wollten ohne Zögern an die Ausführung schreiten.

Austorc war es zufrieden, nur drang er darauf, daß sie vorher sich mit Handschlag gelobten, gegen den Ausfall des Geschickes weder jetzt noch später zu murren, vielmehr ihre brüderliche Liebe unerschütterlich aufrecht zu erhalten, auch alljährlich einmal in diesem Schlosse zusammenzukommen und Jeder dem Anderen, was er inzwischen erworben oder genossen, vorzuweisen und mitzutheilen. Auch wollten sie das Los nicht auf die gemeine Entscheidung durch den Würfelbecher stellen, sondern Arm in Arm in den Schloßhof hinaustreten; welchen von ihnen der alte Hanshüter, ein langhaariger navarresischer Wolfshund, zuerst anspringen und zuthulich begrüßen würde, der sollte von nun an alleiniger Besitzer des Schlosses sein, während der Andere den Gesang behielte. Da sie Beide den Hund gleichmäßig gepflegt und ihn stets auf ihren gemeinsamen Jagdzügen mit sich gehabt hatten, schien das ein richtiges und gerechtes Gottesurtheil.

Dasselbe entschied nun aber zu Gunsten des Jüngeren, der im ersten Augenblick davon nicht eben freudig betroffen war, zumal er zu bemerken glaubte, daß auch sein Bruder auf eine andere Entscheidung gehofft hatte. Als aber Austorc versicherte, ihm hätte nichts Lieberes werden können, als nun ganz auf sich selbst gestellt zu sein, und er gedenke jetzt erst recht all seine Kraft zu entfalten, daß die Welt genau wisse, wie sie mit den Canzonen des Herrn von Maensac daran sei, ergab auch Peire sich in sein Los, das ihm für's Erste um so weniger hart vorkam, da er immer noch einige Zeit brauchte, jene schöne Frau zu vergessen. Er ließ es sich nicht nehmen, seinen lieben Bruder mit Allem, was er wünschen oder brauchen konnte, zur Reise auszustatten und blieb, da Austorc geschieden, in ziemlich weichmüthiger und unwirscher Verfassung auf der Heimaterde zurück, wo er freilich alle Hände

Digitized by Google

voll zu thun hatte, um den von ihrem ungetreuen Vogt angerichteten Schaden wieder gut zu machen.

Als aber das Gröbste geschehen, das aus der Zucht gerathene Gesinde wieder zur Pflicht zurückgeführt, dazu die wichtigste Feldarbeit bestellt war, überschlich den jungen Schloßherrn eine standesgemäße Langeweile, die er nicht, wie er ehemals gepflegt, mit Verskünsten bannen durfte und daher auf andere Weise sich vom Halse halten mußte. Er ritt auf den Nachbarschlössern herum, die edlen Vettern oder Gefreundeten seines Hauses zu begrüßen, gab artige Feste in seinem Schlößchen oder veranstaltete große Jagdlustbarkeiten, und da er ein schöner, schlanker Mann von ritterlichem Anstande, dazu ledig und von untadeligem Rufe war, konnte es nicht fehlen, daß töchterfrohe Elternaugen sich fleißig auf ihn richteten und er vor Einladungen rings umher kaum zu Athem kam.

Hieran ergötzte er sich eine Zeit lang, obwohl unter all den heiratbaren adeligen Fräuleins auf sieben Meilen in der Runde ihm keine sonderlich einleuchtete. Da er aber nicht zu eilen brauchte und die Wahl bei seiner Jugend noch Jahre und Tage offen bleiben durfte, ließ er sich's gefallen, als die Goldforelle, nach welcher zwanzig Angeln ausgeworfen wurden, ruhig in seinem kühlen Element hin und her zu gleiten und nur, wenn ihm ein Widerhaken allzu nahe an die Haut kam, unter dem schützenden Steinwall seiner Burg für eine Weile zu verschwinden.

Sein Liebesungemach war ihm nach und nach aus dem Herzen gewichen und hatte keine andere Spur hinterlassen, als einen gewissen wehmüthigen Abscheu gegen ähnliche Wehen und Wonnen, der ihn in der Gesellschaft seiner Nachbarinnen gegen alle verliebten Anwandlungen feite. Dagegen meldete sich, als es wieder Frühling wurde und die adeligen Vergnügungen ihren ersten Reiz verloren hatten, eine andere Sehnsucht, die ihm zumal am grauen Morgen, wenn er einsam, mit seinem Jagdspeer bewaffnet, in den Wald gieng und die noch verschlafenen Athemzüge der Natur behorchte oder das erste Regen der Vögel in Büschen und Zweigen betrachtete, gewaltig zu schaffen machte. Wohl hatte er schon zahlreiche Lieder damit begonnen, das erste Grün und die ganze sprossende Lieblichkeit des jungen Jahres zu begrüßen, und da schon hundert Jahre vor ihm lo gens temps de pascor — die holde Frühlingszeit — den Poeten der Languedoc genau wie denen unserer Tage ein unerschöpfliches Thema zu lyrischem Gezwitscher gewesen war, mußte er sich sagen, daß die Welt nicht viel daran verlor, wenn er durch den Vertrag mit seinem Bruder verhindert wurde, zu tausend Frühlingsliedern das tausend und erste zu fügen. Er glaubte nämlich, nicht nur die Anwartschaft auf Dichterruhm, sondern auch die Erlaubnis, ganz im Stillen seine geliebte Poeterei zu üben, ein für alle Mal verspielt zu haben. Und freilich that er klug daran, da nicht nur Husten, Rauch und Liebe nach dem Sprichwort sich nicht verstecken lassen, sondern auch das dichterische Feuer sich nicht damit begnügt, unsichtbar fortzuglimmen, vielmehr mit Gewalt durch die kleinste Ritze hinauszulodern sucht.

So verzichtete er denn lieber auf diese Streifereien vor Thau und Tage, in denen ihm das Herz allzu verlangend schwoll und in Tönen sich auszuströmen begehrte, und wartete den lauten, nüchternen Tag heran, der die Stimmen in seinem Innern nicht zu Worte kommen ließ. Als er aber gemerkt hatte, daß er durchaus nicht ganz sicher sei vor einem Rückfall in das poetische Fieber, hütete er sich geflissentlich, ja nicht mit einer der Nachbarstöchter einen verliebten Handel anzuzetteln, da er bisher für das

Digitized by Google

Beste bei einer richtigen Liebschaft die Verse angesehen, die den Gegenstand der Anbetung verherrlichten, und eine reimlose Leidenschaft für eine Suppe ohne Salz oder, um schwunghafter zu reden, für eine Rose ohne Duft erklärt hatte.

Dies hatte nun zur Folge, daß ihm in seiner künstlich erhaltenen Einsamkeit, deren Muße er nicht zu erheitern wußte, von Tag zu Tag übler zu Muthe wurde, bis endlich ein fast krankhafter Trübsinn sich seiner bemächtigte. Er hatte nur die eine Erleichterung seines Zustandes, sich ein Pferd zu satteln und auf wilden, abenteuerlichen Ritten, oft bis tief in die Nacht hinein, sein unstetes Blut durch Ermattung ein wenig zu zügeln. Kehrte er dann in die Burg zurück, wo Alles seinen geregelten Gang einhielt und die Knechte, die ihm um seines wilden Wesens willen herzlich anhiengen, ihre Schuldigkeit pünktlicher thaten, als vor Zeiten unter der Fuchtel des geizigen Vogtes, so überfiel ihn die Oede und Stummheit seines Daseins oft mit solcher Gewalt, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten. Er verschloß sich dann in sein Gemach, warf sich auf sein Bett und verbrachte die Stunden des Tages in dumpfer Bewußtlosigkeit, dann und wann eine klagende Rede vor sich hinstammelnd, die unwillkürlich sich zu Versen gestaltete, bis er dann, wie durch den Klang des Reimes erschreckt, jählings abbrach, einen Speer oder eine Armbrust von der Wand riß und wieder in den Forst hinaus stürmte, seinen tödtlichen Kummer an irgend einem unschuldigen Wild oder einem Raubvogel auszulassen, als ob er ihnen das freie Schweifen und den trotzigen Schrei beneidete, die sein eigenes stummes Nisten und Brüten zu verhöhnen schienen.

In einer schwülen Sommernacht nun hatte der unstete Mann den Heimweg aus dem Walde in sein unerwünschtes Haus nicht gefunden oder zu suchen verschmäht und sich im Moose am Fuß eines uralten Ahorns gebettet. Als er nach einem tiefen Schlaf im ersten Morgengrauen die Augen aufschlug, überfah er die Stelle, wo er genächtigt hatte. Der Wald stieg zu einem Thalgrunde hinab, den ein schmales Flüßchen durchrieselte, und vom Ufer drüben gieng eine sonnige Halde sanft wieder in die Höhe, auf welcher smaragdgrünes Gras und schöne Kräuter wuchsen. Die ganze Wiese war mit weidenden Schafen bedeckt, deren Glöcklein lustig durch einander bimmelten, und auf der Höhe sah man den Pferch, der die Herde über Nacht einzäunte, und einen Schäferkarren auf zwei Rädern. Unten aber, wo das Wasser an kleinen Haselbüschen vorbeifloß, saß die Hirtin auf einem alten Weidenknorren so dicht am Ufer, daß ihre nackten Füße von den Wellen überspült wurden. Sie hatte ihr langes schwarzes Haar aufgelöst, um es von Neuem zu zöpfen, und neben ihr im Grase lag ihr Hirtenstab und der Schäferhund, der sie während ihres gemächlichen Geschäftes beständig anstarrte, halb wie ein ernster väterlicher Freund, halb wie ein andächtiger Verliebter, und jedes Mal, wenn der Blick seiner Herrin ihn streifte, seinen buschigen Schweif bewegte. Sie schien noch ein wenig verschlafen, denn sie gähnte ein paar Mal recht herzlich, wobei sie einen nicht gar kleinen, aber frischrothen Mund mit den weißesten Zähnen zeigte. Dann aber schien sie auf die erwachenden Vogelstimmen rings umher zu horchen und fieng an, die einzelnen nachzuahmen, dazwischen lachend, wenn es ihr gelang, mit diesem oder jenem Finken oder Rothkehlchen, die sich etwa täuschen ließen, in eine längere Zwiesprach zu gerathen. Als sie nun ihr Haar in zwei langen, schweren Zöpfen aufgesteckt hatte, bückte sie sich zum Wasser hinab und kühlte sich, mit den hohlen Händen schöpfend, das Gesicht und den braunen Hals, der aus dem weißen Hemd voll und kräftig

Digitized by Google

hervorblühte. Dann lockte sie den Hund herbei, zog ihre Füße aus dem Wasser und trocknete sie an dem rauhen Fell des Thieres, das dieser Liebkosung schon gewohnt zu sein schien. Als sie dies Alles vollbracht hatte, zog sie ein Stück Brot aus ihrer Tasche und machte sich daran, große Stücke davon abzubeißen, dem treuen Gesellen an ihrer Seite dann und wann einen Bissen zuwerfend.

Diese friedliche Scene beobachtete Peire aus seiner umschatteten Lagerstätte gegenüber mit so gespanntem Blick, als ob sich die größten Wunder der Welt vor ihm ereigneten. Er konnte jeden Zug in dem jungen Gesicht deutlich erkennen und wunderte sich selbst, warum es ihn so fesselte, da es nicht von ungewöhnlicher Schönheit war, sondern hundert anderen Mädchengesichtern jener glücklichen Gegend glich, in welcher freilich Jugend allein schon Anmuth und Lebensfülle bedeutet. Doch schienen ihm die beiden Augen drüben, die wie zwei Tollkirschen am Zweige glänzten, und das trutzige Stumpfnäschen, dazu das volle und doch zarte Kinn das Lieblichste, was er seit lange gesehen, und das einsame Zwitschern des armen Kindes und ihr Lachen und Schäkern mit dem Hunde bezauberten ihn vollends, daß er viel darum gegeben hätte, an der Stelle des vierbeinigen Freundes zu sein, von ihren Füßen sich den Rücken kranen zu lassen und die Brocken aufzufangen, die sie erst mit ihren weißen Zähnen abgebissen hatte.

Auch verhielt er sich ganz still, um sie nicht etwa zu verscheuchen. Als sie aber ihr Brot verzehrt hatte und nun aufstand, sich wieder nach ihrer Herde zu wenden, raffte auch er sich hastig auf, eilte den Waldabhang vollends hinab und schwang sich in solchem Sturm an seinem langen Jagdspeer über das Wasser, daß es ein großes Rauschen gab und der Hund, der ihn sofort erblickte, in ein lautes Bellen ausbrach.

Auch das Mädchen war in seinem Gange die Halde hinauf stehen geblieben, zeigte aber, als sie den ritterlichen Herrn so im Sturm daherkommen sah, nicht die geringste Bestürzung oder Verlegenheit, nur das Hemd zog sie ein wenig dichter über der jungen Brust zusammen und stand auf ihren Hirtenstab gestützt, ruhig still, den Hund beschwichtigend, der im Begriff war, zähnefletschend auf den Fremden loszufahren.

Nun begann Peire, der sich alsbald überzeugt hatte, daß die Herde sammt der jungen Hirtin zu dem Dorfe gehörten, das an sein Schloßgut grenzte, mit der sicheren Vertraulichkeit, wie man ein halb und halb leibeigenes Geschöpf behandelt, ein Gespräch mit dem Mädchen, zugleich im Stile der idyllischen Conversationen, die unter dem Namen Pastorellen damals vielfach gedichtet wurden. Denn da er immer noch mit stiller Sehnsucht in die verscherzte poetische Welt sich zurückträumte, kam es ihm gelegen, hier nun einmal in morgenheller Wirklichkeit zu erleben, was er bisher, etwa in den sechs berühmten Pastorellen Guirant Riquier's, nur als eine reizende Erfindung betrachtet hatte.

„Mädchen (Tosa)," fieng er an, — „ich habe Dein Thun und Treiben unten am Wasser mit angesehen und glaube, daß Du von innen ein ebenso sauberes Herzchen bist wie von außen. Und doch bist Du zu hübsch, um noch nichts von Liebe zu wissen, und gewiß wartet jetzt Dein Liebster oben im Gebüsch, daß Du ihm den Morgenkuß bringst."

„Herr," erwiderte sie flink, „Ihr täuscht Euch sehr. Ich bin noch so frei und ledig wie mein jüngstes Milchlämmchen und denke auch meinen Stand nicht sobald zu verändern."

Und Peire darauf: „Aber so jung bist Du doch nicht mehr, daß Dir das

Digitized by Google

Alleinsein nicht leid werden sollte. Sage, wie alt bist Du?“

„Genau so alt wie mein kleiner Finger.“

„So gib ihn mir einmal her, daß ich ihn ausfrage.“

„Herr, Ihr nähmet wohl gar die ganze Hand. Ich brauche sie aber, um meinen Stab zu regieren.“ — Und sie erhob den Stab mit einer schalkhaft drohenden Geberde.

„Da ich nicht zu Deiner Herde gehöre, sprach Peire lachend, „magst Du den Stecken nur immer wegwerfen und Dich zu mir auf den Rasen setzen. Ich möchte Dich allerlei lehren, was Du noch nicht kannst.“

„Herr, ich bin ein dummes Kind und habe keine Zeit, um das zu lernen, was man auf den Schlössern der Vornehmen thut. Bitte, gehet mir von der Seite, mein Esparviers wird ungeduldig, da er Eure feinen Reden so wenig versteht wie Ich selbst.“

„Warum hast Du Deinen Hund Sperber genannt?“

„Weil er wie ein Stoßvogel zufährt, sobald der Herde oder der Hirtin selbst eine Gefahr droht.“

„Dann mag er heute nur ruhig sein. Denn ich selbst will Dir nichts Böses thun, vielmehr nur Liebes und Holdes. Im Ernst, Mädchen, Du gefällst mir sehr, und da Ich kein Liebchen habe, Du aber keinen Liebsten, so meine ich, wir Zwei taugten zusammen.“

„Nimmermehr, Herr! Ihr seid mir nicht ebenbürtig.“

„Kennst Du mich denn? Und wie heißest Du selbst?“

„Viernetta, Herr, zu dienen. Ihr aber seid Herr Peire von Maensac, der Herr der Burg droben, und darum taugt Ihr nicht zu mir.“

„Bin ich Dir nicht vornehm genug?

„Freilich nicht. Denn ich bin eine Königin und Ihr seid nur ein Ritter. Sehet, dort mein Volk gehorcht mir auf den ersten Ruf, und wenn der Feind in mein Reich einbricht, brauch' ich nur meinem Feldherrn zu pfeifen, so verjagt er ihn, und wenn er zehnmal stärker wäre als er selbst, weil er auch den Tod für seine Königin nicht schente. Und droben auf der Höhe steht mein Thron, und jeden Abend vergoldet ihn die Sonne von Neuem. Wenn es mir aber an diesem Orte nicht mehr gefällt, verpflanze ich mein Reich an einen anderen, wo meine Unterthanen frische Nahrung finden.“

„Du bist eine glückliche Fürstin, Viernetta, und hast Recht, stolz zu sein und Dich kostbar zu machen. Wenn Du mich aber zu Deinem getreuen Vasallen annehmen wolltest, es sollte Dein Schade nicht sein, vielmehr Dein Glück noch erhöhen; auch würde ich Deinen Feldherrn da hinführen, wo er gute Beute machen könnte, also daß er mich nicht für einen Feind ansähe. Dein Thron aber, dünkt mich, hat Platz für Zwei.“

„Herr, das sind thörichte Reden. Lasset mich nun meiner Wege gehen. Denn sehet, dort kommt meine Mutter, die noch bösere Augen machen würde, als Esparviers, wenn sie hörte, wessen sich der Herr von Maensac erdreisten möchte. Geht mit Gott und vergesset das Wiederkommen, denn die Krone, die ich trage, ist für Euch zu hoch, und ich weiß sie bei Tag und Nacht zu hüten.“

Sie wandte sich gelassen von ihm ab und stieg die Halde vollends hinauf, dem Schäferkarren zu, bei welchem soeben eine alte Frau, die einen Korb am Arme trug, wie aus dem Erdboden aufgetaucht war, mit vorgeschützter Hand in die Runde spähend und den Namen Viernetta rufend. Peire war unmuthig zurückgeblieben. Es lüstete ihn nicht danach, mit der Alten zusammenzutreffen und vielleicht noch unsanftere Reden von ihr zu hören als von der Jungen. Nachdenklich schritt er die Halde entlang und wieder an das Flüßchen hinab, dessen Lauf er nur zu verfolgen

Digitized by Google

brauchte, um nach einer kleinen Stunde sein Schloß wieder zu erreichen.

Er war aber kaum in seinem stillen Gemach angelangt, so holte er Schreibgeräth hervor und machte sich daran, das Gespräch, das er mit dem spröden Kinde geführt, in zierlichen Reimen aufzuzeichnen. Denn ihre Antworten schienen ihm das Munterste und Anmuthigste, was jemals eine Hirtin in einer Pastorelle zum Besten gegeben, und dies söhnte ihn fast damit aus, daß er kein besseres Glück gehabt und der Muthwilligen nicht die kleinste Gunst abgewonnen hatte. Als das Gedicht fertig war, wurde er nicht müde, es durchzugehen und daran herumzufeilen, doch immer bemüht, ja nichts an ihren eigenen Worten zu ändern. Dann speis'te er zum ersten Mal seit langer Zeit wieder mit gesundem Appetit und trank mehere große Becher des feurigen weißen Weines, den er selbst an den mittägigen Abhängen seines Geländes zog, beständig an das morgendliche Abenteuer denkend und in seiner Erinnerung alle die Reize musternd, die er an der stolzen Barfüßigen wahrgenommen. Es kam ihm je länger je mehr so vor, als habe er nicht die beste Figur gemacht neben dem selbstgewissen Kinde, und er beschloß, morgen um dieselbe Stunde abermals sein Heil zu versuchen und sich seines Herrenrechtes kecker zu bedienen. Als aber die Nacht gekommen war, fand er es unleidlich, die langen dunklen Stunden, da der Schlaf sich nicht einstellte, unthätig hinzuwarten. Also stahl er sich, selbst dem Blick des Thorwarts ausweichend, als müsse ein Jeder schon wissen, was er im Sinne habe, aus der Burg und schritt weitausgreifend dem Flüßchen nach, das ihn trotz des sternenlosen Himmels sicher an die ersehnte Stelle führte.

Als er die Anhöhe hinaufschlich, von deren oberstem Rande das dunkle Gehäuse, das seinen Schatz verbarg, ihm stumm entgegensah, klopfte ihm das Herz stärker als zu der Zeit, da er noch der vornehmen Frau in Dämmerstunden nachzuwandeln pflegte. Der Hund Esparviers schlug an; Peire rief ihn leise bei Namen, da kam er besänftigt ihm entgegengelaufen und betrachtete den nächtlichen Gast mißtrauisch, aber nicht feindselig, da er am Morgen von ihm geliebkos't worden war. Er folgte ihm jedoch auf der Ferse und rieb seine Nase an dem Bein des vorsichtig Schreitenden, wie um ihn zu warnen, daß er nicht durch einen dreisten Streich das gute Einvernehmen stören möge. Peire aber war dicht an den Schäferkarren herangetreten, dessen Thür fest verschlossen war. Er drückte sein Ohr an die Bretterwand und hörte drinnen das ruhige Athmen des schlafenden Mägdleins. In der Hürde wurden die schlummernden Thiere unruhig und hoben ein wenig die Köpfe bei der ungewohnten Störung. Der Hund aber ließ ein kurzes scharfes Knurren vernehmen, das sie versichern sollte, er sei da und sie brauchten sich keine Sorge zu machen. Dann setzte er sich mit gespitzten Ohren zwischen die Deichselstangen des Wägleins, die auf die Erde gestützt waren, und sah starr auf die kleine Thür.

Peire aber, nachdem er eine Weile gewartet, entschloß sich endlich, sacht an das Hänschen zu pochen, worauf es sich im Inneren zu regen begann. Doch erhielt er auf seinen Ruf und die Bitte, ein wenig herauszukommen, da er etwas Wichtiges zu verhandeln habe, keine Antwort. Er wußte indessen, daß man drinnen wach sei, und fieng nun an, eine leidenschaftlich dringende Beichte zu stammeln, zu sagen, daß er keine Ruh' und Rast mehr habe, seit er sie gesehen, und sich hoch und theuer zu verschwören, die Stille der Nacht und die einsame Stätte nicht zu mißbrauchen, um ihr nur die kleinste Huld abzutrotzen, die sie ihm nicht gern gewährte. Diese flüsternde Beschwörung währte eine geraume Zeit, ohne daß man sie aus

Digitized by Google

dem Innern des Kastens der geringsten Erwiderung würdigte. Der verwöhnte Herr, der bei weit vornehmeren Damen schwerlich so lange ohne Erhörung gefleht haben würde, gerieth endlich in hellen Zorn, da er merkte, daß seine nächtliche Rolle noch weniger ehrenvoll ablief als seine morgendliche. Er ließ sich daher von seiner Beschämung verführen, einige Drohungen auszustoßen und den verschlossenen Starrkopf vor seinem Grimm und etwaiger Rache zu warnen. Alsbald klang ein schrilles Pfeifen aus dem stummen Kämmerchen heraus, und im selben Augenblicke sprang Esparviers von seinem Wachtposten hinweg, mit wüthendem Gebell den erschrockenen Nachtschwärmer anspringend, doch ohne noch seine scharfen Zähne zu brauchen. Peire sah wohl ein, daß es nicht ritterlich sein würde, das Jagdmesser, das er im Gürtel trug, gegen das treue Thier zu kehren, vielmehr ein Rückzug mit heiler Haut das Einzige sei, was noch zu retten bliebe. Also fieng er laut und lustig an zu singen, suchte das ungestüme Thier durch Koseworte zu besänftigen und machte sich mit unterdrücktem Ingrimm, indem er der unsichtbaren Herrin eine gute Nacht zurief, hinweg wie der Fuchs vom Taubenschlag, den er fest verwahrt gefunden hat.

Auch hütete er sich wohl, dies nächtliche Abenteuer in Reime zu bringen, zumal eine Pastorelle, in welcher die Hirtin auf alle Fragen und Bitten nicht ein warmes Wort erwidert, etwas Unerhörtes gewesen wäre. Statt dessen machte er seinem mißhandelten Herzen in einigen Strophen Luft, in welchen er die grausame Sprödigkeit des Mägdleins mit Allem verglich, was in der todten und lebendigen Natur als rauh, hart und undurchdringlich bekannt ist, vor Allem aber mit dem Magnetstein, der sein ehernes, gegen alle Weiberlockung festumpanzertes Herz sich auf Schritt und Tritt nachzöge. Diese langentbehrte Uebung der geliebten Dichtkunst goß ein wenig Balsam in seine Wunde und Schlafthau auf seine Augenlider. Doch als er am anderen Morgen das Blatt vor seinem Bette liegen sah, zerriß er es in heftiger Beschämung, daß ein geringes Landkind ihn so weit habe bringen können, und schwur sich feierlich zu, ihr nicht zum dritten Male nachzulaufen, sondern die schwarzen spitzbübischen Augen, die branne, mit blühendem Roth durchschossene Haut und den großen lachenden Mund mit all' seinen blanken Zähnen ein für allemal sich aus dem Sinn zu schlagen.

Nun wollte es leider sein Unstern, daß er auf seinem Abendgange, den er trotzig und seines Eides eingedenk nach der entgegengesetzten Richtung unternahm, schon nach einer kurzen Weile auf eine Wiese zwischen wogenden Kornfeldern gerieth, über welchen ein schwarzer Klumpen, scharf gegen den röthlichen Himmel abgezirkt, ihm schon von Weitem entgegenragte. Wie er das Unwesen näher betrachtete, war es nichts Schlimmeres als ein Schäferkarren, und kein anderer, als der, an dem er in der letzten Nacht sich seinen harten Kopf vergebens wund gestoßen. Richtig saß auch die Eignerin dieses wandelnden Hauses in aller Unschuld auf einer der Deichselstangen, hatte ein Hemd auf den Knieen, das sie zu flicken bemüht war, und winkte zuweilen ihrem getreuen Esparviers mit den Augen, wenn eines der Schafe sich zu lüstern dem Weizenacker näherte. Peire blieb augenblicklich stehen und war noch Manns genug, der Gefahr ausweichen zu wollen. Als er aber sah, daß auch das Mägdlein ihn schon bemerkt hatte und in ein Lachen ausbrach, vermuthlich weil es ihr drollig vorkam, daß sie Beide einander dergestalt erst recht entgegengeflohen waren, däuchte es ihm wenig ehrenvoll, ihr das Feld zu lassen, ohne einen Streich zu wagen; er näherte sich ihr also möglichst unbefangen und führte wieder ein Gespräch mit ihr, das ihn freilich

Digitized by Google

um kein Haar weiter brachte. Da er dieses Geplauder nachher wieder aufschrieb, immer in der Meinung, für den reinen Wein, den sie ihm einschenkte, sei das Gefäß der Dichtung gerade edel genug, mag diese neue Pastorelle hier mitgetheilt werden, obwohl sie in der Verdeutschung Einiges von ihrem Schmelz und Klang verloren hat.

Heut, da ich gieng die Au entlang,
Traf ich die Hirtin wiederum.
Es pocht' ihr wohl das Herzchen bang,
Da querfeldein ich zu ihr sprang,
Doch sah sie hellen Blicks sich um.
Es lachte keck ihr frischer Mund,
Sie blickt' mir bis in Herzensgrund,
Und als ich nahe vor ihr stund,
Nicht allzu lange blieb ich stumm.

„Mägdlein, wie schliefst Du diese Nacht?" —
„Dank, Herr! Wie alle Nacht fürwahr." —
„Doch sag, ein Liebster klopfte sacht;
Was hast Du ihm nicht nicht aufgemacht?" —
„Mir däucht, daß es der Wind nur war:
Ein Weh'n und Wispern her und hin,
Ein Fleh'n und Droh'n aus wind'gem Sinn;
Ein armes Ding, wie ich es bin,
Nimmt sich vor'm Sausewind in Acht." —

„Mägdlein, die Windsbraut wirft Dich um!" —
„Herr, meine Hütte steht wohl fest." —
„Sag', lose Wetterhex' warum
Du nicht von Deinem Trutzen läßt?" —
„O Herr, ein Vöglein warnte mich:
Wohl scheint die Hand im Handschuh zahm
Und kos't und streichelt wonnesam,
Doch wenn sie erst den Dorn Dir nahm,
Dann, Haidenrose, bricht sie Dich." —

„Mägdlein, so treibst Du mit mir Spott?
Und soll ich ohne Hoffnung geh'n?" —
„Herr, hofft auf den barmherz'gen Gott,
Der auch den Sünder will erhöh'n."
„Wann wird's geschehn?" — „Am jüngsten Tag."

„Der ist noch weit!" — „Und Ihr noch jung,
Und habt noch Zeit zur Besserung." —
„So bin ich Dir nicht gut genug?" —
„Herr, mehr verschweig' ich, als ich sag'."

In diesem Tone gieng es noch lange fort, da der Dichter jedes spitze Wort, das seiner schlagfertigen Liebsten entfahren, sorgfältig in sein Herz gedrückt mit forttrug, wie ein weltlicher Sanct Sebastian, der, mit goldenen Pfeilen gespickt, gleichwohl seines Martyriums froh war. Da es aber so ziemlich immer auf dasselbe hinauslief, mag es mit obiger Probe sein Bewenden haben.

Auch verzichten wir darauf, den Fortgang dieses unfruchtbaren Liebeshandels durch die sieben oder acht Tage, die er noch währte, mit umständlicher Chronistenfeder zu schildern oder gar die gereimten Zeugnisse seiner wachsenden Verblendung hier einzuschalten, da dem kühleren Zuschauer nicht jedes Härchen, Fältchen oder Muttermal in Viernetta's bräunlichem Gesicht so wichtig sein kann, wie dem schwärmenden Poeten, der nun einmal glaubte, in diesem schlichten Kinde den Inbegriff alles dessen entdeckt zu haben, was dem Mann am Weibe reizend, tröstlich und nöthig ist: gesunde Jugend und Anmuth, Ehrbarkeit und festen Sinn und dazu einen Mutterwitz, der das gleiche Wesen täglich und stündlich als ein neues erscheinen läßt. Er wurde durch den Verkehr mit ihr je mehr und mehr entflammt und sogar nicht abgekühlt, als sie ihn eines Tages, da Esparviers, im Kampf mit einem großen Metzgerhund verwundet, seitwärts hinter dem Karren lag und seine Herrin mit der verbundenen Pfote nicht beschützen konnte, ziemlich derb erfahren ließ, aus welchem Holz ihr Hirtenstab geschnitzt sei. Denn verstohlener Weise waren seine Lippen ihrer runden Schulter zu nahe gekommen, die ein wenig aus dem Hemd hervorsah. Kaum aber hatte er nur flüchtig die verbotene Frucht berührt, so wurde ihm eine scharfe Buße zu Theil. Das Mädchen blitzte ihn an wie einen Missethäter, dem der Hals nicht mehr sicher auf den Schultern steht, schlug ihm heftig mit ihrem Stecken auf den Arm, der ihre Hüfte umspannen wollte, und zog sich sofort in die feste Burg ihres Schäferkarrens zurück, obwohl der Mond eben erst aufgegangen und die Zeit noch nicht gekommen war, wo sie ihren vornehmen Gesellschafter unerbittlich heimzuschicken pflegte.

Nun versuchte es Peire, durch diesen thätlichen Beweis von der Tugend seiner

Digitized by Google

Liebsten erst recht entzündet, auf eine andere Art, indem er sich an die Mutter wandte, die in einer der ärmsten Hütten des Dorfes ganz allein hauste und sich kümmerlich genug mit Spinnen und Weben durchbrachte. Da er sie an ihrem dürftigen Herde bei einem Lichtspan überraschte und sie ihn als den Vogelsteller, der ihre wilde Taube umschlich, nicht zum freundlichsten empfieng, rückte er sofort, als ob er der erfahrenen Alten gegenüber die Umschweife sparen könne, mit seinem Anerbieten heraus: er wolle die Tosa auf seiner Burg haben, als Beschließerin und Haushälterin über allem Gesinde, da er sie doch einmal seines ritterlichen Standes wegen nicht zu seiner Gemahlin erheben könne. Sie solle es gut haben und allezeit in Ehren bei ihm gehalten werden, und wenn er je, was nicht denkbar sei, eine Hausfrau heimführte, neben der sie keinen Raum haben würde, sollte sie ihr Lebelang versorgt werden, wie es keine Witwe eines Barons besser wünschen könne. Auch die Mutter werde nicht leer ausgehen, wessen zur Bekräftigung er sofort einen kleinen Haufen Goldes gleichsam zum Drangelde für den ehrenwerthen Handel auf die Steine des Herdes legte.

Hier aber gerieth es ihm noch schlechter als bei der Jungen. Denn nachdem die Alte, die ihn erst mit einem festen Kopfschütteln abzuweisen versucht, seine ganze hartnäckige Verrauntheit in diesen Plan inne geworden war, erwachte in ihr eine solche Wuth und Empörung, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, das Gold zusammenraffte und es dem Versucher in's Gesicht warf. Er mußte eilig den Rückzug antreten, denn die Alte, deren kluges und wohlgebildetes Antlitz sich unheimlich verzerrte, schien den Rocken, den sie gerade in Händen hielt, nicht träger zu schwingen als ihre Tochter den Hirtenstab, so daß in der Hütte nicht mehr Ehr' und Gewinn zu hoffen war als auf dem freien Felde.

Am anderen Morgen aber klopfte ein kleiner Bube an Herrn Peire's Thür, der hatte einen Korb am Arme, wie ihn die Kinder tragen, die auf den Landstraßen den verstreuten Hinwurf der Rinder und Schafe auffammeln. In diesem Korbe, den er vor den jungen Baron hinstellte, schickte ihm die Alte das Gold, das gestern in allen Winkeln ihrer Hütte herumgerollt war, und von dem nicht das kleinste Stück fehlte.

Peire rächte sich für diesen Schimpf, indem er den ganzen Inhalt des Korbes dem kleinen Boten schenkte. Es hatte ihn aber so tief gekränkt und gedemüthigt, daß in der That ein Fieber bei ihm ausbrach und er mehrere Tage das Haus nicht verlassen konnte.

Zu dieser Zeit empfieng er den Besuch eines Mönches, der im Lande auf und ab bekannt und überall gern gesehen war, da er mit dem Geschäft des Terminierens für sein Kloster noch ein einträglicheres und menschenfreundlicheres verband. Er suchte nämlich, was er selbst durch sein Gelübde verscherzt hatte, anderen Kindern Gottes zuzuwenden, indem er adeligen Jungfrauen zu Männern und ehescheuen Junggesellen zu Gattinnen verhalf. Da ihn sein geistliches Vagantenthum von Burg zu Burg, von Rittersitz zu Edelhof führte, waren ihm alle mannbaren Töchter von sechzehn bis zu sechsundreißig Jahren bekannt, wie auch die ledigen Candidaten des anderen Geschlechts, und in seinem wohlmeinenden alten Kopfe führte er gleichsam Buch über diese Geschäfte, indem er zwei Listen, einander gegenüber geordnet, beständig vor seinem inneren Auge hatte, wie nach seinem wellklingen Dafürhalten die Jungfrauen und Junggesellen am füglichsten sich paaren sollten.

In diesem Register nun stand seit einiger Zeit der junge Herr von Maensac obenan und ihm gegenüber auf dem Ehrenplatz unter den Fräuleins eine gewisse Germonde von Lomagne, die Erbtochter eines alten, ehrenfesten Hauses, des einzigen, das Peire bei

Digitized by Google

seinem Umritt in der Nachbarschaft geflissentlich übergangen hatte. Er wußte nämlich, daß sein Bruder Austorc dort ein gern gesehener Gast sei, und wollte, ihrer Verabredung gemäß, nicht daran erinnern, daß es einst noch einen zweiten Troubadour gleichen Namens gegeben hatte.

Als nun der Mönch ihn in schwerer Mißlaune, von seinem Fieber kaum genesen, auf dem einsamen Krankenzimmer antraf und sogleich mit seinem Universalmittel gegen alle krankhaften Anfechtungen des jungen Blutes herausrückte, auch die schöne Germonde aus allen Tonarten pries als einen Ausbund ihres Geschlechts, wies ihn der düstere junge Hagestolz zuerst heftig ab, indem er von seinem Bruder zu reden anfieng. Der Mönch aber beruhigte ihn sofort: Austorc sei längst aus Lomagne weggeritten und werde sich schwerlich je wieder dort einfinden, da er inzwischen in Narbonne eine ansehnliche Stellung erlangt und seinen Sinn auf eine Gräfin von Poitiers gerichtet habe. Dessenungeachtet blieb Peire scheinbar taub für alles Zureden des Vermittlers. Sobald aber Dieser achselzuckend sich entfernt hatte, fuhr es ihm durch den Kopf, dies sei vielleicht die beste und sicherste Art, die Verzauberung, in die ihn das Landkind verstrickt, abzuschütteln und von der ziellosen Narrheit zu genesen. Zugleich dünkte es ihm wohlgethan, der Biernetta zu beweisen, welch' ein thörichtes Gänschen sie gewesen, da sie ihren hochgeborenen Liebhaber so verstockt und rauh von sich gewiesen, und wenn sie ihn zur Seite einer schönen Braut den Weg am Flusse hinsprengen und die Geigen und Flöten aus dem hochzeitlichen Schlosse herüberklingen höre, werde sie nachträglich doch wohl etwas wie Reue und Sehnsucht anwandeln.

Um diesen löblichen Vorsatz nicht wieder durch ein zufälliges Begegnen mit ihr zum Wanken zu bringen, ritt er gleich am nächsten Tage nach dem Schloß des Herrn von Lomagne hinüber, wurde dort von Vater und Mutter und dem schönen Fräulein selbst so artig empfangen, daß nicht einmal ein Wort über seine frühere Vernachlässigung fiel, und nicht so viel Tage, als er bei seiner Hirtin verloren, waren in's Land gegangen, als schon die Verlöbnis zu Stande kam und auf Peire's Dringen die Hochzeit auf den nächsten Sonntag über drei Wochen festgesetzt wurde.

Zu solcher Eile bewog den Bräutigam nicht sowohl die Ungeduld einer übergroßen Liebe, die er etwa zu seiner Braut gefaßt hatte, als vielmehr einzig und allein die Rücksicht, daß in der dritten Woche das alljährliche Wiedersehen mit seinem lieben Bruder bevorstand, den er doch bei seiner Feier nicht entbehren wollte. Er hatte seitdem nichts wieder von ihm selbst vernommen, rechnete aber so sicher auf sein Kommen, daß er es nicht für nöthig fand, ihm durch einen Boten, der ihn von Ort zu Ort hätte suchen müssen, die Nachricht von seiner Verlobung und die Einladung zur Hochzeit nachzuschicken.

Die Zeit, die noch dazwischenlag, vergieng ihm durchaus nicht so schleichend und ungeduldig wie sonst einem Liebenden, der den Tag der Erfüllung all' seiner Wünsche kaum erwarten kann. Vielmehr sah er mit wachsender Angst einen Abend nach dem anderen heraufdämmern und wieder einen Markstein auf dem Leidenswege verschwinden, den zu durchwandern er sich selbst verdammt hatte. Nicht daß seine Braut ihm unliebkich erschienen oder ihre Eltern nicht Alles gethan hätten, ihm ihre Genugthuung über seine Wahl zu bezeigen. Obwohl aber Alles so beschaffen war, selbst anspruchsvolleren Wünschen zu genügen, nistete und nagte doch ein brennender Unmuth in seiner Seele.

Denn das wohlgeborene und wohlerzogene schöne Fräulein, das sogar, wie wir heute sagen würden, einige

Digitized by Google

literarische Bildung besaß, da sie etliche Namen und Dichtungen der gefeiertsten Troubadours kannte, vermochte das Bild des wildaufgewachsenen Liebchens nicht aus seinem Herzen zu verdrängen. Während ihm jedes flinke Wort, das von den Lippen der brannen Viernetta erklang, so kostbar schien, als ob sie das arme Kind im Märchen wäre, dem Perlen und Edelsteine aus dem Munde fielen, sobald es ihn zum Sprechen öffnete, schien ihm das Zierlichste, was seine Braut vorbrachte, nicht besser als geschliffene Kiesel oder vergoldete Scheidemünze. Das schöne junge Geschöpf merkte bald, daß sein Freier zuweilen an ihrer Seite in eine böse Zerstreutheit versank, und wenn er daraus geweckt wurde, ihr wie einer völlig fremden Person in's Gesicht starrte. Sie selbst schien zu Anfang nicht allzu froh über diese glänzende Bewerbung gewesen zu sein, nachher aber den besten Willen gefaßt zu haben, ihren Verlobten liebzugewinnen. Da er es ihr nun so unbillig erschwerte, fiel sie gleichfalls in ihre alte kühle Scheu und Unfreude zurück, und so konnte das junge Paar oft halbe Stunden lang so steif und stumm wie zwei geschnitzte Heiligenfiguren am Portal der Kirche nebeneinander sitzen, da es Herrn Peire kaum beim Kommen oder Gehen einfiel, daß er das Recht und sogar die Pflicht erlangt, dieses schöne Mädchenbild zu küssen, ohne daß ein tugendhafter Hirtenstab sich dazwischen drängen durfte.

Das Härteste däuchte ihm aber, daß er in der Nähe seiner Erwählten nie die leiseste Versuchung spürte, den Pact mit seinem Bruder zu umgehen und sein Liebesglück und die Schönheit und Tugend seiner Braut in heimlichen Versen zu verherrlichen. Die Stelle in seinem Inneren, wo ein klingender Quell aufsprudelte, sobald er nur von fern Viernetta's Kopftüchlein hatte flattern oder gar nur den Schweif des guten Esparviers im Grase hin und her wedeln sehen, schien urplötzlich für immer eingetrocknet und mit Nesseln und Dornen überwuchert zu sein.

Doch zeigte er, als wenige Tage vor der Hochzeit sein Bruder Austorc wieder in der alten Burg sich einfand, dem Heimgekehrten ein fröhliches Gesicht, das auch nur zur Hälfte erheuchelt war, da das Wiedersehen ihm seit langer Zeit den ersten warmen Sonnenschein in's Herz leuchten ließ. Auch Austorc, auf dessen Stirn eine trübe Falte sich eingegraben hatte, war sichtlich von Freude bewegt, als er den Bruder umarmte. Er kam in einem stattlichen Aufzuge auf einem Prachtpferde angeritten, da er von jeher auf Glanz der Erscheinung viel gehalten hatte, und erwiderte auf die Frage nach seinen Umständen, daß er alle Ursache habe, mit denselben zufrieden zu sein. „Nun denn," versetzte Peire mit erzwungenem Lächeln, „so ist der Handel uns Beiden nach Wunsch gediehen." Und er erzählte, daß er in dreien Tagen Hochzeit machen wolle und nur auf den Bruder dazu gewartet habe. Dieser wünschte ihm mit aufrichtiger Freude Glück; als er aber nach dem Namen der Braut fragte und vernahm, Germonde von Lomagne werde in Schloß Maensac als Herrin einziehen, erblaßte er plötzlich und mühte sich umsonst, seine Erschütterung zu beherrschen, indem er zugleich verworrene Entschuldigungen stammelte, daß er an der Feier nicht theilnehmen könne, da ihn ein festes Versprechen schon am nächsten Tage wieder zu scheiden zwinge. Er täuschte aber das Auge des Bruders nicht, der nicht eher ruhte, bis er den wahren Grund dieser plötzlichen Unstäte erfahren hatte. Er könne unmöglich den Zuschauer machen, gestand der peinlich Befragte, wenn ein Anderer, und wäre es auch sein liebster Bruder, ein Weib heimführte, das er selbst vergebens umworben, aber noch immer nicht verschmerzt habe. Und nun erzählte er, daß er etliche Monate lang dem Fräulein von Lomagne auf's In-

Digitized by Google

ständigste den Hof gemacht, auch ihre Neigung gewonnen habe, vom Vater aber, der sein einziges Kind keinem hab- und hauslosen höfischen Sänger geben wollen, entschieden und ohne jede Hoffnung abgewiesen worden sei.

Dies hörte Peire in tiefen Gedanken mit an, ohne sogleich etwas zu erwidern. Auch als sein Bruder eifrig betheuerte, er gönne ihm von Herzen das Glück, das ihm selbst versagt geblieben, und werde vielleicht über's Jahr so völlig geheilt sein, daß es ihn kein Herzblut mehr kosten würde, seiner Schwägerin die Hand zu reichen und ihren Erstgeborenen auf den Knieen zu schaukeln, verharrte der Jüngere noch immer in seinem Brüten. Endlich aber, statt hiervon weiter zu reden, that er ganz aus dem Blauen die Frage, wie Austorc es mit seiner Sängerschaft ergangen sei, und ob er in dieser nicht Trost und Ersatz für die verlorene Hoffnung gefunden habe. „O Bruder, versetzte Austorc, Gesang ist wie ein Putz, in welchem ein wohlbekleideter Mensch sich gefallen mag, der aber zum Hohne wird, wenn man der nothdürftigsten Gewande entbehrt. Ich kam mir in meiner Blöße so armselig vor, daß ich mich am liebsten in die Erde verkrochen hätte, statt mich an Höfen zu zeigen und den Kunstreichen zu spielen, da es mir an der Nothdurft meiner armen Seele gebrach. Wäre ich nicht zum Grafen von Narbonne gerathen, der unseren Vater gekannt und hoch gehalten und auch von unserem früheren Singen wußte, wer weiß, welch' ein Ende es noch genommen hätte. Nun hat man mich dort gefüttert, gekleidet und geehrt, immer in Hoffnung, daß die Zeit der Stummheit ein Ende nehmen werde. Auch habe ich das verrostete Saitenspiel jüngst wieder hervorgesucht, um es zu probieren, bin aber erschrocken, wie rauh und unhold es klingt, und Gott mag wissen, ob ich ihm noch jemals wieder einen vollen Ton entlocke. Dies aber soll Dir Dein junges Glück nicht trüben, Bruderherz. Laß mich ziehen und grüß' mir die Frau Schwägerin und sag' ihr nicht, daß ich Dir Einiges vorgewinselt habe. Das Los hat über uns entschieden, nun muß Jeder das Seine hinnehmen."

„Bruder," sagte Peire und hielt ihn am Arme fest, „und wenn das Los nun ein blinder dummer Spuk oder ein boshafter Teufel gewesen wäre, der in den ehrlichen alten Hund gefahren, um uns Beide zum Narren zu halten? Was unter redlichen Kaufleuten und Geschäftsfreunden geschieht, daß ein Handel, der beide Theile reut, rückgängig gemacht wird, das sollte unter Brüdern nicht möglich werden?" — Da sah ihn Austorc betroffen an. Peire aber fuhr fort und setzte ihm auseinander, daß er selbst zum seßhaften Burgherrn so wenig tauge, wie Austorc am fahrenden Poetenthum bisher Geschmack gefunden und daß er ihm einen ehrlichen Handel anbiete: er wolle ihm seinen Gesang wieder abkaufen gegen Schloß und Herrschaft Maensac nebst allen Steuern, Gaben und Vortheilen, die daran hiengen.

„O Bruder," seufzte der Aeltere, „was ist mir jetzt die Burg unserer Väter? Eine Nuß, aus der man den Kern herausgebrochen, da ich als ein lediger Mann hier meine öden Tage zubringen soll. Du aber, wie magst Du denken, wenn Du die Herrschaft verloren, die Braut zu behalten, die man, wie ich Dir ja gesagt, keinem Landfahrer gönnen will?"

Hierauf umarmte Peire seinen Bruder lachend und bat ihn, er möge dies seine Sorge sein lassen, überhaupt sich alles weiteren Nachdenkens entschlagen und nur geloben, die nächsten drei Tage noch auf der Burg auszuharren. Als Austorc sich dem gefügt, vergieng den Brüdern der Rest des Tages in großer Herzlichkeit bei einem guten Trunk und traulichen Gesprächen.

Am anderen Morgen aber, da der Aeltere sich spät erhob und nach dem Hausherrn fragte, erfuhr er, daß Peire

Digitized by Google

schon früh hinweggeritten sei. Doch hatte er Niemand gesagt, wohin. Er kam aber diesen ganzen Tag nicht wieder, denn der Weg nach Lomagne war eine halbe Tagereise weit, und er hatte dort die Braut abzuholen, die sich mit Eltern und Brautjungfern, Knechten und Mägden und der ganzen Ausstattung nicht so im Handumdrehen auf's Pferd setzen ließ.

Ehe es aber so weit kam, wollte der Bräutigam noch einmal die Herzen prüfen. Er nahm eine verlegene Miene an und erzählte mit niedergeschlagenen Augen seinen Schwiegereltern in Gegenwart ihrer Tochter, daß sein Bruder zur Hochzeit gekommen und ihn daran erinnert habe, wie sie durch einen brüderlichen Vertrag sich verbunden, abwechselnd Jahr um Jahr sich den Besitz der Burg wieder abzutreten. Es sei ihm dies ganz aus dem Gedächtnis geschwunden und er nun genöthigt, seine junge Frau gleich nach der Hochzeit mit auf die Wanderung zu nehmen, was ihr aber hoffentlich nicht unlieb sein werde, da es die lustigste Lebensart von der Welt und für junge Leute ersprießlicher sei, als von Anfang an in dem gleichen alten Familiensitz zu hocken.

Er sah an der Wirkung dieser Rede, sowohl auf die Eltern als auf seine Verlobte, daß es allen Theilen weit mehr um das Schloß und die Herrschaft Maensac, als um den Besitzer derselben zu thun sei, ja an den Thränen, die schon im Begriff waren, aus Germonde's blauen Augen vorzubrechen, daß diese, selbst wenn Alles gleich gestanden, dem früheren Bewerber bei Weitem den Vorzug gegeben hätte und jetzt dem bitteren Gedanken nachhing, Austore abgewiesen zu haben, ohne dadurch zu einer standesgemäßen Versorgung gelangt zu sein. Da dies Alles war, was Peire zu wissen begehrte, ließ er die betroffene Familie nicht lange in der peinlichen Lage, sondern erklärte mit lachendem Munde, es sei Alles nur ein Scherz gewesen, Maensac werde hinfort nicht mehr den Herrn wechseln und jedenfalls die schöne Germonde nur des Schloßherrn Gattin werden, da sie viel zu gut und kostbar sei für einen singenden Vaganten, der nicht habe, wo er sein Haupt hinlege.

Was hierauf folgte, ist so leicht zu errathen, daß es mit wenigen Worten berichtet werden mag. Als der schimmernde Hochzeitszug der Burg sich nahte, wo Austore einsam zwischen Bangen und Hoffen zurückgeblieben war, gedachte dieser noch im letzten Augenblick sich davonzuschleichen. Aber gerade an der Schwelle des Thors stieß er auf die festliche Cavalcade und mußte nun stehen bleiben und sich geberden, als sei er zum Empfang des jungen Paares ihm so weit entgegengekommen. Peire aber sprang alsbald aus dem Sattel, führte das Pferd, das die Verlobte trug, dem Bruder entgegen und sagte so laut, daß Alle es vernehmen konnten: „Hier, lieber Bruder, bringe ich Dir Deine liebe Braut, bei der ich nur den Freiwerber für Dich gemacht. Denn da Du nun für alle Zeit der einzige erbgesessene Herr von Maensac sein wirst, die schöne Blume dieses Landes aber nur blühen kann, wenn sie in fester Erde eingepflanzt und von einem dauerhaften Sonnenschein erwärmt wird, so hast Du allein dieses Glück verdient, welches ich Dir aus brüderlichem Herzen gönne, nur bittend, daß Ihr in der Halle unserer Väter ein warmes Plätzchen offen halten wollt, wenn ein umgetriebener Landstreicher einmal danach verlangt, an Eurem Herde sich die Hände und das Herz zu wärmen."

Wir schweigen von dem frohen Aufsehen und Tumult, dem Lachen und Weinen, Kopfschütteln und Umhalsen, das diese Worte hervorriefen. Als der Sturm sich aber ein wenig gelegt hatte, sah man, daß er nichts in Verwirrung gebracht, vielmehr Alles an seinen richtigen Platz gerückt hatte. Und so wurde unverzüglich, und ohne

Digitized by Google

daß von irgend einer Seite Einsprache geschehen, die Trauung in der Schloßkapelle vollzogen, und als Peire bei der hochzeitlichen Tafel der Neuvermählten gegenüberfaß, statt, wie sie noch gestern gedacht, an seiner Seite, grüßte ihn über den Rücken des gebratenen Pfauen hinüber ihr Blick so holdselig und warm, wie er sich's aus der ganzen Brautzeit nicht entsinnen konnte.

Er war auch selbst so guter Dinge wie lange nicht, trank mit Maßen von dem süßen Hochzeitswein, plauderte aber unaufhörlich, als wäre er in einem frühzeitigen Rausch befangen, und trug zum Nachtisch ein Brautlied vor, das er auf das Glück des jungen Paares erst über Tische gedichtet hatte, wozu die Musikanten nach jeder Strophe einen lieblichen Refrain geigten. Als dann aber die Tafel aufgehoben war und der Tanz beginnen sollte, stahl er sich nach einem flüchtigen Händedruck von dem glückseligen Bruder fort, winkte einen der Knechte herbei, dem er einen heimlichen Auftrag gab, und wandelte dann, nichts mit hinwegnehmend als einen Beutel mit Gold, so viel vorm Jahre Austorc davongetragen, in den dämmernden Abend hinein, ohne jeden Kummer, daß er diese Stätten, die ihn als Herrn gesehen, hinfort nur als Gast wieder betreten sollte.

Auch besann er sich keinen Augenblick, wohin er seine Schritte wenden sollte. Da er zu Mittag den Brautzug nach dem Schlosse geführt hatte, war er an einem mageren Grasanger vorbeigekommen, fernab von den guten Weideplätzen des Dorfes. Hier stand unfern von der Straße eine uralte Kapelle, die das Galgenkapellchen hieß, weil der Weg nach dem Richtplatz an ihr vorüberführte. Hatte man nun einen Armensünder abgethan und kehrte von der Execution zurück, so pflegte man hier bei dem Heiligthum anzuhalten und ein paar stille Vaterunser für die Seele des soeben Gerichteten zu beten. Um dieses schlichte Gotteshäuschen herum hatte Peire die Schafe seiner geliebten Hirtin weiden sehen, ihren Schäferkarren aber und sie selbst konnte er nicht erspähen und vermuthete nur, daß sie sich hinter dem wilden Lorbeerbusch, der den Rücken der Kapelle überwucherte, verborgen hielt, um den Zug zu sehen, ohne sich selber sehen zu lassen. Auch war ein Laut von daher gedrungen, wie eines knurrenden Hundes, dem man das Maul zuhält, um ihn still zu machen. Desto lauter hatten die Schafe, die mit sichtbarem Mißvergnügen das saure Gras abnagten, die prachtvollen Menschen und Pferde angeblökt.

Nun sank die Nacht schon herein, und im nahen Busch fieng eine Nachtigall an so weich und schmachtend zu schlagen, daß dem einsamen Ritter das Herz vor Sehnsucht und stiller Wonne schwoll. Zugleich aber war es ihm nicht ganz geheuer dabei, daß er jetzt vor das schlichte Kind hintreten und es auf Tod und Leben befragen sollte, wie es zu ihm gesinnt sei. Denn es stand ihm in seinen Gedanken so hoch wie das vornehmste Edelfräulein, und viel weniger hatte er sich vor einem Korb gefürchtet, als er bei der schönen Germonde sein Gewerbe anbrachte, denn jetzt, da er Hand und Herz der Hirtin anzubieten kam. Wie er aber dem Kapellchen ganz nahe gekommen war, sah er Vierunetta auf der kleinen Bank davor eingeschlafen, und sie schien ihm jetzt, obwohl er von all' den hochzeitlich geschmückten Damen kam, noch tausendmal lieblicher als je zuvor. Sie hatte ein Stück schwarzes Brot in der Hand, in welches sie eben eingebissen zu haben schien, ehe sie, von kummervollen Gedanken abgelenkt, darüber einschlief. Denn auf ihren bräunlichen Wangen schimmerte es wie ein leichter Thau, und im Schlaf erschütterte dann und wann ein Schluchzen ihre junge Brust, und das Hemd, das sie verhüllte, schien naß geweint. Esparviers hatte sich wedelnd herangeschlichen, als

Digitized by Google

ob er seinen wohlbekannten alten Freund fragen wollte, was der Herrin denn so das Herz abdrücke. Der aber betrachtete gerührt das gute Wesen und wagte nicht gleich, sie zu wecken. Als er sich aber sacht neben sie auf die Bank setzte, fuhr sie erschrocken auf und wollte, da sie ihn erkannte, hinwegeilen. Er hielt sie aber sanft und nöthigte sie, wieder neben ihm niederzusitzen, worauf eine gute Weile Keines ein Wort sprach. Er sah wohl, daß ihre Augen trübe waren, und ihre alte Munterkeit hatte sie ganz verlassen.

„Herr," sagte sie endlich, „was suchet Ihr hier außen?"

„Meine Frau!" versetzte er.

„Da müßt Ihr in's Hochzeitshaus zurückkehren."

„Das will ich auch, Viernetta. Du aber sollst mich begleiten; denn es ist kein Hochzeitshaus, worin die Braut fehlt."

„Herr, sie ist droben auf dem Schloß und wird Euch vermissen."

„Nein, Kind, sie ist hier beim Galgenkapellchen, und ich merke freilich, daß sie mich ein wenig vermißt hat, da ihre Augen noch roth sind vom Weinen."

„Ihr spottet meiner," sagte die Hirtin, das Gesicht ganz in Glut getaucht, und stand hastig auf. „Komm, Esparviers, hier ist nicht unseres Bleibens. Man verfolgt uns selbst an diesem armen Orte."

„Und wird Euch bis an's Ende der Welt verfolgen, wenn Ihr nicht stille haltet und dem Sausewind erlaubt, Euch die Wange zu streicheln. So wahr mir Gott helfe, Viernetta, ich bin hier, um Dich zu fragen, ob Du mich zum Manne willst?"

Sie blitzte ihn zornig an. „Denkt, was Ihr vor wenig Stunden eine Andere gefragt habt," sagte sie. „Lasset mich gehen!"

Er lachte übermüthig und haschte ihre Hand. „Die Andere hat mich nicht gewollt," sagte er, „weil mein Bruder ihr lieber war. Wirst Du nun einem armen Verstoßenen, der Hab' und Haus verloren hat, Deine Thür weisen, oder willst ihm aus christlichem Erbarmen einen Unterschlupf gönnen in Deinem Herzen und Deine Hirtenstreu mit ihm theilen?"

Sie war todtenbleich geworden und stand sprachlos vor ihm. Auch hatte sie nicht Zeit sich auf eine Antwort zu besinnen, denn eben jetzt kam der Abt des nahen Cistercienserklosters, der die Trauung des Herrn Austore mit der schönen Germonde vollzogen, auf seinem kleinen Pferdchen dahergetrabt, einen Knaben hinter sich auf der Kruppe, der ihm als Ministrant gedient hatte. Er pflegte von allen Hochzeiten sich zu entfernen, sobald die Musik den ersten Reigen zu spielen begann. Nun war er sehr erstaunt, sich plötzlich anrufen zu hören, und noch mehr, als er Herrn Peire erkannte, der, das ländliche Mädchen an der Hand, vor der Kapelle stehend also zu ihm sagte:

„Hochwürdiger Herr, ich bitte Euch, daß Ihr, eh' Ihr weiterreitet, noch ein anderes junges Paar zusammengebt: mich, den jüngeren Herrn von Maensac, einen fahrenden Poeten seines Zeichens, und dies Euch wohlbekannte Mägdlein, dem Ihr oft genug die Beichte abgenommen habt, um zu wissen, daß sie eines weit besseren Mannes wert wäre. Da nun aber keiner zur Stelle ist und gegenwärtig Peire von Maensac sie so herzlich liebt, wie er von ihr wiedergeliebt wird, so waltet Eures heiligen Amtes und macht aus uns Zweien *eine* Creatur und sprechet Euren Segen über uns. Amen!"

Der Abt, der anfangs glaubte, Herr Peire rede in der Weinlaune und wolle seiner Vermittlung sich zu unehrbarer Posse bedienen, suchte Ausflüchte, die jedoch der Liebende mit festem Betragen zu Schanden machte. Der kleine geistliche Knabe und ein Dorfmädchen, das zufällig des Weges kam, mußten als Zeugen dienen, und

Digitized by Google

so wurde vor dem hölzernen Bilde des Gekreuzigten in dem Galgenkapellchen der edle Herr von Maensac mit seiner Schäferin, wie sie gieng und stand, unauflöslich verbunden.

„Ich dank' Euch, hochwürdiger Herr," sagte der junge Ehemann, nachdem er seine Braut umarmt und dem Abt die Hand geküßt hatte. „Und hier habt Ihr eine Gabe für die Armen Eures Klosters, so gut ein fahrender Mann es hat und vermag. Jetzt aber wollen wir uns noch einen anderen Segen holen."

Er beschenkte auch den Knaben und Viernetta's Brautjungfer, der diese die Sorge für ihre Herde übertrug, nahm dann seine junge Frau unter den Arm und wanderte mit ihr über die Wiesen und durch den Wald dem Häuschen zu, das Viernetta's Mutter bewohnte. Als sie aber dort eintraten, fanden sie die alte Frau vor einem Tische stehend, auf dem ein reiches Mahl aufgetragen war in silbernen Schüsseln, von Kerzen erleuchtet, die in silbernen Armleuchtern brannten. Dies Alles hatte der Diener, auf Peire's Befehl, heimlich nach der Hütte geschafft und der Alten kein Wort dazu sagen dürfen, so daß diese noch von ihrem Staunen sich nicht hatte erholen können. Wie nun das junge Paar bei ihr eintrat und sie Alles begriff, wurde sie durch das unverhoffte Glück ihres Kindes völlig verjüngt und floß unerschöpflich von munteren Reden über, während die Tochter ihren Mutterwitz plötzlich eingebüßt zu haben schien. Auch war die junge Frau kaum zu bewegen, etwas von den Speisen anzurühren oder aus einem Becher zu nippen, während die Mutter ihrem Eidam zu beweisen suchte, daß sie sich wohl auf Lebensart verstände, wenn sie ihn auch bei seinem ersten Besuch so unhöflich abgewiesen. Also blieben die Drei einträchtig beisammen, bis es nahe an Mitternacht gieng. Dann stand Herr Peire auf, und die Alte fragte, wo sie denn zu nächtigen gedächten; in der Hütte sei schwerlich ein schickliches Brautbett zu rüsten.

„Wir gehen nach Hause," versetzte Peire lachend. „Meine liebe Frau hat ja ein eigenes Dach, unter dem wird wohl auch Platz für ihren Gatten sein."

Damit verabschiedete er sich von der Schwiegermutter, umfaßte seine Liebste und wandelte mit ihr zum Dorf hinaus unter allerlei halblauten, scherzenden Reden, auf welche sie die Antwort schuldig blieb. Die Sterne flackerten hoch am Himmel wie hunderttausend Hochzeitsfackeln, und der Wind, der über das schlafende Land hinstrich, harfte ein Brautlied in den hohen Wipfeln. „Horch!" sagte Peire, „klingt es nicht lustiger und feierlicher als alle Flöten und Geigen auf Schloß Maensac?" — Sie aber schwieg und drückte sich zitternd an ihn. Dann verbrachten sie die Nacht in dem Schäferkarren, der einsam auf dem Hügel stehen geblieben war; denn selbst der treue Esparviers konnte sie dort nicht bewillkommnen, da er die Herde nicht verlassen hatte. Sie wohnten aber in dem engen Häuschen drei Tage und drei Nächte, und es däuchte ihnen, als ob sie es mit keinem Schlosse vertauschen möchten. Als dann eine andere Hirtin gefunden war, zog Peire mit seinem jungen Weibe, das nun die Sprache und das Lachen und ihren Gesang wiedergefunden hatte, aus der Gegend hinweg, wo nach und nach seine Heirat ruchbar geworden war und Neugierige kamen, das seltsame Schäferglück zu begaffen. So lange der Sommer noch währte, dachte er nicht daran, sich irgendwo seßhaft zu machen. Er wollte seiner Frau Liebsten, die nie über das nächste Weideland hinausgekommen war, erst ein Stück Welt zeigen, und so ward er der Erfinder der sogenannten Hochzeitsreise, die dazumal noch durchaus nicht im Brauche war. Er war dabei so guter Dinge, daß er fast immer im Wandern dichtete und sang. Die

Digitized by Google

Schlösser der Vornehmen aber vermied er, hielt sich dafür in den Herbergen, wenn er gute Gesellen dort traf, nicht für zu kostbar, ihnen einen Lied zum Besten zu geben, das neueste, das ihm unterwegs eingefallen war, und erwarb sich überall große Gunst. Damit aber auch Viernetta ihre Kunst zeigen könne, hatte er ein paar Gesätzlein gedichtet, bei denen sie die zweite Stimme sang und den Refrain dazwischen, der in nichts Anderem als in Vogelstimmen bestand. Das klang nun folgendermaßen:

Wenn Busch und Hain von Liedern klingt,
Tiriwitt! Kuku! Tirili!
Die Nachtigall im Flieder singt,
Tjo tjo! Zikküh! Zikküh!
Wer da noch hockt und Grillen fängt.
Sein Hüttlein nicht in's Blaue schwenkt,
Der ist ein Narr, daß Gott erbarm'!
Die Drossel spottet: Narr! wie arm!
Der Häher höhnt ihn spät und früh:
Hehe! Tiriwitt! Zikküh!

Ich gieng des Morgens durch den Hain,
Tiriwitt! Kuku! Tirili!
Da saß und sang ein Mägdelein,
Tjo tjo! Zikküh! Zikküh!
Ich frug sie: „Holde Schäferin,
Bist Du mir gut, wie ich Dir bin?“ —
Und sie: „Du Narr, daß Gott erbarm'!
Bist mir zu schlecht, bist mir zu arm,“
Die Drossel spottet spät und früh —
Hoho! Tiriwitt! Zikküh!

Da rief ich einen Priester an:
Tiriwitt! Kuku! Tirili!
„O hilf mir, heil'ger Gottesmann!“
Tjo tjo! Zikküh! Zikküh!
Er sprach: „Du Narr, daß Gott erbarm'!
Nimm flugs das Mägdlein in den Arm,
Mein Segen macht aus Euch ein Paar,
Und Niemand spottet mehr: Du Narr!
Nun herze sie so spät wie früh!“
Hehe! Tiriwitt! Zikküh!

In diesem harmlosen Schelmenliedchen haben wir zugleich eine Probe gegeben von Herrn Peire's Dichtungsart, mit welcher er sich die Gunst der guten Bürger und kleinen Leute eroberte, so daß seine Reise durch das Land ihm so viel Freuden und Ehren brachte, wie er als ein höfischer Sänger zuvor nie erlangt hatte. Als aber der Winter kam und sein Weib überdies nicht mehr so leichtfüßig neben ihm her schritt, auch das Reisegeld auf die Neige zu gehen drohte, miethete er mit dem Reste seiner Barschaft ein Häuschen in einer kleinen Stadt und sandte der Schwiegermutter Botschaft, daß sie kommen und Tochter und Enkelkind pflegen möge. Er selbst begann wieder beim Adel des Landes als ein richtiger Troubadour zu erscheinen, der um der wunderlichen Abenteuer willen, die von ihm verlauteten, eher besser als übler aufgenommen wurde. Denn viele von den Edeldamen, Gräfinnen und Vizegräfinnen sahen es als eine Ehrensache an, den edlen Herrn von Maensac seiner niedrigen Gefährtin abspenstig zu machen. Nun ließ sich Peire zwar alle Gunst und zuvorkommende Güte wohl gefallen, zeigte sich dankbar dafür, indem er im besten Stil der Courtoisie Canzonen dichtete, die den schönen Frauen alles Süße und Ehrerbietige nachsagten, hütete sich aber wohl, sich mit seinem Herzen und seiner Person in eines der Netze verlocken zu lassen, die ihm zahlreich gestellt wurden. Vielmehr, sobald der Frühling wiederkam, verschwand er plötzlich, auch wo ihm am sanftesten gebettet war, und erschien in dem bescheidenen Hause seiner Viernetta, der er die reichen Gaben seiner vornehmen Gönner in den Schoß schüttete. Er wußte, daß sie ihn immer in gleicher Lieb' und Treue erwartete und die Kinder, die sie ihm geboren, so wachsam behütete, wie vor Zeiten die Schafe auf ihrer heimatlichen Flur. Und als er endlich in hohen Jahren starb und seine alte Frau ihm die Augen zudrückte, lag ein lächelnder Frieden auf seinem Gesicht, zum Zeugnis dafür, daß er es lebenslang nicht bereut hatte, ein ritterliches Schloß und eine stolze Braut hingegeben zu haben, um ein treues Herz und einen freien Gesang dafür einzutauschen.

Digitized by Google

Paul Heyse

in seinen neuesten Novellen und Dramen.

Wer großer Leidenschaften fähig ist und sie zu bezähmen weiß, der ist ein bedeutender Mensch. Das gilt auch für den Dichter.

Da sind ihrer, die können Alles — haben für Alles so viel Interesse, um damit ein leichtes Spiel zu treiben, und Alles ist ihnen so gleichgiltig, um es mit graciöser Objectivität behandeln zu können. Sie bleiben stets auf dem Niveau, verfügen über das lose Geplauder des Salons, eine Sprache, die von den Durchschnittsmenschen aller Classen leicht verstanden wird. Sie verstehen ihre Leute stets zu unterhalten, zu rühren selten, zu erschüttern niemals, denn davor scheuen sich die Leser. — Diese Schriftsteller haben ein großes Publikum.

Eine zweite Gattung, das sind die Kraftgenies. Da gibt's Drang und Sturm und Leidenschaft in Massen. Ihre Dichtungen entstehen aus innerer elementarer Nothwendigkeit, sie verstehen zu erschüttern wie ein Erdbeben und werden selbst mit erschüttert; der Gaul geht mit ihnen durch und wirft sie vielleicht ab auf einer Sandfläche. Poeten dieser Gattung werden gewöhnlich von einzelnen Zeitgenossen in den Himmel erhoben, haben jedoch immer nur einen beschränkten Lesekreis.

Endlich gibt es — und deren sind sehr wenige — Solche, die wohl mit ihrem heißen Herzblute schaffen, aber stets die Gewalt eindämmen, bevor sie brutal und häßlich wird. Solche sind großer Leidenschaften fähig und im Stande, sie zu besiegen, daß Heiteres nicht lächerlich, Erschütterndes nicht zerstörend wird, daß eine dem Gemüthe wohlthuende Ebenmäßigkeit entsteht, genannt: Schönheit. Diese Künstler haben das größte und beständigste Publikum, wie es auch nicht anders sein kann.

Es wird oft geklagt, daß wir so viele Novellenschreiber und so wenige Novellisten haben. Aber daran ist doch nichts zu beklagen; wer sollte Ersteren nicht ein kurzes Gaukeln im Sonnenlichte gönnen, sie gehen ja bald schlafen; die Letzteren, sie mögen eine Weile im Verborgenen blühen oder rasch aufkommen, bestehen und werden der Literatur einverleibt. Wer denkt hier nicht in erster Linie an Paul Heyse!

Ich habe mich erst spät an diesen Schriftsteller gemacht; mir wurde immer gesagt, das sei ein „Geleckter", ein „Geschniegelter", bei dem die Form Hauptsache, Einer für den Literaturprofessor und das Boudoir. Das war freilich abschreckend genug. Doch man will auch einmal diese Gattung besehen und sich aus eigener Erfahrung das Urtheil bilden. Prost Mahlzeit! Da ist Einer belehrt worden! Die ersten Seiten, richtig, die waren ganz auffallend glatt, bald jedoch begann dieser feine, ruhige Fluß des Wortes zu wirken, denn jede Zeile war gehaltvoll; bedeutende Gedanken und Ereignisse packen den Feinfühligen um so fester, je schlichter und einfacher sie dargestellt werden. Ich hatte mich hierin an Adalbert Stifter und an Goethe gebildet. Früher hatte auch ich Gefallen gefunden an der unruhigen, nervösen, nach Geist und Effect haschenden Manier, die den Franzosen kleiden mag, für unsere deutsche Sprache und Innigkeit aber nichts ist.

Digitized by Google

Dieselbe Ebenmäßigkeit wie in der Sprache finden wir bei Heyse auch in der Durchführung der Charaktere, in der Schürzung und Lösung des Knotens, in der Darstellung der Katastrophe. Das ist aber von diesem Dichter wohl schon tausendmal gesagt worden. Seltener betont an Paul Heyse ist die Reinheit seiner sittlichen Grundsätze, das Weiche, Liebevolle in seiner Weltanschauung. Das Harte und Schroffe vermeidet er möglichst und mit dem Sanften erzielt er um so größere Rührung. In der Novelle „Siechentrost" kommt eine hübsche Braut vor, deren Putzsucht, Koketterie und Flachheit so empörend ist, daß der junge, sonst sanftgeartete Bräutigam selbst mehrmals Anwandlungen von Zorn spürt. Der Leser dürstet ordentlich nach einem kräftigen Losbrechen dieses Zornes, aber es geschieht nicht. Der Dichter verpufft sein Pulver und die Spannung des Lesers nicht so billig; statt unserer Empörung momentan zu schmeicheln, erschüttert er später mit demselben Faden unser Herz. Er will ja nicht Leidenschaften anstacheln, sondern Verirrungen tragisch büßen lassen. Paul Heyse hält noch viel auf die Gerechtigkeit; ob sie im Leben immer zu Ehren kommt, oder nicht, was kann er dafür! in seinen Dichtungen führt er sie durch, so gut als möglich. Zola da hinten mag alle möglichen Schandthaten der Menschen in die Welt hinauszetern, angeblich um den Leuten davor einen Abscheu einzuflößen; unser deutscher Heyse hält es so: durch die nackte und ungestrafte Darstellung des Lasters macht man die Menschen mit dem Laster nur vertraut; ihre *guten* Seiten und das Weltprincip der Gerechtigkeit muß man ihnen immer und immer wieder zeigen, wenn sie nicht an sich verzweifeln sollen.

Uebrigens ist dieser Novellist doch nichts weniger als ein Moralprediger; seine Freude ist die psychologische Entwicklung der handelnden Personen; die steht im Vordergrund. Gerne stellt er sich psychologische Probleme, die er freilich oft nur mit den raffiniertesten Mitteln der Philosophie, und auch mit diesen manchmal nur kümmerlich zu lösen weiß. Dabei geht das Herz des Lesers freilich leer aus, hingegen hat der Kopf vollauf zu thun. Widerlich wird diese Manier aber erst recht bei Heyse's Nachahmern, die vor lauter psychologischen Spitzfindigkeiten nicht selten den hellsten Unsinn zusammenschreiben, dabei aber aus solchem Idealismus oft jämmerlich in den schmutzigsten Materialismus verfallen und Alles beschreiben, nur das tief innere Pulsieren des Lebens nicht.

Am meisten fällt mir bei Heyse auf, daß er mit Vorliebe schwache, weichmüthige Männer und starke, energische Frauen schildert. Es mag ja wahr sein, daß die Geschicke der Männer von Frauen geleitet werden, aber meiner Erfahrung nach beherrschen uns die Frauen unbewußt auf sinnlichem Wege und nicht auf intellectuellem.

Wollen sie uns beherrschen, so schlagen sie dazu gewöhnlich verfehlte Mittel an und erst, wenn sie uns zu unterliegen wähnen, oder wenn sie sich in holder Demuth vor uns beugen, beherrschen sie uns wirklich.

So geht es aber bei den Heyse'schen Frauen selten vor sich. Hier ist der sonst tüchtige Mann oft das unwürdige Spielzeug der Frau und ganz allein sie führt ihn und entscheidet es, ob er siegen oder fallen wird.

Das „Buch der Freundschaft" von Paul Heyse, neue Folge (Wilhelm Hertz in Berlin, 1884) hat mich zu gegenwärtiger kleiner Betrachtung angeregt. Es ist wieder ein glänzendes Buch. Als siebzehnte Sammlung der Novellen birgt es überraschend viel echte, liebenswürdige und kräftige Jugendlichkeit. Es ist erquickend, nach schwerer Tagesarbeit des Roman- und Novellenlesens *diese* Lectüre zu genießen. Die erste Perle derselben ist der „Siechentrost". Diese Erzählung

Digitized by Google

gehört zu den herrlichsten, Früchten Heyse'scher Dichtung. Ein junger Kaufmannssohn hängt sich an einen als verpestet verschrienen Greis aus dem einen Grunde, weil diesem Unrecht geschieht und er trotzdem die personificierte Menschenliebe ist. Er verläßt seine Eltern, seine Habe, wendet sich von aller lockenden Welt und einer schönen Zukunft ab und folgt dem Greise aus Liebe zur selbstlosen Menschenliebe.

Diese Novelle könnte eine Parabel im Evangelium sein, so groß ist sie. Und die Auslegung, daß nicht bloß in Pesthäusern die Siechen sind, sondern daß die Menschen alle an ihren Fehlern, Schwächen, an Hang nach Irdischem, Nichtigem siechen und hinsiechen, daß sie daher alle erbarmenswert und hilfsbedürftig sind und wert einer Aufrichtung und Labnis durch Kunst und göttliche Ideale — diese Auslegung zeigt uns des Dichters Weltanschauung von der edelsten Seite. Es werden Jahre vergehen, bis mich wieder etwas in dem Maße bewegt und erhebt, als es diese Erzählung gethan.

Um so weltlicher und ungestümer ist die Novelle: „Die schwarze Jakobe". Eine eigenthümliche Geschichte! Ein ideal angelegtes, zartbenervtes Fräulein der Welt verliebt sich leidenschaftlich und unverbrüchlich in ein Landmädchen, das eine schlechte Tochter, eine schlechte Mutter, eine bestrafte Diebin, eine zügellose Landstreicherin war, ja noch etwas Schlimmeres — das Schlimmste, was ein Weib werden kann und was ihr von ihrem eigenen Geschlechte am bittersten verdacht zu werden pflegt. Die Geschichte dieser rührenden Liebe sucht den Beweis zu erbringen, daß die Freundschaft ein elementarer Naturtrieb ist, ohne sinnlichen, egoistischen Zug besteht und doch unverantwortlich und unergründlich ist wie jene Gewalt, die Mann und Weib in blinder Leidenschaft zueinanderzieht.

Unsere landläufigen Freundschaften sind damit freilich nicht gemeint; es gibt nicht viele Naturen, die jener dämonisch-großen Freundschaft fähig oder bedürftig sind. Zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes — sagt man — soll sie gar nicht möglich sein. Davon ein artiges Beispiel liefert Paul Heyse in seinem „Buch der Freundschaft" durch die dritte Novelle: „Gute Kameraden."

Aber da haben wir wieder unser männlich energisches Paul Heyse-Weib. Die Geschichte spielt in Rom zwischen einem deutschen Fräulein und einem deutschen Ehemann. Das sind die guten Kameraden, zwei kreuzbrave Leute. Aber wie gefährlich eine solche Kameradschaft ausfallen kann, das wollen wir hier weiter nicht berühren. Frischester, oft übermüthiger Humor weht durch die Geschichte, aber zum Schlusse derselben sind uns die Augen naß.

Den Schluß des Bandes bildet ein prächtiges Lustspiel. Warum stehen solche Stücke, wie dieses: „Im Bunde der Dritte" nicht auf den Repertoires unserer Theater? sie sind ja zehnmal frischer und anmuthiger als manch' Anderes, was Männern die Zorn- und Frauen die Schamröthe in's Gesicht treiben müßte, wenn wir an derlei öffentliche Schaustellungen nicht schon zu sehr gewöhnt wären. Ja, wenn das Stück „Der Hausfreund" hieße und aus dem Französischen wäre! Dieser Dritte im Bunde ist ja wirklich auch ein Hausfreund, und zwar ein nicht ganz unbedenklicher, den ich mir kaum so ruhig, wie der Regierungsassessor Haller gefallen ließe. Aber was thut die liebenswürdige Frau Assessorin eines Tages? Sie verlobt ihn mit Paul Heyse'scher Frauenenergie an ihre Freundin. Es gibt manchen guten Spaß dabei; der beste — nach französischer Auffassung — fehlt freilich.

Ein eben auch erst vor Kurzem bei W. Hertz in Berlin erschienenes Schauspiel dieses Autors: „Das Recht des Stärkeren" muthet mich nicht be-

Digitized by Google

sonders an. Im Dialog ist es stellenweise bewundernswert, in der Handlung frage ich ein paarmal nach der bei Heyse gewohnten psychologischen Wahrheit, die im Drama freilich schwerer zu motivieren ist, als in epischer Form. Die Trägerin der Handlung ist in diesem Schauspiele wieder das Paul Heyse'sche Kraftweib mit dem Wahlspruch: „Die größte Sünde ist, seine Seele knechten lassen." Und echt Heyse'sch ist auch eine männliche Gestalt, ein Geschichtsprofessor, welcher stets nur gewohnt ist, „der historischen Entwicklung zuzusehen" und dabei überall zu kurz kommt. Eine gar wunderliche Figur ist die verzogene Tochter eines indischen Nabob, die mit kindischem Ungestüm einen Bräutigam haben will und sich schließlich mit einer entdeckten Mutter zufrieden gibt. Aber diese Gestalt ist psychologisch trefflich motiviert. Ganz besonders erquicklich ist im Stücke die Satire, mit welcher gewisse gesellschaftliche Typen und Gewohnheiten gegeißelt werden. Daß die Dichter in diesem Punkte doch alle gleich sind! Das, was man Bonton und die gute Gesellschaft nennt, das mag von ihnen Keiner gern. Unbegreiflich ist's nur, daß es diese Lesewelt nicht merkt, wie sie so oft verspottet und lächerlich gemacht wird! Von der Bühne herab wird manche Schwäche und Verbohrtheit oft in einer Weise verhöhnt, daß schon eine große Boruiertheit mancher Logen- und Parquetsitzinhaber dazugehört, um nicht zu bemerken, wie sie die „Gefrotzelten" und der eigentliche Gegenstand des Gelächters sind, in das sie dumm miteinstimmen. Diese Leute vertragen nichts weniger als die Wahrheit, aber wo der Tadel und Hohn in Anwesenheit Mehrerer vorgebracht wird, so daß ihn Jeder insgeheim auf den Nachbar schieben kann, da gehts. So lange die Racker, die der Prediger und Satiriker meint, nicht bei ihren Namen genannt werden, so lange wird aller Sarkasmus gegen moralische Erbärmlichkeiten keine weitere Folge haben, als daß darüber gelacht wird. Und das ist schade. Edle Geister, wie z. B. hier unser Paul Heyse, scheinen mir zu gut, als daß sie einer grundverdorbenen Gesellschaft, die ja auch für Kunst kein Verständniß und keine Empfindung hat, den eitlen Lustigmacher und Zeitvertreiber abgeben sollen. — Ich bitte um Entschuldigung, diese Abschweifung hat die Frau Baronin von Brettenberg und die Frau Toutlemonde, geborne Müller im Heyse'schen Schauspiel auf dem Gewissen.

Eigenthümlich behandelt Paul Heyse Don Juan im Trauerspiel „Don Juan's Ende." Auch hier ist es nicht so sehr der Mann der That, den er uns vorführt, als vielmehr der Mann des Leidens, den die Kindesliebe aus seinen Bahnen reißt und niederwirft. Die Diction ist in diesem Stücke wie auch in der Tragödie „Alkibiades" glänzend, manche Aussprüche in denselben voll tiefer Philosophie; doch führt letztgenanntes Drama nicht mehr so recht den Heyse'schen Stempel, der Stoff liegt dem modernen Dichter abseits.

Bei allen Vorzügen, die man dem Dramatiker Paul Heyse zuerkennen muß, ist er mir als Novellist doch weitaus lieber. In der Novelle hat dieser Dichter nicht bloß der deutschen, sondern auch der Weltliteratur Meisterwerke ersten Ranges gegeben. Ein Heyse'sches Juwel aus den „Troubadour-Novellen" (Berlin, W. Hertz) dürfen wir den Lesern dieses Blattes bieten. Es ist die unendlich liebliche Novelle: „Der verkaufte Gesang", deren Reiz wohl kaum ein sinniger Leser widerstehen wird. H. M.

Digitized by Google

Gelehrter und Hofnarr.

Ein Beitrag zur Culturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts von **Emil Kaſſé.**

Bewund're, Leſer! nicht, was uns die Fabel ſagt,
Daß dort beim Lucian ein Menſch zum Eſel worden,
Daß ſich ein Jupiter zum Stier und Ochſen macht,
Und des Ulyſſes Koch tritt in der Schweine Orden,
Hier muß ein theures Haupt in dieſer Gruft verweſen,
Das Eſel, Schwein und Ochs zu gleicher Zeit geweſen.

Dieſes Epigraph wurde dem Freiherrn v. Gundling im Mai 1721 von unbekannter Seite zugeſandt, zehn Jahre, ehe er ſeine weingerötheten Aeuglein zum ewigen Schlummer ſchloß.

Dieſer Freiherr war ein merkwürdiger, ſonderbarer Mann; ſo merkwürdig und ſonderbar, wie die Zeit, in der er lebte. Nach ſeinen prunkhaften officiellen Titeln: königlich preußiſcher geheimer Kriegs-Kammer-Ober-Appellations- und Kammergerichtsrath — in Wirklichkeit Hofnarr. Die Laune Friedrich Wilhelm's I. und das Beſtreben, den wunderlichen Kauz an den Hof zu feſſeln, verhalfen dem Manne zu dieſen zahlreichen Ehrenſtellen. Scheint es nun allerdings auf den erſten Blick höchſt ſonderbar, daß ſich ein königlich preußiſcher Ober-Appellationsrath dazu verſtand, die niedrige und verachtete Stellung eines Poſſenreißers auszufüllen, ſo verwundert man ſich doch nicht länger über die Verquickung ſo heterogener Aemter, wenn man die Geſchichte des Hoflebens in den früheren Jahrhunderten kennt. Es war jene Zeit, in der Verſchwendung und Genußſucht an den meiſten Höfen herrſchte, während das niedere Volk darbte und hungerte; je kleiner der Hof, deſto größer die Ueppigkeit, deſto größer die Abgaben. Wo nicht das ganze Denken auf Jagden, Pferde, Prachtbauten, Ballete und laſt not least Maitreſſen gerichtet war, herrſchte wieder Roheit, Unwiſſenheit und Verachtung aller Wiſſenſchaften. Selbſt die Kriegswiſſenſchaften theilten dieſes traurige Los, das bloße Dreinſchlagen galt für das probate Mittel des Siegs. Auch Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Gönner Gundling's, hegte entſchiedene Antipathie gegen Alles, was Kunſt und Wiſſenſchaft hieß; vor den Gelehrten hatte er keine Achtung, die Philoſophen vollends ſtanden bei ihm im Geruche der Ketzerei; wurde doch dem Philoſophen Wolf unter Androhung des Galgens befohlen, Halle binnen 24 Stunden und Preußen binnen zwei Tagen zu verlaſſen. Nur der ſogenannte praktiſche Künſtler, der geſchickte fleißige Handwerker fand Gnade vor den Augen des Königs, und auch hier ſpielte er gern den Zuchtmeiſter, prügelte oft höchſt eigenhändig und ließ henken, wenn er es gerade für gut fand. Wenige Jahrzehnte ſpäter trat eine Aenderung ein und an demſelben Hofe, an dem der Geſchichtsſchreiber Gundling ſeine traurige Hans-Wurſt-Rolle geſpielt, feierte Voltaire ſeine Triumphe und begann das Licht der Aufklärung die ſchwarzen Wolken der Barbarei und Unwiſſenheit zu durchbrechen.

Doch zurück zu unſerem Helden. Im Jahre 1673 wurde der evangeliſche Pfarrer zu Kirchſittenbach, Wolfgang Gundling, gezwungen, ſich vor drohender Kriegsgefahr mit ſammt ſeiner Gemahlin, die ihrer Entbindung entgegenſah, und ſeinem zweijährigen Söhnchen Nicolaus Hieronymus durch die Flucht zu retten. In Hersbruck bei Nürnberg genas ſein Weib eines Knaben, der auf den Namen Jakob

Digitized by Google

Paul getauft wurde. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es dem Vater endlich, die Predigerstelle an der Lorenzkirche zu Nürnberg zu erhalten; indessen hatte er durch Kriegsunruhen und Krankheit seiner Frau sein kleines Vermögen eingebüßt. Er war ein gebildeter, namentlich in den alten Sprachen gut unterrichteter Mann und konnte seinen Söhnen eine treffliche Vorbildung für ihre weiteren Studien an der Universität geben. Eben als die beiden Brüder die Universität Altdorf bezogen hatten, starb der Vater (1689), zu früh für seinen jüngeren Sohn, der sich bereits durch seine geistige Frühreife wie durch seine Trunksucht und Renommisterei hervorthat. Anfangs gieng es noch gut; gemeinsame Studien verbanden die Brüder und der Leichtsinn des jüngeren wurde durch den Pflichteifer des älteren in Schranken gehalten. Sie studierten dann in Helmstädt und giengen von hier nach Jena. Hier scheint ein Bruch zwischen den so ungleich gearteten Jünglingen eingetreten zu sein; Nik. Hieronymus zog nach Leipzig, besuchte dann noch als Hofmeister eines jungen Adeligen die dortige Universität, wo er auf Zureden des berühmten Thomasius außer Theologie auch die Rechte studierte. 1703 wurde er Doctor der Rechte, kam als Professor der Philosophie, der Rechte, der Beredtsamkeit und der Alterthümer nach Halle, wurde Consistorialrath, erhielt später den Titel eines Geheimrathes und starb nach einer ruhig zurückgelegten, ehrenvollen Laufbahn am 9. December 1729.

Sein Bruder war von anderem Holze. Er war ein Abenteurer, ein Glücksritter, wie sie das achtzehnte Jahrhundert häufig hervorbrachte, ihm fehlte aber ein Ziel, dem er zugestrebt wäre und so ist er nachher im Strudel des Hoflebens untergesunken. Von Jugend auf ein unruhiger Kopf, gefiel ihm nicht das schnurgerade, spießbürgerliche Leben, das ihm eine akademische Laufbahn erschloß; er wollte weiter hinaus. Ein kleiner Seitensprung schien dem flotten Studenten noch kein crimen læsæ majestatis, solche Abwechslung erhöhte den Reiz des akademischen Lebens. Diese Seitensprünge wurden aber in der Folge immer größer, das Sauf- und Raufleben, der rüde studentische Geist an der Universität zog Gundling immer mehr an.

Von der Universität weg gieng der junge Musensohn als Begleiter zweier junger Edelleute nach Holland und England und sammelte sich auf diesen Reisen mancherlei Erfahrung. Durch Empfehlung seiner adeligen Gönner kam er 1705 an die von König Friedrich I. gegründete Ritterakademie in Berlin als Professor der Literatur und Geschichte. Doch behielt er diese Stellung nur wenige Jahre, weil die Anstalt, welche den erwarteten Hoffnungen nicht entsprochen hatte, auf königlichen Befehl geschlossen wurde. Für Gundlings Fortkommen war indessen schon gesorgt, denn König Friedrich Wilhelm I., dem er wegen seiner historischen Kenntnisse empfohlen worden, übertrug ihm das Amt eines Hofhistoriographen und Zeitungsreferenten. Von diesem Augenblicke an beginnt das Leben dieses Mannes unser Interesse auf sich zu ziehen.

Die Mühe, die Gundling aus diesen Aemtern erwuchs, war gering; der König verlangte von ihm keine gelehrten eingehenden Referate, er sollte nur ein neues Mitglied des bekannten Tabakscollegiums werden und hatte die Verpflichtung, in das ewige, monotone Einerlei dieser Zusammenkünfte Leben und Unterhaltung zu bringen und den Herren die tödtliche Langeweile zu vertreiben. Dieser Kreis, der sich allabendlich in Potsdam, Berlin und während der Jagden in Wusterhausen versammelte, um die Zeit mit Trinken und Rauchen todtzuschlagen, bestand aus Ministern, Stabsofficieren, zumeist alten Haudegen und einigen Adeligen; manchmal erhielt auch ein bevorzugter Fremder, der sich auf der Durchreise

Digitized by Google

befand, Zutritt, und in Wusterhausen zog der König auch stets den dortigen Schullehrer in die Abendgesellschaft, die von 5 Uhr bis gegen Mitternacht dauerte. Es läßt sich leicht vorstellen, daß der Ton bei diesen Zusammenkünften nicht prüde war, doch artete er oft in Rohheit aus. Jedes Mitglied, der König nicht ausgenommen, mußte sich die derbsten Späße gefallen lassen. Karl Gutzkow hat in seinem bekannten Stücke „Zopf und Schwert" eine lebhafte Schilderung dieses Cirkels gegeben.

Von diesen Abenden versprach sich Gundling viel, denn er war ein Kneipgenie ersten Ranges und der Genuß von Bier und Wein war ihm freigegeben; andererseits hegte man von seinem Eintritte große Erwartungen, die Herren, welche für die Wissenschaften nicht Zeit erübrigen konnten, benöthigten doch von Zeit zu Zeit irgend einer Aufklärung und die sollte der studierte Gundling, von dem man annahm, daß er Alles wisse, bieten. Man hatte also keineswegs von vornherein die Absicht, den Mann in jene verächtliche Stellung zu bringen, in die er nachträglich durch seine eigene Schuld, durch sein würdeloses Benehmen verfiel. Unstreitig hätte er jetzt sehr verdienstvoll wirken und den Herren einen besseren Begriff von der Wissenschaft und den Gelehrten beibringen können, hätte er überhaupt persönliche Würde und sittlichen Halt besessen. Aber gleich vom Anfang an war sein Auftreten nicht darnach angethan, sich die Achtung seiner Umgebung zu erwerben. Zuerst imponierte er den Herren durch sein Wissen und seinen allzeit schlagfertigen Witz; sein sprudelnder Humor, sein Sarkasmus wirkte erfrischend und erheiternd auf die ganze Gesellschaft und erwarb ihm die Gunst des Königs im hohen Grade; allein bald überwältigte ihn sein böser Hang und seine Trunksucht trat grell zu Tage.

Gundling's Verdienste als Historiker sind keine eminenten, indessen zeugen sie immerhin von den verschiedenartigen Studien ihres Verfassers. Er war ein Polyhistor; seine historischen Schriften und Tractate sind mehr oder minder gelungene Compilationen, denen jede Tiefe und historische Kritik abzusprechen ist. Sie bilden eine kleine Bibliothek und ersetzen an Menge, was ihnen an gediegener Gelehrsamkeit abgeht. Die hervorragendsten lauten: Leben und Thaten Friedrich II., Joachim I., Joachim II. und Johann Georg's, Churfürsten zu Brandenburg; Auszug aus der Churbrandenburg'schen Geschichte; Origines Marchionatus Brandenburgensis ex Diplomatibus, Brandenburg'scher und Pommer'scher Atlas. Alterthum der Stadt Halle, Hand- und Bataillen-Kalender; Nachricht vom Lande Tuscien oder Florenz; von Parma und Piacenza; Geschichte und Thaten der Kaiser Heinrich VII., Konrad III., Wilhelm, Richard und Konrad IV. — Alle seine Werke schrieb er nicht wegen Ruhms oder aus wissenschaftlichem Eifer, sondern für Geld und widmete sie in geschickter Weise jenen gekrönten Häuptern, deren Länder sie betrafen; hiefür erhielt er reiche Geschenke. So übersandte ihm die Kaiserin Katharina für das Buch „Bestand des Russischen Kaisertitels" fünf goldene Medaillen, welche einen Wert von mehr als 400 Reichsthalern repräsentierten; dem Kaiser Karl VI. widmete er mehrere Tractätlein über das österreichische Regentenhaus, worauf er mit dem in Diamanten gefaßten Bildnisse des Monarchen und einer goldenen Kette beschenkt wurde. Der preußische König ließ ihm wiederholt größere Geldgeschenke zukommen, dessen ungeachtet war der Mann in immerwährender Geldklemme.

Seine gelehrten Zeitgenossen fällen sehr verschiedene Urtheile über seine Werke; während z. B. Loen dieselbe für recht brauchbar und gut abgefaßt erklärt und den Autor einen gelehrten, wenn auch nicht tiefen Historiker nennt, spricht sich Thomasius über ihn höchst ungünstig aus und bezeichnet ihn als

Digitized by Google

einen verworrenen, oberflächlichen Kopf, der nicht im Stande sei, einen einzigen Paragraphen weder lateinisch noch deutsch zu schreiben.

Wir besitzen zahlreiche Nachrichten aus jener Zeit, die uns die Persönlichkeit und die Eigenschaften Gundlings schildern, keine dient zu seinem Vortheile. Auch Bilder, eigentlich Carricaturen des Mannes haben sich erhalten, die den würdigen Gelehrten in sehr verfänglichen und sonderbaren Situationen zeigen. Doch muß bemerkt werden, daß alle diese Bilder erst aus jener Zeit stammen, in der Gundling, jeder achtungsvollen Behandlung bar, zum Gespötte der Höflinge und Lakaien geworden. Zumeist ist er in der närrischen Tracht, die ihm der König anfertigen ließ, umgeben von bocksfüßigen Satyren, die mit ihm allerhand Kurzweil treiben, gemalt. Auch die nachstehend geschilderte Scene ließ der König oft malen und das Gemälde in dem Schlosse Wusterhausen aufhängen. Eines Tages nämlich begab sich Gundling im vollgetrunkenen Zustande von dem genannten Schlosse in sein Logis. Auf der Brücke, die über den festgefrorenen Schloßteich führt, wurde der nichts Ahnende von einigen handfesten Grenadieren plötzlich gepackt, trotz seines Geschreies und Sträubens mit Stricken gebunden und in den Teich herabgelassen. Der Strick riß und der unglückliche Mann brach zur Hälfte in dem Eise ein, Hut und Perrücke fielen ihm vom Kopf und erst nach längeren Versuchen gelang es, ihn aus dieser unangenehmen und keineswegs ungefährlichen Lage zu erlösen. Dieser Streich wurde ihm auf Anstiften mehrerer Herren gespielt, die er im trunkenen Zustande beleidigt hatte.

Ein bändereiches Notizenwerk aus dem Anfange unseres Jahrhunderts „Interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts von Samuel Baur" enthält im ersten Bande eine Sammlung sehr charakteristischer Anekdoten aus Gundling's Leben.

Gundling begann seine neue Laufbahn in bester Weise. Der König verwendete ihn als Secretär und Gundling arbeitete häufig in dem Cabinete des Königs, dessen vollste Zufriedenheit er sich erwarb. Der Fürst ernannte ihn zum Kammergerichtsrath und gab ihm noch einige andere Titel. Dies war ganz in der Ordnung, denn er hatte sich durch seine historischen und geographischen Arbeiten um den preußischen Staat verdient gemacht. Sein Einfluß beim Könige wuchs mit jedem Tage, viele bewarben sich um die Gunst des Günstlings, die ihm nachträglich eins versetzten. Gundling, im Grunde ein gutmüthiger Kerl, half wo er konnte und hätte in Zukunft auf mehr Dankbarkeit rechnen können.

Seine ursprüngliche ernste Bestimmung, als Historiograph und Zeitungsreferent zu dienen, war bald vergessen, der ehrenwerte Mann fand es viel bequemer, als lustiger Tafelgenosse am Hofe zu erscheinen und seine Zeit zwischen den Freuden der Mittags- und Abendtafel zu theilen. Die Höflinge, die nur darauf gewartet hatten, die schwache Seite des Ankömmlings auszukundschaften, bestärkten ihn in seiner neuen Lebensweise, um ihn ganz in der Hand zu haben. An Einladungen zu Trinkgelagen fehlte es nicht und oft erschien Gundling in keineswegs nüchternem Zustande bei der Hoftafel; oft ließ ihn dann der König auf das Wachtzimmer bringen, damit er dort seinen Rausch ausschlafe. Einmal so weit, war auch die Achtung vor seiner Person verschwunden und man erlaubte sich Alles mit ihm. Es war bald offenkundig, daß der pedantische Mann nur zur Kurzweil des Monarchen dienen sollte und die Höflinge ließen sich die schöne Gelegenheit, ihren Witz glänzen zu lassen nicht entgehen. Gundling war indessen nicht faul, die ihm gespielten Streiche doppelt zurückzuzahlen, wobei ihn jedoch

Digitized by Google

seine Pedanterie und Schwerfälligkeit schlecht unterstützte, zumal der König selbst sehr oft auf der Seite der Angreifer stand. Wenn ihm dieser zum Beispiel den Titel eines Ober-Ceremonienmeisters verlieh, so wollte er doch nur durch diese Erhöhung die bodenlose Eitelkeit des Mannes verhöhnen. Gundling aber nahm dies für bare Münze und stolzierte im Gefühle seiner neuen Würde mit stolzem Kopfnicken durch die Reihen der Höflinge, die sich mit höhnischem Lächeln vor ihm bückten. Noch mehr geht die Absicht des Königs aus seiner Ernennung zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften hervor. So geringschätzend auch Friedrich Wilhelm von Kunst und Wissenschaften dachte — man denke an den Philosophen Wolf — mit dieser Wahl wollte er sich mehr über des aufgeblasenen, pedantischen Gundling's Großmannsucht als über das Institut selbst lustig machen. Das zeigt schon die für den neuernannten Ober-Ceremonienmeister anbefohlene Kleidung, die er auch als Präsident der Akademie zu tragen hatte. In einem rothen, mit schwarzem Sammt verbrämten und mit goldenen Knopflöchern versehenen Sammtrocke — lautete die Vorschrift — einer mit Gold reichgestickten rothen Weste, in rothseidenen Strümpfen mit goldenen Zwickeln, in Schuhen mit rothen Absätzen, in einer auf beiden Seiten lang herabhängenden Staatsperrücke von weißem Ziegenhaar und einem goldbordierten Hute mit rothem Federbusche — in dieser mehr für den Ober-Ceremonienmeister Lucifer's als einer irdischen Majestät passenden Amtstracht sollte und mußte der neue Staatswürdenträger am Hofe erscheinen. Gundling hatte so viel Selbstachtung, sich gegen ein solches Ansinnen zu sträuben, aber der König vertrug keine Renitenz und einmal gefangen, konnte sich der Vogel nicht mehr aus der Schlinge ziehen. Da hieß es noch, gute Miene zum bösen Spiel machen und den Spott der Höflinge herabwürgen. Vielleicht ließ sich ein schicklicheres Gewand erhalten, wenn man das verhaßte Kleid so schnell als möglich abnutzte. Aber der König durchsann den klugen Mann und hieß ihm ein neues Gewand von braunem Tuche machen, das mit Silber gestickt war und an den Kanten die Buchstaben W V R M G (Wurm Gundling) in Silber trug. Es ist empörend, wenn man von der Behandlung liest, die Gundling nun zu erdulden hatte; fast könnte man glauben, daß es dem Hofe darum zu thun war — wie man es ja auch bei dem jungen Simplicius versuchte — den unglücklichen Mann, der zwar nicht nominell aber de facto als Hofnarr fungierte, zum wirklichen Narren zu machen.

Die Eitelkeit, die Pedanterie und Trunksucht Gundlings wurden bald in zahllosen Knittelversen besungen. Gewöhnlich wurden ihm solche Poesien während der Tafel überreicht und der Gefeierte gezwungen, dieselben zur allgemeinen Belustigung selbst vorzulesen. Dies that der wunderliche Mann auch ohne die geringste sentimentale Empfindlichkeit, denn er hatte bereits über sein Schamgefühl eine doppelte Rindslederhaut gezogen und stimmte in das Gelächter ein, welches jedes Gedicht belohnte. Dies geschah auch dann, wenn fremde fürstliche Gäste oder Gesandte bei der Hoftafel erschienen waren. Ein Beispiel jener zarten poetischen Angebinde möge genügen; es lautet:

Es trinkt die Ente und der Schwan,
Die Gans, die Henne und der Hahn,
Das Pferd, das Lamm, die Kuh, der Stier,
Auf Erden trinket jedes Thier,
Der Adler trinkt sowie der Fink,
Das Schwein nur sauft und — Gundeling.

Neben seiner Trunksucht war die geradezu ekelerregende Unsauberkeit des Mannes die Zielscheibe dieser dichterischen Angriffe. Sein Körper wie seine Kleidung wurden selten gereinigt und es ist zu verwundern, daß der König

Digitized by Google

einen solchen Cyniker in seiner Umgebung duldete.

„Wer wälzt sich dort vergnügt in dem Moraste?
Ei, Gundling, ist beim Schwein zu Gaste,“

spotteten die Lakaien.

Trotz dieses keineswegs zur Liebe einladenden Aeußern war Gundling verheiratet, verheiratet in aller Form an eine sehr hochmüthige kleine Französin. In der Ehe war er, wie sich's denken läßt, nicht glücklich; Frau Gundling führte das Regiment und hielt ihren Gemahl unter dem Pantoffel. Zeigte sich das zierliche Paar öffentlich, so wurde es sogleich von der Straßenjugend mit Gejohle begrüßt.

Schließlich hielt es der Mann, der seine Umgebung trotz aller seiner Mängel in geistiger Beziehung überragte, nicht länger aus. Sein Selbstbewußtsein erwachte allerdings viel zu spät; er wollte nach den österreichischen Staaten flüchten, wurde aber in Breslau eingeholt und in einem komischen Aufzuge gleich einem Wilden und unter gräßlichen Drohungen nach Berlin gebracht. Zitternd nahte der Deserteur dem Könige, der ihn anscheinend sehr heftig anfuhr; dem armen Narren mochte etwas wie Galgen oder lebenslängliche Festungshaft vorschweben, aber nach einer qualvollen Stunde begnadigte ihn der König und erhöhte seinen Gehalt um ein Bedeutendes. Im Jahre 1724 wurde Gundling sogar Freiherr, 1726 Kammerherr und erhielt eine Kutsche und zwei Wagenpferde.

Nach seiner Flucht und Ergreifung war die geringe geistige Elasticität des Mannes vollständig gebrochen; er machte noch einige vergebliche Versuche, sich jenem verderblichen Kreise zu entziehen und erfuhr anfangs auf Befehl des Königs eine glimpflichere Behandlung von Seite seiner täglichen Umgebung, aber er konnte vom Trinken nicht lassen und schon nach wenigen Wochen wurde ihm ärger als je mitgespielt. Man kleidete einen kleinen Affen in genau dasselbe Gewand, das der Ober-Ceremonienmeister trug und gab denselben für den unehelichen Sohn Gundling's aus und trieb sonstige Allotria mit ihm. Gundling sank immer tiefer in den Schlamm und es scheint fast, der unglückliche Mann habe in der Flasche Vergessenheit seiner schimpflichen Lage gesucht.

Den 11. April 1731 starb endlich der vielgequälte Mann nach kurzer Krankheit an einem hitzigen Fieber. Man begrub ihn in einem faßähnlichen Sarge, den ihm ein ingeniöser Kopf mehrere Jahre vorher zum Geschenke gemacht hatte. Das Faß, respective der Sarg war rings mit Reifen beschlagen, die obere Hälfte konnte abgenommen werden und Gundling lag an heißen Sommertagen in demselben und trank manches Glas Wein darin. Nun wurde es wirklich seine letzte Ruhestätte; es war schwarz angestrichen, ein weißes Kreuz war auf dem Deckel gemalt, an der Vorderseite standen folgende Verse:

Hier liegt in seiner Haut,
Halb Schwein, halb Mensch, ein Wunderding,
In seiner Jugend klug, in seinem Alter toll,
Des Morgens voller Witz, des Abends toll und voll.
Bereits ruft Bacchus laut:
Das theure Kind ist Gundeling.

In der Nähe Potsdams in dem Dorfe Bornstädt fand er endlich seine Ruhestätte; kein Priester gab ihm das Geleite; aber zahllos war die Menge der königlichen Beamten, Officiere, Pagen und Lakaien, die den Trauerzug bildeten. Es wird indessen nicht berichtet, daß die Stimmung der Leidtragenden eine wehmüthige gewesen sei. Nicht wie der edle Narr im Lear trat er von der Lebensbühne ab, sein Ende war wie das des feisten Schlemmers, des ehrenfesten Sir John Falstaff.

Digitized by Google

Wie unſere Brüder in Siebenbürgen ihre Todten beſtatten.

Im Monate des Todtencultus erinnern wir uns gerne der Sitten, mit denen die Menſchen verſchiedener Völker ſterben und beſtattet werden. Schon unſer deutſches Volk weiſt hier ſo Mannigfaltiges an Herkommen und Gebräuchen, die uns in vieler Beziehung intereſſant und lehrreich ſind. Denn am Ende will auch das Sterben gelernt werden, obwohl man in dieſer Kunſt in den letzten zehn Minuten größere Fortſchritte macht, als während des ganzen Lebens. Wir wollen gern das oft Wunderliche betrachten, daß dort wie hier der Schmerz um einen Verſchiedenen ſich den Aeußerlichkeiten zuwendet, bisweilen faſt inſtinctiv den Ernſt zum Spiele machend, daß jedoch dieſe Aeußerlichkeiten in den meiſten Fällen ein treues Spiegelbild des Gemüths- und Seelenlebens eines Volkes bieten.

Wir geben heute einem evangeliſchen Pfarrer in Siebenbürgen das Wort, Fr. Fronius, der uns in ſeinem neuen Buche über Siebenbürgen von dem Sterben und Begräbniſſe der ſiebenbürger Sachſen zu erzählen weiß.

In einem Dorfe liegt der „Herr“ im Sterben. Der „Herr“ iſt der Vorſtand des Ortes, auch „Hann“ genannt, ſo viel als Richter oder Unterrichter.

Schon ſeit einigen Tagen klingen die Kirchenglocken „leicheriſch“.

„Ja ja,“ ſagen die Leute, „er war auch allzuluſtig heute vor vier Wochen, als wir ſein jüngſtes Enkelchen tauften und bei der Kaimes (Taufſchmaus) ſaßen. Es muß ihm damals etwas geahnt haben.“

„Und als wir Den auf dem breiten Hof vor acht Tagen begruben, da gieng der Staub hoch auf aus dem Grabe und der Herr Pfarrer hat — wißt Ihr's noch? — geniest während der Leichenpredigt; und wer auf ſo etwas achtet, der weiß, daß es nicht mehr lange währt bis zur nächſten Leiche.“

„Iſt es denn wahr, daß die Amtsleute ihrer dreizehn bei Tiſche ſaßen, als die Hirten ihnen das Mahl gaben und den Almeſch? Es heißt ja, wem Gott ein Amt gebe, dem gebe er auch Verſtand. Ich habe das nicht an all' unſeren Amtsleuten bemerkt. Da ſind wir arme Teufel, an die keine Tractamenter kommen, doch beſſer d'ran als dieſe Dickbäuchigen. Hätten ſie nicht können einen Hirten mitſitzen laſſen an die Tofane, damit ſie ihrer Vierzehn geweſen wären?“

Unbekümmert um dieſe Bemerkungen trifft der Tod ſeine Vorbereitungen. Zwei Löffel nur von der angekommenen Arznei hat der Kranke zu ſich genommen. „Verſorgt ſie,“ hatte er in einem lichten Augenblick zu den Seinen geſagt, „falls noch jemand von Euch krank wird; ich brauche keine Arznei mehr; meine Stunde iſt gekommen, Gott wolle mir gnädig ſein und mir alle Sünden vergeben, die ich wiſſentlich oder unwiſſentlich begangen. Geht nach dem würdigen Herrn, dem Herrn Prediger, er ſoll kommen und mich „berichten“ (das Abendmahl reichen).“

Glühend brennt die Sonne vom Mittagshimmel auf die rüſtigen Schnitter herab; nur Kranke und Greiſe weilen im freundlichen Dorf, das wie ausgeſtorben daliegt. Der Tiſchler, nächſt dem Schuſter der einzige Handwerker des Dorfes, hat lange vergebens auf Arbeit gewartet. Es leidet ihn nicht mehr zu Hauſe. Er ſucht den kühlenden Schatten des Wirtshauſes und will ſich nebenbei erkundigen, wie

Digitized by Google

es um den kranken Hannen stehe, ob man seine Arbeit nicht brauchen werde.

Unterdes erklärte der Kranke im Vorgefühl des nahenden Todes in Gegenwart des Predigers seinen letzten Willen. Der Hof soll selbstverständlich dem jüngsten Sohne zufallen, der seine Geschwister dafür aus dem übrigen Erbe entschädigen soll. Doch hat die Witwe lebenslängliches Wohnrecht im hintern Zimmern und darf die Wirtschaftsgebäude mit benützen.

In jedem Feld behält sie zu sechs Kübel Aussaat und in jeder Hausan ein Hanfland, dazu zwei Joch Wiesen in jedem Felde. Alles andere soll nach dem Gesetz getheilt werden. An die Kirche „vermacht" er die Wiese in der Bekel. — Dem Herrn Pfarrer sollen zwei Ducaten für die Leichenrede verabfolgt werden, dem Amt und der Communität ein ausgiebiger Ehrentrunk verabreicht werden. Den todten Körper sollen sie unter der großen Linde, die vom Gottesacker auf's Haus herabschaut, einsenken und ihm einen schönen Grabstein setzen, auf den der Herr Pfarrer eine Inschrift aufzusetzen gebeten sein soll. — Nachdem der Kranke sich von den anwesenden Familiengliedern verabschiedet, den Kindern die Mutter in treue Pflege empfohlen, sich mit Allen versöhnt hat, empfängt er mit ihnen den Leib des Herrn, und drückt dem scheidenden Geistlichen stumm die Hand.

Erschöpft sinkt der Kranke in's Bett zurück. Der Todeskampf beginnt. Behutsam wird das Federbett unter dem Sterbenden weggezogen, denn auf dem Strohsack stirbt man leichter, namentlich aber auf einem Polster mit Erbsenstroh gefüllt, der sofort unter den Kopf geschoben wird.

Ein Tuch wird über das Antlitz des Sterbenden gebreitet, damit dem Sterbenden wie den Lebenden der markerschütternde Anblick der Leiden erspart bleibe, die der Tod über Beide verhängt. Ein letzter schwerer Seufzer, ein letztes Anspannen aller Muskeln, und der Tod hat sein Zerstörungswerk vollendet. Familie und Gemeinde haben ihr Haupt verloren. — Starr liegt der sechs Fuß lange Leichnam da!

Hatte früher Todtenstille im Hause geherrscht, damit der Sterbende durch Klagen und Thränen nicht im Todeskampfe gestört („verzuckt") werde, so füllt nun laute Wehklage das Haus, die weithin in die Gassen dringt durch das schnell aufgerissene Fenster, zu dem hinaus die vom Leib erlöste Seele entfliehen soll.

Schnell füllt sich das Trauerhaus mit Leidtragenden und Neugierigen, die den Todten noch einmal sehen und den Hinterbliebenen ihre Hilfe und ihren Beistand anbieten wollen. Denn es gibt nun viel zu thun und es gilt rasch zu handeln, denn die 48 Stunden, die der Todte „über Erden" liegen muß, vergehen schnell. — Der Dienstknecht schirrt die Pferde an, um auf die Kokel zur Mühle zu fahren, denn in der heimischen Bachmühle nisten die Sperlinge und hungern die Mäuse, weil im ausgetrockneten Bach Gras wächst.

Der ältere Sohn bestellt den Sarg beim Tischler und ruft den Nachbarvater, damit er die Leiche anzeige und Grab und Beerdigung bestelle.

Unterdessen haben sich ältere Frauen aus der Verwandtschaft und Nachbarschaft erboten, dem Todten die letzte Ehre zu erweisen und ihn zu waschen. Die Thüre wird abgesperrt, der Todte vom Bett gehoben und auf Stroh oder eine auf den Fußboden gebreitete Decke gelegt und sorgsam gewaschen.

Die Kleider, in denen er gestorben, werden an Zigeuner verschenkt; denn vererben sie, so stirbt bald, wer sie anzieht. Linnene Unterkleider werden dem Todten angezogen und dieser auf die vom Nachbarvater abgeholte Todtenbank gelegt. Der Herr Cantor tritt ein, um, in Ermangelung eines Dorfbarbiers, dem Todten den Bart zu scheeren. Als Lohn für die Mühe steckt er nach altem Recht das Rasiermesser

Digitized by Google

zu sich, mit dem der Verstorbene sich früher rasierte und das ihm der ältere Sohn aus Italien geschickt hatte, als er dort bei dem kaiserlichen Volk diente.

Bevor der Leichnam erstarrt, wird ihm der vollständige Todtenanzug angelegt. Weinend holt die Witwe aus der langen Truhe das Bräutigamshemd hervor, das sie ihm, sorgfältig ausgenäht, vor 40 Jahren am Hochzeitsmorgen zum Geschenk gemacht und sorgfältig für diesen letzten Gebrauch aufgehoben hatte. Ueber dasselbe wird der reichgestickte Brustpelz angelegt, der breite Ledergürtel leicht über den Leib geschnallt, die blauen Hosen werden angezogen und die neuen langröhrigen Stiefel.

Der Nachbarvater tritt im Sonntagskleid ein, um nach den Bestimmungen der Artikel seines Amtes zu walten. Er bedauert den Verlust, den die Nachbarschaft und in diesem Falle die ganze Gemeinde erlitten, wird mit Wein und Brot geehrt, empfängt die zwei Ducaten für die Leichenrede und geht zunächst auf den Pfarrhof, um die Leiche anzuzeigen und den Termin der Beerdigung zu erfragen. Das geschieht in wohlgesetzter, sinniger, wenn auch zuweilen sehr breiter Rede. In's Amtszimmer des Pfarrers tretend, spricht er:

„Ich hätt' ein Wort zu reden zum wohlehrwürdigen Herrn. Erstlich will ich nicht unterlassen, dem lieben Gott zu danken für die vielfältige Gnade und Barmherzigkeit, die er täglich, stündlich und augenblicklich an uns erweiset, daß er uns hat wollen erhalten bis auf diese Stunde in ziemlicher Gesundheit wie in einem mittelmäßigen Frieden. Unter Anderem zeigen wir an, daß unser Herr in ein schweres Krankenbett gesetzt, nicht hat genesen können, als durch den zeitlichen Tod. Da wir nun aber wissen, daß ein solcher todter Körper kein Bleiben unter den Lebenden hat, sondern verscharrt werden muß in die kühle Erde, die unser aller Mutter ist, so komme auch ich und halte bitterlich an beim wohlehrwürdigen Herrn, damit unser Freund christgebürlicherweise beerdigt werde. Der wohlerwürdige Herr wolle uns beistehen mit Glockenklang und Schülergesang, und mit einer schönen Leichenpredigt die bekümmerten Herzen aufrichten."

Nachdem der Pfarrer sein Bedauern ausgedrückt über den herben Verlust, den die Familie und die Gemeinde erlitten, erbittet er sich vom Nachbarvater die erforderlichen Anhaltspunkte, um das Alter des Todten zu bestimmen, ihn aus dem Buch des Lebens (Taufmatrikel) zu streichen und in das Buch des Todes einzutragen. Der Nachbarvater hilft dem Pfarrer auf den rechten Weg durch die Angabe, der selig Entschlafene sei am Repser Hauptjahrmarkt im zweiten Kukuruzhacken geboren, als im obern Feld Kukuruz war; seither sei gerade noch zwanzigmal dort Kukuruz gewesen, das werde zusammen um die sechzig Jahre ausmachen.

„Ihr habt Recht, lieber Herr Nachbarvater," sagt der Pfarrer, nachdem er einige Minuten im Buch des Lebens geblättert. „60 Jahre und 23 Tage ist der Selige alt, Gott lasse ihn in Frieden ruhen! Die Leiche wollen wir Sonntag Nachmittag halten und nicht nur die Nachbarschaft, sondern die ganze Gemeinde kann und wird sich dabei betheiligen. Der Leichenpredigt werde ich den gewünschten Text zugrunde legen, nehmt einen guten Tag und den Ausdruck meines herzlichsten Mitleids in's Trauerhaus mit; Gott wolle die Leidmüthigen trösten."

Der Nachbarvater bittet hierauf auch den zweiten Geistlichen, den Prediger, um seine Mitwirkung und bestellt beim Rector Musik und Gesang, Geläute und Leichenbegleitung. Der „Seelenpuls" (ein Geläute von einer Viertelstunde) soll Samstag Punkt 4 Uhr nachmittags, und zwar, weil der Entschlafene Ortshann gewesen, mit der großen Glocke geläutet wer-

Digitized by Google

den. Beim Zusammenläuten werden ausnahmsweise nicht sechs Männer aus der Nachbarschaft, sondern sechs Communitätsherren mithelfen.

Der Nachbarvater entsendet nun die sechs Grabmacher, an denen die Reihe ist, das Grab zu bereiten und läßt durch das Nachbarzeichen alle Verpflichteten zur Leiche einladen. Ein Gleiches thun in diesem Fall auch die drei anderen Nachbarväter. Gleichzeitig läßt auch der Altknecht die Bruderschaft und Schwesterschaft, der Gelassenhaun das Amt, und der Wortmann die Communität „warnen". Auch die Schuljugend soll sich am Leichenzug betheiligen.

Der Abend ist gekommen, wieder sind die Leute aus der schweißerfüllten Arbeit heimgekehrt und von allen Seiten kommen theilnehmende Freunde und Verwandte in's Leichenhaus, um die Nachtwache beim Todten zu übernehmen. „Gott tröste die Betrübten," sprechen die Eintretenden, „und erfreue Euerm Todten die Seele im ewigen Leben."

„Wir danken Euch," antworten die Leidtragenden, „und Allen, denen es leid ist um diesen Todten; er hat ein Hartes gehabt und hat es nicht überstehen können, Gott wolle uns beistehen und trösten und Euch vor Aehnlichem bewahren."

Um Mitternacht tritt die Communität, geführt vom Wortmann, ein. „Ihr habt ausgehütet!" ruft er zu den Wachenden und wendet sich an die Familienglieder, die im hintern Zimmer ein wenig ausgeruht haben, mit den Worten: „Es dauert uns vom Herzen das Schicksal, das Euch und die Gemeinde betroffen, und daß wir unsern lieben Hannen und Freund schon breit haben (zu besitzen aufgehört haben). Tröstet Euch mit den Andern."

„Wir bedanken uns der Freundschaft und Liebe," antworten die Verwandten, „setzt Euch zu uns und nehmet Theil an unserem Leid."

Nachdem die Vorräthe an Speise (Käse und Brot) und Trank ergänzt worden sind, begeben sich die Verwandten zur Ruhe. Die erst nur leise angeknüpften Gespräche der Wachenden werden immer lauter und drehen sich zunächst um das Leben und die Schicksale des Todten nach dem alten Grundsatz: de mortuis nil nisi bene; dann um Gemeinde-Angelegenheiten, zuletzt um Alles, was Gegenwart und Zukunft des Standes bewegt, der im Schweiße des Angesichtes das tägliche Brot für Alle schafft.

Einer hat inzwischen die Gläser gefüllt und den Männern gereicht, die in ernster Runde im Zimmer herumsitzen. Der Wortmann erhebt sich und „grüßt" (erhebt das Glas) mit den Worten: „Gott tröste die liebe Seele des Entschlafenen in der Ewigkeit und habe sie aufgenommen in sein Reich; er helfe aber auch uns dahin, wenn es dereinst sein göttlicher Wille sein wird."

„Er wolle uns helfen!" klingt es in gedämpftem Tone aus dem Munde Aller zurück, und die leeren Gläser werden geräuschlos zurückgestellt.

„Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben," ruft „Der vom breiten Hof." — „Ja, ja!" antwortet der bibelkundige Nachbar, „Der am Riegel," „der Mensch ist im Leben wie eine Blume, wie Gras, das heute noch steht und morgen in den Ofen geworfen wird."

„Doch lassen wir das, Ihr guten Herren! der Tag graut, die leidmüthigen Bewohner dieses Trauerhauses sind schon aufgestanden; überlassen wir ihnen diesen Todten und gehen wir an unsere Arbeit und zu den Lebenden. Heute muß die Frucht in den Haufen kommen, denn morgen ist Sonntag und Regen oder Hagel käme unerwünscht in die vollen und trockenen Garben." — Mit den Abschiedsworten: „Wir wollen Euch nun sammt Eurem lieben Todten dem Herrn befehlen!" scheiden die ernstgestimmten

Digitized by Google

Männer von den Leidtragenden und aus dem Trauerhause.

Die Verwandten bleiben allein, denn die Ernte-Arbeit nimmt alle Kräfte in Anspruch.

Am Todten stellen sich indessen die Zeichen der Verwesung ein. Ein Lappen, in Weinessig oder Branntwein getaucht, wird auf das Antlitz gelegt, eine Sichel oder ein zinnerner Teller auf den schwellenden Leib und ein Schaff mit frischem Wasser unter die Todtenbank gestellt.

In der Nacht ist der Dienstknecht aus der Mühle heimgekehrt; es wird gebacken und alle Vorkehrungen zum Leichenmahl werden getroffen. Es ist 4 Uhr nachmittags, der Seelenpuls erklingt vom hohen Thurm in's friedliche Dorf herab, und so weit er im gesegneten Kornfeld vernommen wird, ziehen sie auf einen Augenblick den Hut und sprechen: „Gott gebe ihm eine selige Ruhe." — Der Tag scheidet wieder, die Nacht bricht ein. Freundliche Theilnahme hilft sie auch diesmal verkürzen. Das Amt hat die Nachtwache bei dem Todten übernommen, und kommt und scheidet mit den üblichen Beileidsbezeigungen.

Ein freundlicher Sonntagsmorgen ist angebrochen. Reges Leben herrscht im friedlichen Dorf. Es schlägt 5 Uhr, Männer und Weiber strömen durch die geöffnete Pforte in's Kirchencastell zu den stattlichen Thürmen und Basteien, die zu friedlichen Speckkammern geworden sind.

Jeder schneidet sich in Gegenwart des Nachbarvaters von den mit Name und Hausnummer bezeichneten Speckseiten den Bedarf für die nächste Woche ab und legt im Vorbeigehen ein kleines Almosen von Speck in die große Schüssel, die der Herr Cantor und Burghüter auf ein sauber gedecktes Tischchen in die Pforte hineingestellt hat.

Harmonisches Glockengeläute ertönt. Alles strömt in die Kirche, nur das Todtenhaus hält seine Bewohner, Lebende und Todte, fest.

Eben ist der Sarg vom Tischler angekommen und der Leichnam wird in seine enge letzte Behausung gehoben. Ihr Boden ist mit Hobelspänen bedeckt, über die ein großes Leintuch gebreitet ist, dessen ausgeschlagene Enden auf allen Seiten weit herabhängen. Der Kopf des Todten ruht auf einem kleinen Polster, der mit duftenden Blumen und Kräutern gefüllt ist, die für etwaige Todesfälle seit geraumer Zeit getrocknet in Bereitschaft gehalten wurden. Der Anzug des Todten wird nun vollendet, indem ihm der kostbare Marderhut, der nur an hohen Feiertagen getragen wurde, aufgesetzt wird.

Auch das Grab ist fertig geworden und die treuen Nachbarn, die es gruben, erhalten eine ausgiebigere Gebühr und Ehrengabe, als sie in den Nachbarschafts-Artikeln festgesetzt ist.

Es schlägt 3 Uhr. Die große Glocke erklingt vom Thurm herab eine volle Stunde hindurch, denn der Verstorbene hat sich im Leben nichts zuschulden kommen lassen, wodurch er der Ehre verlustig geworden wäre, die man dem gestorbenen Hannen erweist. Kurz vor dem Schlag der vierten Stunde hört das Läuten auf, denn der Glöckner muß sorgen, daß die „Stunde nicht in die Glocke schlägt," weil sonst bald wieder Jemand stirbt. Zehn Minuten hindurch folgt nun das Geläute mit allen Glocken, während dessen sich die Theilnehmer am Leichenbegängnis versammeln.

An willigen Händen ist kein Mangel, denn den muntern Schulknaben ist's Ehre und Vergnügen, den Thurm zu ersteigen, auf die Brüstung des Umlaufs sich zu setzen, die Beine kühn hinunterhängen zu lassen und die Glocken in gewaltigen Schwung zu setzen. Cantor und Glöckner gewähren der Jugend gern die erbetene Ehre, die ihnen als Pflicht des Dienstes auferlegt ist.

Unter dem „Pfarrerspuls", einem kurzen Geläute mit einer Glocke, sammeln sich die Geistlichen, Lehrer und

Digitized by Google

Adjuvanten (Musikgehilfen) vor der Kirche, und begeben sich — die Schuljugend voran — vor das Leichenhaus. Die Verwandten sind, soweit der Raum es zuläßt, im Hause versammelt und beklagen laut den Todten, ihn anredend, seine Verdienste preisend, für erwiesene Freundschaft und Liebe ihm in sinnigen und ergreifenden Worten dankend.

Im Hofe sind Amt und Communität versammelt und der Gelassenhann (Amtsvorgänger des Verstorbenen) ist „Leichenvater", das heißt officieller Vertreter des Hauses, und redet und handelt in seinem Namen und Auftrag. Der Nachbarvater an der Spitze der ihn begleitenden Mitglieder der Nachbarschaft tritt an ihn heran und spricht: „Wir haben erfahren, wie der Herr diesen guten Nachbar in ein Krankenbett versetzt hat. Da hat nun die Krankheit nicht abnehmen wollen, sondern immer mehr zu, bis Gott endlich mit seiner Hilfe gekommen ist und hat seine unsterbliche Seele in sein Reich genommen und ihn aus diesem mühseligen Leben erlöst. Da wir nun wissen, da diesem verweslichen Leib nirgends besser ist, als daß man ihn ehrlicherweise in die kühle Erde begrabe, die unser aller Mutter ist, so habt Ihr dies aus Euren Kräften nicht vollführen können, sondern habt Eure Zuflucht zur geistlichen Obrigkeit, zur ehrsamen Nachbarschaft und zu guten Freunden genommen, sie sollten Euch diesen letzten Ehrendienst helfen leisten. Nun sehen wir, daß sie sich auch ziemlicherweise eingestellt haben. Wollte Gott, daß wir Euch von einer anderen Seite in Diensten gestanden wären. Hat es Gott aber so haben wollen, so werdet ihr Euch in das Schicksal Gottes ergeben müssen." — Der Angesprochene antwortet darauf: „Es ist dem also, wie daß Gott der Herr diesen unsern Freund aus diesem mühseligen Leben abgefordert hat; so haben wir dieses aus unsern eigenen Kräften nicht vollführen können, sondern haben eine ehrsame Nachbarschaft ansprechen müssen, daß sie uns in diesem Trauerfall an die Hand gehe. Nun erfahren wir, daß Ihr kommt und stellt Euch auf unser Verlangen ein; so bitten wir nun, uns Beistand zu leisten."

Während nun ein von Instrumentalmusik begleitetes Sterbelied gesungen wird, begibt sich das Amt in's Haus und fordert den Todten ab. Der Sprecher schließt seine Ansprache mit den Worten: — — — „Ferner ist Euch wohl bewußt, daß dieser Todeskörper nichts mehr nütze ist in diesem irdischen Hause, als daß wir ihn helfen befördern zur dunklen Gruft, die Ihr ihm habt banen lassen. Denn wir sind von Erde gebildet und sollen auch wieder zur Erde werden. Da nun der Todeskörper fortgetragen werden soll aus diesem irdischen Hause auf den Gottesacker, so bitte ich Euch herzlich, Ihr wollet ihn diesen meinen Brüdern lassen folgen."

Darauf wird der Sargdeckel hereingebracht, damit der Sarg geschlossen werde. Der Reihe nach verabschieden sich nun die nächsten Verwandten vom Todten. Weithin schallend erklingt die Klage der Gattin: „Ach, warum seid Ihr nicht noch bei uns geblieben; wir hätten Euch noch so gern gesehen, Ihr hättet noch Platz gehabt, wer wird nun unser Versorger sein?" — Die Klage der Söhne: „Seid bedankt um Alles, was Ihr uns Gutes gelehrt und erwiesen, seid auch bedankt um Alles, was ihr uns hinterlassen habt." — Die Klage der Töchter: „Seid bedankt um Alles und verzeihet, wenn wir uns nicht so betragen haben, wie es uns zugestanden, ruht wohl bis auf den lieben jüngsten Tag!"

Der Sarg wird nun zugeschlagen. Während die Hammerschläge erklingen, entsendet der Nachbarvater vier junge Nachbarn, den Sarg abzuholen. „Ihr benannten vier Nachbarn," sagt er, „wäret gebeten und erweiset unserm guten Nachbar den letzten Dienst!" Sie haben indessen nur eine Form zu erfüllen. Denn das Amt läßt sich die Ehre nicht

Digitized by Google

nehmen, den Todten selbst herauszutragen. Der Sarg wird auf die vor der Hausthüre stehende, der Nachbarschaft gehörende Todtenbank gestellt. Die nächsten Verwandten umstehen ihn und erheben, nicht nur dem Drang des Herzens, sondern auch den Anforderungen der äußeren Schicklichkeit entsprechend, wiederholt die laute Todtenklage. Im geräumigen, sauber gekehrten Hofe stehen im Halbkreis entblößten Hauptes die Männer, an den Wänden des Hauses die Weiber.

Auch der Inspector ist da, durch seine Gegenwart den Todten ehrend und dessen Verdienste um die Gemeinde anerkennend. Soweit die Trauerkunde von dem Tode gedrungen, sind auch die Amtsgenossen aus den Nachbargemeinden zur Leichenfeier gekommen; ja es fehlen selbst die Ortshannen der zwei ungarischen Nachbargemeinden nicht, mit denen der Entschlafene so oft in freundliche und unfreundliche amtliche Berührung kam.

Feierlich und langsam bewegt sich unter Musik, Gesang und erneuertem Grabgeläute der Trauerzug nach dem Friedhof hin. Vorne die Schuljugend; dann die confirmierte Jugend. An sie schließt sich die Geistlichkeit (Pfarrer, Prediger und Lehrer mit dem Musikchor). Unmittelbar darauf folgt der Sarg, diesmal nicht von Mitgliedern der Nachbarschaft, sondern von Amt und Communität getragen.

Dem Sarge unmittelbar folgen die männlichen Verwandten, und diesen die Nachbarschaft, an ihrer Spitze der ältere und der jüngere Nachbarvater. Auf die männliche Leichenbegleitung folgen die Weiber, voran die Verwandten. Zur Rechten der gebeugten Witwe geht die „Leichenmutter" (diesmal ist es die Frau Pfarrerin), der Witwe und den Töchtern Trost spendend. Der Sarg wird an das offene Grab gestellt und erst wenn der ganze Zug angekommen ist, unter Grabgesang versenkt.

„An die Hauen, Ihr jungen Nachbarn!" gebietet der Nachbarvater. Dumpf erklingt der Sarg unter den rasch niederfallenden Erdschollen. — „Wechselt die Hauen!" „Müht Euch!" erschallt es nach kurzen Pausen, und in einigen Minuten füllt sich das Grab und wölbt sich der mächtige Todtenhügel über demselben.

Alle Hauen werden nun in den Grabhügel eingesteckt und Männer und Weiber vollziehen in langsamem, feierlichem Schritt den Umgang um das Grab. Von einem erhöhten Punkt, in der Regel von einem der nächsten Grabhügel herab, redet der Nachbarvater die Trauerversammlung also an: „Wäret gebeten, höret ein wenig zu, Ihr ehrlichen guten Freunde! Ihr sollt wissen, daß sie vorhanden sind, diese armen betrübten Kinder mit der ganzen Freundschaft. Sie danken Euch guten Leuten: erstens geistlichen Vätern und weltlichen; Alten und Jungen, Großen und Kleinen, wie Euch Gott der Herr zusammengeführt hat auf diesem lieben Gottesacker, daß Ihr nachgefolgt seid und habt ihren wertgewesenen Vater ehrlicherweise helfen zur Erde bestatten, dahin wir alle werden verordnet werden zu seiner Zeit. Sie versprechen den lieben Gott zu bitten, der Euch hier auf Erden viel Heil und Glück wolle bescheren. Dabei halten sie bittlich an durch mich, wenn er in seinem Leben oder in seinem Krankenbett Jemanden wird haben betrübt, so solltet Ihr gebeten sein und solltet ihm verzeihen und solltet seine Seele Gott befohlen sein lassen."

Darauf erwidert der älteste Nachbar: „Es wird Niemand ein solcher Unchrist sein, daß er ihm nicht sollte verzeihen. Wir sind alle nur fehlerhafte Menschen. Wir wollen ihm die ewige Ruhe gönnen."

Alle beten hierauf ein stilles „Vater unser", an dessen Schluß der Leichenvater laut ruft: „Amen! Gott gebe dem Verstorbenen eine selige Ruhe und eine fröhliche Auferstehung!"

Wiederum erklingt die große Glocke. In geordnetem Zuge begibt sich die

Digitized by Google

Leichenbegleitung in die Kirche zum Trauergottesdienst. Den Mittelpunkt desselben bildet die Predigt. Dem Wunsche des Entschlafenen gemäß hat der Pfarrer die Textesworte Röm. 14, 7 und 8 zugrunde gelegt: „Denn Keiner lebt ihm selber und Keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn."

Tief ergriffen entspricht er seiner ernsten und schweren Pflicht. Er ist diesmals nicht gezwungen, sich in allgemeinen Betrachtungen über Leben und Tod zu ergehen. Das reiche, dem Dienst der Gemeinde gewidmete Leben, das hier seinen Abschluß gefunden, bietet ihm Gelegenheit, an einer ausführlichen Darstellung des Lebenslaufes die Frage zu beantworten: „Wer ihm selber, und wer dem Herrn lebe und sterbe." Es ist ihm gelungen, die Leidtragenden zu trösten, die entfernter Stehenden zu erbauen und aufzumuntern.

Ernst gestimmt verläßt die Leichenbegleitung das Gotteshaus. Die Nachbarschaft gibt den Leidtragenden noch das Ehrengeleite bis zum Hausthor und verabschiedet sich hier von ihnen mit den Worten: „Gott tröste Euch!"

Während des Leichenbegängnisses haben zurückgebliebene entferntere Verwandte das Haus gelüftet und gereinigt und sorgfältig gerüstet zum ausgiebigen Leichenmahl (Torr, Lechenzischen, Thränenbrot). Außer den Verwandten nimmt der Nachbarvater mit den zwei nächsten Nachbarn und der Prediger regelmäßig daran theil. Oft auch der Pfarrer. — Suppe, Braten und Backwerk (oft in verschwenderischer Fülle) bilden die drei, in langen Zwischenräumen aufeinander folgenden Gänge. Auch bei diesem Mahle fehlen die üblichen Reden und Gegenreden nicht. Der Nachbarvater eröffnet dasselbe, indem er am Schlusse einer längeren, den Verlauf des Begräbnisses darstellenden Rede hinzufügt: „Um den erwiesenen Dienst können diese Leidtragenden nicht genug danken mit guten und geringen Worten, sondern sie kommen hervor mit einem aufgesetzten Essen. Sie reden so durch mich, Ihr sollet darum gebeten sein und sollet angreifen und es genießen; wenn Ihr es hättet genossen, sollte der liebe Gott es einem Jeden zu Fleisch und Blut bescheren. Sie sind auf dem Weg, auch einen Ehrentrunk zu reichen."

Unter ernsten, zuletzt wohl auch heiteren Gesprächen ist unterdes die Zeit weit vorgerückt und der Nachbarvater hebt in später Nachtstunde die Tafel auf mit den Worten: „Ich danke dem himmlischen Vater, der uns am heutigen Tage glücklich gemacht hat, daß wir mit diesen ehrlichen guten Freunden von Mühe und Arbeit haben ablassen können und ihnen ihren wertgewesenen Hausvater ehrlicherweise haben begraben helfen. Gott wolle ihm nun seine Gebeine selig ruhen lassen und gebe ihm eine fröhliche Auferstehung. Gott tröste aber auch die Hinterbliebenen! — Für das aufgesetzte Essen und für den Ehrentrunk, mit dem sie gegenwärtig sind gewesen, sind wir sehr dankbar. Gott wolle ihnen die Stätte zuheilen, daher es geflossen ist, damit sie es nicht möchten spüren. Ich will Euch aber alle miteinander dem lieben Gott anbefehlen. Er lasse Euch die heutige Nacht selig ruhen und am nächsten Morgen mit frischer Gesundheit aufstehen."

Der nächste Tag findet Alle an der gewohnten Arbeit. Auf dem frischen Grabhügel des verstorbenen Ortshannen beginnen die Gräser zu sprießen, und Mutter Natur breitet freundlich ihren grünen Teppich über denselben. Nach wenigen Wochen aber ergänzt auf dem schmucklosen Grabstein die sinnige Inschrift:

„Wohl stirbt der Mensch, der gute, nie
Für sich und Gottes Ruf zu früh.
Doch stets zu früh verlieren wir
Die Guten — ach! so selten hier;
D'rum weinen wir um sie."

Digitized by Google

Die drei Berühmten von Alpel.

Eine Erinnerung.

Im Wirtshause „zum Ochsen“ sitzen oft allerhand Leute beisammen. Bürger von Krieglach, Reisende aus Ungarn und Deutschland, Handelsvermittler aus Triest, Brünn und Prag, Sommerfrischler aus Graz und Wien und Bauern aus den Gräben von Masing, Trabach, Alpel u. s. w. In einem Landwirtshause ist's wie in der Arche Noah's, da werden selbst Wesen, die sich sonst gegenseitig auffressen möchten, miteinander gut Freund. Die Agenten natürlich, die suchen bei Allen etwas an Mann oder auch an Weib zu bringen, die Reisenden wollen Land und Leute kennen lernen und die Sommerfrischler, die es schon einmal auf „Natur“ abgesehen haben, genießen den bäuerlichen Tabaksqualm für Walddust, und das Bauernvolk mit seinen Bergen, Häusern, Hütten und Sitten für eine Idylle. Und der Bauersmann freut sich der Herrschaften, die ihn mitreden lassen und macht Staat mit seiner Bauerneinfalt und foppt sie ein wenig.

Eines Abends unterhielt sich die Gesellschaft über Talente und Berühmtheiten. Die Sommerfrischler priesen ihren Sonnenthal und Starke; die Reisenden glaubten an Richard Wagner und Defregger etwas Neues zu bringen; die Handelsagenten erzählten leuchtenden Auges von Ballettänzerinen und die Professionisten wußten allerlei von findigen Mechanikern, Uhrmachern, Martertafelmalern, virtuosen Hackbrettspielern, Schwertverschluckern und Feuerfressern.

Auf einmal that am Ofentisch ein Bauer aus Alpel — es war der Bach-Poldel — einen starken Trunk aus seinem Glase, stellte es kräftig auf den Tisch, setzte scharfe Stimme ein und sagte: „Wir in Alpel oben haben halt auch drei berühmte Manner!“

Die Gesichter wandten sich nach ihm hin. Und die wären?

„Ja!“ rief der Bauer und trank wieder, denn wenn man mit so Herrenleuten spricht, da muß die Gurgel gut zubereitet sein; was man der Gurgel thut, das kommt der Kehle zu Statten. „Ja!“ rief er, „drei berühmte Manner haben wir aus dem Alpel: Einen Geistlinger, einen Rauber und einen Afrikaten!“

Der räthselhafte Ausspruch fand auch bald seine nähere Erklärung, für die ich, der Schreiber dieses, einstehe und die ich aus Eigenem hier vervollständigen kann.

Die drei „berühmten Manner von Alpel“, die der Bach-Poldel meinte, wurden in der engsten Nachbarschaft zu einander im gleichen Jahrzehent geboren.

Der Eine war der Schmiedhofer-Sohn, welcher eine Ehre über das Alpel brachte, wie sie bisher nicht erhört worden. Von der kleinen Bauernschule in St. Kathrein hinweg gieng er in die Studie und ward Priester. — Die reichen, großrederischen Hofbauern von der Masing und von Freßnitz haben wohl Rauser und Sauser und Weiberanschmierer und alte „Soldatenabschieder“, die voll Gicht und Gall und Schnaps und Lugen sind — aber „Geistlinger“ haben sie keinen. Die Orts-Bürger haben Herrenschneider und Schreiber und Semmelbäcken mit ihrem Kaffee alle Tag und gewichsten Stiefeln. Cigarren rauchen thun sie, wenn sie sich kein „Bradel“

Digitized by Google

können kaufen und Zeitung lesen statt Kartenspielen, thun Wind machen wie Stadtherren — aber Geistlinger haben sie keinen. Auch zu Langenwang und Fischbach haben sie keinen, auch in Ratten und in der Stanz nicht, in der ganzen Gegend keinen. Die armen Alpler, die kleinen Hintergebirgler, die haben einen. Und ist unter allen Herrensöhnen der beste gewesen in der Studie! Drei Paar Ochsen — eher mehr als weniger — hat er gekostet seinem Vater; aber als die Ehrmess' (Primiz) gekommen war, da sagte sein Vater: „Nit um sechs Paar Ochsen wollt' ich ihn jetzt hergeben, meinen Sohn, den geistlichen Herrn!" — Ich weiß es noch gut, wie wir Leute von Alpel, Männer, Weiber, Kinder, zusammenkamen auf dem grünen Anger vor dem Schmiedhoferhaus und im Halbkreis niederknieten, und wie der junge Geistlinger kam — ganz schwarz, nur um den Hals die weiße Binde, und das blonde Haar am Haupt das groschengroße Glatzlein, quer über die Stirne her — und im Halbkreis herumgieng und Jedem die Hände auflegte und den Segen gab. Damals sind Alten und Jungen die Augen naß worden vor Freuden und Vater und Mutter des jungen Priesters haben gar nichts Anderes zu sagen vermocht, als immerfort nur: „Gott Lob und Dank, daß wir diesen Tag noch haben mögen derleben!" Bei der Primiz selber hat sich Mancher von Alpel Gott zu Lieb' und dem lieben Primizianten zu Ehren einen sternhageldicken Rausch angetrunken. In der Waldgemeinde Alpel gibt es arme, kummervolle Menschen, aber an jenem Tage ist kein Herz traurig gewesen. Wie eine einzige Familie, so waren Alle beglückt und erhoben von der Freude und Ehre. Schon den bescheidenen, freundlichen Studenten hatten Alle gern gehabt, wenn er auf Vacanzen heimgekommen und oft ernste Tage mit ihnen verlebt hatte und auf manchen ehrbaren Spaß mit ihnen eingegangen war. Einer aus ihnen! Und jetzt stand er auf der Kanzel an der Stelle der Apostel und saß im Beichtstuhle an der Stelle Gottes, und stand am Altare als Mittler zwischen Gott und Menschen, und die Alpler hatten nun einen besonderen Anwalt an der himmlischen Thür'. Es wird kein Bräutigam und kein Sterbender mehr sein in Alpel, für den der Priester nicht betet; kein Feuer und kein Wetterschlag mehr, um dessen Abwendung von Alpel er nicht die Hände faltet am Altar. — So hatten sie sich's ausgedacht und so war ihnen der junge Mensch wie ein Heiliger, ein bequemer, mit dem sich reden läßt, dem man mit dem Glase zutrinken kann im Wirtshaus, den man atzen kann mit Eierkuchen und Sterz, wenn er die Ehre gibt und in's Haus kommt, dem man noch Krapfen oder Aepfel mitgeben kann, wenn er einstecken mag.

Dann ward er in der Ferne angestellt als Kaplan, aber so oft in seiner Familie eine Hochzeit war oder auch ein Sterben, kam er heim und seguete. Als er nach Jahren wohlbestallter Pfarrer wurde, sprachen die Alpler vor Freuden gern von ihrem „Landsmann, dem Herrn Pfarrer." Die Kühneren spannen das Außerordentliche noch weiter und sahen im Geiste schon die Zeit, da der Schmiedhofer-Sohn ihre Kinder nicht allein taufen, sondern auch firmen werde — den goldenen Krummstab in der Hand und die seidene Bischofsmütze auf dem Haupte. Ich habe die guten Leute niemals warmherziger und liebenswürdiger gefunden, als wenn sie der Freude über ihr priesterliches Gemeindemitglied Ausdruck gaben.

Der zweite „Berühmte" von Alpel war ein „Rauber." Der Sohn armer Häuslersleute, die sich mit Tagwerken und Kohlenbrennen forthalfen, heute in dieser Dachkammer wohnten, morgen in jener Köhlerhütte, übermorgen vielleicht in einer verlassenen Huben, so kein Glas mehr in den Fenstern hatte. Sie waren vor Zeiten

Digitized by Google

eingewandert. Die „Krebsleute“ hieß man sie; sie waren verachtet, weil „nichts vor ihnen sicher gieng“, und es gieng nichts von ihnen sicher, weil sie verachtet waren und zu wenig Erwerb fanden, um ihre zahlreichen Kinder zu ernähren. Diese Kinder hielten sie weicher, als das sonst bei Bauern der Brauch ist und wollten keines von sich lassen, selbst als sie schon flügge waren.

Einer ihrer Söhne, der Stachel, kam endlich doch in einen Bauernhof als Kuhhirt, war aber nicht immer gewissenhaft, wie das bei Knaben schon vorkommen mag, und wenn er ein scharfes Wort oder gar eine Strafe erhielt, lief er davon und heim in sein Nest, wo es viel Schmutz und Hunger gab, aber keine Arbeit und keine Strafe. That der Hunger zu weh, so suchte er sich freilich wieder einen Dienst, aber es war allemal derselbe Verlauf.

Als der Stachel heranwuchs und seine Familie theils starb, theils sich in der Welt verlief, stahl er sich immer noch aus seinen Dienstorten davon, wenn ihm etwas nicht recht war, und da stromerte er den müßig in der Gegend umher, zog Rüben aus der Erde, riß Obst vom Baume, um sich zu nähren, oder wenn das nicht war und nicht genügte, sprach er bei Bauern um ein Stück Brot zu. Sein Gewand zerriß, er ließ es zerrissen sein und gieng um. Der Hut hatte keine Krämpe mehr, das schwarze Haar kroch hinten am Nacken und vorne an der Stirne herab, als hätte es so halb und halb die Absicht, den Burschen kleiden zu helfen. An den Aermeln und Schenkeln sah man durch die klaffenden Löcher auf die pure Haut hinein, die anfangs weiß wie Lilien war, nach und nach aber in der Sonne braun wurde wie Zigeunerfell. Es war ein schlanker, kräftiger Junge; konnte er auf dem Wege Jemandem ausweichen, so lief er wie scheu seitab, ging das nicht, so that er freundlich und gab in geschmeidigem Tone Red' und Antwort; seine Züge waren so, daß man ihn hätte lieb haben können, wenn er einen mit seinem Auge ruhig hätte anschauen mögen. Das aber konnte er nicht, seine Augen waren gerade wie zwei graue Spiritusflämmlein, in die ein unsteter Luftzug bläst.

Als man ihm überall, wo er um Nahrung oder Herberge zusprach, das Arbeiten in Erinnerung brachte, sprach er nirgends mehr zu, sondern schlüpfte aus eigener Machtvollkommenheit durch Bretterlücken auf den Heuboden, wenn er schlafen wollte, und schlüpfte durch ausgehobene Fenster in die Häuser und Vorrathskammern, wenn er essen mußte. Dabei wurde der Krebs-Stachel mehrmals ertappt. Das erstemal ließ ihn der Gemeinderichter auf einen umgestülpten Brunnentrog legen und auf der Reversseite stark blau anlaufen. Das zweite- und drittemal lieferte man ihn in den Arrest ab. Endlich ward er militärpflichtig und als man ihn tauglich fand, fiel der Gemeinde Alpel ein Stein vom Herzen. Fiel ihr aber auf die Zehen. Nach kaum einem halben Jahr strich der Krebs-Stachel wieder in ihren Wäldern umher. Beim Militär — hieß es — habe man ihn verjagt, Langfinger branche man nicht dabei.

Nun war die Zeit angebrochen, da man in den Alpelhäusern die Fenster vergittern und die Thüren verriegeln mußte. An derlei hatte früher kein Mensch gedacht. Der Stachel war beim Militär noch kräftiger und anschickſamer geworden; er hatte eine zerschlissene Bauernjoppe an, die nicht für seinen Leib geschnitten war, trug jedoch das blaue Beinkleid und die Soldatenmütze, unter welcher er an beiden Schläfen die Haare glatt hervorstrich. Das Schnurrbärtchen war spärlich, aber zwei Hörnchen oberhalb der Mundwinkel gab es doch. Er benahm sich überhaupt sehr „kaiserlich“ und glaubte nun auch im Wirtshaus sitzen zu sollen und von der weiten Welt berichten zu müssen. Setzte sich aber Niemand zu ihm und

Digitized by Google

der Wirt fragte ihn trocken, ob er wohl auch Geld habe, um die Zeche zu zahlen.

Weil die Bauern das todte Fleisch so ängstlich vor ihm verwahrten in ihren Kammern, so nahm er das lebendige. Stahl ihnen Schafe aus dem Stall, schlachtete sie im Walde, briet sie und aß sich satt. Dabei vergaß er regelmäßig seine Kleider von den Blutspuren zu reinigen — denn von den Schlauesten war der Krebs-Stachel keiner; auch im Leugnen war er so plump, so daß ihm der Richter einmal zuschrie: „Wenn Du schon nit lügen kannst, so sag' wenigstens die Wahrheit, Erzgauner, verfluchter!"

Der gute Alte hatte keinen Begriff davon, wie schwer es selbst bei bestem Willen für einen Unehrlichen ist, die Wahrheit zu reden. Und selbst, wenn eine Prämie von tausend Gulden stünde auf jedes redliche Wort — es müßte gelogen sein.

So saß denn der Krebs-Stachel wirklich die längste Zeit im Arrest, und die Sache wäre gut gewesen, wenn nicht die vielen, obgleich kurzen Unterbrechungen die Leute in steter Angst gehalten hätten.

„Wenn der Kerl nur einmal Einen umbrächte, daß er lebenslänglichen Kerker kriegte!" äußerte dazumal der Höfelbauer in Alpel.

„Verkauf' ein Paar Ochsen," antwortete ihm sein Nachbar, der Grabler, „begegne ihm mit dem Geld im Walde, vielleicht thut er Dir den Gefallen."

So weit kam's aber doch nicht.

Einmal blieb der Krebs jahrelang aus und es hieß, er sei gehenkt worden; es war gerade um die Zeit, als der Schmiedhofer-Sohn seine Ehrmesse hatte. Wenige Monate später sah ihn Jemand über die Fischbacheralm gehen; er hatte ein neues steirisches Gewand, einen kecken Federbuschen auf dem Hut und ein Weibsbild bei sich, das im Gesicht roth wie eine Aster war und den städtischen Rock hinter sich nachschleppte im thaunassen Grase. Aber zur selben Zeit durchstreiften Gendarmen die Gegend und hielten scharfe Nachfrage nach dem Krebs-Stachel. Hierauf ward es wieder still, nur Einer oder der Andere wollte wissen, der Stachel sei zu den Erzräubern gegangen und habe gesagt: die Alpler hätten bisher vor ihm Salz und Brot verschlossen, aber wenn er wieder komme, da würden sie ihm Speck und Fleisch auf großen Schüsseln entgegenbringen. — So hub jetzt der Mann an, interessant zu werden, und an langen Winterabenden, wenn die Weiber grufeln wollten, erzählte man sich Geschichten vom Erzräuber Krebs und sein Name ging klingender um, als jener des braven, schlichten Priesters aus dem Alpel. Die Leute sind einmal so, den sie fürchten, der geht ihnen tiefer zu Gemüthe als der, dem sie Dankbarkeit und Ehre schuldig sind.

Der dritte Berühmte von Alpel ist ein „Afrikat" hat der Bach-Poldel gesagt. Er wollte sagen: ein Advocat, meinte aber eigentlich nicht einen Advocaten, sondern einen Büchelschreiber — und auch einen solchen nicht ganz genau, sondern im engsten Sinne einen Volksdichter. Dieser Begriff ist den Leuten dort ganz fremd; es gibt auf der Welt wohl Anstreicher und Feldwebel und Advocaten und Bischöfe und Eisenbahner und Bader, und was so Herrische mehr sind — aber Volksdichter? Aus einem solchen wissen sie nicht, was sie machen sollen. Da ihnen der Afrikat oder Advocat das Sinnbild alles Dunklen, Zweideutigen und Unergründlichen ist, so nennen sie gerne jeden Unbegreiflichen, der noch dazu ein wenig von der Stadt riecht, einen Afrikaten.

Ein Bauernbursche war er von Anbeginn. In seinem siebzehnten Jahre ward er Schneiderlehrling, in seinem zweiundzwanzigsten, wo Andere schon bald ihre Ehrmesse haben, gieng er in die Studie. Er wurde aber kein Geistlinger, sondern ein „Büchelausdichter," wie sich die Einsichtsvolleren ausdrückten. Und wenn's noch Gebetbücher

Digitized by Google

wären! Man hat ihm voreh nicht feind sein können, obzwar er immer „ein anderer Leut' war, wie andere Leut'." Und jetzt kennt man's nimmer, ist er schwarz oder weiß. Er kommt nur im Sommer, wenn's recht warm ist, nach Alpel; sonst hält er sich in den Städten auf bei den hohen Herren und reist in der Welt herum und soll überall gute Bekannte haben — schon nicht zu sagen. Man spricht gar Unterschiedliches von ihm. Die Einen sagen: „Uns Alplerbauern, uns macht er's woltern!" Die Anderen sagen: „Dem müßt ihr nicht trauen!" die Dritten sagen: „Der hat mehr Geld, als was ganz Alpel wert ist! Das Bücheldruckenlassen, das kostet was!" Die Vierten sagen: „An den müßt Ihr Euch halten, der kann, was er will und bringt Alles zu Weg. Der ist mit den hohen Herren, wie Ihr mit Eueren Vettern und Gevatterslenten, gut an. Der ist dem Kaiser sein bester Freund, soll gar auf Du und Du mit ihm stehen, und wenn er was nöthig hat, so braucht er nur hingehen in's Kaiserhaus und sagen: Du, Kaiser, sei so gut, ich brauch' Geld. Und kriegt, so viel er haben will. Ja, der Waldbauern-Peter, der lacht uns Alle aus. Und da können tausend Jahr vergehen, bis es Einer wieder so weit bringt, wie der Peter." — „Wenn ihn am End' nur nicht etwan der Teufel holt!" sagen die Fünften. „Die Afrikaten nimmt er gern, und voraus solche, die Bücheln ausdichten und sind keine Gebetbücheln!"

Ihr denkt Euch's wohl schon, der Afrikat bin ich, der Schreiber dieses. Und so' stehe ich da vor meinen lieben Landsleuten und bin ihnen ein unheimliches Wesen. Eine Zeit war, da haben sie sich vor mir bekreuzt. Da geht und fährt ein Mensch herum, der einst wie sie war, und jetzt arbeitet er nicht und hat ein herrisches Gewand an und ißt im Wirtshaus Herrenkost und man weiß nicht, wovon er lebt! — Wenn ich bisweilen an ihnen vorbeikam, wie sie ackerten oder hart mähten, da war mir, als müßte ich sie um Verzeihung bitten, daß es mir besser ergehe, als ihnen.

Als sie es allmählich aber einsahen, daß ich trotz Allem noch ein wenig aus ihrem Stoffe bin, daß ich ihnen dann und wann einen kleinen Dienst erweisen und sie bisweilen tüchtig ausschelten kann, wenn sie gar zu thöricht sind — wurden sie zuthunlicher. Und als sie es dann von den Fremden immer wieder zu hören bekamen, was sie an mir für ein Wunderthier hätten und daß ein Dichter für's Land beiläufig dasselbe sei, was bei ihnen ein Kalb, das fünf Füße hat, da gaben sie ganz seltsam bei. Und wenn einer der Alplerbauern — es sind ihrer leider nicht mehr viele — einmal seinen Rausch hat, so prahlt er sich überlaut mit dem „Afrikaten."

Also kommen sie, wenn ich im Sommer unter ihnen umgehe, mit den wunderlichsten Zumuthungen an mich heran. Hier gibt eine Kuh blutrothe Milch — ob ich dagegen nicht was rathen möchte? Dort wird ein Mutterföhnlein zum Militär genommen — ob ich es nicht losbringen könne? Anderswo ist ein Wildschütz — ob ich nicht ein gutes Wort einlegen wollte, daß er kaiser-königlicher Jäger würde? Diesem brennt der Heustadl nieder — ob er nicht von der Assecuranz was bekommen könne? — Ja gewiß, wenn er eingezahlt habe. — Das zwar nicht, und eben darum wende er sich an eine Vermittlung.

„Er will nur nicht," sagen die Leute, „wenn man ihn aber in guter Laune trifft und er thut's, dann ist's so viel als gewonnen."

So kam vor einiger Zeit ein armes Weib zu mir. Ich war nicht zu Hause, sie stand drei Stunden lang vor meiner Thür, bis ich kam. Sie bitte mich um tausend Gotteswillen und sie gehe nicht eher weg, als bis ich ihr geholfen hätte.

„Gern, wenn ich kann."

„Ja, der Herr kann, und wenn er nur will." Sie faltete vor mir die

Digitized by Google

Hände und in den Augen standen ihr Thränen. Endlich brachte ich es heraus; sie wollte, daß ich an den Kaiser von Oesterreich schriebe, für sie um eine kleine Unterstützung. Sie habe eine kranke Tochter und der Arzt hätte gesagt, sie müsse die Auszehrung kriegen, weil sie nicht genug Nahrung hätte. Zwei kleine Kinder seien auch da von der Tochter, und der Vater davon wäre vor einem Jahre bei einem Waldbrande umgekommen. Sie selber arbeite Tag und Nacht, könne es aber nicht erschwingen, und jetzt habe sie gar eine gichtische Hand bekommen. Die Leute thäten ihr wohl viel schenken, aber endlich würden sie doch auch ungeduldig und viel übrig hätte selbst Keiner. Zuständig sei sie nach Oberösterreich, aber sie könne mit der schwerkranken Tochter nicht heimreisen. Ihren Mann hätte im Sechsundsechzigerjahr eine preußische Kugel am Rücken getroffen und sei er gefallen; so hätten ihr jetzt die Leute gerathen, sie solle an den Kaiser schreiben.

„Wird umsonst sein," sagte ich, „wenn ihn die Kugel nicht just am Rücken getroffen hätte, sondern etwan auf der Brust, oder so — da hätte ich eher Hoffnung."

„Nein, nein," meinte sie, „ich laß' mich nit irr' machen. Der Kaiser soll so viel ein guter Herr sein, hört man, und der Peter — ich sag' gleich Peter, bitt' schon um Verzeihung — ist mit ihm so gut an, dem thut er Alles zu Lieb'."

„Liebe Frau," sagte ich, „unser Kaiser hat was Anderes zu thun, als sich um die Dichter zu kümmern. Wir haben einander unser Lebtag noch nicht gesehen. Man kann den Brief schreiben, aber er kriegt ihn nicht in die Hand. Ein gutes Herz hat er freilich, unser Kaiser, aber er ist umgeben von einer hohen Mauer Solcher, denen das Elend der Armen nicht so zu Herzen geht, und die lassen selten einen solchen Brief zu ihm. Daß sich auch tausend Unwürdige auf's Bitten verlegen, ist freilich wohl wahr."

Sie ließ sich nicht wenden und blieb dabei, wenn ich für sie den Brief schreibe, so wäre ihr geholfen.

Da dachte ich: Ihne ihren Willen, damit sie nicht Dir die Schuld gibt. Legen wir die Schuld etwas höher, wenn sie in ihrem großen Elend verbleiben muß. Und am Ende, was ist denn Unerhörtes daran, wenn ein Poet für eine arme, brave Familie vor dem Mächtigen und Gütigen eine Bitte niederlegt. Hier ist ein Mensch, der verkommen muß, weil er nicht die Mittel hat, sich zu ernähren. Dort ist einer, umgeben von Herrlichkeit und Ueberfluß. Was ist denn Unerhörtes, wenn ein Armer den Landesvater bittet um ein Almosen?

Ich schrieb den Brief. Ich habe nicht viel landläufige Phrasen und Floskeln darauf verwendet, das Elend der Witwe erfüllte mich, und andererseits erfüllte mich das Vertrauen zu unserem guten Kaiser und während des Schreibens erwachte in meinem Herzen die Hoffnung, der Brief möchte doch von Erfolg sein. Ich stellte in einfachen Worten die Lage der armen Familie dar und bat um eine milde Unterstützung für die Kranke. — Den Brief adressirte ich kurzweg an Seine kaiserl. königliche Apostolische Majestät in Wien und vertraute ihn der Post an.

Das Weib war voll der Zuversicht. „Und wenn ich zehn Gulden bekomme," rief sie, „so ist uns für eine Weile geholfen und kann meine Tochter wieder arbeitsfähig werden."

Schon am nächsten Sonntag kam sie wieder um anzufragen, ob schon Bescheid eingelangt sei. Ich ermahnte sie zur Geduld und Fassung, wenn das Schreiben erfolglos sein sollte. Sie lächelte nur auf solche Bemerkungen.

Es vergieng eine Woche um die andere, die Krankheit der Tochter verschlimmerte sich zu einem hoffnungslosen Siechthum. Die Mutter kam öfter und immer öfter und erkundigte

Digitized by Google

ſich, ob denn noch nichts von Wien eingelangt ſei? Wir wurden Beide kleinlaut und ich ſuchte durch anderwärtige Vermittlung kleiner Gaben ihre Geduld zu ſtärken.

Endlich — an einem regneriſchen Frühherbſttage — kam von der Hofkanzlei der Beſcheid. Er ſtand auf dem zurückfolgenden Bittgeſuche. Dasſelbe konnte nicht berückſichtigt werden.

Wortlos — auch thränenlos — hat das arme Weib mein Haus verlaſſen. Wenige Tage ſpäter kam Hilfe vom Höchſten, der nahm die Kranke zu ſich.

In der Gegend hieß es von nun an: „Der Peter kann auch nichts.“ Und von dieſer Zeit an zählen ſie mich wieder ganz zu den Ihren — bin ich doch arm und ohnmächtig wie ſie. Jetzt erſt faſſen ſie Neigung zu mir und ſehen, daß meine Sache auch die ihre iſt — daß ich noch diesſeits, an ihrer Seite der ungeheueren Kluft ſtehe, die den Bauer von den „Herren“ trennt. Sie ahnen nun, daß ich in meinen Schriften wirklich ihr Anwalt, alſo ihr „Afrikat“ bin — gleichwohl es noch ſehr dahin ſteht, ob wir den Proceß gewinnen.

Damit einigermaßen unzufrieden iſt nur der Bach-Poldel von Alpel. „Unſer Geiſtlinger,“ ſagt er, „der iſt noch immer mit Biſchof, der Rauber iſt alleweil noch mit gehenkt. Und der Afrikat —! Wir haben kein Glück mit unſeren Leuten.“

Gedichte

von **Sophie von Khuenberg.**

Ideal.

Eine Seele möcht' ich finden,
Groß und einſam,
Die mit mir den Pfad des Lebens
Geht gemeinſam.

Losgelöst von aller Schalheit
An mir hangend,
Einzig nur nach meiner Liebe
Heiß verlangend.

Stolz, unbeugſam, wie die Berge,
Weltverſchloſſen, —
Nur vom Frühlicht unſ'res Glückes
Hold umfloſſen! —

Erfüllung.

Der Tag ſo blau, die Sinne ſo frei,
In der Luft ein Leuchten und Wiegen,
O nennt mir ein Elend! So groß es ſei —
Ich will es bekämpfen, beſiegen!

Des Glück's entfeſſelte Heeresmacht
Iſt hell in mir eingezogen,
O ſeliger Morgen, nun ſpotte der Nacht,
Die einſt mich ſo düſter betrogen! —

Der Schmerz iſt Lüge — ein Märchen der Tod,
Von neidiſcher Trauer erfunden —
Ich glaub' nur an ewiges Lebensroth
In dieſen heißblühenden Stunden!

Digitized by Google

Der „Kegeltod".

Eine Volkstype aus Nieder-Oesterreich, geschildert von Ed. Jg. Freunthaller.

Wir haben's die Kegel-Kugeln erzählt.

Die Heimat des Kegeltodes ist die Schiebstätte, dort ist er schreiend und pralend zu finden. Der rührigste aus der Gesellschaft der Kegeltode ist der Fleischer; denn er wirft die Kugel mit Wucht und Kraft, und er allein ist es, der Kegel spaltet und Kugeln ängt, der den „Aufsetzer-Buben" aus einer Gefahr in die andere treibt, der allen Schüben, mit Ausnahme der seinigen, Schimpf und Verachtung entgegen bringt, der selten fehlt und unter zehn Schüben gewiß neunmal den „Ersten" trifft (er sagt wenigstens so), der im Vollbewußtsein seiner Kraft und Stärke und Ueberlegenheit auf allen Kegelstätten mit hochgehobenem Haupte laut und sicher auftritt, mit Guldenscheinen viel herumwirft und durch Verdopplung oder Verfünffachung des „Einsatzes" die Gier und Habsucht der übrigen Kegler wachruft und hegt und pflegt.

Seht — dort steht er in Hemdärmeln auf der Kegelstätte und „schanzelt" mit etlichen Keglern. Jedermann setzt sein „Zehnerl" auf das „Schanzbrettchen" — wer am „bessern" schiebt, gewinnt und zieht „die Schanze" (Einsatzgeld) ein.

Der Fleischer beginnt eben den Schub. Beide Handflächen benetzt er, dreht die Kugel auf der Innenfläche der Hand, tritt etliche Schritte rasch zurück, bückt sich und mißt. Mißt, wiegt und hebt nun ein schreckhaftes Schwingen mit der Kugel an, daß seine Nächsten furchtsam seitlings rumpeln. Jetzt — ein letztes Schwingen, ein jäher Ruck nach vorne, und die Kugel fliegt polternd auf den „Schiebladen" und gestreckten Laufes hinaus zu den neun Kegeln, von denen sieben zur Hinterwand kollern.

Der Bube draußen jauchzt, wirft die Kugel in die Rinne und stellt die „Todten" wieder aufrecht.

Der Fleischer aber, der indessen der Kugel-Arbeit gebückt zusah, die Hände an die Knie gestemmt, hoffte und harrte, dreht sich jetzund mit siegesstolzen Blicken um und mustert die Mienen seiner Mitkegler.

Was ein rechter Kegeltod ist, wettet allemal vor seinem „Schube" — auch vor dem seines Mitkeglers. Wettet um hohes Geld, wettet mit Mehreren zugleich, wettet auch gegenseitig. Verliert er — verdoppelt er den „Einsatz", hazardiert noch nebenher mit Leuten, die nie gut wissen, woein und woaus mit ihrem Gelde. Er kegelt nur aus Gewinnsucht und mancher Tropf schätzt es sich zur Ehre, an den Kegeltod seinen letzten Kreuzer zu verlieren. Einem rechten Kegeltode wird daher nie „zu hoch" gekegelt, ihm sind Spiele des reinen Vergnügens, des Zeitvertreibes und des Turnens halber immer zu viel abgeschmackt und zu wenig „aufregend". Er wird aus dem Grunde billige Spiele stets zu hintertreiben oder zu stören versuchen; gelingt ihm das — so baut er auf den Trümmern einer „Kriegs-Partie" alsbald ein nervenerregendes Hazard-Spiel auf und fühlt sich darin glücklich und selig. Doch wehe ihm, wenn er einen geriebenen Kegeltod zum Gegner hat! Der Geriebene wird im Anfange auffallend viel fehlen und Kraft schonen; sobald er aber erkennt, daß

Digitized by Google

sein Gegner ermattet, verdoppelt oder verfünffacht er den „Einsatz“ und — fehlt nimmer! fehlt nimmer und gewinnt immer und kegelt fort, bis entweder seinem Gegner der Kopf schwer und der Beutel leer, oder der Eine vor dem Andern „verduftet“. Gehört mit hinzu.

Unter der Zahl der vielen Kegeltode nimmt der Schuster gewiß den zweiten Rang ein. Auch dieser kegelt in Hemdärmeln.

Ist's ein feuriger Geselle, so nimmt er die Kugel mit Hast aus der Rinne, tritt etliche Schritte zurück, hebt die Kugel möglichst hoch, legt den Zeigefinger zielend darauf, holt mächtig aus und zielt; wiederholt diese Procedur noch etliche Male und — nach einem Satz und Ausfall nach vorne fliegt die Kugel dröhnend auf den „Laden“ und eilt hinaus zu den bebenden Kugeln. Ein wirres Durcheinander-Gepolter draußen und der kugelsuchende Bube jauchzt.

Sechs Kegel sind gefallen.

Der feurige Geselle zieht den Hut tiefer zum linken Ohr und hofft und harrt. Hofft und harrt und sein rechter Fuß zittert und scharrt und dreht die Ferse möglichst nach vorne, als solle der Fuß die übrigen Schwankenden draußen umstürzen. Und das unartige Fuß- und Knie-Beben und Verrenken geht durch die ganze „Schiebhütte“, denn auch die übrigen Kegler pressen ihr Knie hart aneinander und heben die Fersen höher. Es ist, als wollen sie die zu Fall gebrachten Kegeln mit ihrem Knie heben und aufrichten, als wollen sie die wüstende Kugel aus dem Kegelbereiche stoßen und aufhalten. Und Andere drücken den Daumen krampfhaft in die Faust, halten den Athem lautlos zurück und verzerren ihr Gesicht gar grenlich; es soll das Alles recht gut und heilsam sein gegen das Fallen der Kegeln.

Schustergesellen haben viel Elektricität in ihrem eisenhältigen Blute, sie schreien und verdammen viel, wenn der Tag lang ist und ihr Athem nicht allzu kurz; und ist ihr Geldbeutel leer und der Kopf schwer — dann geht's frisch und munter an den „Uhr-Versatz“ und derlei Gefolge.

Eine gute, theure Uhr — um einen einzigen Kugelwurf — wer weiß, wie derselbe ausfällt!

Einen rechten Kegeltod darf ein Unheiltag nie ans Rand und Band bringen. Das Glück ist kugelrund, es kugelt hin und her; der Kegeltod hat das Glück in seiner Hand und er wirft's hinaus zu seinen neun Teufeln, die ihm's vielfach verdanken müssen (oder sollen). Aber sie wollen just nicht immer. Nun — ein rechter Kegeltod muß bei Fehlwürfen auch immer treffliche Ausreden bereit haben. Die gewöhnlichsten lauten etwa: „Der verfluchte Bub', hätt' er die Kegel rechtschaffener gesetzt!“ — „Ich bin während des Wurfes angesprochen worden!“ u. dgl. Derlei gehört mit hinzu.

Das Ansprechen des Kegeltodes an den soeben Schiebenden gehört zu den guten Vortheilen; der Angesprochene wird und muß fehlen! Und das Ansprechen geschieht meist bei Wetten. Man redet den Schiebenden in dem letzten Augenblicke des Kugelwurfes an — man verzögert seinen Wurf — man macht ihn ärgerlich, verdrießlich, erregt — der Wurf geht schier allemal fehl!

Ist der Schuster aber Meister, ist er bejahrt, trägt er Silberhaare, Glattgesicht bis zu den kurz bebärteten Wangen, hat er vielleicht noch wulstige Lippen und freundlich blickende Augen — dann nimmt er die Kugel mit Bedacht zur Hand, sucht mit dem Fuße sein Merkmal auf den Dielen (ein kleines Loch, ein breitköpfiger Nagel), spuckt hin und tritt mit den Zehen des rechten Fußes darauf und stellt sich sodann in die Schub-Positur. Die Schub-Positur ist für ihn eine möglichst weite Schrittstellung, der linke Fuß berührt das „Zielholz“ (Querbalken vor dem Längsbalken oder „Schieb-

Digitized by Google

laden"). In dieser gebückten Stellung verharrt er eine geraume Weile, wiegt die Kugel, dreht sie möglichst zurecht, guckt zum Schlusse noch einmal hinter sich, um gewiß zu sein, daß der rechte Fuß auch am rechten Merkmal stehe, und beginnt alsdann zu „messen". Mißt, holt aus, mißt und holt wieder aus und wirft dann die Kugel mit einer leichten Handdrehung vorwärts auf den „Laden".

Langsam, träge, schier mühsam rollt die Kugel auf dem langen „Laden" hinaus zu den Kegeln, die ebenso bedächtig und nachdenklich fallen.

Indessen arbeitet der Meister mit Händen und Füßen, und hält den Athem zurück.

Fünf Kegel sind draußen gefallen, drei aber schwanken noch bedenklich. Hat der feurige Geselle vorhin viel gelobt und verdammt, so weiß der Meister hingegen viel süße Worte an die drei Taumelnden zu reden und er bittet sie, nur ja umzufallen und doch um Gotteswillen! Aber sie werden wieder nüchtern und beruhigen sich und bleiben endlich aufrecht stehen zum Leidwesen des kopfkratzenden Meisters.

Zeitweise vergönnt sich der Meister auch eine kleine Wette; doch verwettet er selten und auch nie mit mehr als wie mit Einem und gibt sich mit geringem Gewinne schon zufrieden. Denn so ein Meister schiebt ruhig und bedächtig, er denkt allemal weiter, als die Kugel fliegen mag.

„Zur rechten Zeit anheben, zur rechten Zeit sich wegheben" — der Kegeltod versteht diese schwere Kunst und „erntet" deswegen. Er ist darum eine vielbewunderte und gefürchtete Persönlichkeit und alle Kegler scheuen ihn. Sogar ein Denkmal wird ihm — geschrieben und unter den vielen Ziffern, Strichen und Zeichnungen mit Blei, Röthel und Kreide (in der Schiebhütte) steht zu lesen:

„Am 16. Juli wurden geschoben alle Neun —
Das thut uns Allen vom Putzhofer schier g'freun!"

„Auf drei Partie-Schüb hintereinander
Hat Michel Hauser sie troffen allsander!"

„Josef Trischl, der Binder,
Ist ein Kegelschinder!
Scheibt auf dreimal nacheinand
25 Kegel ohne Wand!"

„Den Peter-Michel soll der Teurel holen —
Wenn nochmal sollten Neune fallen!"

„Kegeltod" kann Jedermann werden, der im „Schützen" ist geboren und der von „großen Männern" ist auferzogen worden. Und schließlich hat doch jeder Kegler seine Periode im Leben, wo er „viel und gut" schiebt und schier als Kegeltod gefürchtet wird.

„Pech" — es gibt genug davon in der Schiebhütte. Jeder Kegeltod hat seinen „Unglückstag", seinen „Unglücksmonat", sein „Unglücksgeld" u. dgl., sowie er von einem seltsamen „Glückstag", „Glücksmonat" und „Glücksgeld" viel zu faseln und zu berichten weiß. Der Aberglaube hat auch hier sein Feld.

Der Sonntag gehört den Bauernburschen und den Arbeitern und Handwerkern — an jenem Tage sind alle Schiebhütten voll von jener Gesellschaft; ist auch allemal ein Kegeltod darunter!

In den Werktagen kegeln die Bürger und die Honoratioren des Dorfes, des Marktes; sie kegeln meist eine „Kriegspartie" mit einem, zwei oder drei Gängen; ist auch allemal ein Kegeltod dabei!

Wie lautet die Geschichte vom Kegeltod-Hanns? —

Der Kegeltod-Hanns verschrieb seine Seele um eine einzige Kegel-Kugel, mit der er allemal alle Neune schob. Und als der Teufel um seine Seele kam, lud ihn der Kegeltod-Hanns zu einem Kegelschub um die Seele ein. Der Hanns schob vorsichtiger Weise zuerst und traf alle Neune, warf aber beim „Aufsetzen" einen Kegel aus der Hütte. Der Teufel schob — und jetzt

Digitized by Google

fiel der Hanns als Neunter mit. Wer zur mitternächtigen Stunde kegelt, mag ihn noch heute winseln und heulen hören und darum schieben christliche Kegeltode lieber mit sieben als mit neun Kegeln.

Eine lustige Gesellschaft von wackeren Keglern liebt Witze und Redensarten und würzt damit ihre Lust im Spiele. Man hört z. B.:

„Drei Zoll neben dem „Laden" auflegen (technisch mit „loahmlockat" bezeichnet) und schwach aufwärts gedreht!"

„Mehr Pulver (Kraft)!"

„In der Steiermark gelten die Schwankenden auch — wann sie umfallen!"

Und lauft die Kugel zwischen den Kegeln glücklich durch (technisch „ein Loch"), dann lautet es:

„Ein Ehrlicher schlägt sich überall durch!"

Der Fehlschieber wird „bodenrauh" genannt.

Und gleichwie einzelne Spielkarten Namen von örtlichen Personen tragen, so werden auch hier und dort einzelne Kegeln mit Spitznamen u. dgl. getauft — um die Heiterkeit wachzurufen oder rege zu halten.

Der Almbauer und sein liebes Vieh.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte des Gebirgsvolkes von **Franz Schlinkert.**

Rabenschwarz und schwer liegt draußen die kalte Winternacht; aber herinnen im niederen Stalle spielt ein warmer Dunst um den dämmernden Schein der Laterne. Das Rindvieh muß getränkt, gefüttert, gemolken werden, und der alte Almbauer selber leitet diese Arbeiten. Die Kühdirn melkt, daß es im Geschirre schäumt und brodelt; der Ochsenbub ist auf den Heuboden hinaufgeklettert und wirft nun klein geschnittenes Heu in den Stall herab; lustig tanzen die emporgewirbelten Heustäubchen in den Lichtstrahlen, welche die Laterne durch ihre vergitterten Fensterchen wirft, und verbreiten rundum einen würzigen Duft, der Einem die Blütenfreuden des Sommers vor die Seele zaubert; aber man muß doch gleich wieder an den Winterfrost denken, der nun über der Erde liegt, und hernach fühlt man sich im engen, warmen Stalle noch einmal so behaglich. Friedel, der Ochsenbub, wirft das Heu in großen Wellen in den Futtergang herunter — soviel als er mit der breiten Heugabel zu erfassen vermag.

„He! Bua, hör' auf, host schon häufti gnua, häufti," schreit der Bauer endlich hinauf; Friedel steckt schnell die Gabel in die Heuschichte und springt in keckem Satze vom Heuboden herab in den Heuhaufen.

„Geh, geh," mahnt der Bauer, „thua nöd a Weil umgolstern, fnader au iaden a Schwingerl vull ein — lüfti, lüfti!" Und der Friedel nimmt einen kleinen, flachen Korb und macht sich an die befohlene Arbeit. Der Bauer setzt sich im Rücken der Thiere im Stallgange auf einem Scheibenstuhl und stellt seine Betrachtungen an. Wenn er unterm Vieh ist, thut der Bauer das am liebsten; die Beziehungen zwischen den Menschen und den Thieren, die geben jedem Naturkinde allzeit zu denken.

„'s Viacherl will sein Worting, Bua, merk' Dir's," sagt der Almbauer. „Es will betrent sein, und g'hört eam a wos, denn 's Viacherl hilft in Bau'rn haufen. Bua — no i sog eh, Du ver-

Digitized by Google

stehst es hiatzt no zkleber — Bua, 's Viachert kennt's glei, bold's nöd hot, was eam znag'hört! Lent' und Viach is nöd z'somm z'vergleicha, sagt ma; aber sein tnat's hold nettar a so: bol an Lent wos ogeht, glei loßt er Olls noch, und glei g'spürt ma's a in oll'n Gliedern. — — Bua, gib Ochting, daß der Groi nöd zan Wold in Born umiglengt. — — Und wonn der Mensch Moaster sein will über's Viach, ast muaß er Fleiß hob'n, ast muaß er sein G'scheidten braucha. Dös sewi hot inser Herrgod schon amol so eing'richt auf der Welt: will Oaner guat d'rauskemma, muaß er sein G'schäftel versteh'n. Ban Viach kann Oaner gor so viel leicht eingeh'n; woaßt, ban Viachhondel is 's a so: wer's Viach nöd kennt, der hot verspielt, und der's Viach kennt, der hot g'wonna, und der schmiert den Oan'n on. Ong'schmiert is oll'mol Oaner, dös se sog' Dir i, Bua, und der Ong'schmierte derf nöd moan'n, daß er Moaster war über's Viach. — — Geh, fnader in Baml wos nochi; soll nar fressen, wos er mog. — — Siachst, Bua, schau Dir in Baml on: hou ihn wohlfeil kriagt am Zeller-Kirtag (Maria-Zeller Markt), weil er hasen in Schwund hot g'hot; i hou ober dös Ding glei kennt, hon eam gwent, und siachst, wiar er hiatzten do steht? Mein'n Fuchz'ger trau i mir zg'winna ba den Stückel! — — Gehst nöd weider, he Du, wort, Brandl, i wir Dir steffen lerna. — — Und wiar is 's dann ba dö zwen Ueberjarlin? Dö verkaf i hiatzt justament nöd, weil i 's kenn, daß f' no hübsch a Drumm wochsen müassent; hobnt's gonze Herschaun danoch: longschingert, grobknochert, longlochert und so viel potschert in oll'n Ongeh'n. — — Friedel, in Folb'n no a Schübert! Auf'n Folb'n hou i Oll's g'schatzt; siachst, der is 's erste Kalbel g'west, wos d' Nandel g'spent hot. Und g'rört hot s' wia 'n i 's am Kirtag (Markt) trieb'n hon; i hätt's Kalbert verkaffa kinna, ober frei, weil's Mensch so an Hort d'ron hot, hon i 's g'holden. Und hiatzten is 's der scheuer Schnittling, den i in'n Stoll hon, und hiatzt verkaf i 'n nöd, weil i gor nia dös kriag, wos er g'scheidterweis wert is. — Gelt, Falbel, schmeckt Dir 's Fnader? Mogst es beißen? Wort, für Di richt i no ertri oans her! Woaßt, Falbel, hersteh'n muaßt, daß Oll's schant auf Di! Und daß Dir hold d' Summerwoad guat onschlog'n losst. I treib Di auf d' Kränterin, dafelb'n steht schon 's rechte Gros für Di! Dös se wird in Falbel schmecken! Schen füaß an eh und hintno schen hanti! — Jo, schau Di nar um — mit Dir derf i wolter füraprosteln; a Freund' is 's oll'mol, wonnst Dein'n Schädel herhobst; schneckerlat auf'n Hirn, schen g'stockat banond, d' Hörndel schwarzg'spitzelt und aufdraht — was saubers is 's schon, so a Rindel! Ober daß i Di hold do nöd verschrei'n thna!" Der Almbauer schüttelt den Kopf, fährt sich mit der Hand über das Gesicht, um die betrachtenden Gedanken loszubringen. Darauf spuckt er gegen den Falben hin aus, um das „Verschreien" abzuwenden. Und weil der Bauer just was vom „Verschreien" gesagt hat, läßt sich auch die Kühdirn vernehmen:

„Jo, Bau'r, ba der dosin (dasigen) Kua do zeunts hiatzt schon au etla Tag. Wor sist oll'weil so guat ba der Mil, und hiatzt lossts ober gach aus; wanns nöd eppa gor verneidt is!"

Der Bauer weiß nicht recht, was er darauf sagen soll. Er geht zur Kuh, fährt mit der Hand über ihren Rücken, streichelt sie und ärgert sich, daß er jetzt aus seiner freundlichen Laune gekommen ist: „nie soll sich halt Einer zu stark freuen — thut nicht gut, so was." Aber so ganz d'rausbringen darf er sich doch nicht lassen — er, der Bauer, von einem „Weiberlent"; d'rum findet er sich schnell in dem Troste:

„Nau, woaßt, es is nöd oll'mol d'rauf z'gehn; es gibt wul böse Lent' gnua, dö Oann gern wos outoant, ober

Digitized by Google

dö Küa, woaßt, ſeind a ſo viel nödla, 's paſſt nan glei a Fnader nöd, und aft toants ſchlechter melcha. I ſog eh: Viach und Leut' is nöd z'ſomm z'vergleicha, oder nimm nar, Dirn, wonn Dir d' Koſt nöd ſchmeckt, glei tuaſt — no, wia 's hold ſchon immer is — glei thuaſt es wohrnema. Woaßt, gibſt der Kua a weng mer Mäulgob — 's ſe hilft ihr leicht wieder — — Und hiatzten loſſen mir 's Viach o, daß 's zan Waſſer kimmt." Nun klirren und klapper die Ketten und ein behagliches Brummen dröhnt durch den Stall. Das Tränken bringt die einzige Abwechslung in das Stallleben; den ganzen Tag muß das Vieh auf einem Flecke ſtehen oder liegen; aber beim Wäſſern iſt die Gelegenheit günſtig, um einen fremden Stand zu betrachen, an den Barren herumzuſchnuppern, die Glieder zu ſtrecken und gegenſeitig einander zu ſtoßen und zu necken. Jedes Rind benimmt ſich daher auf dem Wege zum Waſſertrog, der in einer Ecke des Stalle ſteht, ſeinen Neigungen entſprechend in eigenartiger Weiſe. Die Kühe brauchen am längſten, bis ſie an der Stelle ſind; überall gibt es was zu beängeln und zu beriechen; mit ihren vom Stallſtehen ausgewachſenen Klauen wackeln ſie muſicher, ſchwerfällig daher. Bedächtig, langſam, ohne ſich um Nebendinge zu kümmern, ſchreiten die ſchweren Ochſen zur Tränke. Und das Jungvieh hüpft, ſpringt und blärrt; zuerſt thut manches, als ob es gar nicht wüßte, was los ſei, rennt wie geſchreckt umher, bis das Schelt-wort Friedels Ordnung in das Treiben bringt. Beim Sauſen ſtößt Eines das Andere an, und der muthwillige, überjährige Stier, der will es allen Anderen zuvorthun und ſpringt gar mit den Vorderfüßen ganz in den Trog. — — Hernach wieder beim Anhängen in den Ständen! Der Bauer, die Kuhdirn und der Friedel — alle drei habe ſie genug zu thun, um die ausgelaſſene Herde an Ort und Stelle zu kriegen. Aber der Bauer weiß mit dem Vieh zu reden und das rechte Wort wirkt allemal.

„He, Falbel, do geh' her — ſchau, ſchau, daß D' etwan nöd Dein Ort find'ſt! — Hob'nts ſchon allſont g'ſoffa, Friedel? — Jo, no aft hängt's es nar glei on. — — Ho ho ho, na, daß 's mi hold denna nöd iedertrets! Schants, wer Oeng etwan aft 's Fnader ſchneidert? Gelts, ös taugt Oeng, mein Fnader! — Jo han Wankerl, geh' her, ſeh geh' her, mein kloans Wankerl, ſiachſt, Di ſtessent's überoll'n auf d' Seit! — Zan Sakra, geh' don, Straußel, ſa ſa, no, daß D' etwan nöd aus woaßt, Du beankerts Viach, Du ung'ſteams. Du, Friedel, treib in Stuzel a weng noch — ſo ſchau, hon ihn ſchon; geh' weider, Du Unend, thua nöd gor ſo dalkert. — Mi ziemt, hiatzten hob'n mir 's a ſchon allſont!" —

Endlich iſt das Vieh wieder in den Ständen untergebracht; die meiſten wußten ſchon, wo ſie hingehören, aber es finden ſich wie allemal ſo Wildlinge, welche die Arbeit erſchweren. Darauf ſagt der Bauer:

„So, und hiatzten geh'n mir ſelb'n za der Koſt; 's Viach wird's eh heunt Nocht no gnöti hob'n: heunt is Thomas-Nocht."

Sie gehen in die Stube zum Nachtmahl.

Beim letzten Gericht — es iſt das übliche „Käswaſſer" — nimmt ſich der Friedel zuſammen und wagt die Frage an den Bauer:

„Vetter, wia hobts dann aft dös gmoant mit der Thomasnocht?"

Der Bauer ſchaut den Buben an, fährt noch einmal in die Schlüſſel, thut als ob er die Molke nicht hinabwürgen könnte, wiſcht den Löffel. Er will die Neugierde des Jungen anſpannen und dabei ſeinen Witz ſpielen laſſen; der Bauer thut das gerne bei ſolchen Gelegenheiten. Auch darf ja nicht der Alte dem Jungen ſo raſch zur Antwort ſtehen.

„Jo, Bua, heunt wird's in Dir ausgeh'n!" meint er dann.

„Me?" fragt der Bub nach.

Digitized by Google

„Wonn der Holderbua nix nutz is, ast geht's eam schlecht in der Thomasnacht!"

„I war wul eh a nutzer Bua!"

„Dös se muaßt ert innarwerd'n heunt Nocht."

„Heunt redt ober der Vetter deant mer g'spoaßi."

„'s Viach hot sein Lebtog mehr Rechten g'hot, wie der Bau'r, und 's is schon wolter lang her, daß 's Viach a sein Mäul aufmocha derf. Und oll'mol in der Thomasnocht redt's aus. Hiatzten woaßt es, Du Gamerling."

„Na, hiatzten kimmts mir ert recht ortla für," meint der Bub und kratzt sich in den Haaren. „Wonn 's war, daß 's Viach redert wurdt heunt Nocht, ast wird mir enterisch. I trau' mi hasen nöd lieg'n geh'n in'n Stoll."

Der Bauer läßt sich in kein weiteres Gespräch mehr ein; er macht das Kreuz und sie beten das Tischgebet. Darauf nimmt der Bauer die Laterne, zündet die Kerze an und sagt zum Buben:

„A Holderbua g'hört in der Thomasnocht a inters Viach. Hiatzten geh'n mir schlofa."

Zaghaft folgt ihm der Bub. Am Thürstock hängt der Weihbrunnkessel; der Bauer besprengt sich und der Friedel tunkt gleichfalls tüchtig die Finger ein, daß ihn ja nichts anfechten mag bei der Nacht. Die Liegerstatt des Bauers ist im Stall im Futtergang hergerichtet; darüber ist im Gebälke das Bett Friedel's angebracht, er muß auf einer kurzen Leiter hinaufklettern. Der Bauer liegt gerne im Stall; es ist viel wärmer, als wie in der Stube drinnen, und hernach ist's immerhin gut, wenn auch in der Nacht Jemand bei dem Vieh ist, sagt er. Der Friedel hat seine Hülle bis über die Ohren gezogen und schläft in seinen Aengsten bald einen tiefen Schlaf. Der warme Hauch des Stalles umfängt auch den Bauer mit seiner betäubenden Macht. Eine Zeit lang wehrt er sich noch gegen den Schlaf und will spüren, wie das Ausrasten schmeckt nach der Tagesplage. Er denkt hin und denkt her, ob denn das von der Kuh, wie die Dirn meint, richtig wahr ist, und woher denn eigentlich das „Verneiden" kommt. Und wenn auch das wahr wäre, daß das Vieh in der Thomasnacht sprechen kann, was könnte da nicht Alles aufkommen! Wie es sich untereinander verträgt, was für Wünsche und welche Absichten es hat, wie es sich aufführen wird, und was es Alles schon erlebt hat. Es kommen dem Bauer allerhand Gedanken durcheinander, er findet nimmer den Anfang und auch kein Ende — und schließlich liegt er ganz im Schlafe.

Auf einmal hört er es im Stalle unruhig werden; das Vieh brummt und muht, schlägt mit den Schweifen, zerrt an den Ketten. Und jäh läßt der Wald ein Murren ertönen, das hört sich ganz so an, als ob er zu seinem Gespann sagen würde: „Grüaß Di, Groi!" Es mußte auch wohl richtig gesprochen gewesen sein, denn der Groi hat's verstanden; er antwortet:

„Grüaß Di a, Wold! Seid wos mir zwen in oann Zug geh'n mitanander, hob'n mir schon hübsch wos mitg'mocht und ausg'holden!"

Da mischt sich der Goambs, der älteste und schwerste Ochs im Stalle, in's Gespräch: „Muaß schon sog'n, Oes g'sollts mir mit engern Red'n! Wos sull denn aft i sog'n, und der Hirsch, mein G'sponn?"

„Nan, dös müaßt's do wissen, wos ös sog'n sullts!"

„Wos mir sog'n sull'n?"

„Jo."

„Wißt's Oes Rupfan, was mir sog'n sull'n?"

„Wonnst long umatreuzts — na."

„Mir sog'n Eng: mir zwen hob'n mehr g'lernt, als wos Oes zwen!"

„Und seid's do dö nämlin Ochsen blieb'n!"

„Mir sein ban an g'scheidten Bau'rn g'wen in der Steiermor, und ba den sen hob'n mir d' Kopforbat g'lernt."

Digitized by Google

„D' Kopforbat hobt's g'lernt?“

„Wul, d' Kopforbat.“

„Und d' Kopforbat verſteht an i a d e r Ochs, wenn er in'n Joch ziagt.“

„Und dös zwen, Du und der Wold, ſeid's derweg'n do z'dumm dazua.“

Sie haben noch eine Weile gewartelt, herüber hinüber; aber jetzt iſt es auch unter den Kühen lant geworden. Sagt die Stockel zu der Straußel:

„Du, Straußel, wia mogſt dann Du inſern zwiezachen Klee dermocha?“

„Inſern Klee?“

„Jo, inſern Klee, inſern zwiezachen.“

„Wia'n i 'n dermocha mog?“

„Jo.“

„No woaßt, Stockel, i wetz mir oll'mol meine Zähnt am Born a weng ſchorf, eh wenn i 'n ongeh' inſern Klee.“

„Woaßt, Straußel, z'weg'n den zwiezachen Klee bin i's inſern Bau'rn a vergunnt.“

„W o s biſt eam vergunnt?“

„Nan, vergunnt bin i eam's.“

„Inſern Bau'rn?“

„Jo.“

„W o s biſt eam vergunnt?“

„Woaßt es nöd?“

„Na.“

„Daß ihn mein früheriger Bau'r ongſchmiert hot mit mir.“

„We?“ (Warum?)

„I hon mein Lebtog nia nöd viel Milch geb'n und wia mi mein früheriger Bau'r, der Stogreiter, inſern Bau'rn verkaft hot, hot er g'ſogt, i gab ſo viel Milch, daß ma 's wegtrog'n muaß; und der Olmban'r hot g'moant, dös war recht viel.“

„No, kunnt 's leicht ſein a.“

„Wul, und wonn 's a Vogelnürſcherl vull is, muaß ma 's a wegtrog'n.“

„Freili wul, weil 's ſelb'n nöd geht.“

Die Stockel brummt vergnügt in ihren Born hinein, und darauf beginnen Beide über ihre Stallgenoſſen loszuziehen. Kein gutes Haar laſſen ſie an denſelben. Gar über die junge Kalbin, die neben ihnen ſteht, kommen ſie mit ihrem böſen Maul; ſie ſpotten über die rothe Farbe derſelben. Die Kalbin weiß aber auch ein Pflaſter auf dieſen Schaden.

„Daß i ſo fuchſert bin, dös ſe g'ſollt Eng nöd?“ fragte ſie.

„Na, daß D' ſchön biſt, derfſt nöd woan'n!“

„Aft wir i Eng's glei ſog'n, z'weg'n wos i ſo feuerroth bin!“

„Na, z'weg'n wos denn nochhert?“

„Weil i mi ſchom, daß i neb'n ſo a Por Küakrayen ſteh'n muaß, wia 's Oes zwo ſeio's!“

D'rauf will die Stockel hinüber ſtoßen zur Kalbin, aber die Kette hindert ſie. Die Straußel mahnt ab.

„Geh' buck Di nöd um den jungen Graßlecker! I bitt' Di gor ſchen, ſchau nar amol den ſchwotzbraunten Schnittling on, wia der ſein'n Schädel hänga losſt!“

„Woaßt es, z'weg'n wos der a ſo dosteht?“ fragt die Stockel nach.

„Weil er a Ditſch is.“

„Na.“

„Weil er Zähntweh hot.“

„Ah nöd.“

„Aft woaß i 's nöd.“

„Oder i woaß 's!“

„Z'weg'n wos er in Kopf hänga losſt?“

„Jo.“

„Z'weg'n wos dann aft?“

„Z'weg'n wos? — Auf der Olm hot er an Hogſtecken g'ſchlickt, den hot er nöd obiwürg'n mög'n, hot ſie in'n Hols verzwickt, und hiatzten hot er a ſtars G'nack und bringt in Schädel neamer auf d' Hech!“

„Na, aber ſein thuat's denna!“

Im Stalle furrt und ſummt Alles von den Wechſelreden des Rindviehes. Die Kühe mit ihrer grelleren Stimme, die Ochſen in tieferen Tönen, das Jungvieh mit hellem Muhen — Alles brummt durcheinander. Und der junge Stier macht jetzt auf einmal den ärg-

Digitized by Google

sten Lärm; er blärrt und springt und zerrt an seiner Kette und will justament ledig sein. — Da wird der Bauer wach, fährt auf, horcht hin und — kennt sich nicht aus: war doch so ein Lärmen im Stalle, haben nicht die Thiere just noch lustig gesprochen, und jetzt ist 's so mausheimlich? Er verhält sich still und horcht scharf; aber die Schlummerruhe wird nur durch das Schnarchen Friedels und dann und wann auch durch das Rasseln einer Kette unterbrochen, wenn sich das Vieh traumbefangen bewegt. So ist am Ende doch Alles nicht wahr gewesen — das, was ihm vorkam als ob 's die Stockel gesagt hätte auch nicht! Jetzt ist er schon so alt geworden, und so was ist ihm in der Thomasnacht doch noch nie passiert; wenn aber das Rindvieh allemal jeden Betrug ausplauschen würde — verdammt, dann gieng's mit dem Handel schlecht! Dem Stockreiter sagt er es bei nächster Gelegenheit, was die Stockel erzählt hat, wart! Er kommt da in allerhand Gedanken über seinen Viehhandel und kann langmächtig nicht wieder einschlafen. Aber endlich sieht er doch ein, daß das recht ungeschickt ist von ihm; er dreht sich auf die andere Seite, denkt justament an gar nichts und liegt bald darauf richtig wieder ganz in der Gewalt der traumschweren Thomasnacht.

— — — — — — — — —

So lebt der Almbauer mit seinem lieben Rindvieh; es erfüllt sein Sinnen und Sorgen. Im steten Umgang mit demselben ist der Bauer mit allen seinen Eigenheiten vertraut geworden; er kennt das Vieh in seinen Trieben und Gewohnheiten, in seinen Vorzügen und Untugenden. Im Verkehre des Bauers mit dem Vieh haben sich also gewissermaßen innere Beziehungen geltend gemacht, die ihn zu Beobachtungen veranlassen, sein Denken anregen. Jede Naturbeobachtung, daher auch die sorgsame Verfolgung von Naturvorgängen, die sich im Thierleben abspiegeln, ist geeignet, günstig auf den Menschen einzuwirken. Der Umgang mit Thieren ist nur dann von schlechter Wirkung auf den Menschen, wenn dieser den ersteren mit roher Kraft als Bezwinger oder Beherrscher entgegentritt und sich mit ihnen mißt; der Bauer ist aber genöthigt, das Rindvieh als einen wichtigen Theil seines Besitzes anzusehen, es hilft ihm wirtschaften, es bringt ihm beim Handel manchen Gewinn in's Haus, und durch *gute Pflege* und *richtige Zähmung* kann er den Wert seines Viehes erhöhen. Deshalb schließt er es in alle seine Gedanken ein — sogar in seinen Aberglauben. Und warum sollte denn das Vieh bei all' seiner Wichtigkeit doch zum ewigen Stummsein verurtheilt sein? „Lent' und Viach is nöd z'somm' z'vergleicha," sagt der Almbauer gar oft, „aber es geht eam do nar 's Reden o." Und nun hat er es auch reden gehört — ob im Traume, ob in der Wirklichkeit, das weiß er selber nicht recht, und wir möchten ihm und allen anderen Almbauern nur wünschen, daß ihnen über der finstern Nacht, die dem „ungläubigen" Apostel geweiht ist, ein heller, frischer Morgen tage.

Digitized by Google

Kleine Laube.

An Tirol.

Zum Eröffnungstag der Arlbergbahn.

Tirol, Du schönes, stolzes Land,
Du hüllest Dich in Festgewand
Und jauchzest laut.
Durch Berg' und Thal der Posthornschall,
Er tönet heut' das letzte Mal
So süß und traut.

Das Posthorn klingt, wie Vogelsang
Vereinst auch an das Herz Dir klang
In Sommernacht,
Als es — ein sehnend Walther-Lied —
Vom Liebsten, der in Treuen schied,
Den Gruß gebracht.

Es stieß in schwerbedrängter Zeit
Das Nothsignal zum Freiheitsstreit
Von Thal zu Thal;
Und auf dem blutigen Felde klangs
Erschütternd, wie des Grabgesang's
Posaunenschall.

Dem Spielmann's-, Senn- und Jägerhorn
Entstammt, ward es zum heiligen Born
Für Lust und Schmerz.
War's Willkomm', war es Scheidens Muß,
Das Horn, es hatte milden Gruß
Für unser Herz. —

Das Lerchenlied — es ist vorbei.
Doch hörst Du nicht des Geiers Schrei
Und schrillen Pfiff?
Ein schwarzer Drache schnaubt heran,
Und Feuer speit auf eherner Bahn
Das Locomotiv.

Der Thäler Frieden ist dahin,
Und bald der Welt Parol': Gewinn!
Wird herrschend sein.
Doch nimmer klagt und nimmer bangt,
Was eine große Zeit verlangt,
Wird sie auch weih'n.

So lang' noch Schwert und Kugel droht,
Der Völkerhaß 'gen Himmel loht,
So lang', so lang'
Die weite Welt nicht ist befreit,
Gibt's keine Rast in Einsamkeit,
Trotz Lerchensang.

Die neue Bahn, der weder Sprung
Noch hoher Berge Ueberschwung
Jemals gefiel:
Durch Nacht und Graus, auf kühnem Steg,
Geradeaus den Mittelweg,
Kommt sie an's Ziel.

An's große Ziel, dem ich und Du
Mit heißer Sehnsucht streben zu,
Und weher Noth;
Dem Bruderbund von Hand zu Hand,
Von Herz zu Herz, von Land zu Land.
Das walte Gott!

P. K. Rosegger.

Digitized by Google

Dem alten Volkslied eine Gasse!

Ueber den Mangel an Musik haben wir uns nicht zu beklagen. Ich mag alle Gattungen von Musik, die wir haben, gar nicht nennen; Jeder kennt sie, die einen zum Entzücken, die anderen zur Qual. Eine Gattung aber ist, die liegt ganz brach in der civilisierten Welt, sie ist verlassen und vergessen. Die Musikhistoriker sagen, sie wäre die Mutter aller Musik und glauben, ihr mit diesem Pfründnerscheine genug gethan zu haben.

Diese Gattung ist das Volkslied.

Allerdings haben wir Componisten, die das Volkslied cultiviren; ich nenne nur Schmölzer, Koschat, Gauby. Wir haben Vereine, die es nach diesen Meistern pflegen, aber die hohen Herren von der Akademie wenden sich mit Geringschätzung davon ab und sagen, das sei nicht mehr ursprünglich, das sei gemacht und gekünstelt, entspreche weder der Natur noch der Kunst, und sie betheuern, das wahrhaftige Volkslied stehe ihnen viel zu hoch, als daß sie der „Verballhornung" desselben das Wort reden könnten. — Ich frage nun diese akademischen Herren, wenn sie das Volkslied schon so hoch halten, warum thun sie denn gar nichts, um es zu retten?

Ja, meine schöne Frau Musika, die Du Deine Mutter verlassen hast und verachten kannst — zu *retten*, sage ich! Denn hier ist etwas im Untergehen begriffen, was einer tausendjährigen Cultur bedarf, um wieder zu erstehen.

Ich vermisse in unserer Musikwelt eine Anstalt zur Pflege des alten Volksliedes. Ich kann mich nicht einlassen in den Streit, ob die gegenwärtigen für Quartett und Quintett der Gesangvereine berechneten Bearbeitungen des Kärntner- und Steirerliedes künstlerisch gerechtfertigt sind oder nicht; ich für meinen Theil halte auch *diese* Cultivirung des Volksliedes für hoch verdienstlich, obgleich zugegeben werden muß, daß sie schon ihrer Einseitigkeit wegen unzulänglich ist. Die Sängergesellschaften, die in den Wirtshäusern herumsingen und mit dem Nationalcostüm das Lied stützen wollen, sind freilich auch nicht das, was ich meine. Am nächsten kommt der Art des Singens im Volke unser ausgezeichnetes österreichisches Damenquartett.

Ich meine und wünsche eine Pflegestätte des alten deutschen Volksliedes, jenes Volksliedes, von dem man weder Dichter noch Componisten kennt. Das besteht nicht allein etwa aus Liebes-, Schützen- und Almliedern; es hat auch die Standeslieder, Bauern-, Burschen-, Soldatenlieder; es hat die Wanderlieder, Fest und Todtenlieder; es hat die Romanzen und Balladen, die Krippenlieder, Marienlieder und überhaupt das geistliche Lied, welches an Weise und Text einen Schatz von Naivetät, Gemüth und Stimmung enthält. — Wo finden wir diese stets interessanten, theils herrlichen Gesänge? In der Stadt nicht, in unseren Gesangvereinen nicht. In guten Volksliedersammlungen haben wir sie allerdings gedruckt, aber ohne Noten. Diese Lieder taugen aber nicht zum Lesen wie ein Goethe'sches oder Heine'sches Gedicht — sie sind im Singen entstanden und zum Singen da. Weit muß man hinausdringen in die Dörfer und intimer in die Hütten hinein, will man einmal ein solches Lied hören und aus dem naiven natürlichen Vortrag seine Schönheit genießen. Dort müßte man den Schatz auch heben, zum Texte die Arie aufschreiben und den Leuten ablernen, wie gesungen wird. In solchen Sachen kann der Gelehrte von der Einfalt lernen. — Unseren Sängerkreisen, ist ihnen denn die Doppelseele der Kunst, die Naivetät und Einfachheit so ganz und gar abhanden gekommen, daß sie uns diese Lieder in ihrer ursprünglichen Weise gar nicht bringen *können*? Und brächte es die Kritik wirklich über's Herz, auf die Volksart und Einfachheit für immer zu verzichten? Sollte sie nicht vielmehr wie ein treuer Compaß gerade auf das Volkslied hinweisen, als auf den Jungbrunnen für alle Musik?

Ich wünsche eine Gesellschaft zur Pflege des alten Volksliedes. Man sollte wenigstens in der großen Stadt, die ein Archiv für alle Zweige der Cultur sein soll, wissen,

Digitized by Google

wohin man zu gehen hat, wenn man die alten Volkslieder hören will, die unsere Ahne und Mutter gesungen, nach denen unser Großvater geworben, gejubelt, gelitten, gestritten hat, an welchen den meisten Menschen süße Erinnerungen hängen. Es würde sich für diese Lieder ein großes Publikum finden und es würden diese Lieder allmählich eine Läuterung des Geschmackes vollbringen.

Es könnte der Kreis auch erweitert werden, obzwar das alte deutsche Lied aus allen Gauen und in allen seinen textlichen und sanglichen Eigenarten Abwechslung genug böte. Es könnten die Volkslieder fremder Nationen miteinbezogen werden. Wie interessant wäre z. B. ein Concert mit der Zusammenstellung aller Landeshymnen, Nationallieder von der österreichischen Volkshymne an zur Wacht am Rhein, zur Marseillaise, zum Rakozzi-Lied u. s. w. Wäre eine solche Reihe der weltbewegenden Gesänge nicht einmal vorzuziehen einem Programm von Claviergeklimper, Fetzen aus Opern und modernem Singsang, bei dem man sich schon unzähligemal gelangweilt hat?

Der Aberglaube, möglichst immer moderne Kunstmusik üben zu müssen, schwierige Werke berühmter Meister aufführen zu können, ist selbst in's Dorf hinausgedrungen, wo es die kleinen Gesangvereine gewöhnlich vorziehen, sich mit pompösen oder sogenannten classischen Musikstücken lächerlich zu machen, als mit einfachem, ihren Mitteln entsprechendem Gesange sich den Dank des Publikums zu gewinnen. Oft schon habe ich aufrichtiges Mitleid empfunden mit derlei ländlichen Sangbeflissenen, die bei ihrer besten Absicht, etwas Künstlerisches zu leisten, vom ländlichen Publikum nicht verstanden, vom zufällig anwesenden städtischen bespöttelt werden. Nicht bespöttelt, weil sie ein schwieriges Stück ungenügend zum Vortrage brachten, sondern weil sie es gewählt hatten. Aber die Abneigung gegen das Volkslied ist so groß geworden, daß sie lieber Compliciertes und Raffiniertes schlecht, als Einfaches gut zum Gehör bringen. Nun muß man aber noch froh sein, daß sie singen und kann Denen vom Lande am wenigsten vorschreiben, was sie singen sollen, denn sie singen gewöhnlich zu ihrem eigenen Vergnügen, haben nichts, und wollen nichts dafür.

Aber an den Städtern, die derlei doch ernster zu nehmen pflegen, die sich sonst in den Schulen, in den Vereinen, in der Politik und Kunst so gerne und zu Recht mit der Vergangenheit unseres Volkes, mit dessen Sitten, Sagen, Sprache, Kleidung u. s. w. befassen, an diesen Städtern ist es nicht verständlich, warum sie gerade gegen das alte Volkslied eine so große Gleichgiltigkeit, um nicht zu sagen, Abneigung haben.

Ich wünschte besonders in größeren Städten Gesellschaften zur liebevollen Pflege des alten Volksliedes. Ich glaube, daß das selbst für ernstere Kunstbeflissene eine dankbare Aufgabe wäre. Die Lieder unserer Väter, in welchen ein reiches nationales und tiefmenschliches Erbe für uns liegt, in ihrer ursprünglichen Einfachheit aber mit geschulten Stimmen und künstlerischer Genauigkeit gesungen, können ihre Wirkung nicht verfehlen. Manche dieser Lieder sind einstimmig zu singen, die meisten zweistimmig; einige, darunter Jodler, drei- und noch mehrstimmig. Wenn viele geistliche Lieder einem Vorsänger nach im Chor gesungen werden, so möchte das auf's Ungenaue hin allerdings einen komischen Eindruck machen, weil uns die Vorstellung der bäuerlichen Wallfahrerscharen beeinflußt; an und für sich kann auch diese Form von berückender Wirkung sein. Zwar möchte ich derlei alte geistliche Lieder lieber in der Kirche hören, wo sie das Heimatsrecht besitzen, aber heute, — von rein confessionellen Gesängen verdrängt — entweder gar nicht mehr gesungen werden oder in jener Weise, die mit dem Schönen nichts zu thun hat.

Ich glaube, diese Sache ist der Anregung wert, und wenn es unseren Musikern, Musikfremden und Kritikern wirklich Ernst ist mit ihrer Liebe zum Volksliede, so dürften sie wenigstens darüber nachdenken, ob und in wiefern mein Vorschlag durchführbar wäre.

P. K. Rosegger.

Digitized by Google

Der Friedhof der Namenlosen.

Tief im Schatten alter Rüstern
Starren Kreuze hier am düstern
Uferrand,
Aber keine Epitaphe
Sagen uns, wer unten schlafe,
Kühl im Sand.

Still ist's in den weiten Auen,
Selbst die Donau ihre blauen
Wogen hemmt,
Denn sie schlafen hier gemeinsam,
Die die Fluten still und einsam
Angeschwemmt.

Alle, die sich hier gesellen,
Trieb Verzweiflung in der Wellen
Kalten Schoß;
D'rum die Kreuze, die da ragen,
Wie das Kreuz, das sie getragen,
Namenlos!

Albrecht Graf Wickenburg.

Eines Ausländers Wort über die deutsche Kaiserfamilie.

Nachdem im vorigen Hefte von dem Familienleben unseres Kaiserhauses Einiges erzählt worden ist, interessiert uns auch die Stimme eines kühlen Engländers in „Blackwoods Edinburgh Magazine (11. Juli 1884) über Kaiser Wilhelm, den deutschen Kronprinzen u. s. w.

Dieselbe sagt unter Anderem: „Wilhelm I. ist von Natur ein König. Sein ganzes Leben äußert sich in Thaten und Handlungen. Es ist seiner Natur entgegen, passiv tiefe Eindrücke in sich aufzunehmen. Dies ist die einzig mögliche Erklärung seiner ruhmreichen Regierung, seiner ganzen Laufbahn, seiner einfachen Lebensweise, und zuletzt auch seiner Beziehungen zu Moltke und Bismarck, den beiden Männern, durch deren Kopf, Thaten und Wagen er Alles vollendet, was er für Deutschland gethan hat. Ein Irrthum wäre es," sagt der Engländer, „anzunehmen, daß je das kleinste Gefühl von Eifersucht den Kaiser in Bezug auf seine beiden Paladine beschlichen habe. Der deutsche Kaiser ist etwas ganz Eigenthümliches: Souveräne haben mannigfache Vortheile vor den übrigen Menschenkindern; auf der einen Seite scheinen sie der Freude beraubt zu werden, die den schwächeren, aber vielleicht den liebenswürdigeren Seiten der Menschennatur entspringen. Eine Persönlichkeit, der man sich nur unter allen Anzeichen tiefster Achtung und in den meisten Fällen mit völliger und blinder Unterwerfung nähert, kann die Süßigkeit der furchtlosen Liebe eines Kindes nicht kennen.

Die Kaiserin hat," wie der Engländer behauptet, „jene Vorliebe für Fremde und Fremdländisches, die bis zum Jahre 1871 in Deutschland ziemlich allgemein verbreitet war, aber allmählich verschwunden ist, seit die Deutschen auf ihre Nationalität stolz geworden sind. Der Kaiser hat diese kosmopolitischen Ideen nie getheilt; in gewissen Kreisen sieht man die Vorliebe der Kaiserin für fremde Literatur und Kunst und die Fremden im Allgemeinen nicht gern. Der Kronprinz ist in Berlin sehr populär; weder in der deutschen Reichshauptstadt, noch auf dem Lande und in Provinzialortschaften hat er eine politische Partei; er hat nie mehr sein wollen, als seines Vaters erster Unterthan, das Musterbeispiel dessen, was der Erbe eines mächtigen Reiches sein sollte. Während seiner Regentschaft — als Nobiling sein Attentat auf den Kaiser verbrochen — war weder in äußerer noch in innerer Politik der geringste Wechsel bemerkbar — ein trefflicher Beweis des guten politischen Mechanismus der deutschen Regierung. Mit bemerkenswerther Bescheidenheit hat er nie danach gestrebt, in den Vordergrund zu treten; während der Kriegsjahre war er als Feldherr der rechte Mann in der rechten Stellung. Man kann nicht feststellen, welchen Antheil seine persönliche Befähigung und Geschicklichkeit an den großen ruhmvollen Schlachten von 1866 und 1870/71 gehabt hat, da in der deutschen Armee die ausgezeichnete Regel herrscht, daß das Verdienst eines Sieges nicht lediglich auf einen Mann fällt.

Digitized by Google

„Vor einiger Zeit ward in Berlin der Grundstein zu dem Gebäude gelegt, in dem das deutsche Reichsparlament künftig seine Sitzungen abhalten soll. Bei dieser Ceremonie waren drei Männer anwesend, auf die sich die allgemeine Aufmerksamkeit richtete: Kaiser Wilhelm, der Reichskanzler Fürst Bismarck und Feldmarschall Graf Moltke — die edelsten Vertreter deutscher Einheit, Größe und Macht, welche die deutsche Beharrlichkeit und Furchtlosigkeit, die deutsche Zucht und das deutsche Pflichtgefühl versinnbildlichen, drei seltene Männer — ein großer Herrscher, ein großer Staatsmann, ein großer Soldat! Da ich auf sie blickte, überkam es mich plötzlich, daß Berlin in der That etwas enthalte, worauf es stolz sein könne, daß man etwas Großes dort erblicken möge, und daß die armen Leute, die nach Berlin kommen und dort nichts Bewundernswerthes und Alles gewöhnlich, gemein und häßlich finden, selber sehr klein sein müssen."

Diesen Aeußerungen fügen wir noch eine Episode an, die sich erst vor Kurzem zugetragen hat, und die, nebst Anderem, die Leutseligkeit des deutschen Kronprinzen beleuchtet. Aus Charlottenburg unternahm Herr Georg Isaac mit der von ihm errichteten Lehrlings-Abtheilung des Turnvereins an einem Sonnabend eine Nachtturnfahrt nach Potsdam. Vormittags traf die munter im Schritt marschierende Schar im Park von Sanssouci in der Nähe der historischen Mühle auf den Kronprinzen, der auf einem Seitenpfade, Arm in Arm mit seinem Sohne, dem Prinzen Heinrich, des Weges kam und sofort auf die Turnerschar losgieng. Herr Isaac ließ seine Leutchen, Burschen im Alter von 14 bis 17 Jahren, sofort Frontaufstellung nehmen und empfieng den Kronprinz in streng militärischer Haltung. Dieser schien äußert gut gelaunt und rief seinem Sohne zu: „Na, komm' mal, Heinrich; wir wollen doch sehen, wie die Richtung ist!" — Der Kronprinz schien von dem Resultat seiner Inspection befriedigt; er nickte lächelnd und zog dann den Führer der Knaben-Expedition in folgende Unterhaltung; „Wo kommen Sie her?" — „Aus Charlottenburg, kaiserliche Hoheit." — „Wann sind Sie fortgefahren?" — „Wir sind überhaupt nicht gefahren, sondern gestern Abend 9 Uhr zu Fuß aufgebrochen, durch den Grunewald gegangen und nach kurzer Rast in Stolpe Morgens weiter marschiert." — „Wozu machen Sie derartige starke Märsche?" — „Um die Kräfte der jungen Leute zu stählen und zu erproben." Hierauf der Kronprinz zu einem der kleinsten Jungen: „Nun, wie weit reichen denn Deine Kräfte, mein Sohn?" — „Sechs Meilen weit, kaiserliche Hoheit," entgegnete resolut der Bursche. — „Woher weißt Du denn das?" — „Das haben wir schon öfter probiert." — Sodann der Kronprinz wieder zu Herrn Isaac: „Ist das so ähnlich wie eine Schule?" — „Kaiserliche Hoheit, wir haben in Charlottenburg trotz unserer 38.000 Einwohner und 5000 schulpflichtigen Kinder keine Turnhalle. In Folge dessen haben unsere Turner sich selbst die Verpflichtung auferlegt, für die turnerische Ausbildung der Jugend zu sorgen. Wir haben einen Turnverein mit mehreren Abtheilungen gebildet; das hier ist die Lehrlings-Abtheilung." — Hierauf der Kronprinz zu einem Jungen: „Du hast ja so gerötbete Augen, hast wohl nicht gut geschlafen?" — „Nein, kaiserliche Hoheit!" — „Warum nicht?" — „Weil ich mich schon so auf Potsdam gefreut habe." — „Ja, ja, als ich so alt war, wie Du, mein Sohn, ist mir's ebenso ergangen." — Der Kronprinz zu Herrn Isaac: „Wie nennen Sie so eine Fahrt?" — „Nachtturnfahrt, kaiserliche Hoheit." — „Und was machen Sie dann bei Tage?" — „Tags besehen wir uns die Schlösser und Nachts marschieren wir wieder nach Hause." — „Wie alt sind Sie?" — „28 Jahre." — „Und noch unverheiratet?" „Ja wohl." — „Na, wissen Sie, dann halten Sie sich zu; in Ihrem Alter war ich schon verheiratet."

Während nunmehr Prinz Heinrich sich mit Herrn Isaac über Turnerisches unterhielt, nahm der Kronprinz die jugend-

Digitized by Google

liche Schar in's Gebet, besah sich ihre Taschen und Tornister und führte mit Vielen launige Gespräche. Einem Knaben zog er ein Buch aus der Tasche und blätterte darin. „Das ist wohl Euer Turnliederbuch?“ — „Ja wohl, kaiserliche Hoheit, daraus singen wir. Sollen wir —?“ Der Kronprinz wehrte lachend ab und wendete sich zu einem Andern: „Na, Dein Tornister ist schon ziemlich leer. Du hast wohl Deine Stullen schon alle aufgegessen? — „Nein, kaiserliche Hoheit, wir haben Alle noch Stullen aufgehoben zum Mittagbrot.“ — Der Kronprinz zu Herrn Isaac: „Wo werden denn die Jungens zu Mittag essen?“ — „Die Knaben sind meist Söhne wenig bemittelter Handwerker, und da wir öfter solche Fahrten machen, müssen wir die Ausgaben möglichst beschränken. Wir essen in keinem Restaurant. Jeder hat Stullen und kalten Kaffee bei sich.“ — „Na, hören Sie,“ meinte hierauf der Kronprinz, „das kann doch nicht gut gehen, das ist doch nicht kräftig genug. Ich bin doch selbst schon viermal Großvater und verstehe mich auf Kinder-Appetit. . . . . Ich sehe schon, wenn es nicht anders ist, werde ich schon eine Abstimmung veranstalten müssen. Also aufgepaßt! Wer dagegen ist, mein Gast zu sein, der hebe die Hand hoch!“ — Da sich natürlich keine Hand erhob, fügte der Kronprinz lachend hinzu: „Nun bin ich reingefallen!“ Und weiter, zu einem gleichfalls als Führer fungirenden Mitglied der Männer-Abtheilung gewendet: „Und wie steht's denn mit Ihnen?“ — Der sehr verlegene junge Mann antwortete bescheiden: „Ich bin versorgt, kaiserliche Hoheit!“ — „Na, dann kriegen Sie auch nichts!“ — Zu Herrn Isaac gewendet, decretirte der Kronprinz sodann Folgendes: „Sie gehen in ein Restaurant, lassen für die Knaben Mittagbrot geben, und zwar kräftig, gut und, was die Hauptsache, recht viel. Trinken Sie auch dazu, aber nicht zu viel Champagner. Die Rechnung darüber schicken Sie an mich ein, aber nicht nach Potsdam, sondern in meine Wohnung in Berlin. Und nun nehmen Sie es nicht übel, daß ich so in Ihre Interna mich eingemischt habe. Ich habe mich recht gefreut, so stramme Jungens kennen gelernt zu haben. Adieu!“ Einer der Jungen, dem der Kronprinz zum Abschied die Hand bot, sagte in seiner Naivetät: „Auf Wiedersehen, kaiserliche Hoheit!“ ein Wort, das den Kronprinzen augenscheinlich sehr belustigte . . . . Brauchen wir noch hinzuzufügen, daß es an diesem Tage in ganz Potsdam keine glücklicheren Menschenkinder gab, als die 17 Jungen, die auf Kosten des Kronprinzen sich das Mittagbrot schmecken ließen? Als gewissenhafte Chronisten wollen wir auch noch verrathen, daß die jugendlichen Herrschaften, den turnerischen Traditionen getreu, trotz des kronprinzlichen Wirtes nicht etwa geschwelgt, sondern inclusive Getränke eine Gesammtzeche von nur 11 Mark gemacht haben. Die Rechnung hierüber wurde — wie befohlen — prompt im Kronprinzlichen Palais, Unter den Linden, eingereicht.

Ueber Gastfreundschaft.

Vor Kurzem hat E. Wahlheim in der „Wiener Hausfrauen-Zeitung“ unseren Frauen einen scharfen Spiegel vorgehalten, der — treffend und geistvoll, wie er ist — auch unseren freundlichen Leserinnen vor ihre schönen Augen gerückt werden mag.

Die telegraphische Klingel ertönt im Vorhause. Im Wohnzimmer entsteht in diesem Augenblicke eine ungeheure Verwirrung. „Um Gotteswillen, Besuch!“ hört man die älteste Tochter in so hochgesteigert dramatischem Tone rufen, als handle es sich um die feindliche Belagerung einer arg bedrängten Stadt. „Fanny, wo ist mein blaues Kleid?“ fragt eine zweite weibliche Stimme ängstlich. „Schnell einen Spitzenkragen!“ „Meine Korallenbrosche!“ „Eine Schleife!“ So tönen die Befehle durcheinander, und das Stubenmädchen, das

Digitized by Google

vielleicht eben Mama ein elegantes Häubchen auf dem noch dunkelglänzenden Scheitel befestigen muß, weiß kaum, wen es eher befriedigen soll. Es beginnt ein Herumhasten, Schlüsselklirren und Schränkeauf- und Zuschließen, dessen Echo in einer mäßig großen Wohnung fast unvermeidlich bis in das Empfangszimmer dringt. Des dort harrenden, längst schon angemeldeten Besuchers bemächtigt sich bei diesem Troubel das Gefühl, als habe er seinen Freunden durch sein Erscheinen einen recht unliebsamen Possen gespielt, und wenn es noch irgend thunlich, er möchte gewiß gerne umkehren. Indessen erscheint ein klein wenig echauffiert, mit einem liebenswürdigen Lächeln, dessen Natürlichkeit nur durch den vorhergehenden, unfreiwillig beschleunigten Toilettenwechsel etwas beeinträchtigt wird, die Hausfrau und nach ihr die in aller Eile salonmäßig herausgeputzten Töchter. Hie und da fliegt noch verstohlen ein sorgenvoll prüfender Blick in den großen Pfeilerspiegel, und erst nachdem man sich überzeugt hat, daß man ganz erträglich aussieht, athmet man wie befreit auf. Nun wird die Freundlichkeit ungezwungener, der Willkomm erst mit wirklicher Herzlichkeit erneut. Trotzdem trennt man sich in denjenigen Häusern, wo man streng an der zu Etiquettebesuchen kargbemessenen Zeit festhält, nach etwa 15 Minuten, und es sieht nicht selten aus, als hätten beide Theile damit eine mehr unbehagliche als angenehme Angelegenheit erledigt. Oft aber glaubt man den sonderbaren Empfang durch gewaltsames Zurückhalten des Freundes oder der Freundin gutmachen zu müssen. Wenn es Nachmittags ist und man es mit einer Dame zu thun hat, so hindert man sie am Aufbrechen und befreit sie fast gewaltsam von Hut und Mantille. Darauf folgt aber zumeist ein unerquickliches Nachspiel der Empfangsscene. Die Mutter wechselt heimlich vielsagende Blicke mit ihren Töchtern und diese stehen alle Augenblicke auf, um endlich ganz zu verschwinden. Aus dem Nebenzimmer dringt nun unaufhörliches Hin- und Hergetrippel, Tassen- und Löffelgeklapper, vielleicht, wenn die Dienstleute nicht geschult sind, auch noch unsanftes Thürenzuwerfen. Selbst die neben dem Gaste am Sopha sitzende Hausfrau scheint zerstreut und geistesabwesend, mehr bei ihren Töchtern in dem anstoßenden Speisezimmer als bei der Conversation. Genug, es geschieht Alles, dem Gaste das Verweilen so langweilig und ungemüthlich als möglich zu machen, während man das Gegentheil zu thun glaubt. Und was ist endlich das glorreiche Resultat dieses unablässigen Hin- und Herhastens? Gewöhnlich eine einfache Tasse Kaffee und ein Stückchen Kuchen. Freilich ist der Tisch mit reichgestickten Tüchern und Servietten geziert, im Brotkörbchen, am Kuchenteller, überall, wo sich dieselben nur irgend anbringen lassen, prangen stilvolle altdeutsche Stickereien, neben dem schönsten Porzellan, den feinsten Krystallgläsern; aber um dies kleine Kunstwerk des schöngeordneten Tisches herzustellen, hat man dem Gaste auf so und so lange Zeit die Gesellschaft entzogen, um derentwillen er kam. Man sagt freilich, es sei Pflicht, einen lieben Besuch durch möglichste Eleganz zu ehren; merkwürdigerweise empfängt aber der also Ausgezeichnete dabei den Eindruck, als diene all' der Aufwand weit mehr dazu, der eigenen Eitelkeit genug zu thun.

Ich überlasse es der liebenswürdigen Leserin, zu entscheiden, auf wie viele, manchmal recht wohlhabende bürgerliche Haushaltungen meine Schilderung paßt. Ich gebe zu, daß manche der besprochenen Unzukömmlichkeiten in beschränkten Verhältnissen schwer zu vermeiden ist, immer aber muß eine geräuschvolle Geschäftigkeit in dem Besucher das peinliche Gefühl, ein unwillkommener Störer zu sein, erzeugen. Das einfache Nichtempfangen, das sich die aristokratische Dame ruhig erlauben darf, wenn sie nicht eben disponiert ist, Gesellschaft zu sehen, ist, wenn auch nach bürgerlichen Begriffen sicher nicht freundschaftlich, so doch aufrichtiger und praktischer. Jeder Einzelne beansprucht in diesen Kreisen volle Freiheit für sich, aber — und es ist dies das Vorrecht vornehmer Gastfreundschaft — er sichert sie

Digitized by Google

auch dem unter seinem Dache lebenden Gaste. So mag, wenn sich oft für Wochen eine größere Gesellschaft auf einem Landsitze versammelt, jeder Einzelne tagsüber thun und treiben, was ihm beliebt, ohne befürchten zu müssen, daß man ihn deshalb der Unhöflichkeit zeihe oder bei dem allgemeinen stattfindenden Diner durch inquisitorische Fragen belästige. Es ist allerdings unleugbar, daß man nur auf Schlössern oder geräumigen Herrenhäusern, bei Beherrschung der mannigfaltigen Mittel, welche Reichthum und Comfort bieten, den Geladenen das volle Behagen größter Zwanglosigkeit sichern kann. Deshalb brauchen aber gewiß selbst die in bescheidensten Verhältnissen lebenden Menschen auf die Freude, Gastfreundschaft zu üben, nicht zu verzichten. Im Gegentheile! Gleichwie Familienglück, die höchste Blüte reiner Menschlichkeit, in keiner Sphäre schöner gedeiht, als in dem von den beiden demoralisierenden Elementen Elend und Ueberfluß gleich entfernten Mittelstande, so muß auf so glücklichem Boden auch die schöne Tugend der Gastfreundschaft in voller Entfaltung erwachsen.

Es ist ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß man vielfach die Gastfreundschaft für eine antiquierte Tugend hält und daß sich der höchstcivilisirte Mensch in diesem Punkte von den einfachen Naturvölkern beschämen läßt. Schon bei den Alten galt der Gast als den Göttern heilig; der Orientale ehrt denselben großmüthig noch im Feinde und macht seinen Körper zum Schemel seiner Füße, und die alte deutsche Hausfrau sorgte wie eine stille Vorsehung für das Wohlbehagen der Gäste ihres Gatten, während sie selbst im stillen Frauengemache gar züchtig am Spinnrocken saß, von der Polin ganz zu schweigen, die noch heutzutage dem Gaste nebst dem Willkommtrunke die Stirne zum Kusse beut, ein Gebrauch, der hierzulande weniger nachahmenswerth erscheint. Was aber thut die moderne Hausfrau des Mittelstandes? Nun denn: Sie gibt drei bis vier Diners oder Soupers, bei denen nicht selten Freund und Feind, alte und neue Bekannte auf's Gerathewohl zusammengewürfelt werden, und die man als ein dem Ansehen des Hauses dargebrachtes Opfer abthut, um sich von allen übrigen Pflichten der Geselligkeit loszukaufen. Im Uebrigen ist ihr Salon leer und öde, ihr Kamin kalt, in der ganzen Häuslichkeit nicht ein trautes, zum Bleiben verlockendes Plätzchen für den sich ohne specielle Einladung einstellenden Besucher. Es versteht sich von selbst, daß die vereinzelten Feste, welche diese ungastliche Einsamkeit unterbrechen, so glänzend als möglich gestaltet werden müssen, um den Vorwurf, daß man nur aus übertriebener Sparsamkeit so zurückgezogen lebe, von sich abzuwenden. Ein solcher Abend, an dem oft ein halbes Hundert sich völlig fremder und gleichgiltiger Menschen in ein paar enge Salons zusammengepfercht werden, verschlingt daher Summen, die bei weiser Eintheilung auf Wochen zur Uebung gemüthlicher Gastfreundschaft genügt hätten. Die Gäste, welche sich in der Leuten von Welt unerläßlichen Kunst, sich mit Grazie zu langweilen, üben, wie die Hausfrau, die mit geheimer nervöser Angst die gemietheten Diener überwacht und kaum an der Unterhaltung theilnimmt, athmen erleichtert auf, wenn Alles vorüber ist. Die Frage, ob unter solchen Umständen von Vergnügen die Rede sein kann, beantwortet sich wohl von selbst. Die Gastfreundschaft, die dazu dienen soll, das einförmige Werktagsleben zu verschönern, wird auf diese Weise zur Caricatur verzerrt. Echte Gastfreundschaft prunkt nicht, so wenig wie echte Barmherzigkeit. Sie gibt sich im schlichten Hauskleide, sie theilt das eigene, wenn auch noch so einfache Mahl mit dem Freunde und läßt ihn am milden Feuer des eigenen Herdes niedersitzen, wann immer er ermüdet und hungrig an Leib und Seele darnach verlangt. Gar manche allzu sparsame Frau, die es versäumte, in ihrem Heim einen kleinen gemüthlichen Freundeskreis um den Gatten zu versammeln, wird erst zu spät, wenn der Gatte Mitglied von einem Dutzend von Geselligkeitsvereinen und Clubs geworden ist, ihres großen Rechnungsfehlers inne. Die alten Hausfrauen, die für einen lieben Gast, er mochte so unvorbereitet kommen als er wollte, stets einen warmen Will-

Digitized by Google

komm auf den Lippen und eine Flasche Wein im Keller übrig hatten, wußten gar wohl, was sie thaten. Wir hoffen, daß mit ihnen die gute deutsche Sitte gemüthlicher Gastfreundschaft nicht zu Grabe getragen worden ist.

Der Poetenwinkel.

Dank an die Steiermark.

Sei mir bedankt von Herzen, Du schönes Steirerland,
Wie mir in Deinen Bergen doch alle Sorge schwand!
Sind hier die Matten grüner? Ist reiner hier die Luft?
Sind klarer denn die Bäche? Ist süßer denn der Duft?

Ganz wie in anderen Marken ist hier doch Berg und Wald
Doch aber Alles schöner sich in der Seele malt;
Es ist ein holder Zauber, der auf den Matten liegt,
Der mich unwiderstehlich in wonn'ge Träume wiegt.

Ach könnt' ich zu Dir flüchten, Du wunderschöne Mark,
Ich glaub', ich würd' gesunden, ich glaub', ich würde stark,
So stark wie Deine Felsen voll derber, trotz'ger Kraft,
So frisch wie Deine Matten und voller Lebenssaft.

Die wenig frohen Stunden, die ich in Dir verbracht,
Sie haben — ja ich fühl' es — viel jünger mich gemacht;
D'rum sei bedankt, Du grünes, Du lebensfrisches Land,
D'rin für des Lebens Mühen ich Trost und Labung fand.

Professor **Aurelius Polzer.**

Der Traum.

Viel Träume, seltsam, wunderbar
Verbirgt das Menschenherz,
Verworren, dunkel, licht und klar,
Verkündend Lust und Schmerz.

Es webt des Kindes Phantasie
Im Traum das Spiel noch fort,
Der Traum ist nach des Lebens Müh'
Des Geistes sel'ger Hort.

Wenn halbgeahnt die Liebe glüht
Im Busen still und treu,
Auf Traumesschwingen hurtig zieht
In's Herz sie sonder Scheu.

Es trotzt des Mannes kühner That
Des Lebens rauhes Spiel,
Der Traum führt ihn mit raschem Rath
An seines Stolzes Ziel.

D'rum schmähe nicht den frohen Traum,
Der freundlich Dich umfließt,
Und seines Glückes milden Schaum
Dir in die Seele gießt.

Anton Nagele.

Unsterblichkeit.

Die holde Alpenblume
Blüht unterm kalten Schnee,
Der Weg zum Dichterruhme
Führt durch ein Meer von Weh.

Vielleicht wirst Du nicht sinken,
Vielleicht dem Ruhme nah'n,
Da wird der Tod Dir winken
Und Alles war ein Wahn.

Und wenn die Flammen lodern,
Die Deinem Ruhm geweiht,
Wirst Du im Grabe modern.
Das ist — Unsterblichkeit!

Ernst Lányi.

Das Leben.

Ein Meer ist das Leben
Tief und gewaltig;
Ein Schifflein Dein Streben.
Tausendgestaltig
Die Wellen sich heben,
Hier tosend und wild,
Dort ruhig und mild.

Auf, Steuermann! Zage
Nicht vor der Wellen
Drohendem Schlage,
Dein Schiff zu zerschellen!
Die Fahrt durch sie wage
Nur furchtlos und kühn;
Erfolg bringt Bemüh'n!

Edmund Hrän.

Ich will das Leben heiter nehmen.

Ich will das Leben heiter nehmen,
Verträumen süß bei Lieb' und Wein,
Was frag' ich nach den dunklen Scheuen,
Nach morgen — heut' bei Sonnenschein.

Digitized by Google

Das Grübeln macht die Herzen dunkel,
Die Mienen finster, kalt und bang;
Doch fröhlich stimmt sie das Gefunkel
Des Weines und der Lieder Klang.

Ihr wollt' aus Büchern Weisheit saugen,
Und findet Kiesel oft statt Erz —
Ich schöpf' sie aus des Liebchens Augen
Mein Buch, es ist ihr treues Herz.

A. B. Urban.

In's Stammbuch.

Die Welt wäre wirklich passabel schön,
Doch das vereiteln zweierlei Narren:
Die Einen, die Alles im Dunkel beseh'n,
Die Andern, die ewig hoffen und harren.
Die Ersteren sind die rattenkahlen
Modernen pessimistischen „Meister",
Die Letzteren aber die sentimentalen
Klage-, Frage- und Plagegeister.

J. M. Foskallo.

Bücher.

Die deutsche Lyrik der Gegenwart. Unter diesem stolzen Titel erscheint als erster Band der „Volksbibliothek für Wissenschaft und Kunst" (Leipzig, Hermann Bruckner) wieder eine Sammlung von Dichterproben. Herausgegeben ist sie von Fritz Lemmermayer. Sie bringt schon Gedrucktes und bisher Ungedrucktes von den Ersten und von den Letzten auf und an dem Parnaß. Natürlich sieht man auch hier wieder Manche, die nicht da sind, hingegen Andere, die nicht da sein müßten. Im Ganzen ist diese Sammlung eine verdienstliche Arbeit, sie gibt ein Bild der gegenwärtigen Lyrik nach ihren guten und schlimmen Seiten hin — und damit ist ihre Aufgabe erfüllt. Auffiel uns, daß einzelne Gedichte der Besten nicht in ihrer ursprünglichen Form hier wiedergegeben sind, in der wir sie sonst kannten. So ist zum Beispiel das wunderbar stimmungsvolle Gedicht von Albrecht Graf Wickenburg: „Begräbnis am Nordpol" gekürzt. Wir denken wohl, daß diese Kürzung vom Dichter herrühret, bedauern sie aber auf jeden Fall. M.

Ein Gebetbuch. Hephata. Gebete von Adelma-Elise [Adelma Baw-Wurmbrand]. (Wien, R. Lechner's Hofbuchhandlung. 1884.) Eine schöne Zeit für Kritiker, wenn auch Gebetbücher zur Recension versandt werden. Sonst bedurften derlei Werke nur einer bischöflichen Approbation, und auch dem obengenannten neuen Gebetbuche wäre sie kaum verweigert worden. Dieses „Hephata" (Herz thu' dich auf!) ist wohl bei Weitem nicht so albern und geisttödtend, als die landläufigen Messenbücheln, „Himmelsschlüssel", „Baumgarteln", u. s. w., aber es ergeht sich immer noch zu stark in Phrasen, in den üblichen Kose- und Schmeichelworten an Gott, bei denen das Herz nichts mehr empfindet. Ein Gebet- und Erbauungsbuch, das wäre eine wichtige Sache, doch es müßte eins sein, das nicht immer zu Gott bettelt um dies und das, während doch der Weise sagt, das Gebet des Christen dürfe der Vorsehung in ihrem unabänderlichen Willen nicht vorgreifen. Wer schon eines Gebetbuches bedarf, der wird eins haben sollen, dessen Gebet oder Betrachtung die Stimmung des Betenden in Worte faßt, so daß sie ihm gegenständlich und klar wird; dessen Gebet ihn tröstet in seinem Leide, besänftigt in seinen ungestümen Wünschen und ihn leitet in seinem Wanken und Irren. Das Gebet sei nicht sowohl ein Wort des Menschen zu Gott, sondern vielmehr ein Wort Gottes an den Menschen. Darum muß der Verfasser des Gebetes vom heiligen Geiste erleuchtet, von der Liebe zu den Menschen erfüllt sein, er muß die tiefen Abgründe ihres Herzens kennen und wissen, durch welche Vorstellungen den Bedrängten und Leidenden ein Gutes geschieht. Die Werke unserer größerer Dichter sind solche Gebetbücher. Das Gebet ist eine Erhebung des Herzens zu Gott, ein Aufschwung zur höheren Lebens- und Weltanschauung, eine Betrachtung alles Guten und Schönen, ein Sichhingeben an die Allgemeinheit. Im Erkennen der Schöpfung, in Opferwilligkeit, in weltumfassender Weisheit und Liebe liegt der göttliche Trost. — Ob ein Gebetbuch solchen Styles die geistliche Approbation erhielte, das weiß ich freilich nicht. R.

Um Seinetwillen. Roman in drei Bänden von Karl Berkow. (Berlin, Otto Janke, 1884.) Ein ganz eigenthümliches Bild aus der französischen Gesellschaft ist es, das uns in diesem Werke enthüllt wird. Es ist die Gesellschaft der großen Revolution. Zu diesem mit Routine gezeichneten Hintergrund kommen die seltsamen Schicksale der spielenden Personen, welche das Interesse des Lesers von Anfang bis zu Ende in hohem Grade gespannt halten — obzwar bei Einzelnen über die psychologische Folgerichtigkeit ihrer Handlungen einiger Zweifel aufkommen mag. — Einzelne Partien des Romans zeigen von großem Gestaltungsvermögen; die Tendenz ist durchaus edel. M.

Digitized by Google

Socialisten. Drama in fünf Aufzügen von Gottfried Alexander. (Leipzig, Oswald Mutze.) Dieses Werk hat fast alle Fehler einer Jugendarbeit, aber auch deren Vorzüge, und zwar in besonders hohem Grade die Begeisterung für die Rechte der Menschheit. Dieser edle Idealismus ist es, welcher uns die „Socialisten", sowie auch ein zweites Drama des genannten Verfassers: „Haß und Liebe" sympathisch macht.
M.

Der General-Intendant des großherzoglichen Hoftheaters zu Weimar, A. Freiherr v. Loën, tritt als belletristischer Schriftsteller hervor in zwei Erzählungen, welche soeben in einem Bande bei S. Schottlaender in Breslau unter dem Gesammttitel **„Kampf um Liebe"** erschienen sind. Die Erfahrungen eines thätigen Lebens in der Gesellschaft gaben dem Verfasser Stoff genug, dem Leser interessante Bilder vor Augen zu stellen. In der Erzählung „Lügengeister" zeigt er den falschen Zauber eines schönen, kokketten Weibes, welches Männerherzen wie Scherben unter ihre Füße tritt und die Liebe zu einem frivolen Interessenspiel herabwürdigt, im Gegensatz zu einem einfachen, edlen, arbeitsthätigen und opferfähigen weiblichen Wesen, dessen seelenvolle Hingebung und Ausdauer die wahre Liebe als Retterin des geliebten Mannes sieghaft zur Geltung bringt. — Eine zweite Erzählung: „Die Erleuchteten" führt den Leser auf einen überseeischen Schauplatz, mitten in eine Gemeinde von apostolischen Communisten am Ufer des Ontariosees. Auch hier sind es im Grunde „Lügengeister", welche unter dem Vorwande einer innigen Gemeinschaft von „Brüdern" und „Schwestern" ohne Ehe und ohne eigenen Güterbesitz die häßlichste und gemeinste Tyrannei ausüben, alles menschliche Leben in den Bann des geschäftlichen zwängen, die edle Liebe als Götzendienst bezeichnen und statt ihrer Haß und Verfolgung gegen diejenigen Glieder der Gemeinde in Anwendung setzen, deren Gemüth sich nicht abstumpfen und in die Fesseln communistischen Treibens schmieden lassen will. Die beiden jungen Liebenden, aus der Gemeinde ausgestoßen und verfolgt auf ihrem weiteren Lebenswege, soweit der Einfluß der heuchlerischen Aeltesten reicht, retten sich endlich zurück auf deutschen Boden und finden hier das langersehnte Glück in schönem sittigen Bunde.
V.

Unter dem Sargdeckel! Bekanntlich hat vor Kurzem der Papst eine Bulle gegen die Freimaurerei vom Stapel gelassen. Aus diesem Anlasse erschien in Zürich eine Broschüre mit dem Titel: „Unter dem Sargdeckel." Fragmentarische Enthüllungen aus dem großen Nichts, genannt: vulgo Freimaurerlogen", welche nachweist, daß die päpstliche Bulle nichts war, als ein Schlag in den Nebel, daß die Freimaurerei nichts sei, als ein hohler, kindischer Formenkram, und an Bedeutung in gutem wie in schlimmem Sinne von irgend einer andern Corporation leicht übertroffen werden könne. Wir schließen uns, soferne wir in die Sache Einblick gewonnen, dieser Meinung an; wer Gutes stiften will, der braucht dazu keine Geheimthuerei, kein Formenwesen, besonders wenn es so geschmacklos ist, wie das mit Knochen, Todtenschädeln und sonstigem Hokuspokus der Freimaurerlogen.
M.

Stoff und Kraft in der menschlichen Arbeit oder die Fundamente der Production. Von Dr. H. Schwarz, Professor an der technischen Hochschule in Graz. (In 17 Lieferungen. A. Hartleben, Wien.) Unter diesem bedeutungsvollen Titel erscheint soeben ein hervorragendes, seiner Anlage nach epochemachendes Werk, das sich keine geringere Aufgabe stellt, als ein Gesammtbild der menschlichen Arbeit zu bieten. Die menschliche Thätigkeit zur Gewinnung der nothwendigen Lebensbedürfnisse, Nahrung, Kleidung, Wohnung u. s. w. ist eine so weit verzweigte, daß es gewagt erscheint, dieselbe im engen Rahmen eines Buches zusammenzufassen. Es galt einen wohlberechtigten Standpunkt zu wählen, von dem gebahnte Wege zu den verschiedensten menschlichen Thätigkeitszielen führen. Der Gegensatz „Stoff und Kraft", der das Schlagwort des Titels vorstellt, bietet diesen so nothwendigen Gedanken-Mittelpunkt. In Allem, was uns umgibt, ist dieser Gegensatz vertreten. Er beherrscht unser Sein und Thun in jeder Richtung und unsere menschliche Arbeit besteht eben darin, daß wir die Stoffe durch die uns gebotenen Naturkräfte, unseren Bedürfnissen entsprechend, umgestalten. Wir legen damit die Fundamente der menschlichen Production. Dieser großartige Vorwurf wird in dem vorliegenden Werke zum Gegenstande liebevollster Didaktik, die sich in leichtfaßlicher Form an alle Gebildeten wendet. Ein reizend schönes Titelbild zeigt in einigen Allegorien den Inhalt des Werkes.
V.

Der im Verlage von R. v. Waldheim in Wien erscheinende Kalender **„Der Wiener Bote für 1885"** ist gleich seinen Vorgängern prächtig ausgestattet und reich illustriert. Die Geschichte des vergangenen Jahres war in

Digitized by Google

diesem Kalender noch nie so bilderreich, als diesmal. Eine Neuerung hat die Verlagsbuchhandlung durch die Veranstaltung einer Salonausgabe eingeführt. V.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Fr. Umlauft. (A. Hartleben, Wien.) Diese rühmlichst bekannte Zeitschrift beginnt mit dem soeben erschienenen ersten Hefte (October 1884) ihren VII. Jahrgang. Das Programm derselben umfaßt wie bisher alle Fortschritte der geographischen Wissenschaft und außerdem noch die dankenswerthe Specialität, einzelne Länder und Völker in eingehenden, durch Original-Illustrationen erläuterten Artikeln näher bekannt zu machen. V.

Von Hugo Engel's „Bibliothek für Ost und West", herausgegeben von Alfred Friedmann, sind neuerdings erschienen: **Der geistliche Tod.** Erzählung aus dem katholischen Priesterstande von Emil Marriot. — **Vor fünfzig Jahren**, von Emerich Ranzoni. — **Eine Wienerin in Paris.** Von Clara Schreiber.

Von Dr. H. Weichelt's „deutsch-österreichischer National-Bibliothek" (Prag) erschienen bisher drei Hefte, und zwar: **Jakob Steiner.** Novelle von Johannes Schuler. — **Die gefesselte Phantasie.** Original-Zauberspiel von Ferd. Raimund. — **Das Engerl im See.** Hochlandsgeschichte von August Silberstein.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Ein weiblicher Prometheus. Liebesroman aus der Gegenwart von Margarethe Halm. 3 Bände. (Leipzig, Karl Reißner, 1885.)

Rathinka. Roman aus dem Berliner Leben von O. Heller. 2 Bände. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger, Carl Hammer, 1884.)

Am Stammtisch. Humoresken von Alpius. (Berlin, R. Eckstein Nachfolger, 1884.)

Chic. Humoresken nach lebenden Mustern von E. v. Wald-Zedtwitz. (Berlin, R. Eckstein Nachfolger, 1884.)

Puh! Plih! Humoresken aus dem Soldatenleben von E. v. Wald-Zedtwitz. (Berlin, R. Eckstein Nachfolger, 1884.)

Aus der Gymnasialzeit. Humoresken von Alfred Ritter. Mit Illustrationen von E. Horstig. (Berlin, R. Eckstein Nachfolger, 1884.)

Grundzüge der deutschen Poetik für Schul- und Selbstunterricht. Von Hans Sommert. (Wien, Bermann und Altmann, 1885.

Der schwarze Junker. Geschichtliche Erzählung aus Oesterreichs Vergangenheit von Victor Wodiczka. Preisnovelle. (Wien, Hugo Engel, 1884.)

In Untreue treu. Roman von Helene Stökl. (Berlin, Albert Goldschmidt.)

Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von Franz Hirsch. Bis zur 10. Lieferung erschienen. (Leipzig, W. Friedrich, 1884.)

Geschichte Kärntens von Edmund Aelschker. Bis zur 25. Lieferung. (Klagenfurt, Joh. Leon sen.)

Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark, herausgegeben von J. A. Janisch. 46. Heft. Windisch-Feistritz bis Wuchern. (Graz, Leykam.)

Soll und Haben. Praktische Lectionen für Geschäftsleute. 13.—15. Heft. (Wien, R. v. Waldheim.)

Historische Gedichte von Ottokar Hans Stoklaska. (Berlin, Wilhelm Ihleib, 1884.)

Horaz und Lydia. (Eine Ode des Horaz). Lustspiel in einem Act von F. Ponsard. Im Versmaße des Originals übertragen von Alfred Friedmann. (Leipzig, Karl Reissner, 1885.)

Gedichte von Caroline Gräfin Terlago-Terlago. (Gera, Amthor, 1885.)

Lichter und Schatten. Gedichte von Theobold Nöthig. Zweite vermehrte Auflage. (Breslau, Max Woywod, 1884.)

Tagebuch eines kleinen Mädchens. Von Adelina Freiin v. Bay. (Gonobitz, Steiermark, 1884.)

Mei jüngstes Kindel. Allerhand schläfche Geschichten von Max Heinzel. Mit dem Porträt des Verfassers. (Breslau, J. Max & Comp., 1884.)

Von Deutschland nach Italien. Die Brennerbahn vom Innstrom zum Gardasee, von Heinrich Noë. (Zürich, Orell Füßli & Comp., 1884.)

Fremdenführer für Reichenau in Niederösterreich. Von Franz Haas. (Reichenau, Verlag des Verfassers, 1884.)

Der Steirer und sein Schatz. Steirischer Liedercyklus von Franz Legwarth. Für Männerchor componiert von J. E. Schmölzer. (Leipzig. G. F. W. Siegel's Musikalienhandlung.)

Fünf Steirerlieder. Von Dr. Groder, F. A. Kienast, Dr. A. Aschauer und Maria Kartsch. Für Männerchor componiert von J. E. Schmölzer. (Leipzig G. F. W. Siegel.)

Trewendt's Volkskalender für 1885. 41. Jahrgang. (Breslau, Eduard Trewendt.)

Digitized by Google

Die Kartoffel und ihre Kultur. Von Carl Trapou. (Prag. Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.)

Festzeitung für das achte deutsche Bundesschießen 1884. (Leipzig, herausgegeben vom Preß-Ausschuß.)

Heilung der Fettsucht, der Fettleibigkeit, der Gicht und des Rheumatismus auf naturgemäßem Wege. Von F. W. Kubiczek. (Wien, Huber und Lahme, 1884.)

Postkarten des „Heimgarten".

J. E., Lindberg: Das Publikum verhält sich zu ablehnend gegen Gedichte, als daß wir alle Poesien, die uns selbst sympathisch wären, veröffentlichen könnten.

L. L., Linz: Sie wissen ja, daß man die allerseits ergiebige Weizenernte dieses Jahres öffentlich eine wirthschaftliche Calamität genannt hat. Das zeigt doch wieder einmal deutlich, wo wir stehen.

H. O., Neustadt: Von Ihrer Sendung gefällt uns weitaus das folgende Kernsprüchlein am besten:

„Ja, der großen That in Worten
Könnten wir beinah' entrathen;
Was uns noth thut aller Orten,
Ist ein großes Wort in Thaten!"

Würden Ihnen zu diesem Ausspruch aufrichtig gratulieren, wenn derselbe nicht leider von — Anastasius Grün wäre.

J. M. in M.: Sie fragen bei uns an, ob Sie clerical oder liberal schreiben sollen. Auf diese Frage rathen wir Ihnen, schreiben Sie weder so, noch so.

W. H., Wien: Es liegt gar kein Anlaß vor, die Wolle-Normalkleidung durch Humoresken lächerlich zu machen.

M. M., Breslau: Können dienen. Die gesammte Menschheit ist an 1200 Millionen Personen stark. Diese 1200 Millionen haben bequem auf der Fläche des gefrornen Bodensees Platz, und wenn das Eis einbricht und die ganze Menschheit versinkt, so hebt sich davon das Wasser nur um sechs Zoll. — Bitten nachzurechnen.

O. G., Frankfurt: Die bewußte metrische Uebersetzung des „Horace et Lydie" von F. Ponsard stammt von Alfred Friedmann und ist bei Carl Reissner in Leipzig erschienen.

W. A. A., Augsburg: Die in Frage stehende Karte von Afrika erscheint im geographischen Institute zu Weimar, und zwar im Maßstabe von 1:8000000 der natürlichen Größe.

O. O., Mölk: Wie sich Stelzhamer im Hochdeutschen ausnimmt, davon gibt der Oberösterreicher L. Hörmann ein Beispiel:

Ein Zahltag kommt.

Wie geht es Gertruden?
So schlecht wie noch nie:
Sie lockt alle Burschen —
Und keiner lockt sie.

Erst waren die Besten
Ihr Traum, ihr Begehr, —
Dann wählte sie wenig —
Jetzt schaut sie nicht mehr.

Ja, ein Knirpse, wenn's wär,
Der jed' Reizes entbehrt,
Er würde von ihr
Wie ein Heil'ger verehrt.

Erst nur für die Besten,
Eine Zeit auch beglückt, —
Macht sie jeder Tölpel
Jetzt froh und verrückt.

Erst so stolz und so groß —
Jetzt so willig und klein, —
So ein armes Geschöpf
Müßt' bedauern ein Stein.

Ja, ein Stein wär' gerührt,
Doch bei mir ist's zu spät —
Denn ich war ihr einst gut
Und sie hat mich verschmäht.

J. L. L., Salzburg: Bezugnehmend auf die im vorigen Hefte erwähnte Stelzhamer-Ausgabe theilen wir noch mit, daß der Verleger dieser Ausgabe dieselbe dem Buchhändler Perles in Wien auf 5 Jahre in Commission gab und daß er sie bald darauf an den Buchhändler Hartleben in Wien verkauft hat. So kam es, daß von den beiden Buchhändlern jeder über die Ausgabe das Recht zu haben glaubte. — Uebrigens haben unsere Zeilen vom Oktoberheft einen ersprießlichen Ausgleich zur Folge gehabt.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google

Der lateinische Bauer.

Eine Erzählung von **Adolf Pichler.**

Die Naturforscher-Versammlung, welche unsere sonst so ruhige Stadt mit Scharen fremder Gäste überschüttet hatte, war verrauscht. Gern wäre ich für etliche Tage in die Einsamkeit der Alpen gewandert, ich mußte jedoch wenigstens eine Woche an Ort und Stelle bleiben, um als Decan der philosophischen Facultät die neu eintretenden Hörer aufzunehmen.

Da saß ich denn Vormittags in der Kanzlei anstatt durch die schöne Herbstlandschaft zu streifen und guckte durch's offene Fenster in den botanischen Garten, wo Astern und Georginen, welche der Reif noch nicht versengt, farbig prangten, und Silberfäden durch die klare Luft schwammen.

Am Tage, wo die Frist ablief, war der Zudrang am größten. Ich erledigte ein Meldungsbuch nach dem andern, ohne mir viel Zeit zu nehmen die jungen Herren, welche herumschwirrten, näher anzusehen.

Der letzte reichte mir sein Heft. Ich blätterte es durch und las den Namen: „Norbert Pimpacher". „Norbert Pimpacher", murmelte ich, und tausend Erinnerungen der Jugend erwachten in mir. Ich sah den jungen Mann, der unbefangen vor mir stand, an; es hätte nicht viel gefehlt, wäre ich aufgesprungen und ihm um den Hals gefallen.

Ja, das war mein guter Norbert, er war es! — Siebenundzwanzig Winter gingen über unsere Scheitel, seit wir uns trennten!

„Der Vater," begann er schüchtern — auch die Stimme war's! — „läßt Sie schön grüßen!"

„Ja wohl," erwiderte ich, „hat er Ihnen vielleicht erzählt, was wir für treue Gesellen in Wald und Flur gewesen? Das ist lang, lang her, und doch kommt mir vor, als wär's heute!"

„Er meint fast, Sie hätten ihn ganz vergessen, weil Sie gar nie bei

Digitized by Google

ihm einkehrten, und doch fuhren Sie mit der Eisenbahn oft genug vorüber."

„Vergessen nie, aber versäumt! Ist er nicht Bauer? Kameraden haben mir manches von ihm erzählt!"

„Bauer, freilich Bauer," erwiderte er und setzte mit einem Anflug von Stolz bei: „aber ein Bauer, den mancher Herr beneiden könnte."

„Schreiben Sie dem Vater — doch nein, schreiben Sie ihm nicht," rief ich lebhaft und fügte, das Meldungsbuch zurückgebend, bei: „ich denke, wir sehen uns noch."

Die drei letzten Wochentage hatte ich nun frei, ich fuhr am nächsten Morgen mit der Eisenbahn in's Unterinnthal, und wenn ich dieses Mal den Hammer zurückließ, mögen es meine geologischen Collegen entschuldigen.

In Kufstein stieg ich aus und wendete mich dem Dörflein zu, das nicht weit vom Bahnhof zwischen Obstgärten zerstreut liegt. Etwa eine Viertelstunde davon vereinigen sich mehrere Höfe zu einem Weiler. Hieher lenkte ich den Schritt, ernst und sinnend auf die Felder und Höhen blickend, wo ich mit der Büchse in der Hand manches kleine Abenteuer bestanden, in manchem Liedchen das Weh und die Lust des Jünglings ausgesungen — kleine Leiden und Freuden, und doch so unendlich groß und wichtig, vielleicht der einzige reine Schatz unseres Daseins. Denn verleiht uns auch das Bewußtsein männlicher Pflichterfüllung ein Gefühl ernster Würde, so brennen doch die Narben aus dem Kampf mit den oft so gemeinen Mächten des Daseins!

Man hatte unterdes manches neue Haus gebaut und so manches verändert, ich fand mich daher nicht gleich zurecht. Eines war so sauber und zierlich, daß ich stehen blieb, um es anzuschauen. Das Giebelfeld, über dem sich zwei schuppige Drachenköpfe die grimmigen Zähne wiesen, füllten goldgelbe Maiskolben aus, Bündel von rothgefärbten verschlangen sich dazwischen zu den Buchstaben M und N gerade unter der Spitze des Dreiecks. Den Söller, der wie die Fenstereinfassung und alle Gesimse hellgrün angestrichen war, schmückte eine Zeile Blumentöpfe hinter einer Verzäunung von Latten, bis zu denen die Ranken des Weinstock's emporklommen. Aus den zackigen Blättern schimmerten kleine blaue Trauben und an den sonnigen Stellen große hyacinthrothe; jene trifft man nicht selten in den Körben der Fruchthändler unserer nordtirolischen Städte, diese nur an der Etsch, wo sie vor allen andern reifen. Während ich das Alles mit Wohlgefallen betrachtete, trat eine Dirne aus der Thür; ich fragte sie, wie der Hof heiße, denn nach meiner Meinung mußte das Pimpachergut nahe sein, ich hätte es hier gesucht, allein der Bau entsprach nicht meiner Erinnerung.

„Beim Pfaffen!" erwiderte sie.

„Beim Pfaffen?" rief ich verwundert, „der Widum erhebt sich neben der Kirche von Zell."

Lachend begann sie wieder: „Beim Pfaffen, ja! Das ist der Spitzname, der jetzt gilt, weil der Bauer zu Brixen aus der Theologie durchgebrannt ist."

„Ja, wo ist denn der Pimpacherhof?" fragte ich neuerdings.

„So hieß das Haus früher," entgegnete sie.

Nun wußte ich, wie ich daran war, und erkundigte mich sogleich, wo denn der Bauer verweile.

Sie wies mich in den Garten rückwärts.

Er trieb neben dem Zaune mit dem Fuß den Schleifstein, mit der rechten Hand schärfte er ein Beil, der linke Arm hieng steif herab, er war einmal beim Ausraupen vom Kirschbaum herabgefallen. Das Rascheln des dürren Laubes ließ ihn meinen Tritt im Kies überhören, so konnte ich mich unbemerkt hinter eine Laube stellen. Ich betrachtete ihn mit einer Art Rührung. Das Haar um Stirn und Schläfe war dünner geworden und mit Grau vermischt, ebenso der Bart;

Digitized by Google

die Jährchen hatten manche Furche in das redliche Gesicht gegraben, den Ausdruck der Treuherzigkeit vermochten sie nicht zu zerstören. Im Gebüsch pfiff eine Meise, er lockte sie herbei und lächelte, als sie, die Täuschung gewahrend, scheu davon flog. Während er so spielte, intonierte ich mit voller Kraft:

„Wohlauf denn getrunken
Den funkelnden Wein!“

Bei den ersten Tönen horchte er staunend, dann ließ er mit einem Schrei die Hacke fallen und lief zur Laube. Er erkannte mich auf der Stelle, Thränen stiegen in unsere Augen und nach brüderlichem Gruße zerrte er mich zum Hans, immerfort rufend: „Moidel, der Pichler ist da!“

Und die Moidel rannte aus der Küche und wischte, als sie meiner ansichtig geworden, einen Rußstrich von der Wange und die schmalzige Hand, mit der sie gerade Nudeln eingetunkt, an der Schürze ab und hieß mich willkommen. Sie war runder geworden, aber noch immer ein hübsches festes Weiberl, das schwellende Goderl unter dem Kinn stand ihr gar nicht schlecht, und die Aeuglein glänzten so munter, wie vor zwanzig Jahren, wo wir zum letzten Male am Brunnen geplandert, und sie mir heimlich das Pulver auf der Zündpfanne mit Wasser befeuchtet hatte.

Der Lärm lockte ein Moidele Nr. 2 herbei, das mich fremd anstarrte. War Norbert Nr. 2 dem Vater aus dem Gesichte geschnitten, so konnte das Moidele die Mutter nicht verleugnen, eine prächtige Unterländerin, so daß man fast hätte wünschen mögen jung zu sein, um an ihr eine rechte Freude zu haben. Aber ein Liedlein singt:

„Tulipan und Rose blüht
Leider nie zusammen,
Und den alten Dornbusch wirft
Gern man in die Flammen.“

Schnell war in die Laube, an der sich Windling, gelbe Kapuzinerlein und rothe Bohnen emporschlangen, ein Tisch mit Stühlen gerückt, auf blankem Zinnteller schimmerte eine Flasche Rother und daneben Käse, Butter und Obst jeder Sorte, welches Moidele, als vom Vater gezogen, besonders rühmte, wobei der Alte vergnügt schmunzelte.

Der Leser erräth leicht, um welche Gegenstände sich das Gespräch drehte. Ist man einmal 50 Jahre alt, so redet man nur noch von der Zukunft der Kinder und der eigenen Vergangenheit. Weitläufig, einander oft mit Fragen unterbrechend, erzählten wir uns, was wir erlebt, Gutes und Schlechtes, wie's eben kam: meine Schicksale gehören auf ein anderes Blatt, die Norbert's verdienen wohl kurze Aufmerksamkeit.

Ich entrolle nur eine Idylle. Sollte hie und da die Behandlung derselben ungleich sein, so vergesse man nicht, daß mir der Faden dazu aus verschiedenen Händen geliefert worden. Zu statten kam mir die eigene Kenntniß der wackern Leute und der Umstand, daß ich manche Woche in dieser Gegend zugebracht.

* * *

Es war ungefähr eine Stunde nach dem Abendläuten. Tiefe Nacht ringsum; nur längs dem Grate des wilden Kaisers verbreitete sich ein magisches Dämmern; die Wolken verwandelten ihr Grau allmählich in Silber, erst ein Lichtblick wie von einem großen Stern, dann tauchte die volle Mondscheibe über den Felsen empor. Ihr mildes Licht machte einen jungen Menschen sichtbar, der fast unbeweglich, wie der heilige Johannes auf dem steinernen Pfeiler neben ihm, sich auf das Geländer lehnte und dem Spiel der Wellen, die hell flimmerten, zuzuschauen schien, und doch mengte sich von Zeit zu Zeit in ihr Rauschen ein leiser Seufzer, den hellen Glanz des Auges trübte eine Thräne, die wohl nicht durch die scharfe Herbstluft veranlaßt wurde.

Digitized by Google

Es war unser Norbert. Im verflossenen Schuljahr hatte er zu Innsbruck die philosophischen Studien vollendet und ein besseres Zeugniß über seine Sitten, als über die erworbenen Kenntnisse mitgebracht.

Wie so mancher Student, dem sich in ähnlicher Lage die juridischen oder medicinischen Hörsäle verschlossen, wollte auch er Theolog werden, ohne daß er gerade für dieses Fach eine besondere Vorliebe gehabt hätte, ebensowenig als er Abneigung dagegen fühlte. Zudem war es in Tirol so gebräuchlich, daß die Bauernsöhne sich zu Brixen die Weihen holten, um dann der Stolz der ganzen Verwandtschaft zu sein, die da meinte, daß der Geistliche einen Extraschlüssel besitze, um Vettern und Basen das Himmelsthor aufzuthun. Die Juristen galten ja doch nur als Bauernschinder, und was vermag der Doctor neben dem Hochwürdigen, der mit Stola und Weihwedel jeden Teufel von Gog bis Belzebub zu vertreiben weiß! Wer Brixen seitab liegen läßt, ist in der öffentlichen Meinung der Bauern verpönt, und leider läßt man es manchmal nicht bloß beim moralischen Zwang bewenden, man hängt dem Widerspenstigen den Brotkorb so hoch, daß er ihn nur in Kanonenstiefeln erreicht!

Das war bei Norbert eben nicht der Fall, doch hatte man bisher nach altem Brauch als selbstverständlich vorausgesetzt, er wähle das Priesterkleid, und diesem Umstand verdankte er manchen blanken Silberzwanziger, den ihm seine Base, die dicke Brauneisterin, als D'raugeld für die Vaterunser, die er einst für ihr Seelenheil beten sollte, zugesteckt.

So lebte er bisher mit jenem gedankenlosen Leichtsinn, der Jünglinge über ihre Zukunft oft so schrecklich verblendet, in den Tag hinein.

Er war heute traurig, er wußte selbst nicht, was ihn von seinen Freunden fort in die Einsamkeit getrieben hatte, wenn nicht vielleicht jene Warnungsstimme der Ahnung, die vor dem letzten entscheidenden Schritt in jeder Brust spricht, deren leisen Ton aber die wenigsten beachten, bis sie nach der That als rächendes Gewissen unabweisbar den Frevler oder Unbesonnenen aus der Ruhe stört. Es waren schon die letzten Tage des Septembers angebrochen, ein Volksspruch sagt:

„Um Maria Geburt
Zieh'n Studenten und Schwalben furt."

Eigentlich sollte er sich schon auf dem Wege nach Brixen befinden, zögernd hatte er aber Tag um Tag den Ferien zugelegt; es war ja so schön und morgen wollte er zum letzten Male auf Jagd und Vogelfang ausziehen. Von den fernen Bergforsten rauschte und sauste es herüber; der Herbstwind war in der Höhe erwacht und blies voller und voller, während im Thal sich noch kein Blättchen regte. Das Rauschen schwoll mächtiger an, beklommen horchte er auf, es drang wie Klagetöne durch das Dunkel, als sollten die Blumengeister des Lenzes fortziehen aus dem Thale, nächtlich, unsichtbar; vom Hochland starrten die Spitzen der Gletscher herab, wie die Speere eines langen Heeres, das der Winter in die Ebene niederführte. Wie stimmte die ganze Umgebung zu Norbert's Empfindungen!

Plötzlich hallten Tritte vom Pflaster der Stadt, Lärm, Lachen, wie von einer Schar lustiger Trinker; der Schwarm bengte links ein und zog durch das schmutzige Gäßchen in's „Anracher Löchl". Das ist ein Wirthskeller, dessen Räume tief in den Felsen des Festungsberges zurückgehen; daher findet man hier den Gerstensaft lauter und kühl wie sonst nirgends, und die Besucher kommen aus allen Gegenden, ihn zu kosten.

Wir hatten uns hier am Schluß der Ferien, der wichtigsten der ganzen Studienzeit, weil sie zwischen den philosophischen Cursen und den Brotfächern, deren eines nun jeder wählen sollte, lagen, zum Valet bestellt —

Digitized by Google

aus allen Dörfern des Unterlandes von Köffen bis hinauf nach Rattenberg.

„Edite, bibite, collegiales,
Multa post secula pocula nulla!“

schallte der Chor lustig in's Weite, daß die ehrsamen Nachbarn schlaftrunken aus den Federn fuhren und durch das Fenster lugten, ob der Himmel einfalle oder der Teufel los sei. Auch zu Norbert drang die heitere Weise und weckte ihn aus den Träumereien, in die er versunken war. Er konnte dem Zuge nicht widerstehen; erst mit langsamen Schritten, dann rasch ging er dem Keller zu, mit ein paar Sprüngen über die Treppe hatte er die Zechstube erreicht. Wir saßen bereits kameradlich an der langen Tafel, und nebenbei hinter dem kleinen Schenktische im Winkel etliche Rechtspraktikanten, die in der Erinnerung alter akademischer Zeiten gern mitgethan hätten, wäre nicht ein Strich auf der Conduitenliste zu fürchten gewesen.

Den obersten Platz nahm unter uns jener Wilhelm ein, der bei allen soliden Leuten anrüchig war; man konnte ihm zwar keine schlechten Streiche nachsagen, es hieß nur, er sei kein guter Christ, weil er nie den Rosenkranz bete — kurzum, es lag etwas in seinem Wesen, was den verborgenen Instinct der Trivialität im Herzen der Philister zum Widerspruch herausforderte. Uebrigens hätte man dem jungen Mann seine Gottlosigkeit nicht angesehen, so mild und klar war das Auge, mit dem er in die Nacht hinausblickte, als dächte er irgend einer Paradoxie nach, welche der Professor zur Belustigung des Collegiums vergebens mit logischen Spießruthen verfolgen sollte. Der Krug vor ihm war noch unberührt, keine Pfeife dampfte in seinem Mund; ja er sah sogar das hübsche Burgerl kaum an, wie es mit der klappernden Geldtasche am Gürtel herumgieng. Ein unbewußter Ernst lag auf seinem Gesicht, der den entschiedensten Gegensatz zur ausgelassenen Heiterkeit der Genossen bildete, und doch hörte jeder mit Achtung auf das, was er bisweilen kurz und bündig sagte, hie und da einen Witz, scharf, zweischneidig und treffend, daß Alle laut auflachten. Er bemerkte Norbert zuerst, der sich im Schatten der Thür gehalten hatte und mit vollem Behagen dem Treiben seiner Freunde zusah. Dieser trat nun ein und wurde jubelnd begrüßt.

Nun gieng es mit Fragen und Späßen kreuz und quer, bis er Platz genommen und eben auch zur Springflut ihres jugendlichen Muthwillens ein Tröpflein beitrug. Da räusperte sich Einer und sang:

„Rundgesang und Becherklang
Lasset froh ertönen.“

„Nein!“ schrie ein Anderer, „singen wir:

„Es geht der Humpen rings herum!“

„Stoßt an, Jedem im Kreise ein Lebehoch!“

Da faßten wir einander Hand in Hand; Derjenige löste die Kette, dessen Name in der Reihe erscholl, und leerte mit kräftigem Zug das Glas, während ihm die Andern zusangen. Es kam an Norbert. Da begannen seine Nachbarn:

„Schenkt ein und trinkt aus;
Freund Norbert soll leben,
Sein Schätzchen daneben;
Es lebe das ganze Norbertische Haus!“

„Ja, wie heißt denn eigentlich Dein Schätzchen?“ fragte Einer nebenan.

Norbert schwieg.

„Nun, so plagt ihn nicht so!“ rief eine Stimme dazwischen, „der fromme Mann geht ja in die Theologie, da muß er den Strauß von der Mütze nehmen und das Mädel aus dem Herzen jagen; den Strauß kann er sich trocknen und als Merkzeichen für das Capitel vom Ehestand in sein Lehrbuch des Kirchenrechtes einlegen.“

„Ihr zerreißt Euch am Ende den Mund umsonst,“ sagte Norbert einiger-

Digitized by Google

maßen befangen; „ich geh' ja gerne in die Theologie".

„Wie der Pudel au's Gras," unterbrach ihn Einer, „warum willst Du denn nie aus den Ferien fort, als wäre jede Minute, die Du daheim zubringst, unbezahlbar, oder als ob Du Deinen Spitznamen „Leim" durch die That rechtfertigen wolltest."

Unter der Thür stand Burgerl. Sie blinzelte schalkhaft mit den Augen, ich trat zu ihr und faßte sie scherzend um den Leib. Mit einer leichten Drehung wand sie sich los, zog mich am Arm nieder, flüsterte mir heimlich etwas in's Ohr und, husch! war sie kichernd über die Treppe hinunter.

Norbert hatte zugesehen; um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, wies er mit dem Finger auf mich und rief:

„Da schaut einmal, unser Botaniker weiß die nettesten Blümlein zu finden!"

„Das hastet Du schlecht gemacht," antwortete ich ihm lachend und wendete mich an die Kameraden. „Wollt Ihr wissen, wie Norbert's Dirnl heißt? Trommelt und paukt: Marie!"

Ueber Norbert's Wangen floß Feuer, betroffen stellte er den halberhobenen Krug nieder, die Andern hämmerten im Takt auf dem Tisch, daß die Gläser tanzten, und brachten ein tolles Vivat!

„Aber, wer ist sie denn eigentlich?" fragte Sebi, ein lustiges Bürschchen mit kugelrundem Kopf und breiten Lippen, der die saftigsten Schnadahüpfeln zu singen wußte; „ich kenne alle Moideln weitum, welche ist's?"

Norbert sah mich bittend an; wollte ich ihn auch nicht verrathen, sollte er doch nicht so leicht loskommen.

Ich begann, seinem Blick ausweichend, mit Emphase: „Ihr kennt sie Alle, gewiß ist ihr schon jeder nachgestiegen, im Unterland wurde noch nie so schöner Flachs gesponnen wie ihr blondes Haar — —"

„Dann ist's Suppenmoser's Moidele!" schrie Veit, ein flotter Bursch aus Kufstein, und griff einen lauten Accord auf der Guitarre, die am blauen Band an seinem Halse hieng.

„Suppenmoser's Moidele," entgegnete ich ironisch, „das ist also die Deinige, brave!"

„Bravo!" riefen unter schallendem Gelächter Alle, „also Suppermoser's Moidele und der Veit!"

Verlegen wischte dieser mit der Hand die Stirn. Ich sah im Kreise herum, ob vielleicht noch Einer ein Moidele anzugeben habe; durch Veit's Voreiligkeit gewitzigt, schwieg jedoch Jeder.

„Also mit Suppermoser's Moidele ist's nichts," fuhr ich fort, „das Moidele, das ich meine, hat blaue Augen —"

„Einen rothen Rock, einen blauen Mantel und die Lilie in der Hand," unterbrach mich Sebi, „am Ende ist's wohl gar die Mutter Gottes auf dem Seitenaltar, die man bei der Procession herumträgt."

„Richtig! Sebi," entgegnete ich, „die ist's, und da Du ebenfalls dich der heiligen Theologie überliefern willst, so kannst Du Dich mit Norbert in ihre Liebe theilen."

Wie Spieler den Ball von Hand zu Hand werfen, neckte nun Einer den Andern und ließ sich gerne wieder necken: ungemessener Jubel der Jugendlust, die brausend überflutet, bis sie dann das Schulgesetz durch hergebrachte Fesseln des Pedantismus zu hemmen sucht. Stunde um Stunde vergieng, für uns gab es keine Uhr, wir hätten gezecht und geschwärmt, bis die Morgensonne in den Gläsern spiegelte; da erschien plötzlich die lange Gestalt des Gerichtsdieners Obertreuer an der Thüre: „Meine Herren, Polizeistunde!" Dieses Wort wirkte wie ein verwandelnder Zauberruf, alle Gesichter wurden plötzlich ernst. Man erinnerte sich, warum man zusammengekommen: Abschied zu nehmen von einander für lange Zeit, vielleicht für immer. Denn nicht nur Tod und Ferne trennt die Herzen der Jünglinge, die lang mit

Digitized by Google

Begeisterung Eine Bahn wandelten; wie oft geht uns ein Freund verloren, welchem andere Kreise des Lebens eine andere Weltanschauung bedingen; wir sehen noch die alte Gestalt, sie ist aber stumm geworden für uns wie eine Mumie.

Dieser Gedanke schien auch auf die Stimmung der Versammelten zu wirken. Der hatte sich dieses, ein Anderer jenes Berufsziel vorgesteckt, Alle fühlten wir wehmuthsvoll die Bedeutung des Augenblicks. Das Schweigen nach dem wilden, tobenden Lärm hatte etwas Feierliches, als hätte Jeder im Jugendgenossen einem Theile der eigenen Jugend Lebewohl zu sagen. Die Becher wurden frisch gefüllt, wir standen auf und brachten, Brust an Brust gelehnt, einander das letzte Lebehoch.

Dann begann Wilhelm mit kräftiger Stimme ein Lied, die Andern fielen ein und zogen singend auf die Straße hinaus:

„Wohlauf denn getrunken
Den funkelnden Wein.
Lebt wohl denn, Ihr Lieben,
Geschieden muß sein!
Lebt wohl denn, Ihr Berge,
Du väterlich Haus,
Es treibt in die Ferne
Mit Macht uns hinaus."

* * *

Die höchsten Schichten des Nebels, welche sich an den Bergspitzen aufkräuselten, durchströmte schon der Glanz der Sonne. Norbert schritt langsam durch die prächtige Lindenallee, welche hinter der Zellerburg zum Leonhartskirchlein führt, hie und da fiel ein Blatt, welk und bereift, auf seinen Pfad. Er sah aus wie Papageno; auf seinem Rücken hieng wenigstens ein Dutzend Vogelhäuschen, die, übereinander gestöckelt, mit Spagat künstlich befestigt waren. In den Hollunderstauden neben der alten Schanze, die mit ihrem eingesunkenen Kamm und den halbverschütteten Gräben an die Heldenkämpfe von 1809 erinnerte, schnalzte schon da und dort ein Rothkelchen und schüttelte den Thau nieder, wenn es an den schwarzen Beeren pickte; aus den tieferen Büschen antwortete bereits Meise und Zeisig dem Rufe der eingeschlossenen Lockvögel. Bald erreichte er einen kleinen Bergkopf, der an der einen Seite die Stoppelfelder, auf der andern den Innstrom und die daran liegenden Erl-Auen beherrschte. Dort befand sich eine Tanne, recht geeignet für den Auflug fernherstreifender Zugvögel, weil sie von allen Seiten frei stand. Er öffnete die Leimtasche, zog die Ruthen aneinander ab und steckte sie dann in die Bohrlöcher. Die Lockvögel vertheilte er geschickt zwischen den Zweigen und verdeckte sie mit Laub, damit die anderen Vögel die gefährlichen Käfige nicht bemerken sollten. Der Rest der Ruthen wurde sorgsam in den Büschen am Fußpfad angebracht, ob vielleicht eine Drossel oder Amsel, Käfer oder Würmlein suchend, aufsitze.

Plötzlich herrschte lautose Stille, die Lockvögel duckten sich scheu in den Käfigen, denn hoch oben, kaum sichtbar, schwebte ein Falke in weitem Kreise, sein gellender Schrei setzte all' die Sänger durch Thal und Au in Angst. Der Student blieb neben dem Baume stehen. Am Hochgebirge stieg das Sonnenlicht langsam nieder und hatte schon die andere Seite der Ebene erreicht; thalaufwärts ragten die Bergkuppen empor und leuchteten goldroth in der Verklärung des Morgens, eine hinter der andern, eine unabsehbare Kette, die sich an den Hauptstock der Stubaier Ferner anlehnte.

In dieser Richtung führt die Straße nach Brixen — zu den weißen Säulen voll Schulstaub und Gelehrsamkeit! dachte Norbert. Während er so die Gegend überblickte, als wollte er jeden Ast, jedes Laub dem Gedächtnisse unverlöschlich einprägen, regten sich die Büsche, welche den Pfad verdeckten, als ob etwas leicht an die

Digitized by Google

Zweige streife. Bald hörte er eine Mädchenstimme: „Da bleibt man ja überall kleben.“ Er eilte hinzu. „Sieh da,“ rief er lachend, „welch' ein Vogel, nicht der schlechteste, meiner Treu! Marie, Du bist mir ja auf den Leim gerathen.“

Das Mädchen erwiderte heiter: „Am Fang läge mir nichts, wenn man nur das kleberige Zeug aus den Kleidern brächte.“

„Da will ich schon helfen!“ rief er dienstbeflissen, „und Dir die Flecken vom Gewand putzen“. Er gieng zur Hütte und brachte eine Handvoll Asche, mit der man die Vögel vom Leime reinigt, daß er ihnen nicht die Federn verklebe. Eifrig begann er nun zu streichen und zu bürsten, wo nur das kleinste Fleckchen an dem saubern Gewand zu sehen war. Auch über dem zierlichen Knöchel war eine Ruthe hängen geblieben, er nahm sie rasch hinweg und wollte hier sein Geschäft fortsetzen. Marie trat aber scheu zurück und meinte: das wolle sie schon selbst besorgen.

Er richtete sich auf und blickte tief in ihr reines, blaues Auge: „Warum bist Du denn eigentlich hergekommenen?“

„Ich wollte,“ erwiderte sie, einige freie Haarringel, die von Thau schimmerten, an den Wangen zurückstreichend, „ja, ich wollte mit dem Rechen das abgefallene Laub auf einen Haufen bringen, damit es der Knecht zur Winterstreu hole“.

„Da hast Du ja den Rechen vergessen,“ bemerkte Norbert.

„Ja so,“ rief sie einigermaßen verlegen, „nicht darum war es. Warum richtest Du denn auch Dein Gefäng mitten auf dem Wege auf, daß man kleben bleibt und sich auf nichts mehr besinnt? Ich wollte nachsehen, ob sich das Galtvieh hierher verlaufen habe.“

„Das ist ja,“ sagte er, „noch auf der Alm“.

„Warum mußt Du aber auch in einemfort fragen, als ob Du Mauthbeamter wärst,“ entgegnete sie, die Stirn schüchtern senkend; „ich hätte noch gern gewußt, was Du machst; Du wirst ja bald Theolog?“

Er nahm sie bei der Hand: „Gehen wir in die Hütte, sonst stehen wir als Vogelscheuchen da.“ Sie folgte ihm.

Es war ein lieblicher Anblick, wie sie unter dem Blätterdache stand, das Auge voll Unschuld und die Wangen roth von Morgenfrische; um die Stirn schlangen sich fast wie eine Aureole die goldblonden Zöpfe, nach Landessitte hinter dem Scheitel von einer Silbernadel festgehalten; die Preiselstaude senkte die Aeste mit dem Scharlachträubchen herab, als wie einen Schmuck von Korallen für das jungfräuliche Haupt. Norbert dachte an jene schöne Sage vom heiligen Wasser, wo die Mutter Gottes den Hirten im Gebirge erschien und den heilkräftigen Quell zeigte oder an jene Nothburga, die fromme Bauerndirne, deren Bild weitum durch das Unterland auf den Altären prangt. Wie sich Beide freundlich anblickten voll Innigkeit, wußten sie gar nicht, wie unendlich lieb sie sich hatten, und sie hätten es sich auch nicht getraut zu sagen, wären sie sich auch dessen bewußt geworden — Freunde und Freundinnen aber kannten sich besser aus und scherzten oft darüber.

„Siehst Du, Norbert,“ begann endlich das Mädchen, „ich bin Deinetwegen recht in Sorgen. Ich habe zwar die größte Freude, wenn ich daran denke, wie Du einst heimkehren wirst, als neugeweihter Priester im schwarzen Rock, den blauen Perlkragen am Halse und die Schnallenschuhe an den Füßen. Ich stelle mir oft vor, wie Dir diese Tracht stehen werde — die langen Haare wird man Dir freilich scheren — dann werde ich niederknieen müssen und wirst mir mit gehobener Hand den Segen geben. Das ist Alles so herrlich; aber ich fürcht' halt nur Eins und das kann auch nicht ausbleiben: Du wirst dann gegen mich nicht mehr

Digitized by Google

so freundlich sein. Auch Du werd' ich zu Dir nicht mehr sagen dürfen, sondern Sie, oder wenn es hoch hinauskommt Ihr, als wären wir uns landfremd, und ich bin doch Deine Base, denn Deines Geschwisterkindes Seppels Schwiegertochter ist mit meines Vetters Weib —"

Da lief Norbert hinaus, die Lockvögel schrien aus voller Kehle, und eine ganze Schaar von Zeisigen war angeflogen, fast auf jeder Ruthe ein Vogel oder gar zwei und drei.

Er hatte für den Augenblick Marie und den Stammbaum vergessen und beschäftigte sich einzig mit der Abnahme seines Fanges. Nach einer Weile kehrte er zurück, in der linken Hand ein zusammengefaltetes Tuch, zwischen den Fingern der rechten eine Spiegelmeise bei den Füßen eingeklemmt. Sie flatterte ängstlich, dann, über das Hemmnis ihres Fluges erzürnt, richtete sie sich hoch auf und hackte ihm, aus Leibeskräften schreiend, auf die Faust. Es ist ein wilder Vogel, wie ein Krieger mit dem schwarzen Helm, von dem hinter den weißen Wangen Streifen gleich Sturmbändern zum spitzigen Schnabel niederlaufen.

„Das ist ja prächtig," sagte Norbert zu Marie, „Du sollst die Meise behalten und wenn sie pfeift, so denke daran, wie ich Dir zu lieb einst manches lustige Schnadahüpfl losließ."

Sie wollte den Vogel mit sanftem Finger über den Rücken streicheln, er duckte sich und hieb ihr scharf in's Gelenk, so daß sie zuckend und erschreckt zurückfuhr. Norbert lachte und steckte den Gefangenen in ein kleines Vogelhaus.

„Wo hast Du denn die Zeiseln?" fragte das Mädchen nach einer Weile. Er schlug das Tuch auseinander, sie erblickte ein paar Dutzend erwürgter Vögel, die an den durchstochenen Schnäbeln an einer Schnur verknüpft waren.

„Wie konntest Du die armen Thiere umbringen!" rief sie aus.

„Es ist jetzt Herbst," antwortete er, „da gehen sie auf den Erlsamen und werden dabei fett". Er blickte sie an, in ihren Zügen zeigte sich Mitleid und ein stiller Vorwurf für ihn, so daß er sein Tuch rasch zusammenfaltete. Sie fuhr fort: „Norbert, Du solltest jetzt keine Vögel mehr tödten; ich sage das nicht aus Zimperlichkeit, wie jenes Stadtfräulein, welches aus der Küche lief, wenn ein Huhn geschlachtet wurde, aber dennoch kein anderes Fleisch essen wollte, als das von Hühnern; ich meine nur so: Du wirst Geistlicher, und ein Geistlicher sollte ja weder Menschen noch Thieren etwas zu Leide thun. Glaubst Du nicht auch?"

Norbert nahm schweigend die Ruthen ab und band die Lockvögel zusammen. „Das thu' ich Dir zu lieb", sagte er zu dem Mädchen, welches mit holder Freundlichkeit an seine Seite getreten war — „und eigentlich hast Du auch Recht!" murmelte er nach einer Pause.

Sie stiegen nun langsam bergab und kamen, obgleich sie bald da, bald dort stehen blieben, nur zu bald auf den Weg, der einerseits nach Langkampfen, andererseits zum Hause Norbert's führte. Er nahm das Mädchen schüchtern bei der Hand. „Seh' ich Dich nicht mehr?" fragte sie kleinlaut.

Er stand unschlüssig, denn ihm fiel ein, daß er eigentlich schon am nächsten Tag zur Aufnahme in Brixen sein sollte; dann aber dachte er wieder; was liegt wohl daran, wenn ich nun einen Tag zu spät komme? Uebrigens ist ja auch Langkampfen auf meinem Weg, da kann ich immerhin bei Marien's Vater einsprechen. Der letzte Grund überwog. „Morgen," sprach er, „reis' ich fort; ich werde bei Euch einkehren. Sei also in der Früh zu Hause".

„Machen wir es so," rief das Mädchen freudig. „Ich geh' heut' noch auf die Alm und lasse das Vieh abführen; erwart' uns morgen beim Jochbrunnen am Preudling, da treiben

Digitized by Google

wir dann die Kühe thalauf und Du kannst mir dabei helfen."

„Gut," sagte Norbert, „ich werde dort sein — vor eilf Uhr kommt Ihr doch nicht". Er drückte ihr die Hand und sprang über den Stiegel am Zaun. Sie blieb stehen und horchte noch, als er bereits durch die hohen Lärchen hinschritt, wie er hell und lustig ein Lied pfiff.

„Morgen also am Jochbrunnen!" rief er vom Vorsprung der Schanze zurück und schwang den Hut.

„Ja, gewiß!" erwiderte sie mit fast erstickter Stimme.

Er sprang hinab und entschwand ihr ganz unter den Linden, doch hörte sie noch einen Juchzer, den er losließ, von den prallen Wänden der Zellerburg widerhallen. Erst als nichts mehr zu sehen und zu hören war, gieng auch sie langsam fort.

Norbert's Mütterlein war indes geschäftig gewesen, seinen Reisekoffer vollzupacken. Wie sie nun Stück um Stück die Wäsche hineinlegte, wozu sie selbst den Flachs gebrochen, den Faden gesponnen und gebleicht hatte, wurde ihr gar schwer um's Herz; sie dachte an die lange Zeit, wo sie ihn nicht sehen sollte: Winter, Lenz und Sommer! Von Innsbruck war er doch bisweilen heimgekommen, er begleitete sie zu Weihnachten in die Christmesse und lobte dann das Birnbrot, welches sie ihm vorsetzte, oder er färbte zu Ostern, wie einst in den Knabenjahren, die Eier und ätzte mit Scheidewasser Figuren und Sprüchlein darauf, so daß alle Nachbarn daran eine Freude hatten. Welche Wonne füllte erst ihre Brust, wenn ihn an Festtagen der Dechant zur Tafel lud und dann hie und da Jemand fragte: „Ist es wahr, der Hochwürdige hat Euern Studenten zu Tisch behalten?" Das sollte nun Alles nicht mehr sein; denn Brixen war von Kufstein zu fern. Als sie nun dieses überlegte, wurden ihre Augen trüb, sie nahm die Brille von der Nase und fieng an emsig zu wischen und zu putzen. Dadurch wurde aber der Blick nicht heller; sie setzte sich auf den Koffer und weinte heftig in die Schürze. Da trat der Vater herein, theilnehmend blickte er auf sie und setzte sich, als wollte er ihren Schmerz nicht stören, langsam und ohne Geräusch hinter den Tisch. Sie richtete sich auf und fuhr, über die Truhe gebeugt, in der Arbeit fort. Er rauchte schweigend seine Holzpfeife aus und klopfte, als sie verglommen, die Asche auf das Sims.

„Eigentlich," begann er auf einmal, „gefällt mir die ganze Sache nicht recht. Der Norbert führte sich zwar immer redlich auf; war er auch bisweilen fidel, wie die Studenten sagen, so liegt das doch noch weitab vom Lumpen, allein — etwas fehlt ihm doch zum Geistlichen, ich kann es nicht sagen, aber ich fühle deutlich, daß ihm etwas abgehe."

Das Mütterchen sah ihn groß an. Er fuhr nun mit erhobener Stimme fort: „Siehst Du, er hat in der Rechenkunst eine zweite Classe; wäre das nicht, so könnt' er Beamter —"

„Was fällt Dir ein, unterbrach ihn das Mütterchen, „da müßte er ja in die Schreibstube; für ihn tangt nur Feld und Wald, und die stehen ihm als Priester offen. Wie herrlich muß es sein, wenn er mit dem hochwürdigsten Gut, um die Schultern den prächtigen, goldgestickten Rauchmantel, mit der Frohnleichnamsprocession durch die Kornfelder geht; die Gemeindeältesten — und vielleicht auch Du darunter — tragen an den vier Stangen den Thronhimmel über ihm; da bleibt er dann wohl vor seines Vaters Aeckern stehen und segnet sie noch insbesondere".

„Das wäre Alles recht," meinte der Alte, „mir geht aber seine zweite Classe, die ihm so manchen andern Ausweg versperrt, immer im Kopf um. Vorgeworfen habe ich es ihm nie, denn er ist sonst gut und ehrlich, er kann nichts dafür, daß ihm der Herrgott den Verstand nicht besser aufgethan

Digitized by Google

hat. Ueberhaupt läßt sich da nicht viel reden; Jeder muß es selbst versuchen. Ich weiß gut, wie sehr mir einst der Soldatenrock gefiel, daß ich vom Pfing der Trommel nachlief; kaum trug ich aber den grauen Kittel am Leibe und den Schießprügel auf der Achsel, so hätt' ich beides schon wieder gern weggeworfen. Gott verzeih' mir die Sünde, ich jubelte fast, als mich nach einem halben Jahr ein Säbelhieb dienstuntauglich machte. Darum red' ich auch dem Norbert nichts ein, er thue was immer, wenn er nur brav bleibt; denn das Herz macht den Menschen und nicht der Rock".

Da kamen einige Nachbarn, denen bald andere folgten. Sie wollten von Norbert Abschied nehmen, der war noch nicht heimgekehrt. Die Alten vertieften sich bald in ein Gespräch, die Bursche horchten, die Hände in den grünen Hosenträgern, den Reden der Väter. Es wurde vielerlei verhandelt über Ernteaussichten und Wochenmarkt, und ob das Almvieh heuer gedeihe. Bald darauf trat Norbert ein. Er mischte sich unbefangen in die Unterhaltung und erzählte mit der größten Lebhaftigkeit von den neuen Versuchen, die der landwirthschaftliche Verein im Hofgarten zu Innsbruck mit verschiedenen Früchten veranstaltet habe. Es schien fast, er verstehe sich besser auf Düngungsmethoden und Dreschmaschinen, als auf Sinus, Tangenten, Quadrate und philosophische Fragen.

Endlich mahnte die steigende Dunkelheit zum Aufbruch. Jeder wollte noch dem künftigen Theologen ein herzliches Wort sagen, dieser bot rings die Hand und mit lauten Glückwünschen schied endlich der Schwarm.

Auf der Schwelle wandte sich ein Schulkamerad Norbert's noch um, er hatte den Abend sehr wenig gesprochen, und rief nun zurück: „Norbert! der Hans, ich und der Jagg haben versprochen, Dir, wenn Du die erste Messe liest, einen Maibaum vor das Haus zu pflanzen, den höchsten, den wir im ganzen Walde finden. Behüt' Dich Gott!" Er gieng rasch hinaus. Eltern und Sohn waren nun allein. Da wurde alles Mögliche besprochen, und um ja nichts zu vergessen, jede Sache vom guten Mütterchen mehrmals vorgebracht. Der Vater sagte, es sei ja auch morgen Früh Zeit, Weiteres zu bereden, obwohl im Grunde gar nichts mehr zu verhandeln übrig war. Nun traten die Knechte ein und knieten an den Bänken nieder. Norbert betete den Rosenkranz vor und Alles gieng zur Ruhe.

* * *

Die Sonne schien bereits in das Thal, als der Student durch den Knecht geweckt wurde, der vor seinem Fenster die Sense dengelte. Rasch stand er auf, aller Trübsinn war von ihm gewichen, sei es nun, daß Marien's Bild vor seiner Seele stand, oder daß ihn die Aussicht auf eine Wanderung nach Süden heiter stimmte. Er trat zu seinen Eltern in die Stube. Der Vater war ruhig wie immer, die Mutter blickte auf den Sohn und als sie ihn so froh und wohlgemuth sah, fühlte auch sie neue Zuversicht. Sie wiederholte noch einige Aufträge; da griff der Alte plötzlich in die Tasche und zog eine alte Uhr hervor, die in einem Silbergehäuse lag, durch dessen zierlich geflochtene Schnörkel rother Lack glänzte. Er reichte sie dem Jüngling. „Sie ist von meinem Großvater," setzte er hinzu, „ein gutes Werk mit Stahlschrauben; ich kann wohl auf den Kirchthurm schauen oder wenn ich auf dem Felde bin, wird ja zur Essenszeit die Glocke gezogen; ein Student aber soll sich vor allem andern stets daran erinnern, wie kostbar die Zeit sei, damit er keine Minute versäume."

Der Sohn nahm schweigend das Geschenk.

„Begleiten kann ich Dich nicht," fuhr der Bauer fort, „ich habe nothwendig auf dem Neubruch zu schaffen; wenn Du wieder kommst, wirst Du

Digitized by Google

Deine Freude haben, wie der Acker schön und eben liegt, den jetzt ästige Baumwurzeln durchkriechen. So, nun hast Du gehört, wie ich es meine, lebe wohl!" Da spritzte das Mütterchen noch Weihwasser auf seine Stirn und bezeichnete sie mit dem heiligen Kreuz; er drückte ihr zitternd die Hand und gieng stumm, ohne sich umzusehen, aus dem Hause, denn es gelang ihm nur schwer, seine Rührung noch länger zu bezwingen.

Der Morgenwind wehte ihn frisch an, als sollte er mit dem Herbstnebel die trüben Gedanken verscheuchen; die Schönheit von Wald und Feld gaben ihm allmählich seine ursprüngliche Stimmung wieder. Schnell hatte er den Saum des Waldes erreicht, durch den der Steig zum Pendling emporführt. Den Weg unterbrach ein Bergrunst, über welchen sonst einige unbehauene Balken führten. Er sah schon von Weitem, daß eine alte Tanne, unter der er oft zu rasten pflegte, nicht mehr stand, nur ein Stumpf ragte noch mit langen Schiefern über die Haselstauden. Der Sturm hatte den Stamm so gebrochen, daß er mit dem Wipfel noch den andern Rand des Abgrundes erreichte. Die Brücke war unter der Wucht seiner Zweige eingestürzt. „Was für ein herrlicher Wegmeister der Wind ist!" rief Norbert lachend, „einen Steg bricht er ab und baut aber dafür gleich einen neuen". Er trat auf die gestürzte Tanne, die über dem Runst hieng, ohne zu bedenken, was er wage. Als er wie ein Seiltänzer über die Mitte des Baumes hinüberging, begann dieser heftig zu schwanken und Steine rollten nieder. Mit einem Sprung, um den ihn der kühnste Gemsjäger beneidet hätte, erreichte er den andern Rand, während der Schwung seines Fußes den Stamm völlig aus dem Gleichgewichte brachte, daß er krachend und sich auf den breiten Aesten überwälzend, in die Schlucht hinabstürzte. Norbert schnalzte mit der Zunge, wie es die Burschе zu machen pflegen, wenn sie den Gegner in's Gras gerungen haben oder ein Schnadahüpfel beginnen wollen. Bald darauf sang er ein bekanntes Liedlein, weeches recht gut für einen Senner getaugt hätte:

„Der Gamsbock am Schrofen,
Und 's Dirnl im Thal:
A lustiger Jäger
Will boab's auf a mal."

Ungefähr um zehn Uhr erreichte er den bestimmten Platz. Hier war es schattig und kühl; er setzte sich auf den grünbemoosten Brunnentrog, in welchen das lautere Alpenwasser aus den Holzröhren niederplätscherte. Hie und da guckte ein Berghuhn aus dem hohen Farrenkraut und flatterte verschüchtert davon. Plötzlich klang ein leises, melodisches Summen in abgebrochenen Sätzen von der gegenüberstehenden Felswand, es war der Wiederhall von Alpenglocken. Norbert sprang rasch auf und gieng thalein. Bald begegnete er der Leitkuh, dem schönsten Stück der Herde. An den vergoldeten Hörnern waren Laubgewinde und Blumen mit wallenden Atlasbändern festgebunden, daß sie wie ein Triumphbogen zusammenneigten. Darunter befand sich auf der breiten Stirn ein Tirolerschütz befestigt, den der Senner auf der Alm aus Zirbelholz geschnitzt hatte; so oft die Kuh den Kopf schüttelte, bewegte er sich am Drahte mit. Vom Nacken hieng am breiten gestickten Ledergurt eine große Glocke; die Kuh schien in diesem sonderbaren Aufputz ein Gefühl des Stolzes zu haben; denn so oft eine aus dem Zug vordrängen wollte, kehrte sie sich um und zeigte ihr die Hörner. Nach dem Rindvieh folgten die Ziegen und Schafe; der Geißbub zerrte den Bock am Stricke daher, damit er nicht durch ungeeignete Galanterie die Ordnung der Herde störe. Es war ein stattlicher, schwarzzottiger Kerl mit frech aufgedrehtem Schwänzlein und langen Hörnern, um die ein Kranz von Vergiß-

Digitized by Google

meinnicht und Immergrün gewunden war. — Norbert mußte weichen, um den Zug vorüber zu laſſen; zuletzt kam Marie an der Seite des Senners um die Waldecke. Sie bot ihm einen freundlichen Gruß; jener gab ihm ſogleich eine ungeheure Peitſche, damit er neben dem Vieh hertrabe und kein Stück vom Weg abkommen laſſe. So erreichten ſie gegen Mittag das Dorf. Die Bauern ſtanden ſchon bei den erſten Häuſern, des Einzuges gewärtig, voran der Wirt mit einer ungeheuren Schnapsflaſche, aus welcher er ein Stengelglas füllte. Er reichte es dem Senner zum Gruß und fragte lachend: „Was haſt Du denn heut' für einen Kühbuben angeſtellt?“

„Ja, die Marie,“ antwortete dieſer, das Glas abſetzend, „die Marie hat den Studenten aufgedungen — ſollſt leben, Du biſt doch das ſchönſte Mädl in Langkampfen!“

Marie nippte ein wenig aus dem dargebotenen Glaſe.

„Geh,“ rief der Senner, „verzieh' nicht ſo den Mund — hätt' es Dir Norbert zugebracht, würdeſt Du ſchon austrinken!“

Die Bauernmädchen in Tirol verachten ſonſt den Schnaps eben nicht; es iſt ſogar der Brauch, daß die Buben beim Fenſterln ein Fläſchchen Ligneur mitbringen.

Der Zug ſetzte ſich bald wieder in Bewegung und nach einer Weile hielten ſie vor Marien's Haus. Der Student half noch dem Mädchen und deſſen Vater im Stalle; er kettete die Rinder an und ſteckte duftiges Heu in die Krippe. Beim Mittagseſſen erzählte Marien's Bruder von dem großen Schießen, welches am nächſten Morgen zu Angeth beginnen ſollte.

„Da könnteſt Du mich begleiten,“ wandte er ſich an Norbert, „wir brechen Abends auf, vielleicht geht auch der Zieler Jochele mit“. Angeth war freilich nur zwei Stunden entfernt und es war vorauszuſehen, daß ein rüſtiger Reiſender eher um die Welt herumkommen würde, als Norbert bei ſo kurzen Tagmärſchen nach Brixen; indes nahm er die freundliche Einladung unbedenklich an. Während jener den ſchweren Stutzen ſorgfältig in Stand ſetzte, gieng er mit Marie. Sie hatte ihm noch ſo vieles heimlich aufzutragen, und weil er ihr Vetter war, führte ſie ihn unbedenklich über die Treppe in ihr Kämmerlein. Hier war Alles ſo nett und ſauber. Die braunen Holzwände, durch blaue Leiſten zierlich in Felder abgetheilt, zeigten da und dort fromme Sprüche, die mit hellem Zinnober in großen Fracturbuchſtaben vom Schullehrer hingemalt waren. Zu Häupten des breiten Himmelbettes hieng ein kleines Altärchen, darauf die unbefleckte Jungfrau zwiſchen Georginen und Aſtern, ringsum allerlei Flitter, Täfelchen und Schnitzwerk, wie es das Mädchen bei Katecheſen und Prüfungen oder auch von wandernden Ordensbrüdern erhalten hatte. Der Jüngling betrachtete das Alles mit wahrem Behagen. Auf einem Geſtelle ſtanden glaſierte Scherben mit Blutnelken und Rosmarin, von denen in Tirol die Bräute einen Strauß zur Kirchfahrt mitzunehmen pflegen. Da hält ein Mädchen viel darauf, daß es die Blumen ſelbſt gepflanzt und für den Ehrentag gepflegt habe.

„Schau, ſchau!“ rief Norbert, mit dem Finger hindeutend, „haſt Du darauf auch ſchon gedacht?“ und ſeine Stimme bebte wie von heimlicher Beklommenheit.

„Das nicht,“ erwiderte Marie, „wozu ſollte ich auch? wenn Du Deine erſte Meſſe lieſt, will ich ein Kränzchen davon tragen. Ich möchte Dich um etwas bitten und hab' es ſchon lange auf der Zunge.“

Norbert ſah ſie forſchend an.

„Ich würde,“ fuhr ſie fort, „bei Deiner Primiz gar zu gern die geiſtliche Braut vorſtellen“.

„Meine Hand darauf,“ rief der Student, „Du wirſt es und keine Andere!“

Digitized by Google

Um ihre Wangen spielte ein sanftes Lächeln, als wäre ihr die schönste Zukunft verkündet. So bescheiden war dieses kindliche Herz, daß es ihm genug schien, an jenem Ehrentage die Braut des neugeweihten Priesters, die katholische Kirche symbolisch darzustellen; kein anderer Wunsch, kein anderer Gedanke erwachte in ihr, denn das stand wie eine hehre Nothwendigkeit vor ihrer Seele, daß Norbert Geistlicher werden müsse. Marie pflückte ein Zweiglein Rosmarin und Nelken, das sollte Norbert mitnehmen auf die Reise und auch in Brixen nicht wegwerfen, als Zeichen dessen, was er ihr versprochen. Da pfiff es vor dem Fenster, Hans war bereit; noch einmal drückte Norbert Marien die Hand, noch einmal blickte er in ihr Auge und verließ dann das Haus. Sie aber, als sein Schritt verhallt war, kniete vor dem Muttergottesbilde nieder und heiße Thränen flossen auf ihren Busen; sie betete, daß ihn die himmlische Jungfrau auf allen Pfaden geleite und schirme, damit er rückkehrend sein Wort lösen könne.

Die beiden Jünglinge schritten wacker vorwärts, an der Esche vor dem Dorfe harrte der Zieler Jochele, einen Bündel unter dem Arme, darin das Festgewand, in welchem er um die Scheibe tanzen sollte.

„Du wirst doch morgen auch mitschießen?“ redete er den Studenten an.

„Das gerade nicht,“ antwortete dieser, „ich gehe nach Brixen in die Theologie“.

„Nun, ein Schuß nach dem Frühstück kann Dir nichts schaden. Möcht' doch sehen, ob Du im Stande bist, einen Stutzenlauf zu richten; du ließt zwar den ganzen Tag mit der Büchse im Wald um, das Wild soll sich aber, nachdem der erste Schrecken vorbei war, ganz wohl befunden haben.“

„Du Schwätzer, mit Dir schieß' ich doch, wenn es gilt!“ erwiderte Norbert rasch.

„Ei ja freilich! ich erinnere mich, wie Du einmal einen Hasen erschossest, der hatte an jenem Tage besonderes Unglück; er machte so nahe vor Dir ein Männchen, daß Du ihn ebensogut hättest bei den Ohren packen können. Du hast Glück; wenn man Dich auf einen Tannenwipfel setzte, würde vielleicht ein Hirsch zu Dir hinaufklettern, um die Ehre zu haben, von Deinen Meisterschüssen zu fallen. Gilt's eine Maß Wein, Du fehlst die Scheibe und wär' sie so groß wie ein Stadelthor?“

„Zehn soll es gelten!“ rief Norbert, „einen Schuß thu' ich noch, eh' ich fortgeh' und —“

„Und ich stelle mich vor die Scheibe,“ unterbrach ihn Jochele lachend, „da bin ich am sichersten vor der Kugel. Doch Spaß bei Seit', ich lasse Dich beim Schießen einschreiben, nach Brixen kommst Du auch Nachmittag früh genug“. —

So erreichten sie Angeth. Sie kehrten bei einem Bekannten ein und schwätzten noch auf ihrem Lager im Henstadel tief in die Nacht von den Dingen, die da kommen sollten, bis Einer nach dem Andern schlummerte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Pfüat Dih Gott, liaba Wold!

Zan Zeitvatreib! hoaßts. Wer so wos vasteht!
Die Zeit wölln s vatreibn,
De eh nit will bleibn,
Und schnell vageht.

Wia long is 's dan her, hot d Sumasunn brotn,
Ih bin glegn in Schotn.
Wir a Hirschl hon ih trunkn ba da klorn Quelln,
In woachn Wasserl bin ih gschwumma wir a Forelln;
Heind liegt in Schotn da weissi Reif,
Afn Hoada ka Blatl, olli Halm star und steif,
Va da Buachn wahn Blätn dahe
Wir a rotha Schnee,
Hintern gelbn Lärchnbam duckt sih d Sunn,
Und Eiszäpfn hänkn dan Brunn.

Pfüat Dih Gott, liaba Wold, ih muaß Dih valossn,
Wia trauri, wia trauri bin ih!
Af olln Wegn und Strossn,
Gehts ma guat oda schlecht, wir ih denkn af Dih.
D Welt is hort. In Plog und Streit
Wir ih denkn da stilln Summerszeit:
D Vögerla singen, die Blüahnblatln fliagn,
Ih derf rostn in deina süassn Wiagn.
D' Welt is weit und broat
Und hot a mächtischöns Kload,
Oba da blow Himmel vazuckt mih,
's groß Miir dadruckt mih;
's endlos Weiti loßt mih ewi suachn und irrn,
Du, mei Wold, host Rua und Rost,
Host Lobnuß und Trost,
Und legst Dei kühli Kron um mei hoassi Stirn.
's Weltelend deckst ma zua mit Dein grean Schloar,
Wia ma 's schlofend Kind behlatn mog
Vorn brinnendn Tog,
Aft blühahst und musizirst mir a Himmelreich vor.
Und mei göttlicha Herr,
Den ih in koana Bibel find und in koana Kirchn mehr,
In stilln Wold timt er mir entgegn,
Die sunngulden Wipfel schweign,
A süaß Zittern is in olln Zweign —
Er streckt seini Arm und Händ' aus und gibt mir in Segen.

Tonk da Gott, liaba Wold, für oll Freundschoft und Guat!
Will fleissi betn, daß Dir da Winta nix thuat,
Kan Stombruch da Sturm, kan Ostbruch da Schnee,
Die Kältn ka Weh.
Und in da liabn Christnocht,
Wo Olls in Jubel und Freudn wocht,
Wo himmlischa Sunschein in d' Erdnocht follt,
To spir ih mih ins Stüberl ein,
Und denk af mein
Stilln Tannenwold.

Digitized by Google

Hoft a Bamerl, an übrigs, thua ma 's roachen,
Liaber, as olli Gohn,
De ih va da Welt kon hohn,
Is ma va Dir a Joachn.

Und in Früahjohr, wan ih welch und mott
Wieda kim aus da stoanen Stodt,
Gelt, sa winkst ma wieda freundla zua!
Und wan ih neamameh kim, sa frogst
Ah weita nit. A kloans Wipferl noagst und sogst:
Gott schenkn die ewi Rua!
Leicht steht afs Johr, wan d Recherla grosn
Untan zwiefladn Feichtnbam duat,
Wo heuer mei Herz hot bluatt,
A roths Röserl afn Wosn.
Und untern Forchnbam,
Wo ih traumt hon oft mächti mein glückselign Tram,
Leicht stedrazt a Folta zan Bleamerl, zan süassn —
Ih losn grüassn.
Leicht singt afs Johr af da nämlichn Stell,
Wo ih heuer vor Freudn giuchhazt hon hell,
A lustigs Lercherl in Morgenroth.
Schau, won ah 's Blatl von Bam oh sollt,
Blüah wieda, Du liaba, Du stilla Wold —
Und bfüat Dih Gott!

Christabend auf der Heide.

Friedrich Wandholm war Gerichtsschreiber im Flecken H. — Er lebte mit seinem Frauchen in glücklichster Ehe und erfreute sich eines gesunden, herzigen Söhnchens, welches zur Zeit dieser kleinen Geschichte etwas über fünf Jahre alt war, und welches er über Alles liebte, sowie auch der kleine Leander mit seiner ganzen weichen Kindesseele an dem Vater hieng.

Weniger machte sich der Knabe mit der Mutter zu schaffen, weil diese ihn, einer alten Erziehungsmethode gemäß, nach jedem Fehler mit der Ruthe züchtigte.

In der letzten Adventwoche des Jahres 1874 reiste Wandholm in die fünf Stunden von H. entfernte Residenz zu einer alten todtkranken Tante, die ihn hatte rufen lassen, weil er ihr einziger Verwandter war. Wohl, es mochte vielleicht noch ein Anderer, ein Bruder Friedrich's, auf der Welt sein, doch weiß Gott, in welchem Winkel der alten oder neuen; es war gut, daß er nichts mehr von sich hören ließ, er hatte seiner Familie keine Ehre gemacht. Albert hatte gegen den Willen der Seinen ein als leichtfertig beleumundetes Mädchen geheiratet; seitdem war er verschollen und vergessen.

Noch einmal auf dem Sterbebette fragte die alte Tante nach Albert; der Gerichtsschreiber aber versicherte sie, daß derselbe unbekümmert um seine Verwandten in einem fremden Lande sein leichtsinniges Leben fortführe. Im Grunde aber wußte er gar nichts von seinem Bruder, nur daß er auch selbst vermuthete, was er der alten Frau gegenüber als Gewißheit aussprach. Die Sterbende machte hierauf ihr Testament, in welchem sie ihren Neffen Friedrich zum Universalerben ihres ziemlich bedeutenden Vermögens einsetzte.

Digitized by Google

Am Christabende wurde die alte Frau in großer Schlichtheit begraben. Frischfallender Schnee bedeckte bald den Hügel und der Adjunct besorgte die Flüssigmachung der Erbschaft. Da wurde er noch an demselben Tage durch folgendes Telegramm aus H. überrascht: „An Fritz Wandholm durch N. in N. — Komme schnell nach Hause, Unglück geschehen. Dein Weib Agnes."

Dem Manne sank die Hand mit dem Blatte. Feuerströme fluteten gegen sein Herz.

Unglück geschehen! Nichts weiter als diese schrecklichen Worte weißt Du mir, blasses Blatt? . . .

In Hast fuhr er dem Bahnhofe zu. Es dämmerte schon und in allen Straßen flimmerten die Laternen und aus zahllosen Fenstern der Paläste leuchtete des Christbaumes heiliger Schein und darüber glitt still und unablässig der webende Schneeflockenschleier.

Auf dem Bahnhofe war zum letzten Zuge, der gegen den heimatlichen Flecken gieng, das dritte Mal geläutet. Schon bewegten sich die Räder, als Wandholm auf den Perron eilte und der Schaffner winkte ihm, zurückzubleiben — es sei zu spät. Allein Wandholm erfaßte noch die Eisenhandhabe des letzten für Frachten bestimmten Waggons, schwang sich auf das Stehbrett und blieb hier in Nacht und Schneegestöber stehen, bis zur nächsten Station.

Als er endlich nach einem scharfen Wortwechsel mit dem Schaffner — da ihn dieser der Tollkühnheit wegen zur Verantwortung ziehen wollte — mit völlig erstarrten Fingern ein Sitzplätzchen der dritten Classe erlangt hatte, begann er nun mit einiger Ruhe nachzusinnen, was ihn zu Hause für ein Unglück erwarten könne. War seinem Weibe, seinem Kinde was zugestoßen? Nur das nicht, o Gott! Vielleicht ist doch bloß Feuer ausgebrochen oder es haben sich Diebe eingefunden; vielleicht ist nur im Amte was vorgefallen oder in der Nachbarschaft. Ei, dann hätte sie's auf die Depesche gesetzt; aber sie hat den Muth nicht gehabt, es zu gestehen — es muß etwas Großes sein! — Er rang wiederholt die Hände, so, daß die Mitreisenden baß erschraken und über den verstörten, aufgeregten Mann ihre Köpfe schüttelten.

Der Zug bewegte sich nur langsam voran, er hatte viel mit dem neugefallenen Schnee zu kampfen. Unserm Gerichtsbeamten war, als müsse er beide Arme an die Vorderwand des Waggons stemmen und tauchen und schieben mit aller Kraft, um dem trägen Dinge weiterzuhelfen.

Von einer nächsten Station aus war bereits der Schneepflug abgelassen worden; da gieng es wieder etwas besser; gleichwohl verkündete der Schaffner, eine kleine Verspätung sei nicht zu vermeiden und bei ihm sei das nun schon der vierte oder fünfte Christabend, den er auf freier Winterweid' zubringe.

An die verstorbene Tante, an die Erbschaft dachte Wandholm nicht mehr. Sein Auge starrte in das unstät flackernde Flämmchen an der Decke, seine Seele war daheim und spähte in allen Winkeln und Ecken herum, wo es denn kauern mochte, das böse Gespenst, das angekündete Unglück. Jetzt, in der Ungewißheit ließ sich's noch hin- und herschieben von einem Gegenstand auf den andern, wo es eben am wenigsten, oder etwa auch am meisten weh that: bald wird es ihm unabänderlich sein, wie es ja in Wirklichkeit bereits unabänderlich ist. Aber die Ungewißheit peinigt, daß das Herz möchte stöhnen. — Wandholm konnte nicht ruhig sitzen, er schritt in dem fast leeren Coupée auf und ab, von einem Fenster zum andern, er ließ die Schubgläser nieder und blickte hinaus in das Schneien und Stöbern der Nacht. Die Räder des Zuges ächzten, die Maschine pfauchte und

Digitized by Google

pusterte wie ein lungenkranker Mann, der den Berg hinan will und keinen Athem hat.

„Ja, ja, der Winter kehrt sich an keine Fahrordnung," bemerkte ein Herr im Nachbars-Coupée tendenziös, „es schaut heutzutage aus, als ob der Menschengeist die Naturkräfte überwunden hätte; ist aber nicht wahr, man sieht oft genug, wer der Herr ist."

Der Sprecher erntete Beifall, sohin philosophierte er weiter und schmauchte eine Cigarre dazu.

Das Aechzen der Räder wurde schwächer, verstummte fast, das Pustern und Schnauben hingegen verstärkte sich in raschen Stößen, setzte ab und begann wieder, so wie der Vogel an der Leimruthe flattert und rastet und flattert, bis er sich immer mehr verklebt und endlich erlahmt.

Der Zug stand still.

Die Reisenden rissen alle Fenster auf, trockener Schneestaub flog ihnen in das Gesicht; der Wind pfiff in den Telegraphendrähten.

„Wir stecken!" sagte der Schaffner, „das ist das dritte Mal in diesem vermaledeiten Winter, daß wir stecken."

„Was des Teufels!" schrie ein alter Soldat durch's Fenster.

„Vor uns steht der Schneepflug," versetzte der Schaffner, „der Einschnitt, der hier durch eine Anhöhe geht, ist mannshoch verweht. Da heißt es schaufeln."

Einige fluchten, Andere lachten; wieder Andere jammerten, es werde von rückwärts ein zweiter Zug kommen und einen fürchterlichen Zusammenstoß geben. Alle stiegen aus; Viele griffen zu den Schaufeln, Viele giengen wieder in die Waggons zurück. Die es konnten, die wickelten sich in ihre Kotzen, Tücher und Pelze und kauerten so in die Winkel. Wieder Andere versammelten sich in dem sogenannten Salonwagen, zündeten Lichter an, thaten etwelche Weinflaschen und Speisemittel hervor oder steckten Cigarren an. Und Leute, die sich bisher nie gesehen, luden einander freundschaftlich zum Essen, Trinken und Rauchen ein. Und Und Einer oder der Andere hatte gar Spielkärtchen im Sack, die er an's Licht zog. Oder man wußte einen andern Schick, die öden Stunden dieses Christabends zu vertreiben, und da das Fluchen und Verzagtsein in solcher Lage sicher nichts half, so lachte und scherzte man und war vergnügt mitten im Schnee.

Friedrich Wandholm war der Erste gewesen, der nach der Schaufel gelangt, aber als er die Unmassen von Schnee sah, welche den über eine Viertelstunde langen Bahneinschnitt förmlich zugemauert hatten, und als er von dem Zugführer hörte, daß, selbst im Falle das Unwetter nachlasse, innerhalb der nächsten zwölf Stunden keine Menschenmöglichkeit wäre, weiterzukommen und der Zug nun bis zur nächsten Station nach rückwärts geschoben werden müsse — da schleuderte Wandholm die Schaufel aus der Hand, arbeitete sich die Lehne hinan und watete über die Fläche davon.

Der schneidende Wind peitschte ihn, und die heiße Sehnsucht. Er kannte die Gegend halb und halb; es konnte doch nur mehr eine Entfernung von wenigen Stunden bis zu seinem Flecken sein; er wollte ihn also zu Fuße erreichen.

Die Nacht war nicht schwarz, sondern grau, denn über den wirbelnden Wolken und Nebelmassen stand der Mond. Der Schnee war auf der Ebene nicht sehr tief und zum großen Theile selbst weggefegt; hingegen lag er in Mulden und Gräben hoch geschichtet; Friedrich achtete nicht, wenn er bis an die Knie, oft selbst bis an die Lenden einbrach, er hastete über und durch die lockeren Massen. Ein schneidender Wind trieb scharfen Schneestaub gegen seine brennenden Wangen, daß ihm Athmen und Sehen vergieng, und er zuweilen stillstehen und sich umwenden mußte, um Luft zu schnappen,

Digitized by Google

die beeisten Augenwimpern frei zu machen und sich zu sammeln. Jedoch empfand er weder Müdigkeit noch Frost; die Ungewißheit über das Schicksal der Seinen, die Angst, die Sehnsucht rüttelten stets von Neuem all' seine Lebensgeister auf. — Unglück geschehen! Diese Worte waren ihm wie eines Weltgerichtes Posaunenstoß, erweckend aus Grüften das Bewußtsein der Liebe zu Haus und Familie. Friedrich starrte in die graue Finsterniß hinein und sah Brandstätten und Todtenbahren; und die Schleier des Gestöbers hoben und senkten sich, und der Wind pfiff und fegte, und die Flocken tanzten und wirbelten.

Die Fläche, sonst aus Feldern und Weiden bestanden, war nun zur Heide geworden. Durch beeistes Gehege, durch schneeüberdeckten Strupp, über kahlen Steingrund setzte der Mann. Er war ohne Weg und Steg, er fand keine Fährte. Mehrmals war es ihm gewesen, als zucke dort und dort ein Flämmchen durch das Gestöber; es war wohl die Fackel irgend eines einsamen Kirchgängers, der zur Christmette eilte. Dann wieder blieb Alles öde und grau.

Friedrich zog rastlos weiter, es kamen aber die Föhrenwäldchen nicht, die er hier zu wissen glaubte, es kamen die Gehöfte und Ortschaften nicht, die er kannte und in dieser Richtung vermuthet hatte, und von denen aus er ein Schlittengespann bis nach H. aufzunehmen beabsichtigte. Es war das struppige Gehege, es war die steinige, hügelige Heide, so weit er sah. Er sah nur zehn Schritte weit von sich.

Stundenlang war Friedrich so geirrt. Und nun wußte er nicht mehr, ob er seiner Richtung treu geblieben war oder ob er sich in der unbekannten Gegend, in dem Wirbel des Sturmes nicht etwa nach einer entgegengesetzten Seite gewendet hatte, so daß er sich jetzt von seinem Daheim immer weiter entfernte, anstatt sich ihm zu nähern. — Dieser Gedanke zuckte ihm wie eine glühende Lanze durch's Herz. Er blieb stehen. Er strengte sein Auge an, nichts als Nacht und Gestöber, nur ein paar finstere Felsblöcke ragten auf in seiner Nähe, sonst kein Wart, kein Wegmark — verirrt und verlassen in der Oede der Winternacht, zur Stunde, da sie daheim in Noth und Drang voll heißer Sehnsucht auf ihn harren.

Einen Augenblick war's, als trage der Wind ein Klingen heran. Zu dieser Nacht läuten ja alle Kirchenglocken im weiten Lande: der Heiland, unser Heiland ist gekommen, als liebes, zartes Kind; er will bei den Menschen wohnen und ihnen zeigen, wie man sich und Anderen dieses Erdenleben zu Nutze mache und glücklich sei; will den Uebermüthigen wie den Trostlosen lehren, was diese Welt ist: ein Kreuzpfahl, auf den der Erdensohn gespannt mit Händen und Füßen, gekreuzigt von den Elementen, dürstend nach dem Wahren und verlassen. Und endlich weisen will der Heiland im Leben und Sterben zu Trost den offenen Himmel, das Ideal, unser ewiges Ziel, nach dem uns die Sehnsucht zieht. . . . .

Darum horchen wir immer von Neuem hoch auf, wenn die Weihnachtsglocken klingen hin über all' die Gräber und Schutzstätten menschlichen Glückes.

In den betrübten Herzen wecken sie von Neuem die Zuversicht: Es ist ewiges Leben und ein Gott, der uns Sehnen und Hoffen gab, er wird es erfüllen. —

So war auch das nächtliche Klingen, das, unbestimmt von welcher Seite, herangezittert kam, dem Mann auf der Heide ein milder Trost. Aber schon wieder brauste der Sturm dazwischen und fegte und pfiff und schleuderte spitze Nadelchen heran und füllte jede Falte des Wanderuden und jede Locke seines Hauptes — der Hut war längst dahin — mit Schneestaub.

Weiter eilte der Mann. Immer den Boden prüfend wurde er endlich auf Wachholdergesträuche aufmerksam,

Digitized by Google

das ihn rings umgab; und nun war ihm Gewißheit, daß er sich verirrt, vielleicht weit verirrt hatte. In der ganzen Gegend von H. gab es keinen Wachholder und die Kräutersammler mußten sehr weit gegen Sonnenaufgang gehen, um diesen Strauch zu finden, dessen blaue Beeren als Heilmittel geschätzt sind, dessen Holz für Schnitzereien und dessen Genabel als Räucherstoff so beliebt ist.

Wandholm wollte nun umkehren und seinen eigenen Pfad prüfen, wo und wie er sich gewendet haben mochte, um auf diese Weise die wahre Richtung zu ermitteln. Aber der Pfad zeigte ihm nur, wie er im Zick-Zack geirrt war und bald wies sich jede Spur als verschneit und verweht und der Irrende konnte auch den Rückweg nicht mehr finden.

Da blieb der Mann, anstatt in der verzweifelten Lage sich noch mehr aufzuregen, stehen und sagte: Fritz, jetzt ist eine gefährliche Stunde; läßt Du Dich von ihr hetzen, so kannst Du verloren sein; bald sind menschliche Kräfte erschöpft, dann sinkst Du zusammen, schläfst ein und erstarrst unter dem Schnee. Sei denn bedachtsam. Nimm den Wind zu Deinem Wegweiser; der Wind kommt zu dieser Zeit gewöhnlich von der Mitternachtsseite her. Da Du nun der Wachholdersträuche wegen glaubst, daß Du weit östlich von H. bist, so halte Dich so, daß Du den Wind zur rechten Hand hast und gehe in dieser Richtung langsam und schnurgerade fort, so lange bis Du in die bekannte Gegend kommst, oder so lange bis der Tag anbricht und Du einen weiteren Gesichtskreis gewinnst. —

Nach diesem Plane wandte der Gerichtsschreiber nun weiter. Es wollte aber nicht mehr recht vorwärts; der Wanderer fühlte es heiß durch seine Glieder prickeln — ein Zeichen der Erschöpfung. Er trocknete sich den Schweiß vom Angesichte; es hungerte und dürstete ihn plötzlich und als er sich mit Schnee zu atzen versuchte, empfand er Schwindel und Uebelkeiten. Es zog ihn nieder auf den flammigen Grund, um zu rasten. — Nein, nein! rief es laut in ihm, Du willst nicht erfrieren, Du willst heim zu Weib und Kind! — Und mit erneuter Anstrengung strebte er weiter. Der Schnee wurde gleichmäßiger, aber tiefer, er gieng ihm stets über die Kniee. Das Schneien verlor sich; einmal lichtete sich sogar ein wenig der Himmel, so daß der Mond wie ein matter Stern durch das Grau schimmerte. Aber vor diesem Monde erschrak Wandholm neuerdings, er stand in einer ganz anderen Himmelsgegend, als er nach des Wanderers Orientirung hätte stehen sollen. Dem Monde nach war er nun gerade erst die entgegengesetzte Richtung gewandert, als die, welche gegen den Flecken H. führte.

Nun begann dem Verirrten der Muth und auch die Kraft vollends zu schwinden. Schon willigte er in seiner Abspannung zum Rasten, erinnerte sich aber gleichzeitig an das, was der Förster Franz einmal beim Löwenwirth erzählt hatte. Der Förster wurde eines Tages von einem großen Schneefalle im Gebirge überrascht; lange kämpfte er sich durch, doch die Erschöpfung kam, der Mann sah ein, daß er an der Stelle bleiben müsse. Um sich nun vor dem Erfrieren zu schützen, grub er sich, wie ein Maulwurf in die Erde, tief in den Schnee ein. So ruhte er aus, und als er erwachte, hatte sich an seinem Körper eine solche Wärme entwickelt, daß sein Mantel von geschmolzenem Schnee ganz durchfeuchtet war. Neu gestärkt grub er sich wieder heraus und bei sonnigem Morgen trat er seinen Heimweg an.

So wollte nun auch der Gerichtsschreiber sich einpuppen; da stieß er mit den Händen auf einen verwehten Holzzaun, wie solche Schranken auf Bauerngütern häufig als Grenzmarken oder zum Schirme der Gärten und Felder gezogen sind. Und der Mann

Digitized by Google

sah jetzt, wie hin und hin einzelne Stangen und Stecken von diesem Zaune aus dem Schnee ragten. Erneutes Hoffen belebte ihn; nun war er ja wohl in der Nähe eines Gehöftes, eines Dorfes, in der Nähe von Menschen. Er gieng den Holzmarken auf gut Glück nach, da kam er über eine kahle Anhöhe, wo der Zaun ganz frei stand. Hier schnitt und fegte neuerdings der eisige Wind, die Bretter des Zaunes ächzten völlig vor Frost und die gefrorenen Schuhe des Wanderers klangen auf der schneelosen, steinharten Erde. Von dieser Anhöhe aus sah Wandholm durch den sich theilenden Nebel den schwarzen Streifen eines Waldberges. Es war eine ganz fremde Gegend; auch war es plötzlich wie das Bellen eines Rehes. Dann wieder fuhr das Gestöber von allen Seiten heran. Nun gieng es abwärts, es gieng durch ein Wäldchen, in welchem der Sturm in den winterspröden Bäumen toste und den Schneestaub niederfächte auf den Boden.

Als sich der Gerichtsschreiber in der Dunkelheit des Waldes an seinem Zaune langsam forthalf, sah er jählings durch die Stämme das matte Schimmern eines rothen Scheines. Das Schneestäuben wob ein goldiges Flimmern in diesen Schein, als schwämmen viel tausend winzige Sternchen von der Höhe nieder. Alsogleich eilte Friedrich gegen die Stelle hin; da stand er vor einer hölzernen Kapelle, in welcher das Bildniß der Gottesmutter prangte, wie ihr von der Dreieinigkeit die Krone auf das Haupt gesetzt wird. Vor dem Bilde hieng eine rothe Ampel mit eben dem Lichte, das seine Strahlen hinaussendete in das Gestöber und an die Stämme des Waldes.

Ein heißes Gebet stieg aus dem Herzen des erschöpften, bedrängten Mannes auf: „Maria! schütze gnadenreich die Meinen und leite mich zu ihnen!“

Das Flämmchen flackerte so einsam, wie ein Todtenlicht zu schauen. Der Wind wehte fortwährend Schneestaub in die Kapelle, und es lag bereits eine hohe Schichte desselben auf dem Bretterboden und an den Stufen des Altars.

Auch noch etwas Anderes lag an den Stufen des Altars, ein aus dem Schnee ein wenig hervorragender dunkler Gegenstand.

Wandholm beugte sich, das Ding zu untersuchen, er schrak zurück — weit zurück. Und nur langsam, furchtsam neigte er sich wieder nach vorwärts, um den Gegenstand recht zu besehen, der für einen Augenblick eine so grauenhafte Täuschung verursachen konnte. — Und — es war doch keine Täuschung, o Gott, es war wahr wahrhaftig — — Locken, ein Haupt, ein Menschenhaupt lag da. Noch ein Blick . . . Friedrich Wandholm taumelte und that den Schrei: „Mein Kind! — Jesus, mein — Leander!“

Hinstürzte er und riß den Knaben aus den Schneemassen, die denselben bedeckt hatten.

Es kann dieses Begebniß nicht erzählt werden nach Gebühr. Unbeschreiblich ist der Stoß des Herzens, der wilde Schrei, die Glut und Pein des Schreckens, die durch die Nerven loderte, das Vergehen der Sinne, das Hinsinken in Ohnmacht — als der Vater so sein Kind fand.

— — — — — — — — —

Nach Stunden erwachte Wandholm. Er lag in einem milddurchwärmten Zimmer, eine brennende Lampe stand unweit vom Bett; durch die kleinen Fenster schimmerte das Roth des Morgens. Alles war ihm unbekannt; er hob sein Haupt und that halblaut die Frage: „War's ein Traum? Träume ich noch? Wo ist mein Leander?“

Da hub das Kind zu weinen an. Es lag auf dem Schooße einer Frau, die eben bestrebt war, ihm warme Milch in den Mund zu flößen.

Digitized by Google

„Sie sind auch wach," sagte die Frau, gegen das Bett gewendet, „Gott sei Dank, dann wird Alles gut sein; das Kind ist wohl." Sie legte den Kleinen zu ihm, Leander schlang sein Aermchen um des Vaters Hals und schluchzte.

„Mein Gott im Himmel, was ist mit mir geschehen?" rief der Mann nach einer Weile.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen," entgegnete die Frau. „Sie bedürfen jetzt noch der Ruhe, lieber Herr, auch der Kleine soll schlafen."

„Mein Leander lebt!" hauchte Wandholm und küßte den Knaben unter Thränen. „Gute Frau, ich kann erst ruhig sein, wenn ich weiß, wo ich bin und wie ich hierher kam."

„Das ist leicht erzählt," sagte das noch junge Weib, welches in diesem bäuerlichen Hause die Hausfrau zu sein schien. „Mein Mann und das Gesinde sind in der Nacht zur Kirche gegangen, sie ist von den Granitzhäusern — so heißt unser kleines Dorf hier — eine gute Stunde entfernt. Ich und ein alter Knecht sind im Hofe verblieben. Um die Mitternachtszeit, wie wir beide still am Tische sitzen und beten — weil man hier in der Christnacht während des Gottesdienstes nicht schläft — schlägt der Kettenhund ein scharfes Gebelle an. Der Knecht geht hinaus um nachzusehen, denn zu solcher Zeit sind auch Diebe nichts Seltenes. Aber im Hofe ist Alles ruhig, und doch kommt mir der Knecht erschrocken in die Stube und erzählt, er hätte, wie er vor dem Hause gestanden wäre, von der Waldkapelle herüber einen lauten Schrei gehört. — Ja, sage ich, da mußt Du nachsehen gehen, man kann nicht wissen, was sich zuträgt. Aber der Knecht meint, man gehe in einer solchen Nacht doch nicht gerne allein so in den Wald hinein; er hat's nicht ausgesprochen, daß er sich vor Gespenstern fürchte, ich habe ihm das doch angemerkt, und so nehme ich den Werktagspelz meines Mannes über und gehe mit dem Knecht in den Schachen und zur Kapelle, wo ich gestern Abends noch war, um die Ampel anzuzünden. Und in der Kapelle haben wir Sie, lieber Herr, und den Knaben im Schnee liegen gefunden. Vor Allem bin ich mit dem Kinde gelaufen, daß ich es in's Haus bringen konnte, dann haben wir Sie herübergeschleppt und haben durch Mittel, wie sie in einem solchen Hause just zu Gebote stehen, Sie und das Kind aus dem bösen Zustande zu befreien gesucht. Der Knabe ist nach vielen Reibungen und Einflößungen erwacht, Sie, mein guter Herr, sind aus der Ohnmacht in einen stärkenden Schlaf gesunken und nun, Gott sei Lob, wohl auch gerettet. — Was Ihnen in der Kapelle geschehen, wie Sie dahingekommen und wer Sie sind, das müssen Sie wohl selbst besser wissen als ich."

Einen Blick des Dankes richtete der Gerichtsschreiber an die Frau, dann lag er lange wortlos da. Ein plötzlich losbrechender Thränenstrom befreite ihn von seiner Beklemmung.

Der Knabe schmiegte sich noch inniger an ihn und sagte leise:

„Vater, bin ich jetzt bei Dir?"

Er küßte sein Kind.

Nach einer Weile fragte der Kleine wieder: „Vater, weinst Du, weil ich bei Dir bin? — Du bist so weit — weit fortgegangen."

Zur selben Zeit löschte das Weib die Lampe aus, und ein schöner, fast klarer Wintertag mit schneeschimmernden Hügeln und Waldhöhen blickte zu den Fenstern herein.

Der Knabe klagte nur über Schmerz an Fingern und Füßen, in denen die Wirkungen des Frostes noch waren — sonst hatte er sich völlig erholt. Der Schnee hatte ihn so gütig zugedeckt in der Capelle! — trotzdem wäre die rothe Lampe leicht sein Sterbelicht geworden.

Die so freundliche Hausfrau hatte nun für Beide einen wärmenden und stärkenden Trank aus Thee und Wein

Digitized by Google

bereitet und nachdem Wandholm getrunken hatte, erzählte sie, daß der Knabe Abends zuvor im Dorfe gesehen worden sei. Man hatte ihn für ein Kind aus der Nachbarschaft gehalten und sich weiter nicht um ihn gekehrt.

Eine Magd wußte zu berichten, daß sie Tags zuvor auf einem vorüberfahrenden Kornschlitten, wie solche in dieser Gegend häufig verkehrten, neben dem Fuhrmann einen Jungen habe sitzen gesehen, der viel Aehnlichkeit mit diesem hier nun schlummernden Kinde gehabt hätte.

Als dann der Gerichtsschreiber das Lager verlassen hatte, um sich zu überzeugen, ob die Weiterreise möglich sein würde, und als ihn die junge Frau versichert hatte, daß der Flecken H. kaum vier Wegstunden von hier, den Granitzhäusern, entfernt sei, kam auch der von der Kirche zurückgekehrte Hausvater in die Stube, um die seltsamen Gäste zu sehen, die das Christkind über Nacht seinem Weibe gebracht habe.

Und jetzt standen sich die beiden Männer stumm gegenüber. Sie blickten sich lange an, und endlich erhob der Bauersmann seine Rechte, streckte sie gegen Wandholm aus und sagte leise: „Friedrich! Willkommen in meinem Hause!“

„Mein Bruder!“ rief der Gerichtsschreiber mit einem Tone, in dem Schreck und Freude lag. —

Ich will dieses Finden näher nicht ausmalen. Die Gefühle Wandholm's wären schwer darzustellen; er sah hier den einzigen Bruder, der vor Jahren in der Residenz eine Ehe eingegangen, zu welcher ihm seine Verwandten die Beistimmung verweigert hatten, und seitdem verschollen gewesen war; sah hier den Bruder, den er erst etliche Tage früher mit halber Absicht aus dem Testamente der alten Tante verdrängt hatte. Und das Weib, das man, und Friedrich selbst, als leichtsinnig verschrieen, hier lebte es in der stillen Häuslichkeit eines Bauernhofes und war die liebreiche Retterin seiner Person und seines Kindes geworden.

Die Freude der Eheleute war groß und herzlich; sie luden den Schwager ein, über das Weihnachtsfest bei ihnen zu bleiben und die kleine Wirthschaft zu sehen, die sie sich, froh, dem städtischen Treiben entkommen zu sein, hier im Frieden des Landlebens angelegt hätten.

Friedrich ahnte nun wohl, daß das Telegramm seiner Gattin aus H. zu seinem auf unerklärliche Weise in die entlegene Gegend der Granitzhäuser versetzten Kinde in Beziehung stehen müsse und sich vielleicht das Unglück günstig lösen würde. Doch wollte er, nachdem er in kurzen Worten sein Geschick erzählt hatte, mit der Heimkehr keinen Augenblick länger säumen.

So ließ der Bauer am Schachen — das war der Vulgarname Albert's — Roß und Schlitten einspannen. Der kleine Leander wurde in einen großen Schafspelz gewickelt, Friedrich in die beste Decke, dem Ehebett entrissen, geschlagen. Dann knallte der Fuhrmann und mit lustigem Schellengeklingel flog das Gefährte davon.

Sie fuhren durch Thäler und über Hügel, sie fuhren auf der Ebene, sie fuhren über die Heide dahin. Auf den Flächen des Schnees flimmerten die unzähligen Krystallspiegelchen in der Sonne. Dann wieder war der Schnee in abenteuerlichen Massen aufgethürmt und bildete Berge mit senkrechten Wänden und schichtenreichen Dämmen, mit scharfen Kanten, Zacken und tücherartigen Ueberhängen, die stellenweise wohl auch den Weg abzusperren suchten. Der Kleine, der sich endlich ermuntert hatte, freute sich daß an solchen Gebilden, die zart und glatt wie Elfenbein auf der weiten Ebene ragten.

Aber nicht allein geschnitzt und gemeißelt hatte der fleißige Sturm in der Nacht, sondern auch gezeichnet und graviert, wie die seltsamen, in verschiedenen Farben schillernden Figuren, Linien, Runde und Schnitte auf der

Digitized by Google

Schneefläche zeigten. Mancher Strauch und Stein hatte seine Haube auf, die Föhrenwäldchen aber standen dunkel über dem unendlichen Weiß der Heide, denn sie hatten, vom Sturme gerüttelt, ihre weichen Schneemäntel abgeworfen. Im fernen Gesichtskreise hob sich hie und da ein Kirchthurm ab. Am Himmel lagen da und dort leichte Wolkenbänke, die, vielleicht neue Winterscenen planend, sich nach und nach ausbreiteten und verdichteten und die Sonne deckten, so daß man auf der Schneefläche bald kein Krystallflämmchen mehr sah.

Mehrmals unterwegs war Wandholm versucht, den Knaben nach Gründen und Zusammenhang des Geschehnisses zu befragen, doch war sowohl er, als auch Leander so unruhig und zerstreut. Er zitterte, so oft der Kleine den Mund auftha, fürchtete, den Unglücksbericht zu hören. Leander aber ergötzte sich nur an der Winterlandschaft oder lehnte schweigend im Schlitten, in seinen Pelz gehüllt, daß nichts von ihm hervorlugte, als das rothe Näschen.

Endlich um die Mittagszeit sah der Gerichtsschreiber den Thurm von H. Er zählte von Weitem die Giebeldächer des Fleckens, er vermißte keines. Aus den Schornsteinen stieg der leichte blaue Rauch des Christmahles.

Als sie die sanfte Lehne hinanfuhren, über welche Wandholm einige Tage früher abwärts gegen den Bahnhof geschritten war, sah er unten, wo die Weiden des Flusses standen, Menschengruppen sich am Wasser auf- und abbewegen. Einige bogen das Gesträuche auseinander. Andere hatten lange Stangen in den Händen, mit denen sie zuweilen in den stark beeisten Fluß zu stechen schienen. Kaum noch war der Schlitten zur Gemarkung des Ortes gekommen, da eilte des Gerichtsschreibers Frau gräßlich klagend dem Heimkehrenden entgegen: „Das Kind ist dahin! Friedrich, unser Kind ist dahin!"

Aber schon im nächsten Augenblick that sie einen grellen Freudenschrei — sie hatte im Schlitten den Knaben gesehen.

Bald darauf zogen unten die Männer vom Flusse weg und den Häusern zu und Viele versammelten sich frohlockend im Hause des Gerichtsschreibers.

Zuerst mußte Wandholm erzählen, wie er zum Knaben kam. Dann berichtete seine Frau, wie sie diesen vermißte. Leander, sonst so aufgeweckt und lustig, war nach der Abreise des Vaters kleinlaut im Hause umhergeschlichen, von einem Winkel zum andern und hatte mehrmals traurig nach dem Vater gefragt. Dann hatte er sich einmal aus Langweile auf den Schubladkasten geschwungen, wo unter einem Glassturz die vergoldete Stockuhr tickte, und hatte dort, das possierliche Werklein ein wenig untersuchend, unversehends den Glassturz zertrümmert. Er hatte die Erfahrung, daß die Mutter derlei Verbrechen strengstens zu sühnen pflege, und da war von dieser Stunde an der Knabe vom Hause verschwunden. Mehrere Leute hatten ihn gegen die Rutschbahn trotten gesehen, die über den abschüssigen Haug gieng und hatten unten in der Nähe des Flusses das Handschlittchen Leander's gefunden. Der Knabe aber war nicht heimgekehrt und er war nirgends mehr gesehen worden. Und hierauf hatte Frau Agnes rasch ihrem Manne in die Residenz telegraphiert.

„Ja, Kind, wohin bist Du denn gegangen?" fragte man jetzt den Kleinen.

„Ich bin auf die Rutschbahn gegangen," war die Antwort.

„Bist Du dabei allein gewesen?"

„Ja. Weiter draußen ist der alte Korufführer Janosch gestanden."

„Was hattest Du mit dem alten Janosch?

Der Knabe verstand die Frage nicht.

„Was hat der alte Janosch gesagt?"

„Der hat gesagt: was willst Du denn, Du kleine Grill?"

„Und Du?"

Digitized by Google

„Ich habe gesagt: Janosch, ich will zum Vater und dann bin ich zu ihm auf den Schlitten gesessen."

„Was hat aber der Janosch mit Dir gethan?"

„Er hat mich neben sich sitzen lassen."

„Und weiter?"

„Dann sind uns andere Fuhrleute begegnet, und da hat mich der Janosch zurückschicken wollen."

„Und warum hat er das nicht gethan?"

„Ich habe mich fest an seinen Pelz gehalten, da hat er gelacht und hat mich neben sich sitzen lassen."

„Wie ist es weiter gewesen?"

„Weiter haben wir mitsammen Speck gegessen und Schnaps getrunken."

„Dann, wie es Nacht geworden ist?"

„Wie es Nacht geworden ist und an dem Weg die Häuser gestanden sind, da hat mich der Janosch in den Schnee hinab gehoben und ist davon gefahren."

„Was hast Du hernach gemacht, Leander?"

„Ich habe den Vater gesucht."

„Bist Du nicht in die Häuser gegangen, die am Weg gestanden sind?"

Der Knabe entgegnete nach einer Weile: „Das weiß ich nicht."

„Wo wolltest Du denn aber hin?"

„Es ist viel Schnee gewesen," antwortete der Knabe.

Und was man ihn des Weiteren fragte, er stutzte oder sagte: „Das weiß ich nicht."

Daß es sich in der Hauptsache aber nach den Aussagen des Knaben verhalten, das bewies ein von der Haidegegend her kommender Mann, der im Laufe des Tages im Flecken Nachfrage hielt, ob ein fünf- oder sechsjähriger Knabe, der Leander heiße und des Gerichtsschreibers Sohn sei, schon zurückgekehrt wäre. Der Kornführer Janosch lasse das fragen; diesem hätte sich der Knabe aufgedrängt, aus Unbedacht hätte er ihn eine Strecke mit sich geführt, am Abend aber bei den Granitzhäusern abgegeben. Wenn nicht schon daheim, so müsse der Junge noch in den Granitzhäusern sein.

So war der Zusammenhang der Dinge zur Noth hergestellt. Unversehens müsse der Knabe in die Waldkapelle gekommen sein, wo er in seiner kindlichen Frömmigkeit vielleicht für den Vater beten mochte, und dort war er der Erschöpfung unterlegen.

Viel wurde über das wunderbare Geschehnis gesprochen, wie Vater und Sohn auf der Wintersheide bei Nacht und Sturm zusammengeführt worden seien. Und am zweiten Weihnachtstage wies selbst der Pfarrer in seiner Predigt darauf hin, die ewige Fürsehung preisend, die über uns irrende Menschen walte.

Gegen Abend des Christtages erst kam nach einer fünfzehnstündigen Verspätung der Zug von der Hauptstadt an, der den Gerichtsschreiber hätte mit sich bringen sollen.

Am nächsten Morgen ließ Friedrich wieder einspannen und fuhr gegen die Granitzhäuser zu seinem Bruder. Nun erst freute er sich mit Behagen an der stillen, liebreichen Häuslichkeit des Bauers am Schachen, und er schwor bei sich, keinen Menschen nach dem bloßen Leumund mehr zu beurtheilen. Und dann bat Friedrich seinen Bruder Albert, an der Erbschaft der alten Tante mit ihm gleichen Antheil zu nehmen.

In der Kapelle des Waldschachens steht heute eine Votivtafel mit folgenden Worten: „Auf dieser Heide hat in einer ungestümen Weihnacht der Vater sein Kind, der Bruder den Bruder wiedergefunden." R.

Digitized by Google

Valentine.

Aus einem Pariser Familienleben von Clara Schreiber.*)

Vor der Lieblings-Kirche der eleganten Pariser Welt, der Madeleine, hielt eine stattliche Reihe von prächtigen Wagen. Die Glocken ertönten, das festlich geschmückte Schiff der Kirche war dicht gefüllt. Am Hochaltar legte der Priester die Hände eines jungen Paares segnend in einander.

Nach beendeter Ceremonie begab sich der Hochzeitszug in die Sacristei. Die schöne Braut, eine schlanke Brünette, trat auf ihre Mutter zu und schaute mit den glänzend schwarzen Augen, an deren Wimpern eine Thräne hieng, in das sanfte Gesicht der blonden, anmuthigen Frau. „Ich bin glücklich, Mutter, o so glücklich," flüsterte sie und die rosigen Lippen preßten einen Kuß auf die mütterliche Hand.

In den schwarzen Fracks der Männer leuchtete das rothe Bändchen der Ehrenlegion. — Die stattliche Versammlung sprach Dr. Leo K. und dessen Gemahlin, sowie dem jungvermählten Paare ihre Wünsche aus; es währte lange Zeit, bis sich die zahlreichen Hochzeitsgäste entfernten.

Wenige Stunden später saß Valentine, die Gemahlin Dr. Leon's, sinnend in ihrem eleganten Boudoir. Das junge Paar war abgereist, die Schwestern der Braut flüsterten miteinander und theilten den Myrthenkranz als gutes Omen in kleine Sträußchen. Valentine fühlte sich etwas ermüdet. Die wechselnden Bilder des Tages zogen an ihrem Geist vorüber. Aus den schönen Zügen strahlte der Ausdruck inniger Zufriedenheit. Da klopfte es leise an die Thüre. „Darf ich eintreten, Valentine?" frug die Stimme des Doctors.

„Gewiß Leo, ich habe Dich erwartet." Der Doctor trat auf seine Frau zu. „Ich freue mich auf eine ruhige Stunde, ich habe Dir so viel zu sagen." „Nicht jetzt Leo," Valentine schüttelte den Kopf. „Ich muß fort, vielleicht begleitest Du mich, es ist ein unaufschiebbarer Weg." „Du entziehst Dich gerne dem, was ich Dir sagen will und doch muß es vom Herzen," meinte der Doctor, indem er seiner Gemahlin folgte, die mit elastischem Schritte zu dem Wagen eilte. Der Kutscher schob einen verdeckten Korb vorsichtig neben sich und rasch zogen die kräftigen Pferde an. Dr. Leo blickte verwundert auf seine Frau, als der Wagen durch die Vorstädte von Paris rollte. Valentine griff nach der Hand des Gatten. „Sei nicht ungeduldig," bat sie. Man war vor der Pforte einer der Pariser Todtenstätten angekommen, der Père-la-chaise lag vor ihnen. „Deinen Arm, Leo," sprach Valentine, die mittlerweile den Korb ergriffen und diesen von seiner Hülle befreit hatte. Das Brautbouquet der Tochter lag darin. Die weißen Orangenblüten und der Flieder strömten süßen Duft aus; sie schimmerten so hell wie die weißen Marmorsteine auf den Gräbern. Leo fuhr mit der Hand nach der Stirne, als suchte er eine Erinnerung. Valentine ließ ihm keine Zeit zum Sinnen, sie schritt rüstig vorwärts und eilte jenem Theile des Friedhofes zu, welcher die Gräber der Unbemittelten enthält.

*) „Eine Wienerin in Paris" von Clara Schreiber. (Wien, Hugo Engel, 1884.)

Digitized by Google

Ein kleines Tafelchen, auf dem sie die Nummer des gesuchten Grabes verzeichnet hatte, diente ihr als Führer. Endlich war sie an Ort und Stelle, sie bog dichtes Gebüsch auseinander.

Der grüne, wohlgepflegte Hügel trug ein Steinkreuz, auf dem nur das Wort „Hermine" zu lesen war. „Ich bringe Dir den Gruß unseres Kindes," flüsterte Valentine, indem sie den Strauß auf das Grab niederlegte. „Vergib, Du Verklärte, ich habe meine Pflicht gethan, verzeih' mein Glück und verzeih', daß ich Dein Geschick unserem Kinde verschwieg. Ich konnte nicht anders, Du weißt es." Dr. Leon war es gewohnt, dem Tod in die Augen zu sehen, er war eine feste Mannesnatur, aber mächtige Erschütterung durchzuckte ihn, als er seine Frau an dem Grabe gewahrte. Er kämpfte die Thräne nieder, seine Lippen bebten.

„Nun wollen wir heimgehen, Leo," sprach Valentine mild und weich. „Du begreifst, die Todte konnte nicht warten und wollte ihren Antheil von dem heutigen Tage." Diesmal war es die zarte Frau, welche den Mann führte. Wieder schwiegen die Beiden während der Fahrt.

Als aber Valentine heimgekehrt, mit einem Winke Leo einlud, ihr in das Gemach zu folgen, da hielt sich dieser nicht länger. Er küßte die Hand seiner Gattin. „Ich war vorhin zu Dir gekommen, um Dir mein Herz auszuschütten und Dir zu danken, Du edle, gute Frau, lasse mich jetzt das thun, ich fühle mich unwürdig, einen Schatz, gleich Dir und Deiner Liebe, mein Eigen zu nennen."

„Sprich nicht so, Leo, Du hast mich stets zur glücklichsten Frau gemacht, Du hast der Menschheit so unendlich viel Gutes erwiesen, daß eine Schwäche Deines Lebens längst im Schuldbuche getilgt ist. Rühme mich nicht, nur die Erfüllung meiner Pflicht ermöglichte unser Glück."

„Ich habe Dich nie nach jener schweren Stunde gefragt, in der nur Dein Edelmuth mir das Recht gab, weiter zu leben," sagte Leo. „Wenn Du mir aber heute Dein Vertrauen schenken wolltest, so würde das mein Herz erquicken."

Valentine trat zu ihrem Schreibtisch, sie öffnete eines der vielen Fächer und entnahm demselben ein Buch, das sie vor sich hinlegte, eine Kapsel, die sie ihrem Gatten überreichte. Er griff hastig darnach und während hohe Röthe seine Stirne überzog, flüsterte er: „Hermine!"

„Nicht so, diese schönen lachenden Augen findest Du in Deiner Tochter Antlitz wieder," bemerkte Valentine. „Leonie gleicht ihr ganz außerordentlich."

Valentine öffnete das zierliche Buch und schob dieses dem Gatten zu. „Lies," sagte sie. Die Lampe verbreitete ihren weichen Dämmerschein in dem traulichen Gemache. Valentine war in einen der bequemen Lehnstühle gesunken. Der Doctor zog ein Tabouret an ihre Seite und begann zu lesen. „Nach der Hochzeit," heißt das erste Blatt.

„Seit zwei Monaten bin ich Leo's Frau; wie liebe ich ihn. Seit ich denke, schien mir mein Schicksal mit dem seinen verknüpft. Ob er mich wieder liebt? Thörichtes Herz, das sich gerne täuschen würde, indes der kältere Verstand mir zuflüstert, daß Leo's Freundschaft und Aufmerksamkeit mir gehören — wo aber bleibt das heiße Aufleuchten der Liebe?

Mein Leben soll der Aufgabe geweiht sein, ihn glücklich zu machen. Leon ist Arzt einer Abtheilung des Krankenhauses. Ich bin von meiner Mutter daran gewöhnt worden, häufig Arme und Kranke zu besuchen. Leo weiß nichts davon, ich gehe zu seinen Kranken und bringe ihnen ein kühlendes Getränk, eine wohlschmeckende Frucht. Die Kranken wissen nicht, wer ich bin, mir macht es unsägliche Freude, etwas für Diejenigen zu thun, um welche Leo sich sorgt.

Digitized by Google

November. Mir ist ein Schmerz widerfahren. Leo vernahm von meinen Krankenbesuchen und bat mich, diese einzustellen. Auf seiner Abtheilung sind Typhöse, mit denen ich nicht zusammenkommen soll. Er stellte mir frei, einen anderen Saal zu wählen, den einer seiner Freunde versorgt. Ich muß mich fügen, aber die Freude ist mir geraubt.

December. Leo ist gut und liebevoll, zuweilen aber erscheint er wie Einer, den ein Kummer drückt. Gestern sah er bleich aus und berührte das Diner nicht, er schob das auf Ermüdung, aber ich glaube nicht daran. Ich fahre fort, Kranke zu sehen. Seit einigen Tagen interessiert mich eine junge Frau gar sehr, die wohl nicht mehr genesen wird. Das Fieber verzehrt die Arme, sie muß sehr schön gewesen sein, und klagt fortwährend um ihr kleines Kind, das mitleidige Nachbarn der Assistance publique übergeben haben.

Januar. Leon verbirgt mir etwas. Er ist schmerzlich bewegt, verweigert aber jede Antwort. „Du siehst Gespenster," versuchte er mich zu trösten. Ich sehe nur Eines. Den Verlust seiner Liebe. Das aber sage ich ihm nicht. Mich fröstelt. Ich war heute bei meiner Kranken. Die junge Frau, Hermine, geht dem Tode entgegen, sie weiß es. Heute rief sie mich zu sich und bat mich, ihr Bekenntniß anzuhören; sie hat keine Freunde und bangt um ihr Kind. „Sie sind jung und glücklich," sagte sie zu mir, „nehmen Sie sich des Kindes an." Morgen will sie mir ihre Geschichte erzählen. Armes Weib!

Am folgenden Tage. Armes, armes Weib — welch' eine traurige Geschichte hat mir die Arme, unterbrochen von pfeifendem Husten, zugeflüstert. „Ich bin Waise, und im Waisenhause erzogen. Man nannte mich eine der besten Schülerinnen, doch fehlte es an Geld, um mich auszubilden, es galt daher ein Handwerk zu erlernen. Ich ward Blumenmacherin und freute mich, wenn es mir gelang, ein Gebilde der Natur täuschend wiederzugeben. Nach meinem achtzehnten Jahre verließ ich das Waisenhaus, um für mich selbst zu sorgen. Ich miethete ein kleines Kämmerchen und arbeite sehr fleißig. Bis zu zwanzig Jahren war mir jede Freude fremd, mein Leben war so eintönig, daß ich wie ein gefangener Vogel, der an die Gitterstäbe des Käfigs schlägt, gegen das Schicksal aufbegehrte. In der Fabrik, für die ich arbeitete, schloß ich mich an ein Mädchen an, dessen sprudelnder Frohsinn mir wohlthat. Dieses beredete mich, mit ihm einen Ball zu besuchen. Daher stammt auch mein Unglück. Sie kennen freilich nur die Liebe unter dem Orangenblütenkranze. Wie viele solcher Kränze habe ich mit bebenden Fingern verfertigt — aber für unsereins ist die Liebe fast immer von der Schande begleitet. Euch Glücklichen erschließt die Liebe das Leben, uns Armen öffnet sie das Grab. Er, den ich liebte, war jung und schön, dabei gut und edel. Wir schwuren einander Liebe und Treue. Die wenigen seligen Tage möchte ich nicht hergeben, nun wußte ich was Leben heißt — ich dämmerte jetzt nicht mehr hin. Mein Geliebter miethete mir ein hübsches Zimmer. Nach wie vor gieng ich in die Fabrik und nahm nichts zu meinem Unterhalte an. Nur kleine Geschenke zu meinem Putz konnte ich nicht zurückweisen. Mit einemmale schien es mir, als sei mein Freund verstimmt. Er leugnete, aber ich fühlte doch, daß etwas in seinem Leben vorgehe. Ich fühlte mich Mutter — wir hatten von der Ewigkeit unserer Liebe, aber nie von der Ehe gesprochen. Ich hoffte jedoch zuversichtlich, daß der Mann, den ich anbetete, sein Kind nicht verleugnen und mich zu seinem Weibe machen werde.

Die Ansichten, welche mein Geliebter oft ausgesprochen, konnten keinen Zweifel aufkommen lassen, daß er eine

Digitized by Google

Ehe mit mir als Pflicht anerkannte. Man nannte ihn reich; bitterlich weinte ich darüber. Wäre er arm gewesen, wie gerne würde ich Noth und Kummer mit ihm getheilt, von ihm angenommen haben! Eines Abends erwartete ich zur gewohnten Stunde vergebens den heißgeliebten Mann. Ich wartete Tag um Tag — vergebens.

Die Beschäftigung mit den vielen giftigen Farben griff meine Brust an. Die kleinen Ersparnisse mußten den Ausfall an Verdienst decken, ich kränkelte, immer näher rückte eine bange Stunde. Von ihm kein Wort, keine Nachricht. Nach einer furchtbaren Nacht lag an einem wundersüßen Morgen mein Kind neben mir. Ich hielt mich nicht länger und schrieb an den Mann meines Herzens. Martha kam mit dem Brief zurück — „abgereist," sagte sie, „kommt erst in vier Wochen wieder." — Abgereist? ohne mir etwas zu sagen? Ein jäher Schmerz durchzuckte mich. Zum Glück für mein Kind fand ich in meiner Brust keine Nahrung für dasselbe, denn ich fühlte, daß ich ihm den Todeskeim vererbt hätte. Ich erholte mich nur schwer und langsam; — da kam ein Brief" — Hermine stöhnte laut auf, mit Anstrengung redete sie weiter. „In dem Briefe stand, daß er mit blutendem Herzen sich von mir losreiße, seine Eltern hätten ihm seit Jahren eine Braut bestimmt, das Mädchen liebe ihn, er könne nicht zurücktreten ohne zwei Familien unglücklich zu machen, er wollte für mich und für das Kind, welches nun geboren sein müsse, sorgen, sein Banquier werde es mir an nichts fehlen lassen, ich möge ihm nicht fluchen, er liebe mich, nur mich, aber er wollte nicht wieder kommen, um uns den Abschied nicht zu erschweren. Ich weiß nicht, was in den nächsten Tagen mit mir geschah. Als mein erstes Weh mich nicht getödtet hatte, verließ ich meine Wohnung, um ein billiges Kämmerchen zu beziehen und die Arbeit für mich und mein Kind aufzunehmen. Es fiel mir nicht ein, von dem Treulosen Geld anzunehmen. Eher den Hungertod sterben. Mein Kind wuchs und gedieh — ich — ward schwächer und schwächer. Als ich nicht mehr arbeiten konnte, mußte ich in das Spital. Wie ein Engel sind Sie mir hier erschienen. Für mich durfte ich nichts von Demjenigen, der mich verließ, annehmen, sagen Sie ihm meine letzten Grüße und meine Verzeihung. Er möge für sein Kind sorgen." — Das lange Sprechen hatte Hermine furchtbar angegriffen. „Den Namen Ihres Geliebten," bat ich, „nennen Sie mir seinen Namen und den Ihres Kindes." Hermine kämpfte mit einem Erstickungsanfall, sie rang vergebens nach Luft, die Krankenpflegerin entsetzte sich über den Zustand. Rasch eilte sie in den nächsten Krankensaal, in welchem eben der Arzt seine Runde machte. Sie kam gefolgt von meinem Manne zurück. Dieser trat an Hermine's Bett. Die Arme gewahrte ihn kaum, als sie einen herzzerreißenden Schrei ausstieß. — Mit äußerster Kraftanstrengung faßte sie nach meiner Hand, die sie krampfhaft umschloß. Er, er, schrie sie, mein Kind — Leo. — Auch ich schrie auf und sah entgeistert in das todtenblasse Antlitz meines Gatten. — Der Arzt in ihm war stärker als der Mensch, er gab rasch einige Anordnungen für Hermine — zu spät. Noch hielt sie meine Hand umschlungen, ich fühlte, wie sie kälter und kälter ward. Von dem Gesichte wich der entsetzte Ausdruck, stiller Friede breitete sich darüber — einige tiefe Athemzüge und dann — dann — das war der Tod. — Ich selbst fühlte mich zerschmettert, ich küßte die Entschlafene und schritt hinaus. Leo war seiner Bewegung Herr geworden, ich sah ihn mit der Krankenpflegerin eifrig reden. In der diesem Tage folgenden Nacht kam kein Schlaf und keine Ruhe über mich. Ich schloß mein Zimmer ab und ließ Leo sagen, man möge mich nicht stören.

Digitized by Google

Welche Nacht! — Ich sann und sann über mein zerstörtes Glück, über die arme bleiche Todte, über das mir unbekannte Kind. In seinem Zimmer wanderte Leo auf und nieder. Am frühen Morgen sandte er mir ein Briefchen.

„Durch die Krankenwärterin von Deiner langen Unterredung mit Hermine unterrichtet, nehme ich im Vorhinein Deine Verfügung über unsere Zukunft an. Beschließe — ich habe nur zu gehorchen.“

Wie ich mit mir rang! Sollte ich der Regung meines Herzens folgen und Leo verlassen? Wie aber konnte ich dann für das Kind sorgen? Liebte Leo mich nicht, so liebte er doch keine Andere, Hermine war todt — — —

Im Spital erfuhr ich, ein Unbekannter habe erklärt, die Kosten von Herminen's Beerdigung zu tragen und ein Fleckchen Erde auf immerdar für sie gekauft. Ich erkannte Leon's Anordnung. Mir blieb nichts für die Todte zu thun übrig. Ich fuhr in das Kinder-Asyl. — Man brachte mir Herminen's Kind. Ein liebliches Gesichtchen lachte mich an. Die Kleine, gar nicht scheu, streckte die Händchen nach meiner Hutfeder aus und zauste mich am Haare. Nach einer eifrigen Besprechung mit der Vorsteherin des Asyls fuhr ich aus, kaufte die niedlichste Kinderwäsche, ein kleines Bettchen, und ließ Alles in meine Wohnung schaffen. In's Asyl zurückkehrend, fand ich die Förmlichkeiten nach Wunsch erledigt. Ich durfte die Kleine mitnehmen. Leo kehrte spät am Abend heim. Ich ließ ihn zu mir bitten und da er sich meinem Zimmer näherte, bedeutete ich ihm, kein Geräusch zu machen. Am Bett des schlafenden Kindes sprach ich: Unser Kind, Leo, liebe es und liebe auch mich ein wenig um seinetwillen.

Wie der starke Mann zusammenbrach und weinte, wie er mir um den Hals fiel und mich seinen guten Engel nannte, das war der erste Lohn meiner Pflichttreue und fortan erblühte nur Segen aus dieser Stunde.

Zehn Jahre später. Leonie gedeiht und wird ein reizendes Mädchen. Sie ahnt nicht, daß ihre Mutter in der Erde ruht. Ich konnte dem Kinde nichts erzählen, was einen Zweifel an dem Vater in sein Herz gesenkt hätte.

Herminen's Geist vergibt mir diese Täuschung, die zum Glücke ihres Kindes nothwendig ist.

Als ich mein erstes selbstgeborenes Kind in Leo's Arme legte, da war mir's, als sähe ich Hermine lächeln, als vergebe sie mir mein Glück. — —

Nach acht zehn Jahren. Mein Werk ist erfüllt. Leonie ist die glücklichste Gattin eines wackeren Mannes — Herminen's Geist wird zufrieden sein — — —“

Das waren die letzten Worte in dem kleinen Hefte.

Dr. Leo blickte ergriffen auf sein Weib. „Du mein Hausengel, laß mich Dir danken, tausend und tausendmal. Wie elend hätte ich werden können, wie hätte ich es ertragen müssen, als Consequenz meiner Schuld, und wie glücklich hast Du mich gemacht! Wer hat Dich gelehrt, in der furchtbaren Stunde das Rechte zu finden?“

„Die Liebe, Leo. Und diese Liebe hat reiche Frucht getragen, denn sie erwarb mir Dein Herz, nicht wahr, Leo, es gehört mir?“

„Mit jedem Schlage, seit ich Dich so edel und gut handeln sah. Valentine, komm! wir wollen die Kinder küssen, bevor wir unserer Leonie den ersten Gruß in die Ferne senden.“

Digitized by Google

Vierte Bergpredigt

auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel gehalten von P. K. Rosegger.

Wer nicht ganz gedankenlos mit den Leuten verkehrt, der wird auf manche Unbegreiflichkeit stoßen, die wegen ihrer Alltäglichkeit sonst gar nicht auffällt. Die allermeisten Individuen sind wie Ungeheuer, die man in Spiritus aufbewahrt; ihr Spiritus ist der Zeitgeist, der bisweilen aus dem Weingeist oder aus dem Biergeist destillirt wird und in welchem sie lärmend und keuchend, aber des Weiteren träge und plump dahinrinnen.

Unter Anderem fällt es mir immer wieder auf, daß dieselben Personen, die unermüdlich über die schlechten Zustände der Welt schimpfen und raunzen, eine geradezu nervöse Abneigung haben vor Gedanken und Ideen, die bessere Zustände anstreben. Dieselben Leute, welche z. B. in der Börsenwelt die hochstrebendsten Luftschlösser zu bauen pflegen, ironisieren mit einer gewissen Giftigkeit die Pläne zu einer rationellen Luftschiffahrt. Jene, die bei jedem Anlaß über die Lasten der stehenden Heere fluchen — welche zuweilen auch laufende werden — geberden sich geradezu grob, wenn man von einer Zeit spricht, in welcher Kriege unter gebildeten Völkern nicht mehr vorkommen sollen. Die friedliebendsten Gesellen erklären dieser Idee vom ewigen Frieden den Krieg und sträuben sich davor, den Gedanken auch nur zu hegen. Solche, welche gegen das Paß- und Grenzrevisionswesen poltern, über die Ein- oder Ausfuhrzölle raisonnieren, kommen erst recht in die Hitze, wenn man von einer gemeinsamen Völkerpolitik spricht, wenn man den Kosmopolitismus höher stellt, als die trotzige Abgrenzung der Nationen von einander. Mancher, der nicht reisen kann, fremder Literaturen nicht theilhaftig wird, weil er fremder Sprachen nicht mächtig ist, oder der sein halbes Leben lang im Schweiße seines Angesichts an einer fremden Sprache büffelt, ohne sie doch eigentlich inne zu kriegen, er wird die cynischesten Witze reißen gegen eine etwaige Idee und wohlgemeinte Bestrebung, eine allgemeine Culturſprache aufzustellen. Und das noch in einem Lande, wo der leidige Sprachenstreit Tausenden das Leben vergällt! Wie Viele zetern nicht gegen confessionellen Formenkram und pfäffische Uebergriffe und fügen sich zu seiner Zeit Allem wie ein Lamm. Wie Viele schreien nicht gegen jüdischen Geschäftshumbug und kaufen doch beim Schwindler ein, wenn es um ein paar Kreuzer billiger ist, als beim reellen Geschäftsmann, den sie zu Grunde gehen lassen. Wer zitterte nicht vor Krankheit und Siechthum! Aber ernste Bewegungen, wie der Vegetarismus, die Wollkleidung und so fort, wie sie in der Absicht, das körperliche Wohlsein zu erhöhen, zu schützen, auftreten, sie werden in den großen Massen lächerlich gemacht. Wer erkennt nicht die Faulheit und Gemeinschädlichkeit des Privilegiumwesens, des Börsenspieles, der Wuchergewinne! Aus Furcht, sich selbst zu schädigen, geht Jeder dieser Frage knurrend aus dem Wege. Wer stellte nicht zum mindesten elegische Betrachtungen an über den Unterschied von Arm und Reich, von unrechtmäßiger Vertheilung der Güter zwischen Verdienst und Unverdienst! Aber sobald die Herren von irgend einer tiefer gehenden socialistischen Reform hören, selbst von einer Reform auf friedlichstem Wege, so stellen sie sich in Opposition, werden alle Schattenseiten der Neuerung hervorzulehren suchen, sie vergrößern oder sich die Schattenseiten einbilden,

Digitized by Google

und so die Muthlosigkeit an sich und Anderen hervorrufen. Unpraktisch! sagen sie im besten Fall. Freilich, jede Idee ist so lange unpraktisch, als sich die Menschen mit ihren Mitteln ihr verschließen. Ist denn das, was Ihr wollt, erfüllbar, haltbar? Ist es möglich, bei bestehenden Zuständen die Revolution zu vermeiden? Ist es möglich, die Nationen strenge und für beständig von einander abzusperren? Ist es möglich, das Judenthum auszurotten? Und wenn schon, sind wir dann weiter, menschlich vollendeter?

Man sollte glauben, in das, was die Menschen so heiß wünschen, würden sie ihr Denken und Hoffen legen. Aber im Gegentheil, sie werden den Idealisten, der zuerst die Leuchte emporhebt, um ihnen jauchzend oder aus Wunden blutend die Ziele ihrer ferngehendsten Wünsche zu zeigen — sie werden den Propheten und Vorläufer verspotten und verhöhnen, sie werden sich gegen die Annahme der Möglichkeit stemmen und die Regung zu unterdrücken suchen und Vandalenkämpfe beginnen gegen Den, der Dem zutrachtet, was sie im Grunde doch selber erreicht wissen wollen. Uebrigens sind die Ideen, die aus menschlichen Bedürfnissen entspringen, unsterblich. Wenn es nach den „Leuten" gegangen wäre, so wüßten wir heute noch nichts vom Sonnensystem, von Amerika, von der Dampfkraft, von der Elektrizität und von manch' Anderem, wir wären in gutem Falle Leibeigene, könnten in bestem Falle mit Mönchen disputieren, wie es wohl mit der Menschheit stünde, wenn Eva ganz allein in den Apfel gebissen hätte, oder darüber, ob Christus hungern mußte oder hungern wollte, oder darüber, ob Gott auch in einem Kürbis wohne, oder wie viele Engel auf einer Nadelspitze tanzen können. Wir hätten das Denken nicht gelernt, wären des edleren Empfindens, des Werthes gemeinnütziger Thaten, der freien Selbstbestimmung nicht inne geworden. Doch, so ist es einmal, die Massen sind träge, und was unsere Gebildeten auch schwatzen von Fortschritt, in der That bleiben sie doch stehen auf dem alten Fleck und haben nicht allein nicht den Muth, das wirklich anzubahnen, was sie wollen, sie arbeiten demselben geradezu entgegen.

Was die Kriege anbelangt, so pflegt man zu behaupten, sie lägen in der Natur der Menschen. — Wer macht die Kriege? Das Volk? Nein. Die hohen Herren? Die Diplomaten? Ja. Werden Kriege mit dem Herzen gemacht? Nein, sondern mit dem Kopf, mit Berechnung, Ueberlegung und kaltblütig, nicht von der Leidenschaft geleitet, sondern von einer Idee. Von der Schlacht bei Königgrätz wird erzählt, daß Bismarck im Angesichte der Schlacht einen Augenblick an dem Ausgang derselben zweifelte. In dieser Stimmung begegnete er dem General Moltke. Er bot ihm eine Cigarre an; der General wählte aus seinem Vorrath die beste. Da dachte sich Bismarck — er erzählte es später selbst — wenn der General die Ruhe hat, die Cigarren zu prüfen, so kann es noch nicht schlimm stehen. — Also die Herren rauchten Cigarren im Angesicht einer gewaltigen Bruderschlacht! Dieselben Herren, die den Krieg heraufbeschworen und leiteten! Wenn sie rauchen können, während Deutsche Deutsche morden, wird ihnen an der Nation, an Menschenleben und Elternjammer nicht viel gelegen sein. Aber freilich, es ist unsinnig, von einem Feldherrn ein Herz für's Volk zu verlangen.

Ich wiederhole es: Nicht die thierische Leidenschaft führt Menschenheere feindlich gegen einander, sondern die Macht der Idee, einer teuflischen Idee.

Sociale und politische Ideen steigen auf aus der Weltanschauung; die Weltanschauung kann anerzogen, angelebt werden — und das ist meine Hoffnung. Wir werden noch auf einen grünen Zweig kommen, aber auf Um-

Digitized by Google

wegen, weil auf dem geraden Wege Euer Pessimismus und Indifferentismus oder Euere Dummheit Barrikaden baut.

Es mag manche große Idee zur Verbesserung des menschlichen Loses auf Erden unausführbar scheinen, aber sie ist sittlich, weil sie das Rechte will, und als solche soll man sie achten, das ist wohl das wenigste, was man für sie thun kann, doch es ist immerhin etwas.

Es gibt „Aufklärer," die dem Volke den „Glauben" auslöschen wollen. Wissen diese Thoren, daß sie damit den Glauben an's Ideal überhaupt vernichten? Wer die Ideen von Pflicht und Recht der Einzelnen glaubt, der kann Pflicht und Recht der Stände, der Völker nicht leugnen. Wer da sieht, wie sich in einer kleinen Gemeinde Pflicht und Recht erfüllt, der wird doch an dem allmählichen Siege der Arbeit und der Humanität der Völker zu einander nicht verzweifeln können. Aber er muß es verstehen, die Dinge im großen Gesichtskreise zu betrachten und darf nach der Sonnenuhr nicht mit seiner Laterne gucken.

Unsittlich ist der Atheismus. Und Atheismus ist es, zu leugnen, daß das Gute und Echte auf dieser Welt endlich zum Siege kommt. Unsittlich ist es, zu behaupten, daß ein Weltbürgerthum bei den Culturvölkern nicht möglich, ein beständiger Völkerfrieden nicht denkbar sei. Wenn Cultur und Bildung ihre Aufgabe erfüllt, dann ist Alles möglich. Wir haben heute Gesetze, denen sich viele Millionen leidenschaftlicher, roher Menschen beugen, warum soll sich nicht eine ganze Welt beugen können vor Gesetzen, die dem Allgemeinen zu Schutz und Gedeihen sind!

Unsittlich ist es, Absichten und Pläne, die auf das allgemeine Wohl gerichtet sind, Versuche, Erfindungen, Bestrebungen, lächerlich zu machen, zu verfolgen, bloß weil sie heute noch nicht realisierbar sind. Der Zweifel jagt uns zur That, aber die Verzweiflung legt uns lahm. Von allen Bollwerken, die der Teufel im armen Menschen gegen das Gute baut, ist die Skepsis das gewaltigste. In der Vorstellung, daß sich die Menschen nicht versöhnen *können*, in dieser Vorstellung selbst liegt die größte Feindseligkeit und der Hauptgrund des Haders. Die Vorstellung ist der Keim aller Thaten. Edle Vorstellungen zu erwecken heißt eine bessere Zukunft säen.

Manche Idee bedarf zur Thatwerdung nichts als einige Generationen. Von Generation zu Generation kräftigt sie sich, nimmt Gestalt an, gleichsam Fleisch und Blut im Haupte der Menschen, und plötzlich ist ein bisher Unmögliches möglich geworden.

Je lebhafter wir eine Idee glauben, desto lebensfähiger wird sie. Daher könnten wir für die Zukunft unseres Geschlechts einstweilen wohl kaum etwas Besseres thun, als unsere Kinder vertraut zu machen mit den großen Gedanken, in welchen sich uns das künftige Reich Gottes spiegelt, sie einleben zu lassen in die Vorstellung der Möglichkeit, daß es so werden *kann*, wie wir es wünschen. Wir sind so weit gekommen, warum sollen wir jetzt, auf halbem Wege stehen bleiben, warum sollen wir nicht kühn weiter und emporstreben! Die Gottheit grollt den Feigen und sie kann nur versöhnt werden, wenn wir ihr kühn das Göttliche vom Busen reißen.

Ihr habt zwei Wege, entweder ihr wünscht ein besseres Los und habt den Muth, dessen Erreichung sofort mit Zuversicht anzubahnen, oder Ihr verzweifelt an der Zukunft, dann aber — schweigt. Fahrt mit Eurem Gekeife über die elenden Zustände nur nicht immer fort Wasser in Siebe zu schöpfen, in den Sand zu schreiben, Mohren zu bleichen, Böcke zu melken.

Ich werde meine Zuversicht weiter tragen. Ich werde durch den Irrgarten Euerer jämmerlichen Aftercultur, die wie physische Frucht in ihrer

Digitized by Google

höchsten Reife Fäulniß wird — den Weg finden an's Ziel, das ich freilich nicht erleben kann, aber aus der Ferne erblicke. Es wird der Nationalitäten- und Racenkampf sich lösen in Dunst, es werden die Dogmen schwinden, es werden die moralischen Schranken fallen zwischen den Ständen, es wird die sittliche Freiheit und die Menschenwürde herrschen, es wird das Echte und Tüchtige siegen und das Falsche und Armselige verderben, es wird Zweckmäßigkeit in der Lebensweise sein, es wird wahre Erkenntniß der Schönheit sein, in der Natur und in der Kunst; die Wissenschaft wird nicht mehr herzlähmend wirken wie heute, sondern sittigend und befreiend, die Menschen werden wieder freudig werden und zuversichtlich und glücklich. Nicht Gewaltstreiche werden solche Aenderungen vollführen, weder die Erdbeben der Völker, noch die Donnerschläge der Fürsten, denn jeder Gewaltstreich, er mag in bester Absicht geschehen, trübt und verwirrt unsere Pflicht- und Rechtsbegriffe und schleudert in Abgründe, anstatt zu erheben. Die Erkenntniß unseres großen Berufes läßt sich trotz aller Skepsis nimmer ganz betäuben, aus ihr heraus wird Großes allmählich wachsen und die heute verspotteten Ideen werden solche Verjüngung vollführen.

Was aber wird jenes vollendetere Geschlecht von dem unsern sagen? Von diesem eigennützigen, anmaßenden, frivolen, nach Sinnengenuß hastenden, in sittlicher Aufgabe jedoch thatlosen, der inneren menschlichen Vervollkommnung oft sogar feindseligen Geschlecht? Wird es Euch zürnen, verachten? Nein, es wird Euch nur bedauern, daß Ihr in unbegrenzter Selbstsucht, in Zank und Streit um Ideale Euer Leben verbittert habt, ohne des Glaubens an die Ideale eigentlich fähig zu sein.

Oft denke ich darüber nach, wie sie nach fünfhundert Jahren unsere jetzige Zeit bezeichnen werden. Ob diese Epoche — weil sie bis dahin doch nicht mehr Neuzeit heißen kann — nicht zum Mittelalter gerechnet werden wird? Oder wird man sie die Zeit des Freiheitskampfes, oder die Zeit der Skepsis, oder die Zeit der erwachenden Humanität nennen? Jedenfalls wird der Mensch jener fernen Zukunft höher stehen, als der heutige; nicht allein höher an Wissen und Können, sondern — was unendlich mehr und das einzig Maßgebende ist — höher an moralischer Vollkommenheit. Der Mensch ist eine Bestie, so lange er es sein will. Die Thatsache wird es sonnenklar beweisen, daß er aus besserem Stoff gemacht ist, als das Thier. Das sieht man doch schon heute und sah es immer. — Also was sperrt Ihr Euch denn?

Was strebt Ihr die allgemeine Wehrpflicht an und nicht lieber den Frieden? Was wollt Ihr dem Bettler Almosen geben und nicht lieber trachten, die Armut abzuschaffen? Was begehrt Ihr die Freiheit der Person, wenn Ihr die Völker von einander abgrenzt? Was sprechet Ihr von der Bekämpfung des persönlichen Egoismus, wenn ein Volk das andere einschränken und übervortheilen darf, aus dem einen Grund, weil es das stärkere ist? Was schwätzet Ihr von der Freiheit des Gewissens, wenn Ihr die Vorurtheile der Stände, der Confessionen, der Nationen nicht aufheben wollt? Was seid Ihr so herb gegen den hungernden Vagabunden, der nicht Arbeit findet, und so unterthänig gegen das große Parasitenthum der Gesellschaft, das nicht arbeiten will?

Ich will Euch ein Capitel aus dem Evangelium der Zukunft lesen.

Das Kind wird ohne Rücksicht auf seine Familie nur jene Rechte und Vortheile haben, die es sich selbst erwirbt. Wohl gehört es zuerst dem Vater, der es zeugt, und der Mutter, die es gebärt. Aber bald wächst es hinaus, es gehört dem Lehrer, der es unterrichtet, es gehört der Heimat, die es erzieht und beschützt, es gehört

Digitized by Google

dem Vaterland, in dem und durch das es wirkt und endlich gehört es der Menschheit, in der es aufgehen muß. — Und Gott? fragt Ihr. Ich sage mit einem großen Franzosen: Vater, Mutter, Lehrer, Heimat, Vaterland, Menschheit, das sind eben die Stufen auf der Himmelsleiter. Wer auf der letzten dieser Stufen angelangt ist, den schließt Gott in seine Arme.

Gegen einen Schandfleck.

Ein Deuter für unsere Volkslehrer.

Wir sollten uns den Hohn nicht so ruhig gefallen lassen, mit welchem unser redliches Trachten, das Volk zu bilden und zu erheben, fortwährend geschändet wird.

Ich nahm seinerzeit in diesen Heften Anlaß, auf das Unwesen der Traum-, Wahrsagebücher u. dgl. hinzuweisen; einzelne Volksschullehrer zeigen bei verschiedenen Gelegenheiten ihre Entrüstung über diese Art von Afterliteratur und rufen nach Abhilfe. Doch die maßgebenden Behörden scheinen der Sache keine Wichtigkeit beizulegen, sie glauben damit genug zu thun, wenn sie Weizen säen; daß sie auch das Unkraut ausrotten müßten, um eine gute Frucht zu erzielen, das leuchtet ihnen nicht ein. Man verlange ja nicht, daß die hohen Herren auf den Dorfjahrmärkten herumgehen und die Augen aufmachen sollten, aber die Ohren möchten sie nicht verschließen, wenn man ihnen erzählt, was da draußen für Druckschriften colportiert, für Schandbücher und Broschüren in Hunderttausenden von Exemplaren in's Volk gestreut werden. Der Schriftsteller, der in reinster Absicht, beseelt von edleren Richtungen und Vorbildern anderer Länder und Völker seine Reformvorschläge macht, ist in beständiger Gefahr, confisciert zu werden; aber für die Dummheit und niederträchtigste Geldspeculation auf Kosten der Volksbildung und Gesittung gab es niemals eine Censur, niemals ein beschränkendes Preßgesetz, die geht frei und stolz durch die Welt und macht die großen Opfer, die der Staat für Schule und Cultur darbringt, illusorisch.

In Ph. Kranzlich's „Volksschriften-Verlag" (Urfahr-Linz) als Numero 57 erschien in ungezählter Auflage ein Werkchen unter dem Titel: „Die Wunder der Sympathie und des Magnetismus, oder die enthüllten Zauberkräfte und Geheimnisse der Natur. Enthaltend 800 vielfach bewährte Mittel. Gesammelt und zusammengestellt von Dr. Pleinhorati." Der Titel enthielte insofern ja nichts Schlimmes, ja es wäre unter demselben ein ernst wissenschaftliches und belehrendes Werk denkbar. Diese trügerische Stimmung wird auch noch im Vorwort fortgesponnen, in welchem, wenn schon nicht der armselige Verfasser oder Erfinder, der sicherlich seit Jahrhunderten todt, aber im Reiche der Thoren unsterblich ist, wohl jedoch der ingenieuse Herausgeber eine geradezu philosophische Manier annimmt und in folgender Weise dociert: „Sympathie bezeichnet in psychischer und physischer Beziehung eine gewisse Uebereinstimmung Verschiedener, welche sich in entsprechender Thätigkeit derselben äußert. Am auffälligsten tritt eine solche Sympathie in der Tonwelt auf, in der sogenannten Sympathie der Töne. Befinden sich z. B. zwei gleichgestimmte Violinen neben einander, und wird die G-Saite der einen gestrichen, so tönt alsbald auch die G-Seite der andern ohne berührt worden zu sein. Ebenso geben gestimmte

Digitized by Google

Gläser den Ton, in welchem sie gestimmt sind, von selbst an, wenn derselbe Ton in ihrer Nähe hervorgebracht wird.

Wie nun bei tönenden Instrumenten, so treten Erscheinungen der Sympathie auch im Menschen sowohl in geistiger als leiblicher Beziehung auf. So z. B. nennt man es Sympathie, wenn zwei Personen durch dieselben Ereignisse, Erscheinungen u. dgl. in ihrem Gemüthe unmittelbar gleichmäßig ergriffen werden; noch merkwürdiger aber ist es, daß Personen, obgleich oft weit von einander entfernt, doch in einer solchen Beziehung zu einander stehen können, daß, wenn der Eine irgendwie afficiert wird, auch der Andere auf eine entsprechende Weise angeregt wird. Hieher gehören z. B. die Ahnungen von dem Schicksal entfernter geliebter Personen oder auch von Sterbenden.

Aber nicht nur zwischen dem Menschen werden sympathetische Beziehungen angenommen, sondern auch zwischen Menschen und Thieren, Pflanzen, Steinen, Weltkörpern, Geistern u. s. w. und hat man auf dieser Annahme dann den Glauben an die Wirksamkeit sympathetischer Curen geknüpft.

Obwohl die wunderbaren Erscheinungen der Sympathie von Superklügern mißkannt, für Hirngespinnste ausgeschrieen und den unnützen, oft schädlichen Quacksalbermitteln gleichgestellt werden, so haben die Wunder der Sympathie und des Magnetismus insbesonders in unserer Zeit dennoch eine neue Bahn sich gebrochen. Das Vertrauen auf die wenn auch unerklärlichen, doch als erfolgreich sich bewährenden Wunder der sympathetischen Kuren nimmt immer mehr und mehr zu. In der That müßte man aber auch beschränkten Verstandes sein, wollte man aus dem Grunde Alles leugnen oder verwerfen, weil man es nicht begreifen kann, da es in der Natur doch so Vieles gibt, was man sich nicht enträthseln kann. Ein kleines Beispiel diene: warum wirkt z. B. ein Borsdorfer Apfel mit einem Messer gegen die Blüte hin geschabt laxierend, dagegen nach dem Stiele zu geschabt, verstopfend? Warum befördert der rothe Beifuß von oben nach unten abgeschnitten die monatliche Reinigung, während er in entgegengesetzter Richtung abgeschnitten dieselbe stillt? u. s. w. Das Warum bleibt allerdings ein Räthsel: die Wirkung aber ist bekannte Thatsache."

Das klingt im Grunde Alles ganz sauber modern, ungefähr, als ob ein amerikanischer, englischer oder schweizerischer Spiritist gegen den Materialismus polemisierte. Es gibt in der That Dinge im Himmel und auf Erden, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, doch wollen wir nun sehen, wie wunderlich diese unumstößliche Wahrheit ausgenützt wird. Ganz plötzlich springt der Teufel aus der Kutte und der Verfasser fährt fort:

„Mit Recht darf dieses Büchlein ein Schatzkästlein genannt werden, weil es in einem so kleinen Raume wahre Wunderdinge bringt und den Anhängern der Sympathie eine höchst erwünschte Sammlung derartiger Geheimnisse bietet.

Schließlich wird nur noch bemerkt, daß jene Mittel, wo nicht eigens eine andere Periode des Mondwechsels ausdrücklich angegeben ist, zur Zeit des abnehmenden Mondes stillschweigend anzuwenden sind und daß man die Orte, wo man etwas vergräbt, nicht wieder berühren, oder noch besser ganz meiden soll."

Nun ist der Kerl bei seiner Stange und beginnt die Anführung seiner 800 „vielfach bewährten" Mittel gegen alle möglichen Krankheiten, nicht minder für die Haus-, Feld-, Vieh-, Obstwirthschaft u. s. w.

Wenn es wenigstens gewöhnliche Altweiber-Mittel wären, die noch wahre Offenbarungen sind gegenüber dieser Heilverfahren, wovon hier eine kleine Auswahl geboten ist.

Digitized by Google

Zahnschmerzen zu vertreiben.

Nimm eine Bohne, bohre oder stich in dieselbe ein kleines Loch und stecke eine Laus hinein, wickle hierauf die Bohne in ein Stückchen seidenes Zeug und hänge sie an den Hals.

Oder:

Reibe den schmerzhaften Zahn mit demselben Zahn aus einem Todtenkopfe, steck den Zahn wieder an seinen Ort und laß dann den Kopf wieder fortbringen.

Vorbauung gegen Zahnschmerzen.

Den ersten einem Kinde ausfallenden Zahn lasse von demselben verschlucken, so bekommt es zeitlebens kein Zahnweh.

Vertreibung der Kröpfe.

Stelle Dich an einem wolkenleeren Abende bei zunehmendem Monde und bei hellem, reinen Mondscheine mit dem Gesichte nach Norden, drehe Dich dann in kurzen Zwischenräumen nach Osten, Süden und Westen, wieder nach Norden, und mache bei jeder Himmelsgegend eine ganz kleine Pause. Mit dem Gesicht wieder nach Norden gewendet, drehe Dich links nach dem Monde herum, siehe scharf in seine Scheibe, streiche den dicken Hals mit der Hand und sprich ganz laut: „Was ich sehe, nehme zu, was ich streiche, nehme ab, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!“ Hierauf gehe ruhig nach Hause.

Wunden schnell, ohne Schmerz und ohne Eiterung zu heilen.

Nimm das Instrument, mit welchem Du Dich verwundet hast, stecke es in Speck und lasse es so lange darin, bis die Wunde geheilt ist, was ungewöhnlich schnell geschehen wird.

Zu bestimmter Stunde aufzuwachen.

Lege so viel Lorbeerblätter als Du Stunden schlafen willst, in ein feines Tüchlein, binde dieses auf den Wirbel des Kopfes und lege Dich auf die linke Seite schlafen.

Das Betrunkenwerden zu verhindern.

Iß des Morgens früh nüchtern 7 oder 9 bittere Mandeln, so kannst Du an diesem Tage trinken, so viel du willst, und wirst doch nicht betrunken werden.

Oder:

Trage einen Kranz von Epheu um das Haupt.

Muttermäler zu vertreiben.

Lasse die Hand eines Todten so lange auf dem Male ruhen, bis es davon kalt geworden ist.

Daß Du des Nachts im Finstern siehst.

Dies bewirkst Du, wenn Du die Augenlider mit dem Blute einer Fledermaus bestreichst.

Gegen Krampfhusten oder sogenannte Bettelmannshusten.

Dieses Uebel weicht schnell und sicher durch das öftere Küssen einer hübschen Frauensperson. Eine gewiß angenehme Cur!

Wie ein Frauenzimmer erfahren kann, wenn es heiraten wird.

Sie reiße sich ein Kopfhaar aus, binde an das Wurzelende desselben einen Trauring, und halte mit aufgestütztem Arm am anderen Haarende den Ring in die Oeffnung eines leeren Glases, so wird er anfangen zu schwingen und so oft er an das Glas anschlägt, nach so vielen Jahren wird das Frauenzimmer heiraten. Schwingt er ohne anzuschlagen, so heiratet die Fragende entweder noch dasselbe Jahr oder gar nie.

Damit eine Frau ihrem Manne im Schlafe Alles beichte.

Nimm das Herz von einem Raben und lege es der Schlafenden auf's Herz, so erfährst Du Alles, was Du wissen willst.

Digitized by Google

Gegen die Staupe der kleinen Kinder.

Der Vater gebe dem Kinde einen Tropfen Blut aus dem ersten Gliede seines Goldfingers.

Vertreibung der Gicht.

Schneide dem Patienten an allen Orten des Leibes, wo er Haare hat, etwas davon ab, ebenso auch von den Nägeln an Händen und Füßen, und binde dies Alles in ein reines leinenes Läppchen, welches dann einem Krebse auf dem Rücken befestigt werden muß. Hierauf wirf den Krebsen in einen Fluß, so wird dem Patienten bald geholfen sein.

Vertreibung der rothen Ruhr.

Netze ein rothes, wollenes Tuch stark in dem Blute eines im März getödteten Hasen und lasse es trocken werden. Von diesem Tuche lege dann ein Stückchen in rothen Wein und lasse den Kranken davon trinken.

Heilung der Abzehrung.

Sauge bei abnehmendem Monde an den Brüsten eines jungen Weibes, die einen Knaben geboren hat, und iß jedes Mal etwas Zucker nach, um das Gerinnen der Milch im Magen zu verhindern.

Vertreibung der Lungenschwindsucht.

Lasse an den Hauptheilen des Körpers den ersten oder dritten Tag nach dem neuen Monde etliche Tröpfchen Blut, fange sie auf ein Stückchen ungebleichter Leinwand auf, wickle es zusammen und thue es sammt abgeschnittenen Nägeln von Händen und Füßen, nebst Haaren von allen Theilen des Körpers, in ein glattgedrücktes Stückchen Jungfernwachs, mache dieses zu einem Zäpfchen, und spunde es in einen noch im Wachsthum begriffenen Baum gegen Osten ein und setze einen Keil von eben demselben oder von Eichenholz darauf.

Vorschrift zur Bereitung der sogenannten Lebenslampe.

Ein Docht von Asbest in das von Schleim gereinigte Blut eines Menschen gethan und angezündet, brennt so lang als der Mensch lebt, und verlischt mit dessen Leben zugleich.

Kennzeichen, ob ein Schwerkranker leben bleibe oder sterben werde.

Reibe des Kranken Stirne mit Brot oder seine Fußsohlen mit Speck und wirf dies einem Hunde vor; frißt er es, so bleibt der Kranke am Leben, läßt er es liegen, so stirbt jener.

Daß dir das Geld nie ausgeht.

Nimm aus einem Schwalbennester ein Ei, koche es hart und lege es wieder in das Nest, so findest Du nach drei Tagen ein Würzelchen darin, welches die Schwalbe gesucht und gebracht hat, um das Ei wieder gut zu machen. Dieses nimm heraus und thue es in den Beutel, so bekommst Du stets wieder so viel Geld als du ausgibst.

Daß du Jedermann wohlgefällst.

Trage die Augen eines Wiedehopfes bei Dir, so bist Du Allen lieb und angenehm.

Dauernde Freundschaft zu erwecken.

Nimm von Deinem Blute, lasse es trocknen, zerreibe es zu Staub und bringe davon der Person, für die Du Dich interessierst, in einer Speise oder in Schnupftabak bei.

(Man hüte sich aber ja dieses Mittel anzuwenden, wenn man krank ist, denn dann verpflanzt man mit der Freundschaft zugleich die Krankheit.)

Zu erfahren, welche von den am Tische sitzenden Personen es gut und böse mit einem meint.

Habe die Zunge eines Geiers unter die linke Fußsohle und auf die bloße Hand gebunden, und in der rechten Hand halte die Wurzel von Eisenkraut, so müssen die Bösmeinenden aufstehen und hinweggehen.

Digitized by Google

Weißen Wein in rothen und rothen in weißen zu verwandeln.

Im ersteren Falle thue Asche von rothen, im anderen Asche von weißen Reben in das Faß.

Kugeln zu gießen, die Alles durchdringen.

Dies bewirkst Du, wenn Du beim Gießen in jede Kugel ein Weizenkorn thust.

Eine Feuersbrunst zu löschen.

Nimm drei glühende Kohlen aus dem Kamin heraus und halte sie außerhalb desselben hin, bis sie verlöschen, dann verlischt zugleich der Brand.

Und so weiter. Nachdrücklich betone ich, daß hier nicht etwa die drastischesten, sondern die zahmsten Beispiele gewählt wurden; denn gerade jene „Mittel", die den Grundstock und die Tendenz des Büchleins bilden, lassen sich hier nicht wiedergeben.

Wir sind nicht prüde und zimperlich, am wenigsten, wenn es sich darum handelt, durch Aufdeckung schwerer Schäden ein Gutes zu thun, aber ich wiederhole noch einmal, die meisten Dinge, die in diesem Werkchen verzeichnet sind und auf dem Jahrmarkt von Kindern und jungen Mädchen um wenige Kreuzer gekauft werden können, lassen sich selbst für Männerkreise anständiger Weise nicht wiedergeben.

Ich wollte ursprünglich dieses „Volksschriftchen" mit Humor behandeln und habe bei dem ersten Blick in dasselbe auch tüchtig aufgelacht. Aber das Lachen ist mir bald vergangen. Es ist mir vergangen, als ich die Unermeßlichkeit des darin aufgespeicherten Unsinns zu ahnen begann, als mir die ungeheuere Frechheit zum Bewußtsein kam, mit der hier der Vernunft und dem gesunden Sinne des Volkes in's Angesicht gespieen wird. Das Lachen ist mir vergangen, als ich auf dem Dorfjahrmarkte sah, wie sich die Leute um die Exemplare schier balgten, wie es Solche, die keines mehr bekommen konnten, von Anderen entlehnten, um daraus abzuschreiben, nicht etwa aus Spaß, sondern im halben Glauben und Vertrauen. Das Lachen ist mir vergangen, als ich erfuhr, wie bei einer Volksschullehrer-Conferenz, in der die Angelegenheit wegen Stenerung solcher Schriften vorgebracht wurde, diese Sache vertagt, respective abgelehnt worden ist. Wenn Einer in der weiten Welt über dieses Büchlein lachen kann, so ist es Herr Ph. Kraußlich in Urfahr-Linz.

Wenn Ihr Volksbildner glaubt, solche Schriften würden heute im Volke nicht mehr ernst genommen, oder die Mittel verlören durch ihre Wirkungslosigkeit bald allen Respect, so irrt Ihr Euch. Abgesehen von der physischen und moralischen Schädlichkeit vieler dieser „Sympathie-Mittel" wird das Volk seit Jahrhunderten Tag für Tag davon enttäuscht und man versucht sie doch immer wieder und ist geneigt, daran zu glauben, sobald der Zufall nach hundert mißlungenen Versuchen einmal einen scheinbar gelingen läßt. Je unerklärlicher ein Ding ist, desto größeren Reiz hat es auf ungebildete Menschen. Und wenn Ihr darauf warten wollet, bis Euere dem Landvolke beigebrachte Schulbildung aus eigener Kraft derlei Neigungen abtödten wird, so könnt Ihr länger warten, als Ihr Lust habt; die alten Thorheiten füllen und benebeln den Leuten die Köpfe und erschweren den Einfluß des Unterrichtes.

Es gibt eine Art von Aberglauben, welche tief im menschlichen Gemüthe ihren Grund hat, eine gewisse Poesie auf unser Leben und Leiden legt und oft sogar veredelnd wirkt. Zu dieser Art gehören die crassen Thorheiten, wie sie z. B. unser Sympathiemittel-Büchlein predigt, soviel Ihr mir nach den wenigen Beispielen zugeben werdet — nun eben nicht. Das ist offen und

Digitized by Google

kurz gesagt ein gemeinschädliches Zeug, zu dessen Ausrottung sich Lehrer, Priester und Aerzte die Hände reichen sollten. Mit Warnungen und Spöttelein ist nicht viel gethan, solche erwecken nur die Neugierde und den Widerspruch; wenn schon der Gewaltstreich nicht durchführbar ist, daß der öffentliche Verkauf von derlei Schriften verboten wird, wie der des Arseniks verboten ist, so sollen wenigstens die Männer, welche über das Wohl des Volkes zu wachen haben, die Verbreitung der Schmachliteratur mit all' ihrem Einfluß zu verhindern suchen. Wenn sie nur erst ernstlich wollten, es würde sich manches geeignete Mittel gegen diesen geistigen Krebsfraß finden. Ich habe seinerzeit selbst eines vorgeschlagen (Heimgarten, VIII. Jahrg., Seite 194); es gibt vielleicht noch andere, und sollten sie sich unter gegenwärtigem Gesetze nicht durchführen lassen — wohlan, so machen wir ein Gesetz, wornnter sich die Gesittung und das Wohl des Volkes durchführen läßt.

R

Dämonisches aus dem Volke.

Aus dem Leben erzählt von **P. K. Rosegger.**

Ein junger frischer Kaiserjäger bat seinen Hauptmann um drei Tage Urlaub. Es war das Fest Sanct Peter und Paul, er wollte heim in sein Bergdorf, wo es feierlich und mit allerlei Freuden begangen wird. Der Hauptmann sah keinen Grund, dem braven Burschen den Urlaub zu verweigern. Spät Abend war's, als der Urlauber die Seinen daheim mit einem muntern Grüß Gott! überraschte. Sie saßen lange am Tisch und er erzählte ihnen vom tapferen Soldatenleben und von der Welt. Dann gieng er schlafen hinaus in die Heuschener, wo ihm die Mutter mit stillen Freuden ein gutes Bett gemacht hatte. Er hatte sicherlich gut geschlafen, denn zur nächsten Morgenfrühe, als die liebe Sonne hereinschien in's thauende, von Vogelsang durchklungene Thal, saß er schon wieder bei den Uebrigen an der Frühsuppe. Er hatte seinen Spaß mit der Hauskatze, die im Fenster saß und mit ihren funkelnden Augen auf die Milchschüssel hereinschaute. Er hatte seinen Spaß mit der Magd, der er allemal ein Brotschnittlein in den Löffel warf, so oft sie mit Milch zum Munde fuhr. Dann schaute er das Messer an, mit dem er das Brot abgeschnitten hatte und sagte: „Scharf ist das Ding. Muß ich doch wissen, ob man damit Hals abschneiden kann." Er gieng mit dem Messer zur Stube hinaus. Die Anderen aßen weiter, zogen hernach ihr Sonntagsgewand an und rüsteten sich zum Kirchgang. Dem jüngeren Bruder fiel es auf, daß der Soldat so lange wegbleibe. Er gieng um den Hof herum und fand hinter der Tenne auf dem feuchten Rasen den Soldaten liegen in seinem Blute, das Messer krampfig in der Hand. Er hatte sich den Hals durchgeschnitten mit zwei tiefen Schnitten — es war kein Leben mehr in ihm.

Es ist vergebens geforscht worden nach der Ursache dieses Selbstmordes, es war gar nichts zu finden, was auch nur den leisesten Anhaltspunkt hätte geben können. Er war mit Leib und Seele Soldat gewesen, seine Officiere waren mit ihm zufrieden. Es war keine Vermutrennung, kein Gläubiger; die Leute wußten von keinem unglücklichen Liebesverhältniß. Der Bursche war stets kerngesund gewesen und

Digitized by Google

munter wie eine Gemse, und als die Aerzte in der Todtenkammer sein Gehirn untersuchten, fand es sich normal. Außergewöhnlich war es wohl, daß er plötzlich, ohne besonderen Anlaß den Urlaub nahm, so daß man vermuthete, die That sei vorsätzlich geschehen. — Er war in seinem Grabe lange schon vermodert, als in der Gegend immer noch gesprochen wurde von dem räthselhaften Ereignis und gedenkelt daran. Niemand weiß, was den lebenslustigen Burschen vermocht hatte, in der Blüte seiner Jahre sein Leben freiwillig zu enden. —

In einer anderen Gegend — ich mag weder Ort noch Namen nennen, weil von den hier erwähnten Personen noch Verwandte leben — war ein armer, halblahmer Weber; er war ein überaus gutmüthiger und trotz seiner Hablosigkeit sehr wohlthätiger Mensch. Mancher dürftigen Familie webte er die Leinwand unentlohnt, er gieng zu Kranken und tröstete sie, er war bescheiden und wußte Jedem, dem er begegnete, etwas Liebreiches zu sagen oder zu erweisen. Des Nachts aber gieng er in der Gegend herum und zündete Heustadeln, Mühlen, Alphütten und endlich auch Wohnhäuser und ganze Höfe an. Vagabunden und Strolche, die man für die Brandleger hielt, wurden seinetwegen eingezogen; endlich kam man ihm auf die Spur und er leugnete keinen Augenblick. Er sagte es kurzweg, sie könnten ihn in's Criminal bringen oder in's Irrenhaus oder nach Belieben wohin, er sei einverstanden; so lange sie ihn aber frei in der Welt herumgehen ließen, müsse er Gebäude anzünden, das sei ihm angethan und er werde davon nicht lassen. — Wie lange er das schon treibe? — Als Knabe habe er es gelernt. Da habe ihn beim Viehweiden oft rechtschaffen gefroren und er habe sich aus Reisig Feldfeuer gemacht. Das Aufflackern sei schön gewesen. Dann habe er auch Holzstöße angebrannt, da sei das Aufflackern noch schöner gewesen. Einmal zur Winterszeit, als er eine Flachsdörrhütte angezündet habe und sich daran wärmen wollte, habe sein Kleid Feuer gefangen und er sei brennend in einen Teich gesprungen. Davon rührten seine gichtischen Beine her, es sei ein harter Denkzettel, aber lassen könne er es nicht. Zu weinen hub er an bei seinem Geständnisse, zu weinen ob all' des Unheils, das er über die Leute gebracht und das er nimmer gutzumachen vermöge, aber lassen könne er es nicht. Den Sonnenschein könne er entbehren, den Feuerbrand könne er nicht entbehren, solcher sei wie der Trunk für einen Verschmachtenden — nicht anders. Was helfe ihm das Leben, wenn er nicht brennen sehe! — Man hat ihn in ein Irrenhaus gebracht, wo er bald gestorben ist. —

Einem dämonischen Geschicke unterlag auch Bauer Joppel, der sogenannte Häuserschacherer. Das war ein Großbauer im Feistritzwald. Seine Gründe erstreckten sich weit über Berg und Thal, er hatte mehr als ein Dutzend Knechte und nicht weniger Dirnen; sein Gehöft war weitläufig und fest wie eine Burg. Seit alten Zeiten war dasselbe Geschlecht ansässig auf diesem Großgute, es gieng allen Besitzern desselben wohl, sie waren die Herren in der Waldgegend und hochgeachtet. Da kam es vor etwa zwanzig Jahren dem damaligen Besitzer zu Sinnen, er wolle seinen weitläufigen, hinterwäldlerischen Besitz verkaufen und sich ein weniger entlegenes Bauerngut erwerben. Das that er, und obzwar sein neuer Hof auch ganz stattlich war, so groß und behäbig wie der erste war er nicht. Einmal von dem Boden der Väter abgewichen, behagte es dem Manne nicht recht auf dem neuen Besitz, er verlangte sich näher an die Straße, nach einer engeren, weniger sorgenvollen Wirthschaft, aber das Haus sollte netter und mehr nach moderner Weise eingerichtet sein. Er fand auch bald was er suchte, hub an

Digitized by Google

der Straße ein Wirtshaus an und er vermeinte — wie der Haus im Glücke — trotz aller Nachtheile gewonnen zu haben. Das dauerte nicht lange und er wollte wieder was Anderes. Es war, als ob der sonst kluge Mann aller vernünftigen Erwägung unfähig geworden wäre, seit er den angestammten Waldsitz seiner Väter verlassen hatte. Sein Weib starb im Wirtshause an Heimweh nach dem stillen großen Gute. Die Kinder zerstreuten sich. Der Joppel vertauschte sein großes Wirtshaus gegen ein kleineres, das draußen im Thale stand; dieses nach wenigen Wochen gegen ein zierliches Häuschen im Kirchdorf, in dem er sich mit vieler Hast einrichtete. Als er eingerichtet war und nichts zu thun hatte, als vor seinem Häuslein zu sitzen und nachzurechnen, ob sein eingeschrumpfter Besitz wohl auf sein Lebtag auslangen werde, ohne daß er knechtliche Arbeiten verrichten müßte, wollte er sein Haus wieder gegen einen Bauernhof vertauschen; weil das aber nicht mehr gelang, so tauschte er mit einem Kleinhäusler in der Nachbarschaft und er tauschte noch drei- und viermal, so daß sie ihn den Häuser-Schacherer nannten. Endlich wohnte er nur mehr in einer Hütte, die früher als Tischlerwerkstatt verwendet worden war und die nun der Mann erworben hatte, um — wie er sagte — endlich einen sicheren Platz zu haben. Die Leute sagten es jetzt wohl schon, wo des einst so reichen Großbauers sicherer Platz sein werde — im Armenhause.

Eines Tages saßen sie im Wirtshause, die Herren des Dorfes, der Gemeindevorstand war da, der Häuserschacherer war auch da. Sie tranken viel und trieben Späße und der Gemeindevorstand fragte den Joppel, ob er nicht Häuser tauschen wolle? Es sei am Ende des Dorfes ein zwar kleines, aber ganz feines Haus, sehr gut und ruhig gelegen und steuerfrei. Das gäbe er — der Gemeindevorstand — für die Tischlerwerkstatt. „Es gilt!“ rief der Joppel, der es für Ernst nahm, und schlug ein. Aber als er den neuen Besitz nun besah, vergieng ihm Hören und Sehen — vor Schreck fiel er zusammen, vom Schlage getroffen. Das Beinhaus am Friedhofe war's gewesen, so er da als letztes Object eingetauscht und in welchem er heute thatsächlich wohnt. —

Diese Fälle sind so unheimlich, weil sie nach unseren Folgerungen unbegründet und unbegreiflich sind. Kaum weniger dämonisch ist eine folgende Geschichte, hingegen noch weit erschütternder und tragisch, weil sie menschlicher ist, weil sie aus jenen Eigenschaften hervorgieng, von denen wir Alle leichter oder schwerer gefährdet sind.

Am Frohnleichnamstage des Jahres 1856 wurden am frühen Morgen auf dem Friedhofe meiner Heimatspfarre zwei Leichen in ein gemeinsames Grab gesenkt. Zwei Mädchen von 10—13 Jahren, Bauernkinder aus Alpel und der Masing. An das Mädchen von Alpel erinnere ich mich noch, es hieß Walburga und als man der Leiche Rosmarin und frische Blumen um die Stirn wand, sagten die Leute: „Die Walburga thut auch Kranzel aufsetzen am Frohnleichnamstag.“ Dann fand sie ihre Gespannin an dem Mädchen von der Masing und so machten sie selbander ihre Frohnleichnamsprocession in's kühle Grab. Der Friedhof liegt abseits vom Orte in heiliger Ruh' zwischen Feldern, nicht weit vom Fuße des Gölk. Da nach dem Begräbnis alsogleich die Frohnleichnamsprocession abgehalten wurde, so hatte der Todtengräber, der als Fahnen- oder Baldachinträger fungieren mußte, nicht Zeit, das Grab zuzuwerfen. Erst gegen Abend desselben Tages gieng er auf den Friedhof, um seines Amtes zu walten. Da fiel es ihm auf, daß im Grabe außerhalb der Särge Hobelspäne lagen, wie solche dem Todten als Kopfkissen in die Truhe gelegt zu

Digitized by Google

werden pflegen. Als er genauer schaute, sah er, daß die Sargdeckel locker waren und als er einen derselben befestigen wollte, gab es einen hohlen Ton, als ob der Sarg leer wäre. Mit Hast riß er die Deckel auf, einen und den andern — in den Truhen waren Hobelspäne, etliche Heiligenbildchen, sonst nichts. Die Leichen waren weg. In einer Stunde darauf waren die Leute des Dorfes aus Rand und Band. Sie wußten nicht was zu machen, was zu denken, der Fall war unerhört. Ideal angelegte Naturen dachten an eine Auferstehung von den Todten und daß die beiden Jungfrauen in ihren weißen Kleidern sicherlich an der Frohnleichnamsprocession theilgenommen hätten. Besonnenere sprachen sogleich von Leichenraub. Im Volke geht mancherlei Glaube, was sich mit jungfräulichen Leichen erzielen lasse und die Traditionen schwirrten wie gespenstische Ungeheuer von Mund zu Ohren. Erst am nächsten Tage, als ein Bauer in seinen Wald an den Gölk gieng, um Reisig zu hauen, fand er am Berghange, mit Moos und Heidekraut zugedeckt, die Leichen. Diese waren halb entblößt und zerzaust an den Haaren, in welchen noch Theile des Kranzes hiengen. An der Brust waren sie geöffnet und die Untersuchung ergab, daß das Herz und Theile der Leber fehlten. Die beiden Leichen waren mit einem Strick an den Schenkeln zusammengebunden; so mußten sie kopfabwärts hängend vom Räuber über der Achsel getragen worden sein durch den Hohlweg, der vom Friedhofe gegen den Gölk führt. Still wurden die Leichen beerdigt; der Pfarrer fürchtete den Schmerzensausbruch der Eltern. Er ließ den Bauer ans Alpel rufen. „Mein lieber Freund," sagte er, „wir haben Verlust gehabt!" und versuchte ihn zu trösten. Der Bauer antwortete: „Das thut mir nit viel. Es ist Erden, die Seel' ist nimmer d'rinnen gewest. Das thut mir nit viel." Er soll in den folgenden Nächten aber doch hart geschluchzt haben auf seinem Bett. — Es vergieng die Zeit. Die Behörde mag ihre heimlichen Nachforschungen gepflogen haben, aber es kam nichts zu Tage, von wem und aus welchem Grunde der Leichenraub verübt worden war.

In derselben Gegend lebte viele Jahre früher ein aus Alpel herabgezogener Bauer — wir nennen ihn den Tiger, weil er in seinem Zorne in der That ein wildes Thier war. Klein an Gestalt, aber untersetzt, beherrschte er die Wirtshäuser, die Kirchweihen, das ganze Dorf. Wenn er wüthend war, und das wurde er bei den kleinsten Anlässen, trat ihm Niemand entgegen. In seiner übermüthigsten Zeit soll er mit dem Messer in der Hand in die Häuser junger Eheleute getreten sein und vom Mann das Weib gefordert haben. Endlich heiratete er selbst, und zwar eine so Kräftige und Schneidige, daß sie ihm auf die Länge nichts nachgab. Sie rangen oft miteinander wie reißende Thiere, doch getraute sich das Weib nur über ihn, wenn er betrunken war und da warf sie ihn auf einen Streuhaufen, wo er liegen blieb. In nüchternem Zustande und wenn ihn nichts reizte, war er ein verständiger, gutmüthiger Mensch. Eines Tages kam er halbbetrunken vom Wirtshause heim. Sein Weib rührte just den Butterkübel und, einen siegreichen Kampf erhoffend, eröffnete sie den Streit mit Vorwürfen. „Luiserl, ich sag' Dir's, laß' mich heut' in Ruh!" knurrte er. Sie fuhr fort zu zanken und gab ihm schlimme Namen, da riß er von der Scheide das Messer, stieß ihr's in die Brust und sagte: „So, meine Luiserl, jetzt sind wir gleich (gleicher Meinung)." Sie stürzte zu Boden. Als er sah, was geschehen war, nahm er den Bergstock und gieng davon. Er gieng über das Gebirge, er gieng eine Nacht und einen Tag und kam endlich in den Kreisgerichtsort Weiz. Dort meldete er sich bei

Digitized by Google

Gericht und sagte: „Ihr lieben Herren, da bin ich, sperrt mich ein, ich habe mein Weib erstochen."

Die Untersuchung war bald geschlossen, der Tiger bekam fünfzehn oder zwanzig Jahre (mir sind die Einzelnheiten nicht mehr genau erinnerlich) und wurde in das Strafhaus der Carlau gebracht. Sein Verhalten im Arrest war musterhaft und nachdem er sieben Jahre gesessen, wurde er im Jahre 1854 bei Gelegenheit der Kaiser-Vermählung amnestiert. Er kehrte zurück auf seinen Hof, da war Alles arg zerfahren und seine Nachbarn wollten mit ihm, dem Verbrecher, nichts mehr zu thun haben. Sie behandelten ihn mit Verachtung, suchten ihn zu verdrängen und er war nicht mehr im Stande, seine Wirthschaft unter ihnen aufrecht zu halten. Die Jahre der Gefangenschaft hatten seine physische Thatkraft gebrochen, um so wilder tobte die Rachgier in seinem Innern. In seiner körperlichen Ohnmacht suchte er nach übernatürlichen Mitteln, um sich an den Bauern seiner Nachbarschaft zu rächen. Er strich im Lande um, suchte Zauberer, fand aber keinen. Er erinnerte sich an eine alte Sagung, und auch von Arrestgenossen hatte er es wiederholt gehört, nämlich, daß man mit Herzen von Jungfrauen schwere Ungewitter zaubern könne. Er machte sich mit der Sache vertraut und wollte denn im nahenden Hochsommer ein Ungewitter zu Stande bringen, das seinen Feinden das Getreide in den Boden schlage, die Häuser anzünde, die Wiesen überschwemme, die Wälder niederwerfe. Er gieng immer auf einsamen Straßen, aber so oft ihm ein Mädchen begegnete, ward ihm das Herz leid. Er gieng mit manchem blühenden Kinde dahin und lockte es, hatte aber nicht die innere Kraft, es zu ermorden.

Da fiel das Begräbniß jener zwei Mädchen. Er lauerte im Gebüsch hinter dem Friedhofzaun, und als die Leute davongiengen und mit ihnen der Schaufelmann, ohne das Grab zuzuschaufeln, da war sein Entschluß gefaßt. Während im Klange der Kirchenglocken und im Pöllerknallen die Procession mit wallenden Fahnen unten durch die Dorfgassen zog, begann er sein Werk. Wie weit er damit kam, das ist schon angedeutet, mit welchem Erfolge er die Herzen der Jungfrauen verwendet, das ist nicht gesagt worden. Alles Andere aber hat nach vielen Jahren der Tiger auf dem Todtenbette bekannt und gebeten, daß es offenbar werde. Ich habe den Mann zweimal gesehen; das einemal sprach er auf einem Viehhandel in meinem Heimatshause zu. Er trug ein steirisches Gewand, war sorgfältig herausgeputzt, war heiter, nahm mich, den etwa fünfjährigen Knaben, gemüthlich auf's Knie, gab mir einen Apfel und schaukelte mich. Das zweitemal war es kurze Zeit vor seinem Tode; arg verkommen und mit sich zerfallen saß er eines Tages draußen vor dem Hause auf einer Bank. Meine Mutter trug ihm ein Stück Brot hinaus, er nahm es hastig, ohne die Geberin anzublicken, und bald darauf war er wieder verschwunden. Wenige Wochen hernach hörten wir es mit Schaudern, daß dieser Mann jene That verübt haben soll, die in unserer Gegend beispiellos war und die Herzen so grausam erschreckt hatte. —

Einen wunderlichen Weg nahm das Unglück in der Familie des Bauers Sebast. Der war ein reicher Mann und hatte an einem Ausläufer des Tauern seinen großen Hof. Ich kannte ihn sehr gut, er war ein großer hagerer Mann, etwas geknickt, hatte die unterlaufenen Augen immer voll Wasser, so daß er mit dem blauen Sacktuch fortwährend daran herumwischen mußte. Er hatte trotz seiner stattlichen Gestalt eine feine Fistelstimme, war stets einsilbig und beruhen, der Gewohnheit wegen, im Gespräche beständig „ja" zu sagen, es mochte passen oder nicht. Der Sebast war belesen

Digitized by Google

in den heiligen Schriften und simulierte mehr darüber, als es für einen Bauersmann gut ist. Sehr viel hielt er auf das Beten und auf gottselige Gespräche; wenn er in Handel und Wandel Jemanden übervortheilen konnte, da betete er noch mehr und hielt sich an Christus, der die Sünden der Welt auf sich nimmt. Ein armes Mädchen hatte er geheiratet und mit demselben fünf gesunde Kinder gezeugt. Der jasagende Sebast war bei seinem Weib ein neinsagender; sie wollte die Kinder pflegen, er trieb sie zur knechtlichen Arbeit, wo sie ihm eine Dienstmagd ersparen mußte. Bei solchem Knickern und Erwerben steigerte sich der Reichthum. Die Kinder — meinte der Sebast — würden schon selber wachsen, wie es dem Herrn gefällig. Dem Herrn aber war es gefällig, daß die Kinder ohne Elternhut verkrüppelten und verkamen. Ein Knabe war, der ward vor lauter Stößen und Schlägen von Seite des Vaters und schwerer Arbeit in Kindesjahren schiefleibig, höckerig und säbelbeinig; ein zweiter Knabe war, der stotterte so arg, daß sie ihn den Meg-meg-meg-Michel hießen. Ein dritter Knabe war geistig etwas kraus und hielt immer die Hand oder den Hut vor's Gesicht, wenn er bei Leuten war, weil er es nicht ertragen konnte, wenn man ihm ins Gesicht schaute. Er war schon erwachsen und in der Kirche stand er stets in einem Winkel und wandte sein Gesicht der Mauer zu und schirmte sich noch extra mit dem Hut, spähte aber doch auf die Weibsleute hin, wo es unbemerkt geschehen konnte. Er machte mit Niemandem Bekanntschaft und gieng seine besonderen Wege. Ferner war in der Familie des Sebast ein Mädchen, das blieb vor lauter Fallen und Verwahrlosung ein Zwerg und watschelte wie eine Ente, die sich ein Bein gebrochen. Ein zweites Mädchen war, das hatte eine alte Magd, die Schwester des Bauers, in ihren kräftigen Schutz genommen. Es wuchs fein und schlank empor und war ein schönes Kind. Der Sebast freute sich ihrer und nach Berathschlagungen mit heiligen Büchern und Geistlichen entschloß er sich, die schöne Jungfrau dem Herrn Jesus Christus zu weihen. Heimlich — da er den Widerpart seiner Weibsleute zu Hause fürchtete — brachte er das Töchterlein zu einem frommen Missionär, der das siebzehnjährige Kind bearbeitete und in ihr die Schwärmerei erweckte, eine ewige Braut Christi zu sein. Heimlich entführte sie der Vater ihrer weichmüthigen Mutter, ihrer thatkräftigen Muhme und brachte sie mit einer rechtschaffenen Mitgift versehen nach Graz in's Kloster. Dort blieb sie nicht lange, sie ward nach Ungarn versetzt, wo sie bald starb, ohne die Heimat wieder gesehen zu haben.

Als die andere Tochter merkte, daß der Vater auch mit ihr etwas Aehnliches beginnen wollte, begann sie den Burschen nachzuwackeln. Etliche flohen vor ihr, Einer jedoch erinnerte sich, daß er für seine herabgekommene Wirtschaft Geld brauche; er ankerte die Kleine keck mit Amors Pfeil an sich, heiratete sie, verthat ihr Geld und ließ sie sitzen. Der höckerige Sohn des Sebast legte eines Tages beim Futtermähen die Sense aus der Hand, sagte, er müsse auf den Berg steigen, von wo aus man den heiligen Jakobus erschaue, gieng auf eine Höhe, von der man die dem Apostel Jakobus geweihte Pfarrkirche sieht, dort legte er sich hin und starb. Der stotternde Sohn des Sebast, sonst der gescheiteste und beliebteste bei den Leuten, schleifte an einem Feierabende mit zwei Ochsen vom Walde noch eine schwere Reisigfuhre gegen den Hof. Da die Fuhre umzukippen drohte, spreizte er sich mit der Schulter gegen dieselbe, sie fiel aber doch und erdrückte ihn. Der dritte Sohn des Sebast, der sich nicht in's Gesicht schauen lassen wollte, blieb bei keiner Arbeit oder that sie verkehrt; er strich halb verloren umher und eines Tages lag er im Moor-

Digitized by Google

grunde zwischen Erlsträuchern, hatte den Kopf in die Erde gegraben bis an den Hals und war erstickt.

Der alte Sebast that während all' diesen Ereignissen nichts als gottselige Bücher lesen, dabei wischte er sich fort und fort das Wasser von den Augen, gerade so, wie einst in besserer Zeit. Sein Weib litt still dahin. Sie betete oft zu Gott um eine einzige Thräne, es kam keine mehr.

Dem Sebast kam endlich die Angst vor der ewigen Verdammniß. Mehrmals ließ er den Pfarrer des Dorfes kommen, und was ihm dieser zu Trost und Erhebung sagen mochte, er bestritt es, er wies in den heiligen Schriften haargenau nach, daß er nach einem Leben, wie er es geführt, voll des Eigennutzes, der Hartherzigkeit, der Pflichtvergessenheit, der Heuchelei und der Gottversuchung ewig verdammt sein müsse. Er wollte Haus und Hof und alle Fahrnisse der Kirche geben; der Pfarrer sagte, der Kirche wäre es schon recht, aber Sünde und Unrecht sei auf solche Weise nicht zu löschen. Er solle den Mitmenschen Gutes thun, so viel er noch könne, er solle milde und liebevoll sein gegen sein Weib und auf die Barmherzigkeit Gottes hoffen.

Der Sebast änderte nichts, aber in den Nächten betete er laut und wimmerte, und einmal in einer sternhellen Frühlingsnacht gieng er in's Freie. Da er am Morgen nicht da war, begannen ihn die Hausleute zu suchen, bald suchten auch die Nachbarn mit, und sie suchten in allen Winkeln des Hofes, im Walde, in den Bachtümpeln — zwei Tage lang. Am dritten sah ihn ein Knecht knien im Lärchschachen. Der Sebast kniete vor einem Baum, gegen denselben gewendet; er ließ die Arme hängen und das Haupt. Eine vom Ast niedergehende Schnur, um den Hals geschlungen, hielt ihn, daß er nicht umsank. —

Warum werden diese finsteren Geschichten erzählt? fragt Ihr. Warum geschehen sie? könnte ich fragen. Darüber Betrachtungen anzustellen — es wäre müßig, die Gedanken stocken im Haupte. Es sei uns genug, nicht zu vergessen, daß im Geschlechte der Menschen eine böse Macht lauert. Daß sie bei Einzelnen schreckbar hervorbricht, sei uns eine Mahnung, wachsam und demüthig zu sein von Herzen.

Ein Winterabend im Böhmerwalde.

Ein Volksbild von **Johann Peter.**

's Feuerlein purret,
's Spinnrädchen schnurret,
's Mägdelein singt dabei
Lustig, juchhei!

Der Himmel ist in dichtes Grau gehüllt. Der sonst so mächtige Strahl der Sonne kann den Wolkenschleier nicht durchdringen. Im Haine herrscht seelentiefes Schweigen. Kein Lüftchen regt sich. Nur der Hanshahn, umgeben von seinen Hühnern, läßt zeitweilig sein Kikeriki erschallen, das dann getreulich im Walde wiederhallt. Der auf den Schneewegen und Misthaufen herumhüpfende Goldammer sucht sich seine spärliche Nahrung. Auch der Spatz ist in seiner Nähe. Nicht selten kommt er, dem Hühnervolke Gesellschaft zu leisten; er verträgt sich ganz gut mit den Scharrfüßlern und nimmt ungehindert Antheil an ihren geselligen Mahlzeiten. Ob

Digitized by Google

sich die Hausfrau darüber ärgert oder nicht, ist und bleibt ihm ganz gleichgiltig.

Im Walde herrscht Ruhe. Kein Ast, kein Wipfel bewegt sich. Unhüllt vom weißen Schneetuche liegt er melancholisch träumend vor unseren Blicken. Nur der Hase und der Rabe sind seinen Hallen treu geblieben und wohnen dort ebenso wohlbehaglich wie zur Sommerszeit. — Unaufhörlich fallen in wirbelndem Tanze die großen, wässerigen Schneeflocken zur Erde hernieder und weben derselben das schützende Winterkleid. Natur schläft den Winterschlaf. —

Der Waldler bleibt im warm geheizten Stübchen. Großmütterchen sitzt vor dem großen Kachelofen auf der sogenannten Ofenbank und raucht, wie es im Böhmerwalde sehr häufig vorkommt, wohlbehaglich sein Pfeifchen Tabak. Ringsum sitzen die kleinen Enkel und lauschen den Worten der Großmutter, die gar seltsame Geschichten vom großen „Franzosenkriege," vom „Nicio," von der „wilden Jagd," vom „bayerischen Hiesel," vom „Bruno von Rabenhorst" und dergleichen mehr zu erzählen weiß. Die Hausfrau sitzt beim Spinnrade und „dreht um die schnurrende Spindel den Faden", oder sie sitzt am Tische und beschäftigt sich mit Kleiderflicken. Der Vater hat bald dies und bald jenes zu thun; manchmal unterbricht er die Arbeit und erzählt den Kleinen ein lustig Märlein. Knechte und Mägde dreschen in der Scheuer unter lautem Jodlersange das Korn aus den vollen Aehren. Im ganzen Hause herrscht Frohsinn. Gesunder, urkräftiger Witz und Scherz verkürzen die Arbeit und erfreuen das Herz.

So vergeht der größte Theil des Tages, bis endlich die einbrechende Dunkelheit des Winterabends Ankunft verkündet. Jetzt macht der Hausherr „Feirumd" — d. i. Feierabend. — Die Mutter kocht die im Böhmerwalde allenthalben bekannte „saure Suppe" und Knechte und Mägde begeben sich in den Stall zur Viehfütterung. Nach etwa zweistündiger Arbeit versammelt sich das ganze Hausgesinde in der Wohnstube zum Nachtmahle. Da ist schon der große Tisch gedeckt, inmitten desselben steht eine große Schüssel, voll der dampfenden Suppe. Der Hausherr nimmt den obersten Platz am Tische ein. In seiner Nähe sitzen die Familienangehörigen und an diese schließt sich das Hausgesinde. Großmütterchen sitzt schon längst im Bette, die Füße auf einen Schemel gestützt und den Rosenkranz um die mageren Hände geschlungen. Die Hausfrau bringt ihm in einem Schüsselchen die Abendsuppe und eine Schnitte saftigen Schwarzbrotes.

Kurz vor der Mahlzeit spricht der Hausherr stehend ein gebräuchliches Tischgebet, das von allen Anwesenden ebenfalls stehend nachgesprochen wird. Nach beendeter Andacht wird die Abendsuppe gegessen. Der Vater nimmt das Schwarzbrot zur Hand und „brockt ein", d. h. er macht aus den Brotschnitten kleinere oder größere Brocken und gibt dieselben in die Suppe. Nun essen Alle gemeinschaftlich aus der Schüssel. Seitwärts auf der Bank steht der große, eiserne Suppentopf. Sobald nämlich die Schüssel geleert ist, „gibt die Mutter auf", d. h. sie füllt die geleerte Schüssel neuerdings mit Suppe. Zuweilen kommt es aber auch vor, daß der eine große Suppentopf nicht genügt — in derlei Fällen muß dann die Magd saure Milch aus dem Keller holen.

Nach eingenommener Abendmahlzeit wird der Tisch „ogramt" — abgeräumt. — Das ist Sache der Magd oder der Tochter. Die Geschirre werden gewaschen und nun beginnt der eigentliche Feierabend für's ganze Hausgesinde. Der Vater begibt sich entweder sogleich zu Bette oder er stopft sein Pfeifchen und geht in die Dorfschänke, um im Kreise der Nachbarn ein Stündchen der Unterhaltung zu genießen. Wie uroriginell-volksthümlich gestaltet

Digitized by Google

sich solch ein Abend-Rendez-vous der Wäldler am Wirtshaustische! — Bevor der Wäldler noch in's Wirtshaus geht, betet er mit dem Hausgesinde laut und knieyd das Abendgebet. Alle knien um die Wandbänke herum, der Hausherr betet vor, die Anwesenden nach. Nun werden die Kinder zu Bette gebracht und im Stübchen herrscht bald heilige Ruhe; nur das Feuer purrt im großen mittelalterlichen Kachelofen, der mitunter das halbe Gemach ausfüllt. Die Mutter setzt sich zum Spinnrocken und spinnt noch bis Mitternacht — mutterseelenallein. Wohl wäre es ihr lieb, wenn ihr die Mägde und Töchter Gesellschaft leisteten; allein auf dieses Vergnügen muß sie schon verzichten, denn die jungen Dorfschönen sind nicht gesinnt, die halbe Nacht bei ihrer „Alten" zuzubringen. Da wissen sie viel besseren Rath, wie der Winterabend zu verkürzen sei.

Die Dorfmädchen verabreden sich, am Abende in diesem oder jenem Hause mit ihren „Spinnradln" zusammenzukommen. Eher denn je wird das Vieh gefüttert. Nach der Abendmahlzeit putzen sie sich nett zusammen, binden auf den Rocken noch eine recht große „Hornpfa" — Flachsbündel — nehmen Spinnrad, Haspel und Rocken und wandern der Spinnstube zu. Daselbst ist bereits Alles zum Empfange der Spinnerinnen hergerichtet. Rings herum an den Wänden stehen Stühle und Bänke. Auf der Ofenbank sitzen der „Nal" und die „Nal" — Großvater und Großmutter. — Sonst ist die ganze Stube leer. Die Spinnmädchen setzen sich auf ihre Plätze und bald herrscht das gemüthlichste Leben in der „Rockenstube". Im Kachelofen prasselt das Feuer, die Spinnräder schnurren, Großmütterchen erzählt aus der Jugendzeit, wie sie auch so ein junges, frisches „Diandl" gewesen, wie sie geliebt hatte und geliebt wurde, wie sie von Freiern umringt war, wenn sie an Sonn-Nachmittagen am Tanzboden in der Dorfschenke erschien, wie sie Allen einen Korb gegeben, weil sie nur „ihn" unter Allen am liebsten hatte. Dabei weist sie auf Großväterchen hin. Dieser kann sich nicht enthalten, zur Rede seiner „Alten" zu schmunzeln und freudig erwidert er die Worte: „Ja, ja! Wir san a amoi jung gwen!"

Die Spinnerinnen lauschen gar gerne, wenn die beiden Alten so hübsch von vergangenen Tagen erzählen; bald strahlt auf ihren Gesichtern Lust und bald Trauer, je nachdem Großmütterchen vom nahen Tode oder vom süßen Jugendglücke spricht. Die „Nal" muß aber auch andere Geschichten, etwa von Räubern oder Gespenstern, erzählen, was sie auch vortrefflich kann. Wenn sie vom „verwunschenen G'schloß" oder von den „vierzig Räubern in der Räuberhöhle" erzählt, wird den Dirnen so grauslich zu Muthe, daß sie das Nachhausegehen über Alles fürchten, weil sie dann in jedem Strauche ein Gespenst versteckt glauben.

Dieses Erzählen dauert nicht allzulange, so kommen auch die Dorfburschen, ein jeder zu der „Seinen", und nun beginnt erst recht lustiges Leben und Treiben. Einer spielt auf einer Mundharmonika die einfältigsten Weisen und bald verschwinden Spinnräder und Rocken, um dem lustigen Reigen Platz zu machen. Darunter mischt sich ununterbrochen der Gesang der Burschen und Dirnen, der sich bald zum Wechsel- und bald zum Streitgesange gestaltet. Dieses lustige Treiben dauert oft bis Mitternacht und noch länger, bis endlich jede Spinnerin in Begleitung ihres Burschen die Rockenstube verläßt und langsam nach Hause wandert.

Diese Sitte führt den Namen „Rockarois" — Rockenreise — weil der Rocken gleichsam in den Spinnstuben herumreist.

Digitized by Google

Das Glück, kein Glück zu haben.

Plauderei von Helene Stökl.

„Ich gestehe," sagt ein neuerer Schriftsteller, „daß mit den zunehmenden Jahren auch mein Respect zunimmt für Diejenigen, die, wie man es gewöhnlich nennt, „kein Glück haben". Die Erfahrung hat mir gezeigt, daß das Nichtergreifen oder Nichtausnützen des Glückes sehr häufig in einem allzuzarten Gewissen, einer in unsere prosaische Zeit nicht hineinpassenden Idealität, einer zu weitgehenden Bescheidenheit und Selbstlosigkeit seinen Grund hat. Die Welt kennt ihre größten Männer nicht! Täglich leben und sterben Märtyrer, denen wohl das Marterthum, aber nicht die Palme, Helden, denen der Kampf, aber nicht der Sieg zu Theil ward. Ein Cäsar lebt im Gedächtnis der Menschen und tausend sind vergessen."

Das ist sicher eine tröstliche Anschauung für Alle, die auf der Schattenseite des Lebens stehen. Wenn wir das Glück nicht mehr als Verdienst betrachten, kann es uns auch nicht mehr beneidenswerth erscheinen. Müßte sich nicht Jeder, der vor die Alternative gestellt würde: Glück zu haben, aber nicht zu verdienen, oder es wohl zu verdienen aber nicht zu haben, für das Letztere entscheiden? (Zum mindesten im Princip!)

Sich aber besser zu fühlen als seine lieben Mitmenschen, ist unter allen Umständen ein sehr angenehmes Gefühl. Es gibt indessen noch viel näherliegende und handgreiflichere Vortheile für Die, welche „kein Glück haben".

Qui sedet in terra non habet unde cadat, wer auf dem Boden sitzt, kann nicht fallen, sagten schon die Alten und mit allem Recht. Das Hinunterrutschen auf der bekannten schiefen Fläche mag nicht angenehm sein, ist man aber einmal mit dem entsprechenden Krach unten angelangt, so hat diese Situation unbedingt ihre Annehmlichkeiten.

Wer sich im Glücke obenauf befindet, der hat jede Drehung des Glücksrades zu fürchten, wer aber im Unglück sitzt, und zwar ganz am Boden desselben, den muß die nächste Drehung naturgemäß nach oben tragen. Gewiß ist es weitaus angenehmer, der Letzte als der Erste in einer Classe zu sein, denn der Erste kann nur hinunter-, der Letzte nur hinaufkommen. Die Vorliebe vieler Schüler für den letzten Platz in der Classe erscheint von diesem Gesichtspunkte aus völlig berechtigt.

Die Gefahr besteht nicht darin, eine Leiter hinauf-, sondern hinabzufallen, und zwar gilt dies so gut von der Leiter, mit der wir auf einen Pflaumenbaum steigen wollen, als von der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft. Wer Millionen besitzt, muß fürchten, sie zu verlieren, wer keine hat, kann hoffen, sie zu erwerben, was übrigens gar nicht so schwer ist, als man gewöhnlich glaubt, da jeder Mensch Millionär werden kann, wie Nestroy sagt, vorausgesetzt nur, daß er es erlebt.

Wer aber wollte sich das Glück wünschen, Millionen zu haben, wenn es ein so viel größeres Glück ist, keine zu besitzen!

Actien können steigen oder fallen, der, welcher keine hat, braucht sich keine Sorge darum zu machen; Banken und Handelshäuser können ihre Zahlungen

Digitized by Google

einstellen, warum nicht? Ihm hätten sie so wie so nichts ausgezahlt. Cassendirectoren können mit ihren Cassen durchgehen, Postbeamte Hunderttausende defraudieren, Advokaten die ihnen anvertrauten Gelder unterschlagen, er weiß, ihm unterschlägt und defraudirt Niemand etwas.

Erb-Tanten können 100 Jahr alt werden und mehr, wenn sie wollen, der keine hat, braucht sich nicht darüber zu ärgern; mit größter Gemüthsruhe kann er Socialisten, Anarchisten und Nihilisten aburtheilen sehen, sein Geld hat sie nicht aufgereizt. Wenn Eigenthum Diebstahl ist, so hat er nie gestohlen.

Mag der Finanzminister Steuern ausschreiben, so viel er immer will, ihn beunruhigt es nicht, denn er zahlt doch keine.

Was oder wen sollte er fürchten? Vielleicht den Executor? Lächerlich! Simson war ein starker Mann und Salomo ein weiser, aber weder Simsons Stärke noch Salomo's Weisheit können Geld aus einem Menschen herausbringen, der kein's hat.

Vergnügt kann er den Räubern seine leeren Taschen entgegenhalten und mit den Einbrechern, die er nachts in seinem Schreibtisch wühlen sieht, darüber lachen, daß sie mit solchem Eifer bei Nacht suchen, was er selbst bei Tage trotz aller Mühe nicht finden kann.

Wer sein eigener Dienstbote sein muß, für den löst sich die Dienstbotenfrage in überraschend einfacher Weise, und der Segen des Vegetarianismus, der so oft verkannt wird, fällt ihm ganz von selber zu.

Sollten sich aber trotz der Anwendung des Vegetarianismus in seiner reinsten Form Krankheiten bei ihm einstellen, so ist dies nur als Verstärkung des Glückes, „kein Glück zu haben," anzusehen.

„Krankheiten verlängern sehr oft unser Leben," sagt eine gescheite Frau, „indem sie uns hindern, unseren Leidenschaften zu fröhnen." Und hat sie nicht recht damit? Der unmäßigste Mensch wird mäßig, sobald er im Spital liegt und nichts als Wassersuppe erhält, und hätten bei den Ehegesetzdebatten der französischen Kammer lauter Kranke abgestimmt, die monogamische Auffassung wäre sicher mit imponierender Majorität durchgegangen.

Doch auch in anderer Beziehung sind Krankheiten so gut wie Lebensversicherungen. Oder hätte man je gehört, daß Jemand, der krank im Bette liegt, von der Trauway überfahren oder bei einem Theaterbrande verunglückt wäre? Gewiß nicht. Wer krank ist, der erfreut sich des sichersten und ruhigsten Lebens. Er braucht sich nicht zu duellieren, weder deutsch noch amerikanisch, Niemand erwartet von ihm, daß er Mitglied der freiwilligen Feuerwehr werde oder ausziehe, das Vaterland gegen den Erbfeind zu vertheidigen.

Sollten Die, welche „kein Glück haben," schließlich bemerken, daß die Menschen sich nicht sonderlich um sie kümmern, ihnen ausweichen und aus dem Wege gehen, so braucht ihnen das keinen Kummer zu machen.

Da unsere Freunde, wie ein geistreicher Franzose definiert, aus drei Arten bestehen, erstens aus solchen, die uns lieben, zweitens aus solchen, die uns nicht lieben, und drittens aus solchen, die uns verabscheuen, so können wir auf zwei Drittel derselben von vornherein gerne verzichten und wenn uns auch das letzte Drittel den Rücken kehrt, um so besser!

Bekömmt man keine Briefe, so braucht man keine zu beantworten, wem keine Ovationen gebracht, keine Orden verliehen, keine Reden gehalten werden, der braucht sich nicht „gerührt" dafür zu bedanken, und wer auf einem gewöhnlichen Sessel sitzt, braucht nicht zu fürchten, mit sammt dem Thronsessel dynamitisch in die Luft gesprengt zu werden.

Digitized by Google

Wenn wir hören, wie herzbrechend Bismarck über die Plagen seiner hervorragenden Stellung klagt, und wie schwer Rittershaus, seiner Briefmarkenrede beim letzten Schriftstellertag nach zu urtheilen, an den Lasten der Berühmtheit trägt, so können wir für uns selber kaum eine Unberühmtheit unberühmt genug finden.

Sollte aber trotz all' dieser Gründe noch irgend Jemand finden, daß es besser sei, reich, gesund und berühmt, statt arm, krank und unbekannt zu sein, der vergißt, daß es ja ganz in der Macht Desjenigen, der „kein Glück hat," steht, dieses Glück, so oft er will, in reinster und ungetrübtester Weise zu genießen.

Oder gäbe es irgend einen Boden, der geeigneter wäre, die entzückendsten Luftschlösser darauf aufzuführen, als das Unglück, oder irgend ein Glück, das in Hoffnung und Vorfreude nicht reiner und ungetrübter genossen würde, als die Wirklichkeit es zu bieten vermag?

Kein Wagen ist so weich als der, in dem der Arme zu fahren gedenkt, sobald er reich wird, keine Frau so liebenswürdig als der Verlassene sie träumt, keine Reise so angenehm und frei von störenden Zwischenfällen als die, welche der Kranke von seinem Bett aus unternimmt.

Wenn wir bedenken, daß Hoffnung das Süßeste ist, was der Mensch genießen kann, und daß sie das tägliche Brot der Unglücklichen ist, daß es diesem ferner möglich ist, die Güter dieser Welt zu jeder Stunde reiner und schöner zu genießen, als Rothschild sie mit all' seinem Geld erkaufen kann, dann dürfen wir, alles früher Gesagte zusammenfassend, wohl dreist behaupten, daß es kein größeres Glück gibt, als „kein Glück zu haben."

Einige Bemerkungen über einen deutschen Dichter.

Von Fritz Lemmermeyer.

Im November des Jahres 1845 geschah es, daß ein junger Mann, im Begriffe, von Italien in seine deutsche Heimat zurückzukehren, nach Wien kam. Er wollte nur etwa vierzehn Tage daselbst verbleiben, doch hielt ihn das Schicksal fest bis zu seinem Tode, welcher am 13. December 1863 erfolgte. Also vor mehr denn zwanzig Jahren. Der Mann heißt Friedrich Hebbel.

Zweimal wurde ich in der letzten Zeit an ihn gemahnt. Aus dem Norden Deutschlands drang die erfreuliche Kunde, daß sich einige wohlberathene Männer zu dem Behufe vereinigt haben, dem Dichter in seinem ditmarsischen Geburtsorte Wesselburen ein Denkmal zu errichten. Das ist das einemal. Das anderemal, als ich unter den neun Büsten berühmter Dramatiker, welche die Façade des neuen Burgtheaters in Wien schmücken, auch die Hebbel's gewahrte. Wer ihm diese Auszeichnung zu Theil werden ließ, wußte, was er that, und wußte auch, warum er Hebbel unmittelbar neben Schiller stellte. Wenn man sich aber, in die Betrachtung der Büste versunken, die deutschen Bühnenverhältnisse der Gegenwart vor Augen hält, so erscheint dieselbe wie Ironie. Es überkommt Einen das beängstigende Gefühl, als werde die Büste lebendig, als thue Hebbel den Mund auf und rufe, von einem jener Zornanfälle übermannt, mit denen er bei Lebzeiten seine Umgebung oft so unvermuthet

Digitized by Google

und unvermittelt überraschte: „Warum stehen meine Dramen = Dichtungen nicht im Repertoire der deutschen Bühne?"

Dramen = Dichtungen! Der Grund der Nichtbeachtung Hebbel's seitens der Theatervorstände ist ausgesprochen: Hebbel's Dramen sind keine „Stücke" schlechtweg, sondern „Dichtungen," Kunstschöpfungen eines Genies, welches seine eigenen Wege gieng und sich um Mode und theatralisches Tagesbedürfnis keinen Deut kümmerte. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die heutigen Bühnenleiter gegen Dramen, welche einen hervorragenden literarischen Wert besitzen, eine fast unüberwindliche Abneigung hegen und jedes poesieverlassene, wenn nicht gar poesiefeindliche, mit einiger Gewandtheit zusammengestoppelte, an gewissen modernen Reizungen und Effecten starke Theaterstück denselben vorziehen. Wenn ein literarisch wertvolles Drama bühnenunmöglich ist, haben die Directoren das Recht, es auf den Index zu setzen; verbindet es aber mit dem inneren Gehalte, dem künstlerischen und menschlichen, noch die Eigenschaft der Aufführbarkeit und Bühnenwirksamkeit, dann ist es frevelhaft, ein solches Drama dem Publikum vorzuenthalten. Hebbel's Schöpfungen gehören zur letzteren Art. Gleich sein erstes Werk, die „Judith," ist ein Beweis. Bald nachdem er mit demselben den Weg der Oeffentlichkeit betreten, beschäftigten sich mit ihm die ersten Geister der Nation. Der Nation selbst blieb er fremd bis zum heutigen Tage. Sein Ausspruch, daß eine Zeit kommen werde, in der jeder Junge mit seinen Werken vertraut, hat sich bisher nicht erfüllt. Hebbel's Dichtungen sind ebensowenig populär als Goethe's „Faust" als Ganzes genommen, abgesehen von der großen Gretchen-Episode; und was die Buben auf der Gasse betrifft, so pfeifen diese wohl Melodien vom Kapellmeister Millöcker, aber nicht von Beethoven. Erhoben die vortrefflichsten Denker und Kritiker für Hebbel ihre Stimme, so fehlte es auch nicht an minder vortrefflichen, welche, obzwar seine Genialität anerkennend, im Einzelnen an ihm herum mäkelten. Er wurde verhimmelt und erniedrigt — ein Vorgang, der sich bei jeder ureigenen Kunsterscheinung wiederholt. Bedachtsame und berufene Männer haben Hebbel mit den größten Künstlern aller Zeiten verglichen. Obwohl der Vergleich die armseligste und billigste Art von Urtheil ist, möchte ich doch auf die innere Verwandtschaft hinweisen, die zwischen Hebbel und Michel Angelo besteht. Michel Angelo ist Plastiker ganz und gar, auch dort, wo er Maler ist; auch seine malerischen Gestalten scheinen wie aus Marmor gemeißelt. Von Hebbel gilt das nämliche. Jedes einzelne Drama, und in jedem Drama jede Scene, und in jeder Scene jede Person steht mit plastischer Rundung und Lebendigkeit vor unseren Augen; jeder Vers, jeder Satz ist wie aus Marmor. Ferner ist wie bei Angelo so auch bei Hebbel der große Zug auffallend, der durch sein gesammtes Schaffen geht: „es steigt das Riesenmaß der Leiber hoch über Menschliches hinaus." — Diese Eigenschaft ist besonders jenen Tragödien eigen, welche Stoffe aus der Bibel, der Legende oder Sage behandeln, also „Judith," „Genovefa," „Nibelungen" und „Herodes und Marianna." Den Charakter des Hünenhaften haben vornehmlich Gestalten wie Holofernes, Golo, Hagen. In dem modern-socialen Trauerspiele Maria Magdalena hingegen obwaltet das Rein-Menschliche. Daher kommt es, daß dieses Stück die Zuschauer am mächtigsten ergreift. Bei einer Aufführung der „Maria Magdalena" kann man beobachten, daß nicht allein Frauen, sondern auch Männer weinen. Hebbel wurde der Vorwurf gemacht, es habe ihm Gemüth gemangelt, der überquellende Reichthum an Gedanken habe diesem keinen Raum gelassen. „Maria Magdalena" beweist

Digitized by Google

das Gegentheil: wessen Dichtung auf Gemüther mächtig zu wirken vermag, dem kann Gemüth nicht gefehlt haben.

Auch der Vorwurf, Hebbel's Dramen seien ausschließlich Gedankenarbeit, Ausflüsse der Reflexionen, trifft nicht. Thatsache ist, daß Hebbel — ebenso sehr Philosoph als Poet, ein Geistesverwandter Schopenhauer's, ein Metaphysiker, der über uralte Probleme neue, überraschende Ideen zu verbreiten wußte — meist von einem Problem ausgieng, nach dessen dichterischer Lösung und Gestaltung er rang. Der Verstand hatte an Allem, was er schuf, zwar den ersten Antheil, aber nicht den letzten. War Hebbeln die Lösung eines Problems auf abstractem Wege gelungen, so bemächtigte sich desselben die Phantasie; der Gedanke ward zum Bilde, das er mit der ihm eigenthümlichen großartigen Gestaltungskraft zu fixieren vermochte, dabei stets den geraden Weg der Natur einschlagend, streng und consequent auf sein Ziel losstenernd und den bloß äußerlichen Effect verachtend. Seine Charaktere entwickeln sich logisch; Hebbel muthete ihnen nichts zu, was ihrer Natur widersprach; jeder große und jeder kleine Zug entspringt ihrem Innern. Aus diesem Grunde sind seine Charaktere sowohl in psychologischer als ästhetischer Hinsicht Meisterwerke der Dichtkunst.

Dichtkunst — es ist das trefflichste Wort, welches die deutsche Sprache hat. Das Wort ist von merkwürdiger Plastik und enthält implicite seine Definition. Dichtkunst — was bedeutet das anderes, als die Kunst zu verdichten, zu concentrieren? was besagt es Anderes, als daß der Dichter die Aufgabe habe, im Verdichteten, Concentrierten, also Besonderen das Allgemeine zu zeigen, in einem einzigen Bilde eine Welt von Bildern zu veranschaulichen, im Einzelnen das Ganze ahnen zu lassen, in einer einzigen Menschengestalt den Typus einer ganzen Gattung zu offenbaren? — Ein Dichter in diesem Sinne der Concentration ist Hebbel. Mißverständige haben dies Dürftigkeit genannt, aber es ist gerade das Gegentheil, es ist Reichthum.

Die von Hebbel dargestellten Probleme sind zumeist geschlechtlicher Art. Darum haben die Zeloten geschrien: er ist unmoralisch! — Hebbel ist ein moralischer Dichter, moralisch im höchsten Sinne genommen, als lügenfeindlich und wahr. Das Wahre, das künstlerisch Nackte pflegen die ästhetischen Splitterrichter, welche sich mit großer Emphase in die weiten Falten ihres Tugendmantels hüllen, unmoralisch zu nennen. Nun, Hebbel ist in demselben Maße unmoralisch, wie der Bildner der mediceischen oder knidischen Venus und der Schöpfer der Gretchen-Tragödie. Hebbel hat es verstanden, das Verhältnis zwischen den Geschlechtern mit überlegener Dichterschaft in seiner ganzen mystischen Tiefe zu behandeln, ohne vor der letzten Consequenz zurückzuschrecken, auch dann nicht, wenn letztere im Zuschauer, der, falls er österreichisch-gemüthlich genatnrt ist, es liebt, daß dem Tragischen am Schlusse die Spitze abgebrochen werde, einen Stachel zurücklassen sollte. In seiner Consequenz und Wahrheitsliebe konnte Hebbel geradezu grausam sein, als Mensch wie als Dichter, eine Eigenschaft, der er viele Gegner dankt. Doch liegt zum Theil gerade darin das Imponierende seiner Persönlichkeit, und ohne diese Eigenschaft wäre es ihm kaum gelungen, die dämonische Gewalt des Tragischen in einer Weise fühlbar zu machen, die den Leser wie Zuschauer durchschauert.

Wegen dieses, für einen Tragiker unschätzbaren Vorzuges hieß man Hebbel krank. Wegen der nämlichen Eigenschaft sprach man seinen Schöpfungen Schönheit ab. „Schön" — wenn nur der Begriff erst feststünde. Schopenhauer, dieser erstaunliche, allzeit auf den Kern der Dinge dringende Geist, hat eine der faßbarsten Definitionen des Wortes „schön" gegeben. Er sagt: „Schön"

Digitized by Google

ist ohne Zweifel verwandt mit dem englischen to shew und wäre demnach shewy, schaulich, what shews well, was sich gut zeigt, sich gut ausnimmt, also das deutlich hervortretende Anschauliche, mithin der deutliche Ausdruck bedeutsamer Ideen." Auf Hebbel läßt sich diese Definition gar prächtig anwenden; seine Dichtungen sind sammt und sonders „der deutliche Ausdruck bedeutsamer Ideen," also schön nach Schopenhauer.

Ueber die Bühnenwirksamkeit der Hebbel'schen Dramen des Breiten zu sprechen ist überflüssig, sie hat sich schon zu häufig bewährt. Obzwar auch ihre Lectüre einen bedeutenden Genuß gewährt, so kommt ihre Schönheit und Tiefe erst bei der Aufführung ganz und voll zur Geltung, insbesondere die Großartigkeit der Volksscenen, z. B. im dritten Acte der „Judith," die unvergleichlich sind und an Bedeutung mit den Büchern des alten Bundes wetteifern. Wenn man diese Volksscenen liest, erheben sich Gestalten vor dem Auge, Alles verlebendigt sich, Alles treibt und drängt zur Bühnen-Darstellung. Auch die Meisterschaft Hebbel's in der Schilderung solcher Seelenzustände, welche einer Krankheitserscheinung gleichkommen und der pathologischen Psychologie angehören, wie z. B. Judith's Erzählung der Brautnacht, kann erst auf der Bühne zur völligen Offenbarung gelangen.

Zur Darstellung der Hebbel'schen Dramen bedarf es bedeutender, des Ausdruckes der höchsten Leidenschaft fähiger, tragischer Schauspieler. Die Italiener besitzen sie, im deutschen Lande sind sie seltener als weiße Raben. Der Mangel an solchen Schauspielern dürfte mit Ursache sein, daß die meisten Directoren dem Publikum die Dramen Hebbel's versagen. Die einzige deutsche Schaubühne, welche annoch über relativ gute Kräfte verfügt, dürfte das Wiener Burgtheater sein. Darum ist dieses auch in erster Linie verpflichtet, gut zu machen, was an Hebbel gesündigt wurde und gesündigt wird. Dazu kommt noch, daß er die letzten Jahrzehnte seines Lebens in Wien verbracht hat, in Wien die meisten seiner Dichtungen entstanden sind und daß er in Wien begraben liegt. Im Burgtheater werden „Die Nibelungen" bisweilen aufgeführt; auch „Maria Magdalena" wird von Zeit zu Zeit — geradezu vollendet — dargestellt. Aber warum sind in einer Zeit, wo die echt tragische Poesie im Absterben begriffen ist, Tragödien wie „Judith," „Genovefa," „Agnes Bernauer," „Herodes und Marianne," „Gyges und sein Ring" und der bis auf einige Scenen fertige „Demetrius" nicht im Repertoire des Burgtheaters zu finden? Warum wird keine Aufführung der Lustspiele „Rubin" und „Diamant" versucht? — Adolf Wilbrandt, der während der kurzen Zeit seines Directoriums schon so viele literarische Schätze zu heben verstanden, bei den Griechen und Spaniern künstlerische Anleihen mit außerordentlichem und verdientem Glücke gemacht hat, wird gewiß an den näher liegenden Schätzen, die Hebbel's Namen tragen, auf die Dauer nicht kalt vorübergehen. Daß Hebbel ein deutscher Dichter, ja ein halber Oesterreich ist, wird doch kein Hindernis sein? Und Hebbel's Büste auf dem neuen Burgtheater keine Ironie?

Digitized by Google

Das Nagelfest in Dornbach.

Von M. Glock.

Der Schulmeister Sebaldus Kirchheimer hatte in der Sacristei dem Geistlichen die kirchlichen Gewänder angelegt und drängte sich nun die dichten Reihen der Andächtigen hindurch dem Chore zu, wo eben die Geigen für das musikalische Hochamt gestimmt wurden. Oben angelangt, nahm er sofort an der Orgel Platz und die Musik begann. Der heutige Tag war ein besonders freudiger für Herrn Sebaldus, denn heute, als am Feste der heil. drei Könige, sollte eine Messe von Michel Haydn aufgeführt werden, während die fromme Gemeinde an gewöhnlichen Sonntagen nur kleinern Messen von Schiedermayer, am häufigsten die sogenannte „Hußarenmesse" zu hören bekam, die durch ihre geränschvoll heiteren Tonweisen, begleitet von lustigem Trompetengeschmetter, sich übrigens einer großen Popularität erfreute.

Der Lieblingscomponist des Herrn Sebaldus aber war Michel Haydn, dessen Werke er hoch über die des Josef Haydn, des Schöpfers der „Schöpfung" und der „Jahreszeiten" stellte. Und wenn ihn hie und da seine musikalischen Freunde und Amtsgenossen mit seiner maßlosen Begeisterung für Michel Haydn neckten und die Compositionen desselben eine Aneinanderreihung von ungenießbaren, zopfigledernen Motiven ohne eine Spur von melodischer Gestaltung nannten, so gerieth er in gewaltigen Zorn und warf den Tadlern totale Unkenntnis des Generalbasses und Contrapunktes vor, ohne welche eine richtige Beurtheilung und Werthschätzung von Michel Haydn's Musik ganz und gar unmöglich sei.

Nachdem aber die fromme Dorfgemeinde weder bei Simon Sechter, noch bei einem andern Contrapunktisten in die Lehre gegangen war, so dürfte sie von der heutigen Aufführung der Michel Haydn'schen Messe kaum so erbaut gewesen sein, als der wackere Chorregent, dessen faltiges Gesicht vor Vergnügen leuchtete, als er nach beendetem Gottesdienste und nachdem die mitwirkenden Musiker das Chor verlassen hatten, die einzelnen „Stimmen" zusammensuchte und sie in regelrechter Reihenfolge, von der Orgelstimme bis zur Pauke hinab, in den Umschlag legte. An die Knöpfe seines Sonntagsrockes hatte er links und rechts eine Geige gehängt, die Bogen nahm er in die rechte Hand, unter den linken Arm die Musikalien und so trat er aus dem Portal der Kirche heraus, gefolgt von mehreren Sängerknaben, welche Hörner, Trompeten und die übrigen Blasinstrumente in das der Kirche gegenüberliegende Schulhaus trugen.

Als Herr Sebaldus in sein Zimmer getreten war und sich seiner Last entledigt hatte, warf er, ehe er sich zum Mittagstische setzte, noch einen langen, bewundernden Blick auf ein an der Wand über seinem Bette hängendes Bild. Dieses stellte einen alten Herrn vor, in altmodischer Kleidung, mit einem verzwickten, runzligen, freundlich grinsenden Gesichte und gepudertem Haupte, an dessen hinterer Seite etwas wie von einem Haarbeutel baumelte. Es war dies das wohlgelungene Conterfei

Digitized by Google

des Michel Heydn, in Lebensgröße in Oelfarben gemalt und in einen Goldrahmen eingefügt. Das Bild hieng an einem starken hölzernen Nagel, um den ein Epheukranz gewunden war.

Nachdem der Schulmeister sein bescheidenes Mahl verzehrt hatte, durfte er sich, bis der Nachmittagsgottesdienst ihn wieder in die Kirche rief, einige Ruhe gönnen. Er lehnte sich in seinen Armstuhl zurück, schloß die Augen und ließ im Geiste eine kunstvoll gebaute Fuge, mit welcher in der heute aufgeführten Messe das Credo schloß, an seinem Ohr vorübergleiten. Plötzlich sprang er auf, öffnete einen großen Wandschrank, welcher von oben bis unten mit Musikalien angefüllt war und legte die heute gebrachten Notenhefte sorgsam an ihre alte Stelle. Mit stolzer Genugthuung blickte er auf seine hier aufgehäuften Schätze. Lauter Kirchenmusik; nichts als Messen, Offertorien, Gradnale, tantum ergo, Requiem und Vespern, und Alles von ihm selbst eigenhändig geschrieben.

Seit dem Antritte seines Schulamtes war Sebaldus Tag für Tag Morgens um 8 Uhr mit einem Pack Notenpapier unter dem Arm in sein Lehrzimmer getreten, und während die Schulkinder der Reihe nach das Einmaleins aufsagten, und zwar in der festgesetzten Ordnung, daß, wenn der letzte Schüler in der hintersten Bank damit fertig war, der erste vorn wieder von neuem damit zu beginnen hatte, war der wackere Mann so eifrig mit Notenschreiben beschäftigt, daß die Köpfe nur so flogen und die fünflinigen Reihen des Papiers sich rasch mit den schwarzen Hieroglyphen der Tonkunst füllten. Seine Notenschrift war berühmt unter seinen Amtsbrüdern und auch er selbst bildete sich nicht wenig darauf ein und sah mit Verachtung auf alle gedruckten Noten herab, die übrigens damals noch ziemlich selten und sehr theuer waren.

Es konnte somit nicht fehlen, daß die musikalische Bibliothek des Schulmeisters von Jahr zu Jahr an Umfang gewann. Er besaß zuletzt so ziemlich Alles, was seit den Zeiten der alten Italiener an kirchenmusikalischen Werken geschrieben worden war. Aber hoch über alle anderen Compositionen stellte er die Werke von Michel Haydn. Dieser war und blieb sein Liebling, sein Abgott. Er besaß von diesem Meister über ein Dutzend Messen, 92 Graduale und Offertorien und eine große Anzahl anderer Compositionen. Jede derselben galt ihm als ein unerreichtes Meisterwerk, mit dem sich keines der Werke Mozart's, Beethoven's und Josef Haydn's auch nur im Entferntesten messen könnte. Es fehle den Werken der genannten Meister, behauptete Sebaldus, ebenso sehr die streng kirchliche Form, als der kirchliche Geist.

Von der irdischen Hülle des verblichenen Meisters vermochte Sebaldus damals sich keine Vorstellung zu machen, denn er war noch nicht im Besitze des kostbaren Bildes, welches heute die Wand über seinem Bette zierte. Auch von dem Lebenslaufe Michel Haydn's wußte er nichts weiter, als daß derselbe bis an sein seliges Ende als Organist und Regenschori an der Stiftskirche zu St. Peter in Salzburg lebte und wirkte. Diese Stadt einmal zu sehen, die Stätte zu betreten, auf welcher Michel Haydn's Fuß gewandelt, war sein innigster Wunsch.

Und es kam ein Tag, der ihm diesen Wunsch erfüllen sollte. Sein Pfarrer, ein Bruder des Abtes von St. Peter in Salzburg, versah ihn mit dem nöthigen Reisegelde und mit einem Empfehlungsschreiben an den Abt, und als die Herbstferien herangekommen waren, machte sich Sebaldus mit fröhlichem Herzen auf den Weg.

Die schöne Stadt wurde glücklich erreicht; aber weder die landschaftlichen Reize derselben, noch der Umstand, daß sie die Geburtsstätte Mozart's umschloß, war vermögend, in Sebaldus irgend ein Interesse zu erwecken; nur die

Digitized by Google

Erinnerung an Michel Haydn machte ihm den Ort bedeutend und ehrwürdig. Der Abt von St. Peter empfieng unsern Wanderer, nachdem er das Empfehlungsschreiben gelesen hatte, sehr freundlich und gab den Auftrag, ihn wohl zu verpflegen und ihm Alles zu zeigen und mitzutheilen, was zu Michel Haydn in irgend einer Beziehung stand.

Und so stieg denn Sebaldus des anderen Tages die steile Stiege zu dem Chor der Stiftskirche hinan und stand endlich an der Schwelle des ersehnten Heiligthums, das der Fuß des Meisters so oft betreten hatte. Zögernd trat er hinein. Er setzte sich, von Ehrfurchtsschauern durchschüttelt, auf den Sitz hinter der Orgel und ließ seine Finger längere Zeit auf den Tasten ruhen. Dann blickte er empor an das hohe Gewölbe. Es war ihm, als ob dort der Geist des verewigten Meisters als feuriger Stern herableuchten müsse auf das Haupt seines glühenden Verehrers und Bewunderers. Auf die Frage an den ihn begleitenden Mönch, ob hier nicht hie und da eine von Michel Haydn's Messen aufgeführt werde, antwortete dieser, daß man seine Werke längst als antiquiert betrachte und nur höchst selten mehr zur Aufführung bringe.

Als Sebaldus Abends in den Stiftskeller trat, um sich mit einem Glase Wein zu erquicken, zeigten ihm einige Gäste, mit denen er ein Gespräch über Michel Haydn anknüpfte, eine traurige Ecke an einem Tische in der Nähe des Ofens, wo der alte Organist gewöhnlich Platz nahm, wenn er Abends in den Stiftskeller hinabstieg, sowie einen hölzernen, in der Wand befestigten Nagel, an dem er seinen Hut aufzuhängen pflegte. Auf diesen höchst werkwürdigen Nagel richtete Sebaldus, während er seinen Wein schlürfte, so manchen sehnsüchtig begehrenden Blick.

Er hatte nun schon mehrere Tage in Salzburg verweilt, zuletzt das Grab Michel Haydn's auf dem romantisch gelegenen St. Peter Friedhofe besucht und bereitete sich endlich zur Heimreise. Als er wieder vor dem Abte stand, um sich zu verabschieden und für die genossene Gastfreundschaft zu danken, sagte der würdige Prälat: „Da mir mein Bruder mitgetheilt hat, daß Sie ein so leidenschaftlicher Verehrer des Michel Haydn sind, so will ich Ihnen hier sein wohlgetroffenes Bildnis mitgeben, damit Sie ein recht lebhaftes und dauerndes Erinnerungszeichen an ihn und zugleich ein Andenken an Ihren Besuch in Salzburg haben." Bei diesen Worten nahm er von der Wand ein Oelbild in Goldrahmen herab und legte es in die Arme des vor freudiger Erregung zitternden Sebaldus, der, indem er die Hand des Prälaten küßte, fast vergaß, seinen Dank zu stammeln.

Eiligst lief er nun fort, um das Bild einzupacken und dann mit dem Postwagen Salzburg zu verlassen. Als er im Postamte erfahren hatte, daß der Wagen erst in einer Stunde abgehen werde und er nun mit dem Bilde unter dem Arme vor dem Posthause ungeduldig auf und ab spazierte, giengen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. Er dachte an den berühmten Nagel im Stiftskeller. Jeder andere profane Nagel, mochte er nun aus Holz oder aus Eisen sein, war nach seiner Meinung nicht würdig, Haydn's Bild zu tragen. Um jeden Preis mußte der Versuch gemacht werden, diese kostbare Reliquie auf irgend eine Weise zu erwerben.

Sebaldus eilte in den Stiftskeller zurück und überlegte unterwegs, auf welche Art er in den Besitz des Nagels gelangen könnte. Ob ihm der Wirt vielleicht den an sich werthlosen Gegenstand unentgeltlich überließe? Er wollte es versuchen, aber auch zu einer kleinen Geldentschädigung wollte er sich bereit finden lassen.

Als er in die Wirtsstube trat, fand er dieselbe glücklicher Weise von

Digitized by Google

Gästen leer. Er bestellte eilig ein Glas Wein und während der Wirt in den Keller gieng, um das Verlangte zu holen, näherte sich Sebaldus dem Nagel und versuchte, ob derselbe fest in der Mauer stecke. Aber siehe da, er war nur ganz lose befestigt und blieb ihm in der Hand. Rasch entschlossen legte er einen kleinen Betrag in Kupfergeld auf den Tisch und machte sich mit seiner Beute eiligst davon.

Bei dem Posthause angelangt, sah er schon den Wagen stehen, an den der Postillion soeben die Pferde anspannte. Er warf sich schnell hinein und fort gieng's, der Heimat zu.

* * *

Die Ferien waren noch nicht zu Ende, als Sebaldus seine Amtsbrüder in den Vororten und der Umgebung Wien's schon von dem glücklichen Erfolge seiner Salzburger Reise in Kenntnis gesetzt hatte, und da er auch in den musikalischen Kreisen der Hauptstadt viele Bekannte und Freunde zählte, die theils dem Lehrerstande angehörten, theils Orchestermitglieder der Hofoper oder der Hofcapelle waren, so durfte er sich der Hoffnung hingeben, daß ein Lieblingsplan, mit dem er sich seit seiner Rückkehr aus Salzburg trug, Leben und Gestalt gewinnen werde.

Dieser Plan bestand in nichts Geringerem, als daß am Michaelitage in der Dornbacher Pfarrkirche zu Ehren Michel Haydn's in würdigster Weise dessen große, doppelchörige Messe aufgeführt, und sodann sein Bildnis in feierlichem Aufzuge aus der Kirche in das Schulhaus übertragen werde. Die Musiker hatten mit Vergnügen ihre Mitwirkung zugesagt und Sebaldus beeilte sich nun, die sonstigen Vorkehrungen zu treffen, vor Allem aber für eine gute Tafel Sorge zu tragen.

In Beziehung auf diesen letzteren Programmpunkt griff ihm sein Pfarrer in wohlwollendster Weise unter die Arme, indem er ein ansehnliches Fäßlein Wein aus dem Stiftskeller und ein wohlgenährtes Schweinchen aus seinem Wirthschaftshofe spendete, und da auch von anderer Seite mancherlei Beiträge und Spenden zuflossen, so konnte Sebaldus beruhigt dem großen Tage entgegensehen.

Der Tag des heil. Michael, diesmal glücklicherweise auf einen Sonntag fallend, war endlich herangekommen. Schon am frühen Morgen eilten von allen Seiten die Musiker herbei und der Raum auf dem Chor war kaum ausreichend, um Alle zu fassen. Und nun begann die Aufführung von Michel Haydn's doppelchöriger Messe, die Sebaldus für das bedeutendste Werk hielt, das für Kirchenmusik überhaupt je geschrieben worden war, selbst Beethovens gewaltige Missa solennis nicht ausgenommen. Ob die Musiker, die heute das Werk zu Gehör brachten, der gleichen Ansicht waren, wissen wir nicht, aber die Aufführung selbst war, abgesehen von den unzulänglichen Singstimmen, eine so meisterhafte, wie man sie in ähnlicher Weise nur in den großen Kirchen Wien's oder in der kaiserlichen Hofcapelle hören konnte.

Nach beendeter Messe bewegte sich ein festlicher Zug von der Kirche gegen das Schulhaus hin. Voran giengen zwölf Musiker, die einen heiteren Marsch bliesen. Dann kam ein weißgekleidetes Mädchen, auf einem Polster den „Haydn-Nagel," umgeben von einem Epheukranze, tragend. Ihr folgte der Schulmeister Sebaldus mit dem eichlaub-umkränzten Bilde Michel Haydn's; den Zug schlossen die übrigen Musiker und Festgenossen.

Im Zimmer des Schulmeisters angelangt, wurde der Nagel unter schmetterndem Trompetenschall in die Wand getrieben und dann das Bild daraufgehängt. Hierauf setzte man sich zur Tafel. Obenan saß der würdige Pfarrer und Stifts-Administrator,

Digitized by Google

Michael Nagenzaun, das unterste Ende nahm der Schulmeister Sebaldus ein. Es war eine interessante Gesellschaft, die da beisammen saß. Abgesehen von den Musikern von Fach, von denen jeder auf seinem Instrumente ein Meister war, gab es auch unter den anwesenden Schulmeistern ganz ansehnliche und merkwürdige Leute. Sie gehörten ohne Ausnahme zu jenen glücklich situirten Schulmonarchen, die in der Lage waren, für die Besorgung der eigentlichen Schulgeschäfte drei oder vier Gehilfen zu halten und die es somit „gottlob nicht nöthig hatten," sich mit dem Unterrichte der Jugend zu befassen. Ihre Aufgabe bestand vielmehr darin, den Meßner- und Organistendienst zu versehen und das Schulgeld einzuheben. Dafür aber gab es unter ihnen ganz tüchtige Musiker, die nicht nur die Orgel zu meistern verstanden, sondern mit der Behandlung fast aller musikalischen Instrumente vertraut waren. Sogar Componisten gab es in ihren Reihen und mancher von denen, die heute in aller Fröhlichkeit hier an der Festtafel saßen, hatte ein oder das andere Tantum ergo, Offertorium oder Gradnale, ja wohl gar eine oder die andere selbst componierte Messe auf dem Gewissen.

Der Appetit der Festgesellschaft erwies sich als ein vortrefflicher und auch ihr Durst ließ nichts zu wünschen übrig. Das Fäßlein Wein, welches, mit einer Pipe versehen, ganz zweckmäßig in der Nähe der Tafel gelagert war, begann bedenklich hohl zu klingen, aber um so lauter und fröhlicher wurden allmählich die Stimmen der Festgenossen. Da erhob sich plötzlich einer der Gäste, Ferdinand Schubert, der Bruder des berühmten „Liederkönigs," und hielt folgende Rede:

„Geehrte Herren und Freunde!

Wir feiern heute ein würdiges Fest. Es gilt den Manen eines verewigten Meisters der Tonkunst, dessen Gedanken wir heute in einem seiner Werke durch unsere unzulänglichen Kräfte zum Ausdruck zu bringen suchten. Dort von der Wand herab strahlt uns mit freundlichen Blicken sein Bild entgegen, mit liebevoller Pietät herbeigeholt aus fernen Landen von unserem würdigen Freunde und Amtsgenossen Herrn Sebaldus Kirchheimer. Aber bedeutungsvoller als das Bild ist der Nagel, an dem es hängt. Denn diesen unscheinbaren Nagel hat die geweihte Hand des Meisters leibhaftig berührt; an diesem Nagel pflegte er, wenn er von Geistesarbeit ermüdet in den Keller des ehrwürdigen Stiftes St. Peter hinabstieg, um sich durch ein Glas Wein zu erfrischen, seinen Hut und, wie glaubwürdige Zeitgenossen versichern, auch seinen Haarbeutel aufzuhängen. Indes der Hut sowohl, als besagter Haarbeutel, berührten unmittelbar ein Haupt, aus dessen Tiefe in fast unerschöpflicher Fülle Gedanken quollen, die von des Meisters Wirken und Schaffen lebendiges Zeugnis geben. Und ob auch die eigenartige, wenn gleich kunstvoll gebaute Form, in welche er seine musikalischen Gedanken zu kleiden liebte, uns Epigonen nicht mehr recht genießbar erscheint und die Alles zerstörende Zeit sich anschickt, seine Compositionen zu den Todten zu legen, so hat er uns doch ein Werk hinterlassen, ein schönes deutsches Kirchenlied, das niemals veralten, das jedem Einfluß der Zeit siegreich wiederstehen wird. Was nun unsern geehrten Freund und Amtsbruder Sebaldus Kirchheimer —"

Der Redner wurde plötzlich unterbrochen, da sich die Thür öffnete und die Magd hereintrat, die auf einer großen Schüssel einen ungeheuren Berg von dampfenden Backhühnern trug und auf den Tisch stellte. Bei diesem fröhlichen Anblicke erhob einer der anwesenden Schulmeister sein volles Glas und rief:

„Ein Hoch allen großen Meistern der Tonkunst! Hasse-Bach-Händel hoch!"

Digitized by Google

Und die Gläser klirrten zusammen und manches brach in Scherben, während der flüssige Inhalt das weiße Tischtuch tränkte. Mehr als zwanzig Gabeln bohrten sich geschäftig in den Hühnerberg, der so rasch verschwand, als ob ihn ein Erdbeben verschlungen hätte und nur die kauenden Backen der Gäste ließen errathen, wohin er gekommen war.

Und immer lauter und toller wurde das Gelage. Trinkspruch reihte sich an Trinkspruch, und als man endlich auch an den Urheber und Veranstalter des fröhlichen Festes dachte und ihn durch eine passende Anrede ehren wollte, fand man ihn gar nicht unter den Anwesenden. Er, der früher dem vorsitzenden Pfarrer gegenüber am untersten Ende der Tafel saß, hatte sich zu wiederholten Malen bei verschiedenen Anlässen erhoben und den Mund bewegt, als ob er reden wollte, aber sich stets wieder niedergesetzt, ohne etwas zu reden. Hatte ihn die Rührung stumm gemacht? Wer konnte es wissen, was in ihm vorgieng. Aber nun war er nicht zu finden. Man durchsuchte vergebens das ganze Haus. Was war aus ihm geworden?

Die ganze heitere Gesellschaft zog endlich in den hinter der Kirche gelegenen Stiftskeller hinüber, wo der Gesuchte seinen gewöhnlichen Abendtrunk einzunehmen pflegte. Da fand man den Schulmeister im hintersten Stübchen mutterseelenallein. Er hatte ein Glas Wein vor sich und aß eine Wurst dazu, während ihm Freudenthränen über die faltigen Wangen liefen. Von Rührung überwältigt, hatte er sich von seiner eigenen lucullischen Tafel heimlich fortgeschlichen, um sich seinen Gefühlen ungestört überlassen zu können.

Hiesel und Liesel.

Eine Dorfgeschichte von **Heinrich Leuthold.**

Des Goldbauern Hiesel, dem gieng es recht schlecht.
Er liebte die Liesel, die Liesel den Knecht.

Des Goldbauers Hiesel hatt' Thaler, die echt;
Er gab sie der Liesel, sie gab sie dem Knecht.

Des Goldbauers Hiesel sagt, daß er sie möcht';
Da lachte die Liesel und küßte den Knecht.

Des Goldbauers Hiesel hat Alles verzecht,
Da ließ ihn die Liesel und gieng zu dem Knecht.

Des Goldbauers Hiesel ward dennoch gerächt:
So wie ihn die Liesel, verrieth sie der Knecht.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Der Großvater.

Genrebildchen.

Da war gestern in dem Hause meines Schwagers Thomas eine kleine Familiengeschichte, die mich herzlich ergötzt hat. Weil jetzt gerade die Regentage sind, so schreibe ich den Spaß auf, daß die Meinige was zu lachen hat über ihren Bruder.

Der Schwager Thomas ist schon Großvater und hat — was Treuherzigkeit anbelangt — viel von meiner Emma. Und auf solcher Grundlage hat sich's begeben. Ich sehe und höre sie ordentlich noch vor mir, den Alten und den Jungen, denn ich habe sie von meiner Stube aus so halb und halb belauscht.

„Ja, Micherle, ja freilich!" sagt der Großvater und schaukelt das Wickelknäblein auf seinen Armen und lugt es nicht viel weniger verliebt an, als er vor vierzig Jahren Dieselbige angeblinzelt, die hernach Micherle's Großmutter geworden ist.

„Ja, Micherle, heut' hat sie uns Zwei allein gelassen, die Großmutter, die schlimme! Und die Mutter hat uns auch allein gelassen, die Mutter, die schlimme! Und der Vater auch, und All' haben sie uns allein gelassen, die Leut', die schlimmen, und sind auf die Hochzeit gefahren. Weil Dein Oheimlein ein Weibel nimmt, mein Du! Das ist Einer, das! Die Sauberste packt er her, die Allersauberste! Nachher brauchen Sie den Alten zum Kinderlocken, just wie ihn Deine Mutter dazu braucht, just so. Deine Base ist noch nicht achtzehn Jahr alt, hat auch schon einen Bräut'ger. Das wird noch eine Brut werden um mich, Jesus, Maria und Joseph!"

Dabei schmunzelt er. Brummen muß man, wenn sie anfangen, Nester zu bauen, versteht sich, aber insgeheim schwimmt das alte Herz in einer goldenen Flut von Glückseligkeit. Einst in jungen Jahren, da er selber geliebt hat, da gab's Freuden und Kummer und Zorn und Aengsten. Jetzt ist's besser, von seinen „mordsjauberen" Schwiegertöchtern nimmt er nur die Freuden, die so fein sind und mild, daß sie das Fleisch gar nicht mehr angreifen, außer wenn das kleine Micherle ihn an der Hand faßt und in den Finger beißt.

„Ja, das Micherle! Jetzt muß es aber Milchbrei schmausen, sonst zankt die Mutter, wenn sie heimkommt," sagt der Alte, „die Weiberleut' zanken so viel gern. Guck einmal, Büberl, das ist ein Guterl! Methsüß! schau, ich kost' selber. Da wirst aber groß davon! Dein Oheimel, weißt, hat auch so viel Milchbrei gegessen, und ist so lange groß geworden, bis ihm der Schnurrbart ist herausgewachsen, nachher hat ihn der Kaiser haben müssen. Ist ein Jammern gewest bei den halbgewachsenen Dirndeln, wie er fort ist zu den Soldaten. Vaterland schützt Gott der Herr, aber die jungen Männer müssen ihm helfen dabei. Tapfer ist er gewest, heim ist er kommen und hat gesagt: Mit Männern hätt' er sich genug gemessen, nun wollt' er's einmal mit den Weibern probieren! — Und das Alles hat der Milchbrei gemacht. Deswegen, Micherle, laß Dir davon einschaufeln in's Magensackerl,

Digitized by Google

ich rath' Dir's! — Ueber die Männer Herr werden, mein Sohn, das ist keine Kunst, hab' ich ihm gesagt, ob Du aber auch über die Weiber genug Milchbrei hast! — Du wirst es auch noch brauchen, Micherle. Steh'st erst auf den Füßen, wird die Herrlichkeit bald anfangen und Dich necken. Der rauhe Fußboden wird Dich stolpern machen. Der glatte wird Dir die Beine anschlagen. Das Spiel wird Dir die Schule verleiden und der Schullehrer wird Dir das Spiel verderben. Just um die Zeit, wo Dir Dein junges Blut den größten Spaß wird machen, ruft Dich vielleicht das Vaterland zum Streit auf's weite Feld. Iß Milchbrei, mein Bübel, die Deutschen haben viele Feinde! Ich bin ein alter Mann, aber so viel werd' ich noch können, daß ich rathe und bete; den Rath und den Segen der Alten habt Ihr so nöthig, wie die Kraft der Jungen. — Hast für's Vaterland Dein Tagewerk gethan, dann magst auf Dich selber denken, bau Dir ein Nest; wirst schon Eine finden, die hineinhockt und Dir langt. Aber iß brav Milchbrei, Bübel! — Nachher kommt Arbeit, Sorge, Lust und Herzleid, es kommt Sonnenschein, es kommt Hagelschlag, es kommt der Storch, es kommt der Geier, es kommt der Hochzeitbitter, es kommt der Todtengräber — Alles durcheinander. Iß Milchbrei, mein Kind. Es werden Tage sein, da Du zu wenig Liebe, und andere, da Du zu wenig Haß haben wirst. Es werden Dinge kommen, in denen Deine Geduld nicht langmüthig, und Dinge, in denen Dein Zorn nicht groß, und Dinge, in denen Deine Demuth nicht innig genug sein wird. Iß Milchbrei, mein Kind. Die Lüge wird mit Gold belegt werden, die Wahrheit mit Eisen. Iß Milchbrei, Kind, und werde stark. Schau, ich werde schon in der Erden rasten. Du wirst Dein Kreuz allein tragen müssen. Es wird zeitweilig schwer sein, wie ein Berg, aber es wird wieder leicht werden und sanft, wie ein kleines Kind — wie ein liebes Enkelkindlein, das Du auf den Armen schaukelst, wie ich heute das meinige. — Wenn ich Dir einen Stab könnte stecken für jene künftigen Zeiten und daß Dein alter Großvater Dir so weit vorausgedacht hat und daß Du Dich daran könntest stützen. — Schau', mein Großvater ist im dreißigjährigen Krieg geboren. Der hat gedacht: Alles, was ich in Geld und Gut meinen Nachkommen erwerbe, kann zerstört werden auf dieser tollen Welt. Ich hinterlasse Ihnen einen Spruch, der kann nicht niederbrennen und nicht gestohlen werden, braucht keine Wartung und bleibt doch lebendig. Der Spruch heißt: „Im Worte wahr, im Werke recht — sei Niemands Herr und Niemands Knecht." Dieses Erbe wird ihnen bleiben. — Das ist der Stab, den er mir gesteckt hat, ich stecke ihn Dir wieder. Er ist Deine Herrenburg und Dein Adelsbrief, er ist der Markpfahl, wo der rechte Weg geht, er ist — So, da liegt der Quatsch!"

Ja, da liegt er, gutes Großväterlein lindsseits und Schwägerlein meinerseits. Dieweilen Du so brav dahingaloppiert bist in Deiner Philosophie und just den Stab hast stecken wollen mitten hinein in's zwanzigste Jahrhundert, wo die Urenkel vorbeigehen und sagen würden: Hut ab, das ist vom Ahn! Dieweilen macht auf Deinem ungelenken Arm das vorwitzige Micherle einen Ruck, und das Töpflein mit dem Milchbrei liegt in Scherben.

Da haben wir's! Und so lang und breit und tief sie ist, die Philosophie des Großvaters — sie reicht von Geschlecht zu Geschlecht — aber für diesen unvorhergesehenen Fall ist sie zu kurz.

Nun — wenn schon — denn schon. Er thut, was sich thun läßt. Er bettet das Micherle in seinen Winkel. Ja, freilich, das lärmt, und ist doch an Allem selber Schuld. Ein Weltbürger wie jeder andere! — Die Scherben sachte aus dem Brei heben, den Brei mit einem Lappen vom Fußboden hübsch sorgfältig aufwischen. Bei meiner Treu! 's ist Schad um den Brei! Und das Zanken, wenn die Weiber kommen!

Die kommen denn auch. Vom Hochzeitstanz und Hochzeitswein noch frisch

Digitized by Google

geröthet kommen sie heim aus Obersam. Der ganze Aufruhr des Festes wüthet noch in ihren Adern.

„Nun', was hat es gemacht, das Micherle? Ist's brav gewest?"

„Brav ist's gewest."

„Hat's geschlafen?"

„Geschlafen hat's."

„Hat's 'gessen?"

„'gessen hat's."

„Den ganzen Brei?"

„Den ganzen Brei." —

So lauten die Antworten des Mannes mit dem schönen Wahlspruch: „Im Worte wahr, im Werke echt — sei Niemands Herr und Niemands Knecht."

Ich bin fest überzeugt, daß der Schwager Thomas sein Lebtag strenge darnach gehandelt haben wird; allein den Weibern gegenüber — da hatte er doch wohl auch selbst zu wenig Milchbrei gegessen. K.

Bewahret euere Schulbücher auf!

Wenn ich die Bibliotheken unserer Bücherfreunde durchsehe, so finde ich viel des Gediegenen und Schönen — das Beste der Classiker, der neuen Belletristik, die interessantesten Werke der Franzosen, Engländer, Italiener, Russen u. s. w., ich finde Fachschriften, Handbücher und Nachschlagebücher; es ist kaum eine auffallende Lücke da — und etwas fehlt doch.

Es fehlen fast überall jene Werke, die für unser Leben und Wissen, für unsere Charakter- und Geistesrichtung von erster und deshalb größter Wichtigkeit geworden sind. Es fehlen die Schulbücher, die Lehrbücher der Jugendzeit. Freilich ist dem Knaben nichts so sehr verhaßt, als seine Fibel, sein Rechenbuch, seine Sprachlehre. Er hat sein Mißfallen dem Buche auch bei jeder Gelegenheit zu erkennen gegeben oder es keck zum Gegenstande seiner profanen Spiele gemacht. Das beweisen die stumpfgestoßenen Ecken der Einbände, die aus Rand und Band gegangenen Leinwandrücken, die Eselsohren aller Größen, wovon jedes Blatt nicht weniger als zwei hat, die Randzeichnungen — kühn gedachte Illustrationen, die sich auf Alles, nur nicht auf den Text beziehen, das beweisen endlich ganze Theile des Buches, die — nicht mehr existieren.

Dem Knaben allerdings wäre es ganz und gar unverständlich, wenn ich ihm rathen wollte, seine Schulbücher zu schonen und aufzubewahren für sein -späteres Leben, wo sie ihm von Werthe sein würden. Aufbewahren diese Bücher, die das böse Gespenst seiner Jugend sind!

Nach dreißig oder vierzig Jahren wird er's freilich verstehen, was ich meine. Manchen habe ich auf der Suche gesehen nach seinen ersten Schulbüchern und er, der die größten Werke der Welt sein nennen könnte, hat vergebens gestrebt nach den bescheidenen Büchelchen, die ihn einst in das Wissen und in die Welt geführt hatten.

Gewiß ist es auch gemüthlich-interessant, mit den Büchern aus der Schule eine Fülle von Erinnerungen zu besitzen; aber noch werthvoller dünken sie mir für Manchen als Nachschlagebehelfe. In den Büchern der Volksschulen ist mehr Wissen enthalten, als man annimmt und der gewöhnliche Gebildete wird später kein Handbuch finden, in welchem er sich z. B. in der Grammatik, in der Mathematik, in der Geographie und Geschichte, in der Naturgeschichte so leicht orientierte, als in jenen Grundrissen, nach denen er die Gegenstände gelernt hat.

Es ist daher nicht allein Undank gegen die Bücher, die uns von all' unserem Wissen und Können weitaus das Wichtigste gegeben haben, es ist auch unklug, unpraktisch — wenn wir uns um sie nicht mehr kümmern, sobald wir höhere Stufen erklommen haben.

Auch die Studenten der Mittel- und Hochschulen sollten jedes ihrer Lehrbücher aufbewahren — sie würden einst als große Gelehrte die alten Bekannten nicht verachten.

Digitized by Google

Ich nehme meinen Kindern alle Bücher ab, sobald sie selbe nicht mehr brauchen, und lege sie in Verwahrung. Es kommt gewiß ein Tag, an welchem ich ihnen mit diesen Bändchen und Heften, und sie mögen noch so arg zugerichtet worden sein, eine wahre, anhaltende Freude machen werde. Das ist eine Freude, die nichts kostet und unter Umständen manchen Gewinn bringen kann; die Schulbücher können nicht bloß für den Einzelnen werthvoll als Erinnerung sein, sondern für ganze Familien einen Schatz ausmachen. Darum rathe ich allen Eltern, Erziehern und Lehrern, darauf zu achten, daß ihre Kinder und Zöglinge die werthvollen Denkmale ihres ersten geistigen Lebens, ihrer Kindheit und Jugend nicht vernichten und nicht verscherzen. Ich halte die Sache nicht für unwesentlich. Hätte ich alle meine Schulbücher noch — ich habe nur einzelne, theils ganz zufällig die Originalexemplare, theils andere, nacherworbene Exemplare, soferne sie noch zu bekommen waren — hätte ich sie alle, sie gäben mir den werthvollsten Theil meiner großen Büchersammlung.

M.

Warum das Stift Admont zwölf Dodl versorgt.

Es ist zur Seligkeit just nicht unbedingt nothwendig, zu wissen, warum das Stift Admont in Steiermark stets zwölf Cretins versorgt. Wer es aber erfahren will, warum, den verweise ich in's Mittelalter zurück, wo die Geschichte der zwölf Dodln beginnt. Eine Urkunde besagt uns hierüber Folgendes:

Um das Jahr unseres Herrn, so man schrieb 1074, hat man angefangen, das Stift zu erbauen, war aber der Baumeister mit Blindheit geschlagen und hat überseits des Ennsflusses einen Boden gewählet, so sumpfig war, heute noch das Ohnimoos geheißen und bodenlos gewest wie die Einfalt des Mannes. Sie huben an, die Grundmauern aufzuführen in Sumpf und Moor und hat's Keiner erkannt, daß es nicht der Felsen Petri ist, worauf sie da bauen. Eines Tages hat sich alsdann der Abt auf den Ort begeben, daß er sehe, wie sie da bauten und das fromme Werk vor sich gienge. Solchergestalt das Steinbrechen nicht viel Arbeit bedurft in der Erden, ist's zu des Abtes Zufriedenheit voran gewest, als ein blöder Mensch, der bisher nicht reden kannt, weil er zu den unglücklichen Stummen gehöret, vor ihn hingetreten und derweise angehebt zu reden:

„Doni baos (baue es)
Vom Ohnimoos,
Ueber d' Enns,
Und Admont nenn's."

Kaum durch die Fügung des Allmächtigen diese Worte gesprochen waren, ist das Geschöpf wieder stumm gewest als wie zuvor, und hat die Weltklugheit daraus die boshafte Nutzanwendung gezogen, daß stumme Cretins müßten redend werden, um die Priesterschaft mit heiligem Geist zu versehen. Und besagt die Historie, daß durch solches Werkzeug der Abt ist erleuchtet worden und hat auf der Stell befohlen, daß der Bau auf dem Ohnimoos sollt eingestellt werden und neu begonnen am andern Ufer des Ennsflusses, allwo er heute noch zu sehen und dem Schutz der heiligen Dreifaltigkeit und des heiligen Blasius anheimgestellet ist. Zur schuldigen Dankbarkeit ist verfüget worden, daß von dieser Zeit an im Stifte zu Admont zwölfe von jenen blödsinnigen Wesen versorget werden sollen und solche alldort versorget sind bis auf den heutigen Tag.

Sterben müssen ...

Gedicht von Hermann Kienzl.

Schlaf umfieng mich und der Traumgott
Trat an's Lager, beugte nieder
Sich mit liebvoll-ernstem Antlitz,
Beugte sich zu meinem Haupt;
Küßte leise meine Lippen,
Blickte auf zu Himmelsfernen,

Digitized by Google

Blickte wieder auf den Schläfer;
Seine sanfte Stimme klang:
„Räthselvolle, wesenlose,
Ewige Naturgewalten!
Senkt Euch, senkt Euch, wache Geister,
In das stille Herz des Schläfers,
Daß es pch' mit laut'rem Schlage,
Daß der heiße Athem fliege
Aus dem Munde, der jetzt lächelt,
Und die Wimper, nun geschlossen,
Nicht den Lauf der Thräne wehre.
Schwach ist und im Sturm gebrechlich
Dies Geschlecht der stolzen Menschen.
Wohl bedarf's der zukunftsschweren
Ahnungen, der düst'ren Träume,
Die in heilsam-unheilvollen
Nächten es mit Qualen stärken.
Herrschend in dem Reich der Träume,
Bin ich Freund den stolzen Menschen,
Die sich meinem Scepter beugen
Und, erfüllt von Traumgedanken,
Treu nach gold'nen Zielen jagen.
Vor Enttäuschung sie zu schützen,
Vor Verzweiflung sie zu wahren,
Mahn' ich sie mit ernster Deutung. —
Senkt Euch, senkt Euch, räthselvolle,
Ewige Naturgewalten,
Auf dies schlafbefang'ne Haupt!"

Er verschwand. — Vor meiner Seele
Plötzlich, nie, nie noch geahnt,
Stand — der Tod. Nicht wie der Grieche
Ihn gesch'n, der Schönheitspriester,
Als den holden, sanften Genius
Mit der umgekehrten Fackel —
Nein, das Schreckgespenst der Christen,
Das entsetzliche, fürchterliche,
Stand vor mir. Ich fühlte schaudernd
Dieses Lebens holde Wärme
Flieh'n aus meinen jungen Gliedern;
Tief im Herzen traf ein Hauch mich,
Kalt — ach, eiskalt sondergleichen!
Des Gehirnes Feuerlohe
Schien zu löschen; stumpf, verödet
Wollt es Eines nur begreifen,
Eines, das es nicht konnt' fassen,
Und die Lippe, schreckerzitternd,
Stammelte das eine Wort
Dieses einzigen Gedankens:
„Sterben müssen." —

Unverrückt
Blieb der Tod vor meiner Seele,
Ohne Regung. —

Mählich aber
Sammelten sich meine Sinne,
Neue Lebenswärme strömte
Durch die Adern. Schwer nur lag es
Im Gemüthe, und ich fühlte
Mich durchdrungen von der Menschheit
Unerschöpflich großem Jammer.

Und ich fuhr, im Schlaf mich regend,
Tastend mit der Hand zum Arme:
„Bin ich's, der ich mich hier finde?
Und wie sollte, was ich fühle,
Daß es lebt, dereinst nicht leben?
Dieses ganze, volle Ich
Sollte modern und zerstieben?
Fern, auf ewig fern dem Leben,
Ewig nicht sein — ist es denkbar?!
Bricht die Welt nicht aus den Angeln,
Stürzt das All nicht mit zusammen,
Wenn das Ungeheure eintritt,
Und ein Menschenleben auslischt?
Was kann leben, wenn ich sterbe?!" —

Sieh'! da trat ein ander Traumbild
Augenblicklich aus dem Dunkel:
's war ein Weib mit hoher Stirne,
Weißbehaart — doch ungealtert,
Denn im Glanze ihrer Augen
Spiegelte sich ewige Jugend.
Hochgewachsen, majestätisch,
In der linken Hand den Lorbeer,
In der rechten Hand das Richtschwert,
Stand sie. Heiliges Erkennen
Gab der Traumgott meinem Geiste,
Und ich sah — die Weltgeschichte.
Zürnend aber sprach die Hohe:
„Thörichter! — Vermess'ner! — Was denn
Bist Du?! —
Eine Sonne ohne Leuchte,
Eine Quelle ohne Wasser,
Eine Welt — doch ohne Leben;
Denn Dein Leben ist vergänglich,
Nur der Tod, der Tod ist ewig. —
Du bist Nichts und Nichts, als Nichts.
Wähnst an Dich das All gekettet?
Glaubst, es stürzt mit Dir im Sturze?
Stirb getrost! Es bleibt doch Frühling,
Und die Menschen werden leben,
Keine Lücke bleibt im Weltbau:
Stirb getrost und sei verschollen!
Millionen waren lebend,
Millionen sind gestorben:
Stirb getrost, Du armer Erdsohn!"

Diese Worte kaum gesprochen,
War vorüber die Erscheinung.
Tiefer drückt' das thränenschwere
Antlitz ich in's Kissen, klagend:
„Was Du sprachst, ich muß es denken,
Ueberzeugungsklar begreif' ich 's;
Aber, weh'! es sträubt das Herz sich,
Das Gedachte zu empfinden;
Dränge der Gedanke hallos
Bis an's Herz: es würde nicht mehr
Schlagen. — Hilflos bin ich, hilflos!"

Mitleid faßte nun den Traumgott,
Und er wollte Trost mir spenden.
Durch das finst're Schlafgemach
Zog ein unsagbarer Duft;
Rosen können und Reseden
Nicht so wunderlieblich duften.
Und ein Schimmer lag im Raume,
Süßer noch, wie Mondeshelle.

Zaub'risch klangen sanfte Töne,
Töne, fremd und höher'n Reizes,
An mein Ohr: ich schlief und schwelgte!
Da, umflossen ganz von Düften,
Von Musik und milden Strahlen,
Schwebte nieder eine Jungfrau
Von den hohen, freien Wolken;
Eine Jungfrau, schön wie keine
Sonst ich sah: ein stiller Glanz
Spielte um die schönsten Glieder,
Süße Reinheit, Herzensgüte
Lag in ihren sel'gen Zügen.
Wer dies Frauenbild erblickt,
Der muß weinen, tief ergriffen
Von der namenlosen Schönheit.
Weinen muß er, und muß glauben,
Weinen muß er, und muß hoffen,
Weinen muß er, und muß lieben!
Zu mir sprach das heil'ge Wesen:
„Sterben sollst Du nicht, Erlöster!
Komm', ich führe Dich in's Leben,
In das bess're — jenseits, jenseits!" —

Wunderliches Spiel des Schlafes!
Als mich schwarze Träume faßten,
Träumte ich in tausend Qualen,
Litt, was nur ein Wacher leidet;
Jetzt, da mich das Glück umströmte,
Ward ich plötzlich mir bewußt,
Daß ich träume und erbittert
Sah ich dieses Traum's Betrug:
„Willst Du, Traumgott, mich berücken?
Tödte, tödte erst mein Denken,
Deinem Spiel ist es zu wachsam!
Laß' uns scheiden, holdes Traumbild,
Ewig schönes: Religion! —"
Und im Nu verschwand die Jungfrau.

Um die Seel' war's wieder finster.
Dort im Dunklen stand, wie eh'dem,
Das entsetzliche Gerippe.
Lange starrt' ich auf das Schreckniß,
Und im Ohre klang's beständig:
„Sterben müssen! Sterben müssen!"
Antwort gab mir eine Stimme:
„Sieh'! ich fürchte nicht das Sterben."
Ich erschrak vor solcher Kühnheit;
Staunend suchten meine Blicke
Nach dem heldenmüth'gen Sprecher.
In der Stube Eck' gekauert
Saß er, schon gebeugt vom Alter,
Grau die Locke seines Hauptes,
Weiß der Bart an seinem Kinn.

„Sprich, was bist Du, muth'ger Alter?"

„Schwer ist's," gab der Greis die Antwort,
Dir, o Frager, zu genügen.
Was ich bin? — Wer kann das Räthsel
Lösen? Wer kann es erklären,
Was wir sind? — Ein Nichts und Alles.
Nichts, so glaub' ich, wenn sich Jeder
Nur erkennt als eig'nes Ich.
Denn der Einzle muß verwesen,
Kurz ist seines Lebens Dauer,
Und der größte des Jahrhunderts
Ist nicht Größer wie der Kleinste;
Auch die Namen müssen sterben,
Und der Ruhm ist ein Phantom.
Alles aber sind wir Menschen,
Wenn wir uns als Ganzes fühlen,
Engverbrüdert durch die Zeiten,
Engverwandt durch alle Räume,
Alle Glieder einer Kette,
Stufen einer großen Leiter,
Steigend zu des Lichtes Höh'n.
Keiner stirbt, der sich entäußert
Seines Ichs. Er lebt im Ganzen."

Und der Philosoph erhob sich,
Schritt zur Thüre. Freundlich lächelnd
Sprach im Geh'n er noch die Worte:
„Wie Du schwankest! Wie Du grübelst!
Was wird 's helfen? Du mußt sterben."

„Bleib'!" so rief ich, „sag' mir mehr,
Daß ich mich daran gewöhne
Und mich zu verlieren lerne" —

„Nicht verlierst Du, was nicht Dein ist.
Lebe wohl!" —
Der Greis verließ mich.
In mich selbst war ich versunken:
„Hab' ich Kraft, mich loszusagen
Von dem Ich, für das ich lebe,
Und dies Leben, dies mein Alles,
Hinzugeben für die Menschheit?
Hinzugeben Ruhm und Ehre?
Ach, wer's könnte! wer's vermöchte!
Nein! mir fehlt die große Stärke.
Schwach und sterblich bin ich — elend!
Diese Ohnmacht bringt zum Rasen,
Bringt zum wilden Wahnsinn mich.
Gieb, Herostratos, die Fackel,
Und ich zünde einen Tempel." —

Da erschien vor meinen Blicken
Nebelhaft, wie eine Ahnung — —
Jener wegesmüde Wand'rer,
Waller ohne Ziel und Ende;
Grau, verworren Bart und Haare,
Tiefermattet seine Glieder,
Sehnsuchtbrennend seine Augen,
Heißen Schmerz in jeder Miene:
Ahasver, der ew'ge Jude.

Digitized by Google

Frost und Flammen.

Gedichte von Sophie v. Khuenberg. (Leipzig, A. G. Liebeskind. 1884.)

Diesem kleinen Buche ist Glück zu wünschen. Nichts als Glück, alles Andere hat es. Es sind lyrische Gedichte, die nicht gemacht, nicht so sehr nachempfunden, sondern vielmehr gelebt, gelitten wurden; „Denn wenn ich sing', so rinnt mein Lebensstrom in wechselnder Gestalt durch mein Gedicht." Sie erinnern in ihrer Herzensglut an Hamerling's „Sinnen und Minnen", in ihrer Innigkeit an Chamisso's „Frauenliebe und Leben" und sind trotzdem individuell.

Ich schmachte in einer Wüste von Versen und Reimereien, theils gedruckter, theils geschriebener, wie sie gleich Sand und Staub die Windrose von allen Seiten hereinweht. Um so freudiger hebe ich diese Sammlung empor. Schon daß das Bändchen so dünn ist, zeigt von einer gewissenhaften Auswahl. Heute, wo man auch so vieles Mittelmäßige in den Zeitungen lobt, weiß man nicht recht, wie man das Gute auszeichnen soll, ohne dithyrambisch zu werden. Ich pflege bei neuen Gedichten zu solchen, die mir gefallen, ein Sternchen zu machen, wie Bädecker zu guten Hotels, bedeutenden Kunstwerken und schönen Aussichtspunkten. Dieses Büchlein ist nun so reich an Sternen, wie das Firmament in einer klaren Frühlingsnacht. Manchem dieser in schlichter Einfachheit des Volksliedes gehaltenen Gedichte möchte ich die Flügel der Musik wünschen, daß es in's Volk fliegen könnte wie im Frühling die Schwalben und die Nachtigallen.

Nicht allzuoft, lieber Frühling bist Du trotz der vielen Freunde, die Du auf Erden hast, so sinnig besungen worden, als es hier die Dichterin thut. Wie schmeichelt sie Dir doch so süß:

„Kannst nicht verdammen,
Lachender Frühling,
Was Du ja selber
Jauchzend begehrt!
Hat sich der Schöpfer
Mit Dir doch berathen,
Als er den Menschen
Die Liebe gelehrt!"

Und ein andermal:

Nicht denk' ich, daß es Charfreitag ist,
So leuchtend küßt mich die Sonne;
Nicht denk' ich heut an den sterbenden Christ —
Ich denk' an lebendige Wonne;
Und daß die Liebe das Höchste ist,
Und daß, was ich singe, nicht Sünde ist
Bei leuchtender Frühlingssonne!

Ganz seltsam muthet mich das Gedicht: „Vergessen" an, das wohl bald in keiner Anthologie wird fehlen dürfen:

„Vergessen ist ein gar tiefer Schrein,
Da legen die Menschen all das hinein,
Was sie nicht mögen behalten;
Die Einen dies und die Andern das,
So Jubel als Leid, so Lieb' als Haß —
Der Schrein hat viel Fächer und Spalten.

Ich weiß nicht, wer ihn gezimmert hat,
War wohl ein Meister aus vornehmer Stadt,
Der ihn so klüglich ersonnen!
Hab' auch so manches hineingelegt,
Das einst ich geherzt und einst ich gehegt
In kindlich seligen Wonnen.

Und fragt Ihr, wie's um den Schlüssel stund?
Der Eine hat ihn auf Herzensgrund
Für heimlich Spähen erworben;
Der Zweite warf ihn ins Meer hinab,
Die Tiefe nimmer ihn wiedergab,
Dem Dritten war er verdorben.

Und mancher braucht gar kein Schlüsselein,
Dem thut von selber sich auf der Schrein
In lauschig dämmrigen Stunden.
Da schwebt es herfür so Stück um Stück,
Ein bißchen Elend, ein bißchen Glück,
Mit Fäden der Reue gebunden."

Kaum weniger tief geht das Gedicht vom Sterben, im echten Volksliedertone bis zur originellen und doch so ungesuchten Schlußwendung:

„Möcht' wissen, wenn ich zu sterben käm',
Wer wohl zu tiefst sich's zu Herzen nähm'.

Mein Liebster, der wär' wohl traurig genung,
Doch die Welt ist so weit und sein Herz so jung!

Meine Mutter, die weinte wohl bitterlich,
Allmählich aber da sagt' sie sich:

„Die Erde ist reich an Leid und Schmach —
Vielleicht war's zum Heil, daß der Tod sie brach."

Digitized by Google

Und wer noch sonsten mir hold gesinnt,
Hat sein eigen Weib, hat sein eigen Kind! ...

Nur Eine wär' bis zu Tode betrübt,
Die hat mein Leben und Glück geliebt.

Und den Wald, den grünen Wald und ihn
Und hoher Lieder seligen Sinn!

Die Eine, die sich so grämen thät', —
Ist Keiner, der ihren Namen erräth?

Ich selber bin es, mir wär' es leid,
Wenn ich sterben müßt' in so junger Zeit!"

Nebst dem Volksliederartigen, das mich am meisten anspricht, erwähne ich die Reihe von formvollendeten Sonetten und Hymnen.

Die Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen: „Dämmerung"; „Nacht" und „Tag." In der zweiten Abtheilung steht manch klagendes Lied des Frauenherzens bei dem

„Der Himmel selber,
Der hold es erdachte,
Vergaß die Lösung."

Aber die Dichterin verfällt nicht der widrigen Dichterseuche, welche die Seele entstellt, wie die Pocken das Angesicht, sie verfällt nicht dem zumeist anempfundenen Pessimismus, von welchem ja ein junges anstrebendes Wesen nichts weiß und nichts wissen kann. Es ist wahr, daß auch die Jugend ihre bitteren Leiden hat und ihre Stimmungen des Zweifels, und dennoch singt unsere Dichterin,

„ — möcht ich umfangen
Die Welt im brünstigen Kuß!
Und wäre sie tausendfach schlimmer,
Ich liebte sie immer, ja immer,
Weil ich sie lieben muß!"

Sie weiß ja auch ein treffliches Recept:

„Sich an die Kleinlichkeit der Welt nicht kehren,
Mit seinem Schicksal nicht verdrießlich rechten,
Das Dunkel meiden und das Licht begehren,
Mit hellem Sinn des Lebens Ernst durchflechten,
Dem Niedern fern, dem Hohen ewig nah sein,
O, wer so lebt, der lebt ein selig Dasein."

Ich schließe meine kleine Schau mit dem jauchzenden Sonett, in welchem dieses erfreuliche Büchlein ausklingt:

Spät ist die Stunde und ich schlafe nicht.
Ein taghell Leuchten fliegt durch meine Sinne.
Wär' Alles doch so hell, was ich beginne,
Mein Leben wär' ein Meer von ew'gem Licht!

Es jauchzt in mir, es flüstert, schweigt und spricht,
Ich weiß nicht, was ich lauschend mir ersinne,
Wie ich der Woge süßen Glück's entrinne,
Die schäumend über mir zusammenbricht.

Zuviel, zuviel! Die Gottheit zu versöhnen
Werf' ich, wie einst Polykrates den Ring,
Dies Lied hinaus in meines Leben Fluten, —

Daß treu mir bleibe, was an selig schönen
Gefühlen mich durchbebt, und daß ich sing',
So lang des Daseins Freuden mich durchgluten!

Das Schönste und Seltenste an der Sache aber ist, daß die junge Dichterin diese Gesänge der Liebe und des Glückes — ihrem Manne gewidmet hat.

R.

Der Pocketwinkel.

Wunsch und Befriedigung.

Und hab' ich geruht an der Mutterbrust,
So will ich muthig in's Leben;
Und hab' ich verkostet des Knaben Lust,
Dann auf, mir mein Schicksal zu weben!
Und hab' ich geküßt mein Liebchen traut,
Dann mag meine Jugend schwinden;
Und hab' ich die Wunder der Schöpfung geschaut,
So will ich willig erblinden.
Und hab' ich mit Liebe zum Höchsten gestrebt,
Verlang' ich den Lohn nicht zu erben;
Und hab' ich den Menschen zur Freude gelebt,
Dann will ich willig sterben.

Hans Maller.

Ein Blatt.

O Donaulaub, o Donaulaub,
An sanften Bergeshängen,
Du bist nun bald des Winters Raub,
Das will mich sehr bedrängen!

O Jugendzeit, entrückt so weit!
Schon Mancher hat's empfunden.
Auch mich erfüllt's mit Traurigkeit
Und will mein Herz verwunden!

Digitized by Google

Mit Ahnungsaugen, übergroß,
Geht dort ein Mädchen einsam,
Wie wär' zu wenden noch mein Los?
Wenn giengen wir gemeinsam!

Doch sie ist jung und ich bin alt,
Dem Donaulaub vergleichbar;
Mich faßt ein Wunsch noch mit Gewalt,
Doch bleibt er unerreichbar!

O Mädchen süß, o Mädchen fein,
Wie seltsam sind die Lose,
Ich zieh' nun in den Winter ein,
Du bist im Herbst die Rose.

Wen duftend an das Herz du drückst,
Der geht vom Herbst zum Lenze.
Wen Du mit Deinem Hauch beglückst,
Dem klirrt des Sommers Sense.

Ich pflücke mir vom Donaulaub
Dich, Blatt von Bergeshängen;
Bald wird der Winter unsern Staub
Aus diesem Leben drängen!

Alfred Friedmann.

Gedenken.

Es leuchten die Lichter am duftenden Baum,
Von jubelnden Kindern umringt;
Die träumen im Wachen den seligsten Traum,
Der Alte und Junge beschwingt.

So war's auch bei uns — in vergangener Zeit,
Der Herrgott hat's anders gewollt.
Er hat Dich — die Welt war im Maienkleid —
In seinen Himmel geholt.

Weit draußen im Friedhof da schlummert mein Kind.
Ihm leuchtet und duftet kein Baum!
Doch über den Hügel hin säuselt der Wind,
Als lallte mein Liebling im Traum.

Hans Kronberger.

Wintergedanken.

I.

Wie selig ist's — allein!
Des warmen Ofchens Hauch
Hüllt mich so zärtlich ein!
Und härmt mich manches auch —
In diesem Augenblick
Genieß ich nur mein Glück.

Ich bin so froh — allein!
Mein frommes Uhrchen tickt
Als sollten's Stimmen sein,
Von Geistern hergeschickt.
Wie ist so süß die Zeit
Der stillen Einsamkeit!

Der Sonne Strahlenschein,
Die laue Zimmerluft,
Der Himmel blau und rein —
Wie Frühlingsblumenduft
Umzieht es meinen Sinn:
Wie glücklich ich doch bin!

II.

Ein lieblich trautes Heim —
Bescheidenheit zu Gast —
Sind Wonnen, insgeheim,
Die selten wer erfaßt;
Man stürmt zum Haus hinaus,
Sucht Freuden außer Haus.

Und draußen ist kein Glück;
Das Glück im Innern wohnt.
Der Wand'rer kehrt zurück,
Wo Lieb' und Frieden thront,
Und sieht, vom Wahn erwacht,
Was einzig selig macht:

Wenn man sich selbst genügt,
Mit jedem Unrecht bricht
Und sich in's Leben fügt
Bei wohlerfüllter Pflicht;
Dann wird zum Königreich
Des Hauses Welt sogleich.

Margarethe Halm.

Das Mägdlein und die Blume.

Ich sah eine Blume treiben
Im schäumenden Wellenspiel,
Ich war der Stelle nicht ferne
Wo sie herniederfiel.

Ein Mägdlein hat sie geworfen
In's kühle Grab hinein,
Das Auge voll perlender Thränen,
Die Züge voll herber Pein.

Was hat Dir die arme Blume,
Mein weinendes Mägdlein, gethan,
Daß Du sie dem Tode geweihet
Auf schäumender Wellenbahn?

Die Blume, die Du im Kampfe
Dort mit den Wellen erblickt,
Sie brachte mir seine Schwüre,
Sie ward vom Liebsten geschickt.

Ich hab' sie am Herzen getragen,
War selig und nimmer betrübt,
Doch sie — sie hat mich belogen,
Nie hat er mich jemals geliebt!

Freiherr v. Schrenk-Notzing.

Trotzdem.

Nie hat sie mich erhöret,
Hat stets mich nur betrübt,
Sie haßte mich — und trotzdem
Hab' ich sie stets geliebt.

Digitized by Google

Kam ich in ihre Nähe,
Sah sie mich finster an,
Sie wich mir aus — und trotzdem
Blieb ich ihr zugethan.

Ich schmeichelte ihr, bat sie,
Ich brauchte alle List,
Es nützte nichts — doch trotzdem
Hab' ich sie einst geküßt;

Da war es aus, sie tobte,
Sie wurde blaß und blau,
Dann roth vor Wuth; doch trotzdem
Ist sie jetzt meine Frau.

Rudolf Zittmann.

Des Lieutenants Christbescherung.

Was bringt mir wohl das Christkind heut? —
So denkt er früh am Morgen —
Das Christkind, das ja stets bereit,
Für ein Cadeau zu sorgen.

Wenn doch der alte Onkel mir
Ein nettes Sümmchen schickte!
Das gäb' wahrhaftig ein Plaisir,
Wie's nie die Welt erblickte!

Mag sein, daß etwa Tant' Marie
Des Neffen wird gedenken, —
Wenn nicht — mein Liebchen, die Sophie,
Wird sicher mich beschenken!

Die Sonne sank und immer ließ
Kein Bote sich noch blicken, —
Dem Aermsten die Geduld schon riß,
Da sieht er voll Entzücken,

Daß endlich jetzt ein solcher naht —
Ein eigenthümlich' Wesen! —
Mit einem Brief in Großformat,
Darinnen stand zu lesen:

Ein löbliches Bezirksgericht
Will ihn vor sich citieren,
Weil Pinkas Löw und Rosenlicht
Ihm nichts mehr prolongieren!!

Emil v. Haberson.

Bücher.

Der geistliche Tod. Erzählung aus dem katholischen Priesterstande von Emil Marriot. (Wien, Hugo Engel.) Einer der vorzüglichsten Anhänger der Anzengruber'schen Schule ist Emil Marriot. Diese neue Erzählung des rasch zur Bedeutung gelangten Autors erinnert in Bezug auf den Stoff an den „Pfarrer von Kirchfeld" und an den „Meineidbauer", in Bezug auf die Form an den „Schandfleck" und andere Novellen des berühmten Dramatikers; und doch ist Marriot's Werk vollkommen selbstständig und unmittelbar aus dem Leben geschöpft. Sonst hat man in der Literatur den Idealismus zu realisieren gesucht, heute macht man's umgekehrt; man hält sich an das Thatsächliche und erhöht es durch Vergeistigung. Es ist auch besser so. Marriot nimmt die Leute wie sie sind, motiviert sie aber und gibt ihnen dadurch die Weihe. Im Ganzen ist dieser Dichter auf die Welt und ihre Einrichtungen nicht gut zu sprechen, es ist wie eine herbe Werktagsstimmung im Buch, und doch packt es und was da festhält, es sind die schweren Kämpfe des Herzens, es ist die nach Befreiung und nach dem Wahren ringende Seele. Die Erzählung spielt in einem Tiroler Gebirgsdorf; der Held ist ein junger Dorfkaplan, der seinen Kreisen nicht behagt und somit in eine Gegend geschoben wird, die so ungesund ist, daß die Geistlichen dort nach kurzer Frist zu siechen und zu sterben pflegen, und die daher den Namen „Der geistliche Tod" erhalten hat. Das Leben des jungen unglücklichen Priesters ist reich an Conflicten, welcher Art diese Conflicte sind, das aus dem Buche zu erfahren, wird sich der Leser nicht nehmen lassen.

Die Sache ohne Prüderie oder andere Rücksicht beim rechten Namen zu nennen, ist ein Vorzug der Besten in der Dichterwelt, den man unter weiblichen Schriftstellern fast niemals, unter männlichen selten begegnet.

Bei Marriot wird man von der Kernigkeit und scharfen Sachlichkeit, von der tiefen Kenntniß des Mannes-, wie des Weibesherzens doppelt überrascht sein, wenn man erfährt, daß dieser Autor — ein junges Mädchen ist. R.

Eine Wienerin in Paris. Von Clara Schreiber. Der 11. Band von Engel's „Bibliothek für Ost und West", zusammengestellt von Alfred Friedmann, bietet eine besonders schätzenswerthe Gabe. Wir haben das Büchlein mit wahrem Genuß durchgelesen und vermögen es nicht besser zu charakterisieren, als wenn wir einen Theil des Schreibens reproducieren, das Ferdinand Groß als Vorrede zum Werk an die Verfasserin richtet: „Ihr Buch", heißt es da, „hat nur eine Frau schreiben können, und zwar nur eine Frau, die nicht eine Aber vom Blaustrumpf hat, eine Frau, die mit gesunder Vernunft das Leben und die Menschen betrachtet, sich durch Phrasen nicht blenden läßt, den Dingen auf den Kern geht und doch mit ihren Mitschwestern so viel angeborene Fühlung behalten hat, daß sie nur

Digitized by Google

von Dingen erzählt, welche diese interessieren. Es ist ein Buch von einer Frau und für Frauen. Sie haben mit scharfem, klarem Auge in das Pariser Leben hineingeschaut, und Vieles von Dem, was Sie literarisch herausgreifen, ist von einem praktischen Geiste dictirt; was so vielen Fremden entgeht, das haben Sie sicher erfaßt: den innersten Charakter der französischen Gesellschaft, und namentlich die Französin stellen Sie dar, wie sie wirklich ist: berechnend, arbeitsam, sparsam — rastlos bestrebt, sich aus eigener Kraft de facto die Position zu schaffen, welche der Gesetzgeber ihr de jure versagt. Durch Ihre Schilderungen geht ein frischer Lufthauch, der eine Menge alter Vorurtheile hinwegbläst; wer aus schlechten Büchern die landläufige Idee geschöpft hat, in Paris begegne man nur großen Damen oder Cocotten, wird vor Ihrem Buche etwas verwundert Halt machen. Sie sagen nichts als die Wahrheit, und diese bleibt immer neu, man kann sie nicht oft genug wiederholen.

Sie sind tief eingedrungen in das Wesen von Paris und dabei eine gute Deutsche geblieben, denn Ihre Urtheile erweisen sich als unparteiisch. Sie richten — für eine Frau eine Seltenheit! — ohne Liebe und ohne Haß. Auf vielen Gebieten haben Sie sich umgethan. Ich begreife — um ein Beispiel zu geben — absolut nicht, wann Sie all' die Bücher durchgelesen haben, von denen Sie so wohlbewandert zu reden wissen ... Sie bekümmern sich heute um Louis Blanc, morgen um Louise Michel. Sie kennen in der Literatur Alexander Dumas so gut, wie Henry Gréville, Olympia Audouard oder Claude Vignon. In Paris fliegen die Beobachtungen Einem an, aber Jeder sieht nicht dasselbe und sieht nicht in demselben das Gleiche. Mir sind an Ihrem Buche, in dem Sie ja auch so viel Anderes bieten, das Liebste die Capitel, in denen Sie den Schleier lüften von dem täglichen, praktischen Leben in Paris, in denen Sie, die „Wienerin in Paris", die Frau, die als Novize nach der französischen Hauptstadt kommt, unter den Arm nehmen und ihr sagen: „So steht es mit den Pariser Dienstboten, so mit den Details eines Haushaltes, so mit den Gelegenheiten zum Einkaufen" — in denen Sie Warnungen und Rathschläge geben nach bestem Wissen und Gewissen.

Ich bin nicht blind für die Fehler der Pariser, aber die Splitter in der letzteren Augen sollen uns nicht blind machen für die Balken in den eigenen. Umarmen möchte ich Sie — als altem Ehemann dürften Sie mir das wohl gestatten! — für Ihre Objectivität in der Betrachtung der französischen Kindererziehung. Es gehört Muth dazu, wenn Sie mit Hinblick auf unsere Verhältnisse es öffentlich aussprechen: „Wie viele Frauen vergeuden ihre Zeit am Putztische, in leeren Kaffeegesellschaften, im Trottoir mit der Base und der Nachbarin, und kümmern sich weit weniger um ihre Kinder als die Pariser Geschäftsfrau, welche deren Erziehung bewährten Händen anvertraut und sie regelt, welche die besten Jahre ihres Lebens daran setzt, um für ihre Kinder ein Vermögen zu erwerben ..." Ueber wenige Städte und deren Bevölkerung sind so viele falsche Urtheile verbreitet, wie über Paris.

In seinen reizenden „Ricordi di Parigi" bemerkt Edmondo de Amicis, daß wir Paris eigentlich nie zum ersten Male, niemals als etwas und ganz Neues zu sehen bekommen.

Ihr Buch taugt für alle Leute: für diejenigen, die Paris kennen, und für diejenigen, die es nicht kennen. Die Einen werden daraus lernen, die Anderen sich daran erbauen."

M.

Steirerlieder für die Jugend. Gesammelt von Franz Stöckl. (Graz. Franz Pechel. 1884.) Dieses Werkchen enthält 32 der beliebtesten Steirerlieder und 6 der sanglichsten Jodler mit Text und Noten. Die Auswahl zeigt von feinem Geschmack und großer Gewissenhaftigkeit, so daß man das Büchlein ganz unbedenklich der Jugend in die Hand geben kann. Es verdient in unserer Bevölkerung die weiteste Verbreitung. Wer dem Volke das Lied wiedergibt — das entschwindende — der gibt ihm seine eigene Seele zurück. R.

Ausgewählte Volkslieder und Gedichte für Schule und Haus, gesammelt von Carolina Harz. (München. Literarisch-artist. Anstalt.) Trotz der zahlreichen Liedersammlungen für die Jugend, die guten sind doch immer noch zu wenig. Diese ist eine gute, wir weisen darauf hin. Sie umfaßt Lieder von Gott und Natur, Kinder- und Wiegenlieder, Heimat und Fremde, Wald-, Jagd-, Hirten-, Fischer-, Schifferlieder, Sinnsprüche. Auch Liebes- und Trinklieder sind darin, und zwar von der edelsten Sorte. M.

In Untreue treu. Roman von Helene Stökl. (Berlin. Albert Goldschmied.) Die Verfasserin des unvergleichlichen „Er, Sie, Es" (Siehe Heimgarten VII. Jahrg. Seite 316) hat sich nun auch auf dem Felde des Romans versucht. Das Werk ist eine interessante, feine Arbeit, reich an Schönheiten, doch wir gestehen, daß dieser ideal angelegte Frauengeist im Fache des Romans nicht zur vollen Geltung gelangt. Er ist zu innig und unmittelbar, um jene Objectivität zu besitzen, die verschiedenartige lebenswahre Gestalten

Digitized by Google

schafft und deren Hangen zu einander und Ringen miteinander mit dreistem Realismus schildert. Aber die im eleganten Stile verfaßte Erzählung verdient trotzdem gelesen zu werden. M.

Moderner Verkehr, so nennt sich ein Schriftchen von Paul Dehn (München. G. Franz'sche Hofbuchhandlung), in welchem das Touristen- und Fremdenwesen in den Alpen mit interessanten Streiflichtern bedacht wird. In diesem Aufsatz findet auch der „Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in Steiermark" beste Würdigung. M.

„Vorwinter"*) nennt Adolf Pichler eine kleine Sammlung von Zeitgedichten und Epigrammen, die uns der Dichter als eine Weihnachtsgabe spendet. Knapp und markig sind diese Achtzeiligen, deutsch und tüchtig, mit einem Worte: mannhaft. Als Beispiel nur die

Antwort:

Wie zu den Semitenfragen
Ich mich stelle, wollt Ihr hören!
Auf die Einen, auf die Andern
Mag ich unbedingt nicht schwören.
Gründlich haß' ich jeden Christen,
Der ein Jud' in Wort und Handeln,
Und ich liebe jeden Juden,
Den ich seh' als Christen wandeln.

Gedichte von Adolf Passer. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung.) Es gibt in diesem Büchlein einige unechte Lieder. Zum Beispiel:

O mein Wald in weiter Ferne,
Wie er mir herüberlacht!
O Du dunkle, o Du grüne,
Stille, kühle Tannennacht!

Ach, von Deinem süßen Odem
Sende mir ein wenig zu,
Daß mein Lied so tannenduftig
Frisch und kräftig sei, wie Du!

Ist denn der Wald da, damit das Menschenkind über ihn Lieder schreibe? Wir dächten, es schriebe Waldlieder, weil der Wald da ist. Gefallen muß uns das zornige Lied: „An Deutschlands Dichter". 1870. Es ist nicht veraltet, es ist immer zeitgemäß:

Wollt Ihr feurige Gesänge
Widmen diesem blut'gen Kriege,
Singt nur nicht von Lorbeereichen,
Singt nur nicht von unserm Siege!

Singt mir von den Todeswunden,
Die die Hohlgeschosse schlugen,
Singt mir von den Fieberkranken,
Die im Tod den Krieg verfluchen.

Singet mir von den Spitälern,
Angehäuft mit Schmerzensbetten,
Singt mir von den langen Reihen
Frischgegrabner Todesstätten.

Singt mir von zerstörten Hütten,
Singt mir von den reichen Saaten,
Die in vollster Blüte standen,
Als die Rosse sie zertraten.

Von den Witwen, von den Waisen,
Denen die Ernährer starben,
Von den ungezählten Armen,
Die in Eis und Schnee verdarben.

Singt mir von verlass'nen Bräuten,
Deren Liebsten man erschossen,
Zählet mir in Euren Liedern
Wie viel Thränen schon vergossen.

Zählet mir die Blutestropfen,
Jeden Schrei in Angst und Schmerzen
Dort und hier im Vaterlande,
Zählt mir die gebrochnen Herzen!

Und zuletzt nach all dem Jammer
Tiefer blutgetränkten Erden
Wollet nur den Himmel fragen,
Wann wir endlich Menschen werden.

Die Kunst der Rede. Lehrbuch der Rhetorik, Stylistik, Poetik, von Dr. Adolf Calmberg. Zweite Auflage. (Leipzig und Zürich, Orell Füssli & Co. 1885.) Bisher war ein Lehrbuch, welches, den schriftlichen und mündlichen Vortrag, alle wichtigen Theile des umfangreichen Stoffes zusammenfaßt, nicht vorhanden. Hier ist ein solches; es stützt sich in der Hauptsache auf die classischen Werke der deutschen Dichter mit Beiziehung der neuen und neuesten Dichter und Schriftsteller. Das reichhaltige Handbuch ist sehr klar und übersichtlich eingetheilt; es ist nach jeder Richtung hin empfehlenswert. M.

Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Von Amand v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 12 Farbendruckbildern, 200 Holzschnitt-Originalillustrationen, 16 colorierten Karten und 30 Plänen im Texte. In 30 Lieferungen. (A. Hartleben, Wien.) Mit den uns vorliegenden weiteren zehn Lieferungen (11 bis 20) dieses vielgenannten Werkes bringt der Verfasser zwei Haupttabtheilungen desselben:

*) Gera, Anthor'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

„Die Organismen im Meere“ und „Das Leben auf dem Meere“, zum Abschluß. Weit davon entfernt, den Ton gewöhnlicher naturgeschichtlicher, speciell zoologischer Werke anzuschlagen, entrollt uns der Verfasser in einer fesselnden Bilderreihe die bewunderungswürdigen Lebensvorgänge in den Wassertiefen, welche die Abgründe des Meeres bedecken. — Die zweite Haupttabtheilung, welche sich mit dem „Leben auf dem Meere“ beschäftigt, schildert die Fischerei in allen Meeren. V.

Zur Biographie Friedrich Hebbel's. Von Ludwig August Frankl. Mit Porträt. (A. Hartleben, Wien.) In den interessantesten dichterischen Erscheinungen Wien's gehört unstreitig der geniale Dramatiker Friedrich Hebbel, mit dem L. A. Frankl in mannigfache Berührung kam. Die geistige Frucht dieser warmen Dichterfreundschaft finden wir in Frankl's „Erinnerungen“ in dem Werkchen „Zur Biographie Friedrich Hebbel's“ niedergelegt. Frankl bietet auch hier, wie in seinen anderen Dichter-Biographien, ein Bild Hebbel's in Charakterzügen aus seinem Leben und Schaffen. Hebbel's Tod und Leichenfeier schließen das liebevolle geistige Bild des Dichters ab. M.

Oberösterreichische Volkssagen. Gesammelt von Cajetan Alois Gloning. Dieses vom Herrn Oberlehrer in Peuerbach (Oberösterreich) im Selbstverlag herausgegebene Büchlein ist eine recht verdienstliche Arbeit. Es ist ganz übersichtlich eingetheilt in Elementarsagen, historische Sagen, Legenden und fromme Sagen, mythische Sagen, romantische Sagen und naturgeschichtliche Sagen. Wir begegnen in dem schlicht und klar geschriebenen Büchlein, dem wir etliche Stückchen entnehmen, manchem bisher unbekannten, äußerst schätzenswerten Stoff und wäre eine Fortsetzung dieser Sagenausgabe erwünscht. M.

Scherzgedichte von Johannes Trojan. (Leipzig. A. G. Liebeskind). Ein wenig Baumbach, ein wenig Busch und ein wenig Schäffel, das ist das Recept dieser Scherzgedichte; daraus mag man ersehen, daß sie recht lustig zu lesen sind. Einigen derselben merkt man's allerdings an, daß sie in der Weltstadt an der Spree entstanden sind; ein Leser also, der sich daran ergötzen will, muß Berliner Witz verstehen. M.

Besucher aus dem Jenseits. Von St. C. Cumberland. Breslau-Leipzig-Berlin, Druck und Verlag von S. Schottlaender. In dieser Schrift „Besucher aus dem Jenseits“ hat der Verfasser seinen Lebensgang, seine Irrfahrten, seine Berührungen mit den Geistern der Zeit, seine frappantesten Leistungen auf dem Gebiete des Spiritismus, der „Materialisation“ und Verkörperung abgeschiedener Geister, des Errathens tiefer Geheimnisse der Seele und des arbeitenden Gehirns und Anderes dargelegt. Er erklärt den Spiritismus für einen Schwindel, während er doch für sich gerne glauben machen möchte, daß er — Cumberland — „in unerklärlicher wunderbarer Weise von einem Genius beseelt sei.“ — So stünden wir doch wieder auf dem alten Fleck. M.

Hochzeitsalbum. Dieses bei R. Herrosé in Wittenberg erschienene, schön ausgestattete Einschreibebuch enthält folgende Abtheilungen: Album des neuvermählten Paares (Gedichte) zur Erinnerung an den Polterabend. Album der Hochzeitsgäste. Album der Freunde. Notizen für Familie und Haus. Das Album eignet sich vortrefflich zur Hochzeitsgabe, es ist ein Werk, das die Brautleute und Hochzeitsgäste selbst verfassen und das somit für das Leben von eigenartigem Werte sein muß. M.

Eine schöne Weihnachtsgabe sendet uns in diesem Jahre die Verlagsbuchhandlung Carl Reißner's in Leipzig. Es ist eine Dichtung von Franz Hirsch: „Aennchen von Tharau, ein Lied aus alter Zeit.“ Die überaus volksthümlich gewordene liebliche Geschichte hat der Dichter in sechs Gesängen meisterhaft behandelt, und mit jener anheimelnden deutschen Schlichtheit, die dem Stoffe angemessen ist. Einzelne Scenen der Dichtung sind von geradezu herzbrückender Schönheit. Zu diesem „alten Lied“ hat Georg Knorr acht in Lichtdruck wiedergegebene, überaus reizende Bilder geschaffen und so ist ein Werk zu Stande gekommen, das eine wahre Zierde des Weihnachtstisches sein wird, das aber nicht auf den Weihnachtsmarkt allein angewiesen ist, sondern zu aller Zeit die Thore offen finden wird in's deutsche Haus. R.

„Wißt Ihr, was ich meine?“ Kinderbilder von Heinrich Braun (Berlin, Franz Lipperheide). Ein reizendes Büchlein. Die alten guten Sprüche, Zählreime und Scherzfragen, die in ihrer schlichten Naivetät unerreicht sind und in ihrer ewigen Jugend

Digitized by Google

stets das Ergötzen der kleinen Welt bilden werden, hat der Künstler zum Gegenstande der Illustration gewählt. In der Form der Halb-Silhouette erscheinen die Bildchen nur in drei Farben, schwarz, weiß und roth; aber wie lustig harmoniert diese einfache Ausführung mit dem Geiste der herzigen Kinderreime, der schalkhaften Räthselaufgaben. Des jungen Volkes Freunde in Flur und Wald, in Haus und Hof tummeln sich in lustigem Durcheinander durch das Büchlein. Seinen Titel erhielt es nach dem letzten Liedchen: „Wißt Ihr, was ich meine?“ — auf welche Frage die Antwort erfolgt: Singen, springen wollen wir! Die Ausstattung ist von jener Gediegenheit, welche alle Werke des Verlages auszeichnet.

V.

Historische Hauspostille. Kurzgefaßte Weltgeschichte für das Volk, von Gorvin. (Leipzig, Carl Reißner.) Die erste Lieferung dieses auf 20 Lieferungen berechneten Werkes liegt uns vor. Eine kurzgefaßte, populär und in freisinnigem Geiste geschriebene Weltgeschichte.

Historische Gedichte von Ottokar Hans Stoklaska. (Berlin, Wilhelm Ißleib.) Schwungvolle Verse, ein schönes Stück Weltgeschichte! Begleitet von glaubwürdigen Ziffern, fest und sicher gleich einem Lehrbuche und dennoch ohne pedantische Schwere! Uns wird bei der Lectüre zu Muthe, als erwecke eine liebliche Musik unser im Sturme des Lebens und Schaffens vergessenes Wissen auf's Neue.

J. N.

Von der in Stuttgart (deutsche Verlagsanstalt) erscheinenden illustrierten Prachtausgabe von **Goethe's Werken** mit mehr als 800 Illustrationen erster deutscher Künstler, herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Düntzer, sind 4 Bände vollständig erschienen. Heute sind wir in der Lage, die bis jetzt weiter erschienenen Lieferungen 72 bis 80 (etwa die Hälfte des 5., Schluß-Bandes) anzeigen zu können.

Deutsch-österreichische National-Bibliothek. (Prag: Dr. Hermann Weichelt's Verlag; Wien: Moriz Perles.) Neu erschienen: „In der Einöd'.“ Ländliches Volksstück von C. Gründorf. „Don Juan de Austria.“ Epos von Ludwig August Frankl. Der „Hauskobold.“ Novelle von Josef Rank. „Herzog Otto.“ Historische Erzählung aus Tirol von J. C. Maurer.

Eine prächtige Zimmerzierde ist der soeben bei A. v. Waldheim in Wien erschienene Farbendruck „**Unsere kronprinzliche Familie**“ von Alois Greil. Die Porträts des Elternpaares sind sprechend ähnlich, ob dasselbe auch bei dem reizenden Köpfchen der kleinen Prinzessin der Fall ist, vermögen wir natürlich nicht zu beurtheilen.

V.

Russische Günstlinge, von G. Ad. v. Helbig. Wortgetreuer Abdruck der Original-Ausgabe, Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1809. Mit dem Porträt der Kaiserin Katharina II. nach Daniel Chodowiecki. (Stuttgart, J. Scheible.) Dieses altneue Buch von 1809 enthält eine Fülle von Belehrungen, wie sie nur der diplomatische Agent des Curfürsten von Sachsen und Königs von Polen am Petersburger Hofe liefern konnte. Die ganze Geschichte Rußlands von Peter dem Großen bis zu Paul's Tod wird uns in Gestalt kurzer Biographien von 110 Günstlingen vorgeführt. Je ein Drittel entfällt auf die Herrschaft des großen Peter und der großen Katharina, der Rest auf die sieben anderen schwachen Regierungen. Das Werk ist höchst lehrreich.

V.

Medicinische Specialitäten. Eine Sammlung aller bis jetzt bekannten und untersuchten medicinischen Geheimmittel mit Angabe ihrer Zusammensetzung nach den bewährtesten Chemikern. Gruppenweise zusammengestellt von C. F. Capaun-Karlowa, Apotheker. Zweite, vielfach vermehrte Auflage. (A. Hartleben, Wien.) Auf medicinischem Gebiete Licht und Aufklärung zu bringen, muß das Streben jedes Mannes sein, dem das allgemeine Wohl am Herzen liegt. Der Geheimmittelschwindel hat einen noch nie gekannten Höhepunkt erreicht. Wenn einige Wissenschaftsmänner diesem verderblichen Treiben entgegentreten, wenn sie keine Mühe scheuen, dem Volke den wahren Wert der Marktschreiereien mit ihren erlogenen oder erkauften Attesten, Empfehlungen und Danksagungen zu zeigen, so bleiben deren Opfer und Bemühungen unfruchtbar, wenn die Resultate ihrer Arbeiten nicht ebenfalls in die weitesten Kreise getragen werden. Hierzu ein Scherflein beizutragen, ist der Zweck dieser Sammlung.

V.

Digitized by Google

Dr. Joh. Nep. Vogl's Volkskalender 1885. Redigiert von Dr. August Silberstein. (Wien, Carl Fromme.) Dieses nun im 41. Jahre erscheinende Volksbüchlein ist der Grundstock und Kern der Wiener Volkskalender-Literatur, die einst Joh. Nep. Vogl gegründet hat und Silberstein so zweckentsprechend fortzuführen weiß. Beliebige, zufällig vorhandene Sachen dem Kalendarium anzuhängen, das gibt noch lange keinen Volkskalender. Bekannte und berühmte Namen zusammenzutragen macht's auch noch nicht aus; das Volkskalenderpublikum frägt nicht nach Namen, sondern nach der ihm nahestehenden Sache. Auch dieser Jahrgang des „rothen Kalenders", wie man den Silberstein'schen Volkskalender seines rothen Umschlages wegen oft nennen hört, bringt in feinem belehrenden und unterhaltenden Theil wieder viele reizende Sachen, worunter wir Silberstein's Dorfgeschichte: „Der alte Schatz," Bacano's Erzählung: „Gnaden der Liebe" und „Der Spiritismus bei Herrn Mayer" von Carl Frey in erster Linie nennen. In langer Reihe wechselt Belehrendes und Ergötzliches anmuthig ab und die zahlreichen Bilder sind hübsch ausgeführt.
Es ist der alte gute Volkskalender geblieben.
M.

Großer Bauernkalender mit Bildern für 1885. Herausgegeben von Franz Schlinkert. (Wien, Carl Fromme.) Der heurige Jahrgang bietet wieder neben einer Fülle von sorgsam ausgewähltem, belehrendem Stoffe zahlreiche unterhaltende Geschichten und Gedichte, die bestimmt sind, in veredelnder, erhebender Weise zu wirken. Es ist als ein Vorzug gegenüber der vorjährigen Ausgabe zu bezeichnen, daß namentlich dem belletristischen, heiteren Elemente eine größere Aufmerksamkeit geschenkt worden ist; auch die vielen Illustrationen sind heuer besonders gelungen. Sehr lehrreich und volksthümlich abgefaßt ist die Darstellung des Wahlrechtes von Franz Schlinkert. Weiters ist auch die Belehrung: „Wie man sich vor ansteckenden, erblichen Krankheiten schützen soll," von besonderem Nutzen für das Landvolk. Eine Reihe kürzerer Aufsätze handelt: „Von der Wirthschaft"; durch zahlreiche kurze Nachrichten erfährt der Leser allerhand unterhaltende und belehrende Vorfälle aus verschiedenen Gegenden; die wichtigsten Ereignisse des abgelaufenen Jahres finden am Schlusse des Kalenders eine eingehendere Betrachtung.
V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Octavia. Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Von Wilhelm Walloth. (Leipzig, W. Friedrich. 1885.)

Tausch enttäuscht. Lustspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Jordan. (Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1884.)

Das Geschichtenbuch des Wanderers. Neue Erzählungen aus Dorf und Burg, aus Wald und Welt. Von P. K. Rosegger. Zwei Bände, als Band VIII und IX der „Ausgewählten Schriften". (Wien, A. Hartleben. 1885.)

Stoanasteirisch. Vorlesungen in steirischer Mundart von P. K. Rosegger. (Graz, Leykam. 1885.)

Aus Herz und Welt. Allerlei neue Humore von Emil Peschkau. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1885.)

Kraftenren. Realistische Novellen von Carl Bleibtreu. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1885.)

Ein Manuscript. Von B. v. Sultner. (Leipzig, W. Friedrich. 1885.)

Die Rosenzauberin. Von August Silberstein. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Erloschene Sterne. Von Hermann Friedrichs. Mit einem Prolog von Woldemar Kaden. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Gedichte von Paul Heyse. Drille Auflage. (Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.)

Am Rhein und beim Wein. Gedichte von Emil Rittershaus. (Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger, 1884.)

Von Lenz zu Herbst. Dichtungen von Günther Walling. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Gedichte von Egon Rail. (Spandau, Hermann Oesterwitz, 1884.)

Aus lichten Stunden. Erzählungen und Skizzen von L. v Döring. (Hagen i. W., Hermann Risel & Comp. 1884.)

Geschichten für Jung und Alt im Volk. Von Johanna Spyri. 1. Heft: Der Toni von Kandergrund. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.)

Wiener Weis' und Frauenpreis. Gedichte von Konrad Eitel. Mit vielen Illustrationen. (A. Hartleben, Wien.)

Gedichte von Heinrich Leuthold. Dritte vermehrte Auflage. (Frauenfeld, J. Huber. 1884.)

Der neue Hamlet. Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Herausgegeben von Carl Ludwig. (Zürich, Verlagsmagazin. 1885.)

Erkränmte Märchen. Erzählt und illustriert von Maria Berg. (Leipzig, E. Twietmeyer.)

Für's Kind. Geschichten von Dielrich Theden. Mit einem Farbendruckbild von Bernhard Mörtins. (Leipzig, E. Twietmeyer.)

Digitized by Google

Briefe christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage. Nach Manuscripten gedruckt und mit Autorisation der Verfasser zum ersten Mal herausgegeben, mit biographischen Skizzen der Autoren und einem Vorworte versehen, von J. Singer. (Wien, Oskar Frank. 1885.)

Spaziergänge durch das Reich der Sterne. Astronomische Feuilletons von M. Wilh. Meyer. (A. Hartleben, Wien. 1884.)

Die Landwirtschaft in den Gebirgsländern. Von Adolf Trientl. I. Heft: Allgemeine Betrachtungen über die Bauernwirtschaft und Grundzug der Düngung. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1884.)

Triest und seine Umgebung. Fremdenführer von Dr. E. Schatzmayer. (Triest, Pastori & Dal. Ben.)

Triester Führer nebst Rundschau über das materielle und geistige Leben Triest's und der Nachbarländer. Von Dr. E. Schatzmayer. (Triest, C. Coen & Figlio. 1884.)

Antiquarischer Anzeiger von Paul Cieslar. Graz.

Festschrift des Verwaltungsrathes der deutschen Schillerstiftung zum 10. November 1884. (Weimar, G. Uschmann.)

Bayreuther Blätter. Monatsschrift unter der Redaction von Hans v. Wolzogen. Herausgegeben vom allgemeinen Richard Wagner-Verein. Bayreuth. 7. Jahrg. 1884.

Allgemeine Kunst-Chronik. Zeitschrift für Kunst, Kunstgewerbe und Literatur. Herausgegeben von Dr. W. Lauser. Mit der „Allgemeinen Theater-Chronik" als Gratis-Beilage. (Erscheint wöchentlich. Wien.)

Pädagogische Zeitschrift. Organ des steiermärkischen Lehrerbundes. Eigenthümer und Herausgeber der Grazer Lehrerverein. — Verantwortlicher Redacteur: Ferdinand Fellner.

Geschichte der russischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Alexander v. Reinholdt. In ca. 10 Lieferungen. 1. Lieferung. (Leipzig, W. Friedrich. 1885.)

Dr. Willibald Müller's Haus- und Familienbuch. 1. und 2. Heft. (Teschen, Karl Prochaska, 1884.)

Stoff und Kraft in der menschlichen Arbeit oder die Lundamente der Production. Von Dr. H. Schwarz. Bis zum 5. Heft erschienen. (Wien, A. Hartleben.)

Deutscher Schulvereinskalender für 1885. Mit dem Bildnisse Dr. Weitlof's. (Krems, Verlag des nationalen Vereines.)

Witkowitzer Kalender für Berg- und Hüttenleute, 1885. (Witkowitz, herausgegeben von der Witkowitzer Bergbau- und Eisenhüttengesellschaft.)

Aus unserem Aufruf zur Förderung der allgemeinen deutschen Schillerstiftung.

Am 9. Mai 1855 wurde zu Dresden der fünfzigste Gedächtnißtag des Hinscheidens unseres großen

Friedrich Schiller

mit einer erhebenden Trauerfeier begangen, bei welchem Anlasse von edlen deutschen Männern der Entschluß gefaßt wurde, eine Schillerstiftung zu gründen, um daraus künftig den Tribut entrichten zu helfen, den eine Nation, die ihre Sprache, Art und Bildung liebt und ehrt, den Männern geistiger Schöpfungen, dem literarischen Verdienste schuldet.

Am 10. November 1859, dem in allen deutschen Landen durch ein einmüthiges, großartiges Weihefest verherrlichten hundertsten Geburtstage Schiller's, trat diese edle und humane Stiftung in Wirksamkeit, welche sich zur Aufgabe stellte, deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur verdienstlich gewirkt, und vorzugsweise solche, welche sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über dieselben verhängter schweren Lebenssorgen Hilfe und Beistand darbietet.

In vielen Städten Deutschlands und Oesterreichs entstanden sofort Zweigstiftungen. Eine solche Zweig-Schillerstiftung hat jährlich die ganzen Zinsen ihres Fonds an die allgemeine Schillerstiftung abzugeben, wenn dieser Fond nicht mindestens 2000 Thaler beträgt. Hat das Capital der Zweigstiftung die Höhe von 2000 Thalern erreicht, so kann sie über ein Drittel der Zinsen nach eigenem Ermessen zu Gunsten heimischer Literaten verfügen. Dieses Letztere anstrebend, hat nun der dermalige ständige Vorstand der steiermärkischen Zweig-Schillerstiftung in Graz es unternommen, einen Verein

Digitized by Google

zur nachhaltigen Förderung der oben bezeichneten edlen Zwecke der allgemeinen Schillerstiftung zu gründen, und erlaubt sich derselbe, an alle Freunde und Gönner deutscher Literatur, deutscher Bildung und Sitte in Steiermark die Einladung zu richten, dem neu gegründeten Vereine der steiermärkischen Zweig-Schillerstiftung in Graz entweder als Gründer mit dem statutenmäßigen einmaligen Betrage pr. 20 fl. oder als wirkliche Mitglieder mit dem Jahresbeitrage von wenigstens 2 fl. beizutreten oder ihm die Vermehrung des hiesigen Stiftungsfondes dadurch zu ermöglichen, daß sie demselben beliebige Beiträge, deren jeder zum wärmsten Danke verpflichten würde, zuzuwenden.*)

Der Vorstand vermeint, den gegenwärtigen Zeitpunkt zu dieser Einladung wählen zu sollen, weil am 10. November 1884, als am 125. Geburtstage Schiller's, der fünfundzwanzigjährige Bestand der deutschen Schillerstiftung gewiß dieser Erinnerungstag nicht weihevoller begangen werden könnte als durch werkthätige Förderung dieser großen nationalen Stiftung und ihrer edlen Zwecke.

Graz, am 23. October 1884.

Karl Gottfried R. v Leitner, Vorsitzender.
Dr. Franz Feikl. Karl Graf Gleispach. Robert Hamerling. Dr. Wilhelm v. Kaiserfeld. Dr. Max R. v. Karajan. Dr. Fritz Pichler. Dr. Karl Reckbauer. Peter v. Reininghaus. P. K. Rosegger.

*) Beitrittserklärungen werden in der Universitäts-Buchhandlung Leuschner und Lubensky, Sporgasse 11, und in der Hof-Kunst- und Musikalienhandl. Karl Tendler, Herrengasse 7, Graz, entgegengenommen.

Postkarten des „Heimgarten".

A. H., Limbach: Eine Ausgabe für die Jugend von Rosegger's Schriften schon lange geplant. Doch hielten wir uns in der Auswahl des Inhaltes nicht für competent und wären den Pädagogen dankbar, wenn sie uns in dieser Sache Andeutungen zukommen ließen, welche Stücke man für besonders geeignet hält, oder welche Aenderung einzelner Erzählungen man vorschlägt, um ein gutes Jugendbuch zu erzielen.

J. W., Prag, H. H. Oedenburg: Das „offene Schreiben an junge Antisemiten Wien's" befindet sich im Augusthest des VIII. Jahrganges. Ein Separatabdruck ist nicht erschienen.

A. S. in St. P.: Relativ darunter das Beste folgendes Epigramm:

Weib, Du rühmst Deiner Perlen Dich mit besonderem Stolze;
Sieh' dort den Bettler, er weint edlere Perlen genug.

J. K., Melk: Für Ihre Zwecke wird Ihnen Victor Hugo's „Dreiundneunzig" (Wien, A. Hartleben) die besten Dienste leisten. Dieser Roman steht auf einem Standpunkt außerhalb der Hauptereignisse der Revolution, von welchem Sie das kolossalste Profil der gewaltigen Zeit am besten betrachten können. Daß Sie es durch einen genialen Dichterblick sehen, ist ein nicht zu unterschätzender Vortheil.

M. J., Reichraming: Besten Dank. Der Stich aus Mauthhausen war ein menschlicher.

H. O., Pöhnitz: Haben sich wohl einen Spaß mit uns gemacht mit Ihrem Brief, der in 38 enggeschriebenen Zeilen aus einem einzigen Satz besteht. Nach dieser Stilprobe haben wir nicht den Muth, an Ihr beiliegendes Manuscript heranzutreten.

L. L., Passau: Makart's „Festzug" ist bei Moriz Perles in Wien zu haben. Er besteht in 48 Blättern und erscheint neu in Lieferungen.

H. 21: Schönen Dank.

Prof. J. H., Waidhofen: Kennen den betreffenden Herrn weder persönlich, noch seine Verhältnisse.

P. O. L., Graz: In Obersteier haben in den letzten zehn Jahren die Bezirke Judenburg und Leoben an Bevölkerung am meisten zugenommen; im Bezirk Murau ist die Bevölkerung in Abnahme begriffen. Die Zunahme wird zumeist durch Fabriken und Eisenwerke bedingt; die Stagnation und Abnahme zeigt sich im Bauernstande.

Th. Nöthig, Breslau: Besten Dank für Uebersendung Ihrer reizenden Gedichte: „Lichter und Schatten". (Breslau, M. Woywod.) Nehmen Anlaß, dieselben hiermit einem sinnigen Publikum zu empfehlen.

St. E., Graz: Ueber die hohen Damenhüte im Theater ist schon viel geschrieben worden; das nützt nichts. Wenn aber die Trägerinnen dieser Hüte und aufgebauschten Hauben wüßten, wie sehr sie oft für ihre

Digitized by Google

rückwärtigen Nachbarn der Gegenstand des Aergers, Spottes und selbst Gelächters sind, sie würden für's Theater rücksichtsvollere Kopfbedeckungen wählen. In's Theater gehen, um Anderen die wohlbezahlte Aussicht auf die Bühne zu verdecken, ist ein schlechter Spaß. Hut ab, ihr aufgedonnerten Eitelleiten!

H. L., Steyer: Vollkommen einverstanden:

„D'Steyrer Stadt ist ganz g'wiß
's Oesterreicher Paradies,
Glänzt einer Perle gleich
In unserm Oesterreich. — —

Hast mit vereinter Kraft,
Wia's unser Kaiser schafft,
Heuer a Werk vollbracht,
Was Jedem Achtung schafft;
„Liberal" — „Clerical"
Das bleibt jo all's egal,
Tragt jeder ehrlich treu
Das Seinö bei."

L. J., Linz: Der Beifall, den der Aufsatz: „Dem alten Volkslied eine Gasse" geerntet, läßt uns ja hoffen, daß er auch eine praktische Wirkung erzielen wird. Bereits in mehreren Städten regt sich die Absicht, sich des alten Volksliedes anzunehmen; wir wollen nur sehen, wo sie wirklich damit Ernst machen.

Dr. O. W., Wien: Die dramatische Scene: „Komödianten", welche einer Anregung von Josefine Gallmeyer zufolge entstanden ist, und von der Künstlerin im Vereine der Literaturfreunde in Wien als das allerletzte Stück, mit dem sie von dem Publikum schied, vorgetragen wurde, befindet sich im Februarheft 1884 des „Heimgarten." Auch ist dasselbe in Roseggers: „Stoanstreirisch" aufgenommen worden.

E. L. L., Pöllau: Schicken Sie doch einmal eine ganze Landgemeindevertretung nach Graz in Morre's Volksstück: „'s Nullerl." Vielleicht schämt sie sich ein wenig.

L. O., Villach: Gedicht acceptiert; mit Novelletten reichlichst versehen.

J. O., Villach: Wer für Buchhändler-Reclame den Autor verantwortlich machen will, der kennt die Verhältnisse nicht.

Deutsche Frau: Sie fragen, ob es denn in Oesterreich keinen Schriftsteller gäbe, der gegen den Unfug, französische Romane dem deutschen Publikum anzuschwatzen und aufzudrängen, Stellung nähme? — Wenn nur erst das Publikum, vorzüglich die deutschen Frauen, dagegen Stellung nähmen!

XXX. Für unverlangt eingeschickte Artikel können wir eine Verantwortung nicht übernehmen. — Manuscripte zur Prüfung und Begutachtung müssen wir — so schmeichelhaft das in uns gesetzte Vertrauen auch ist — dankend ablehnen und zwar ausnahmslos. Abgesehen von allem Andern mangelt es uns dazu an Zeit. Wir bitten herzlichst, diese wiederholte Erklärung endlich zu berücksichtigen.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google

Was sollen wir schenken?

Weihnachten naht! Die Freude, diese Tochter des Himmels, wie sie uns Schiller nennt, beginnt allmählich ihren Einzug in die Herzen, sie pocht an die Pforten der Paläste und an die Hütten der Armut. In jedes Herz pflanzt sie den Keim ihres Glückes, welches beim Weihnachtsfest endlich zur Blüte treibt, die mit ihrem Dufte unser ganzes Denken und Sein verklärt. Ja, dieser Hauch der Weihnachtsfreude durchdringt auch die traurigsten Herzen und wandelt den tiefsten Schmerz in sanfte Wehmuth.

Lange vor dem Feste schon macht sich die freudige Erwartung im kindlichen Alter geltend. Die glückliche Jugend bringt der Freude gewöhnlich ein offenes Herz entgegen. Aber es gibt auch Kinder, deren durch traurige Verhältnisse getrübter Geist sich dagegen abschließt; da wird es uns dann zur Pflicht, die Freude in ihnen zu erwecken, da verbinden wir mit der Lust des Schenkens noch den Zweck, den Kindern den Lebensweg ebnen zu helfen, denn ein freudiges Herz ist im Kampfe des Lebens mehr wert, als Besitzthümer. Und die Freude macht auch gute Menschen; je williger sich das Kind derselben überläßt, desto schneller wird es zur Activität übergehen, denn wer selbst beglückt ist, will auch Andere so sehen.

Es ist eine schöne Gewohnheit der gebildeten Stände, den Weihnachtstisch hauptsächlich mit literarischen Geschenken zu schmücken. Deshalb ist auch unsere Literatur reich an ausgezeichneten Werken, welche die Muße und Erholung zu vereinen wissen mit der Bildung des Geistes und Herzens. Vorzugsweise ist natürlich die Jugend bedacht. In richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit der jugendlichen Lectüre haben bedeutende Pädagogen nicht nur diese Geschenkliteratur bereichert, sondern haben auch durch Wegweiser den Zweifelnden eine Richtschnur gegeben. Ihre Meinung ist die, daß die Phantasie der Kinder durch aufregende Erzählungen leicht zu sehr gereizt und ihr Geist dadurch von einem ruhigen, verstandesmäßigen Denken abgelenkt wird. Für das mittlere Jugendalter, dem die Art des Denkens erst gelehrt werden soll, sind also nicht zu empfehlen die sogenannten Indianer-Geschichten, wie auch alle Schriften, welche die Form des Romans an sich tragen. Nachdrücklich aber ist die Jugend vor den kleinen Volkserzählungen mit bunten Umschlägen zu warnen, selbst dann, wenn diese Bändchen Märchen und Kindererzählungen enthalten.

An Bilderbüchern für das früheste Jugendalter werden von den Pädagogen jene verworfen, welche dem kindlichen Auge Caricaturen vorführen, denn sie verleiten dasselbe zu einem verkehrten Sehen und prägen dem kindlichen Geiste eine Vorliebe für Widernatürliches und Unschönes ein. Zu diesen tadelnswerten Bilderbüchern gehört der bekannte Struwwelpeter und seine vielfachen Nachahmungen, wie auch die Busch'schen Bilderbücher. Man will jetzt durch die ersten Bilderbücher schon den Anschauungsunterricht unterstützen. In dieser Hinsicht sind namentlich empfehlenswert die Schreiber'schen Bilderbücher zum Anschauungsunterricht, Bohny's neues Bilderbuch ꝛc., während andererseits durch die Bilderbücher von Hofemann, Oltfers, Mohn ꝛc. der Kunstsinn geweckt und gefördert werden soll. Empfehlenswerthe Bilderbücher sind im Uebrigen die von Schreiber in Eßlingen, Löwe und Nitzschke in Stuttgart. Für das mittlere Jugendalter von etwa 8 bis 15 Jahren sind die Schriften von Spyri-Pfeiffer, Nieritz, Gumpert (das Familienbuch der Verfasserin ist auf der vierten Seite des Inseraten-Anhangs aufgeführt), ferner von Schmidt, dem Verfasser der Ostereier, Isabella Braun zu empfehlen; die der Letzteren sind jedoch mit Vorsicht anzuwenden, da sie bei einiger Anlage dazu einen frömmelnden Charakterzug erwecken.

Soll die Lust zur Lectüre im Kinde erst erweckt werden, so ist dies durch Märchenbücher von Lausch, Grimm, Hoffmann ꝛc. zu erreichen. Auch sind die Spielbücher von Wagner, Leske's Spielbuch für Mädchen, Bruns' illustr. Kinderspielbuch, Räthselbücher, des deutschen Knaben Handwerksbuch für dieses Alter zu empfehlen.

Am reichhaltigsten ist aber die Literatur für die sogenannte „reifere männliche Jugend" oder richtiger gesagt, dieser Begriff ist ein so ausgedehnter, daß seine Endgrenze bei vielen Menschen gar nicht festzustellen ist und die Bücher, welche der „reiferen Jugend" zugedacht sind, stehen oft auf einer so hohen geistigen Stufe, daß ein Studium zu ihrer Lectüre gehören würde. Die Auswahl ist also sehr schwer und muß sich in jedem Falle nach der Individualität des zu Beschenkenden richten. Allgemein empfehlenswerth sind geschichtliche Erzählungen, Reise- und Völkerbeschreibungen, wie sie auf der vierten und siebenten Seite des Inseraten-Anhangs angezeigt sind; ferner Trewendt's Jugendbibliothek, Grube's Charakterbilder, Schwab's

Digitized by Google

Sagen des classischen Alterthums, Rosegger's „Aus dem Walde." Höheren Ansprüchen, was sowohl den Geist als auch den Geldbeutel anbetrifft, dürften genügen, Wägner's Hellas und Rom, Schmidt's Weltgeschichte, Biographien unserer Classiker, die Kurz'sche Literaturgeschichte, Freitag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Brehm's Thierleben, die Schriften von Smiles.

Für junge Männer, welche sich dem Kaufmannsstande widmen wollen, sind gute Atlanten (Andree, Kiepert), ferner Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute und vor Allem die von Parth herausgegebenen 12 Bändchen, welche die einzelnen Fächer der Handelswissenschaft behandeln, zu empfehlen. Letzteres Werk ist im Inseraten-Anhang specieller erwähnt.

Auch für die weibliche Jugend werden auf der dritten und vierten Seite des Inseraten-Anhangs sehr schön ausgestattete gute Werke empfohlen. Außerdem aber sind es die Schriften von Gumpert (Töchteralbum), Cron, Helm, Stöckl, Wildermuth, welche sich einer sehr gerechtfertigten Beliebtheit erfreuen.

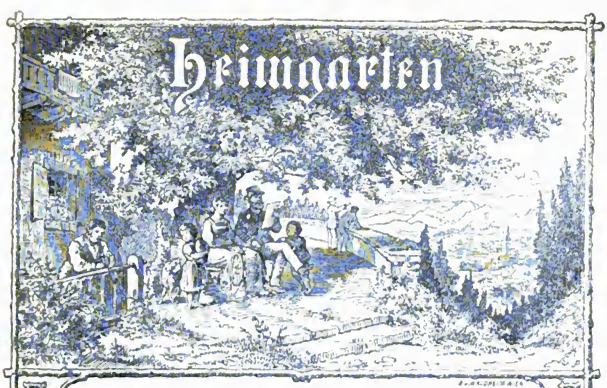
Aber was heute noch ein junges Mädchen ist, ist morgen schon junge Dame und dürftet nach Heyse's Novellen, Spielhagen's, Heimburg's oder Marlitt's Romanen; empfehlenswerter aber dürften ihr doch nützliche Bücher sein, wie Kübler's Hauswesen, Köller's Hausbuch oder wenigstens ein kleines Kochbuch von Vollmut, das im vorigen Jahre schon in sechster Auflage erschienen ist. Auch Klencke's Schriften, Oser's Briefe über Aesthetik, der deutschen Jungfrau Wesen und Wirken von Milde, die Schriften von Nathusius, wie auch die illustrierten Reisewerke der Mrs. Brassey bilden empfehlenswerte Geschenke für junge Damen. An poetischen Werken sei ein soeben erschienenes Epos von Hirsch, „Aennchen von Tharau", erwähnt, von Gedichtsammlungen die deutsche Lyrik der Gegenwart von Avenarius, Steiermark im deutschen Liede von A. Schlossar, auch Rosegger's „Zither und Hackbrel," August Geibel's, Uhland's, Träger's Gedichte und die kürzlich in einer Salonausgabe erschienenen, von Dr. Em. Herrmann und Dr. Pogatschnigg gesammelten Kärntner Lieder werden als Geschenk für junge Damen geeignet und willkommen sein.

Für junge Mütter sind namentlich als passend zu bezeichnen Polko's „Von der Wiege bis zum eigenen Herd," Chamisso's „Frauenliebe und Leben," von Thumann illustriert, und die Mutter- und Koselieder, ein Familienbuch von Fröbel. Ueber letzteres gibt der Inseratentheil weiteren Aufschluß.

Ueberaus groß ist das Feld der Geschenkliteratur für Herren. Jede Lieblingsneigung, jedes Steckenpferd derselben, wird durch literarische Werke gepflegt und unterstützt. Als allgemein interessant wollen wir in erster Linie nennen Rosegger's Dialectschriften, drei Bände, „Zither und Hackbret", „Tannenharz und Fichtennadeln", „Stoansteirisch"; letzteres ist erst in diesem Monat erschienen. Diese Schriften befinden sich nicht in den gesammelten Werken des Autors, bilden also gleichsam ein Supplement zu denselben; ferner die bereits erschienenen acht Bände des „Heimgarten," welche einzeln oder zusammen in eleganten Einbänden zu haben sind. Die ersten sechs Bände sind auf die Hälfte des Preises ermäßigt, bilden also ein relativ sehr billiges Geschenk; ferner Rosegger's gesammelte Werke, welche 20 Bände umfassen und entweder zusammen oder in einzelnen Bänden bezogen werden können; daraus namentlich empfehlenswerth „Der Gottsucher," „Schriften des Waldschulmeisters," „Die Sittenbilder" und das „Volksleben in Steiermark". Ferner empfehlen wir Zimmermanns „Skizzen aus dem österr. Soldatenleben" (humoristisch), die in Wien erscheinende „Bibliothek für Ost und West," deren Bände im Inseratentheil speciell aufgeführt sind, Buchmann's gestügelte Worte, Stelzhamer's Dichtungen, „Nix für ungut," Schnaderhüpfeln von Grasberger, Frankl's gesammelte poetische Werke, Wolff's poetische Schriften, Hackländer's humoristische Schriften, Hamerling's Werke, Berne's Schriften; von naturwissenschaftlichen Werken die Bände der in München erschienenen Sammlung „Die Naturkräfte", Masius' Naturstudien, Darwin's Werke, Hellwald's Schriften; von Klein's Schriften die „Studien und Kritiken", „Ansichten aus Natur und Wissenschaft", „Naturwissenschaftliche Bilder und Skizzen", „Kosmologische Briefe", welche im Verlage Leykam in Graz erschienen und per Band nur 1 fl. kosten. Wer gern reist, dem werden die geistvollen Werke von Schweiger-Lerchenfeld, welche auf der neunten Seite des Inseraten-Anhangs aufgeführt sind, von Interesse sein. Die Chavanne'schen Schriften über Afrika haben jetzt auch ein allgemeines Interesse, ein mehr österreichisches das geogr.-statist. Handbuch der österr.-ung. Monarchie von Dr. Umlauft und Bermann's „Oesterreich-Ungarn". Für Freunde der Kunst sind von neuen Erscheinungen zu empfehlen die kunstgewerblichen Arbeiten, vorzügliche Lichtdruck-Abbildungen der in der culturhist. Ausstellung in Graz im Jahre 1883 ausgestellten Kunstwerkeund das steirische Künstlerlexikon von Professor Wastler.

Zu den nützlichen Geschenken für Familienväter gehören auch die populärmedicinischen Werke, von denen das vorzüglichste wohl Klencke's Hauslexikon ist. Wer aber seinen Freund besonders ehren will, der schenkt ihm Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Digitized by Google



4. Heft. Jänner 1885. IX. Jahrg.

Der lateinische Bauer.

Eine Erzählung von **Adolf Pichler.**

(Schluß.)

In aller Früh begann ein reges Leben auf dem Schießstand. Schwegelpfeife und Trommel erklangen frisch und munter, denn das ist die Schlachtmusik des Tiroler Landsturmes, die auch zum unblutigen Spiele um die Festpreise erklingt. Stutzen um Stutzen krachte, daß es weithin durch die Bergschlnchten hallte; bei jedem Glücksschuß sprang hinter der Scheibe der hölzerne Hauswurst empor. Wenn der Rauch verschwand, trat der Zieler Jochele in seiner rothen Jacke vor, tanzte so oft um die Scheibe, als die Zahl der eingeschossenen Kreise betrug und jauchzte jedesmal zu Ehren des glücklichen Schützen. Wenn aber, wie es auch bisweilen geschah, ein Bursch mit dem Gewehr nicht recht umzugehen wußte, so schlug Jochele einen Purzelbaum und zeigte dem Unglücklichen den Rücken, dem ein Bock von schwarzem Tuche aufgenäht war. Ein allgemeines Gelächter erscholl dann, so daß sich der Fehlende beschämt zurückzog und, wie die Schützen im Nothfall immer Ausreden haben, die Schuld auf Wind, Licht oder Pulver schob.

In einem solchen Augenblick trat Norbert mit Hans ein; der Schützenmeister sagte ihnen, daß sie, als spät eingeschrieben, noch zu warten hätten, sie möchten sich indes unter den Andern umthun oder die ausgesetzten Preise betrachten. Auf einer breiten, aus Fichtenzweigen geflochtenen Pyramide steckten zwei grünweiße Seidenfahnen mit dem rothen Adler von Tirol; jene rechts war statt der Fransen mit Ducaten umrandet und die links mit blanken Zwanzigern. Zwischen beiden stand als drittes Best ein horngeschnitzter Becher mit Silberfassung, er ruhte auf einem Gestell aus struppigen Adler-

Digitized by Google

klauen. „Das wär' eine Freud'!“ meinte Hans und konnte die Augen nicht abwenden; Norbert schwieg, es mochte ihm ein wenig bange sein, daß er vor dieser Menge trefflicher Schützen und mit ihnen um das Best schießen sollte.

„Trefft nur gut,“ sagte ein Alter, und faßte ihn treuherzig bei der Hand, „seht Ihr die Scheiben dort am Getäfel? Manche ist über hundert Jahr alt, und der Kernschuß auf jeder angemerkt, ebenso der Name Desjenigen, der ihn gethan. Mancher findet einen seiner Vorfahren verzeichnet und will nicht schlechter sein als dieser; deswegen strengt er sich an, ein guter Schütz zu werden.“ Da wurde Hans aufgerufen, er trat vor und schoß; es war, als wollte Jochele gar nicht aufhören, um die Scheibe zu tanzen, die Kugel war tief in den vierten Kreis gedrungen. Nun traf Norbert die Reihe, aus der Zielerhütte kam der Ruf: „Die Maß Wein, die Maß Wein!“ Der Student ließ sich nicht beirren, fest ergriff er das frischgeladene Rohr, er zielte scharf und lang, Blitz und Knall! — er athmete tief auf, als er den Kolben von der Wange absetzte. Jochele stand unbeweglich vor der Scheibe, wie der hölzerne Hanswurst über ihr; dann riß er sie rasch vom Pflock und eilte zum Schießstand.

„Eine blinde Henne hat ein Weizenkorn gefunden: das Centrum!“ schrie er von Weitem. Niemand wollte es glauben, am wenigsten der Student, bis sich Alle durch den Anblick überzeugten; ja einige Zweifler bohrten da noch mit dem Finger in das eingeschossene Loch, Alle standen verdutzt. Da ergriff ihn Hans bei der Hand und sprach: „Von jedem Andern thät' es mich verdrießen, wenn er mich abgeschossen hätte, daß es aber Dir gelungen ist, Norbert, das freut mich, als ob ich selbst das Best heimtragen dürfte.“

„Wer das Glück hat, führt die Braut heim!“ murmelte ein Schütz nebenan.

„Es ist Zufall!“ sagte ein Anderer unwillig, denn Keiner mochte auf so schnöde Weise den Preis verloren sehen — „nur Zufall!“

„Zufall?“ schrie Norbert dreist, „ich werde die noch übrigen zwei Schüsse thun, denn dreimal hat Jeder das Recht, da wollen wir sehen!“ Es wurde geladen, er schoß drei Kreise; denn ist der Schütz einmal im Zuge, verläßt ihn das Blei nicht! sagt ein Sprnch, der sich hier bewährte. Da meinte jener Alte: „Norbert taugt eben so wenig für die Theologie, als eine Trommel zu einer Kirchenglocke.“

Das Schützenglück des Studenten wurde auf das Lebhafteste besprochen, er sollte auf diese und jene Frage über das Wie und Warum Aufschluß geben; er vergaß ganz auf Brixen und trank in der Aufregung ein Glas rothen Tirolerwein um das andere. Das Hauptbest war gewonnen, er zeigte den regsten Antheil bei jedem Knall und prüfte wie ein Altmeister Schnß und Richtung, wem die zweite Fahne oder der Hornbecher gehören solle? Und Abends! Da durfte er als erster Schütz beim Feste nicht fehlen. So verfloß Stunde um Stunde unbemerkt, schon dämmerten im Thal die Schatten und nur noch das Kaisergebirg glühte in Purpur; da schlug der Schreiber dreimal auf den Tisch und das Schießen war beendet. Jochele nahm die Scheibe auf den Rücken, hinter ihm Schwegler und Trommler, dann Norbert mit freudestrahlendem Gesicht, die Goldfahne in der Hand, ihm folgte der alte Schütz mit der silbernen und Hans mit dem Hornbecher; darauf die andern, herrlichen, stolzen Gestalten, an Kraft würdige Gestalten Tirols. Sie zogen durch die breite Gasse des Dorfes. In dem Augenblick, als sie vor das Thor des Wirthshauses, wo ihnen das Mahl bereitet war, hinkamen, fuhr ein glänzender Wagen rasch vorbei: Niemand achtete darauf.

Als Norbert bei der Tafel obenan saß, und die Schützenchöre mächtig

Digitized by Google

erklangen, daß es von der Wölbung des Saales hallte, dachte er wohl im Stillen: wär' doch Marie dabei! Er flüsterte Hans leise den Auftrag in's Ohr: das Gold dem Vater zu übergeben, die Fahne aber sollte Marie in ihrer Kammer unter dem Muttergottesbilde aufstellen. Der Vater! Des Jünglings Brust erfüllte Stolz und Freude — er dachte nicht daran, was der gute Alte sagen würde, wenn er ihn statt in Brixen, wo er schon eingetroffen sein sollte, hier als Schützenkönig fände. Er dachte nicht daran; daß es nicht geschah, dafür sorgte die Gesellschaft redlich — Jeder trank ihm zu, Lärm und Lustigkeit waren gegen Mitternacht auf das Höchste gestiegen, so daß man kaum das eigene Wort verstehen konnte. Als es zwölf Uhr schlug, griffen einige Schützen zum Stutzen, warfen ihn über die Schultern und eilten, ein kurzes B'hüt Gott! rufend, davon. Der kalte Luftstrom, welcher durch die offene Thüre floß, brachte die Uebrigen zur Besinnung und bald war die Gaststube leer.

Die Frühstunden sind es, in welchen uns jedes Verschulden, welches der im Taumel verbrachte Tag nicht zum Bewußtsein kommen ließ, am schwersten auf's Herz fällt; wir sehen kalt und nüchtern die Sachen, wie sie wirklich sind, ohne daß die Phantasie den trügerischen Schein darüber zu breiten vermag. Die Empfindungen, mit denen Norbert erwachte und das leise Tiktak der Uhr vernahm, die neben dem Bett auf dem Tische lag, waren keineswegs so heiterer Art, als jene, mit welchen er sich niederlegte. Er raffte sich heftig auf: der Glücksschuß, das Abendgelag, Alles gieng in seinem Kopfe wüst wie ein Fiebertraum durcheinander. Sein Blick traf die Fahne. Ihre Farben schienen ihm verblaßt, der Schimmer des Goldes getrübt; ein trauriger Herbsttag zeigte Alles fahl und verblichen. Das Tiktak der Uhr hämmerte an sein Ohr, wie die Stimme des Gewissens, mahnend an versäumte Pflichten. Er empfand die bitterste Reue; klar stand es vor ihm: die Aufnahme in Brixen ist vorüber, wie willst Du Dein „Zu spät" entschuldigen, was sollst Du sagen?

Unter solchen Gedanken kleidete er sich hastig an; er war noch nicht fertig, da klopfte es, Hans schob den Kopf durch die Thürspalte: „Nun, Gott sei Dank!" murmelte er, „der Dampf ist ausgeschlafen. Willst Du kaltes Wasser?"

Norbert schüttelte den Kopf und ergriff gähnend den Hut.

„Wir haben noch einen traurigen Gang," begann Hans wieder, „schon nach dem Betläuten hat der Cooperator hergeschickt, seit Wochen ist er krank, und wird wohl auch nicht mehr gesund — er will mit Dir reden. Nachts wurde er plötzlich schlechter, das Zügenglöcklein vermeldet ihn, wie mir der Bader zugeraunt, gewiß bald dem Todtengräber."

Norbert meinte, da müsse wohl ein Irrthum sein.

Hans fuhr fort: „Schon gestern, als es ihm noch ganz leidlich war, fragte er nach Dir, die Häuserin traute sich jedoch ob dem Gekrach nicht in den Schießstand, und der Schütz, dem sie es auftrug, hat es im Rummel vergessen."

Sie traten in das Freie. Norbert gieng schweigend an der Seite von Hans. Er kannte den jungen Priester, den die Bauern als leutescheu nicht sonderlich beachteten, schon lange und erinnerte sich nun mancher sonderbaren Rede, die er von ihm über den geistlichen Stand vernommen. Jetzt den Inhalt erwägend, wurde er noch nachdenklicher.

So gelangten sie an den Widum. Auf dem Gange vor der Thüre knieten die Weiber, sie beteten den Rosenkranz, wie die Männer in der Stube die Absätze laut angaben. Als Norbert eintrat, flüsterte ihm Eine zu: „Schleunn' Dich nur, er hat schon die Seel' auf der Zunge, wär' nur sein Vater da!"

Digitized by Google

Beklommen griff Norbert nach der Klinke, der Priester lag im Bett ausgestreckt, den Rücken auf Polster gestützt, athmete er schwer. Ueber sein fahles Gesicht beugte sich der Pfarrer mit dem Crucifix und sprach leise Worte des Trostes, die jener wenig zu beachten schien. Sein halbgeschlossenes Auge war mehr nach innen gewendet; als er jedoch das Knarren der Thüre hörte, öffnete er es weit und starrte stumm hinaus. Der matte Blick fiel auf Norbert, er hob den Arm und faßte krampfhaft seine Hand.

„Laß Dir rathen von einem Sterbenden," begann er, „laß Dir rathen, Norbert, geh' nicht in die Theologie, und wenn Du um Brotrinden betteln müßtest, geh' nicht und werd' nicht so unglücklich, wie ich es war." Er lehnte sich matt zurück und schloß die Augen wieder. Erstauntes Flüstern gieng durch das Zimmer, der Geistliche verdoppelte sein Gebet, griff zum Sprengwedel und ließ die geweihten Kerzen anzünden, um den Teufel, der ihn noch am Thor der Ewigkeit versuche, zu verscheuchen.

Norbert trat betroffen zurück, er wagte nicht fortzugehen und kniete neben den Bauern nieder, um mit ihnen zu beten.

Der Priester war nicht im Orte geboren, sondern zu Wörgl. Man hatte eilig hingeschickt, den Vater zum letzten Abschied zu holen; endlich fuhr rasch eine Kalesche vor, schwere Schritte nahten, der Alte trat weinend an das Bett des Sohnes. Mit letzter Kraft richtete sich dieser auf und sprach — jedes Wort fast unter der Wucht der nahen Ewigkeit: „Vater, eh' ich aus dieser Welt scheide, muß ich reden mit Dir. Du hast mich elend gemacht für dieses Leben, elend, elend, elend, und wenn mir in jenem Gott verzeihen soll, daß ich heimlich ein schlechter Priester war, so muß meine selige Mutter vorbitten, die mich nicht aus falscher Eitelkeit gezwungen hätte, geistlich zu werden. — Gott erbarme Dich meiner — erbarme Dich meiner! Vater, stirb Du leichter als ich, der Fluch meines verfehlten Lebens soll nicht auf Dir lasten und Dich in die Hölle drücken. Aber meinen Bruder zwinge nicht, sonst . . . ." Er verstummte, kalter Schweiß floß von seiner Stirne. „Jesus nimm mich auf," seufzte er plötzlich, das Seufzen gieng über in Stöhnen, er verschied.

Der alte Bauer ergriff heulend seine Hand, es war eine jener furchtbaren Scenen voll des tiefsten Leides, bei denen selbst Engel sich verhüllen und Gott mitleidig bitten, er möge sie vorüber gehen lassen, wie einst jene in Gethsemane.

Norbert stand auf der Straße, er wußte nicht, wie er heruntergekommen; ohne von Jemand Abschied zu nehmen, schritt er vorwärts. —

Bei ihm daheim war es recht einsam geworden. Der Vater that die Arbeit wie früher, doch wollte ihn der Anblick seiner schönen Felder nicht mehr recht freuen, oft blieb er auf dem engen Pfade stehen, wehmüthig fragte er sich: „Wem sollen sie einst gehören, da mein einziger Sohn Priester wird? Er wird zwar auch ein Säemann und streut das heilige Korn auf den Acker Gottes aber — — —" So sann er oft lang bis er auf einem Umwege zum Mütterchen zurückkehrte. Tag für Tag vergieng gleich ohne Abwechslung, der Allerheiligenabend brach an, ernst und trüb, es sollte auch heuer auf die Gräber schneien.

Der Alte hatte an der Thür einen Blick auf die Wolken geworfen und das Wetter geprüft, nun setzte er sich an den Tisch und spaltete Kien, das Mütterchen spann am Ofen auf das Emsigste, keines sprach ein Wort, nur die Katze auf dem Polster nebenan schnurrte mit dem Rad um die Wette. Sie mochten an den Sohn denken, der bereits vor fünf Wochen fortgezogen, aber noch keine Zeile geschrieben hatte. Schon dunkelte es stark, der Alte zündete einen Span an und steckte

Digitized by Google

ihn fest in den Eisenring; am Fenster giengen die Leute vorüber, welche vom Abendsegen nach Hause kehrten. Da klopfte ein Finger leise an die Thüre; der hochwürdige Vicarius trat mit dem Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ herein. „In Ewigkeit Amen!“ entgegnete ehrerbietig das Mütterchen und rückte geschäftig einen Lehnstuhl zum Ofen. Seitdem ihr Sohn in Brixen Theologie studierte, war ihr jener Priester noch lieber als vorher; — so wird Norbert auch einst aussehen, dachte sie im Stillen, und alle Leute müssen sich neigen vor ihm, als dem Gesalbten des Herrn. Und der hochwürdige Vicarius war doppelt willkommen; weswegen sollte er sie heute noch besuchen, außer um Nachrichten von dem Sohne zu bringen? Wirklich zog er zwei Briefe aus der Tasche. Während er sie auseinanderfaltete, fragte er den Alten mit einem forschenden Blicke: „Meint Ihr nicht, daß Euer Sohn für die Theologie nie so rechten Beruf hatte? Das Forstwesen würde ihm vielleicht mehr entsprechen, es kam mir so vor, wenn ich ihn frank und frei mit der schwarzen Mütze und dem kurzen Rocke, die Büchse über der Schulter, durch Feld und Wald streifen sah.“

„Herr Vicar,“ rief der Alte, sich rasch aufrichtend, „Norbert wird doch in Brixen sein, oder ist er unter die Grenzjäger gegangen?“

Das Mütterchen trat entsetzt einen Schritt zurück. Begütigend sprach der Vicar: „Darüber seid ruhig, doch ich will Euch über den Sachverhalt kurz unterrichten. Vom Scheibenschießen wißt Ihr und hattet der Folgen wegen Angst genug. Man wollte ihn zu Brixen nicht mehr aufnehmen, denn zum Unglück fuhr gerade, als er mit der Fahne durch das Dorf zog, der Director des Seminariums vorbei, welcher dann sehr erstaunt war, in dem Spätling den Schützenkönig von Angeth zu erkennen.“

„Laßt mich aufrichtig reden, hochwürdiger Herr!“ unterbrach ihn der Vater, „ein junger Mensch hat nicht viel Zeit zu verspliittern, um das und jenes anzufangen und fahren zu lassen. Es hätte mich sehr erfreut, seiner ersten Messe beizuwohnen, es wäre mir über Alles gegangen auf dieser Welt; hat man ihn aber zu Brixen abgewiesen, so werden zwar die Leute Schlimmes darüber reden, ich aber will den Finger Gottes darin sehen. Wenn er mit freiem Entschluß etwas Ordentliches beginnt, werd' ich ihn nie hemmen; das Meßgewand paßt nicht für jede Schulter. Nicht wahr, was ich immer befürchtet, ist eingetroffen, man hat ihm die Aufnahme versagt?“

„Er hat meine Verwendung nachgesucht,“ sprach der Priester gelassen, „und sieh da, mein Wort hat so viel gewirkt, daß ihm die Aufnahme nachträglich bewilligt wurde.“

Die Mutter, welche bereits alle Hoffnungen zerflossen sah, schöpfte wieder Muth: „Gott sei gelobt!“ rief sie lebhaft, „ich will gern drei heilige Messen als Dankopfer lesen lassen, eine zu Ehren der Mutter Gottes, die andere zu Ehren seines Namenspatrons, und die dritte für die armen Seelen im Fegfeuer, denen wir ganz sicher diesen Segen schuldig sind.“

„Wenn aber die Theologie doch nicht eigentlich der Beruf Eures Sohnes wäre!“ sprach nach einer Weile der Priester mit bedeutungsvollem Nachdrucke, indem er den ersten Brief einstecke.

Sie schwieg nachdenkend, bald aber sagte sie ruhig und gefaßt: „Die größte Lust meines Lebens wär' es gewesen, Norbert als Geistlichen zu sehen, er sollte einmal mein Grab einsegnen und für meine Seele beten. Gott verhüte aber, daß es gegen seinen Beruf sei; lieber säh' ich ihn todt vor mir, als so unglücklich, wie den verstorbenen Cooperator, der noch geisten soll, bis er seinen Vater nachgezogen hat in's Grab. Gott tröst ihn!“

Sie blickte scheu um und schlug ein Kreuz.

Digitized by Google

Jetzt nahm der Vicar den zweiten Brief und las:

„Sie haben, hochwürdiger Gönner, gewiß ausführlich von den Ereignissen am Todtenbette des armen Cooperators, sowie von dem Antheil, den ich unfreiwillig daran genommen, gehört. Die Erinnerung daran verfolgte mich auf dem ganzen Wege nach Brixen, ich will die Bilder, die sie wachrief, ebensowenig schildern, als die Gefühle, die mich beunruhigten. Nur die Scham trieb mich vorwärts, und jetzt darf ich es wohl gestehen, daß mich die Aussicht, man werde mich wegen Verspätung abweisen, fast wie eine angenehme Hoffnung beschäftigte. Hätte sie sich erfüllt, ich wäre in die weite Welt hinausgelaufen und nicht eher heimgekehrt, bis ich fertig und vollendet als ein Mann in geehrter Stellung vor des Vaters graues Haar hätte hintreten dürfen.

„Ihrem gütigen Einschreiten verdank' ich es, daß man mich dennoch aufnahm, und ich in den ersten Curs eintreten konnte. Desungeachtet kann ich nicht Theolog bleiben.

„Erhaben und großartig sind die Pflichten des Priesters; wer sich ihnen widmen will, thue es ohne Rückhalt. Ich vermag das nicht, ich fühle in meinem Herzen einen zu mächtigen Zug nach der Welt, ihren Freuden und Leiden, als daß ich unüberlegt mich und Andere auf immer unglücklich machen sollte. Auf der anderen Seite betrachtete ich freilich den Schmerz der Eltern, die schmähliche Nachrede, die mich lange verfolgen würde, ja, ich suchte mich selbst dadurch fest zu halten, daß ich die äußeren Vortheile erwog, welche einem Priester seine hohe Stellung bietet. So habe ich lange zweifelhaft gerungen. Der gestrige Tag brachte meinem inneren Kampfe die Entscheidung. Es wurden einige Candidaten zu Priestern geweiht, und ich hatte als Ministrant an der heiligen Handlung theilzunehmen. Das Volk füllte den Dom, durch die weiten Hallen wogte der Orgelschall, jeder Ton schlug an meine Seele, daß sie sich bald aufschwang in glühender Andacht, bald aber vor der göttlichen Majestät sich in ihrer Nichtigkeit demüthigte. Am Altare stand der graue Bischof und betete. In dieser Stunde flehte ich um Erleuchtung in meinem Zweifel. Da erschienen durch die Thüre der Sakristei die drei Candidaten. Zwei trugen im Antlitz die Züge jenes starren Friedens, welchen die ihres Zieles gewisse Entsagung gibt; der dritte war bleich und gebeugt, seine Brust arbeitete sichtbar unter einer schweren Last, das fühlte ich auf das Tiefste mit. Er war sonst ein lebensfroher Jüngling, sein Blick traf mich zufällig, — mich schüttelte der Frost. Nach kurzem Gebet warfen sie sich an den Stufen des Heiligthums auf den Boden nieder, man überdeckte sie mit einem großen, schwarzen Tuche, zum Zeichen, daß sie der Welt abgestorben seien. Vom Chor ertönte der Bußpsalm:

„Gott, sei mir gnädig, nach Deiner Güte und tilge meine Sünden nach Deiner großen Barmherzigkeit. Wasche mich wohl von meiner Missethat, entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde, wasche mich, daß ich schneeweiß werde. Ich wache Nachts auf meinem Lager und benetze das Bette mit Thränen, mein Gott, bleibe nicht fern. Schaffe in mir, Gott! ein neues Herz, und gib mir einen neuen Geist."

„Bei diesen Worten regte sich die Decke wie ein Bahrtuch, unter dem ein Scheintodter aufsteht; sie sank zurück, der dritte Candidat sprang auf und rief, daß es durch die Wölbung gellte: Ich kann nicht, ich kann nicht! — er eilte durch das erstaunte Volk zur Kirchenthüre hinaus, ich ließ das Rauchfaß fallen und lief ihm nach. Die Nacht verbrachte ich schlaflos, in drei Tagen bin ich zu Hause! Meinen Eltern wage ich nicht zu schreiben, ich vertraue auf Ihre Nachsicht, Ihre gütige Vermittlung!"

Digitized by Google

Der Vicar legte den Brief zusammen.

„Der Herr sei gepriesen!“ sprach der Alte mit Fassung, „ich danke Euch, Hochwürdiger!“

„Der Mensch denkt, Gott lenkt!“ seufzte das Mütterchen; da gieng die Thüre auf und Norbert trat ein, nicht mehr der leichtsinnige Jüngling; — die kurze Zeit hatte ihn zum Manne gereift. Die Eltern boten ihm schweigend aber freundlich die Hand. Er nahm die Mütze ab, zog den schwarzen Studentenrock aus, eine Tracht, die jetzt ohnehin mit seinem Aeußern in Widerspruch stand, und reichte Alles der Mutter mit den Worten: „Diese Kleider schenkt einem armen Studenten. Theolog bin ich nicht mehr, Jurist oder Mediciner will ich nicht werden; ich bleib' bei Euch und baue mit dem Vater das Feld, das ich eigentlich nie hätte verlassen sollen. Der Knecht leiht mir eine Lodenjoppe, bis mir die Mutter eine auf den Leib gemessen hat. Gott sei Dank, jetzt ist's überstanden, und ich weiß, was ich bin!“

* * *

Nach drei Jahren kam wieder die Zeit der Ferien. Von allen Seiten kehrten die Studenten heim, wie die Zugvögel im Herbste. Auch Wilhelm verließ Wien. Er traf im August an einem heißen Nachmittag zu Kufstein ein. Als er nun im kühlen Gastzimmer beim Traubenwirth auf- und abgieng, begann im Bretterverschlage nebenan ein Knabe die ersten Elemente der lateinischen Grammatik herzusagen. Eine tiefe Baßstimme, die ihm bekannt klang, verbesserte die Fehler der Aussprache, welche der Schüler etwa machte. Wilhelm hielt einen Augenblick still:

„Habt Ihr einen Studenten?“ fragte er den Wirth.

„Ja, mein Sepperl,“ erwiderte dieser, „bereitet sich vor, im October das Haller Gymnasium zu besuchen. Er ist recht fleißig, geben Sie nur Acht, wie er fertig schon Latein spricht.“

Wilhelm lachte über die Rede des Wirthes, der Lehrer im Verschlage nebenan wurde auf seinem Sitze unruhig, hastig gab er dem Knaben eine Aufgabe und sah zur Thür hinaus.

Wie erstaunte der Fremdling, als Norbert, völlig in einen Bauer verwandelt, auf ihn zueilte. Sie grüßten sich auf das Herzlichste, wie Brüder nach langer, langer Trennung; denn waren auch seit ihrem Abschied kaum drei Jahre verflossen, so hatte doch diese kurze Zeit die wesentlichsten Veränderungen hervorgebracht. Zur Seite stand der Knabe und gaffte verwundert die Beiden an; Norbert erzählte, daß er aus Gefälligkeit übernommen, den Knaben hie und da zu unterrichten, weil man in Kufstein sich besser auf das Bier, als auf das Latein verstehe. Dann wandte er sich an den Wirth: „Seid nur nicht ungehalten, heute entführe ich Euch diesen Herrn, er muß mein Gast sein!“ Auf dem Wege erzählte er nun dem Freunde Alles, was wir bereits wissen. Sie giengen über die Brücke, wo Norbert vordem so traurig gestanden, und erreichten bald das Haus. Hier saß der alte, treffliche Vater auf der Bank, behaglich sein Pfeifchen schmauchend, auf dem Flur war das Mütterchen beschäftigt, da und dort noch etwas zu vollenden, denn es war Samstag, und da mußte auf morgen Alles nett und sauber sein. Sie traten in die Stube, überall die gleiche Reinlichkeit von der Decke bis auf den Boden; jeder Besucher mußte bemerken, daß hier Wohlstand herrsche, den eine sorgliche Hand in Ordnung zu halten wisse. Durch das von Reben umschlungene Fenster konnte man die Felder, welche zum Hause gehörten, überblicken, sie zeichneten sich vor anderen durch kluge Bewirthschaftung aus. Ein zierliches Geviert war mit verschiedenen Arten von Getreide, Rüben und Futterkräutern bepflanzt, eine Musterkarte für

Digitized by Google

ökonomische Versuche. Abseits standen ein paar mächtige Nußbäume, dazwischen einige jüngere Stämmchen, man konnte leicht bemerken, daß sie andere Obstsorten trugen, als die in der Gegend bereits eingeführten. Norbert ließ den Freund allein und kehrte dann mit Marie zurück, als wollte er ihm gleichsam sein schönstes Besitzthum, die Perle des Hauses zuletzt zeigen.

„Wahrlich," rief Wilhelm, der das hübsche Weibchen mit freundlichen Blicken musterte, „der Himmel läßt es Dir nicht an Segen jeder Art fehlen!"

„Spotte Du immerhin," erwiderte der junge Bauer vergnügt, „ich habe doch früher als sämmtliche Collegen absolviert!"

„Wann hast Du geheiratet?" fragte Wilhelm.

„Heuer im Lenz! Nachdem mir am Georgiabend die Eltern das Gut übergeben, machte der alte Vicar am Morgen drauf das Kreuz über uns. Wärst Du doch bei der Hochzeit gewesen, wie gieng's da lustig zu! Der Hans und der Jagg haben mir Tannen vor das Haus gestellt mit Band und Flitter, wie es nur bei einer Primiz der Brauch ist, freilich mußte ich auch ein Schnadahüpfel —"

„Bist nicht still!" flüsterte Marie.

„Nun ja, besser hört er's von mir, als man singt es ihm auf der Gasse," fuhr Norbert fort, „ich mußte mir das Schnadahüpfel gefallen lassen, und auch jetzt haben es die Teufelsbursche noch nicht vergessen:

Der Pimpacher Bua
Der gibt halt koa Rua,
Hat die Kutten aufg'hängt
Und ist dem Moidele nachg'sprengt.

Meinetwegen! Dafür kann ich jetzt wie jener alte Dichter sagen:

Hoffnung und Furcht lebt wohl, ich habe
den Hafen gefunden."

Ueber Wilhelms schönes Gesicht flog der Hauch einer stillen Trauer, er faßte die Hände der Beiden und sagte mit einem Tone, dem man leicht die innere Bewegung anmerkte: „Mög' Euch Gott immer so glücklich erhalten, Ihr Lieben!"

* * *

Gott hat sie auch glücklich erhalten, fast schicksalslos nach Bauernart; weil sie in ihrem bescheidenen Kreise blieben. Wilhelms Stern, der kometengleich in's Grenzenlose strebte, sollte bald erbleichen. Norbert erkundigte sich nach ihm.

„Er war mit mir nach Wien gereist, entschwand jedoch dort bald wie ein schimmerndes Meteor in den vornehmen Schichten der Gesellschaft, für welche ihn Adel, Schönheit und bei einem nicht großen Vermögen jene Unabhängigkeit von Sorgen, welche uns andere zwangen, auf den Erwerb durch Lectionen zu denken, befähigte. Nur zufällig sahen wir uns noch, wobei er stets mit inniger Treue seiner Heimat Tirol und der Jugendfreunde gedachte: auch Deiner! Von ihm habe ich Dein Schicksal erfahren, denn das Briefschreiben hast Du Dir natürlich als überflüssig längst abgewöhnt."

Norbert versuchte nicht sich zu entschuldigen, sondern zeigte lächelnd seine schwieligen Hände.

Ich fuhr fort: „Aus der Leerheit sinnlichen Genusses, der bald durchschauten Eitelkeit jener glänzenden Kreise, riß ihn endlich seine Faustnatur und er versenkte sich neuerdings in die tiefsten Studien. In den unvergleichlichen Märztagen wirkte er mit voller Begeisterung und noch gehoben durch den geheimen Liebesbund mit der Tochter eines ungarischen Grafen, die ihn fast zu wilder Leidenschaft anfeuerte. Du weißt, daß ich im April den Säbel gürtete, um an die von den Wälschen bedrohte deutsche Grenze zu ziehen; durch Krankheit gelähmt, mußte er in Wien bleiben. Als ich im October zurückkehrte, vernahm ich, er sei in die ungarische Armee eingetreten und bereits Major. Hie und da las

Digitized by Google

ich seinen Namen noch in einem Bericht, endlich verscholl er ganz; zwei Jahre später erfuhr ich von dem ungarischen Dichter Lisnyai Kalman, der, als ehemaliger Honved dem Regiment Don Miguel eingereiht, zu Innsbruck im Spital lag, er sei in einer der blutigen Schlachten gefallen. Laß mich von der Trauer, mit der mich diese Nachricht erfüllte, schweigen, Du weißt ja selbst, wie hoch wir ihn alle hielten!"

„Und was wir von ihm erwarteten," rief Norbert nach einer Pause, „was hätte aus dem werden können?"

„Werden?" fragte ich mit bitterer Ironie, „werden? Vielleicht ein Dichter, den man wohl confisciert, aber nicht gelesen hätte, vielleicht ein Buchhusar, wenn er das Jus fortgesetzt, oder ein Monsignore, hätte er sich dazu hergegeben, als Professor einen philosophischen Eiertanz zwischen den Dogmen der Scholastik aufzuführen! Für seine Expansivkraft war kein Raum . . . er starb als Freier, und der freie Sturm der Pußta jagt über sein Grab. So brauchte er im schmachvollen Nachmärz den Cancan der Reaction um den Bleisarg der Freiheit nicht mit anzuschauen, knirschend, daß durch keine That zu helfen sei; er brauchte nicht Gift zu schlingen und sich vom Groll zu nähren und noch Gott zu danken, daß er ihm die Kraft des Zornes verliehen, als einziges Gegenmittel, ihn zu retten aus der tollen Niedertracht jener Tage. Er brauchte . . . doch genug!"

Ich schwieg unmuthig. Marie blickte mich erschrocken an, Norbert faßte theilnehmend meine Hand und bemerkte: „Du bist halt noch immer der Alte."

„Freilich haben mich die Jahre nicht gescheiter gemacht," fuhr ich ruhiger fort, „sei's denn! ich will mich auch nicht mehr ändern. Glücklich vor Allen muß man Dich wegen Deiner Stellung preisen und dazu hast Du so viele Bildung erworben, um ihren unschätzbaren Wert zu begreifen!"

„Das empfinde ich jetzt doppelt und dreifach," erwiderte er, „wenn ich das Treiben der Leute, mit denen ich an einem Strange hätte ziehen müssen, anschaue. Noch immer gibt es Priester, vor denen ich den Hut abnehme: welch' ein wackerer Mann war der verstorbene Vicar, wie trefflich ist nicht unser Decan Hörfahrter, aber Andere! Schalt man früher manchen wegen seines Geizes, wie den Seelsorger dort hinter dem Berge, dem man jüngst als Geldsorger das Haberfeld trieb, so verdirbt jetzt auch noch gar Viele unlauterer Fanatismus, der nichts mehr weiß von der Wahrheit und Nächstenliebe der Evangelien. Ich sag Dir's aber, auch den dümmsten Bauern geht allmählich der Knopf auf; doch Sitte und Rechtsgefühl leiden in der ärmsten Hütte unter dieser Agitation, und fast möchte man sich des ehrlichen Namens eines Tirolers schämen."

Zornig schlug er auf den Tisch.

Ich kannte diese Dinge zur Genüge, um sie weiter zu verfolgen; sie führten mich jedoch auf Sebi mit dem Apfelköpflein und dem breiten Maul und so fragte ich, was aus ihm geworden?

„Da mahnest Du mich an den rechten," brummte er unwillig. „Als er ausgeweiht wurde, war ich schon etliche Jahre Bauer. Eines Abends, da ich gerade dengelte, stieg er bolzensteif in den Kanonenstiefeln den Weg herauf und ließ sich von den Kindern andächtig die Hand küssen. Sogleich erhob ich mich, in der Einbildung, er wolle mich als alten Kameraden heimsuchen, gieng ihm entgegen und bot ihm die Hand. Er glotzt mich an, betroffen frag' ich: Kennst mich nimmer, Sebi, hab' ich mich so geändert? — Mit Dir hab' ich eigentlich nichts zu reden, ich muß in den Widum; als davongelaufener Theologe solltest Du wissen, daß ein Bauer Priester nicht duzen darf. Mir flimmerte es vor den Augen, ich schrie ihm nach: Du Pharisäer, siebenfach geweihter! Hat unser Herr auch seine Fremde verleugnet?

Digitized by Google

Der davongelaufene Theolog würde sich schämen, ein Priester zu sein wie Du! Jetzt schau, daß Du weiter kommst, wir haben uns auf der Welt nicht mehr zu grüßen. — Er beschleunigte den Trab, wahrscheinlich fürchtete er ein Scheit auf den Buckel zu kriegen, — seitdem ist's aus mit uns, aus! Jetzt hat er eine Pfarre, bringt die ganze Gemeinde hintereinander, macht sich an die Weiblein und hetzt sie gegen die Männer, gilt aber beim Consistorium Alles. Kurz und gut, er ist ein rechter!"

Der Bänerin schien die Wendung des Gespräches, welche alle Heiterkeit verbannte, peinlich, sie schenkte frisch ein und sagte freundlich: „Laßt das Greinen gut sein! Veit vergeßt Ihr ja ganz, und ich möchte doch auch etwas von ihm hören, schon deswegen, weil er als Student mir manchen Strauß gebracht. Darfst es schon wissen, Alter; deswegen warst Du mir doch stets der Liebste."

„Der Veit?" Ueber den wußte ich Auskunft. „Die Juristerei wollte ihm nicht behagen, so trieb er nebenbei Naturgeschichte und pfuschte besonders den Krähen als gewaltiger Vertilger von Heuschrecken, über die er auch ein Büchlein schrieb, in's Handwerk. Nebenbei schmiedete er Verslein, zu Innsbruck gab es schwerlich ein Mädchen — bürgerlich oder romantisch, der er nicht ein Lied gewidmet hätte. Es gelang ihm durch die Prüfung zu schlüpfen, und so kam er als Lehrer an das Gymnasium zu Vincovze in Croatien. Dort befang er die hochbusige Tochter eines tschechischen Feldwebels; eines Tages marschierte dieser, zwar nicht den Tagesbefehl, wohl aber all die feinen Blättlein, die er der Schönen zugesteckt, unter dem Arm auf seine Stube und fragte ihn, den grauen Bart drehend, was all die gemalten Herzlein, Pfeile, Tauben und Vergißmeinnicht, welche den Text zierlich einfaßten, zu bedeuten hätten? Er brauche sich nicht zu genieren, um das Mädchen zu bitten, mit Vergnügen solle er sie zur Frau erhalten.

„Unser Veit, der nie so viel Muth gehabt, um ein Mädchen zu werben, hatte noch weniger hier nein zu sagen und war im Grund froh, endlich zum Amt ein Weib zu kriegen. Er heiratete. Vier Wochen nach der Hochzeit schrieb er mir einen Brief, der wörtlich so anfieng: Alter, ich bedaure Dich, daß Du zu Innsbruck hockst und dort Steine klopfst, folglich meine Kathinka nicht bewundern kannst. Ich sage Dir, es gibt auf der ganzen Welt keine Kathinka mehr wie diese und diese Kathinka ist mein! Ihr seht also, es fehlt nicht an Honig. Heuschrecken sammelt er selbst und so wird auch ein — Johanneslein nicht ausgeblieben sein."

Wir sprachen nun von andern Schulkameraden, wie sie durch die Welt zerstreut waren, Scherz und Ernst wechselten, schließlich zogen wir freilich die Rechnung, daß mehr als ein Drittel von Denen, die beim Anracher mit uns das Valet feierten, bereits in die Ewigkeit abberufen sei.

Es war schon spät, wieder stieg über das Kaisergebirg der Vollmond, wie an jenem Abende, der kalte Herbstwind wehte in das flackernde Licht, ich erhob den Becher:

„Den Manen unserer todten Freunde!" Stillschweigend drückten wir uns die Hand und schieden für heute.

Digitized by Google

Der Windwachelbub und seine Liebste.

Ein Beitrag zur Geschichte der Weibertreue von P. K. Rosegger.

In Steiermark geht ein Sprichwort: Ein Weib müsse neun Wallfahrten nach Mariazell machen, um einen Mann zu kriegen, und der Mann müsse neunmal neun Wallfahrten nach Mariazell machen, um das Weib — wieder los zu kriegen.

Daraus erhellt erfreulich genug der Frauen eisenfeste Lieb' und Treue zu uns; jawohl, besser ist's, Jeder sagt „zu uns" als „zu mir", obzwar das bei jenem Ritter nicht zutraf. Der war ein dürrer, höckeriger, schielender Patron und hatte eine schöne Frau; sie war so schön wie ein Engel, möchte ich sagen, wenn Engel nicht pure Geister wären. Er war bescheidener, wie sonst Ritter von entschieden männlichem Geschlecht zu sein pflegen, und fürchtete, ihrer körperlich nicht wert zu sein. Und als er vollends im Kriege einst sein rechtes Auge verlor, war er aus Rand und Band, schickte ihr das Auge und ließ ihr sagen, als solch vollendetes Schenfal trete er ihr nicht mehr vor Gesicht, er fliehe bis ans Ende der Welt und sie möge sich einen Besseren nehmen. Was that hierauf die Frau? Sie nahm die Scheere, stach sich das linke Auge aus, schickte es dem Gemahl und ließ ihm sagen, er solle sich einfinden, jetzt passe sie wieder für ihn, sie seien Ein Leib, und für Einen Leib wären zwei Augen genug.

Diese schöne Historie fällt mir allemal bei, so oft ich an die Geschichte vom Windwachelbuben und seiner Liebsten denke. Der Unterschied ist nur, daß der ehrliche Ritter die Weibertreue gesegnet, der Windwachelbub jedoch verflucht und vermaledeit hat.

Giengen eines Sonntags Nachmittags — da Bauernbursche gern herumschlänkeln und den Erdboden darum so gerne anschauen, weil sie ihn an diesem Tage nicht pflügen oder mähen müssen — zwei Kerle durch den Buchenwald. Zwei hübsche, kernfrische Dorfknechte, der eine hatte gelbe Haare und der andere rothe und auch in ihren Wünschen waren sie leicht von einander zu unterscheiden.

„Windwachel," sagte der Gelbe, der etwas jünger war, als der Andere, „ich möcht' nur wissen, wie ich das Ding anfangen soll."

„Das kann ich Dir auch nicht sagen," entgegnete der Rothe.

„Du kannst, Du hast's durchgemacht!"

„So!"

„Wirst mir wohl einen guten Rath ertheilen müssen, wie ich das Ding anfangen soll."

„Das wird freilich wohl nicht sein können."

„Warum nicht?" begehrte der Gelbe auf.

„Weil ich gar nicht weiß, was Du für ein Ding meinst," antwortete der Rothe und that gottlos gleichgiltig.

„Ja so, das hätte ich Dir noch gar nicht gesagt? Kann gleich geschehen. Ein Dirndel möchte ich haben."

Der Windwachel blieb stehen: „Wie alt bist?"

Der Gelbe hob die Hände und spreizte alle zehn Finger aus: „Nimm sie doppelt und noch einen dazu."

„Einundzwanzig! Und weißt Dir nicht zu helfen?! Und wirst roth wie ein Krebs, bevor Du noch abgefotten

Digitized by Google

bist! Alois, Du hast keine Erziehung genossen."

„Machst meinetweg' schon das Maul auf, so rath' lieber und spott' nicht."

„Das ist leicht," versetzte der Windwachel, „wenn's sonst nichts ist. Ich habe nur anfangs geglaubt, Du brauchst Geld. — Ein Weibsbild, das ist das Wenigste. Du brauchst eins, ich hab' eins übrig."

„Deine Liesel?"

„Wenn sie mir zwei Jahr lang taugt hat, so wird sie für Dich wohl auch gut genug sein."

„Eh' so weit richtig. Thät' sie auch mögen, die Liesel, ist noch woltern sauber, die Liesel, braucht sich Einer nicht zu schamen mit der Liesel — wenn Du schon so gut bist und sie herleihst."

„Herleih' ich nichts."

„Kaufen kann ich nichts."

„Schenken!" sagte der Rothe.

Auf das lugte ihm der Alois in's Gesicht und sprach nicht uneben: „Freund! Etwan zahlst noch was drauf!"

Das war laut genug gesprochen, aber der Windwachel hörte es nicht, sondern gab Instruction: „Heute Abends zwischen Lichten (in der Dämmerung) ist sie im Stall beim Kühmelken. Von mir ist sie locker, wir haben uns gestern tüchtig geriffelt (gezaukt). Geh zu ihr und thu ihr schön (sei galant). Die Butterwecken ißt sie gern, wenn Du ihr mitbringen willst. Nicht zu früh keck werden, das schreckt die Weiber zurück. Eher ein Bissel Traurigkeit spüren lassen, und daß Dich ohnehin bald das hart' Soldatenleben treffen thät'. Das wirkt schier allemal. — So, mein Weg steigt jetzt da auf die Alm hinauf."

„Was ich schuldig bin für den guten Rath?" fragte der Gelbe treuherzig.

„Mir nichts. Ich wünsch' — ei ja, Glück wünscht man den Jägern nicht. Guten Anblick kann ich Dir auch nicht sagen, weil's im Stall finster ist. Gute Nacht!"

Er stieg langsam bergan und das Buchen- und Haselnußgesträuche streichelte ihn an den Achseln. Da hätte nur ich einmal Buchen- und Haselnußgerte sein mögen!

Nun stand es an der Tage drei. Da bekam der Windwachelbub vom Postboten einen Brief. „Na, die hätt' sich auch das rothe Pflasterl (Marke) ersparen können, wenn man Haus an Haus neben einander wohnt."

Er erkannte sofort die gelblichblasse Tinte der Liesel. So braucht er das Zeug eigentlich gar nicht zu lesen, er weiß schon, was sie schreibt. — Ei doch! „Es wird ja der Alois kein Esel gewesen sein; vielleicht gibt sie den Abschied. Das Papier ist wieder mit Lichtmeßkerzenwachs zugeklebt; ein richtiges Betschwesterpetschaft das! Jesses, die lange Wurst, was sie schreibt! Die Wurst hat zwei End', dieser Brief hat gar keins, scheint mir. Nan, Lieserl, was gibts?" So plauderte er im Auseinanderfalten des Papieres, was ihm mißvoller war, als das Holzhacken. Dann las er den Brief:

„O Geliebter meines Herzens!

Christus zum Gruß! Ich muß mit Dir sprechen und weiß mir nicht anders zu helfen. Wie unrecht muß unser Wartelu (Zanken) am Samstag gewest sein, weil jetzt der böse Feind sein Spiel hat. O mein liebster Urban, ich sage Dir, wenn mir nit die Gnad' Gottes und der Jungfrau Maria und die Liebe zu Dir zu Hilfe kommen, ich hätt' der Anfechtung nit können widerstehen und wäre zeitlich und ewig unser Verderben. Ich warte Dein mit Schmerzen und werde Dir mündlich erzählen. Ich habe noch keinem Christenmenschen einen Schlag gethan, mein Lebtag nit und denke, daß ich den mit Gottes Hilf nit hart büßen werde im Fegfeuer. Dir, mein guldener Schatz, verzeihe ich wohl von Herzen und bitte Dich zu tausendmal, verzeihe auch mir, ich weiß nit mehr, was ich hab' gesagt im Zorn und bitte Dich, laß mich

Digitized by Google

nimmer allein, es kunnt sonst wohl einmal was geschehen —."

„Hols der Teufel, daß es nicht schon geschehen ist!" knirschte der Windwachel, zerknitterte den Brief, ohne ihn fertig zu lesen und schob ihn mit derbem Stoß in den Hosensack hinein.

Am nächsten Tage, da er mitten auf dem Dorfplatze dem Alois begegnete, murmelte er ihm zu: „Du bist auch ein . . . . !" und legte seine Fäuste an die Ohren, die Zeigefinger hoch gegen den Himmel gestreckt.

„Ja — hn!" gab der Andere zurück, und fuhr mit der flachen Hand an die Wange.

Das war ihre ganze Verständigung und wir meinen, sie hat auch genügt.

Nun fehlt uns in der Geschichte ein ganzes halbes Jahr. Allem Anschein nach hat sich in demselben nicht viel zugetragen. Nach Ablauf hatte der Gelbe Eine, aber diesmal nicht auf die Backe; der Rothe jedoch hatte noch die Seine. Indes die Neujahrszeit — da bei uns die an andere Höfe verdingten Dienstboten zu übersiedeln pflegen — hatte die Liesel und den Windwachelbuben schier eine ganze Stunde weit auseinander gerissen. Der Windwachel kam zu einem Bauer in's Gescheid' hinüber, sollte aber das letzte Dienstjahr sein. Er hatte von einer Base ein Weniges geerbt und dachte an's Heiraten. Die Liesel hatte ihn beim Abschied fromm und rührend getröstet: Eine Stunde weit, das sei nichts gegen die Kreuzzüge in's heilige Land und ein Jahr sei nichts gegen die Ewigkeit. Sie würden sich ja doch im Monat ein- oder vielleicht gar zweimal sehen können. Er solle nur die drei Paar Wollsocken gesund tragen, die sie ihm mitgebe, auch auf unsere liebe Frau und den heiligen Schutzengel nicht vergessen; sie wolle ihn täglich in ihr Morgen- und Abendgebet einschließen und bleibe ihm treu bis in den Tod.

Der gute Windwachel deutete mit der Hand, sie solle sich keine Mühe geben, ihn zu trösten und stürzte wie rasend davon.

Als er allein war, that er einen so gewaltig tiefen Athemzug, als käme er gerade aus einem heißen Ofen.

An seinem neuen Dienstorte, da gab's feine Dirndeln, aber er konnte sich dieser tiefen Geschöpfe Gottes nicht lange erfreuen, es kam eine Prüfung daher, an die der gute Windwachelbub wohl sein Lebtag nicht gedacht hatte. Es traf ihn eine scharfe Einsamkeit, und Sachverständige verordneten, daß er wie ein Herrenmensch seine eigene Stube bekomme und daß ihn in derselben niemand Unberufener stören solle. Es that's auch Keiner, und Keiner auch wollte berufen sein. Jeden zweiten Abend kam die Liesel, sie bat um aller Apostel Willen, daß man sie zu ihm hineinlasse. Und selbst wenn's auch um des Judas Iskarioth's Willen gienge, erklärte der Arzt, so könne er sie doch nicht hineinlassen. Daher hockte sie die ganze Nacht hindurch vor der Kammerthür, und so oft er drinnen hustete oder sich räusperte, jammerte sie die alte Wärterin aus dem Schlaf, daß sie dem Kranken beispringe.

Endlich wendete sich's zum Besseren, aber als nach Wochen der Genesene in seinen Handspiegel blickte, da — er war kein Weib — aber ein wenig erschrak er doch. Das hatte zu seinen rothen Haaren gerade noch gefehlt — batternnarbig wie ein Reibeisen!

Als der Windwachel hierauf das erste Mal mit seinen Hausgenossen beim Essen saß und Jeder und Jede langsam, aber sicher mit dem großen Löffel in den Sterz einhieb, gab er folgende Red' ab: „Nan, Bauer, was sagst Du denn jetzt zu meinem Ausgeschau?"

Der Hausvater, an den diese Worte gerichtet waren, lugte so ein wenig schmunzelnd nach dem genesenen Knecht hin und antwortete gröhlend:

Digitized by Google

„Das macht nichts. Weil Du nur wieder gesund und stark bist."

Nun wollte der Knecht aber auch die Meinung des Weibervolkes wissen, er richtete also eine ähnliche Frage an die Großmagd.

Und diese antwortete: „Ich bleib' auch bei dem, was der Bauer gesagt hat."

Dieser Bescheid befriedigte den Windwachelbuben ganz erklecklich, um so mehr, als die Jungmagd beifügte, bei den Männern sei es leicht, sie könnten dort, wo das Gesicht nicht schön ist, ja den Bart wachsen lassen. Indes bedachte der Knecht, ob sich die ungünstige Veränderung seines Aeußeren nicht ausnützen ließe, und als die Liesel für den nahen Fastnachtssonntag einen Besuch ankündigen ließ, „sie müsse doch nachsehen, wie es mit dem Aufgestandenen stehe", war sein Entschluß fest. Der Windwachel schrieb ihr folgenden Brief:

„Gute Elisabeth!

Ich habe Deine Post erhalten und muß Dich wohl bitten, daß Du nicht kommst. Mit mir ist's nichts mehr und möchte ich um Alles in der Welt Dir das nicht anthun. Ich mache Dir zu wissen, daß ich durch meine Krankheit ein ganz abscheulicher Kerl worden bin. Du hast kein Strohdach gesehen, das so viele Löcher hätt', als meine Haut. Die Augen sind verschwollen gewest und das linke ist kleiner geblieben. Die Haar werden mir auch ausgehen, sagt der Arzt, was kein Unglück wär um diese fuchsrothen Haar. Aber bedenk nachher diese Mißgeburt! So hab ich's vor Gott geschworen in meiner Krankheit: mit dieser Figur schau ich kein Weibsbild mehr an. Deine Person, wie Du sie hast, kriegt zehn Bessere und Hübschere, will Dir zu Deinem Glück nit im Wege stehen und es wär' selber meine größte Pein, müßt' ich in solchem Zustand zu Spott mit einer Schönen leben. Gleich und Gleich, sage ich immer, sonst ist kein Glück. Dank Dir Gott für Alles, was Du mir Gutes gethan hast, und ist's das Beste, daß wir einander nichts schuldig sind.

In Eile beschließe ich mein Schreiben und bin mit Schätzung

Urban Windwachel."

Der Brief ist nicht übel, aber ich zweifle, daß er in einem Liebesbriefsteller Aufnahme finden wird. Zur Fastnacht gieng der Windwachel nicht in's Dorf hinüber, sondern in ein Wirtshaus, das höher im Gebirge stand und wo auch lustige Leute zusammenkamen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich — was er hoffend voraussah — daß sein Panzer gegen die Weiber, die Blatternarbenhaut, nicht stich- und hiebfest war. Aber am Aschermittwoch kam ein Schreiben von der Liesel. Er öffnete es mit einiger Beklommenheit. — „Es hilft Alles nichts, sie wollen doch immer das letzte Wort haben. Nun, das kann man ihnen ja lassen." — Aber als er den Brief las, da wollte er gerade auf den Rücken fallen vor Schreck.

Die Liesel schrieb:

„Mein trauter Herzensfreund in Gott und seiner allerseligsten Mutter!

Tausend und tausendmal Dank, daß Du Dich endlich hast zu erkennen geben, was Du für ein güldenes Herz hast. Du denkst nur auf mich, und auf Dich denkst Du nicht. Was müßt ich für eine schlechte Creatur sein, Dich jetzund zu verlassen! O süßer Schatz, was kümmert mich Dein Aeußeres, es wird gut sein, wie es Gott erschaffen und weil Du nur sonst wieder gesund bist. Gestern, wie die Anderen der Lustbarkeit nachgehen, bin ich in die Kirche und habe beim Muttergottesaltar einen Psalter gebetet und daß ich Dir einen rechten Beweis kund geben, wie ich Dich liebe und liebe ohne End'. Ich hab's erbeten und was Du sagst: Gleich und gleich, es wird freilich wohl das Beste sein. Habe ich mir gestern

Digitized by Google

ein Töpfel siedendes Rindschmalz im heiligen Namen Jesu über Kopf und Gesicht gossen. Diese paar Zeilen fahren voraus und sollen Dich vorbereiten und ich bin schon selber auf dem Weg zu Dir. Jetzt wirst Du Dir nit mehr einbilden, daß Du Dich sollst schämen vor mir, jetz sind wir gleich im Gesicht, wie unsere Herzen schon lange vor Gott sind gewesen, jetz wird uns nichts mehr trennen, mein lieber herztausiger Mann und ich beschließe mein Schreiben im Schutz Gottes und verbleibe bis in's kühle Grab

Deine getreue Elisabeth."

Der Windwachelbub hielt seinen Kopf mit beiden Händen; es war ihm, als ob alles Gehirn herausgeronnen wäre. „Ich bin schon selber auf dem Weg zu Dir", dieses Einzige schoß wie ein Ungezücht im finsteren Raum seines Kopfes hin und her. Endlich lief er davon und versteckte sich in einer Heuhütte.

In derselben Hütte war wenige Wochen früher ein gebrechlicher Mann einsam gestorben. Sein böses Weib hatte ihn mit kochendem Waschwasser aus seinem eigenen Hause gejagt. In der leeren Heuhütte war er ein paar Tage darauf erfroren gefunden worden. In dieser Erinnerung fiel es dem Windwachel ein, daß man nicht eigentlich die Erstbeste nehmen soll, die einem für den Gusto just ansteht, und daß die Herzenstrenen nicht zu kaufen sind, wie beim Obstler die Feigen. — Ich habe schon auch einen Unterschied kennen gelernt, fuhr er fort zu denken, und werden auf der Welt nicht viel Weibsbilder umlaufen, die sich mir zu Lieb das Gesicht verbrennen. Aber fein bin ich jetzt dran — fein! Voreh hab' ich die Saubere verschmäht, jetzt kann ich die Fleckige nehmen. Oder weiß Gott, wie sie mag ausschauen! Zum Erbarmen, wie Die dumm ist! Aber mit dem kochenden Waschwasser jagt sie mich nicht davon, das weiß ich. Ich kann sie ja stehen lassen — wenn ich ein Schurke sein will. Heiliger Gott, die Weiber! Nur ein Vaterunser lang lehne Dich zu Einer hin und sie wachst Dir an und da hilft kein Reißen und Schneiden mehr. Das beste Mittel, ihrer los zu werden, ist noch, man heiratet sie.

Der Knecht gieng endlich wieder aus der Heuhütte hervor, weil's doch allzukalt war drinnen. Die Liesel kam nicht. Hingegen hörte man am nächsten Tage, es wäre ihr ein Topf mit siedendem Rindsfett auf das Haupt gefallen und sei nachher ein hitziges Fieber dazu gekommen.

Jetzt hub im Windwachelbuben ein Herzweh an. — Wenn Eine einmal so stark verliebt ist, daß sie Fieber kriegt, dann — dann soll sie der Christenmensch nicht im Stich lassen.

Er besuchte sie in ihrer Krankenstube. Das Gesicht war verdeckt bis auf die Augen und den Mund. Die Augen schauten ihn glückselig an und der Mund sagte: „Jetzt wäre ich aber bald verrückt worden wegen Deiner. So lang hab' ich halt doch gebetet, bis Du kommen bist, Haderlump, lieber!" — Also nur zu diesem Zweck war sie ein wenig Betschwester geworden. Man weiß bei diesem Volke wahrlich oft nicht, wo es mit seiner Frömmigkeit hinauswill.

Als sie nach drei Wochen gesund war, sah man in ihrem Gesichte wohl rothe Wangen, auch dort wo sie nicht hingehörten, im Ganzen jedoch war's erträglich und stand das Paar zusammen.

Der Windwachel heiratete sie, trotzdem blieb sie ihm treu bis zum heutigen Tag.

Digitized by Google

Wer ist mein Feind?

Die größte Schmach, die je mir werden kann,
Vermaledeit sei sie! thut der mir an,
Der von mir sagt, ich hätte keinen Feind.
So kläglich arm, zu haben keinen Feind!
Hat je gelebt so arm ein braver Mann?

Ich hasse keine Seele. Denn mir weiht
Den Erdensohn das allgemeine Leid.
Doch, alles Schlechte, Falsche, was da baut
An diesem Leid, ich hass' es tief und laut.
Um eitel Liebe buhl' ich nicht, sie ist
Durch fremden Schwächen huldigende List
Zu wohlfeil mir auf jedem Markt zu haben.
An heißem Haß der Schlechten mich zu laben
Ist meine Lust. Es müssen alle, alle
Die Schurken Schleicher mich mit bitt'rer Galle,
Die Wichte mich mit giftigem Hohn begeifern,
Die Finsterlinge meiner fluchend eifern,
Die Knechte fliehen mich, die frevlen Herren,
Die Hochmutswüthigen, mir Krieg erklären.
Denn was ich will: die Menschheit neu
Und frei zu seh'n, und sich getreu. —

Der Zwingherr ist mein Feind. Ich ruf ihm Krieg.
Ich kann mein Bändiger schon selber sein.
Der ewige Herr im Himmel, der ist mein.
Mein auch der Streit — und sein der Sieg.

Der Geldprotz ist mein Feind. Denn — Bruder gib!
So mahn' ich ihn, sonst bist Du ja ein Dieb.
Der Weltling ist mein Feind. Denn ich bin weise
Wohl stets bestrebt, zu geh'n die lichten G'leise
Der größten, besten Männer aller Zeiten,
Gebaut, durch Freiheit, Tüchtigkeit und Liebe,
Durch Duldsamkeit, Bekämpfung roher Triebe
Die Menschheit in das Himmelreich zu leiten.

Mein Feind auch sind die hochgelehrten Narren,
Die nie mit ihrem Wissen Weisheit paaren,
Die werfen Herz und Hoffen, Glück, Gewissen
Der Wissenschaft zum Fraß — und doch nichts wissen.
Der Pfaffe ist mein Feind. Denn meinen Gott,
Ich nahm ihn anders, als mir er ihn bot.
Der Kriecher ist mein Feind, sich halb bewußt
Daß er trotz seiner reichgeschmückten Brust
Kein starkes, freies Herz darinnen hat,
Wie mein's bereit, wenn's gilt zu großer That.
Nicht minder ist mein Feind der Thronenwächter,
Wenn Volksverächter er und Menschenschlächter.
Der Hetzer, der sich zwischen Völker stellt
Und trennen will, was Gott auf Erd' gesellt.

Digitized by Google

Der feigen Sinnes mit dem Wort entzweit,
Der unter falschem Heldenschimmer wichtet,
Und Menschenrechte mit der Zung' zernichtet,
Er ist mein Feind in alle Ewigkeit.

Wenn Gott mich frägt am Tage des Gerichts:
Wo sind sie, die Dich lieben? — sag' ich nichts.
Doch zeig' ich zum Ersatz ihm, die mich hassen,
Und bitt' ihn um die Prüfung des Gewichts.
Ich hoff' er wird es gelten lassen.

R.

Die Verlobung ohne Bräutigam.

Eine wahre Geschichte von **Nora Görner.**

„Und ich sag' Euch, Vater, Ihr habt Euch doch betrügen lassen," rief der Müllerssohn Konrad sehr erregt.

„Oho, Du naseweiser Bursch, das sollst Du mir nicht zweimal sagen. Der alte Murmann, der schon Weizen einkaufte, als Du noch nicht geboren warst, läßt sich kein X für ein U machen; weder von Weizenmüklern noch von Dir, der stets Alles besser verstehen will, als sein alter Vater, und doch noch ganz ohne Erfahrung ist —"

„Das ist nicht wahr, Vater; ohne Erfahrung bin ich nicht. Wenn auch noch jung, hab' ich doch auf meinen Reisen gar vieles gelernt, auch von den Kniffen und Pfiffen im Handwerke, von denen Ihr Euch gar nichts träumen laßt. Der Weizen ist von dem vorjährigen ausgewachsenen und nur mittelst einer Maschine gereinigt. Wenn Ihr Mehl daraus macht und es verkauft, dann bringt Ihr Euch um allen Credit als verständiger Müller und ehrlicher Mann."

„Himmeltausendsapperment!" schrie der Alte, kirschroth im Gesichte, und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß das Streitobject, ein Häuflein Körner, welches darauf lag, nach allen Seiten stob.

Jetzt öffnete sich die Thüre und hereingeschlürft kam eine vermummte Alte, die mit weinerlicher Stimme rief: „Seid Ihr denn schon wieder im Streite, wie ein Paar Kampfhähne? Könnt Ihr Euch denn nie ruhig besprechen?"

„Ruhig besprechen?" rief der alte Müller, hastig auf- und ablaufend; „wenn der unreife Bursche da mir einreden will, daß ich nichts von meinem Handwerke verstehe!"

„Davon war nicht die Rede," fiel der Sohn ein, „nur von den neuen Erfindungen, behauptete ich, wüßte der Vater nichts. Da seht her, Mutter, den Weizen hier hat er gekauft und ich sag', der ist schlecht".

„Und ich sag', der ist gut," polterte der Alte; „siehst Du da was Ausgewachsenes daran, auch nur ein Fäserchen von einem Keim?"

„Ach, Du lieber Gott! Du weißt ja, ich seh' mit meinen armen blöden Augen kaum den Weizen selbst. Aber es gibt ja ein Mittel, zu ergründen, was daran ist. Mahlt einen Theil davon und ich will Knöddel von dem Mehle machen, da werden wir ja sehen, wer — daß der Vater Recht hat," verbesserte sich die kluge Frau rasch.

„Gut gesprochen, Mutter — noch heut' schütt' ich ihn auf!" rief der Alte. Der Junge schwieg und gieng auf einen Wink der Mutter aus der Stube.

Digitized by Google

Der Müller und Mehlhändler Murmann und sein Sohn waren leider, bei aller gemeinsamen Herzensgüte, auch gleich jähzornig, so daß die arme kranke Müllerin immerwährend zwischen ihnen zu versöhnen und zu schlichten hatte, wobei sie, wie Alle, welche eine Art Puffer abgeben, oft selbst am schlechtesten wegkam. Um so erfreuter war sie, daß ihr das Vermitteln diesmal so gut gelungen war.

Die vorgeschlagene Probe wurde gemacht und fiel zu Gunsten des Sohnes aus. Die Knödel waren schlößig und klebrig, so daß der Alte, nachdem er sich umsonst bemüht hatte, sie hinabzuwürgen, ärgerlich sagte: „Mutter, mir scheint, der Sappermenter, der Konrad, hat doch Recht; hat doch nicht umsonst seine Reisen gemacht und in den großen Dampfmühlen gearbeitet. Nun ja, solche Gelegenheit, das Handwerk zu studieren, hat unsereins nicht gehabt. Auch gab's zu meiner Zeit keine solchen betrügerischen Manipulationen wie heutzutage in dieser verderbten Welt. Werd' wohl bald abdanken müssen," fuhr er, den Kopf auf die Hand gestützt, nachdenklich fort, „werd' dem Jungen die Mühle und den Einkauf überlassen und mich mit dem Mehlverkauf begnügen."

„Recht hast Du, Vater!" rief vergnügt die Müllerin. „Siehst Du, ich habe mir schon lange gewünscht, mich zur Ruh' setzen zu können. Wenn man so von der Gicht geplagt ist, wie ich, da weiß man sich nichts Besseres als Ruhe. Dazu muß aber der Konrad eine Frau haben, damit der kranken Alten die Last von der Schulter genommen werden kann. Sprich doch mit ihm darüber".

„Hm — ja. Er muß sich ernstlich umsehen. Ach, da kommt er eben recht. Wir haben just von Dir geredet, Konrad."

Der Eingetretene warf nur einen flüchtig triumphierenden Blick auf die Schüssel mit Klößen, dann trat er auf den Vater zu und sagte freundlich: „Was wünschet Ihr?"

„Na, weist Du, von wegen des Weizens hat's seine Richtigkeit und weil Du Dich wirklich darin so gut ausgekannt hast und auch schon in die vernünftigen Jahre gekommen bist, so hab' ich beschlossen, Dir das Mühlengeschäft ganz zu übergeben."

In dem hübschen offenen Gesichte Konrads leuchtete es auf, wie plötzlich hervorbrechender Sonnenschein.

„Ich dank' Euch, Vater, für das Vertrauen," sagte er, dem Alten die Hand drückend.

„Aber," fuhr dieser fort, „zum Geschäfts*mann*e gehört auch eine Geschäfts*fra*u. Zuerst mußt Du die ausfindig machen, dann thu' ich, was ich Dir versprochen".

„Na, was das betrifft," meinte etwas verlegen der junge Müller, „die wär' wohl schon gefunden".

„Was Teufel! Wer ist's denn? Hab' doch nichts bemerkt —"

Konrad griff in seinen Rock und zog aus seiner Brieftasche eine Photographie heraus.

„Das hier ist sie," sagte er, die Wirkung beobachtend, welche das Bild auf die beiden Alten machen würde, die sich eifrig darüber beugten.

„Ach Du lieber Gott, wenn ich's nur recht sehen könnt'," jammerte die Mutter. Der Vater aber blickte über die Brille den Sohn an und sagte: „Verteufelt hübsche Person, fein und nett; wo hast Du denn *Die* aufgegabelt, Junge?"

„In Berchtesgaden ist sie zu Hause. Als ich vor einem Jahre im Salzburgischen war, hab' ich sie kennen gelernt und seitdem —"

„Nu, seitdem?"

„Haben wir uns manchmal geschrieben und seitdem kann mir von den hiesigen keine gefallen."

„Erzähl' uns das, Konrad," sagte die alte Frau ganz vergnügt, den Sohn zu sich niederziehend.

Digitized by Google

„Ja, das war so," begann dieser. „Als ich von Salzburg weiter wandern sollte, da hatten wir uns Einige zusammengefunden, um, eh' wir die schöne Gegend verließen, noch etwas davon kennen zu lernen. Ein Ausflug nach Hallein und Berchtesgaden ward' verabredet. In letzterem Orte gibt es eine Menge Leute, die Holzschnitzerei treiben und ihre niedlichen Arbeiten in eigenen Läden an die vielen Fremden verkaufen. In ein solches Geschäft traten wir ein, weil einer meiner Kameraden etwas für seine Braut kaufen wollte. Da sah ich Rosa zum ersten Mal. Sie war so nett, artig und gefällig, sprach so fein und verständig über die Sachen, die sie uns zum Verkaufe anbot und — war so hübsch, daß wir Alle ganz entzückt waren und unser ganzes Geld bei ihr ließen. Die Andern sprachen am Rückweg von nichts Anderem, als von der schönen Verkäuferin; ich sagte nichts, beschloß aber im Stillen, beim Müller in Hallein in Arbeit zu gehen, von wo ich dann auch, so oft ich konnte, nach Berchtesgaden hinüber kam. Hier erkundigte ich mich nach Rosa Lenbacher und ihre Familie und hörte nur Gutes. Mit dem Mädchen war ich bald so weit, daß sie, als Ihr mich heimrieft, versprach, mir heimlich schreiben zu wollen. Und nun, wenn Ihr Beide nichts dagegen habt, wär' ich der glücklichste Mensch unter der Sonne, wenn ich vor sie hintreten und sagen könnte: Rosa, werd' mein liebes Weib!"

„Halt, halt! das Ding will überlegt sein," meinte der alte Murmann. „Ich sag' nicht nein, aber auch noch nicht ja; bis ich von einer kleinen Reise zurückkehre, reden wir weiter davon. Bis dahin schreibst Du Deiner Rosa aber nicht ein Wort, verstanden?"

Am nächsten Tage hieß es, der Müller sei zu seiner Tochter nach T. gereist und gedenke nicht vor Ende der Woche heimzukehren. Diese Tochter, ebenfalls an einen Müller verheiratet, war sein Liebling und seine Excursion nach T. nichts Auffallendes.

„Aha!" dachte Konrad, „nun soll wohl erst die Lisi ihren Senf dazugeben — nun, ich hoffe, das Familiengenie wird nichts dagegen sagen".

* * *

Rosa, das Original der Photographie, versah einstweilen ahnungslos ihr tägliches Geschäft im Laden ihres Vaters und fand während des Tages wenig Zeit, an den fernen Geliebten zu denken, da die Saison im schönsten Gange war. Schon früh am Morgen finden wir sie eines schönen Augusttages an ihrem Platze, beschäftigt, einigen vornehmen Touristen ihre Waaren zu zeigen. Trotz der vielen an sie gerichteten Fragen findet sie aber dennoch Zeit, einen schlichten älteren Mann, der den Laden betritt, freundlich zu fragen, was er wünsche.

„Bedienen Sie nur zuerst die Herrschaften, ich hab' schon Zeit und ruhe gern ein bißchen aus," antwortete dieser.

Damit läßt er sich auf einen bereitstehenden Stuhl nieder und ein zufriedenes Lächeln belebt seine Züge, während er die hübsche Verkäuferin beobachtet, wie sie so rasch auf jeden Wunsch der Käufer eingeht, jede Anfrage verständnisvoll beantwortet, dabei aber auch mit großer Entschiedenheit die Annäherungsversuche eines jungen Gecken zurückweist. Endlich sind Alle befriedigt und wieder wendet sich das Mädchen dem alten Manne zu. Dieser begehrt verschiedene Sachen zu sehen, wirft Alles durcheinander und kauft endlich eine Kleinigkeit. Das Mädchen bleibt gleich gefällig, ordnet unermüdlich, was der Alte in Unordnung gebracht und gibt ihm ein freundliches: „B'hüt Gott, Herr!" auf den Weg.

„Ja, Geduld hat sie," murmelt der Mann. „Donnerwetter, ich hätt' so 'nen Kunden die Thür' gewiesen. Das Mädel könnt mir schon gefallen;

Digitized by Google

kann's dem Konrad nicht verdenken, daß er sie gerne hat. Jetzt wollen wir nur sehen, wie's mit den Alten aussieht." Konrads Andeutungen folgend, findet er bald das Häuschen des Holzschnitzers, das zwar nicht groß, aber sehr einladend in einem Gärtchen steht, worin sich gar viele Blumen und eine Laube befinden.

„Recht hübsch, recht hübsch," spricht er zu sich, „aber nicht ein Gemüsebeet in dem Garten, lauter Blumen — etwas unpraktisch".

Als er jedoch näher kommt und auf dem Täfelchen an der Hausthüre liest: „Logis an Sommergäste zu vermiethen," da findet er die Blumen und die Laube gerechtfertigt. Zugleich fährt ihm ein glücklicher Gedanke durch den Kopf, er tritt mit raschem Entschlusse in's Haus ein. Eine dralle, frische Frau in weißer Küchenschürze kommt ihm entgegen und fragt nach seinem Begehr.

„Sie haben hier Zimmer zu vermiethen, kann ich eines für acht Tage haben?

„O ja; oben ist noch eines frei. Soll ich's zeigen?"

„Sind Sie die Hausfrau?"

„Zu dienen."

„Sagen Sie mir, könnten Sie mich nicht auch für die eine Woche in Kost nehmen? Sehen Sie, in ein großes Hôtel geh' ich nicht, weil's zu viel kostet, und in ein Wirtshaus nicht, weil's mir zu unsauber ist. So wär' mir's halt sehr lieb, wenn ich an Ihrem Tisch mitessen könnte. Ich bin an Einfachheit gewöhnt, aber appetitlich muß das Essen sein, sonst schmeckt's mir nicht; und ich denk'," setzte er mit einem Versuch, galant zu sein, hinzu, „so eine appetitliche Köchin wie Sie, muß auch appetitlich kochen können. Also kann's sein?"

„Das Frühstück," meinte lächelnd die Frau, „pflegen wir meist den Logiergästen zu kochen, mit dem Uebrigen aber geben wir uns sonst nicht ab. Ich möcht' übrigens schon mit dem Herrn, wegen der kurzen Zeit, eine Ausnahme machen, wenn mein Mann damit einverstanden wär'".

„Ludwig," rief sie in eine Thüre hinein, „sei so gut und komm' 'mal heraus!"

Ein kräftiger, bärtiger Mann in leichter Sommerblouse trat mit einem halbfertigen Crucifix in der Hand heraus, begrüßte den Fremden und fragte, um was es sich handle. Als er es gehört, lachte er im tiefsten Baß und rief: „Aber Frau, das ist ja doch nur Deine Sache; willst Du es thun, dann mach's nur mit dem Herrn aus."

Vater Murmann hatte seinen Zweck vollkommen erreicht und lachte seelenvergnügt, als er in dem Zimmerchen oben saß und auf die herrlichen Waldgebirge hinausblickte.

„Wenn der Konrad wüßte, wo ich jetzt bin — ha ha ha! Und die Frau, die mich in T. glaubt! Ja, ja, der alte Murmann, wenn er auch keinen Weizen mehr einzukaufen versteht, hat doch noch so viel gesunden Menschenverstand und Pfiffigkeit, Euch Alle daheim hinter's Licht zu führen. Bis jetzt ist Alles zu meiner Zufriedenheit ausgefallen; im Hause hier scheint es ganz hübsch zuzugehen. Der Mann ist thätig, die Frau eine gute Wirtin und zwischen Beiden ein Verhältniß, wie sich's gehört; und was das Mädel anbelangt, die hat's mir wahrhaftig angethan. Schon jetzt freu' ich mich auf ihre Ueberraschung, wenn sie mich wieder sieht. Sie wird hoffentlich bald nach Hause kommen, es muß gleich Mittag sein."

Ein leichter Schritt auf der Treppe unterbrach seinen Gedankengang und gab Antwort auf seine stille Frage. Nun klopfte es an die Thür.

„Herein."

„Guten Abend, ich soll Sie —" erstaunt bleibt sie mitten in der Rede stecken — „ei, wenn ich nicht irre, so haben wir uns heut' schon gesehen. Ich freue mich herzlich, Sie im Hause meiner Eltern begrüßen zu können.

Digitized by Google

Mutter sendet mich, Sie zum Mittagessen hinunter zu rufen".

„Sehr angenehm; aber ich möchte wohl vorher eine Frage an Sie thun. Kennen Sie einen gewissen Konrad Murmann aus O. im nördlichen Böhmen?"

Das Mädchen stand da, wie mit Glut übergossen. „Wie kommen Sie auf Den zu sprechen?" stammelte sie.

„Je nun; ich kenn' ihn und weiß, daß er mit einer gewissen Rosa Lenbacher im Briefwechsel steht. Sollte es noch eine andere Rosa Lenbacher geben als Sie?"

Rosa sah den pfiffig lächelnden Alten forschend an.

„Ja, mit wem hab' ich denn die Ehre zu sprechen?"

„Ich bin ein Landsmann von Konrad und kenn' ihn so gut, wie mich selbst. Und eben deshalb, und weil Sie mir so gut gefallen, möcht' ich Sie vor ihm warnen.

„Warnen? O dann sind Sie nicht sein Freund," rief erregt das Mädchen.

„Warum denn nicht? Ich sag' ja nichts Schlimmes von ihm. Ist ja ein hübscher Bursch, auch gutherzig, aber zornig kann er sein — und zornig —"

„Das weiß ich, er hat mir das selbst zugestanden; er meint, er könnt' nichts dafür, das hab' er von seinem Vater."

„So? Nu, 's könnt wohl sein. Aber das Großthum hat er nicht von seinem Vater. Ich wollte wetten, er hat auch Ihnen von seinem Reichthum erzählt und doch ist er nur ein simpler Müllergesell und sein Vater besitzt nichts weiter, als eine verschuldete kleine Mühle."

Fast mit Schrecken sah Murmann die Wirkung seiner letzten Worte. Also war sie doch wie Alle und keine rühmliche Ausnahme.

„Ja, ja," fuhr er in barschem Tone fort, „wenn Sie auf eine gute Partie speculieren, dann lassen Sie den Konrad laufen. Dacht' mir's doch gleich, daß er wieder geprahlt hat — darum, wie gesagt, wollt' ich Sie warnen. Nun sehen Sie wohl ein, daß es nicht der Mühe lohnt, sich mit ihm weiter abzugeben".

„Sie irren sich, mein Herr, wenn Sie glauben, daß mich seine Armut schreckt. Er ist jung und tüchtig und wird schon sein Fortkommen finden; auch hab' ich ihm und nicht seines Vaters Geld mein Herz geschenkt. Es hat mich nur gekränkt, daß er nicht aufrichtiger war."

Wie lieblich sie war, als sie mit gesenktem Köpfchen und gefalteten Händen vor ihm stand. Der Alte hätte sie umarmen mögen.

„Bravo," rief er, „das nenn' ich eine uneigennützige, selbstlose Liebe. Kopf in die Höhe, Mädchen, es war ja nur ein Scherz, eine Prüfung. Der Konrad ist ein braver Kerl und hat nicht gelogen. Er ist der einzige Sohn des Müllers Murmann und bekömmt einmal eine der schönsten Mühlen und ein hübsches Mehlgeschäft obend'rein."

Jetzt aber hatte sich der inquirierende Müller wieder geirrt. Rosa that keinen Freudenschrei, sondern schaute ihn nur mit einem durchdringenden Blicke ihrer klugen Augen an und sagte dann: „Aber, mein Herr, wie kommen Sie dazu, mich so auszuforschen und sich mit mir einen solchen Scherz zu erlauben? Hat Sie etwa Jemand dazu beauftragt?"

„Ja denn, wenn Sie es wissen wollen, ich bin eigens hierher gereist, um Sie kennen zu lernen und Ihnen zu sagen, daß der alte Murmann dem Sohne die Mühle übergibt und daß der Konrad mit seiner Einwilligung nächstens herkommt, um Sie zu freien."

„Wär's möglich? Seine Eltern willigen ein? Welch' ein Glück! Aber nein, es kann ja nicht sein," setzte sie traurig hinzu; „Konrad hätte mir das selbst geschrieben und diese Mittheilung keinem Fremden überlassen —"

Digitized by Google

„Einem Fremden freilich nicht, aber seinem Vater konnt' er's schon überlassen."

„Seinem Vater? Sie sind — sie wären —"

Murmann nickte lachend.

Da hielt das Mädchen sich nicht länger, sprang auf ihn zu, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn herzhaft ab.

„Alle guten Geister," ertönte jetzt eine tiefe Baßstimme von der Thüre her, „Rosa, Mädchen, bist Du toll?"

„Nein, Vater! aber glücklich, unsäglich glücklich! Kommt nur hinab zur Mutter, dort erkläre ich Alles."

Und, den Beiden voran, lief sie die Treppe hinab, in ein hübsches Zimmerchen neben der Küche, wo Frau Leubacher vor einem dampfenden Suppentopfe stand und rief: „Wenn die Suppe kalt ist, mag der Herr oben es sich selbst zuschreiben, ich kann nichts dafür."

Die arme Suppe! sie wurde vollständig ungenießbar, eh' Alles erzählt, aufgeklärt und entwirrt ward von dem geheimen Liebeshandel Rosa's und Konrad's.

Der alte Murmann hatte indessen in seiner schlichten, offenen Weise das Herz der Frau Leubacher sehr bald gewonnen und die Darlegung seiner Verhältnisse verfehlte ihre Wirkung auch auf den zweiten maßgebenden Theil nicht, so daß am Ende des Mahles die Verlobung der jungen Leute bei einer Flasche guten Oesterreichers gefeiert wurde, ohne daß der Bräutigam eine Ahnung davon hatte. Erst das Telegramm: „Bin in Berchtesgaden, hab' für Dich geworben, Alles in Ordnung — komm' her — K. Murmann," machte ihn mit seinem Glücke bekannt.

* * *

Leubacher's haben nun für ihr Schnitzwaaren-Geschäft eine Ladenmamsell miethen müssen, denn Rosa ist nach Nordböhmen übersiedelt, wo sie in dem kleinen Städtchen O. als schöne Müllerin alle Herzen gewinnt, von ihrer Schwiegermutter, deren Arbeit sie übernommen, vergöttert wird und die beiden cholerischen Männer mit ihrer Ruhe und Klugheit an einem unsichtbaren Gängelbande führt. So oft ein Streit zu entstehen droht, heißt es: Die Rosa soll entscheiden, und diese weiß stets beide Theile zufrieden zu stellen und zu beruhigen. Nur die Lisi in T. ist nicht ganz gut auf sie zu sprechen, denn sie merkt es wohl an den selteneren Besuchen des Vaters, daß er ihres Rathes und Zuspruches nicht mehr bedarf und sie durch die Schwägerin mehr als ersetzt ist.

Der alte Murmann ist sehr stolz auf seine Schwiegertochter und wenn sie Jemand lobt, dann schmunzelt er vergnügt und spricht: „Wenn ich mich auch nicht mehr auf den Weizen verstehe, die Frauenzimmer weiß ich desto besser zu beurtheilen, hab's gleich heraus gehabt, daß die Rosa für uns paßt."

Das alte Kind denkt nicht daran, daß ihm auch in dieser Beziehung der Sohn den Rang abgelaufen hat.

Digitized by Google

Die Freundinnen.

Aus dem Italienischen des Edmondo de Amicis übersetzt von Robert Hamerling.*)

Ich gedenke der Regennächte meiner Soldatenzeit, wenn unser Regiment, müde und kothbespritzt, an einem Landhause vorbeikam, und wir dunkle Schattenrisse von Frauen, an's Fenster eines erleuchteten Saals gelehnt, erblickten: immer kam mir dabei jenes Wort Rousseau's in den Sinn, daß es ein Verlangen nach dem Weibe gebe, dem kein sinnlicher Gedanke beigemischt: das Verlangen nach einem eigenthümlichen, schwer zu definirenden Vergnügen, das wir in weiblicher Gesellschaft empfinden. Nach einem dreimonatlichen Leben im Felde waren wir sämmtlich unserer rauhen männlichen Freundschaft müde; wir empfanden das Bedürfnis einer in weichen Lauten, zarten Worten sich aussprechenden Freundschaft. Wie gern hätten wir eine solche Frau, gleichviel ob alt oder jung, gebeten, eine Stunde bei ihr bleiben, sie reden hören, ihr tausend Dinge sagen zu dürfen, die wir seit drei Monaten keiner Menschenseele sagen konnten, Gedanken und Gefühle, die unter Männern nicht zum Ausdrucke kommen, weil der starke Cigarrendampf ihr feines Arom gar nicht aufkommen lassen würde. Selbst manche ältliche Bauersfrau von wohlwollendem Aussehen flößte uns ein solches Verlangen ein; mit Vergnügen weilten wir in ihrer ärmlichen, ungedielten Küche und hörten, auf einer Bank sitzend, ihren einförmigen Reden zu, in welchen ein lebhaftes Gefühl von Mitleid mit uns und Schauder vor dem Kriege sich kundgab. Es waren ungekünstelte Worte, Worte aus ungebildetem Munde, aber es waren Frauenlaute und Frauenworte, gedämpft wie von einer süßen Harmonie aus der Ferne, in welcher tausenderlei Klänge sich verwoben, von Wiegenliedern, die uns eingelullt, von Seufzern, die uns beim Scheiden begleiteten. Freilich sagte man sich auch unter Freunden, im Zelte, während das Lager in nächtlichem Schlummer lag, mitunter ein herzlich Wort: aber in den Geberden, mit welchen diese armen Frauen unsere durchnäßten Röcke am Feuer ausbreiteten, in dem Ton, in welchem sie sich nach unseren Familien erkundigten, lag etwas, das keiner von uns so hätte ausdrücken können, und das zu vernehmen uns doch Allen ein Bedürfnis war. Und dabei dachten wir an bestimmte Frauen in der Ferne, die wir sonst unsere Freundinnen genannt, und dieser Name erregte jetzt in uns ein neues, süßes Gefühl, nicht weniger lebhaft, und doch ganz verschieden von dem, welches der Name „Geliebte" in uns erweckte.

* * *

In frühester Jugend macht sich dies Bedürfnis nicht eigentlich geltend: es wird sofort erstickt oder gedeckt durch das der Liebe. Wer erinnert sich nicht an seine erste Freundin? Wir durften uns nicht lieben, weil wir Beide gebunden waren: wir an ein leichtsinniges Mädchen, sie an einen herzlosen Mann (von fünfzehn Jahren); aber nachdem wir uns oft gesehen, dicht von Bäumen umgeben, und uns unsere

*) Hesperische Früchte. Teschen, Karl Prochaska.

Digitized by Google

Schmerzen geklagt, mußte es wohl zu einer Freundschaft zwischen uns kommen. Zur Liebe nicht — das wäre eine Schmach gewesen; wir sagten es uns Beide, mit feierlichem Ernst. Aber wir waren Seelenfreunde, in dem Maße, daß wir nicht einen Augenblick beisammen sein konnten, ohne einander bei den Händen zu fassen und uns in die Augen zu sehen. Freilich wir erröthteten ein wenig, so oft wir einander unversehens begegneten; aber wir gewannen doch sogleich unsere Fassung wieder, und nahmen unsere ruhigen Gespräche wieder auf, als besonnene Freunde, welche wissen, wo sie der Schuh drückt, und Welterfahrung besitzen. Unsere Freundschaft suchte die Einsamkeit und hatte eine Vorliebe für dichtumlaubte Schattenplätze. Ach, wir waren geboren einander zu verstehen! Auch wenn sie einmal verheiratet wäre und auch wir uns mit unserer Geliebten vermählt hätten, würden wir doch immer gute Freunde bleiben; nicht wahr? Wir würden uns doch immer Alles vertrauen, wie jetzt, immer Eins dem Andern treulich so zur Seite stehen, ohne jeden Hintergedanken, wie Bruder und Schwester. Dabei glitt unsere unruhige Hand ihren zarten Arm unter dem Mousselinärmel entlang; aber warum nicht? es war der Arm einer Freundin, und das Haupt, das einen Moment später sich auf ihre Schulter lehnte, war das Haupt eines Bruders. Und wenn wir eine Aufwallung in unserem Blute spürten, nun, so war es eine Aufwallung des Unmuths über die Treulosigkeit der Person, die wir „liebten", der Unwille einer edlen Freundschaft, wie sie die gemeinen Seelen nicht kennen — vor welchen gemeinen Seelen wir eine solche Angst hatten, daß wir beim leisesten Geräusch von Schritten auseinanderfuhren, weil, wie wir uns sagten, die Erhabenheit gewisser Regungen von der Welt nicht begriffen würde. Und wir wiederholten uns das, nachdem das Geräusch sich entfernt hatte, indem wir wechselseitig einander die Haare hinter die Ohren strichen und uns zuschwuren, mit Augen, umschleiert vom reinsten Freundschaftsgefühle, daß, wie fern auch immer das Geschick uns auseinanderwürfe, doch immer Eins zu dem Andern, wenn es ein Unglück träfe, eilen würde, um ihm zu helfen, es zu trösten, ihm den Kuß der Freundschaft auf die Stirne zu drücken, einen Kuß, wie den, welchen wir in diesem Augenblicke wechselten, und welcher gemach von der Stirn bis mitten auf den Mund herunterglitt, was ja doch auch freundschaftlichen Küssen erlaubt sein mußte, wenn die Freundschaft wirklich eine herzliche und tiefe war . . .

* * *

Die ersten wirklichen Freundinnen hatten wir erst einige Jahre später, als wir zum erstenmal in der Fremde waren. Die Traurigkeit unserer einsamen Kammer, der Gedanke an unsere entfernte Mutter, die Melancholie, welche den ersten, langersehnten Freuden des Genusses unserer Freiheit folgt, führten uns oft zu alten Frauen, bei welchen wir eine Art Trost darin fanden, uns Rathschläge und Ermahnungen geben zu lassen, mit jenen Modulationen der Stimme, jenen bedächtigen Handbewegungen, wie sie fast allen Müttern eigen, und welche, so zu sagen, die Universalsprache der Mutterliebe sind. Und so faßten wir eine Zuneigung für diese Frauen. Wir brachten so manche stille Stunde an ihrer Seite zu, zufriedenen Herzens, in dem Salon, der uns an den unseres Elternhauses erinnerte, vor dem von einer Schirmlampe erhellten Tischchen, das voll von denselben Kleinigkeiten lag, welche unsere Mutter allabendlich unter den Händen hatte. Und zuweilen schwoll uns das Herz bei dem Gedanken an den großen Zwischenraum, mit welchem Festland oder

Digitized by Google

Meereswogen uns trennten von jenem andern Gemache, in welchem vielleicht unsere treueste Freundin in diesem Momente arbeitete, mit den Gedanken bei uns weilend; und dann ergriffen wir die Hand der wackeren Frau und baten sie, uns gut zu sein, und nannten sie Freundin, in einem Ton der Stimme, der sie rührte... Aber diese Freundschaften dauerten nur so lange, als das Familienheimweh in uns anhielt. Die neuen Freunde, die Liebe, die Freuden des Genusses unserer Freiheit gewannen bald ganz und gar die Oberhand über uns; da begannen wir seltener zu kommen, aus Mangel an innerem Antrieb; und später kamen wir noch seltener, aus Scham, daß wir nicht mehr dieselben waren, und schließlich ließen wir uns gar nicht mehr sehen, um dem Vorwurf der Undankbarkeit zu entgehen; und wir suchten diese Erinnerungen uns aus dem Sinne zu schlagen, um den Vorwurf im eigenen Innern los zu werden.

* * *

Für dieses Alter ist das Ideal eine junge und schöne Freundin. Wir haben in vielen Büchern gelesen, daß so etwas möglich ist: eine schöne Freundin, welcher wir alle unsere Geheimnisse und alle unsere Schmerzen anvertrauen; schön, aber von einer Schönheit eigener Art, welche zum Herzen spricht, ohne die Sinne aufzuregen; eine Freundin, welche wir alle Tage sehen können, in aller Ruhe allein mit ihr, viele Stunden lang; gut wie ein Engel; verständigen Sinnes und voll Sanftmuth, wenn wir eines Trostes bedürfen, und heiter wie ein Kind, wenn wir uns eben glücklich fühlen; ein anmuthiges, offenherziges, vorurtheilsloses, beherztes, beredtes Frauenwesen, das uns bis hinein in die innersten Tiefen des Herzens kennt, und hinwiederum uns seine innersten Gedanken enthüllt, wobei sie uns gestattet, ihre kleine Hand zu liebkosen, indem wir alle Adern, alle Gelenke und alle Grübchen derselben küssen, ohne den Faden ihrer Rede zu verlieren, welcher wir lauschen wie einer Musik, mit halbgeschlossenen Augen, und manchesmal im Sitzen mit den emporgezogenen Knien gegen eine Kante gestemmt; eine liebreiche Schwester, die wir manchen Tag zum Weinen bringen, manchen Tag auch erzürnen, die uns aber stets verzeiht, weil sie weiß, daß wir ihr mit ganzer Seele ergeben sind, und daß wir für ihre Ehre mit unserem Blute einstehen würden, und daß ihre Freundschaft unser Herz veredelt, unserem Leben eine höhere Weihe gibt. Wie viele solcher Freundinnen hat uns're Phantasie sich vorgezaubert! Hohe, blasse Frauen, mit großen Augen und klangvoller Stimme, die uns mannhaften Rath ertheilten; dann wieder herzenswarme und schwermüthige Frauchen, welche ihre Stirne an uns're Brust lehnten und weinten; reizende Brünetten, mit bizarren Launen, zum Zorne geneigt, die sich durch unsere Freundschaft allmählich zähmen und sänftigen ließen... Tausendmal riefen wir uns selbst mit ihrer Stimme zu: „Geliebter Freund!" „Bruderseele!" — und malten uns Spaziergänge mit ihnen im Walde aus, sprudiges Wiedersehen nach langer Abwesenheit, Abschiedsscenen, so traurig, so edel, so poetisch, daß nicht einmal unsere „Geliebte", wenn wir eine solche besaßen, etwas dagegen hätte einwenden können... Verschmolzen wir doch, im Gegentheil, in unseren Gedanken jene Liebe und diese Freundschaft: jene eine feurige, gewaltige Melodie in unserm Leben, diese eine gedämpfte Begleitung, ein beständiges Violoncell-Tremolo von unendlicher Zartheit...

* * *

Digitized by Google

Träume! Wenige Jahre später bemerkten wir's, daß wir geträumt. Die Welt bereitet dieser Freundschaft mehr Hindernisse als der Liebe, weil sie dieselbe für eine Pharisäerliebe hält, ohne Leidenschaft und ohne Muth; und sie täuscht sich darin selten. Liebt man ein Weib, so braucht man keine junge Freundin, und liebt man kein anderes Weib, so endet man damit, seine Freundin zu lieben. Es gibt keine Freundschaft ohne Sympathie; aber einer jugendfrischen und schönen Freundin gegenüber ist Sympathie nur die halberschlossene Knospe der Liebe. Ein Philosoph wird sagen: es ist weder Leidenschaft, noch Freundschaft, es ist eine besondere Art von Zuneigung für sich. Nun ja, das ist sie die ganze Zeit über, welche die Leidenschaft zu ihrem Werden bedarf, eine Zeit, die nicht länger ist, als die, welche die Freundschaft braucht, um zur Vertraulichkeit zu werden. Ein Anderer sagt: es ist nicht Liebe, es ist ein weniger stürmisches Gefühl; es ist nicht Freundschaft, es ist ein zärtlicheres Gefühl. Spitzfindigkeiten! Sagen wir doch lieber gleich, es ist eine zärtliche, wiewohl nicht stürmische Liebe. Freilich dauert die Illusion der Freundschaft einige Zeit. Die Verwandlung geht allmählich vor sich. Der Blick, der eine Zeit lang nichts sucht als die Augen der Geliebten, beginnt nach und nach das Haupt nach sich zu ziehen und ihr zuzuneigen, hernach ihr Perlenschnüre um den Hals zu schlingen, dann sacht zwischen dem Ohrläppchen und dem Halbrund der Schulter auf und nieder zu gleiten, wie eine in der Zerstreuung sie liebkosende Hand, dann das Maß zu nehmen für hunderte und aberhunderte von seidenen Gürteln um ihre schlanke Leibesmitte. Von Tag zu Tag nimmt die Zerstreutheit zu, mit welcher wir die freundlich-klingen Reden anhören, die sie uns als gute Freundin hält, und von welchen uns anfangs kein Wort entgieng. Alle unsere Gedanken bewegen sich auf einer äußerst sanft geneigten Bahn abwärts, um schließlich in einem einzigen zu verschmelzen, der zuerst mit Entschlossenheit, dann matt abgewiesen wird, über dem wir hernach brüten, an dem wir uns im Stillen ergötzen, während sie spricht, ein Genuß, den wir unter dem Scheine gespannter Aufmerksamkeit verbergen, ungefähr wie Knaben in der Schule thun, wenn sie verstohlen an Zuckerwerk saugen. Dann kommen jene lauen Abende, an welchen auch die hellste Stimme sich zu verschleiern, das festeste Haargelock zu erschlaffen scheint; es kommen die melancholischen Augenblicke, welche den Augen und den Geberden einen schmachtenden Ausdruck verleihen; die brüderlich- und schwesterlich-vertraulichen Mittheilungen, die man sich gleichsam in die Haare flüstert; die vom Geruch eines Veilchensträußchens in Verwirrung gebrachten Gespräche; die Begegnungen der unsicheren Hände auf einem Buche; das beständig unterdrückte und beständig wiederkehrende Bedürfnis, ein Band zu berühren, eine Falte zu glätten, die Fäden einer Franse zurecht zu streichen, die Löcher einer Tresse zu zählen, die Weichheit einer Haarflechte zwischen den Fingern zu prüfen...

* * *

Doch nein — noch währt die Freundschaft; die Hochachtung kann sie lange in ihren Schranken erhalten. Es gibt Momente, wo sich über Sinn und Auge ein Schleier zieht, und die ganze Seele mit Ungestüm sich anschickt, dem triumphierenden Rufe der Natur zu folgen — dem Rufe: Liebe! Greif zu! Genieße! — Aber es gibt da auch unversehens uns treffende Blicke, welche eine so ruhige, liebenswürdige Zuversicht verrathen, und andere, welche einen so traurigen Verdacht, eine so strenge Mahnung in sich schließen, daß im ersten Moment, wenn wir ihnen begegnen, die Liebe

Digitized by Google

in Bestürzung geräth und in aller Eile sich wieder hinter die Freundschaft zurückzieht. Die Natur wird durch Verrath siegen. Ach, den Tag, wenn Ihr hingeht, den Trost ihrer Worte zu suchen, mit einem tiefen Leid im Herzen, seit gewiß, daß an diesem Tage Eure Freundschaft von keinem aufrührerischen Gedanken getrübt sein wird. Ihr findet sie sanft und gut wie immer. Euer Schmerz wird ihren Augen schöne Thränen, ihren Lippen holde Worte entlocken. Was sie sagt, Ihr wißt es nicht; genug, es ist ein Frauenherz, das wie mit einem Liede Euer Weh in Schlummer singt. Sie zieht Euch Alle die scharfen Spitzen, die man Euch in's Herz gebohrt, heraus, eine nach der andern, mit der Geduld und Sanftmuth einer Mutter, welche Glassplitter aus der Hand des davon verwundeten Kindes zieht. Schon seid Ihr getröstet im Innersten; aber noch widersteht Eure stolze Manneswürde in ihrem Schmerze; sie jedoch überwindet alle Eure Widerstandsversuche, einen nach dem andern, mit Zureden und Bitten, mit einer Stimme, welche allmählich Eure sämmtlichen heiteren Gedanken in den Schlupfwinkeln, in welche sie sich zurückgezogen, erweckt und hervorlockt. Und je mehr Herzlichkeit sie verschwendet, desto reichlicher scheint sie ihr aus den Augen und von den Lippen zu strömen, in blauen Strahlen und in goldenen, warmen, geruhigen Wellen, die Euch umwallen und umkosen wie mit hundert mitleidigen Händen. Ach, so besteht sie doch, diese göttliche Freundschaft! Ein Gefühl unermeßlicher Dankbarkeit überflutet Euer Herz; ihr möchtet Euch ihr zu Füßen werfen; Ihr sagt es ihr, indem ihr Euere Hände über der ihrigen faltet und mit einer von Zärtlichkeit erstickten Stimme; es ist eine Seele, schön und mild wie die Sonne, immer werdet Ihr ihr Freund, ihr Bruder, ihr Sclave sein; Euer Blut möchtet Ihr für sie hingeben, Euer Leben, Euer .... und siehe da, der Laut eines K u s s e s ist erklungen, hell wie ein Klang aus der Kehle der Nachtigall, unauslöschlich wie ein Schicksalsspruch ...

* * *

Und dann? ... Ja dann ereignet sich Folgendes: Entweder wird der Nachtigallklang n i c h t verziehen und Alles ist zu Ende; oder er wird mehr als verziehen und die Freundschaft verwandelt sich in etwas Anderes; oder er wird verziehen nach vorausgegangenem Ungewitter, unter der Bedingung, daß er sich nicht wiederhole .... Und dann lebt wohl die Freundschaft fort, wie sie eben kann, mit dem Nachklang jenes Kusses im Ohr. Aber sie bleibt krank an unheilbarem Fieber. Die Welt ist voll von solchen Freundschaften zu 120 Pulsschlägen in der Minute. Ein wenig Nachsicht von der einen, ein wenig Klugheit von der andern Seite erhalten sie eine Weile am Leben. Es ist eine durchsichtige Freundschaft und dient als Deckmantel einer Liebe mit gebundenen Armen; eine sinnliche und heuchlerische, immer begehrliche und aufgeregte Freundschaft, welche von aufgelesenen, in der Zerstreuung fallen gelassenen Brotkrumen der Liebe lebt, die Freundin mit Augen hütet, die aus ihren Höhlen zu treten scheinen, und welche beständig ihre Leibesformen wie zur Probe mit enganschließenden Phantasiegewanden umkleiden; eine Freundschaft mit tastenden und nagenden Blicken, welche die Lust in den Worten, im Lächeln, in den Geberden, in den Düften sucht; heute flehend, morgen trotzig, oft unwirsch wie ein Nervenkranker; durchkreuzt von Anschlägen roher Gewaltthätigkeit, welchen eine Reue voll Trübsinn und dumpfer Ergebung folgt, um bald wieder einem zügellosen Aufruhr der Phantasie Platz zu machen; eine Freundschaft, die von Zeit zu Zeit stürmische Regungen eines edlen Affects und Ergießungen schöner Beredsamkeit hat, welche Regungen

Digitized by Google

und Ergießungen aber nichts anderes sind, als ein Ueberquellen des in seinem Laufe gehemmten, von seinem Ziele abgelenkten Verlangens; poetische Täuschungen der Sinne, rhetorische Declamationen des überreizten und gepeinigten Fleisches; eine Art von Tantalusqual, eine Lächerlichkeit, wild und raffiniert zugleich, ein thörichtes und peinliches Spiel, das fast immer in einer grimmigen Feindschaft endet.

* * *

Gut; aber ich wage zu behaupten, daß die Freundschaft eine leichtere Sache sein wird, wenn die Freundin zwar jung, aber ganz und gar nicht schön ist. Gewiß! Aber ... „aguardate“ heißt es in der spanischen Komödie, „grande es la fuerza de la mujer“. Jedes Weib trägt in sich zehn verschiedene Frauengestalten, die eine nach der andern hervortreten, in großen Zwischenzeiten, und manchmal ist es die zehnte, welche die Freundschaft blendet und irreführt. Mit jedem Tage zieht sich, unmerklich langsam, der Mund der guten und herzlichen Freundin etwas zusammen, das Oval des Gesichts zeichnet sich reiner, gewisse harte Umrisse der Schultern werden weicher, gewisse Haltungen gewinnen Anmuth, einen unbestimmten Hauch von Grazie, den Ihr an ihr nicht früher bemerkt zu haben Euch wundert, den Ihr auch am folgenden Tage nicht mehr findet, den Ihr aber binnen einigen Tagen neuerdings, und jetzt dauernd gewahr werdet. Aus jeder Eurer langen, heiteren und herzlichen Unterredungen geht die Freundin ein ganz klein wenig verwandelt für Euren Blick hervor, wie von innen heraus umgemodelt und mit dem Colorit ihrer Empfindungen überhaucht. Es gibt von der Natur übel behandelte Nasen, die Jahre brauchen zu ihrer Correctur, die aber schließlich sich doch zurecht richten und einen feineren Schliff erhalten. Gewisse Anfälle von Zärtlichkeit bringen die Wirkung des Fingerdrucks eines Künstlers auf der Farbenskizze hervor, welcher mit einem Schlage ein unangenehmes Kinn in ein gefälliges verwandelt. Irgend ein kluger und artiger Gedanke, den die Freundin zu äußern pflegt, macht uns zuletzt den Eindruck, als sähen wir denselben ihr in's Gesicht geprägt, wie ein reizendes Schminkpflästerchen, das ihr Lächeln verschönert. In manchen Fällen bleibt ihr Gesicht wie es ist und es ist nur das Auge, das sich verwandelt, das weit, tief, dunkel, sanft, machtvoll wird, dergestalt, daß man von ihrer ganzen Person sonst nichts mehr sieht; oder es ist die Stimme, die nach einem Jahre der Freundschaft einen wunderbaren Schmelz angenommen zu haben scheint, neue Töne jeder Art, eine geheimnißvolle Klangfarbe, voll geheimer Liebkosungen und verwirrter Versprechungen, nach welchen Ihr aufmerksam hinhorcht, verwundert und gedankenvoll, ohne auf das Gespräch zu achten. Und dann — eines schönen Tages — sucht Ihr die Freundin, und sie ist nicht mehr da: es ist ein anderes Weib — das Weib. — Ihr ruft die Freundschaft an, und es springt Euch der lockige, schreckliche Knabe entgegen, der seit einem Jahre versteckt hinter Eurer Schulter gelauert.

Digitized by Google

Der Portier mir gegenüber.

Plauderei von Fritz Lemmermeyer.

Vergebens verfolge ich im Geiste den Kreis meiner Bekannten — ich ſtoße auf keine Perſon, welche eine ſo feine und geiſtreiche, ja geiſtreiche Diſtinction beſitzt, als der Portier mir gegenüber. Nur ein Portier, und doch ein Lebenskünſtler, nur ein Portier, und doch ein Mann, welcher zwiſchen Menſch und Menſch zu unterſcheiden weiß und die goldene Wiſſenſchaft ſein Eigen nennt, Jedermann ſeinem Stande und Range gemäß zu behandeln, welcher ſich der nur durch langjährige Uebung zu erreichenden Bildung rühmen darf, Jedem ſo viel Ehre zu geben, als ihm ſeiner ſocialen Stellung nach gebührt und ſein Betragen den Leuten gegenüber genau den conventionellen Vorſchriften unterordnet. Wahrhaftig, der hat den Knigge geleſen!

Von meinem Fenſter aus ſah' ich ihn jeden Tag, dieſen diſtinguirten Portier. Gewährt mein Fenſter auch nicht ſo mannigfaltige Sehenswürdigkeiten wie „Vetter's Eckfenſter," von welchem der in ſeiner Art einzige E. Th. A. Hoffmann gar anmuthig zu erzählen wußte, ſo kann ich von ihm aus doch mancherlei beobachten, was recht ergötzlich iſt und über die eine oder andere unerquickliche Stunde behaglich hinweghilft. Es iſt ebenfalls ein Eckfenſter und hat die Ausſicht auf einen großen Platz, der mit grünem Raſen, mit Buſch und Baum geſchmückt iſt. In des Platzes Mitte erhebt ſich das Standbild eines deutſchen Dichters, das in ſeiner langgeſtreckten Magerkeit dem überquellenden Reichthume nicht entſpricht, welcher ihm eigen. Eine Schicht Grünſpan überzieht den Dichter und in dieſem Sinne wäre er modern. Ich meine das Standbild, denn der Dichter in Bezug auf ſeine Werke weiſt keine Patina auf, und in dieſem Sinne iſt er allerdings unmodern, zum Glück nur bei den bekannten „Zehntauſend," welche ſich den Luxus, der Mode zu dienen, erlauben dürfen. Im Volke, inſonderheit dem jungen und weiblichen, lebt er voll und ganz, ein Sinnbild ewiger Friſche. Der Dichter kehrt den Rücken einem Neubau zu, welcher der Pflege der bildenden Künſte errichtet ward. Der Himmel allein mag den Grund kennen; im Leben hat der Dichter den Künſten begeiſtert gehuldigt und die Antike, deren bedeutendſte Schöpfungen das Gebäude in guten Abgüſſen birgt, hat auch auf ihn ihre Wirkung nicht verfehlt. Und dennoch kehrt er ihm den Rücken und ſchaut lieber auf die Ringſtraße hin und ihr lebendiges Getriebe. Sind ihm die ſtolzen Jünglinge zuwider, die, von ambroſiſchen Locken umwallt, worauf ſich ein Schlapphut von bismarkiſcher Größe wiegt, die Stufen zu dem Gebäude hinauf und hinunter ſchreiten, die kunſtbefliſſenen Jünger jener Muſen, welche ſeltſamer Weiſe in die Reihe der alten Neune nicht aufgenommen wurden? Das wäre ſchlimm und bewieſe üble Sitte, zumal in jedem der Jünglinge embryoniſch ein Rafael oder Michel Angelo enthalten iſt. Wenn Ihr's mir nicht glaubt, ſo befragt ſie nur ſelbſt und zweifeltet Ihr dann noch, hei, wie würden ſie Euch die Wege weiſen!

An Vormittagen lungern Italiener, Männer, Weiber und Kinder, intereſſante bewegliche Geſtalten, um den Dichter herum. Es ſind Modelle, deren ſich die Akademiker in dem Neubau zu ihren Zwecken bedienen. Mittags halten allerhand Leute auf den Holzbänken des Platzes Raſt und Schlaf, Arbeiter

Digitized by Google

und Arbeiterinnen, welche, nachdem sie ihr kärglich' Mahl verzehrt, die ihnen noch verstattete kurze Frist dazu nützen, sich im Freien auszuruh'n, und Vaganten, die, des Bummelns müde, im Angesicht des Dichters, der die Arbeit gepriesen, das dolce far niente pflegen, um sich zu neuem Nichtsthun zu rüsten. Nachmittags gehört der Platz den Kindern, die sich an Ringelringelreiha und Fangspiel erfreu'n. Des Abends kann man sehen, wie von der einen Seite ein Mädchen vorsichtig herantrippelt, von der andern ein Mann keck und zuversichtlich daherstapft, wie sich die Beiden nähern, bei den Händen fassen und sich zu einander setzen. Und in der Nacht — da schließt der Dichter wohl das Auge, denn er, hinter welchem lag, „was uns Alle bändigt, das Gemeine," will nicht sehen, wie Dieser und Jener des Weges torkelt, von einer Seite zur andern taumelt, flucht, wüste Lieder singt und wohl gar zur Erde fällt, als habe er den Gebrauch seiner Beine verlernt.

Meinem Fenster wendet der Dichter sein edel geformtes rechtes Profil zu, dem Hause, welches der distinguirte Portier behütet, das linke. Das Haus ist ein großer Renaissancebau mit Säulen, Balustraden, Pilastern und Figuren versehen. In jener Zeit, welche man, je nach Denkart, die Zeit des wirthschaftlichen Aufschwunges, die Zeit der höhern Fructificierung oder des Börsenschwindels nennt, war das Haus ein Hôtel. In stillverschwiegenen chambres séparées hat sich mancher Börsenjobber, mancher „Macher in Papier" beim lustigen Knallen der Champagnerflaschen einer Koseſtunde erfreut und im Speisesaal mancher Baukgründer, welcher später resigniert wieder zum gewohnten Hausierränzel griff, seinem Consortium ein prunkendes Souper von dem Gelde seiner leichtgläubigen Opfer gegeben. Das Jahr 1873 machte all' der protzigen Herrlichkeit ein jähes Ende. Ueber das Hausthor wurde ein vergoldeter kaiserlicher Adler genagelt, die geschäftigen Kellner im eleganten Frack und weißer Cravate, deren jeder aussah wie ein pensionierter Minister, wurden von bebäbigen Bureaudienern in ehrsamspießbürgerlicher Uniform, deren jeder einem erbgesessenen Wiener Bürger vom Grund und Armenvater gleicht, abgelöst und die kostbaren Möbeln in den Zimmern von nüchternen Schreibtischen und Actenschränken verdrängt: Das Haus dient seither staatlichen Zwecken. Viele Personen gehen täglich aus und ein, solche, die des Kaisers Rock tragen und solche im Civilkleide unseres Herrgott — ich habe Gottvater noch niemals in Uniform dargestellt gesehen. Und der Cerberus vor'm Thor erweist Jeglichem seine Referenz. Er ist groß gewachsen und breitschultrig, seine Haltung ist von militärischer Strammheit; ein blauluchener Rock, mit grauem Pelzwerk verbrämt, wallt bis zu den Füßen, die mächtige Brust ist gelb verschnürt wie die Brust eines ungarischen Edelmannes, auf dem Haupte sitzt ein würdevoller, imponierender Zweispitz. Wenn er so vor dem Thore steht, der stattliche und staatliche Portier, ruhig, unbeweglich, voll Grandezza und Steifheit, möchte man ihn, von der idealisierenden Ferne betrachtet, zum mindesten für einen jener assyrischen Könige halten, die uns aus zahlreichen Reliefdarstellungen bekannt geworden. Nicht minder würdevoll als sein ruhig' Verweilen ist sein Auf- und Niederschreiten, das er in strenger Haltung und mit sicherem Tritt vollführt.

Und sein Betragen den Leuten gegenüber! Wer könnte es schildern, dieses Betragen? „Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem jeder sein Bild zeigt." Goethe sagt es. Wie deutlich und trefflich erscheint uns das Bild des Portiers in diesem Spiegel! Geht an ihm grüßend ein Individuum vorüber, dessen Nase ihm bemakelt vorkommt, so erwidert er den Gruß mit keiner Miene, keiner Bewegung;

Digitized by Google

in sicherer Ruhe starrt er über den Grüßenden hinweg und thut, als sähe er ihn nicht. Naht Einer, der seines Gleichen ist, kommt eine behagliche Bewegung über seine marmornen Züge, Wohlwollen spricht aus seiner Haltung, er blinzelt gemüthlich mit den Augen, er reicht die Hand dar und läßt sich kameradschaftlich in Rede und Gegenrede ein. Fremde Personen, die ihm zwar nicht geradezu mißfallen, aber doch mancherlei Bedenken einflößen, grüßt er mit kaum merklichem Kopfnicken. Eine größere Gunst bedeutet es dagegen, wenn er, um zu grüßen, die rechte Hand ein bißchen in die Höhe hebt und dazu herablassend mit dem Kopfe wackelt; bringt er die Hand bis zur Schulter, so ist dies eine Steigerung, auf welche sich der Mensch, dem sie gilt, etwas einbilden kann; und bewegt der Portier die Hand gar bis zum Scheitel, nach militärischer Art salutierend, so beweist dies, daß eine Standesperson vor ihm steht. Kommt ein Geschöpf in einem Einspänner angefahren, rückt der sorgliche Thorwart ein wenig seine Kopfbedeckung, rollt eine Sommität in einem Fiaker daher, zieht er den Hut, reitet ein Würdenträger auf stolzem Zelter vor's Haus, zieht er nicht nur den Hut, er beugt auch den Nacken, und er beugt den Nacken noch tiefer, wenn eine Herrlichkeit einer glänzenden Equipage entsteigt, deren Bock ein schmucker Kutscher mit einem betreßten Lakaien theilt. Bisweilen geschieht es, daß ein Erzherzog in dem Gebäude seinen Besuch macht. Hei, da sollt Ihr den stolzen Portier sehen! Welche Behendigkeit, welche Beweglichkeit weiß der stramme, starre, bärenhafte Mann zu entwickeln! Es hat den Anschein, als verwandelte er sich in einen Tanzmeister, der mit graziöser Leichtigkeit über den parquetierten Boden eines Salons hüpft. Der Hut fliegt vom Kopfe, der Rücken krümmt sich, die stattliche Nase wird von dem besenhaften Gelüste befallen, den Erdboden zu fegen; rasch eilt er zur Glasthür, welche den Flur vom Stiegenhause trennt und öffnet sie sperrangelweit, auf's Neue die lebhafteste Unterwürfigkeit bezeugend.

Jemand hat gesagt, Jedermann so viel zu geben, als ihm gebührt, nicht mehr, nicht weniger, sei Bildung. Der Portier mir gegenüber ist ein Fanatiker der also gearteten Bildung, ist das distinguirteste Wesen, so mir bekannt. Von der Menschenkenntnis, dem psychologischen Scharfblick des Mannes sei geschwiegen; ein Gerichtspräsident und ein Dichter kann von ihm nur lernen. Aber bewunderungswürdig bleiben seine fachmännischen Kenntnisse auf den verschiedenartigsten Gebieten des Wissens. Wie versteht er sich auf Waarenkunde und Schneiderei! Er braucht nur einen flüchtigen Blick auf eines Menschen Rock zu werfen und er weiß, wie weit er im Grüße gehen darf. Das Tuch des Rockes und des Rockes Schnitt, die Form des Hutes, der Knoten der Halsbinde, die Nähte der Handschuhe, das Leder der Stiefel — das Alles ist für ihn von größter Bedeutung und sein Urtheil in diesen Dingen untrüglich. Der Gang der Leute, ihre Haltung, ihre Sprache — mein Portier hat für Alles ein offenes Auge, nichts ist ihm Nebensache, das geringfügigste Detail entgeht ihm nicht. In einem Augenblicke faßt er die Einzelheiten an einer Person zu einem Ganzen zusammen und darnach richtet sich sein Betragen ihr gegenüber.

Ich freue mich dieses Portiers; er ist der Meister correcter Lebensformen, der Typus einer Menschengattung. Doch kann ich nicht verhehlen, daß mir manchmal des Mannes Lebensklugheit einen Schauder verursacht, diese Lebensklugheit, welche jedes Geschöpf nicht nach dem beurtheilt, was es wert ist, sondern nach der äußeren Stellung, die es erreicht hat.

Digitized by Google

Berlin im Winter.

Von Paul Lindenberg.

Der Sommer iſt todt — es lebe der Winter!“ — Wie viele Tauſende ſagen das, wenn der Altweibersommer eingezogen iſt und ſeine weißen Fäden im Thiergarten von Baum zu Baum ſpinnt, wenn wieder die rothe Purpurſtandarte auf dem Palais des Kaiſers flattert und man mit den Schwänen in der Spree inniges Mitleid fühlt, wenn plötzlich eines Morgens das Denkmal des alten Fritz mit einer Reifkappe überzogen iſt und in dem ſtädtiſchen Leihhauſe auf der Jägerſtraße in überraſchender Anzahl die Winter-Paletots zurückverlangt werden! — Der Winter in Berlin — die vier Worte bilden für ſchwärmeriſche Mädchenköpfchen und auch für feurige Jünglingsherzen ein Conglomerat von hunderterlei Vergnügungen, von Bällen und Geſellſchaften, Diners und Soupers, Theater-Vorſtellungen und Concerten, Eislaufen und Spazierfahrten, und laſt non least — Verlieben und Verheiraten!

Die großen Städte ſind eigentlich nur für den Winter, oder auch umgekehrt, der Winter iſt nur für die großen Städte geſchaffen. Da treten ſo recht alle Vorzüge der Reſidenz in das hellſte Licht, und ich möchte Den ſehen, der behauptet, daß er ſich an einem noch ſo ſchönen Juli- oder Auguſtabend behaglicher auf der Leipziger-, reſp. Friedrichſtraße fühlt, wie an einem nebligen oder kalten November- oder Decemberabend, wenn die Laternen und Schaufenſter ihr helles Licht ausſtrahlen, wenn Equipagen und Droſchken in unabſehbarer Reihe an uns vorüberrollen, wenn man vor den Läden ſtehen bleibt und die zahlloſen Herrlichkeiten bewundert, wenn hübſche Mädchengeſichter neugierig und forſchend aus den wärmenden Kapuzen oder unter den federgeſchmückten Rembrandt-Hüten hervorſehen und ſäbelklirrende Officiere mit mehr oder weniger ſchüchternen Blicken die an ihnen vorüberhuſchenden ſchlanken Frauengeſtalten ſtreifen.

Und welche Auswahl an abendlichen Vergnügungen zeigen uns die Litfaß-Säulen! — Für Familien, wenn wir von den Theatern abſehen, zwar weniger als wie für Junggeſellen, aber die letzteren überwiegen ja auch die erſteren um ein Bedeutendes. Was wollen denn zum größten Theil die in Berlin wohnenden oder auf längere reſp. kürzere Zeit hier weilenden Officiere und Referendare, Studenten und Künſtler, Kaufleute und Touriſten anders, als ſich amüſieren? — Und zu welcher Tageszeit amüſieren ſie ſich am beſten? — Des Abends! — Und wo am liebſten? — Nun, in jenen Localen und Sälen, deren Namen Euch auf winzigen Zetteln in den belebten Straßen in die Hand gedrückt werden und die Ihr ſonſt auch an den Litfaß-Säulen leſen könnt: in den kleinen Café's und Weinkneipen, kenntlich ſchon von außen an den gelben oder rothen oder blauen Lampen hinter den verſtaubten Gardinen, wo junge ſogenannte „Damen“ Euch das theure und ſchlechte Bier vorſetzen und Euch nicht eher in Ruhe laſſen, bis Ihr auch ihren Hunger und Durſt (der notabene ſtets da iſt) geſtillt habt, oder in den „Lärm“-Theatern, wo Stücke wie der „Geſchundene Raubritter“ gegeben werden und wo das

Digitized by Google

Publikum geräuschvoller und oft auch witziger mitspielt, wie die Schauspieler, oder in den wenigen noch erhaltenen, meistens in Kellern befindlichen „Tingeltangels“, wo geschminkte Weiber leicht verständliche Lieder singen, oder in jenen mannigfaltig variirenden Ballsälen, von den mit luxuriösester Pracht ausgestatteten, wo das Entrée drei Mark beträgt, an bis herab zu den versteckten Tanzlocalen, wo Euch der Tanz mit 10 Pfennigen oder der ganze Abend mit einer halben Mark angerechnet wird.

Rückt Weihnachten näher, so wird die Straßen-Physiognomie eine immer lebhaftere. Schon Mitte November zeigen sich die fliegenden Vorboten des beseligendsten und beglückendsten Festes und kaum sind Abends die Laternen angezündet, so vernimmt man die oft zudringlichen und lauten, oft zarten und flehentlichen Stimmen der frierenden und hungernden Kinder: „Kaufen Sie Schäfchen, Herr, einen Iroschen das Stück.“ — „Genen Sechser de Knarre!“ — „Hier immer noch Waldbeibel, sie brummen wie vor'n Daler und kost'n blos 'nen Iroschen!“ — „Hampelmänner, kooft Hampelmänner, Preis nach Belieben!“ — Und die fast sämmtlich in jugendlichstem Alter stehenden Ausrufer mit ihren zerrissenen Hosen und dünnen Jäckchen sind bemüht, ihre Artikel recht vernehmlich selbst zur Sprache kommen zu lassen, denn rechts und links, vorn und hinten hört man die nicht gerade melodisch zu nennenden Töne der Knarre und des Waldteufels.

Und wenn dann der Christmonat gekommen ist und in den Schaufäden die verführerischsten und begehrenswertesten Stücke paradiren, und fast ein Jeder mit seinem Päckchen beschwert Abends nach Hause wandelt, dann ist, fast über Nacht, auf dem Schloßplatze eine luftige Budenstadt entstanden — der Berliner Weihnachtsmarkt, und Alt und Jung strömt im tollsten Schmutzwetter hin und trippelt auf schwankenden Brettern durch Regenlachen hindurch und besieht sich die tausend bunten Sachen und Sächelchen und läßt mit ordentlichem Vergnügen den geradezu ohrenzerstörenden Lärm auf sich einwirken. Und dann taucht vielleicht inmitten der hastenden und kaufenden und feilschenden Menschenmenge eine hohe Officiersgestalt auf, ein oder zwei Mädchen am Arm führend, und das Gesicht des echt deutsch und bieder aussehenden Mannes mit dem blonden Vollbart drückt Behagen und Belustigung an dem zu Schauenden aus. Keiner achtet bei dem Tropfen des Regens oder dem Wehen der Schneeflocken näher auf ihn, und dann, durch Zufall, blickt ihn irgend Jemand schärfer an und faßt nach dem Hut, läßt aber rasch mit einem leichten ironischen Lächeln über sich selber die Hand wieder sinken, vor sich hinmurmelnd: „Nein, diese Aehnlichkeit!“ Und er hatte sich doch nicht getäuscht und hätte getrost grüßen können, denn der Officier war — „Unser Fritz“, der Kronprinz des deutschen Reiches!

Sind die Weihnachtskerzen herabgebrannt und haben kleine Kinderhändchen den Baum geplündert, so fliegen die Einladungen nach allen Seiten aus — „die Saison hat begonnen!“ — Dann rollen Abends die Equipagen durch die menschenüberfüllten Straßen, und geputzte Damen und Herren im Frack mit Ordensbändchen sitzen darin, und in den vornehmen, sonst so dunkel und ernst daliegenden Palästen der „Linden“ und der Wilhelmstraße sind die langen Fensterreihen strahlend erleuchtet und man hört die Klänge rauschender Musik und sieht durch die Gardinen die Schatten vorüberschwebender Paare.

In dieser Zeit finden auch die großen öffentlichen Bälle statt, die ja den bedeutendsten Reiz des großstädtischen Lebens ausmachen. Wollen wir einige derselben besuchen und wollt Ihr mich dorthin begleiten? — Dem vornehmsten dieser Bälle, dem Sub-

Digitized by Google

scriptionsball, müssen wir wohl den Vorrang lassen, denn er versammelt, trotzdem die Theilnahme daran Jedem, der eines Billets habhaft wird, freisteht, doch immerhin einen ziemlich exclusiven Kreis. Der „Subscriptionsball“ — er drückt für die gesellschaftlichen Novizinnen und Novizen alles Glänzende und Prächtige, Interessante und Amüsante aus, was die „große Gesellschaft,“ was nicht nur „tout Berlin“, sondern auch die Crême der gesammten Provinz in gesellschaftlicher Hinsicht zu bieten vermag. Erhält doch außerdem der Ball noch eine besondere Anziehungskraft, oder sagen wir richtiger eine besondere Weihe, dadurch, daß sich der Hof, daß sich namentlich die kaiserlichen Herrschaften unter die Anwesenden mischen, daß an diesem Abend die so streng gehaltenen Grenzen der Etiquette fallen, daß diejenigen Kreise, welche sonst in das königliche Schloß nur gegen eine halbe Mark Billetgeld Eintritt erhalten, in denselben Raume ungezwungen mit den Kreisen verkehren, welche sich zu den bekannten „oberen Zehntausend“ rechnen und denen das Parquet des Weißen Saales vertrauter ist, wie das mit gnomenhafter Schnelligkeit hergestellte Parquet des Opernhauses.

Das Fest übt aber auch wahrlich einen bedeutenden, unvergeßlichen Zauber aus. Es ist ein glanzvoller, ein berauschender Anblick, wenn man, von den zugigen Corridoren kommend, in die Foyers und dann in eine der Logen des ersten Ranges tritt. Ein langgedehntes „Ah!“, ein unbewußter Laut der Bewunderung, des Staunens, der Freude entfährt den Lippen! Eine blendende Fülle von Licht ist über den ungeheuren, gold in weiß gehaltenen stolzen Raum ausgegossen und läßt die schöne Architektur prächtig hervortreten; die Logen sind bis zu den letzten obersten Plätzen mit einer unzähligen, festlich gekleideten Menge angefüllt, die stimmungsvollen Klänge eines umfangreichen Orchesters durchrauschen den Saal, der unten mit kostbar gekleideten Damen, mit glänzenden Officieren, mit Herren in seltsamen Uniformen und im Frack, mit fremdländischen Militärs und Diplomaten so dicht angefüllt ist, daß ein Vorwärtskommen nur schwer, sehr schwer gelingt. Und all' dies zusammen: die Musik, der lichtüberflutete Raum, der einschmeichelnde Duft feinen Parfums, das Blitzen der Diamanten, das Funkeln der goldstrotzenden Uniformen und zahllosen Ordenssterne, das Hin- und Herwogen der plaudernden, medisierenden, kritisierenden Menge, dieses Meer von weißen Schultern und Armen, von kokett frisierten Mädchenköpfen und schlanken Frauengestalten erzeugt ein ungewisses Etwas, welches einschläfernd die Phantasie umfängt und sie doch auch immer wieder von Neuem anregt, ein Etwas, das sich schwer beschreiben und schildern läßt und das uns, wie der Duft süßer exotischer Blumen, auf kurze Zeit in den Zustand eines schönen, berückenden Traumes zu setzen vermag.

Doch verlassen wir unseren Logenplatz und stürzen wir uns, die breite Freitreppe hinuntergehend, muthig in das farbenprächtige, kaleidoskopartig wechselnde Gewühl. Es ist allerliebst, so langsam und behutsam vorwärts geschoben und gedrängt zu werden, dabei stets Neues erblickend und von den sich unterhaltenden Augenblicks-Nachbarn stets Neues hörend, bald ein pikantes Histörchen über eine schöne Anwesende, bald eine Meinungs-Differenz über jenen fremdartigen Orden oder ein Urtheil über diese Toilette, bald einen schwärmerischen Ausruf über jenen schönen Hals und jene classischen Arme oder dies dunkle, vielsagende Augenpaar in dem hübschen blühenden Mädchenantlitz der gerade vorüberschwebenden zarten brünetten Fee. Ach ja, man hört und sieht so Manches auf einem Subscriptionsballe! — —

In den unteren Logen sitzen die fürstlichen Persönlichkeiten und die Gesandten mit ihren Damen — stolze

Digitized by Google

Namen, mit der Geschichte ihrer Länder meistens eng verknüpft. Ueberhaupt ist wohl Alles hier vereint, was Berlin an großen und kleinen Berühmtheiten, an mehr oder weniger bekannten Tagesgrößen aufweist; die schönen Künste: Musik, Theater, Literatur, Malerei und Sculptur haben ihre Haupt-Vertreter gesendet, um sie ist oft eine kleine Corona von Bewunderern und Anbetern versammelt, die sich in glatten Schmeicheleien, in platten Phrasen ergehen.

Um neun Uhr entsteht gewöhnlich ein plötzliches Drängen und Schieben: der Hof ist in die Loge eingetreten, und nachdem der Thee genommen, erfolgt der Umzug. Excellenz Hülsen, ordensübersät, schreitet mit dem goldenen Ceremonienstabe voran; dann eröffnet der Kaiser, gewöhnlich eine hohe fürstliche Dame, die in Berlin gerade zum Besuch weilt, am Arm führend, die Polonaise, und diesem Paare schließen sich die Uebrigen an, fast die gesammten Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. — Die Menge tritt zurück und verneigt sich tief; oft beehrt der Kaiser oder der Kronprinz diese oder jene Dame, diesen oder jenen Herrn mit einigen freundlichen Worten, und dann ist für den Betreffenden der Tag ein ewig denkwürdiger.

Nach dem zweiten Umzuge beginnt der Tanz, dem sich die Jugend eifrig widmet. Die Garden können da in das Feuer gehen, in das Feuer blitzender und zündender schöner Augen, und sie thun es auch stets mit Muth und Ausdauer. Das Civil nimmt übrigens darin den Kampf mit den Jüngern des Mars auf und hält tapfer auf diesem glatten Felde Stand, bis gegen zwei Uhr das illustre Fest sein viel zu frühes Ende findet, allerdings noch nicht sein Ende in den Träumen holder Mädchen-Köpfchen! —

„Les extrêmes se touchent" — auf den Subscriptionsball der Corps de Ballet-Ball! — Abwechslung unterhält, und wenn wir im Opernhause auf das Genaueste die Grenzen der Etiquette eingehalten, so können wir uns dafür wohl bei Kroll ein wenig gehen lassen! Was thut's auch? — Gilt doch der Corps de Ballet-Ball bei Vielen als der Inbegriff allen Amusements, weiß doch Jeder, der einige Zeit in Berlin gelebt hat und Jeder, der öfter aus der Provinz hierher kommt — „des Amüsierens halber", — welch' eine Bedeutung die obigen wenigen Worte haben, und bei ihrer Nennung schon sieht er im Geist den durch zahllose Flammen tageshell beleuchteten Ballsaal vor sich, erblickt eine lachende, plaudernde, scherzende, bunt durcheinander wogende Menge, und vernimmt die lustigen, einschmeichelnden Töne eines feurigen Walzers. Dieses Bild bietet denn auch jetzt wieder das Kroll'sche Etablissement dar, ein Bild, welches in jeder Minute wechselt, welches, wenn man es auch schon oft genug gesehen hat, doch immer von neuem fesselt und interessiert.

Während der letzten drei Jahre hatte sich das gesammte Corps de Ballet der königlichen Theater für das Feld seiner nicht officiellen Thätigkeit den palmengeschmückten Raum des Wintergartens ausersehen, aber die Wahl war keine ganz glückliche gewesen; die Stammgäste der Corps de Ballet-Bälle waren zu sehr an Kroll gewöhnt, sie kannten da jedes Fleckchen, jede Nische; jedes Quadrat des parquetierten Fußbodens war ihnen vertraut, und ach, wieviel süße und theure — „theuer" oft in des Wortes eigentlichster Bedeutung — Erinnerungen verknüpften sich mit „Kroll!" — Hier hatten ihre Väter schon galante Abenteuer erlebt, hier hatten sie, die würdigen Nachfolger ihrer cheres pères, als blutjunge Officiere oder angehende Diplomaten den ersten leichtbeschwingten Flug in das großstädtische Leben unternommen, hatten sich tausendmal im Kreise gedreht und nicht viel weniger oft das Sectglas an die

Digitized by Google

Lippen gesetzt, hatten sich gern, ach, wie gern, von Gott Amor auf mancherlei Irrwege führen lassen, denn dieser kleine lose Götterschelm herrschte und herrscht noch hier mit seiner „Engelschar“ als unbestrittener Trinmphator! Und mit dem Uebersiedeln der Corps de Ballet-Bälle von Kroll zum Wintergarten hörten all' diese directen schönen Erinnerungen auf, man fühlte sich nicht so heimisch in den neugewählten Räumen und sehnte sich nach der altgewohnten lieben Stätte am Königsplatz zurück! — Diese Sehnsucht wurde endlich im vergangenen Jahre erfüllt, und als es bekannt wurde, daß die alte und junge Garde der Balletteufen und Balletttänzer sich von neuem Kroll zuwenden würde, da gieng ein lauter Jubel durch die Reihen des lebenslustigen Berlin und die Parole wurde ausgegeben, daß nunmehr Keiner fehlen dürfe, — „und Alle, Alle kamen!“ —

Auf 10 Uhr ist gewöhnlich der Beginn des Balles festgesetzt, und eine halbe Stunde darauf, wenn die lockende Walzermusik die Füße und Füßchen schneller bewegen macht, ist der große Saal fast ganz gefüllt und der Menschenstrom muß sich, um Luft zu gewinnen, schon in die Nebenräume ergießen. „Wer zählt die Völker, kennt die Namen —“ die sich hier ein Rendezvous geben, um die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag möglichst lustig zu verleben! Masken erscheinen jetzt nicht mehr in großer Anzahl, der Gesellschafts-Anzug dominiert, aber die meisten Damen machen vom Carnevals-Recht Gebrauch und erscheinen mit verhülltem Antlitz, d. h. sie verbannen die lästige und unkleidsame Larve und wählen dafür den kleidsamen schwarzen oder weißen Spitzenschleier. Man muß über die große Anzahl der anziehenden und graziösen Erscheinungen staunen, die den Ruf Berlins rechtfertigen, daß es unter den Großstädten den höchsten Procentsatz hübscher Mädchen beherbergt. Ein ungemein reichhaltiger Damen-Blumenflor — wer kann es verhindern, daß auch manche nette Pflanzen und Pflänzchen darunter sind! — findet sich stets ein, und an Herren, von den alten weißköpfigen Lebemännern mit dem Monocle im Auge an bis herab zu dem neunzehnjährigen Studenten oder dem „Pressier“, dem Officiers-Aspiranten mit sorgfältig gescheiteltem Haar, ist auch kein Mangel, so daß sich die Zahl der Anwesenden wohl auf tausend beläuft.

Ja, Berlin amüsiert sich und es amüsiert sich an dieser Stelle und an diesem Abend ganz besonders! Welch' ein Lachen und Scherzen, welch' ein gegenseitiges Zurnfen und Necken, wieviel glühende Blicke werden getauscht, wieviel offene und verstohlene Händedrücke gewechselt, wie drehen sich wirbelnd die Paare nach den Klängen des starken Orchesters in den von Herolden abgesperrten Kreisen umher, überall, wohin man sieht, Lust und Freude, Fröhlichkeit und Humor, Uebermuth und — Leichtsinn! — Und wenn man genug getanzt und darauf die trockenen Lippen mit der edlen Bachusgabe angefeuchtet hat, dann eilt man von neuem in den Saal, denn Fanfarengeschmetter kündigt an, daß die leichtbeschwingte Schaar der Tänzerinnen und Tänzer ihren Einzug hält und bald jene viel ironisierten Quadrillen und Maskenscherze aufführen wird. Und sind diese vorüber und ist auch der Kampf um die historischen kleinen, mit Confitüren beschwerten Luftballons, die zu vielen hundert Dutzenden an der Decke hängen und zeitweilig herniederflattern, ausgekämpft, so geht es wiederum zum Tanz, oder zum Plaudern beim perlenden Sect, oder zum Kosen in diesem und jenem verschwiegenen Gange. Und je mehr der Zeiger der Uhr vorrückt, desto toller, desto ausgelassener wird der Trubel. Die Augen leuchten voll Lust und Verlangen und die Hände tauschen manchen verständnisvollen, vielsagenden Druck! Voll ungestümer Leidenschaft wird der Göttin Terpsichore gehuldigt,

Digitized by Google

die Füße heben sich lebhafter, die Arme umschließen heftiger die Tänzerin. — Brust an Brust und Auge in Auge, und man trinkt so gern das verzehrende Feuer aus diesen begehrenden, diesen heißen, herzversengenden Blicken! —

Wann der Ball sein Ende findet? — Wer kann das sagen! — Wenn Schreiber dieses fortgieng, — und er war nie der Letzte — funkelte schon oftmals die Sonne ob dem Haupte der Siegesgöttin auf dem Königsplatz und die Tramways kamen klingelnd dahergefahren; rasch hinaufgesprungen und in das nächste Wiener Café — der Tag ist ja doch nun einmal angebrochen!

In diesen Carnevals-Monaten, dem Januar und Februar, vergeht kein Tag, oder besser Abend, an dem nicht drei, vier, fünf öffentliche Bälle stattfinden, die alle wie ein Ei dem anderen gleichen und meistens auch in unbedeutenden, selbst den Eingeweihteren nur oberflächlich bekannten Etablissements stattfinden. Für die Feste des Prinzen Carneval selbst verschwindet das Interesse mehr und mehr; die so pomphaft angekündigten „Maskenbälle" sind meistens trauriger Art — alles andere ist auf ihnen zu finden, als gute Masken und Humor. Hübsch und unterhaltend sind die größeren Festlichkeiten in dem stolzen Wintergarten des Central-Hotels, zu dem sich stets ein zahlreiches Publikum versammelt, um die „Beautés" bei elektrischem Licht zu bewundern, oder auch — zu belächeln, denn Edisons „glanzvolle" Erfindung ist der Schminke und dem Puder recht abhold. Im Wintergarten werden auch die großen Bälle des Vereins „Berliner Presse" und des „Berliner Künstlervereins" abgehalten, die oft den Glanzpunkt der Saison bilden.

„Die Fastenzeit" geht in Berlin meistens spurlos vorüber, denn — „es wird ruhig weitergetanzt". Erst wenn der „Bock" am Kreuzberge ausgeschenkt wird, wenn die Zeitungen melden, daß die ersten Strolche aus ihrem Nachtquartier bei „Mutter Grün", vulgo Thiergarten, aufgescheucht wurden, wenn die Monumente unserer Feldherren und Dichter von ihren Bretterhüllen befreit werden, und Crocusse und Schneeglöckchen am Louisen-Denkmal schüchtern ihre Häupter erheben — dann erst merkt man, daß die Winter-Lustbarkeiten sich ihrem Ende nähern und daß Berlin sanft und allmählich zu seinem Sommerschlafe eindruselt.

Von dem Zustande unserer literarischen Organe.

Ein Feuilleton von **Hans Malser.**

's ist ein wahres Glück, Schriftsteller zu sein.

Die Niederträchtigkeit der Menschen und die Armseligkeit und Verkehrtheit ihrer Einrichtungen erträgt man nachgerade mit Leichtigkeit, wenn man darüber seinen Zorn recht hinausdonnern kann über die Köpfe. Darum sind die schärfsten Prediger auch immer die fettesten Pfaffen. Das wollte ich aber nicht sagen, das paßt nicht auf den Schriftsteller. Dieser jedoch ist nebenbei auch häufig ein bißchen Dichter und wie er einerseits niederreißt, so schafft er sich andererseits das Zeug, wie er es haben will. Ich wollte übrigens auch das nicht sagen, denn je süßlicher so Einer säuselt, je stattlichere Luftschlösser er aufbaut, desto hungriger ist er. Das heutige Publikum wird nur

Digitized by Google

unwirsch, wenn man ihm was Schönes und Hohes vordichtet, entweder weil ihm danach umsonst die Zähne wässern oder weil man damit das Gewissen zwickt. Idealisierende oder gar moralisierende Poeten — laßt sie gehen, laßt sie laufen!

Ist gut! sagt Hans Lothahn, der Literat, ist recht gut, ja sogar sehr gut! Ich bin weit lieber Realist, weil ich dabei meinen Kopf nicht anzustrengen brauche. Abschreiben, was ich vor mir sehe, das ist mir schon in der Schule von Statten gegangen. Ja noch mehr, ich werde Euch einen literarischen Materialisten abgeben, einen Classiker des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Zeitgenossen gewesen zu sein Euch eine Glorie geben wird, um die Euch noch die Schweinehirten des nächsten Jahrtausends beneiden werden.

Und nun, Ihr Mitmenschen, nun beschreibt Euch Meister Lothahn einmal einen Bretterzaun, der hinter dem Hause steht. Das ist ein scheinbar unwesentlicher Gegenstand, nicht wahr? Scheinbar, sage ich, denn denkt Euch einen solchen Zaun, wenn er alt und morsch wird und in der Feuchtigkeit riecht wie ein Sumpf vor dem Gewitter. Denkt Euch die tausend Pilzchen, die aus den moderigen Balken hervorwachsen, die unzähligen Insectlein, die aus den Spalten kriechen. Der Staarmatz hockt sich auf den Zaun, nimmt etliche so Thierchen zu sich und läßt etwas Anderes dafür da — woran der Dichter eine pathetische Apostrophe über den Kreislauf der Natur zu knüpfen versteht. Jetzt erst kommt an den Zaun empor das Geranke der Nesseln und Disteln, und obwohl die Säuchen keine Freunde von derlei grünem Salat sind — sagt der geistvolle Schilderer — so fühlen sie sich doch hingezogen und wühlen mit ihren Rüsseln zwischen dem Gekräute, dessen Blattwerk neidisch Manches verdeckt, wie es ein gewöhnlicher Dichter neidisch verschweigen würde. Aber unser moderner Erzähler weist im entzückenden Wohllaut seiner Sprache auf des Schweines geringelten Schwanz, in dessen Zucken und Wedeln die ganze Lust des grunzenden Wesens sich zeigt über den Fund.

Das Publikum jauchzt. Der Literat erblaßt. Er wollte nichts, als den sonderbaren Geschmack verhöhnen, aber das liebe Publikum hatte den dicken Spott gar nicht bemerkt. — Welch' ein Glück, das Graben gelernt zu haben, um nicht Schriftsteller sein zu müssen! so ruft Hans Lothahn aus und schleudert die Feder von sich.

Aber ein Anderer hebt sie auf, denn Schriftsteller zu sein, das ist und bleibt doch der schönste Traum der Kinder des papierenen Zeitalters. Der Kinder!

Der neue Herr der Feder jedoch ist ein Wunderlicher! Er ist ein Mann in den besten Jahren, aber mit dem schlechtesten Humor. Der hält die Feder für ein Schwert und will d'reinhauen dort zumal, wo Schurken an den wohlbesetzten Tafeln sitzen und dort, wo hinter der gleißenden Bigotterie und Heuchelei die Schelme hocken, die sich Patrioten nennen und Freunde des Volkes, und dort, wo sich Diebe und Räuber hinter dem breiten Rücken des Gesetzes verkriechen und Massenmörder sich mit dem hehren Schilde des Vaterlandes decken.

Das konnte 'mal ein frischer, fröhlicher Krieg werden — nicht, wie bisher, gegen das Schlechte, das alle Welt als schlecht nennt, sondern gegen jenes Schlechte und Elende, das unter der Etiquette des Guten und Tugendhaften der Welt Sand in die Augen und Hölle in die Herzen wirft.

Gleich zum Beginne schreibt der naive Streiter für ein großes Blatt einen Artikel gegen die Feinde der Religion, die in berückendem Schmucke den buntesten Fetischdienst treiben, während das Herz des gottdurstigen Volkes öde und ohne Labe verschmachten müsse.

Der Artikel kommt von der Redaction zurück, begleitet von einem sehr verbindlichen Schreiben: Der Stil sei

Digitized by Google

glänzend, die Satire drastisch, der Stoff klar, die Beweggründe mit seltener Schärfe behandelt. Allein es gäbe im Lande eine einflußreiche Partei, welche sich etwa getroffen fühlen und unserem Blatte schaden möchte. Vielleicht könne sich der Herr Verfasser entschließen, einen etwas harmloseren Gegenstand zu wählen zu einer Arbeit, „auf welche wir schon im Vorhinein unsere Hand legen“ u. s. w.

Wohlan, es gibt noch andere Stoffe, die sich in der That harmloser geben lassen. Der Mann schreibt eine Novelle, in welcher er die modernen Ehesünden behandelt, aber nicht so wie der Franzose, der sie liebenswürdig macht, sondern so wie der ehrliche, muthige Mann, der das Laster ohne Maske und ohne Schminke durch die Gasse peitscht.

Der Redacteur bedauert sehr, auch die Novelle retournieren zu müssen, bedauert es umso lebhafter, als sie wirklich ein Meisterstück der Erzählungskunst sei, die Charakteristik der handelnden Personen voll packender Wahrheit, der Aufbau der Novelle in schönstem Ebenmaß und die Katastrophe von geradezu erschütternder Wirkung. Er beglückwünsche den Autor zu seinem großen Talente. Das Blatt aber zähle unter seinen Lesern viele Frauen und auch junge Mädchen und würde sich durch Abdruck dieser Arbeit der Gefahr aussetzen, eine große Anzahl der Abonnenten zu verlieren.

Ei richtig, so ein Journal hat ja doch nicht den Zweck, eine geistige, sittliche Mission zu erfüllen, es ist nur ein Geschäft, das Geld einbringen soll. Und gerade jene Leserinnen würden ihr Abonnement abbrechen, welche von der Geschichte irgendwie alteriert worden wären — ganz natürlich!

Nun kann unser Literat eine der weiteren Einladungen berücksichtigen, die ihm von vielen Seiten zugehen.

Dem größten Tagesjournal des Landes sendet er eine der wichtigsten Arbeiten, einen Aufsatz über das Börsen- und Spielwesen in den kleinen und großen Lotterien, über große Geschäfte mit klingendstem Namen vor der Welt und erbärmlichster Nichtigkeit in ihrem Grunde; über das Unwesen der darauf bezüglichen großsprecherischen, irreführenden, oft geradezu lügenhaften Inserate, über die Bestechlichkeit aller Welt, in welcher Jeder Judaslohn auf die Hand nimmt, wenn dieses Geld nur einen anständigen Titel hat; „bestechen“ läßt sich Keiner, das ist wahr, wer da beschuldigt, der kann eingesperrt werden u. s. w.

Was schreibt der Chefredacteur zurück? „Geehrter Herr! Was verlangen Sie, daß Sie diesen fatalen Artikel zurückziehen und in keiner Weise veröffentlichen? Nur einige Namen von Persönlichkeiten fehlen, im Uebrigen ist das Schriftstück so meisterhaft verfaßt, daß Sie sich mit gutem Gewissen für dessen sofortige Vernichtung zweitausend Gulden geben lassen können. So viel hat sich unseres Wissens für die Zurückziehung einer seiner neueren Abhandlungen Dr. N . . . auf die Hand zahlen lassen, derselbe Mann, den Sie als unerschrockenen Kämpfer gegen die Corruption anführen. Wir befassen uns mit solchen Arbeiten selbstredend nicht, stellen Ihnen dieselbe hiemit zur weiteren Verfügung und zeichnen ꝛc. ꝛc.“

Wie dem harmlosen Schriftsteller nun geschieht? Also ein Revolver-Journalist! Und wer ist das Blatt, das mit solchem Hohne diesen Artikel zurückweist? Es ist eben auch ein Organ jener wirtschaftlichen Zustände, die Du mit heiligem Zorne zu kennzeichnen suchtest.

Einmal läßt sich unser Autor beikommen, gegen die Verbohrtheit der Tagespresse zu schreiben, die jahraus jahrein nichts als politisches Gezänke cultiviere und ihren politischen Tages-Idealen alles Andere, Alles, was sonst in der Menschheit für groß und edel, für Recht gegolten, unterordnen oder hinopfern könne. Selbstverständlich

Digitized by Google

schickt er diesen Aufsatz nicht an ein Tagesjournal, sondern an eine nichtpolitische Monatsschrift. Diese läßt ihm zurücksagen, es sei für literarische Unternehmen irgend welcher Art nicht klug, sich die Tagespresse zum Feinde zu machen.

Nun fragt sich der arme Idealist: Ist denn die Presse dem Volke treulos geworden? Nein, es gibt noch Richter in der Journalistik. Einem solchen sendet unser Literat eine Abhandlung über das Faustrecht des neunzehnten Jahrhunderts. Es sei dasselbe wie zu aller Zeit, da der Stärkere der Held und Sieger ist. Nur sei es heute viel großartiger, als in der Vorzeit. Die Schuljungen stießen zwar noch mit derselben kindischen Thorheit die Klingen gegeneinander, als einst die Herrlein und Gecken, die von der Mannbarkeit und Ritterlichkeit was läuten gehört und derlei kläglich mißverstanden hatten. Aber die Classenkämpfe zwischen Reichthum und Armut, Dienern und Herren, die Racenkämpfe zwischen Christen und Juden und die Massenkämpfe zwischen Völkern und Völkern würden heute mit einer ganz anderen Macht und unter einem noch viel glänzenderem Nimbus geführt, als je. „Recht! Freiheit! Gott! Vaterland! sei das herrliche Feldgeschrei und was sei die Sache? Die verruchteste Gewalt, der gräßlichste Mord" u. s. w. — Der Artikel bespricht einerseits den Cynismus gegen die, andererseits die Kriecherei vor den Mächtigen, den Hang zur Demokratie, so lange dieselbe persönliche Vortheile bringt; das windfahnenartige Umwenden zum Entgegengesetzten, wenn Aemter, Ehren, Orden in Aussicht stehen. Und jeder Standpunkt, er mag wöchentlich zweimal gewechselt werden wie das Hemd, wird mit irgend einem philosophischen Fetzen motiviert, mit irgend einer schillernden Phrase geschmückt, und gerade die größten Schurkenstücke wissen sich die schönsten Tugendnamen beizulegen, so daß für den Uneingeweihten die ganze Bande fast den Eindruck der Tüchtigkeit und Bravheit macht.

Der Redacteur der betreffenden Zeitung schreibt postwendend zurück und ist eitel Entzücken über den muthigen Geist des Verfassers. „Endlich wieder einmal ein Mann!" ruft er aus. „Das thut wohl wie ein Hochgewitter in schwülen Sommertagen! Das ganze Redactions-Collegium — und derlei Leute, müssen Sie wissen, sind etwas dickhäutig und froschblütig — aber gejubelt hat es, als Ihre Arbeit vorgelesen wurde und einstimmig bedauert, daß es unmöglich ist, den Artikel zu veröffentlichen. Schicken sie uns doch Anderes, vielleicht über die russische Politik im Orient oder etwas für's Feuilleton, eine heitere Erzählung, einen Schwank oder dergleichen; ein so eminentes Talent wie das Ihrige, möchten wir in keinem Falle brach liegen lassen. Genehmigen Sie ꝛc. ꝛc."

Ein Talent, wie das seinige, in keinem Falle brach! Wie es schön ist, wenn man in einer Zeit lebt, die das Talent anerkennt! — Unser Autor geht nun weiter. Er vereint in einem dramatischen Bilde das Hohe und Niedrige der Zeit zu einem Riesenkampfe und erzielt damit einen Schluß voll erschütternder Tragik. Er sendet das Stück an eine der wenigen Bühnen, die als solche noch existieren mitten unter den vielen Schaubuden, in welchen alle Laster und Tollheiten des Jahrhunderts ihre Orgien feiern. — „Wo denken Sie hin, mein Bester!" schreibt der Director, „ein solches Stück heutzutage! Es würde mein Institut ruinieren."

Jetzt erst, mein lieber Literat, nicht wahr, jetzt erst verstehst Du's. Seien wir nicht thöricht. Für die nackte, herbe Wahrheit braucht man keinen Schriftsteller. Ein Schriftsteller ist Wortkünstler, sowie es Haarspalter, will sagen Haarkünstler gibt; er ist dazu da, um die Wahrheit, die in ihrem ursprünglichen Wesen das Geschlecht der Wichte erdrücken würde,

Digitized by Google

gefälliger zu machen, das Gerade zu kräuseln, das Widerhaarige zu glätten und zu schlichten. Erkennen wir doch endlich unseren großen Beruf, wir sind Schriftsteller geworden, um dem deutschen Volke eine neue Bearbeitung der Geschichte vom dammlangen Hansel zu liefern oder ihm in der ganzen Herrlichkeit der deutschen Sprache zu erzählen, wie die Grethel den Hansel und der Hansel die Grethel gefoppt hat, bis sie sich endlich doch nahmen und treu blieben bis an ihr seliges Ende.

Unser Literat wirft die Feder in den Koth und geht graben.

Ein Karrner kommt heran, der sieht die Feder dort liegen und denkt: als den Karren zu ziehen, wäre es doch besser, Schriftsteller zu sein. Was Einem eben einfällt hinschreiben, das Ding ist ein Kinderspiel.

Jawohl, das wäre freilich ein Kinderspiel — aber ihm fällt nichts ein. Ist es denn möglich? Nein, er *denkt*, er weiß es nur nicht, daß er denkt, ihm fehlt noch die Unbefangenheit. — Daß mir nichts einfällt! Daß mir des Teufels aber schon gar nichts einfällt! Ist das kein Gedanke? — Da fällt ihm plötzlich aber doch was ein: Sage den Leuten, was sie gern hören, was sie zu hören gewohnt sind, was sie schon wissen. Das Wortgeklingel allein schon wird sie bestechen. Oder kannst Du aus Eigenem nicht klingeln, so halte Dich an die Bücher! Studieren muß der Mensch. Geistig in sich aufnehmen, dann auch kann er geistig schaffen. Gedichte, Anekdoten, Romane! Alte Waare, gute Waare! — Er nimmt Seiten um Seiten in sich auf und schreibt Seiten um Seiten nieder. Ein Roman ist bestellt, er liefert ihn. Gedichte lassen sich auf ähnliche Weise auch produciren, aber solche rentieren sich nicht und ohne Geld kein Gefühl, ohne Honorar keinen Gruß an den Mond, keine Sehnsucht im Frühling, keine Wehmuth im Herbst, kein Liebeserwachen. — Operettentexte, potz Blitz, das ist was Anderes und so hätten wir der Dichtkunst höchste Stufe erstiegen: die dramatische. Dichter und Publikum befinden sich recht wohl dabei.

Daher die Legion. Wohl lange nicht Jeder ist Schriftsteller, der schreibt, und nicht Jeder schreibt, der's ist. Wie soll er sich genügen und Einfluß nehmen auf sein Volk, wenn das Beste, was er zu sagen hat, kein Organ und kein Verständniß findet! Der französische Schriftsteller von Talent hat die Nation hinter sich, er ist der Bannerträger ihrer Ideale, er findet Mut und Wege, das Höchste wie das Niedrigste zum Gemeingut des Volkes zu machen. Und bei uns? — Das Niedrigste findet freilich auch bei uns Organe. Alles Andere erklärt man für unfruchtbaren Idealismus.*)

*) Diese Skizze hat der Verfasser vor einigen Jahren an ein großes Wiener Blatt geschickt in der Vermuthung, daß sie ihm mit Entrüstung zurückgeschleudert werden würde. Um ihm aber zu zeigen, wie falsch seine Anschuldigungen sind, hat man den Aufsatz rasch abgedruckt und ist darüber hin — zur Tagesordnung geschritten. — „Herr Redacteur!“ schrieb uns vor Kurzem Jemand, „Sie werden den Heimgarten zu Grunde richten, wenn Sie den Leuten zu oft Dinge sagen, die sie nicht hören mögen.“ — Wir haben uns niemals um die Gunst der Menge beworben und wissen, was wir wollen.

Die Red.

Digitized by Google

Eine Wallfahrt an's Meer.

Wanderskizze von P. K. Rosegger.

Das Wasser übt auf den Menschen einen weit allgemeineren und nachhaltigeren Reiz aus, als manch' andern Gegenstand in der Natur. Es wirkt — abgesehen von dem Nutzen, den es uns verleiht — so geheimnisvoll auf unser Herz wie das Feuer, es wirkt mit der Macht der Schönheit.

Da ich noch Kind gewesen, war es unser rieselnder Hausbrunnen, dem ich mein Fingerlein hinhalten mußte, daß es naß werde. Da ich ein Knabe gewesen, war es das klare Bächlein, welches durch die Wiese rann, in welches ich mein kleines Flügelrädchen hineinbaute, daß es sich drehe, ans welchem ich die Forelle zog, um sie wieder hineingleiten zu lassen. Da ich ein wandernder Junge gewesen, bin ich am Bächlein entlang gezogen, bis es ein Bach ward, und dem Bache, bis er zum Flusse wuchs; und in's Himmelsgewölbe schaute ich hin, dort wo es in sonnigem Aether niedergieng über die Ebene, und dachte: Jene Lüfte, jene fernen Wölklein stehen über dem Donaustrom. Ueber hohe Stege, über lange Brücken zu gehen, rauschende Wehren, brausende Wasserfälle mit ihrem weißen Schäumen und ihrem Wasserstaub zu sehen, welch' eine Lust! Da lag der Fluß glatt wie ein stiller See, dunkel zwischen Weiden auf der Ebene hin und hin; dort rieselte er in kräuselnden Wellen leicht am Sande des Ufers spielend oder wallte über schwarzgrünen Tiefen still und wuchtig dahin. Und wieder in Engthälern zwang er sich brausend und gischtend zwischen Wänden und Felsblöcken fort. Damals fiel es mir auf, daß ein rasch fallender Fluß viel kleiner, weniger wasserreich erscheint, als ein still dahinfließender von der gleichen Größe.

Dann die Seen im Gebirge mit ihrem Wogenschlag am Ufer, mit ihren unergründlichen, sagenreichen Tiefen und mit ihren Fahrzeugen! Als ich auf solchem See das erste Segelschifflein sah, wunderte ich mich überaus, daß solche Dinge, wie ich sie nur in Bildern so oft gesehen, thatsächlich in der Welt vorkämen und daß ich vor einem derselben stand.

Meine Lebenssonne stieg schon empor gegen den heißen Zenith, ich hatte schon Stürme erfahren, äußere und innere, ich war schon Sünder und Büßer gewesen — als ich zum ersten Mal das Meer sah. Es war das adriatische. Ich fühlte mich im ersten Augenblick schier ein wenig enttäuscht, so wie es mir stets bei allem Großen ergangen ist, zu welchem mir die ausschweifende Phantasie in vorhinein die Vorstellung gefälscht hatte. Zum zweiten Mal sah ich das Meer in der ernsten, düster bewegten Ostsee. Es war eine grollende Oednis über derselben, eine nordische Ossianstimmung, vor der mein Herz leise erbebte. Zum dritten Mal sah ich das Meer in der Nordsee. Dort nahm ich es mit ihm auf. Es trug mich hinaus, daß ich kein Land mehr sah und kein Schiff außer dem meinen, nichts als das hohe wogende Meer unter unendlichem Himmel. Es ist ein Vorwitz, dachte ich mir damals, daß der Mensch mit seiner zuckenden Nußschale sich dieser unermeßlichen Gewalt hingibt. Es waren drei bange Tage und Nächte für mich, so auf dem leibhaftigen Tode dahinzugleiten und ich fühlte, wie es

Digitized by Google

doch lächerlich ist, ein Menschenleben zu fein und zu wähnen, daß man die Welt beherrsche. Die Elemente beherrschen uns und es ist nur ein immerwährender Vertheidigungskampf, den wir mit unserer ganzen winzigen Macht gegen sie führen. Aber der Menschlein Muth rührt die Götter oder macht ihnen Spaß, und freiwillig gibt die See das Schiff zurück.

Zum vierten Mal sah ich das Meer im sonnigen Süden von Savoyen und in Neapel. Das mittelländische, es ist das freundlichste, auf welchem noch der Hauch der classischen Schönheit zu schweben scheint.

Seither hat mich die Sehnsucht nach dem Meere nicht mehr verlassen; ja in dem Maße, als mir das Geschick die Hochgebirgswelt versagt, steigert sich mein Hang zum Meere. Andere wallfahrten nach den Gletschern des Glockners — ich zur Küste von Miramare.

Schon die Fahrt dahin macht Stimmung. Da löst man sich mählich los von den grünen Bergen Steiermarks; es kommt die unterländische Ebene mit ihren saftigen Wiesen und in der Ferne die Weinberge. Durch ein fast wildes, schattenreiches Gebirge fährt man in's Land der Krainer; wir gleiten über die freundliche Laibacher Ebene, in welche die weißen Steiner Alpen herableuchten, als wollten sie nun unsere Seele rivalisieren mit Dem, so wir entgegenfahren. Nun kommt der Karst. Ihr kennt diese trostlose Gegend, eine wahre Mondlandschaft mit Schründen, kahlen Bergen und kraterartigen Vertiefungen. Diese Vertiefungen entstanden, als die Oberfläche hinabsank in die Höhlen. Keine geschlossenen Felsen hier, sondern eine endlose Wüste von losen, grauen Steinen, jeder malerisch für sich, jeder im Mondscheine wie beschneit erglänzend zwischen scharfen Schatten. Die Bora hat sie bloßgewühlt und den Erdstaub dahingeweht. Hunderte von Aeckerlein, Wieslein und kleinen Weiden sind mit rohen Steinmauern eingerandet, zu sehen wie unzählige Kirchhöfe in armen Heidedörfern. Dort und da ein Strauch, eine verkümmerte Eiche. In den Mulden und Schluchten stehen kleine Dörfer nach italienischer Bauart, mitten in Weinreben, und darüberhin ziehen sich streckenweise die hölzernen Schutzwände der Eisenbahn gegen Schneewehen. Der Süden und der Norden streiten hier auf dem Karst um die Herrschaft. Ersterer ist zurückgedrängt worden vielleicht zur Zeit, als die Veneter in dieser Gegend die Piloten holten zu ihrer Wasserstadt. In neuer Zeit scheint der Norden weichen zu müssen, denn man ist daran, den Karst aufzuforsten, wovon schon heute stellenweise so erfreuliche Anfänge zu sehen sind, daß die Triestiner behaupten, man merke bereits die Entkräftung der Bora.

Auf dem ganzen Karst hat der Reisende das Gefühl, als ob ihn die Eisenbahn über das ungeheuere Plateau eines hohen Gebirges dahintrage. Bei Nabresina erreicht die Steinwüste den höchsten Grad, da biegt sich die Bahn nach links, geht durch einen Felseinschnitt, wie es deren auf der Strecke zahlreiche gibt, und der Blick des Reisenden fliegt plötzlich wie befreit hinaus in eine unabsehbare graue Ebene, dort und da der lichte Punkt eines Gebäudes. Das adriatische Meer. So nahe ist es da, daß man meint, es leicht mit einem Steinwurf erreichen zu können. Aber es ist tiefer unten, als es scheint, so tief, daß es auch in bewegtem Zustande von hier aus wie eine glatte, ruhige Fläche daliegt. Die lichten Punkte in der Ferne sind freilich Gebäude, aber schwimmende — Schiffe.

Der Contrast, aus der Steinstarrnis plötzlich vor die weichen, ewig lebendigen Wässer versetzt zu sein, wirkt gewaltig — und Den möchte ich kennen, der, zum ersten Mal das Meer sehend, in diesem Augenblick nicht eine heiße Aufwallung seines Wesens verspürte, nicht ein Feuchtes in seinem Auge — die Thräne am Meere.

Digitized by Google

Miramare heißt das Schloß, das dort unten an der Landzunge scharf am Rande steht, mit seinen gothischen Zinnen einsam und melancholisch hinausschaut auf das Meer. — Miramare heißt es. Den Namen hat ihm Der gegeben, um Den es trauern wird, bis dereinst der letzte Stein an ihm niedersinkt in die Flut. —

Links von diesem Bilde, im blauenden Hintergrunde, wo sich das Meer einbuchtet in den letzten Winkel der Adria, liegt im stattlichen Halbkreise amphitheatralisch sich erhebend, das schöne, stolze Triest.

Aus dem Bahnhofe von Triest tretend steht man am Hafen. Fast erschrickt die Landratte vor den Ungeheuern der Dreimaster, die mit ihren thurmhohen Stämmen und gekreuzten Takelwerken geisterhaft vor ihr stehen. Vielleicht ist sie eine mathematikkustige Natur und will die Dampfer und Segelschiffe alle zählen, die bis zum Leuchtthurme hin im Hafen liegen. Ja, die Landratte wird dieses Unternehmens bald müde sein. Das ganze buntbewegte, laute Hafenleben stockitalienischen Charakters betäubt sie — Plötzlich versetzt in eine neue Welt! Da verliert Mancher den Kopf, Mancher nur den Hut, den ihm die Borina tückisch vom Haupte reißt und in's Meer hinauswirft. Schon gleitet ein Nachen hin, sich gelenkig windend durch Kähne, Ankerfesten, unter den schwarzen Bäuchen der großen Schiffe am Molo und bald überreicht der Matrose, heitere Worte hell in welscher Sprache rufend, den Hut, ewig höflich und ewig unzufrieden mit der Gabe, die man ihm reicht. Den Hut setzt man auf und denkt: Er wird schon wieder trocken. Trocken wird er und hat eine graue Kruste — vom Salz des Meeres. So wird man es inne, daß dieses Meer kein gewöhnliches Wasser, sondern „ein ganz besonderer Saft“ ist.

Ganz eigenthümlich angenehm berührt mich am Meeresstrande allemal der Gedanke, daß man hier im Vorhofe aller Welttheile sei, auf dem gleichen Niveau mit Alexandrien, New-York, St. Francisco, Calcutta. Schon in der wilden Herrlichkeit des Hochgebirges streift sich der kleine persönliche Egoismus ab; auf dem Meere löst sich auch der große, nationale auf — das Herz weitet sich kosmopolitisch, befreit sich; ist doch das Meer und die Luft und das Sonnenlicht und der Schöpfer alles dieses international.

Darum hat sich der russische Kriegsdampfer so putzig ausgenommen, der an jenem Tage, als ich in Triest war, mit Kanonengedonnre in den Hafen einlief. Solcher Seevagabunden schnüffeln viele auf dem Mittelmeere herum, auch Haifische, wovon vor wenigen Jahren einer nach Triest kam und jenem im Meere badenden Mann einen Fuß wegbiß. Der Angefallene wurde vor dem Ungeheuer noch gerettet, verfiel aber vor Schreck und Grausen in einen Starrkrampf, an welchem er nach wenigen Stunden gestorben ist.

Ich pachtete mir einen kleinen Segler und zwei Matrosen und geberdete mich wie ein Schiffscapitän, der eine Reise um die Welt unternimmt. Dabei erinnerte ich mich an meine Heldenthat im Meerbusen von Sorrent. Als mich dort vor zwölf Jahren mein Zollenführer auf's hohe Meer hinausgerudert hatte, begehrte er das Dreifache der von uns früher genau und fest vereinbarten Löhnung. Da ich nicht darauf einging, drohte er, mich nimmer an's Ufer führen zu wollen. Ich konnte mich mit dem Manne auf Italienisch nicht anders verständigen, als daß ich zornig den Arm erhob und mit einem echt steirischen: „Himmelsaggra, Kerl, wanst nit parirst, ih hau Dir Ani aba!“ mir mein gutes Recht verschaffte.

Meine Herren Matrosen hier in Triest aber kreuzten im Hafen, über dessen Spiegel der Wind dort und da kräuselnden Schaum aufhobelte. Sie waren nicht hinauszubringen auf die hohe See, auf der die weißen Gischten

Digitized by Google

sprangen. Sie könnten der heftigen Bora wegen nicht mehr zurück. — Wer sagt, daß ich zurück will? Ihr bekommt für die Stunde einen Gulden, ob wir nun nach Miramare segeln oder nach Sidney. — Hierauf gieng's hinaus. Der Wind pfiff im Segel und die dunkelgrünen Wasser wogten in bauchigen Wellen und scharfen gischtenden Kämmen und geberdeten sich ganz wüthend gegen unser armes Schifflein, dessen Bord zu einer Seite schier unter Wasser tauchen wollte, so sehr wir die entgegengesetzte Seite mit unserem irdischen Gewichte zu beschweren suchten. Die Matrosen waren stets mit ihren Ruderstangen, mit den Segeltauen beschäftigt und hereinspritzender Gischt und Schweiß rann ihnen vom braunen Gesicht. Mitunter stießen sie einen Ruf aus, der im Brausen und Tosen nicht gehört wurde. Ich stemmte mich mit den Füßen straum gegen die tiefgehende Wand und schaute hinaus. Eine anspringende Welle schlug mir die Brille von der Nase, was auch ganz gut war, denn sie war schon so sehr mit Salzkrusten belegt, daß ich nichts mehr gesehen hatte.

Der Karst lag bereits in nebelgrauer Ferne, durch welche Triest in unbestimmten Umrissen, wie ein gelblichweißer Steinhaufen, schimmerte. Vor mir lag die ungeheuere Anhöhe des Meeres. Es zeigt sich nicht wie eine wagrechte Fläche, sondern wie eine schwellende Höhung, massig und üppig und fesellos, als überflute es sich selbst immer und überall. Auf Landseen frägt man sich manchmal nach der Tiefe oder Untiefe des Grundes. Auf dem Meere denkt man nicht mehr daran, denkt nicht an Berg und Thal da unten, nicht an das Gold, nicht an die Schiffstrümmer und Gebeine, die unten ruhen mögen, denkt auch nicht an die Ungeheuer des Thierreiches, die im Innern des Gewässers herrschen. So ganz nehmen die Erscheinungen der Oberfläche den Neuling gefangen.

Es gibt gewiß Leute, die sich das Meer unter dem sonnigen Tage licht und glitzernd denken als durchsichtiges Wasser, spiegelnd wie Krystall, blendend für das Auge und am Horizont mit dem Himmel allmählich sich verwebend, wie der ferne Gesichtkreis in einer Landschaft. Das Meer ist anders. Es ist dunkel und glanzlos, in einem tief gesättigten Grau, Blau oder Grün, auf welchem sich die weißen Schaumfetzen schuppenartig und zuckend abheben. Die auch bei stürmischer See schnurgerade und ruhige Linie des Horizontes ist scharf geschnitten, unten das dunkle Gewässer, oben der lichte Himmel. Unbegrenzt, und doch die Grenze scharf vor dem Auge. Dieses ungeübte Auge weiß auf dem hohen Meere aber nicht, ist die Gesichtsgrenze wenige Stunden oder viele Meilen weit entfernt, es ist immer, als ob eine nahe Wasserhöhe die natürliche Schweite einenge. Erst wenn am Horizont ein Schiff auftaucht, gewinnt man einen Maßstab für die weite Fläche, die man überblickt. Wenn etwa zur Mittagszeit draußen auf der Schneide ein kleiner Punkt erscheint, so hat man am Nachmittag wohl allmählich die Gestalt eines Schiffes vor sich, aber erst am Abende steht es uns so nahe gegenüber, daß man die Einzelnheiten seines vielgliederigen Takelwerkes erkennen kann. Ein andermal vermeint man das schimmernde Segel eines Fischerkahnes zu sehen, aber plötzlich fliegt es in die Lüfte auf, eine Seemöve ist's, wie diese Vögel ja des Menschen treue Begleiter sind auf den Wassern, weil von den Ablagerungen der Schiffe oder von der Beute derselben manches für sie ausfällt.

Wunder nimmt mich die ewige Reinheit des Meeres. Was fließt nicht Alles da zusammen, welche Abfälle von den großen schmutzigen Seestädten, von den tausenderlei Fahrzeugen, welch' ein Wust von Dingen, die weder untergehen, noch sich auflösen können, wird in's Meer geworfen. Nichts von

Digitized by Google

all' dem ist zu sehen. selbst in den Häfen nicht. Seit vielen tausend Jahren gleitet die schmutzige Geschichte der Menschheit millionenfach über die Meere — sie müßten Jauche geworden sein. — Das Meer ist rein wie am Tage der Schöpfung. Dieselbe, ewig menschliche Spur verzehrende, reinigende Kraft wie im Walde, wie in der Luft, ist auch im Meere. Nichts, gar nichts haben die Geschlechter, die Völker dem Meere anhaben können, es ist heute, wie es vor dem Menschen war.

Der Sonnenstern vermag tagsüber das Meer nicht zu durchdringen, es bleibt selbst unter heiterem Himmel immer eine gewisse Dämmerung darüber ausgegossen. Erst mit dem Untergang der Sonne zeigt sich ein helleres Licht und Farbenspiel. Die Soune wird röther, je tiefer sie sinkt, und fast am Rande des Meeres angelangt ist ihre untere Hälfte matt und dunkel glühend, während die obere noch heller leuchtet. Dadurch erscheint die Scheibe wie eine von oben her beleuchtete Kugel. Dieser glühende Ballen taucht nun in weit größerer Gestalt, als er je am Zenithe stand, in's Meer; es ist Einem, als müsse man das Zischen hören. Das Meer, in welches sie taucht, ist schwarz wie Tinte, es wiederspiegelt nichts, nur die Wellen, die unser Schiff umgeben, haben einen flüchtigen Perlmutterglanz. Noch sieht man der Scheibe Hälfte, sie ist glanzlos, als sauge sie sich bereits an Wasser voll. Endlich ist nur mehr der Rand da — man könnte meinen, am Horizont stehe ein brennendes Schiff; der letzte lodernde Punkt verzuckt — dann ist Alles ausgelöschen. Noch spielt die Abendröthe über den Gewässern, auf denen es still geworden ist. Keine Bora mehr, kaum eine leichte Brise, das Wogen der Wellen ist ein Wiegen geworden. —

Kehren wir um. Die Sterne des Himmels müssen den Weg weisen, bis das drehbare Licht des Triester Leuchtthurmes uns begrüßt. Bald darauf taucht auch das Geflimmer der Stadt auf, der Mastenwald mit seinen Signallichtern, und endlich sehen wir die zickzackigen Streifen der sich im Wasser spiegeluden Laternen des Molo.

Das kleine geschäftige Treiben der Menschen ist sehr possierlich nach einem solchen Versunkensein in der großen Natur. Und noch possierlicher ist es, daß man sich alsbald auch selber wieder hineinmischt, mit einer Wichtigthuerei, als hänge das Heil der Welt ab von unserem alltäglichen Hasten. Unser eigenes hängt freilich ab von diesem Kampf um's Dasein; wenn das Dasein doch nur mehr solche Momente hätte, als ich erlebt da draußen auf stürmischer See — im Gefühle des göttlichen Friedens.

Da man denn wieder unter Menschen ist, so empfiehlt sich nach der Erhebung des Herzens eine gesellige Zerstreuung in edlerem Sinne. Ich besuchte die freundlichen Räume des Schillervereines, das geistige Centrum der Deutschen in Triest, ein vortrefflich geleitetes Institut, das seinen Mitgliedern Anregung und Unterhaltung im vornehmen Stile bietet und für die fremden Nationalitäten ausgesetzten 18.000 Deutschen Triests von großer Bedeutung ist. Das ist der feste Knoten, durch den die Seestadt mit dem geistigen Leben des deutschen Volkes verknüpft ist.

In Triest besucht man auch den Dichter Rudolf Baumbach, den „fahrenden Gesellen". Ein schlichter, ernst ruhiger Mann mit gütigen Augen, eher erinnernd an einen behäbigen Pastor, als an einen Sänger von kecken Zech-, Burschen- und Liebesliedern. Mir war vor Allem zu thun, die Quellen dieser herrlichen Lieder kennen zu lernen, wenigstens mit dem Weine Bekanntschaft zu machen, den er so helleuisch-froh zu feiern weiß. Der Dichter führte mich in seine Osteria und ich habe denn von dem Weine getrunken. Der wird in weißglasierten Thonkrüglein aufgetragen, etwa wie der Kaffee in der Bauernstube. Aus diesen

Digitized by Google

Krüglein gießt man den Wein ins das Trinkglas über und trinkt ihn. Und trinkt ihn! Sie nennen ihn Karstwein, und er verleugnet seine rauhe Heimat wahrlich nicht. Recept: Nimm einen halben Liter gute Galläpfeltinte und einen halben Liter echten Essenzessig, menge das gut durcheinander und Du hast einen Liter Karstwein.

Der erste Trunk in die harmlose Gurgel droht Leib und Seele auf der Stelle auseinanderzuschneiden, trotzdem ist beim zweiten oder dritten Liter Alles noch hübsch beisammen und erfreut sich des besten Wohlseins. Das Beste an diesem Weine ist — sagt der Kenner — daß man viel von ihm trinken kann. Wir haben diese schöne Eigenschaft wacker ausgenützt, aber endlich muß man sich in Triest doch davor in Acht nehmen, daß es Einem nicht so ergehe wie dem Vater Noe, der das Wasser überwunden hat, aber dem Wein unterlegen ist.

Die Ziele der Touristik.

Von Dr. F. Kandfest.

Was zieht uns in die Berge? — Gewöhnlich sind wir um eine Antwort auf diese Frage nicht verlegen. Es wurden uns solche ja oft genug vorgesagt. Wollen wir aber recht aufrichtig sein, so müssen wir gestehen, daß wir sie, wenigstens hie und da, doch nicht wissen.

Gar mancher ist aus gar keinem anderen Grunde Tourist, als weil es heute die Mode so will. Zwar lassen wir auch unsere Kleider nach jenem Schnitte anfertigen, der den Gesetzen der genannten Herrscherin möglichst wenig widerspricht; wir würden sonst auffallen und auffällig zu sein — ist doch Sache eines eitlen Menschen. Wer aber keine Touren macht, fällt deswegen noch nicht auf. Der Grund, der uns in moderne Kleider steckt, führt uns also nicht auf die Berge.

Touristen aus Mode gibt es nicht gar viele. Etwas Anderes ist es mit den Touristen aus Eitelkeit. Ein Marsch von 10—14 Stunden im Tage ist für einen Mann, der den größten Theil des Jahres im Zimmer sitzt, immerhin etwas, namentlich, wenn der Weg schlecht und steinig ist, steil aufwärts und abwärts geht oder gar über Gletscher und Schneefelder führt. Setzen wir den Fall, daß der Tourist auch der Hände bedarf, um über schwierige Partien hinwegzuklettern, daß Schwindelfreiheit nöthig ist, um gewisse Stellen zu passieren, daß Gefahren anderer Art seinen Leib und sein Leben bedrohen, so ist das hinreichend Grund, sich hinterdrein des gemachten Weges zu freuen, sich vielleicht auch der Erfolge zu rühmen und sich von Anderen anstaunen und bewundern zu lassen.

Wo ist denn der Mensch, dem die Eitelkeit völlig fremd wäre? Welterschütternde Ereignisse haben die letzten Gründe in ihr gehabt, Lob und Tadel hätte ohne sie keinen Sinn, Unternehmungen, die auf die Eitelkeit Anderer speculieren, sind gewiß nicht die am wenigsten rentablen.

Beim Touristen findet die Eitelkeit auch reiche Nahrung. Er ist nicht darauf angewiesen, direct der Herold seiner Thaten zu sein, d. h. sie denen, die sie hören wollen, zu erzählen. Es steht ihm ja die Presse zur Verfügung, durch die er all' seine Erlebnisse kund thun und seinen Gefühlen in der ausgiebigsten Weise Ausdruck geben kann.

Digitized by Google

Obwohl man von einer touristischen Literatur erst wenige Jahrzehnte sprechen kann, ist sie bereits umfangreich geworden, da die Nationen in allen Weltsprachen sich an ihrem Aufbaue betheiligen.

Zwar ist ihr Nutzen nicht in jeder Beziehung über alle Zweifel erhaben. Wer erinnert sich nicht an die ergötzliche Geschichte im „Enzian", in der sich ein Alpenfreund dem Satan verspricht, wenn ihm dieser die verlangten Arbeiten ausführen würde. Willig thut Belzebub Alles, was ihm aufgetragen wird, geduldig hört er zu, als es dem Alpenfreund einfällt, eine Publication des Alpenvereines nach der andern, Seite um Seite, Zeile um Zeile ihm vorzulesen. Als aber diese Vorlesung schon tief in die Nacht hinein währt, immer und immer fortdauert und kein Ende nimmt, wird es selbst dem Herrn der Hölle, der doch sonst zäh und ausdauernd seine Ziele verfolgt, zuviel, er nimmt Reißaus und läßt noch in der letzten Stunde die Seele im Stich, die doch beinahe schon sein Eigenthum ist.

Die touristische Literatur soll aber um ihrer leicht begreiflichen Auswüchse willen durchaus nicht als überflüssig hingestellt werden. Wer im Begriffe steht, eine Tour zu unternehmen, wird aus der Schilderung eines Anderen, der sie bereits gemacht hat, gewiß Nutzen schöpfen; er wird gar vieles sehen, was sonst seine Augen nicht auf sich gezogen hätte. In günstigen Fällen kann ihm die Beschreibung sogar den Führer ersetzen. Auch der, welcher eine geschilderte Partie bereits hinter sich hat, wird noch mit Vergnügen deren Beschreibung lesen. Jetzt erst versteht er alle Details derselben und die Lectüre gewinnt, da nur von einem bekannten Territorium die Rede ist, erhöhtes Interesse.

Befriedigte Eitelkeit ist noch in anderer Beziehung eine Triebfeder der Touristik. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Vereine, die ihren Mitgliedern Uniformen oder Abzeichen geben, sich eines besonderen Zuspruches erfreuen. Es soll hier nicht von den Bürgergarden und Veteranenvereinen die Rede sein, aber auch die Feuerwehren so nützlich sie sind, würden kaum die rege Betheiligung finden, wenn sie nicht ihre netten Uniformen besäßen, und manche Studentenverbindungen wären gewiß schon ganz vom Schauplatz abgetreten, würden nicht die farbigen Mützen und Bänder sie noch über dem Wasser erhalten.

Nun gibt es aber eine eigene Touristentracht. Wer kennt sie nicht, angefangen vom Gemsbart und den Hahnenfedern auf dem Lodenhute bis hinab zu den nackten Knien, grünen Strümpfen und benagelten Schuhen. Den Einen oder den Andern zieht vielleicht die Touristentracht zur Touristik, und so ist sie, wenigstens in dieser Beziehung, auch von praktischer Bedeutung, wenn gleich gar vieles an ihr recht überflüssig ist und die Heiterkeit, wenigstens des ländlichen Beschauers, oft in hohem Grade erregt. Gewiß würden in dem bekannten Bilde Defreggers, das er „Der Salontiroler" betitelte, die männlichen Mitglieder der Gesellschaft nicht so verdächtig schmunzeln und die beiden strammen Bauerndirnen ihr Opfer nicht so gründlich auslachen, wenn dessen Aufzug nur vom praktischen Bedürfnisse dictiert wäre. Wegen des Alpenstockes und der Bergschuhe, Dingen die jeder Bergsteiger braucht, ist gewiß noch keiner ausgelacht worden. Aber der hitzende, rothe Brustfleck, die mit dem Saft der Nüsse gebräunten Knie, die vielleicht nicht ganz mit Muskelmasse erfüllten Lederhosen und grünen Strümpfe u. s. f. sind sehr dazu angethan, die Heiterkeit der Leute herauszufordern.

Die Extravaganzen Einzelner sollen jedoch keinesfalls der Touristenwelt im Großen und Ganzen in die Schuhe geschoben werden. Es ist im Gegentheile erfreulich sagen zu können, daß

Digitized by Google

die Touristik große Ziele auf ihre Fahne geschrieben hat.

Da ist vor Allem der Erforschung des Landes in orographischer, hydrographischer, geologischer, anthropologischer und überhaupt naturwissenschaftlicher Beziehung zu gedenken. Wir finden in touristischen Publicationen einschlägige Artikel, die für den Fachmann wie für den Laien gleich hoch interessant sind und einen wesentlichen Fortschritt in der Kenntnis unserer Alpenländer bedeuten. Es ist aber wohl selbstverständlich, daß diese von Fachgelehrten herrühren, die auch Gebirgstouren unternehmen, nicht aber von Touristen, die nur Touristen sind. Die wissenschaftlichen Erfolge letzterer sind bis jetzt überhaupt gering.

In Oesterreich gibt das militärgeographische Institut in Wien, vortreffliche Specialkarten heraus, welche oft allein die Touristen auf ihren Wegen führen und meist nur in wenig veränderter Form den gedruckten Wegweisern als Beilagen angeschlossen sind. Die von Touristen an ihnen angebrachten Verbesserungen sind trotz aller Geneigtheit des Institutes, sie anzunehmen, bis jetzt sehr unbedeutend geblieben und beschränken sich meist nur auf die Angabe von Wegen, die zu gewissen, touristisch bekannten Gipfeln führen.

In botanischer Beziehung ist die Aufzählung der in einem Gebiet getroffenen Samenpflanzen sehr populär geworden, aber derartige kritiklose Zusammenstellungen haben nur einen sehr problematischen wissenschaftlichen Wert.

Von geologischen Beobachtungen, welche Touristen angestellt hätten, ist ausnehmend wenig bekannt geworden, und doch läge die Geologie dem Bergwanderer so nahe und könnte von ihm auch nachdrücklich gefördert werden. Ich erinnere diesbezüglich nur an die Entdeckung von Petrefacten-Vorkommen, die Niemand so leicht als der Tourist machen könnte, und die für die Bestimmung gewisser Schichten von enormer Bedeutung wären.

Größer sind die Erfolge, welche in der Höhlenforschung erreicht wurden. Denn wenn sich die touristischen Arbeiten auch lediglich mit der Beschreibung der Zugänge, mit der Schilderung der Hohlräume, mit der Aufnahme von Höhlenplänen u. dgl. befaßt haben (um fossile Thierreste oder Spuren menschlicher Anwesenheit kaum jemals sich kümmernd) so ist doch schon damit eine nicht zu unterschätzende Arbeit geschehen.

Fragen wir nach den Ursachen, warum die Resultate der Touristik auf wissenschaftlichem Gebiete so geringe sind, so dürfen wir zunächst nicht vergessen, daß seit der Zeit, als sich die Touristik der Wissenschaft als Hilfsarbeiterin anbot, bis heute erst eine geringe Frist verstrichen ist, und es daher ungerecht wäre, schon jetzt Früchte dieser Bestrebungen sehen zu wollen, zumal da es an der richtigen Einführung in solche Arbeit noch immer mangelt.

Zwar hat der deutsche und österreichische Alpenverein für geographische, geologische, anthropologische ꝛc. Forschungen auf Alpenreisen Anleitungen herausgegeben, die ihres wissenschaftlichen Wertes willen den Beifall jedes Fachmannes finden, von denen aber manche für Beobachter, die keine Vorkenntnisse besitzen und doch bald selbstständig thätig sein wollen, nicht sehr praktisch sind. Betrachten wir nur beispielsweise den geologischen Leitfaden. Der Gang vom Allgemeinen zum Besonderen, der dort festgehalten ist, führt nur mühsam und mit großer Geduld und Ausdauer zum Ziele, und hier handelt es sich doch gerade ums Gegentheil. Nicht die Ausführung des Buches soll irgendwie bekämpft werden, die ganze Idee, auf solche Weise Touristen zu unterrichten, kann keine glückliche genannt werden. Allgemeine Geologie, die in den Stand setzt, Einzelheiten in der Natur zu verstehen und auf

Digitized by Google

sie zu achten, wird nicht so schnell gelehrt. Unvergleichlich leichter wäre es dem Touristen gemacht, wenn für einzelne kleine, geographisch wohl umgrenzte Gebiete Anleitungen geschrieben würden, in denen all' das geologisch Wichtige, das überhaupt dort zu sehen ist, mit genauer Bezeichnung der Localität vorgeführt und zum Verständnis gebracht würde. Die höchst wahrscheinlich gar nicht zahlreichen Gesteine und die bis nun bekannten Versteinerungen jenes Territoriums müßten durch Beschreibungen und letztere auch durch Abbildungen so genau erläutert werden, daß sie von dem Lernenden leicht in der Natur gefunden werden können. Die Einführung in die Tektonik der Gegend würde wahrscheinlich noch weniger Schwierigkeit bereiten. Ist auf diese Weise das geologische Verständnis einer, wenn auch noch so beschränkten Localität erzielt worden, so ist dadurch in den meisten Fällen auch das Interesse für die Geologie überhaupt in einer Weise geweckt, daß der Lernende von selbst sich gedrängt fühlt, allgemeine Begriffe sich anzueignen, und dann wird die vom Alpenvereine herausgegebene Anleitung den vorzüglichsten Behelf zur weiteren Ausbildung abgeben. Das vorhin erwähnte „Schulgebiet" kann räumlich selbstverständlich nur ein sehr beschränktes sein. Es wird sich gewiß nicht über die deutschen Alpen in ihrer Gesammtheit, sondern höchstens über das Territorium einer Section erstrecken. Natürlich wird es aber im Interesse der Sache liegen, zahlreiche solche Gebiete aufzustellen und geologische Führer für dieselben zu bearbeiten. Diese brauchen durchaus nicht voluminös zu sein und könnten auch als specielle Abschnitte den schon zahlreichen touristischen Specialführern angehängt werden.

Der handgreiflichste Einfluß der Touristik ist der auf unser physisches Wohlbefinden. Professor Frischauf sagt in der schon im Jahre 1873 erschienenen ersten Auflage seines Gebirgsführers: „Bei dem gegenwärtigen Nerven aufregenden Treiben in den Städten ist ein öfteres Flüchten in die Gebirge höchst zuträglich."

Zwei Dinge sind es, in denen der Stadtbewohner sich sehr gewöhnlich gegen seine Gesundheit vergeht, das ist einerseits ungenügende Bewegung, anderseits das Einathmen verdorbener Luft. Unsere verfeinerte Lebensweise macht in vielen Fällen eine ausreichende Bewegung fast unmöglich. Das Gehirn wird gebildet, das Muskelsystem vernachlässigt. Der Muskel aber, der sich zu wenig contrahiert, wird auch zu wenig ernährt und schrumpft zusammen. Zu energischer Thätigkeit angeregt, gehorcht er nicht mehr dem Impulse. Eigentlich unsculöse Personen sind in den Städten in der Minderzahl, während die überwiegende Mehrheit sich aus Schwächlichen oder Fettleibigen zusammensetzt. Wird nämlich mehr Nahrung eingeführt, als der Körper zu seinen geringfügigen Bewegungen bedarf, so veranlaßt dies eine Fettansammlung, welche die Beweglichkeit natürlich wieder nur hemmt. Weil ferner das Blut in geringem Maße den Muskeln zuströmt, geht es andere, minder löbliche Wege, kommt in's Gehirn, in die Lungen, in den Darm ꝛc., und weil es zu langsam geht, nimmt es auch zu wenig von den auszuscheidenden Substanzen mit sich, wodurch für eine Reihe von Erkrankungen die Veranlassung geboten wird.

Aber die der Gesundheit so nöthige Bewegung machen wir auch im Turnsaale? Wir führen sie dort vielleicht in vollkommenerer und zweckmäßigerer Weise aus, als auf den Gebirgstouren? Wir müssen dies zugeben; doch ist es anderseits auch wahr, was ein bekannter Arzt im ersten Jahrbuche des steirischen Gebirgsvereines sagt: „Das Gezwitscher der Vögel ist mir lieber, als das Geklapper der Turngeräthe,

Digitized by Google

der Anblick von Gottes schöner Welt lieber, als der der kahlen Mauern des Turnsaales." Aber das wäre endlich nur Geschmacksache, von der wir selbstverständlich absehen müssen. Die nöthige Bewegung erhalten wir in der That auch im Turnsaale, aber die köstliche Luft unserer Berge athmen wir dort nicht. Die staubige, vom Schweiß und den Ausathmungsproducten vieler Personen erfüllte Atmosphäre jener Räume läßt sich mit der reinen, sauerstoffreichen, würzigen Luft unserer Berge wohl kaum vergleichen.

Zwar weiß ich nicht, ob der freundliche Leser jemals darauf aufmerksam wurde, was für einen himmelhohen Unterschied es für unser Nervensystem ausmacht, ob wir die eingeschlossene Luft des Zimmers oder auch nur die freie der Gasse einathmen, wenngleich letztere in der Stadt sowohl durch die Anwesenheit so vieler Menschen und ihre mitunter der Gesundheit sehr nachtheiligen Arbeiten als auch durch den Mangel an Vegetation schwer geschädigt ist.

Auf den Touren läßt die vorzügliche Luft der Berge und die ausgiebige Bewegung das Blut reichlich den Muskeln zuströmen, wodurch einerseits diese ausgiebig ernährt, kräftig und ausdauernd werden, anderseits andere Organe von zu reichlichem Zuströmen desselben verschont bleiben. Dabei wird es von selbst klar, daß wir einen Riesenappetit entwickeln, da wir ja so viel mehr Blut brauchen und dies in uns bilden müssen. Der energische Stoffwechsel läßt die Krankheiten, die in feiner Langsamkeit ihren Grund haben, nicht aufkommen.

Der Umstand, daß die Verrichtungen freudig von statten gehen, verschafft uns auch freudige psychische Zustände. Mens sana in corpore sano. Die gereizte, grämliche Stimmung der Stadt ist verflogen. Selten wird man traurigen Touristen begegnen; widrige Ereignisse greifen sie wenig an; stets sind sie geneigt, die Uebel von der besten Seite zu nehmen; das Fehlgehen der Pläne bringt keine so tiefe Verstimmung hervor, daß sie nicht noch am selben Abend vergessen sein könnte. Wir werden zahlreiche, vom Wetter durchnäßte, hungernde und frierende Bergwanderer treffen, aber selten solche, die nach Hinwegräumung der größten Schwierigkeiten nicht eine hochgradige Heiterkeit zeigten.

Diese Zeilen dürfen nicht geschlossen werden, ohne noch eines Zieles, das uns Touren unternehmen läßt, zu gedenken. Die Welt ist trotz allem Gerede kein Jammerthal; die Erde ist wunderschön; das müßte eigentlich auch der verbissenste Weltverächter zugeben. Was können wir, die wir uns auf dieser Kugelfläche befinden, denn Anderes thun; als ein bißchen in die Höhe steigen, um einen, wenn auch nur winzigen Fleck unseres schönen Planeten zu übersehen. Zwar gibt es in den Cultursprachen genug Phrasen, um auch, ohne die Schönheit der Welt zu fühlen, ein Entzücken über dieselbe heucheln zu können, und auf besuchten Aussichtspunkten gibt es auch Gelegenheit genug, derlei leere Exclamationen zu hören. Es ist aber nicht die Minderzahl der Touristen, welche das wirklich empfindet, was ihre Ausrufe bekunden, und hätte die Touristik kein anderes Ziel, als das, dem gequälten Menschenherzen einige schöne Stunden zu bereiten, so wäre dies zu ihrer Existenzberechtigung völlig ausreichend.

Digitized by Google

Der Einleger,

oder was „'s Nullerl" bedeutet.

Eine Schilderung aus dem steirischen Volksleben von P. K. Rosegger.

Seit einiger Zeit ist auf unseren Bühnen ein alter Mann, der folgendes Liedel singt:

„Ih bin, ih bin da Neamt auf da Welt,
Ih hab, ih hab ka Feld und ka Geld,
Ka Hütterl, ka Kammerl, ka Fensterl g'hört mir,
Ih bin, ih bin auf da Weit im Quartier."

Ein alter Bauernknecht singt so, der ein langes Leben voll Arbeit und Bravheit hinter sich hat und jetzt, da er nimmer arbeiten kann, ein Ableger und Einleger, ein Bettelmann, eine Null auf der Welt ist. Diese Gestalt ist auf der Bühne ein neuer Gast; die Zuschauer wußten anfangs nicht recht, wie ihnen geschah, die Einen lachten, die Andern weinten — es kam auf Eins hinaus, es hatte da etwas an ihr Herz geklopft und nicht so, als ob's vom Theater herabkäme, sondern vom Leben her, wie die Ahnung von einem stillen tiefen Leiden.

Ein kleiner Theil des Publikums aber war, der ärgerte sich und wußte nicht genau warum. Es kam Solchen nicht geheuer vor, endlich aber sagten sie: die Tendenzstücke könnten sie nicht ausstehen und das Moralisieren auf der Bühne auch nicht. Aha! — Wir können nun wohl begreifen, daß es Leute gibt, die im Kampfe um's Brot oder unter der Last schwerer Verantwortlichkeit so müde gehetzt werden, daß sie von der Kunst entschieden nichts Anderes verlangen, als leichte Zerstreuung, als ein sacht einlullendes Gaukelspiel der Phantasie. Man kann sich wahrlich nicht darüber wundern. Indes ganz anderer Art sind jene Leute, Nichtsthuer, Cyniker und Genußjäger, welche in der Kunst ihre Neigungen und Lächerlichkeiten, wenn nicht noch was Anderes, verherrlicht sehen möchten. Na, man sollte sie doch einmal anbinden an ihre Logenbrüstungen und Sperrsitzlehnen und ihnen nichts als welsche „Sitten-Dramen" und Operetten-Blödsinn vormachen, so lange bis sie an der Grenze wären wahnsinnig zu werden, dann aber sollte man sie immer noch nicht losbinden, sondern den moralischen Theaterdichter von der Bühne herab auf sie rufen lassen: Ihr habt Recht, meine Herrschaften, Euch sollte man die Weisung zum Rechten nicht im milden Glanze der Kunst vortragen, das langweilt. Euch sollte man ganz anders Moral predigen; Ihr seid Sünder und Heuchler und Faulenzer, flache Schwätzer und Gecken, die der Welt keine Freude und Gott keine Ehre machen. Könnt Ihr die Moral nicht mehr vertragen, gut, so verkriecht Euch vor dem Gewissen der Menschheit, das durch den Dichter und Propheten zu sprechen berufen ist. Schweigt mir auch mit der Phrase, daß in Zukunft die Kunst die Religion ersetzen werde und laßt es auslöschen, das Licht der Gesittung im Volke, im Herzen der Jugend, wenn der Poet und Künstler es nicht mehr nähren soll. Dann seid Ihr nichtsnutzige Gäuche, die man mit der Peitsche aus dem Tempel jagt. Und das ist die Moralpredigt, die für Euch paßt. Jetzt trollt Euch!

Jene aber, die hier feuchten Auges zurückbleiben und fragen, was sie denn zu bedeuten haben, die Gestalten dieses Null-Annerl, dieses Kraller-Hias, dieses Jammerer-Hans, ob sie aus der Dichterphantasie gestiegen oder aus dem Leben genommen seien, denen antworte ich hier: Ein Volksstück — ein Stück Volk! Vernehmt den Bericht, wie es

Digitized by Google

in unserem Lande den alten Dienstboten in den Dörfern und der Bauernschaft ergeht. Ich habe die guten Eigenschaften — deren die Bauersleute so viele haben — stets mit Vorliebe dargestellt, aber ich darf auch ihre Schattenseiten nicht vergessen. Diese sind so finster, daß ein wenig Aufklärung gar nicht schaden kann. Wenn wir von Armut hören, so denken wir zumeist an die städtische, die uns vor der Nase herum hnscht und wimmert und klagt und darbt. Sie ist in der That furchtbar, denn gräßlich ist's, zwischen Palästen und reichen Prassern hungern und verkümmern zu müssen. An jene tiefe Armut da draußen auf dem Lande, an jene willig oder verbitterten Gemüthes ihrem Ende entgegendarbenden Märtyrer des Volkes, an die bäuerlichen Dienstboten hat in unserer Zeit der Humanität bisher kein Mensch gedacht. Ei doch, man hat die kräftigen Bursche zu Soldaten herangezogen, um sie vielleicht als Krüppel wieder zurückzuschicken. Man hat ihnen Dienstbotenbüchseln drucken lassen, in welchen ihre Pflichten weit stärker betont werden, als ihre Rechte; ein Paragraph ist, der unterwirft den Dienstboten schier ganz dem Willen des Dienstgebers; mildernde Nachsätze folgen, sind aber drehbar wie ein „damischer Hiesel." Man hat auch viel Klage in den Zeitungen gelesen über die Dienstbotenmisère, aber immer war von den armen Dienstgebern die Rede, von den armen Haus- und Hofbesitzern, von den großen Ansprüchen, Anmassungen, Liederlichkeiten der Dienstboten. „Bei solchen Zuständen bin ich lieber Knecht als Bauer!" hat mancher Hausbesitzer ausgerufen, habe jedoch nichts davon gehört, daß Einer mit seinem Knecht wirklich getauscht hätte. Die Dienstboten aber haben still geschwiegen und wenn in unserer Zeit ein Stand nicht öffentlich jammert, so ist es der, der bäuerlichen Dienstboten. Denen muß es doch sehr gut ergehen!

Indes jammern diese Leute nicht aus dem einfachen Grunde, weil sie keine Stimme haben, die man im Lande hören könnte, manche auch darum nicht, weil ihnen um die Gurgel ein Strick liegt, der zu jeder Zeit erforderlichen Falles enggezogen werden kann.

Der Dienstbote ist das Kind armer Leute oder auch das Kind eines Bauers, der einen der Söhne — seinen Nachfolger in der Wirtschaft — bevorzugt und die übrigen Kinder so sehr benachtheilt, daß sie oft heimatlos werden und in fremden Häusern ihr Brot, durch Roheiten der Dienstgeber versalzen, kümmerlich verdienen müssen. Die Gerechtigkeit drückt zu Gunsten der Steuerzahler ein Auge zu.

Der Dienstbote hat in seinen besten Jahren allerlei Absichten. Er will entweder den Bauerndienst verlassen, in eine Fabrik oder in die Stadt gehen; oder er will eine gute Heirat machen und so zur Selbstständigkeit kommen. Andere hoffen vom Lottospiel Verbesserung ihrer Lage, ohne zu ahnen, wie hoch ihre Dummheit besteuert wird. Wieder Andere verlassen den Jahresdienst, verlegen sich auf die Taglöhnerei, weil diese sie momentan selbstständiger macht, versuchen dies und das. Selten gelingt es Einem, eine bessere Existenz zu finden, die meisten bleiben Dienstboten Jahr für Jahr, bis sie alt und untauglich werden zur Arbeit.

Und was nun?

Gewöhnlich sucht der betagte Dienstbote seine sich steigernde Unzulänglichkeit so lange als möglich zu verbergen, denn er weiß, wenn er sein Brot nicht mehr verdienen kann, was seiner wartet. Größere Gemeinden haben etwas wie ein Armenhaus. Sie nennen es Spital. Seine Insassen sind Sieche und Lahme, Krüppel, Cretins, Preßhafte aller Art. Ein gar unsauberer verachteter Ort voll Hader und Elend. Und da soll der alte Dienstbote nun hinein! Ist Mancher noch froh, wenn ein solches Spital gar nicht existiert, wenn er als Bettler ziehen kann in der freien Luft

Digitized by Google

von Haus zu Haus. Da ist es nun bis heute in solchen Gemeinden, die kein Spital haben, eingerichtet, daß der alte unfähige Dienstbote der Reihe nach von einem Hof zum andern wandert, so daß er jährlich etwa ein- oder zweimal um die Runde kommt. Das ist also der Einleger (oder die Einlegerin*). Er schleppt sein Buckelkörblein mit sich, in welchem er all' sein Hab und Gut hat und wird ihm an seiner Station ein Winkel angewiesen etwa in der Vorkammer, im Stall, auch im Strohschoppen, wo er das Körbel hinstellen und sich einheimsen darf.

In einem Hofe bleibt er acht, vierzehn Tage oder auch länger, je nach der Größe des Gutes. Da soll er nun verköstigt und verpflegt werden. Man nützt ihn wohl aus, so gut man kann; es gibt im Hause immerhin Arbeiten, die auch ein mühseliger Mensch verrichten kann, als etwa Stren hacken, Mist kranen, Kukuruz schälen, Rüben kränteln und dergleichen. Mitunter auch viel unangenehmere Verrichtungen. Der Einleger thuts, es ist ganz selbstverständlich; ja er selbst, der Greis mit schneeweißen Haaren, kommt nur selten zum Bewußtsein, daß seine armselige Existenz ein Unrecht ist, von Anderen begangen. Vom Essen wird ihm das Schlechteste im schlechtesten Geschirr gereicht. Mißrathene, verlochte Nocken mit ranzigem Fett, die Niemand essen will, für den Einleger ist es gut genug. Er torkelt damit in seinen Winkel — denn zu Tisch läßt man so einen alten Menschen nicht gern, der Unsauberkeit wegen — und ißt seine Sach' freilich wohl zumeist mit Appetit. Ist auch gut, wenn er einen eigenen Löffel besitzt, denn Löffel, mit denen der Einleger gegessen, will kein Anderer mehr gebrauchen. Die Anderen essen viermal des Tages; den Einleger vergessen sie gern. Hat er jedoch einmal einen Trog voll vor sich, dann ist's kein Wunder, wenn er bisweilen das rechte Maß nicht wahrnimmt achtet und es unter Wimmern auf seinem Stroh hart büßen muß.

Daß es mit der Reinlichkeit nicht am feinsten bestellt ist, wird wohl am meisten selbstverständlich sein. Bart und Haar lassen sie ihm wachsen, so lang es will; Kamm, Seife, Bad — ach Gott, das ist für den Hausbesitzer oft Luxus, der Einleger darf gar nicht daran denken. Und er denkt auch nicht daran. Wenn sein Gewand nur nicht gar zu viel Löcher hat, nach Anderem frägt er nicht. Das Hausgesinde weiß wohl, es ist auf demselben Weg, Einleger zu werden, und doch hat es zumeist Spott und Verachtung für das arme Geschöpf und nicht selten auch — körperliche Mißhandlung. Daß der Einleger demnach herb, verbittert und bissig wird und voll von Unarten und zuwideren Eigenschaften, es liegt auf der Hand. Wohl selten, daß eine gute Seele dem Nothleidenden heimlich einen Bissen zusteckt, heimlich ein liebreiches Wort sagt. — So verroht Armut und immerwährende Dienstbarkeit die Herzen. Es ist wohl ein Jammer, Ihr lieben Weltleute! Ihr lebt in aller äußeren Behaglichkeit, oft im Ueberfluß, in Uebermuth. Und diese Armen da draußen — Euere Brüder, die für Euch das Brot aus dem Boden gegraben — sind in ihrem tiefen, bittern Elend so ganz verlassen!

Der Null-Annerl im Theater wird bedauert, beweint. Ach Gott, wenn es Allen da draußen in der Bauernschaft so gut wäre, wie dem Null-Annerl. Wenn sie einen Fürsprecher und Schutzengel hätten an der Tochter des Hauses und wenn Alle seinen erlösenden Humor hätten!

Hmmor haben wohl die Meisten, denn sonst müßten sie ja zu Grunde gehen trotz der Abhärtung an Leib und Seele. Auch die Religion ist ihre Stütze und bei Manchen die Schlauheit und Verschmitztheit, in welchen die Noth ja die beste Lehrmeisterin ist.

*) Ich schätze die Zahl der gegenwärtig in den steierischen Landgemeinden lebenden Einleger auf 6000—8000.

Digitized by Google

Im Mürzthal — auch das Urbild des Null-Anuerl iſt im Mürzthal gefunden worden — war ein Einleger, der nachgerade zu den liebenswürdigen Menſchen gehörte und bei Allen gern geſehen wurde, die ihm — nichts ſchenken mußten. Der krumpp' Serafin war er geheißen. In Häuſern, wo ſie ihn ſchlecht behandelten, ſprach er tag- und wochenlang kein Wort, verkroch ſich ganz in ſich ſelbſt wie ein Igel, der nur die Borſten hervorkehrt. Wo er aber ein wenig Beachtung und Theilnahme fand, da ſprang aus dem Alten der Schalk hervor und er ließ ſeine launigen Sprüche und Einfälle los, mit denen er wie vollgepropft war.

So oft er etwas in ſeinen Bettelſack zu ſchieben hatte, band er ihn allemal raſch und ſorgfältig wieder zu und ſagte: „Daß es mir wieder herausfliegt! Es will nichts drinnen bleiben, als das ſchwarzbraun' Elend." — Wenn er irgend von einem reichen Schlemmer hörte, meinte er: „Iſt halt gut eingerichtet auf der Welt; jeder Menſch hat ſein Geſchäftel, der eine thut praſſen, der andere thut faſten. Aber lieber," ſetzte er dann mitunter bei, „lieber iſt's mir doch, ich möcht's und hab's nit, als wann ich's hätt' und möcht's nit." Von einem Geizigen ſagte er gerne: „Der macht ſich auch ſeine Höllfahrt ſauer." Und dem krumpen Serafin mag's wohl manchmal eingefallen ſein, was uns das Nullerl ſingt: „Wer den Leuten 's Brot anbaut, den hungern ſie jetzt aus. Iſt doch die Welt a Narrenhaus!"

Einer der ärmſten Einleger lebte zur Zeit meiner Jugend in der Semmeringgegend. Er war ein herabgekommener Hausbeſitzer geweſen, der beim Eiſenbahnbau ſein Grundſtück an die Geſellſchaft verkauft hatte. Es wurde ihm zweifach überzahlt und das machte ſeinen Kopf wirbelig; bei ſo vielem Geld, glaubte er, brauche er ſein Lebtag nicht mehr zu arbeiten, ſaß in den Wirtshäuſern um, pachtete Jagden und trieb allerhand noble Paſſionen. In wenigen Jahren war ſein Geld glücklich dahin und er hatte noch dazu das Unglück, daß er ſich durch unvorſichtiges Gebahren mit Pulver eines Tages das Augenlicht vernichtete. Obgleich ſonſt noch nicht mühſelig, mußte er nun in die Einlege. Da hielten ſie ihm natürlich überall ſeine Vergangenheit vor und ihm, der ein beſſeres Leben gewohnt geweſen, that die Roheit doppelt weh. Sonſt vermag der Einleger wenigſtens ſo viel, daß er durchgehen kann, wenn es ihm irgendwo gar zu arg wird, daß er in einem chriſtlicheren Nachbarhauſe ſeine Zuflucht ſuchen oder im grünen Walde wohnen und ſich von Beeren nähren oder wenigſtens ruhig hungern und frieren kann, ohne Schimpf und Roheit leiden zu müſſen. Unſer armer Blinder konnte jedoch nicht fort, mußte aushalten; und ein boshafter Racker war, der behielt den Einleger allemal länger, als es ſeine Pflicht gebot, im Hauſe, um ihn den Hochmut recht fühlen zu laſſen und ihn mit hämiſchen Anſpielungen und herber Behandlung peinigen zu können. So ſeufzte der arme Mann wohl oft: „Wann ich nur mein Augenlicht wieder kunnt finden!" Da traf er in einem ſchlimmen Bauernhof einmal mit einem andern Einleger zuſammen, der ſich vor den Mißhandlungen der Leute auch nicht zu ſchützen wußte, weil er lahme Füße hatte. „Wann ich nur laufen kunnt!" ſagte dieſer, „ich wollt' mir ſonſt gar nichts wünſchen." Die Beiden verbanden ſich nun ſo, daß der Blinde den Lahmen auf den Buckel nahm und mit ihm davongieng. Jetzt war Beiden geholfen, der Blinde hatte das Augenlicht gefunden und der Lahme konnte laufen, beide nun im Stande, ihren — „Wohlthätern" zu entkommen.

Am beſten daran ſind immer noch die ſchlauen und ſchalkhaften Philoſophen, die an der Leute Eitelkeiten und Schwächen anmuthig zu pochen wiſſen.

Digitized by Google

Da lebt heute noch Einer, der in der Veitscher, Turnauer und Aflenzer Gegend umsteigt, obwohl er ein über und über verbogener Krüppel ist. Er könnte ja als Einleger in seiner Gemeinde sitzen bleiben, aber beim Betteln, sagt er, stehe er sich besser. Er bettelt aber nicht so kurzer Hand, sondern weiß der Sache Schick zu geben. Kommt er in ein Bauernhaus, so bringt er für die Küche einen Arm voll Brennholz mit, oder ein Sträußel Tannenreisig für Stubenbesen, oder ein paar Pilze oder ein Körblein mit Waldbeeren, mit denen er der Bäuerin oder den Kindern ein Geschenk macht. Jetzt muß ihm die Hausfrau „Vergelt's Gott" sagen, aber sie gibt ihm auch was zu essen. Selbstverständlich läßt er keine Spur in der Schüssel, so daß er sie hoch aufheben und sagen kann: „Bäuerin, rath' einmal, was ist da drinnen g'west?"

Ob er etwan zu wenig gehabt? „Das nit, schon gar nit, gut ist's g'west und genug ist's g'west. Vergelt's Gott fleißig dafür! — Nur —" setzt er zaghaft bei, „daß ich noch ein Anliegen hätt'! Für heut' brauch' ich nichts mehr, für heut'! Aber für morgen möcht' ich mir halt gern ein warmes Süppel kochen und jetzt ist mir das Salz dazu ausgegangen."

„Närrisch Du!" spricht die Bäuerin, „darfst es nur sagen," und gibt ihm ein Stück Salz.

„Jetzt wohl, jetzt wohl," meint der Bettelmann, „jetzt hätt' ich Alles auf eine gute Suppen, Salz — Wasser —. Nur ein paar Stänberln Mehl kunnten noch gut sein dazu. Gelt, kreuzsaubere Bäuerin, Du wirst mir nit gern einen Löffel voll schenken wollen?"

Sie läßt sich die „kreuzsaubere Bäuerin" nicht umsonst gesagt sein und gibt Mehl.

„Uh, vergelt's Gott!" sagt er und thut rechtschaffen erstaunt, „uh, gar zwei — drei Löffel voll gibst mir! Und noch einen d'rauf! All's z'gut thust mir's meinen! All's z'gut. Vergelt's Gott schön!"

Senkt hierauf die Gaben in den Grund seines Korbes, und wie er diesen will auf den Buckel heben, sagt er ganz leise, wie für sich: „Schau Du, jazt fallt mir g'rad was ein. — Du Bäurin, Du wirst mir's g'wiß sagen können: soll zu einer guten Suppen nit auch ein Stückel Schmalz sein? Ja? Schau Du, mir ist so was fürgangen. Aber das ist! Das ist! jazt weiß ich nit, wo ich ein Schmalz werd' hernehmen. Du verhöllte Sau! Muß viel sein? Nit viel, meinst? nur so ein nußgroß' Patzerl?"

Natürlich schenkt ihm die Hausfrau auch das zur Suppe nöthige Stück Schmalz, worauf er sich bedankt mit „Tausend vergelt's Gott bis in Himmel auffi! Und oben bleiben, alleweil oben bleiben, und fein' Freud' wird er haben, der lieb' Herrgott, über so eine kreuzbrave, mudelsaubere Bäurin!"

Dann humpelt er zum nächsten Haus. Dort macht er's wieder so. Der Mann leidet freilich keine Noth.

Aber hier sind nur Ausnahmen geschildert; die Regel zu beschreiben widert mich an. Es ist wohl wahr, die Armut und das Elend ist der richtige Dung für den Humor, weshalb es da unten auch viel mehr Ergebung und innere Ueberlegenheit und Seelenheiterkeit gibt, als da oben. Aber wenn zum Unglück, das man tragen muß, auch noch das Unrecht kommt, und man sieht, diese schlimmen Genossen wollen Einen für's ganze Leben nimmer verlassen, so ist es auf die Länge doch schwer, bei Humor zu bleiben. Und bei naturrohen, sittlich unentwickelt gebliebenen Gemüthern ist es doch gar kein Wunder, wenn sie in ihrem Alter und körperlichen Unbehagen launisch, zänkisch, tückisch, klatschhaft, hinterlistig und sogar diebisch werden. Nun glaubt der Bauer, solchen Fehlern und Lastern gegenüber nicht verpflichtet zu sein. Er ist's aber doch. Der Dienstbote ist

Digitized by Google

eben auch ein Product seiner Verhältnisse, seiner ganzen Umgebung, von der schullosen Kindheit an, bis zum hilflosen Greisenalter.

Und, wenn man genau nachsieht, dem braven Dienstboten und geduldigen Einleger wird es nicht viel besser, als dem Nichtsnutz in der Einlege als für sich gibt es keine Abstufung mehr. — Als ein *solches* Leben, lieber im Arrest! Das Wort kann man öfters hören.

Jetzt frage ich nur, wer sich noch wundern kann, wenn Niemand mehr bei den Bauern Dienstbote sein, sondern Alles in die Fabriken und Städte will. Sie kommen freilich auch von dort noch rechtzeitig zurück zum Einlegerelend und noch dazu mit einer ganz anderen Zerrissenheit des Herzens, als wenn sie nichts, denn die Einfachheit des Landlebens kennen gelernt hätten.

In manchen Gemeinden wird jährlich einige Male, gewöhnlich zu den Quatemberzeiten, in der Kirche für die Pfarrarmen abgesammelt. Da gehen die Leute im Gänsemarsch um den Hochaltar und werfen Münzen auf einen Teller. 'Bloß einen Pfennig gibt Keiner, weil wir keinen haben; die übrigen Scheidemünzen sind alle vertreten, sogar die alten Groschen von anno 1836, die seit fünfundzwanzig Jahren nichts mehr gelten. Wenn nun aber gar ein reicher Bauer einen ganzen Gulden auf den Teller wirft, so glaubt er mit einem schwedischen Sturmbock die Himmelsthür eingerannt zu haben. Die Pfarrarmen freuen sich auf die Vertheilung wie ein Kind; aber wenn einmal zufällig ein größerer Betrag ist, so kriegen sie ihn gar nicht auf die Hand. In Gegenden, wo Gewerkschaften oder Cavaliere die Bauernhöfe zusammenkaufen, um sie abzustiften, wird an die Gemeinde oder einzelne noch bestehenbleibende Bauernhöfe gewöhnlich Bargeld gezahlt, damit die Einleger, die der abgestifteten Bauernhäuser verlustig geworden, dafür entschädigt und versorgt werden sollen. Ich kann nur das sagen: die Armen werden nicht immer der Absicht des Einzahlers gemäß verpflegt. Mancher alte Einleger simuliert Tag und Nacht: Wo denn 's Geld hinkommt, das für die Armen gegeben wird! — Wackelt so ein alter Hascher wohl einmal zum Dorfrichter, bittet unterthänigst, ob nicht doch ein wenig was abfallen möcht für ihn auf ein Paar Winterschuh', auf eine warme Bettdecken oder — was die Genußsüchtigsten sind — auf etliche Pfeifen Tabak! — Ganz umsonst bittet freilich selten Einer, wenn das da ist, aber ich hab's auch schon gehört, daß der Gemeindevorstand den Bittsteller mit dem Stecken droht hat oder gar mit dem Ausruf erschreckt: „Das Bettelvolk, derschießen sollt' man's!"

Wieder mein Humorist, der krumpp' Serafin war's, der dem fluchenden Bauer auf solche Red' einmal geantwortet: „Wahr ist's, Herr Gemeindevorstand, wahr ist's. Derschießen, das wär' für uns das Allerbeste!" —

Das sind nur wenige Streiflichter in's Leben der Armen auf der Bauernschaft. Doch ahnt Ihr es nun vielleicht, was jene Gestalt auf der Bühne bedeutet.

Ich gebe zu, daß es viele Ausnahmen gibt, Gemeinden, die ihre unglücklichen, altersschwachen Mitglieder nicht verkommen lassen, Hausväter, die den Einleger mit Güte und Fürsorge behandeln, wie einen Hausgenossen. Manchmal denkt doch auch einer der Reichen an das Sprichwort, daß an keinem Hause der Geldsack hundert Jahre lang vor der Thür hänge, wie an keiner Familie so lange der Bettelsack. Aber selten, selten denken sie daran. Da gibt es Protzen auf dem Lande, die ihr Geld im Wirtshaus und Kartenspiel wie Spreu über die Tische werfen, jeden Anlaß bei den Haaren herbeiziehen, um prunken und flunkern zu können, die aber grob werden wie eine Lodenriffel, wenn ein-

Digitized by Google

mal von der Verbesserung ihres Gemeinde-Armenwesens oder gar von der Gründung eines Versorgungshauses mit geregelter und gewissenhafter Verwaltung die Rede ist. Wenn man so einen Ehrenmann dann sprechen hört, ja da fehlt keinem Einleger etwas, oder er ist selber daran schuld, wenn's ihm schlecht geht.

„Nur probieren!" sagt der Jammerer Hans. — Das ist der zumeist ungehört verhallende Klage- und Anklageruf von Tausenden, die in unserem schönen, gesegneten Lande in unverdienter Noth sind und keinen Fürsprecher haben dort oben, wo die Gesetze gemacht werden.

Ein tüchtiger, braver Arbeiter, den der Bauer und der Staat ausnützt — und in seinen alten Tagen wartet auf ihn dieses Elend. — Soll das so bleiben?

Eine musikalische Dorfgeschichte.

Arabeske von Friedrich Hausegger.

Ist's doch, als thäte sich eine and're Welt auf, wenn der Ton des Hornes träumerisch durch die Lüfte zittert, eine Welt, welche unserem Herzen näher liegt, als die, welche wir mit den Augen schauen. Denn Fertiges kehrt sich leicht feindlich gegen sich selbst; das Werdende aber birgt für unser Hoffen die Erfüllung aller Wünsche, die Verkörperung unserer schönsten Ahnungen in sich. Welch' schöne Gegenwart, welch' noch schönere Zukunft baute sich vor den Sinnen Peter's auf, als die Töne seines Alphornes in die klaren Lüfte flossen, bald lang gedehnt, wie ein Sehnsuchtshauch, bald lustig wechselnd in frohem Uebermuthe. Ist es ein Geheimnis der Natur, was da laut werden will, oder ein solches des Herzens? Beides wohl, denn da oben in den Berglüften haben Natur und Herz eine Stimme, und wenn jene sprechen will, so klingt sie an dieses an und findet da den klaren, vollen Ton. So that sich denn wie ein gelöstes Räthsel der Natur Peter's Geheimnis in diesen Tönen auf; es hieß „Marie". Unten im Thale wußte er sie, rührig waltend in der Schenke des Vaters; doch was war dem Zauberer die Entfernung? Sein Zauberhorn bannte ihr Bild sich vor die Sinne und mit ihm eine Welt, wie man sie sich schöner, reiner, beglückender nicht denken kann.

Bald aber fand sein Sehnen and're Spuren zu ihr. Gibt's heute nicht Tanz beim Ochsenwirt? Warum sollte er nicht dabei sein? Ist er doch nicht schlechter, als der Jäger; auch könnte es Marie verdrießen, wenn er nicht käme; und daß ein and'rer ihr aufmerksamer schiene als er, das hätte er nicht gerne gelitten. Er lenkte die Schritte thalab. Vor der Schenke stimmten böhmische Musikanten ihre Weisen an, die einen Vorgeschmack von dem Vergnügen geben sollten, welches der Besucher heute harrte. In großer Ferne schon hörte man den Baß in gerechter Abwechslung bald die Tonica, bald die Dominante berühren, und wenn auch zuweilen nicht an richtiger Stelle oder in gehöriger Folge, so kam doch am Schlusse des Satzes Alles wieder in die rechte Ordnung. In gleichmäßigen Zeitabschnitten erschütterten die schartigen Zusammenklänge der Blasharmonie, oder besser Blasdisharmonie, die Luft, gleichwie, um die erschlaffenden Gemüther wieder gewaltsam zu neuen Tollheiten aufzurütteln. Die zu tief

Digitized by Google

gestimmte Clarinette stellte sich stets ein, wenn es galt, die Honneurs zu machen oder das durch die vorlauten Töne der kleinen Pfeife beleidigte Gehör wieder zu beruhigen. Die wichtigste Aufgabe aber war der großen Trommel zugefallen; sie hatte die sich feindselig gegeneinanderkehrenden musikalischen Elemente in einem gewissen Respect zu erhalten, die allzu widerstrebenden zu übertäuben, die schüchternen zu ermuthigen und vor Allem dem Zuhörer den Tonstrom, welcher im Ohre seine eigentliche Heimatstätte nicht finden wollte, in die Beine zu leiten. Und wahrlich! dieser Effect gelang ihr vortrefflich. Bald war die Schenkstube voll von Leuten, deren Beine, wie von einem Dämon erfaßt, nach dem bleiernen Taktmaße der Trommel stampften, während ein wirres Summen und Sausen ihnen Kopf und Herz immer mehr betäubte. Wo war Marie? Wohl durfte Peter sie in seine Arme fassen, wohl hatte er sie näher an seine Brust gezogen, als je; doch sieh! der wilde Wahn führte ihr pochendes Herz mit gleicher Lust in die Arme des Jägers. Vergebens fahndete Peter nach den träumerischen Blicken, die ihm wiederholt gestanden hatten, was sich nicht in Worten sagen läßt. Waren diese Augen stumm geworden? Hatte sein Herz verlernt, ihre Sprache zu verstehen? Wilde Leidenschaften durchflouteten seine Brust. Er floh das immer wüster werdende Treiben und irrte lange, von düsteren Gedanken gepeinigt, im Walde herum. Endlich beruhigte sich der Kampf in seiner Brust. Ein mächtiges Sehnen nur blieb zurück.

Der Morgen fand ihn wieder auf der Höhe der Alpe, weithin hallten die Klänge seines Hornes. Er hatte Marie wiedergefunden.

Gedichte

von **Franz Stelzhamer**, in die steirische Mundart übertragen.

Wo da Pfenig gschlogn is, gilt er nix.

In da Welt hobns mih gern,
Hobn a Freud, wan ih kim;
Schau ih hoam, hebt sih gleih
Hintern Bama de Stim:

Is da Franz wieda dada,
Der umschwanzad Karl,
Sein doh sie und sei Boda
So an orbatsums Parl.

Und ah seini zwen Brüada,
Schod, der Oani is daußt,
Oba brav is an iada,
Hobn hübsch wos dahaust.

Jo, a damisch Concept
Hät da Der, wia ma hört,
Oba, wan ma's nit verwendt,
Wos is 's Concept wert?

„Wia schaut er dan aus?"
„Nau, Du kenst jo de Ort,
An aufstehads Hor
Und an hängadn Bort."

„Mei Leppa, der Kund!
Hot er doh noh a Gwond?"
Und dos wunderts, wan 's hoaßt:
Er steht randi banond;

Hot a Geldl in Sock
Und an Rock von fein Tuah,
Aft a glangerlads Ghäng
Und a schlogendi Uhr.

Sei Tüachel in Sock
Trueg a Dirn um an Hols:
Go sa funkelnogelneu
Und sa prächti is Olls! —

Digitized by Google

„Mei, wo hot ers dan her?
Wird doh ehrli noh sein,
Sist liassn sih d' Hern
In ka Gmoanschoft nit ein."

„Leicht hot er's daspielt
Van an Bräu oda Wirt,
Oda — letz war er gmua! —
Gor in Tuifel ongschmiert!"

A so trotschn's fuat,
Ih kons hörn und kons segn —
Zwe ih's leid? — Is jo öfter
Und Bessern scha gschegn.

Wans da Bauer betrochtat,
Zwe ih umroas in Gäu,
Selm wa freili mei Roasn
An Umschwanzerei.

Und wult ih enks sogn —
Mei, däs Büchel wurd z' dick,
Und es wissads ast erst noh
Nit gock und nit gick.

Es is nix zan greifn,
Fürn Schnobel ka Woad,
's wa Schod um die Zeit
Und um's Maul wa ma load.

Oba daß es doh wißts,
Wo ih mei Sacherl hernim,
Sa meld ih Enks hiazn
Mit hellanta Stim:

Enka schiagendi Weis'
Hon i glernt und hon's triebn,
Und hon's enk zan Gspött
In an Büchel aufgschriebn.

Und däs Büchel wird kafft
Wa da herischn Welt,
Ueber Enk wird brav glocht,
Oba mir trogts rund Geld!

Erklärung: Umschwanzad: vagabundierend. daußt: draußen. de Ort: diese Art. randi: stattlich. glangerlad: schlänkelnd, baumelnd. trueg: trüge. schiagendi: verrätherische.

Da Hadera.

Da Hadera bin ih
Und wer's ah gwiß bleibn,
Bis s mi bsegnen und s Amen
Aufs Todtnkreuz schreibn.

As is ah ka Wunda
Nit, daß ih s bin worn:
Mih hot scha mei Muada
In Hadern geborn.

Woaß Gott, wos s hot z'thoan ghobt
Just unta da Stiagn!
Und an wocklandn Hulzbock
Hon ih ghobt stott da Wiagn.

Quickquack hot da Hulzbock
Gschrian; qua qua da Bua,
Und mein Ahndl hot g'sunga:
Moch d' Aeugerla zu!

Wir ih gröffa bin worn,
Hobn s ma Höserln onkloadt,
Und hobn's — weil ka Knopf wor —
Ongheft'l in die Pfoad.

Als a zomzrissna Bua
Ha ih ka Büchel nit g'ocht't,
Hon s Deckel vaschmiert
Und brav Eselsohrn gmocht.

Und von ganzn A B C
Hon ih nix glernt, als: s i,
Kon ih go nix buchstabirn,
Als S = i = e: Sie.

Ast bin ih in Deanst
Und hon's Fuhrwerch betriebn,
Do bin ih schier ollaweil
In Koth stecka bliebn.

Hon ih gschrian: Schimmel, hi!
Und hon gmoant, daß gern gang,
Sein ma d' Radln ohglassn,
Oder ohgrissn d' Strang.

Wan ih drisch, bricht die Drischl,
Und d' Sengs, wan ih mah,
As wills holt nit thoan,
Und wan s wia da Wöll wa!

Wan ih zäun und wan ih moan,
Ih hät's noh so guat gmocht,
Sa sollt da ganz Teufel
Wieder um ba da Nocht.

Zan Feirta thur ih rachn,
Weils an iada Bua thuat,
Oba just, wan niih zimt:
Ha, hiaz geht's amol guat!

Digitized by Google

Follt ma die Pfeifn von Röhrl,
Oda bricht ma da Biß,
Und aft bandl ih holt um,
Bis s mar ausgloschn is.

Und aft muß ih wortn,
Bis ih holt wen begegn,
Denn i h mit mein Zeug
Bring ka Gandl nit zwegn.

's Eischiassn gfreut mih,
Und kon's ah hübsch guat,
Vorausgsetzt, daß's ma's
Amol extra gern thuat.

Aft grod wan's ma fürkimt,
Daß ih ollszsom daziel —
Himelkreuzheugeign!
Follt ma's Thala von Stiel.

Blawazt fuat und bleibt liegn
Schier go mittn auf da Bohn,
Daß der Oan auf boad Seitn
Schön fürmasseln kon.

Hon ih ma 'n aftn vazwickt
Und schiaß wieda noch Gwing,
Pölzt mar Oana frisch auffi
Und — krax! bricht da Ring.

Aft mittn in da Schonz
Hoaßt's: Geh, pock Dih davon!
Jo, as zimt mih nit onderscht,
A Hex hot ma's thon!

Und a so is s in Olln,
Wos ih onheb und thua;
Und ih fürcht, wan ih stirb,
Bringen s die Truhn nit zua.

Die Truhn nit zua,
Und die Todtngruahn nit auf,
Und da Meßna wird irr,
Und d Leut lochn brav drauf.

Das Gfangl — und stands Enk
Ah nit recht zan Gsicht,
Sa müaßt's Enk holt denkn,
Da Hadera hots dicht't.

Erklärung: Hadera: Fretter, ungeschickter Mensch. wocklanda: wackelnder. Drischl: Dreschflegel. Sengs: Sense. wia da Wöll: wie immer der Wille. zäun: Zäune machen. Gandl: Fünklein. Thala: Teller, Scheibe. blawazn: das tänzelnde, hüpfende Hinrollen einer Scheibe. vazwickt: verkeilt. Schonz: Chance im Spiel.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Vom Herzen — mit Schmerzen — ein wenig oder gar nichts.

Humoristische Vorlesung
von
Carl Morre.*)

Erstes — und zur Beruhigung der verehrten Zuhörer sei es gesagt — auch zugleich letztes Capitel, enthaltend Einiges über die Wohlthätigkeit und über andere menschliche Leidenschaften in Prosa und Versen.

Die Pflicht gegen andere vom Schicksale stiefmütterlich behandelte und unglückliche Nebenmenschen sich wohlthätig zu zeigen, wird auf verschiedene Weise geübt und das Orakel des Blümleins Maßliebchen mit seinem Sprüchlein: Vom Herzen — mit Schmerzen — ein wenig oder gar nicht, findet nirgends so treffende Anwendung als bei den Acten der Wohlthätigkeit.

Der erste Abschnitt: „Vom Herzen" bedarf keiner Erklärung. Wem die armen Mitmenschen erbarmen und wem das Gefühl des Mitleides schon bei seiner Geburt in die Seele geschrieben wurde, der gibt vom Herzen, weil er vom Herzen geben muß, und gibt vom Herzen so viel er kann und wenn er nit g'scheit is — auch noch mehr.

Wahnsinnige dieser Art, die mehr geben als sie können und haben, kommen Gott sei Dank unter den gebildeten Nationen der Neuzeit sehr selten vor; denn Thimon von Athen, der sein ganzes Vermögen verschenkt hat und dann von den Menschen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, verlassen — verzweiflungsvoll ausrief: „O, Erde, gib Du mir Wurzeln!" hat der Nachwelt ein lehrreiches Beispiel hinterlassen, daß man nit Alles verschenken soll — weil man nichts mehr z'ruck kriegt und noch ausg'lacht wird.

Wer den Armen vom Herzen gibt, empfängt bei jeder Gabe, die er austheilt, auch zugleich selbst eine Wohlthat; denn, weil er vom Herzen gibt, und weil das Herz kein Gedächtnis hat, so vergißt er augenblicklich auf das Gegebene und es rent ihn nie im Leben eine Wohlthat.

Diejenigen Menschen also, die vom Herzen geben, sind am besten d'ran, weil sie Andern Gutes thun und sich selbst dabei eine Freude machen und Gott sei Dank, es gibt noch viele Menschen, die vom Herzen gerne geben.

2. Abschnitt: „Mit Schmerzen."

Die Beispiele des Wohlthätigseins mit Schmerzen sind tausendfältig.

Eines der schlagendsten unter diesen Beispielen, weil doppelt schmerzlich, ist wohl jenes, wenn Einer verurtheilt wird, für die Armen fünf Gulden zu zahlen für eine Ohrfeige; denn mit Schmerzen hat der Kläger die Ohrfeige empfangen und mit Schmerzen zahlt der Geklagte die Strafe dafür.

Aber nicht bloß durch gerichtliches Urtheil, o, nein! auch im Vollbesitze des freien Willens gibt es sehr viele Fälle,

*) Gehalten am 15. November in der Wohlthätigkeits-Akademie des Vereines „Colonie" zum Behufe der Bekleidung armer Schulkinder in Graz.

Digitized by Google

wo der Mensch nur mit Schmerzen wohlthätig wird.

Denken Sie sich einen Schmutzian — bei dem jeder Kreuzer Feuer schreit, wann er verschenkt werden soll — in irgend einer Gesellschaft. Es kommt die Sprache auf eine wirkliche Noth, auf ein wirkliches Elend, und Einer von der Sorte derjenigen vom Herzen beantragt eine Collecte. Bei der Einbringung des Antrages schon muß der arme Schmutzian Qualen leiden und nachdem die Mehrzahl der Menschen gutherzig ist, wird die Collecte acceptiert und der Schmutzian ist in der Falle.

Zuhause hätte er den Collectanten über die Stiege geworfen, aber hier kann er sich doch nicht vor Allen blamieren; es bleibt ihm nichts über, er muß wohlthätig sein, aber nur mit Schmerzen.

Der echte Schmutzian wird auch noch in diesem Falle sich herauswinden so gut es geht, entweder entschuldigt er sich, daß er g'rad heut so wenig Kleingeld bei sich hat, oder wenn er ganz routiniert ist, nimmt er bei seinem Nachbar einen Gulden z' leihen und zahlt ihn nimmer z'ruck.

Selbstverständlich wird beim Fortgehen aus einem solchen Locale von den Gleichgesinnten immer entsetzlich g'schimpft, daß man sie abg'fochten hat und so oft er bei dem Haus vorbeigeht, schaut er bissig auf's Fenster und denkt sich, da hab'n 'j mi auch a mal dawischt — mit Schmerzen.

Aergerlich und verdrießlich und darum schmerzhaft wirken auch jene Wohlthaten, die nur deshalb gegeben werden, weil der Geber dabei etwas gewinnen will. Wie viele gehen von der Tombola zurück und giften sich, weil's nichts g'wonnen haben. Wär ich nur heut z' Haus geblieben. Schad' um's Geld, nit a g'scheite Nummer habn's gezogen.

Bei der Effecten-Lotterie bleibt ein gewonnenes Zündhölzelschachterl eine ewige Gall' für die ganze Familie.

Sind das auch Wohlthäter?

Nein! — nur g'foppte Spieler und Geber mit Schmerzen.

3. Abschnitt: „Ein wenig."

Der Begriff „Ein wenig" ist sehr relativ. Die zehn Kreuzer des Unbemittelten sind so viel wert wie die zehn Gulden des Reichen. Alles aber, was gegeben wird, verdient gleichen Dank — wenn das Wenige vom Herzen kommt. Der Kreuzer vom Herzen hat höheren Wert
Als der Gulden, mit Schmerzen hervorgezerrt.

4. Abschnitt: „Gar nichts."

I gib nix — i gib grundsätzlich nix — und i thu a nix — lassn's mi aus — die armen Leut sein a G'sindl. — Warum bin denn i nit arm — warum denn nit? — Weil i fleißig bin, weil i was geerbt hab. — Na also — warum schan'n die Leut' nit dazu — warum erben's nix — Weil s' z' faul sein. I — gib nix.

Leute, die so sprechen, sind Gott sei Dank so selten auf der Welt vertheilt, daß es gar nit der Mühe wert ist, darüber Ein Wort zu verlieren. Ich meinerseits betrachte einen solchen Menschen ausschließlich bloß als Magen, und wenn ich solchen Leuten Grabsteine setzen dürfte, ich würde bloß die inhaltsschweren Worte d'rauf schreiben lassen: „Der hat verdaut."

5. Abschnitt.

Ich hab' im Anfang getröstet, daß mein Vortrag nur Ein Capitel hat, aber wie viel Abschnitte dieses Capitel hat, das hab' i Ihnen nit g'sagt, das müssens leider erleben.

„Von den Combinationen."

Vom Herzen mit Schmerzen, vom Herzen ein wenig, vom Herzen gar nix. Mit Schmerzen ein wenig, mit Schmerzen gar nix. Ein wenig gar nix.

Wenn ich sage, daß Einer wenig gibt und daß auch dieses Wenige gar nix is, so werden Sie glauben, ich spreche einen Unsinn.

Ich bitte, ich erbringe sogleich den Wahrheitsbeweis. Setzen wir den Fall, es wird zu einem wohlthätigen Zwecke

Digitized by Google

eine Sammelbüchse herumgereicht. Ein Schmutzian von der Sorte mit Schmerzen zieht endlich nach langem Suchen ein Sechserl hervor und wirft es mit lautem Klingen in die Büchse. Das wäre also wenig, nicht wahr? Wenn er aber selbst dieses Sechserl nur hergegeben hat, weil es a falsches Sechserl war, dann war das Wenige auch gar nix.

Kommt vor.

Die Combination vom Herzen mit Schmerzen ist die vielseitigste und es ist ein Glück für die Armen, daß viele Leute existieren, welche vom Herzen geben, weil sie Schmerzen haben.

Was die linke thut, soll die rechte Hand nicht wissen.

Dieser biblische Grundsatz war wohl zu den Zeiten der Apostel möglich, wo es noch keine Zeitungen gegeben hat; heutzutage, wo so viele Wohlthaten nach Namen und Betrag in der Zeitung stehen, kann die linke der rechten Hand nichts mehr verheimlichen, und so Mancher gibt deswegen vom Herzen, weil es ihm schmerzen thät, wenn sein Name nicht in der Zeitung wär'.

Weit entfernt, diese kleine Leidenschaft lächerlich zu machen, preise ich jede Stadt, die zu Neujahr recht viele lange Spalten von Wohlthaten in den Zeitungen veröffentlichen kann.

Nicht unbedeutend ist die Zahl Derjenigen, welche, ohne sich um die Verwendung des Geldes zu kümmern, für große Unternehmungen namhafte Summen vom Herzen geben, weil sie mit Schmerzen auf einen Orden warten.

Wenn aber insgeheim ein Bedürftiger solche um ein Almosen bittet, kriegt er sehr häufig mit Schmerzen ein wenig oder gar nix.

Nicht Alle, die viel oder größere Summen geben, sind wohlthätig mit Schmerzen, o nein! ich weiß hunderte von Beispielen, wo große Summen still und bescheiden gegeben wurden vom Herzen; denn das gute Herz darf man dem Steirer nit in Abred' stell'n.

Wenn ich aus vielen Fällen ein Beispiel zum Beweise erbringe, so geb' ich es, gerade weil es die Colonie betrifft, den Namen des Gebers verschweig ich, die edle That zu preisen, laß' ich mir nicht wehren, sie stammt aus jüngster Zeit.

Ein Functionär des Vereines „Colonie" geht ahnungslos und sorgenvoll wie ein Vater, der 200 unbekleidete Bub'n zu bekleiden hat und nit weiß, wie viel der heutige Abend eintragen wird, gesenkten Hauptes über den Hauptplatz, da plötzlich bleibt ein Herr vor ihm stehen, nimmt die Brieftasche heraus, zieht eine 50 fl.-Note hervor, übergibt sie dem erstaunten Functionär, mit dem er spricht, für die Colonie vom Herzen, der Functionär nimmt die Note, blickt den edlen Spender fragend an, muß i was herausgeben mit Schmerzen? — Der wohlthätige Herr sagt nein, gehört voll in die Casse.

Darob erstaunte der Functionär ein wenig, eilte sporenstreichs zum Vereinscassier und fragte ihn: Macht Ihnen die 50 fl.-Note was? Trocken antwortete der Cassier nein, gar nix und steckte die Note in's Portefeuille.

Möge Gott den edlen Geber für die Gabe lohnen, aber mit Freuden, nicht mit Schmerzen; denn leider werden gar oft vom Herzen gegebene Wohlthaten statt belohnt, nur mit Schmerzen bestraft.

Wenn man in eine Wohlthätigkeits-Akademie geht und dafür, daß man zum guten Zwecke den Eintritt bezahlt hat, eine langweilige Vorlesung hören muß, wie es soeben hier der Fall ist! Aber auch ich lese nicht bloß vom Herzen, sondern zugleich mit Schmerzen vor.

Es freut mich vom Herzen, daß ein Verein existiert, welcher sich die schöne Aufgabe stellt, arme Kinder zu bekleiden, und ich bin stolz darauf, daß dieser Verein mich der Ehre würdigt, wenn auch nur in bescheidener Weise, seinen edlen Zwecken dienstbar werden zu dürfen.

In diesem Sinne also lese ich vom Herzen, wenn ich aber darauf denke, daß unter den Kindern, welche bekleidet werden, bloß lauter Buben sind, dann les' i mit Schmerzen, weil

Digitized by Google

es mich schmerzt, daß schon bei den Kindern die Buben bevorzugt werden.

Glaubt denn die löbliche Vereinsvorstehung der Colonie, daß den Madln im Winter nit kalt is, oder schaut vielleicht a bloßfußiges Madl nobler aus als wie a bloßfußiger Bub? Geltens, da könnens mir ka Antwort geben, aha!

Ich werde Ihnen schon abgewöhnen, mich zu ana Vorlesung einladen für die Bub'n, mir waren mein Lebtag die Madln lieba, darum les' i für den wohlthätigen Zweck vom Herzen, aba weil's Geld nur für die Bub'n verwendet wird, mit Schmerzen; denn die Madln krieg'n bei der Vertheilung wenig oder gar nix, obwohl ein hungriges Madl grad so viel Appetit hat, wie a hungriger Bua.

Ob diese meine Anspielung einen Erfolg hat, ob nicht vielleicht die Frauen sagen, wir sein auch wer und gründen eine Colonie für Madln, das weiß ich nicht; ich aber les' in Zukunft nur mehr für die Madln und wann mich wer fragt wie? so sag' ich: „ich lese immer vom Herzen," zuhören thun die Andern mit Schmerzen und wann man fragt, wie's gefallen hat, werden die Einen sagen: „ein wenig" und die Andern: „gar nit."

Wünsch' gute Nacht!

Ein Bekenntnis aus meiner Jugend.

Von P. K. Rosegger.

Eines Sonntags nach dem Gottesdienste ließ der Pfarrer von St. Kathrein meinen Vater zu sich in den Pfarrhof bescheiden. Der Kathreiner Pfarrer half nämlich jenem von Krieglach die Menschenschäflein von Alpel hüten. Und da dachte sich mein Vater: Heute geht's gewiß wieder der jungen Dirnen wegen her, die man im Hause hat und die man an den Samstagnächten vor den Burschen nicht fest genug versperren kann. Diesmal war's jedoch was Anderes. Der Pfarrer drückte meinem Vater eine Fünfguldennote in die Hand und sagte: „Waldbauer, das gehört Dein. Es ist Jemand, der hat es mir gebracht und mich gebeten, ich möchte es Dir übergeben. Aber fragen darfst Du nicht, es ist ein Beichtsiegel darauf; nehmen sollst es mit gutem Gewissen, es ist Dein ehrliches Eigenthum."

Das war das einzige Geld, welches meinem Vater je vom Himmel fiel; er hat damals nichts Sicheres darüber erfahren, hingegen getrachtet, die fünf Gulden für gute Zwecke zu verwenden, womit er gleich den Anfang machte mit der Zahlung einer heiligen Messe „auf gute Meinung für den unbekannten Spender".

Dieser „Spender" war — wie sich's später herausstellte — ein diebischer Nachbar, der nächtlicher Weile auf die Tenne des Waldbauers gieng und das Korn in Säcken wegtrug. Warum denn nicht? man kann's ja beichten, wird verziehen und der Pfarrer darf nichts aussagen. — Er irrte sich. Beichten konnte er es freilich, aber der Pfarrer sagte ihm, so lange er den Diebstahl nicht bis auf den letzten Pfennig vergüte, könne er ihn nicht lossprechen und im Todesfalle fahre er mit seinen Sünden zur Hölle. Das war schlimm. Der Nachbar war Einer von Denen, die sich zwar nicht vor dem Bösen, wohl aber vor dem Feuer fürchten; er entschloß sich zur Vergütung und der Pfarrer vermittelte sie, ohne daß die Sache laut ward. Seitdem derselbe Nachbar wußte, daß das Beichten allein nichts nütze, sondern daß man auch Genugthuung und Entschädigung leisten müsse, soll er gar nicht mehr zur Beichte gegangen sein — aber auch nicht mehr gestohlen haben.

Daher frage ich und frage nicht im Vorwitz, sondern in tiefem Ernste, ob unser Landvolk wohl klar genug denken könne, um durch das Institut der Beichte nicht mitunter moralisch Schaden zu leiden, anstatt dadurch sittlich gehoben und gebessert zu werden? Der Bauerujunge

Digitized by Google

mag die „Fünf Stück' zu der Beichte" aus dem Katechismus zehnmal auswendig lernen, im Ganzen und Großen denkt er doch nicht weiter, als daß mit der Beichte und der formellen Lossprechung die Sünden vertilgt seien und die Verantwortlichkeit gewichen. Es gibt Beichtkinder, welche die Lossprechung sogar erschleichen, indem sie gerade die vergängliche Sünde so rasch, undeutlich oder leise durch das Beichtgitter hineinlallen, daß sie der Priester überhört oder mißversteht. Gebeichtet ist sie, wenn der Beichtvater unaufmerksam oder schwerhörig ist, dafür will der Beichtende natürlich nicht verantwortlich sein.

Da erinnere ich mich an eine Geschichte, die mir selbst in meiner Jugend passiert ist. Es war ganz niederträchtig, was ich gethan, und es war eigentlich doch nicht incorrect.

Ich mochte damals zwanzig Jahre alt gewesen sein, und unter munteren Dirndeln lebend, hat denn Mancher zu beichten, daß er — zwanzig Jahre alt sei. So auch ich, und die Sache war im Grunde nicht so schlimm. Ich gieng zur österlichen Zeit zum Beichtstuhle des Herrn Pfarrers, der in der Sakristei stand und machte meine Bekenntnisse. Der Pfarrer forderte mich zur Reu' und zum ernstlichen Vorsatz auf, ich weigerte mich nicht; als er aber verlangte, daß ich eine bestimmte Mittheilung auch meinem Vater machen müsse, damit der mich hüte, war ich still und konnte nichts versprechen. Denn die Sorgfalt, mit welcher mein Vater mich besonders in den holden Samstagnächten hütete, war mir gerade groß und unangenehm genug. Der Pfarrer fragte mich nun scharf, ob ich meinem Vater bekennen wolle? Ich antwortete, das würde sich schwer machen lassen. Hierauf versetzte er, ich sei unbußfertig, er könne mir die Lossprechung nicht ertheilen, ich solle mich erst bessern und dann wiederkommen. Damit wendete er sich an die andere Seite, einem frischen Beichtkinde zu. Ich schlug der Umstehenden wegen noch ein Kreuz über das Gesicht, als ob es drinnen auch der Pfarrer über mich gemacht hätte, und schlich davon. Ich war zerknirscht. Nicht wie jener Tiroler dachte ich: Wenn er's nicht kann, was setzt er sich denn hinein? Nein, ich dachte: Der Pfarrer ist schon ein alter Herr. Jetzt gehe ich zum Kaplan, vielleicht kann's der besser.

Der Kaplan war als frommer Priester bekannt, und das hörte ich oft, fromme Priester seien mehr im Stand, als andere. Wußte auch, daß so Viele, die sich daheim in der Pfarrkirche nicht abzuladen getrauten, darum so gern nach Maria Zell giengen, weil es dort die Beichtväter so flink machen und — wie es hieß — Jeden lossprechen. Das kommt davon, weil die Maria Zeller eben frömmer sind und höher in der Gnade Gottes stehen.

Ich versuchte es also mit dem Kaplan, der seinen Beichtstuhl im rechten Kirchenschiff hatte. Dort gab es größeren Andrang, denn die Leute meinten, der Kaplan wäre ihnen lieber, weil er nicht so laut sei, als der Herr Pfarrer, bei welchem Verweis und Lehre auch alle Umstehenden zu hören bekämen. So dauerte es eine Weile, bis ich beim Kaplan an die Reihe kam. Der Pfarrer war mittlerweile auf die Kanzel gestiegen, um die Predigt zu halten. Da duckte ich mich denn hinter die alten Weiblein, die am Beichtstuhl standen und über die ich stangenlange Creatur schreckbar hoch emporgeragt hätte. Etwas in mir war doch, das sagte: Der Pfarrer darf es nicht sehen, daß Du's heute auch beim Kaplan versuchst, obwohl ich mir andererseits wieder dachte: Warum denn nicht? Wo steht's denn verboten, daß — wenn mich der Eine nicht kann losthun, ich zum Andern nicht darf gehen? Die Hauptsache ist nur, daß ich dem Kaplan Alles gerade so erzähle, als früher dem Pfarrer. Denn was hilft's mir, wenn ich das Zeug verschleife oder gar vertusche, die Lossprechung ergannere und mir bei der Communion den ewigen Tod esse? Das wäre mir doch zu dumm.

Endlich kam ich dran, der Kaplan lieh mir sein Ohr. Ich that meine

Digitized by Google

Beichtgebete, kam zum Bekenntniſſe, bei welchem ich den kitzlichſten Theil mit etwas unſicherer Stimme aber doch wahrheitsgemäß darthat. Als ich fertig war, wendete der Prieſter ſein Geſicht zu mir, hielt die übliche Lehre, gab mir als Buße ſieben Vaterunſer, ſieben Ave Maria und den „Glauben“ (das katholiſche Glaubensbekenntnis) auf, ſprach ſeinen lateiniſchen Segen und machte mir mit flacher Hand das Kreuz. — Ich war losgeſprochen. Gering wie ein Vöglein fühlte ich mich. Nun iſt Alles wieder gut und der Vater braucht nichts zu wiſſen.

Ich trat an das Speiſegitter (die Rampe, die für das Volk als Altartiſch gilt), und an welchem ſchon viele Andere knieten, um die Communion zu empfangen. Ich erſchrak gewaltig, als anſtatt des Kaplans, den ich erwartet hatte, der Pfarrer zum Altare trat, um das Sacrament zu reichen. — Jetzt geſchieht was, dachte ich mir, er wird den von ihm nicht Losgeſprochenen laut vom Altare weiſen und ich werde für die ganze Gemeinde ein Menſch des Abſcheu's ſein. Der Pfarrer reichte der Reihe nach den am Speiſegitter Knieenden die Hoſtie, mir wie jedem Andern — und es war nichts weiter. —

Dieſen Fall habe ich ſeither zweien Prieſtern der allgemeinen katholiſchen Kirche erzählt. Der Eine ſagte, ich wäre als nicht losgeſprochen zu betrachten geweſen, denn der Pfarrer habe als Bedingung zur Abſolution verlangt, daß ich mich beſſere, nicht, daß ich ein zweites Mal beichte. Der Andere meinte, wenn das Beichtkind ein gewiſſenhaftes Bekenntnis ablege, ſo ſei für die Abſolution einzig nur der Prieſter verantwortlich; ſprach mich der Kaplan los, ſo war ich ſo gut losgeſprochen, als wenn's der Pfarrer früher gethan hatte.

Heute lege ich meine Bekenntniſſe der Welt ab und ergeht's mir nicht beſſer wie damals: Der Eine verweigert mir die Abſolution, der Andere nicht. Aber den Fehler, zwanzig Jahre alt zu ſein, habe ich richtig abgelegt.

Lieder

aus dem „Pathen des Todes“ von Rudolf Baumbach.

Freundlich lacht die weite Welt.

Freundlich lacht die weite Welt
Heimatloſen Leuten.
Hei, Du maiengrünes Feld!
Markt und Schenke, Hof und Zelt
Mußt Du mir bedeuten.

Wand're ſtets den breiten Weg
Nach der Art der Jugend.
Iſt die Jugendluſt verrauſcht,
Wird der breite Weg vertauſcht
Mit dem Pfad der Tugend.

Einſt die ewige Seligkeit
Will ich mir erwerben.
Doch ſo lang ein Faß nur rinnt,
Und mich küßt ein ſchönes Kind,
Denk ich nicht an's Sterben.

* * *

Frau Schwalbe gib mir Kunde.

Frau Schwalbe gib mir Kunde,
Wo mag mein Liebſter ſein?
Er liegt im Thurm gefangen
Bei Ottern und bei Schlangen
Und leidet große Pein.

Wie mag ich zu ihm kommen?
Frau Schwalbe gib Beſcheid!
Du kannſt nicht zu ihm wandern;
Es trennen Eins vom Andern
Drei Waſſer wild und breit.

Drei wilde breite Waſſer,
Die brechen mir nicht den Muth.
Einen Engel wird Gott mir ſenden,
Der trägt mich auf den Händen
Wohl über die wilde Fluth.

Laß alles Hoffen fahren!
Der Weg iſt lang und weit,
Ein Jahr und ſieben Wochen,
Dann iſt Dein Herz gebrochen
Vor übergroßem Leid.

Und iſt mein Schatz geſtorben,
So ſind' ich doch ſein Grab.
Dort will ich beten und ſingen;
Das Herz mir zerſpringen
Weil ich ſo lieb ihn hab'.

Digitized by Google

Das deutsche Schauspielhaus.

Ich bin ein deutscher Mann und werde wahrscheinlich darob von dem übrigen deutschen Volke tüchtig ausgelacht. Andere sind deutsch mit dem Munde; ich gehe noch um einen Schritt weiter und will es auch mit der Sprache sein. Wenn ich ein Franzose wäre, würde ich mich um meine französische Sprache annehmen, obzwar kein Anlaß ist sie zu vertheidigen, denn der französischen Sprache geht es ganz gut, weil sich ihr Volk wacker um sie kümmert. Da nun aber einmal die deutsche Sprache mein ist, so will ich auch eine möglichst vollkommene und reine Sprache an ihr haben. Sie ist mir nicht bloß ein trockenes Ausdrucks- und Verständigungsmittel, sie ist mir an und für sich ein Wertgegenstand, aber nicht etwa in dem Sinne, wie unseren Bureaukraten (für diese Leute ist das häßliche Fremdwort gut genug), welche in ihren Schriftstücken recht viele Worte machen, um das, was sie sagen sollen, gar nicht oder so schlecht als möglich zu sagen. Auch diesen Herren ist die Sprache also Selbstzweck, über den wir gelegentlich ein recht lustiges Hauptstück schreiben wollen.

Für die deutsche Sprache mustergiltig, sagt man, sei das Theater. Somit ist es meine heutige Aufgabe, ein deutsches Theater zu bauen. Es haben sich um diesen Bau viele Architekten beworben, aber ich kann nur einen Baumeister brauchen. Mein Baumeister sagt, ein Theater sei zwar nichts Schlechtes, aber ein Schauspielhaus sei besser; so lange man kein gutes Schauspielhaus habe, könne man es den Leuten nicht verübeln, in's Theater zu gehen. Ich habe mit meinem Schauspielhause verschiedene Neuerungen vor, deren Vorzug in weit größerer Bequemlichkeit liegt, und zwar ohne Mehrkosten zu verursachen. Die in die Augen springendste Neuerung dieses Schauspielhauses wird sein, daß es weder ein Vestibule, noch ein Auditorium haben wird, die beiden Räume sollen durch eine Vorhalle und einen Zuschauerraum ersetzt werden. Auch wollen wir es der Feuersgefährlichkeit wegen ohne Coulissen und Decorationen versuchen, doch aber Schiebwände und Hängewände herstellen. Selbst die gesetzlich vorgeschriebene Courtine wollen wir abschaffen, hingegen uns nicht weigern, einen Sicherheitsvorhang beizustellen. Weil das Orchester in vieler Beziehung störend wirkt — weshalb es Richard Wagner auch unter die Erde versenkt hat — so wollen wir es in einen Spielleutplatz umgestalten. Die Cerclesitze müssen ebenfalls fort, für vornehme Leute scheinen uns Rangsitze viel passender zu sein. Am gewagtesten dünkt es uns, die Logen abzuschaffen, weil die Leute vor der Zelle eine gewisse und nicht ganz ungerechtfertigte Abneigung haben. Da wir fürchten, daß es uns ein Duell zuziehen möchte, wenn wir sagen, die Studenten und Officiere wären parterre, so wollen wir für sie einen festen Stehboden herstellen. Damit im Falle eines Brandes oder eines Erdbebens der Plafond nicht einstürzen kann, so wollen wir statt dessen den Raum mit einem Deckenzelt versehen und statt des üblichen, unter Umständen sehr gefährlichen Lustres einen Kronleuchter anbringen.

Nicht minder haben wir in Bezug auf das Personenwesen Neuerungen im Sinne. Da Portiers erfahrungsgemäß grobe Leute sind, so wollen wir anstatt eines solchen einen Thorhüter anstellen, und um bei dem Cassier das Durchgehen zu vermeiden, ihn gegen einen Säckelwart austauschen, der nicht in der Cassierloge, sondern zur Bequemlichkeit der Besucher im Kartenamt zu treffen sein wird. Die Plätze werden nicht von Billeteuren, sondern von Ordnern angewiesen. Zum Schrecken der Schauspieler wird der Souffleur abgeschafft, hingegen wird ihnen ein tüchtiger Vorsprecher gute Dienste leisten.

Da die Leute mit dem Repertoire ohnehin selten zufrieden sind, so wollen wir statt dessen einen Wochenplan aufstellen. Um den beständigen Klagen

Digitized by Google

der Abonnenten wegen zu häufiger Abonnements Suspendus zu begegnen, haben wir uns entschlossen, das Abonnement gänzlich aufzulassen, hingegen Monats- oder Jahresmiethen einzuführen, die nur bei außergewöhnlichen Anlässen, als etwa bei Vorstellungen zum Vortheile hervorragender Schauspieler auf ganz kurze Zeit unterbrochen werden. Die Beneficevorstellungen sind ein für allemal abgeschafft. Es ist uns gerathen worden, in unserem Schauspielhause weder Komödien noch Tragödien, weder Opern noch Operetten aufzuführen; man könnte allerdings durch Lustspiele, Possen und Trauerspiele dafür entschädigen, die Opern möchte ich hingegen nicht gerne abbringen, doch für die Operette, die ohnehin so schmählich heruntergekommen ist, mit Vergnügen Singspiele veranstalten.

Auch fühlen wir uns im Vorhinein verpflichtet, zu gestehen, daß bei uns auf offener Scene gar nicht gespielt werden wird, sondern immer nur auf offenem Schauplatz, und auch auf diesem nicht in lose aneinandergereihten Scenen, wie das bei schlechten Stücken vorzukommen pflegt, sondern in Auftritten.

So viel andeutungsweise über die Neuerungen, die wir in unserem deutschen Schauspielhause einzuführen gedenken. Was aber die Theaterrecensenten dazu sagen werden? fragen Zweifler. Wir pfeifen auf die Recensenten, vor ehrlichen Berichterstattern werden wir uns nicht zu verstecken brauchen. — Und Schwarzseher geben zu bedenken, ob ein solches Unternehmen wohl auch ein Publikum finden werde?

Wir brauchen kein Publikum; unsere Zuschauermenge wird sein das deutsche Volk.

R.

Die Schützen im Höllenthal.*)

Mitgetheilt von Th. Vernaleken.

Miakt auf, maini liabn Leutelu! I wül Eng hiazta a rechta saubani Spanzifankalgschicht dazöln. Sis a rechta scheni Gschicht und so wohr als mai Lebtog. I muaß schon mai Gsterml donilegen (Tabakpfeife hinweglegen), daß is recht schen dazöln koun. Do hintn im Wold houm va Zeitn a Por Hulzknecht glebt. I koun eng d Nam nit glei sogn, oba dös thuat nix; si houm holt glebt. Da orni wor Eng a so a odrahta Halunk, daß i Engs gur nit sogn koun; herentgegn wor oba wieda da ondari a rechta guata Domerl (Damian = Harmloser, Bereitwilliger). Da oani, der Hirsl, hot ollawal zweng Göld ghobt und hot oba a (auch) nix orbatn wölu, vaneden (deshalb) is a in Wold gonga und hot so an Wülddiap gmocht. Da ondari, i moa, er hot Pultl ghoaja, wor nit da reichsti, oba er hot holt brav gorbat, und vanedn (deshalb) hot a holt ollawal so basabl lebn kinna und wal a zfriedn wor, so isa a glickli gwesn. Nocha hot a non an ferma Schotz in Dersl ghobt, der erm recht treu und ouhängli wor. Dös hot holt in Hirsl recht gharbt (geärgert) dasa grea und blob is worn und hot ollawal nochgsimmeliat wia as holt oumstölln that, daß a a so glickli wurd wia da Pultl. Gags hotn da Narischi griaßa lossn (auf einmal kam er auf den thörichten Gedanken) und er hot si ihn Teufl vaschriebn. Sagaramiasnboch! do is s nocha oba gonga bein Hirsl. Sai olti Hulzknechtkrachsn hot a glei zomreisa lossn und hot si a neichi Khäuschn (Holzhaus) bou lossn. Dabai hot a si a a scheni Hundshittn mocha lossn fia sain schwozn und zottadn Hund. Hiazta hot a frali sakrisch vühl Göld ghobt und hot a flotts Lebn vabrocht, oba a woa holt ollawal no nit so netta glickli wia

*) Nach einer Volkssage beim Kaiserbrunnen am Schneeberg in N. Oe. Ein Seitenstück zu den beiden Jägerburschen im Freischütz.

Digitized by Google

da Pultl. Sis eam nou a saubas Diandl ogonga (abgegangen, das ihn auch gern hätte), de erm denawul a mecht. Zölmigi (ein solches) that a nit finda. Sis that eam recht vadriasa, dasn wul gar ka Deandl mecht. A hot si wuhl um olli umagschmoullt (geschmunzelt) wira olta Koda, (wie ein alter Kater) oba sie san eam olli ausgwicha. Wira oba gsegn hot, daß a mitn schmian (schmeicheln) nit guat umgehn koun, wurd a kebi (trotzig) und gangat zu die Votan, de a recht beschardian (dringend bat) und mit sain Göld ferian that. Aso is a a zum Pultl sein Deandl kema und hot dera recht sche thou und ihrn Vota fest ongsetzt. Dö hot oba eam nit leidn kinna und hot a denawul in Pultl nit untreu werdn wölln. Do is eam auf amol da Eisol kumma, a wull in Pultl wegarama. Banedu hot a si a recht zum Pultl göllt und hot eam recht sche thou, daß an leicht marnan kinnt (damit er ihm leichter in die Schlinge falle).

Aso hot a verdemi amol recht simfiaß (heuchlerisch) zum Pultl gredt: „Schau liaba Pultl, Du bist recht oam (arm), muaßt Di fria und spot rackan, daß Dai wengal Lebn durchibringst. Konst zletzt nita mol Dai Deandl hairatn walst ka Göld nit host. Du dabormst ma recht, liaba Pultl. Oba loss guat sai! Sis da zhölfa." Da Pultl, neugiri und netta a wengal goldgiri, hot glei gfrogt: „Han wia? liaba Hiasl! I that Di wul recht bittu, wonst ma a rautl (ein wenig) aufhölfa thast." „Frali is s nit leicht", hot da Hiasl gsogt. „Oba i sog das, planisch nix aus! — Du woast von da Gams mit den sülban Krikkln? Won Du dö bei da Nocht um a alsi schiaßt, so wirst da glicklichsti Mensch und kriagst 's Göld hochsimpalweis (massenhaft). Wülstis schiaßn so waisidi hin, wos geht. Büchsn und drei gweichti Kugln leich i Da." Da Pultl sogt nit na, sundan ist mitn Hiasl auf dnachsten Wänd krakselt und hot do gwoat bis die Gams käma that.

Uma alsi is s richti käma und rundumadum hots gleucht und bruna. Dem Pultl is schier s Herz in d Hosen gfolln, oba sei Dirndl unds Göld houm eam wida Kurasch gmocht. Die Gams is just aufa a Schneid (Felskante) gsprunga und da Pultl druckt los. Herschaft! do hots an Dunnara thoun, wir wonn d Welt zomfolla that, und aus das Gams is da graußlichi Luzifer ausgforn und is in die Kluft obi gstiarzt. Wir oba da Pultl so gamt (verblüfft schaut), kriagt da von hint an Schirbs (einen Stoß) und glei is a a üba d Wond obipuarzelt. Hiazt hot da Hiasl recht heanzarisch (höhnisch) glocht und hot si schon gfreut iba sai Glick. A hot gwoat bis Tog is woan und nocha is a hoam gonga. Aba wia is a dakema (erschrocken) wira in Pultl in Dersl siacht (als er den Pultl im Dorfe sieht). Er hot do gwiß gwust, dasan obigschmießen hot. Der Pultl that oba ols wonn nix gschegn war und hot in Hiasl recht freundli angredt: „Göl Hiasl, dös wunat Di (wundert Dich) daß i nou leb. Du host krali gwunschen, daß i sterbn sullt, oba Oana hot mehr Gwolt als Du und der do iba uns is, der hot ma mein Schutzengel gschickt, und dös wor die waiß Gams mit die sülban Krikkln, nit Dein tolgada Teufl, dö mi ausgjongt hot auf ihrn Rucken und mit mir auf a Wiesn gsprunga is. I sog das, Hiasl, i vazeich Da Dai besi Thot; oba unsa Herrgott sai Da gnädi und bormherzi, wonn a a mul Dai Stindli schlogn wird." Da Pultl is scho wegagonga dawal nou da Hiasl stehn that ganz vabornt und niedagschlogn. Saini Boa houm gschebat, waln da Pultl auf sai Sterbstindal gmahnt hot. Sis wor eam nit rar ums Herz. Bolla Ongst hot a si hoamgschleppt. Wiara so hoamkäma is, recht miserabl, zum sterbn, hai! do is schon da zottati Hund so großmächti doghuckt und hot so teuflischi Grimmassn gmocht, daß ams Bluat hätt gfrian kinna.

Da Hiasl hat schon recht großi Bluatstropfn gschwitzt und sai Moach is eam kolt worn; do hotn da Hund pockt bei da Flich und is mit an narrischen Gstonka mit eam nit ins Paradeis groast (gereist).

Digitized by Google

Volkssagen aus Oberösterreich.

Mitgetheilt von K. A. Gloning.*)

Das Nachtveilchen.

Als unser Heiland am Kreuze dem Tode entgegensah, da versenkte sich die ganze Natur in tiefe Trauer, die Bäume neigten ihre Aeste weit zur Erde herab und näßten den Boden mit reichen Thränen, die Blümlein schluchzten, helle Tropfen perlten aus ihren Kelchen, und süßen Duft sendeten sie empor zum Heilande, um ihn in seiner Qual zu erquicken. — Als aber Christus am Kreuze die sieben Worte gerufen, in denen sich sein Schmerz abspiegelte, als die Sonne am Himmel erlosch und die ganze Natur vor Schmerz zu vergehen schien, da ergriff die Blümlein eine tiefe Niedergeschlagenheit; sie neigten entsetzt ihre Köpfchen und vergaßen, in tiefen Schlummer verfallend, des göttlichen Sterbenden.

Nur das Nachtveilchen überwand Schwäche und Angst, es duftete fort, und als das Gotteslamm bereits im Tode erstarrt war, da umfloß die heilige Leiche noch immer der süße Hauch der treuen Nachtviole. Erst gegen Morgen überwältigte die schwache Pflanze die Ermüdung, sie erhebte dreimal von der Wurzel bis zur Krone und entschlummerte.

Da trat der Engel des Herrn zu ihr, segnete sie und sprach: „Schlumm're sanft, Du hast die Ruhe wohl verdient! Schlumm're zur Zeit, da die anderen wachen und wache, wenn die da schlafen. So will es Gottes heiliger Wille. Du sollst nicht die Schwüle des Tages ertragen müssen; wenn Du wachst, wird es kühl und ruhig sein rings um Dich. So wie Du den Erlöser in seiner letzten Stunde gelabt, so sollst Du fürderhin den Pilger erquicken, der einsam in der Nacht dahinschreitet, und birgt ein Weh seine Brust, so wirst Du sein Tröster sein!"

Und seit dieser Zeit wacht und duftet das Nachtveilchen in der Nacht.

* * *

*) Siehe Seite 238.

Beschwörungsbücher.

Meine Großmutter (erzählt ein Innviertler Bauer) behauptete, es gebe nur mehr drei Beschwörungsbücher; das vierte gehörte einem Bauern, den sie noch gekannt habe. Einst in der Mettennacht versah das Söhnlein dieses Bauers die Hausmache und gerieth über das Buch. Er las und las, und wirklich erschien der Satan und warf einen Sack voll Geld auf den Tisch. Doch der Bursche wußte nicht, wie er abdanken sollte; da füllte sich die Stube mit Raben, welche ihm hart zusetzten. Zum Glücke kam der Vater noch früh genug heim. Der schüttelte einen Vierling Brein auf den Boden, und während die Raben die Körner auflasen, las er die Formel, Silbe für Silbe, Buchstaben für Buchstaben rückwärts. Da verschwanden die bösen Geister. — Er aber warf das Buch in's Feuer. (Bei Teufelsbeschwörungen wurde der Satan „abgedankt", wenn man die Beschwörungsformeln zurücklas.)

* * *

Der Springerwirt.

Nicht weit von Eferding steht ein altes Schenkerhaus, das bis in die neueste Zeit herein „zum Springerwirt" genannt wird. Das große Schild zeigt einen in den Lüften schwebenden, seine Schellenkappe lustig schwingenden Harlekin.

Vor vielen, vielen Jahren saßen an einem Sonntagsnachmittage die Bauern müd und schläfrig vor ihren Krügen. Es war eine recht gedrückte Stimmung unter den Gästen. Da ertönte plötzlich ein heiteres Lied vom Zaune herüber und ein junger Bursche in der Tracht eines Handwerksburschen betrat die Schänke.

Der Ankömmling bestellte einen Humpen Wein. Der neugierige Wirt stellte allerlei Fragen über das Woher und Wohin, was der junge Mann dahin beantwortete, er habe kreuz und quer die Welt durchzogen, habe als Doctor und Magister der freien Künste vor Kaiser und Königen das Lichtlein seines Geistes leuchten lassen.

Digitized by Google

Rothard, so nannte sich der Fremde, wurde von der Gesellschaft gebeten, auch heute etwas zum Besten zu geben. Nach längerem Hin- und Herreden erbot er sich, höher zu springen als des Wirtes Haus, welches nach der Schätzung des Eigenthümers vom Sockel bis zum Giebel seine zwölf Klafter hatte. Man einigte sich zu einer Wette. Rothard sollte im Falle des Gewinnes das Wirtshaus sein Eigen nennen, im Falle des Verlierens 50 Humpen Wein der besten Sorte zahlen.

Der Fremde stellte sich zum Sprunge an. Die Bauern pflanzten sich im Kreise auf und blickten in gespannter Erwartung auf denselben. „Hopp!“ und Rothard schwang sich empor; jedoch betrug die Entfernung seiner Sohlen vom Boden kaum 15 Zoll.

Jubelnd behauptete der Wirt, die Wette gewonnen zu haben; allein Rothard entgegnete: „Ich bin wohl über die 15 Zoll hinaus gesprungen. Nun mag Euer Haus springen. Wenn dieses höher auf hüpft, dann habe ich die Wette verloren. Vorwärts, alte Baracke!“

Da gab's nun ein großes Gelächter. Beide Theile drohten, die Hilfe des Gerichtes in Anspruch zu nehmen. Ein alter Bauer, der diesfalls schon bittere Erfahrungen gemacht haben mochte, schlug einen Vergleich vor.

Rothard, des unsteten Lebens satt, blieb bei dem Wirte als Geselle und erwies sich als kluger, tüchtiger Schaffner. Seine lustigen Einfälle und Schnurren fanden bei allen Gästen Beifall. Von weit und breit strömten sie nach dem einsamen Hofe und labten sich an des Meisters goldnen Tropfen und des Gesellen witzigen Worten.

Als nach einigen Jahren eine böse Seuche durch's Land zog, welcher auch der lustige Kumpan zum Opfer fiel, weinte ihm der Wirt aufrichtige Thränen nach.

Er ließ den Fremdling als lustigen Springer malen und das Bild über dem Thore an mächtiger Eisenstange befestigen.

Die Ameisen und die anderen Thiere.

Es waren einst Riesen die kleinen Ameisen,
Wie noch die Thermiten der Tropen beweisen.
Doch weil ihre Kämpfe sie ließen sein,
Wurden sie nach und nach ganz klein.
Der Herr sprach: Multiplicanimi,
Das hörten sie gern und das thaten sie!
Man sah sie Morgens und Abends laufen
Und Vorrath schaffen für ihren Haufen.
Zur Sommerszeit, wenn Andere lagen
Auf der Bärenhaut, froh sie der Arbeit pflagen.
Sie zirpten nicht wie die Grillen und Heimchen
Gemächlich im Kornfeld ihr lustiges Reimchen.
Sie mieden die Schenke „zum goldenen Thau“.
Saßen Abends schon früh bei Kindern und Frau!
Die meisten Thiere nun aber verdroß,
Daß die Ameis die Frucht ihrer Mühsal genoß,
Nicht hungert im Winter, nicht dürstet, nicht fror,
Das kam ihnen sonderbar, ungerecht vor!
Sie nannten sich arm, und angesichts
Des Fleißes der Ameisen thaten sie Nichts.
Dann suchten sie im Höhlen-Reviere
Klagend auf den König der Thiere.
Und der Bär und der Fuchs, der Geyer, der Strauß,
Sie baten: „Tilge die Ameisen aus!“
Und der König blinzelte stumme Gewähr,
Obwohl er lachen mußt' über die Mähr,
Daß der Unzahl und Ueberzahl nicht wollt' gelingen
Die krabbelnden Ameisen fest zu zwingen.
Da traten sie nun mit Krallen und Pratzen,
Mit Elefantenfüßen und Tatzen
Auf die harmlosen Ameisenhaufen —
Deren Insassen sind auseinandergelaufen!
Der Tiger brüllt': „Das ist wirklich zu hart,
Daß Alles von ihnen erworben ward!“
Der Tiger zertrat, der Ameisenbär leckt,
Indessen das Völkchen sich furchtsam versteckt.
Und wieder vergieng eine Spanne Zeit.
Der Herrgott saß still auf der Ewigkeit.
Die Enkel der Tiger, sie rauben und kratzen,
Die Ameisenbären lecken und schmatzen!
Und die Ameisen sammeln, ungeschoren,
Mit Fleiß für den Winter, weil sie Gott so erkoren!

A. Friedmann.

Digitized by Google

Bücher.

Spaziergänge durch das Reich der Sterne. Astronomische Feuilletons von M. Wilhelm Meyer. (Wien. Hartleben. 1885.) Das vorliegende Buch stammt aus der Feder eines jungen Gelehrten, der eine Zeit lang als erster Astronom der Genfer Sternwarte thätig war und durch sein „Kosmographisches Skizzenbuch", sowie durch zahlreiche naturwissenschaftliche Feuilletons in der „Neuen fr. Presse" und anderen Blättern dem größeren Publikum auf's Vortheilhafteste bekannt geworden ist. Unähnlich seinen gelehrten Collegen, welche die Sterne zu begucken, aber nicht zu betrachten pflegen, vor lauter Bäumen den Wald, d. h. vor lauter Sternen den Himmel, vor lauter gelehrtem Detail das Ganze des Kosmos, wie es auf Gemüth und Phantasie wirkt, nicht sehen — unähnlich diesen weiß unser Autor das Leben am Sternenhimmel, und nebenbei das Treiben auf der Sternwarte, zwar so gelehrt, wie kein Feuilletonist, aber auch so feuilletonistisch anziehend, wie kein Astronom der Welt zu beschreiben. Er besitzt bei aller fachwissenschaftlichen Gelehrsamkeit soviel geistige Frische und Universalität des Geistes, daß er sich mit Leichtigkeit auf den Standpunkt des Laien zu versetzen und ihm alle Geheimnisse seiner Wissenschaft zu vermitteln weiß. Wenn er uns vom Monde, von auftauchenden und wieder verschwindenden Sternen, vom Nebelglühen, von über- und unterirdischen Gewittern, von Sonnenfinsternissen, von der Technik der astronomischen Zeitmessung u. s. w. erzählt, so ist das, was er berichtet, nicht ein zehnmal Gehörtes oder überall leicht Vorfindliches für den gebildeten Leser, sondern die Quintessenz der wunderbarsten, fesselndsten und anregendsten Dinge. Möge das Publikum den seltenen Verein anziehender Eigenschaften, den dieser Autor und dies sein Buch aufweist, sich fleißig zu Nutze machen.

rh.

Stoff und Kraft in der menschlichen Arbeit oder: Die Fundamente der Production. (Von Prof. Dr. H. Schwarz. A. Hartleben's Verlag. Wien, Pest und Leipzig. 1885.) Wie auch die Kritik der zünftigen Katheder-professoren darüber lauten möge — wir sagen es frei heraus: Es ist ein merkwürdiges, beachtenswerthes Buch, welches uns hier vorliegt, und zwar beachtenswerth im besten Sinne und in zweifacher Richtung. Der Verfasser gibt seinem Buche als Erläuterung des ersten an ein wohlbekanntes Buch erinnernden Titel auch den Namen: Die Fundamente der Production. Es ist aber nicht bloß ein interessant geschriebenes Compendium der technischen Wissenschaften, welches uns der Verfasser vorlegt, sondern ein weit über die Grenzen hinausgehendes Buch — ich möchte sagen: eine Philosophie der Arbeit. Wie die Ethik den Geist oder nach moderner Auffassung „die Kraft" veredelt, so veredelt die Arbeit die Materie oder „den Stoff." Nur dort aber, wo sich Kraft und Stoff in dem oben angedeuteten Sinne vereinen, entspringt Dasjenige, was Jeder innerhalb seiner Wirkungskreise anstreben soll: der Fortschritt. Wer in der Eisenstufe und der aus ihr entstandenen Uhrfeder nichts weiter als nur die beiden Endglieder einer langen Reihe von mechanischen und chemischen Processen sieht, der vermag sich eben nicht von dem rein Stofflichen loszulösen. Auf einer ganz anderen Stufe steht aber Derjenige, welcher die gewaltige Kraftsumme erwägt, welche in der geistigen Fähigkeit liegt, die das treibende Moment zur Umformung der Erzstufe in die Uhrfeder gegeben hat. Von diesem Standpunkte aus schildert der Verfasser die große Reihe der Arbeiten, welche ausgeführt werden müssen, bis aus dem Steine das Edelmetall des Schaffenden: das Eisen hervortritt oder bis aus der Hornfaser der Wolle und dem Pigment der Pflanze das Kunstwerk des indischen Shawls entstand u. s. w. Wer sich allgemeine Kenntnisse über die verschiedenen Zweige der Urproduction und der aus den Producten derselben hervorgehenden Gebilde, soweit diese durch die „angewendeten Wissenschaften" wie man die Technik zu nennen beliebt — geschaffen werden, erwerben will, der findet in diesem Werke Alles, was er sucht — und zwar nach dem neuesten Stande des Wissens in klarer, allgemein verständlicher Darstellung vor, und insoferne löst der Verfasser sein durch den Titel: „Fundamente der Arbeit" gegebenes Versprechen vollinhaltlich ein. — Wir rechnen ihm hier nur die Art und Weise, wie er dies thut, als Verdienst an, und zwar aus dem Grunde, weil es, wie uns wohl bekannt ist, eine große Anzahl von Compendien der mechanischen und chemischen Technologie gibt, in welchen die Thematas in sehr gründlicher Weise abgehandelt sind. Gerade aber Dasjenige, was nicht unmittelbar zu dem rein technischen Theile des oben Dargestellten gehört, die subjectiven Betrachtungen, welche der Verfasser einstreut, sind es, welche Denjenigen, der auf technischem Gebiete so wohl bewandert ist, daß er aus dem Schwarz'schen Buche nichts Neues an positivem Wissen lernen kann, die Lectüre des Werkes zu einer interessanten gestalten werden, welche manchen neuen Gesichtspunkt eröffnet.

Am Schlusse seiner Auseinandersetzungen, die bis zu der Grenze gehen, in welcher das Product der Arbeit die Weihe der Kunst

Digitized by Google

erhält, kommt der Verfasser nothwendiger Weise auf Denjenigen zu sprechen, dessen fleißige Hand oder dessen reges Hirn die Basis alles ehrwürdigen Thuns bildet: auf den Arbeiter und seine Stellung in der Gesellschaft. Vom Arbeiter zur socialen Frage ist kein Schritt mehr, Beide sind in einer so innigen Verbindung, wie der Stoff und die an ihn geknüpfte Kraft! Auch hier versicht der Verfasser die idealen Ziele des hohen sittlichen Wertes der Arbeit, er geißelt mit treffenden Worten den hohlen Hochmuth, mit welchem die „Universität“ noch so häufig auf die Technik als das „höhere Handwerk“ herabsieht — als wenn es nicht schon in dem Namen universitas selbst gelegen wäre, daß sie eine Pflanz- und Pflegestätte aller den Fortschritt der Menschheit begünstigenden Thätigkeiten, somit nicht bloß der alten Facultäten, sondern aller geistigen Arbeit sein sollte. Selbstredend spricht sich der Verfasser dahin aus, daß die noch aus der Zeit des Mittelalters auf uns gekommene Scheidung zwischen dem „humanistischen“ und „realen“ Studium fallen möge und alle Schulen zusammen nur das eine gemeinsame Ziel verfolgen sollen: das Reale mit dem Ethischen zu vereinen und uns durch die Arbeit zur Humanität heranzubilden. — Ob wir das Schwarz'sche Buch, mit einem Empfehlungsbriefe versehen, entlassen? Nein. Es ist dies ein Werk, welches sich an jeden Einzelnen selbst wendet und beansprucht, nicht nur gedruckt zu sein, sondern auch gelesen, überdacht und besprochen zu werden. — Mag nun die Besprechung bei dem Einzelnen günstig oder ungünstig ausfallen — Eines wird kein Leser dem Buch als Anerkennung versagen können: Der Verfasser desselben hat die breitgetretene Heerstraße der Encyklopädienschreiber verlassen und ist seinen eigenen Weg gegangen. Und das ist ein Verdienst. Der Tourist, welcher es eben so macht, genießt manchen herrlichen Anblick, welcher der großen Menge entgeht. Wer das Schwarz'sche Buch gelesen hat, der wird in manche Verhältnisse der menschlichen Arbeit Einblick gewinnen, die ihm bis nun unbekannt waren und wird durch das Werk zu selbständigem Denken über den Inhalt desselben angeregt werden. Das ist aber einer der höchsten Erfolge, den ein Autor, welcher der Sache willen schreibt, erreichen kann. Dr. J. B.

„Tausch enttäuscht.“ Lustspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Jordan. Zweite Auflage. Im Selbstverlage des Verfassers. Frankfurt a. M.) Die romantische Mathilde und der vernünftige Ernst sind verlobt; desgleichen die vernünftige Emma und der romantische Max. Meinungsverschiedenheiten machen die jungen Leutchen glauben, sie taugten nicht zu einander, im kritischen Momente begegnen sich die gleichgestimmten Seelen, die alten Bande werden gelöst und neue geknüpft. Jetzt lautet die Losung: Max und Mathilde, Ernst und Emma. Aber bald fühlen die Neuverlobten das Reizlose ihres Verhältnisses, es mißvergnügt sie, Eines im Andern nur sich selbst zu sehen, und da, ohne daß er es sich selbst gestände, Ernst noch immer Mathilden liebt und von Mathilden geliebt wird, da auch Max und Emma heimlich und herzlich zusammengehören, wird der Tausch rückgängig gemacht, die Enttäuschten finden sich beglückt wieder. — Wilhelm Jordan scheint sein Lustspiel nicht für die Bühne berechnet zu haben; es war ihm vornehmlich um die Lösung eines psychologischen Problems zu thun, die ihm auf das Glänzendste gelungen ist. Als Bühnenstück betrachtet, dünkt uns an dem Lustspiele Manches bedenklich. Die Exposition im ersten Acte schlägt ein ungewöhnliches Tempo ein. Kaum trennten sich die Paare, und schon folgt die glühende Liebesscene zwischen Max und Mathilde. Nebenbei sei erwähnt, daß diese Liebesscene eine poetische Perle des Werkes ist. Noch sonderbarer aber ist die Lösung des Knotens, welche von zwei „deis ex machina“ herbeigeführt wird. Die Väter der Bräute haben nämlich die Täuschung im Tausche richtig vorhergesehen und beschlossen, die Flamme des wahren Liebeslichtes dadurch zu reinigen, daß sie das falsche Sprühfeuer sich selbst aufzehren lassen. Sie geben daher zu den neuen Verbindungen ihrer Töchter ihre Zustimmung, ja, sie befördern sogar kühn den Heilungsprocess, indem sie die Verlobten auf zwei Wochen (Prüfungszeit) Mann und Frau spielen lassen — natürlich eine Ehe ohne Kuß. Dieses Experiment ist so originell und bei der Denkungsweise unserer Väter so — unwahrscheinlich, daß man mit Recht annehmen kann, dem Verfasser sei es um eine kunstgerechte Lösung nicht ernst gewesen; ihm war der Einfall gelegen, sein psychologisches Gebäude zu vollenden und er benützte ihn zu mannigfaltigen geistreichen Situationen. Doch scheint er selbst dem Theaterpublikum gegenüber den wunden Fleck im Drama gefühlt zu haben, da er es nothwendig fand, Vater Fülleborn die Tüchtigkeit dieser Cur nicht nur in langer Rede betonen zu lassen, sondern auch von der Bühne herab den Zuschauern die gebietenden Worte zuzurufen: „Anstoß nimmt an ihr kein deutsches Herz.“ — Befremden muß auch der — zum größten Theil gereimte — Vers in einem Lustspiele, dessen Personen der modernen bürgerlichen Gesellschaft angehören. Es fällt uns schwer, unsere lieben Zeitgenossen wiederzuerkennen, wenn

Digitized by Google

wir sie hier in den verschiedensten, oft schwierigsten Versarten sprechen hören. Aber Jordan's Lustspiel soll eben kein Lustspiel, soll ein heiteres poetisches Gedicht sein. Wer sich am Quell ursprünglicher Poesie laben will, der greife nur nach diesem Buche. Jordan's meisterliche Verse sind voll Musik und die Gedanken tragen den gewaltigen Stempel des Nibelungen-Dichters.

H. K.

„Die Rosenzauberin". Erzählendes Gedicht von August Silberstein. Leipzig und Berlin (Verlag von Wilhelm Friedrich). Der Name August Silberstein hat Klang und Widerhall in deutschen Landen. Wer kennt nicht des Dichters reizende Dorfgeschichten, wer hat an ihnen nicht innigen Behagen gefunden? Aber August Silberstein ist nicht nur ein vortrefflicher Erzähler, er hat sich auch mit seiner Lyrik und seinen epischen Gedichten Freunde erworben. Sein neuestes, erzählendes Gedicht: „Die Rosenzauberin" behandelt eine zwar ziemlich oft poetisch verwertete Nachtseite des Mittelalters, die Hexenverfolgung. Der Verfasser schreibt eine sehr eigenartige, bisweilen nicht ganz klare Versprache, die aber von poetischen Ideen und Vergleichen gesättigt ist. Mitunter greift seine Phantasie allerdings in der Wahl der Bilder etwas kühn aus; so liest man beispielsweise:

Gebleichtes Linnen lächelt Dank
Der Jungfrau züchtgem Walten. —

Den zahlreichen Verehrern des Dichters wird „Die Rosenzauberin" gewiß wohlgefällig sein! — H. K.

Erloschene Sterne. Von Hermann Friedrich's. (Leipzig und Berlin, Verlag von Wilhelm Friedrich.) Eingeleitet werden diese Dichtungen epischen Charakters durch einen Prolog von Woldemar Kaden, der nicht unerwähnt bleiben darf, weil er dem Büchlein eine Zierde ist. — In Hermann Friedrich's tritt uns ein unzweifelhaftes poetisches Talent entgegen; aber seine Gedichte hätten — von gewissen Fortflüssen moderner Dichter abgesehen — vor hundert Jahren eben so gut geschrieben werden können, als heute. Da ist nichts, was an die großen Fragen der Zeit herantritt; aus diesen Dichtungen tönt keine Stimme in das Ebben und Fluten unseres Lebens. Ist Hermann Friedrichs ein junger Poet, so möge man von seiner schönen Begabung immerhin Bedeutendes erwarten und sich inzwischen an seiner reichen Phantasie und dem Schwunge seiner formedlen Verse erfreuen. — Von den einzelnen Dichtungen ist das kleine Epos „Octavia" zum Theil in Stanzen, zum Theil in Terzinen geschrieben, die umfangreichste. In üppigen Farben entwirft der Dichter von Nero's Rom, ein Bild, wozu ihm Meister Hamerling den Stift geliehen. Das poetische Ende, der Tod im Liebesbunde auf untergehendem Schiffe, erinnert an Gottfried Keller's herrliche Novelle: „Romeo und Julie auf dem Dorfe." — Von den zwölf Balladen, die größtentheils Stoffe aus der römischen Geschichte behandeln, verdient „Julia's Landung auf Pandataria" die größte Aufmerksamkeit. Diesem Gedichte liegt eine originelle Lebensanschauung zu Grunde, und es pulsiert darin eine gewaltige sinnliche Kraft. — Nicht selten verfehlt der Dichter die Wirkung eines schönen Gedichtes durch einen matt pointierten Schluß; so beispielsweise in den Balladen „Agrippina und Germanicus", „Das Weib von Granada", „Archimedes", welch' letzteres Gedicht sogar mit einer auffälligen Geschmacklosigkeit endigt. — Einen tieferen poetischen Kern besitzen die Gedichte: „Die junge Pompejanerin" und „Erfüllt".

H. K.

Berlin. Von Paul Lindenberg. (Leipzig. Philipp Reclam.) Immer häufiger werden wir eingeladen, unseren Blick der stolz emporblühenden Kaiserstadt an der Spree zuzuwenden. Eine solche Einladung sind auch Lindenberg's Bilder und Skizzen aus Berlin, welche uns in lebendiger Weise ein treues Bild der neuen Kaiser-Residenz und ihres Lebens vermitteln. Berlin bei Tag und Nacht, Berlin im Winter und im Sommer, die Frühjahrsparade, im Thiergarten und selbst oft novellistisch behandelte Menschengeschicke sind der Gegenstand dieser anmuthigen Schilderungen, wovon wir unseren Lesern in diesem Hefte eine zum Besten geben. Eine Fortsetzung dieser Berliner Bilder und Geschichten ist im gleichen Verlage bereits erschienen. Von demselben Autor geht uns aus dem Verlage Karl Hammer in Berlin ein neues Werkchen unter dem Titel: „Berliner Luft" zu, auf das wir gelegentlich zurückkommen dürften. M.

Lied von der Nähmaschine. Aus dem Ungarischen des Josef Kiß von Ladislaus Neugebauer. (Leipzig. Otto Wigand. 1884.) Der begabte junge Epiker Josef Kiß erzählt in diesem etwas pessimistisch angehauchten, dabei aber rührenden Liede eine einfache Geschichte von einer Näherin, die ihre Geschwister erhält und dabei alt wird, ohne für ihr eigenes Glück gesorgt zu haben.

V.

Digitized by Google

Von Lenz zu Herbst. Dichtungen von Günther Walling. (Leipzig und Berlin, Wilh. Friedrich.) Ein Buch liegt hier vor uns, prächtig seinem Inhalte nach, prächtig in der Ausstattung. In demselben tritt ein vornehmer Geist zum ersten Male mit einer größeren Publication in die Oeffentlichkeit. Eine Fülle eigenartiger Gedanken, gepaart mit einem Reichthume farbensatter Bilder, fesseln hier den Leser. Des Autors Talent liegt vornehmlich im lyrisch-epischen Theile des Werkes. Warmes Leben tritt hier in jedem Vers zu Tage, doch ist auch in dem rein lyrischen Theile manche Perle moderner Dichtung verborgen. Nachtgesang, Judith, Fandango, Verlorener Sohn, Dämmerstunde, Sonntagsruhe ꝛc. sind Cabinetstücke in ihrer Art und der Dichter derselben, im Jahre 1882 von der Wiener Zeitschrift „Heimat“ mit dem ersten Preise gekrönt, hat sich mit ihnen unbedingt den Parnaß erobert.

G. A. R.

Gedichte von Heinrich Leuthold. Dritte vermehrte Auflage. (Frauenfeld. J. Huber. 1884.) An Originalität und Tiefe sind diese Dichtungen nicht schwerwiegend; hingegen an Gefälligkeit und Formvollendung gehören sie zu dem Besten der heutigen metrischen Literatur.

M.

Eine Orientreise. Populäre Ausgabe, beschrieben vom Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. Mit zahlreichen Illustrationen nach Originalzeichnungen von Franz v. Paufinger. Complet in 20 Lieferungen.

Als im verflossenen Frühjahre die Prachtausgabe der „Orientreise“ erschien, des Buches, in welchem der Kronprinz Rudolf von Oesterreich seine erste Fahrt in's Morgenland in so lebendigen und überaus instructiven Darstellungen von Land und Leuten, sowie seine denkwürdigen Reise- und Jagderlebnisse schildert, da wurde allgemein der Wunsch ausgesprochen, es möchte dieses Werk auch in einer solchen Form erscheinen, daß es ein österreichisches Volksbuch werde, das in Haus und Familie eine bleibende Stätte finde. Der Wunsch ist verwirklicht worden und ist uns von dem k. k. Hof- und Staatsdruckerei-Verlag in Wien eben das erste Heft dieses hochinteressanten Werkes zugegangen.

M.

Cultur- und Sittenbilder aus Steiermark. Skizzen, Studien und Beiträge zur Volkskunde von Dr. Anton Schlosser. (Graz. Friedrich Goll. 1885.) Dieses Werkchen ist eine der verdienstlichsten Arbeiten des fleißigen Sammlers. Er hat seine Quellen theils unmittelbar aus dem Volke, theils durch verläßliche Gewährsmänner, von Landgeistlichen, die zumeist selbst Bauernsöhne sind und auch vermöge ihres Berufes wohl Gelegenheit haben, das Volksleben kennen zu lernen. Daß mitunter bei diesem Stoffe die Censur gleich von den Autoren selbst besorgt wurde, ist demnach selbstverständlich und so werden wir das Buch zwar etwas einseitig finden, wie ja auf diesem Felde eine erschöpfende Vollständigkeit überhaupt nicht möglich, aber das Erzählte ist vollkommen richtig. Besonders beachtenswert sind die Kapitel über „Bauernspiele und Volkskomödien“ und „Wie man in Steiermark ißt und trinkt.“ Ein größerer Abschnitt ist dem Leben und Wirken des Dichters des „Dachsteinliedes“ J. F. Dirnböck, gewidmet.

R.

Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Von Amand v. Schweiger-Lerchenfeld. (A. Hartleben's Verlag in Wien.) Mit den uns nun vorliegenden letzten Lieferungen ist dieses Werk zum Abschluß gelangt. Die letzten Capitel beschäftigen sich ausschließlich mit der Rolle, welche „das Meer im Culturleben“ spielt. Zunächst folgt dann ein Abschnitt „Seebad und Seeluft“, in welchem die hohe Bedeutung des Meeres in hygienischer Beziehung dargelegt wird, dem sich noch eine instructive Abhandlung über Segelsport, Yachtfahrt und die Steuermannskunde anschließt. Als Glanzpunkt dieses Schlußtheiles des Werkes ist aber der Abschnitt „Die Aesthetik des Meeres“ anzusehen, ein Thema, das unseres Wissens bisher in keinem ähnlichen Werke behandelt wurde. Durch Gemälde werden uns entlegene Küsten und Inseln, ferne Meere auf realem Wege vermittelt. Ueberblickt man das Ganze, so kommt man zur Ueberzeugung, daß der Autor Recht hatte, als er in seinem Programme zu wissen gab, es handle sich bei dieser Arbeit um ein Compendium unseres Wissens vom Meere, um eine förmliche „Oceankunde“.

V.

Afrika's Westküste. I. Abtheilung. Vom Ogowe bis zum Damara-Land. Von J. Falkenstein. „Das Wissen der Gegenwart“, XXIX. Band. (Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky.) Der Verfasser behandelt im ersten Capitel seines Buches die Geschichte

Digitized by Google

der Entdeckungen des darzustellenden Gebietes, die, durch viele Jahrhunderte sich erstreckend, besonders in neuerer und neuester Zeit große Erfolge erzielt und bleibenden Gewinn gebracht haben. Im Vollbesitz der Herrschaft über die einschlägige Literatur und auf Grund eigener Anschauung zeichnet der Verfasser in klaren Linien und hellen Farben ein Bild des Landes, seiner Pflanzen und Thierwelt, seiner Bewohner mit allen Bedingungen ihres physischen und geistigen Lebens, die in Wohnungen und Gebräuchen, religiösen Anschauungen und Rechtsverhältnissen gegeben sind. Durch 79 vorzügliche Abbildungen, die fast durchgehends nach an Ort und Stelle gefertigten Photographien und Aquarellen hergestellt wurden und durch eine Uebersichtskarte des behandelten Gebiets wird das Verständniß des Textes wesentlich gefördert. V.

Admiral Wilhelm von Tegetthoff, von W. du Nord, mit Porträt. (Salzburg, H. Dinter.) Mit begeisterten Worten schildert der Verfasser im vorliegenden Büchlein den Neubegründer von Oesterreichs Seemacht, den ruhmgekrönten Sieger von Lissa: Wilhelm v. Tegetthoff. Der ganze Lebensgang dieses großen Sohnes unserer Heimat bietet insbesondere für die Jugend ein erbauliches und erhebendes Vorbild, welches durch die glänzende Darstellung noch mehr in's Licht gesetzt wird. Der edle Charakter Tegetthoff's, seine hohe geistige Begabung und seine Thaten finden hier die vollständigste Würdigung. Wären unsere großen Männer in ähnlicher Weise mehr geschildert und dargestellt worden, es stünde besser um das patriotische Gefühl und das Selbstvertrauen. V.

Die Landwirtschaft in den Gebirgsländern. Von Adolf Trientl. 1. Heft allgemeine Betrachtungen über die Bauernwirtschaft und Grundzüge der Düngung. (Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1884.) „Wenn ich Geld hätte," sagt der Bauer, „ich würde meinen Buben studieren lassen und zum Stadtherren machen." — Ich bin so ein „Stadtherr" und ich sage: „Wenn ich Geld hätte, ich würde meinem Buben ein Bauerngut kaufen." Ist heutzutage zwar auch nicht viel Freude zu machen damit, doch besser noch, auf dem Lande ein Bettler sein, als in der Stadt. Auf jeden Fall müßte mir mein Sohn das oben genannte Buch in seinem Bauernhause haben und fleißig d'rin lesen. Es ist das, so viel aus dem ersten Theile zu ersehen, wirklich ein wertvolles Werk für den Landmann, ein erfahrener Rathgeber in der Bauernwirtschaft, besonders für die Alpenländer berechnet. Und dabei so klar, einfach und eindringlich geschrieben, daß es dem schlichten Bauersmann gefallen muß, selbst wenn er auf Bücherweisheit in seinem Fache sonst nicht viel hält. Der Bauernstand hat heute nicht gar viel Freunde; andere Stände führen im Reiche das große Wort und reden nur für ihren Geldsack. Der Verfasser dieses Buches scheint einer der wenigen wahren Freunde des Nährstandes zu sein. R.

Einer der letzten, aber nicht der geringste der dies Jahr bei uns einlangenden Kinderfreunde, Otto Spamer, bringt der Jugend wieder mehrere wertvolle Bücher. Wir erwähnen vor Allem das überaus anregende und lehrreiche Werk: **Kleines Gemälde der Welt.** Leichtfaßliche Darstellung der Grundzüge der Naturkunde, mit besonderer Rücksicht auf das Werden und Sein unserer Erde. Von A. v. Reichenbach. In zwei Bänden. Erster Band: Rundschau auf den Gebieten der Physik, Chemie, Astronomie und Naturkunde. Mit 139 Text-Abbildungen und Titelbild. Zweiter Band: Entstehung des Weltalls und Entwickelung der Erdoberfläche. Mit 95 Text-Abbildungen und Titelbild. Ferner zu erwähnen die erzählenden Schriften:

Lottchen und Gertrud oder: Großmutters alte Holzpuppe und der Enkelin Wachspuppe. Vergleichende Erzählung aus der guten alten Zeit und der neuen Zeit. Von Tony Schumacher, geb. v. Baur. Mit Buntbildern und Text-Illustrationen.

Gebrüder Saus und Braus und Hill und Fill. Volksthümliche Erzählung von C. A. Becker. Mit Tonbildern, Kopfleisten ꝛc. Bei dem Vertrauen, das man der Verlagsfirma Otto Spamer in Leipzig entgegenbringt, genügt wohl die bloße Anzeige dieser neuen Erscheinungen. V.

Die Elektricität und ihre Anwendungen. In ihren Principien für weitere Kreise dargestellt von A. Waßmuth. („Das Wissen der Gegenwart" XXVIII Band.) (Leipzig. G. Freytag, Prag. F. Tempsky). Das vorliegende Buch entwickelt in gemeinverständlicher Darstellung die wichtigsten Gesetze der Erzeugung und Wirksamkeit der Electricität und gibt auf dieser Grundlage eine Erklärung aller wichtigeren Anwendungen dieser Naturkraft. Durch 119 in den Text gedruckte Abbildungen findet das Wort eine belebende Unterstützung. V.

Digitized by Google

„Gegen den Strom" ist der Titel eines originellen literarischen Unternehmens, das im Verlage von Carl Graeser in Wien soeben in's Leben trat. Die erste dieser Publicationen liegt vor und sie führt den Titel: „Nur nicht österreichisch!" Sie behandelt das Thema: Ueber den Mangel eines heimatlichen Selbstbewußtseins der Oesterreicher und namentlich ihrer Künstler und Schriftsteller, also gerade der Factoren, die berufen wären, jenes Bewußtsein zu kräftigen und zu nähren. Es ließe sich über diese Sache viel mehr sprechen, als die Broschüre spricht. Es sind sehr schwerwiegende Gründe da, weshalb speciell der Wiener Schriftsteller „nur nicht österreichisch" sein will. Unser „Heimgarten" hat diese Frage schon wiederholt angeklungen. Dürfen wir von dem Unternehmen „Gegen den Strom" nicht eine literarische Lösung derselben erwarten? Dann sehen wir den weiteren Publicationen dieses Unternehmens mit Interesse entgegen. Entschieden mißfällt uns an ihm das Eine: daß die Schriften anonym erscheinen sollen. Das ist auch nicht österreichisch, wenn es wahr ist, daß wir Oesterreicher freimüthige, unerschrockene Leute seien! Eine „literarisch-künstlerische Gesellschaft", die da Repräsentation haben will, ist ein vages Ding. Wir wollen wissen, wer da beschuldigt. Heraus mit dem Namen, wenn's Ernst ist mit der Sache! R.

Der neunte Band der 13., mit Abbildungen und Karten reich illustrierten Auflage von Brockhaus' „Conversations-Lexikon", enthält im Ganzen 6486 Artikel, über 4000 mehr als derselbe Band in der vorigen Auflage. Allen Fächern und Wissensgebieten ist diese bedeutende Vermehrung zugute gekommen, vornehmlich aber den Naturwissenschaften, der Medicin, der Technologie und Mechanik, denjenigen Gebieten also, auf welchen unsere Zeit die gewaltigsten Fortschritte zu verzeichnen hat; auch die Darstellung des modernen Heerwesens ward durch zusammenhängende Artikel und tabellarische Uebersichten vorzugsweise bereichert. Stoffe aus dem Leben der Gegenwart behandeln die Artikel über: Heimatsrecht, Hilfskassen, Hypnotismus, Impfung, Internationale, Irredenta, wogegen Abhandlungen wie die über Indien, Irland, Italien, Japan, den Islam, die Juden abgerundete historisch-geographische Gemälde entrollen. V.

Spatzen-Liebe und Leben von Paul Heydel und Richard Schmidt-Cabanis. (Berlin, Sophus Williams Kunsthandlung.) Ein lustiger Bilder-Cyklus aus dem Vogel-Dasein, welcher den Entwickelungsgang und das Liebes- und Eheleben unseres geflügelten Gassenjungen, des Sperlings, in grotesk-komischer Weise zur Darstellung bringt, dabei in Bezug auf Haltung und Tracht wie auf die Situationen die entsprechenden Typen und Vorgänge der Menschenwelt drastisch persiffierend. Jede der zehn, von dem reichbegabten Dresdener Maler Paul Heydel ausgeführten und photographisch vervielfältigten Zeichnungen ist durch ein kurzes humorvolles Gedicht des gefeierten „Zoolyrikers" Richard Schmidt-Cabanis begleitet und erklärt. V.

Allerlei nette Pflanzen. Heitere Kinderlieder von Richard Schmidt-Cabanis. Mit farbigen Bildern von Lothar Meggendorfer. Von diesem trefflichen Bilderbuch, dessen Vorzüge seinerzeit in diesen Blättern Erwähnung fanden, ist nun bei Braun und Schneider in München die zweite Auflage erschienen. V.

Im Verlage von Otto Spamer in Leipzig erschien für das Jahr 1885: „**Deutsches Schüler-Jahrbuch**", von Dr. Max Vogler. Neunter Jahrgang 1885. Mit Text-Illustrationen und einem Titelbild. — **Jahrbuch für deutsche Mädchen**, von Dr. Max Vogler. 9. Jahrgang 1885. — Mit Text-Illustrationen und einem Titelbild. Diese Jahrbücher sind auf das praktischste eingerichtet und haben einen durchaus gediegenen Inhalt. Nirgends sind die besonderen Bedürfnisse derjenigen Kreise, für welche sie bestimmt sind, aus dem Auge gelassen worden. V.

Die im Verlag von Alphons Dürr in Leipzig seit dem vergangenen Frühjahr im Erscheinen begriffene Volksausgabe von **Thomas von Kempen**, vier Bücher von der Nachfolge Christi (Görres' Uebersetzung), mit Original-Zeichnungen von Joseph Rit. v. Führich, 18 Lieferungen, liegt nunmehr vollständig vor. Wir haben bereits auf Grund der ersten Lieferung unsere Leser auf diese hervorragende Publication hingewiesen, durch welche bei der Wohlfeilheit ihres Preises der bedeutsame Schatz der tiefempfundenen Bilder, mit denen Meister Führich das berühmte Andachts- und Erbauungsbuch schmückte, den weitesten Kreisen erreichbar gemacht wird. Angesichts des complet vorliegenden Werkes, das sich äußerlich durch eine sehr gediegene Ausstattung auszeichnet, können wir unser erstgefälltes Urtheil hier nur wiederholen, indem das Werk, was es Anfangs versprach, bis zum Ende vollauf gehalten hat. V.

Digitized by Google

Fromme's Kalender erfüllen das Bedürfniß nach raschen und billigen Hilfskräften im Hause und Berufe, man möchte sie Motoren für den Erwerb, wie für Gemüth und Gedächtniß nennen. Den erprobten **Vogl-Silberstein'schen Volkskalender** voran, vereinigen sie alle bezeichneten Zwecke zusammen in unübertrefflicher Weise durch Praktisches, Schönes und Bewegendes von Schriftstellern ersten Ranges. — Den speciellen Berufsclassen kommen zu Hilfe der Bienen-, Buchführungs-, Clerus-, Feuerwehr-, Forst-, Garten-, Handels- und Börsen-, Juristen-, Landmann-, Landwirtschafts-, Maß- und Gewichts-, Medicinal-, Montanistische, Musik-, Pharmaceutische, Professoren- und Lehrer-, Studenten-, Schüler- und Telegraphen-Kalender. Ferner empfehlen sich Fromme's **Comptoir-, Salon- und Wandkalender. Die Elegante Welt** (Notizbuch und Brieftasche), die **Portemonnaie-Kalender**, überaus zierlich mit Gold-, Elfenbein-, Leder-, Leinwand- und anderen Deckelchen versehen.

Fromme's Wochen-Notiz-Bloc-Kalender für 1885. Dieser Kalender, ein Bloc von sechsundfünfzig zum Abreißen bestimmten Blättern, auf einer eleganten Rückwand befestigt, zum Hängen an die Wand oder zum Stellen auf den Schreibtisch eingerichtet, bietet auf jedem Blatt außer den Tagen und Daten einer ganzen Woche für Katholiken, Protestanten, Griechen und Israeliten, den Tagemarken des ganzen Monats, den drei Stempelsicalen und den Ziehungen, welche in der Woche vorkommen, genügenden Raum zu mancherlei Notizen für Jedermann. Wir können diesen Kalender aus eigener Erfahrung als besonders praktisch empfehlen.

Fromme's Neuer Auskunfts-Kalender für Geschäft und Haus für 1885, 20. Jahrgang. Alles was Hof, Kirche, Militär, Post, Telegraph, Börse, Markt, sowie Stempel, Steuern, Zinsen und die sonstigen im täglichen Leben vorkommenden Rechnungen, Münzen, Maße ꝛc. betrifft, ist mit einem Wiener Adreßkalender und Wegweiser darin vereinigt.

Fromme's Täglicher Einschreib-Kalender für Comptoir, Geschäft und Haus. 1885.

Fromme's 16 Kreuzer-Schreibkalender, der so recht für die große Anzahl derer geschaffen ist, die nur den Kalender mit dem nothwendigsten Anhang brauchen. V.

Die thätige Verlags-Firma Moriz Perles in Wien, (I., Bauernmarkt 11), hat dieses Jahr eine Anzahl von gerade 100 verschiedenen Kalendern für 1885 in ihrem Verlage vereinigt. Es ist für alle Stände und Bedürfnisse gesorgt. Von den ausgezeichnet redigirten **Fachkalendern**, deren Herausgeber Autoritäten auf ihrem Gebiete sind, erwähnen wir solche für Architekten, Beamte, Bergleute, Forstwirte, Gärtner, Jäger, Juristen, Landwirte, Lehrer und Lehrerinnen, Militärs, Müller, Professoren, Studenten, Techniker, Thierärzte, Weinproducenten ꝛc. ꝛc.

Für Jedermann geeignet sind auch die **Block-(Abreiß-)Kalender**, unter denen dieses Jahr ein **neuer Miniatur-Block-Kalender** sich befindet, der in sinniger Weise die Form einer Taschenuhr hat. Weiters machen wir auf die reiche Collection **Volks-, Farbendruck- und Wandkalender**, den **„Wiener Hausfrauen-Kalender"**, das **„Haushaltungs-Notizenbuch"**, den eleganten **„Damenkalender"** und die zur Sparsamkeit anregende **Buchführung für's Haus** unter dem Titel: **„Wiener Haushaltungsbuch"** aufmerksam. V.

Trewendt's Volkskalender für 1885 (Breslau, Eduard Trewendt) ist mit diesem seinem 41. Jahrgange wieder als ein echtes, rechtes Familienbuch in gewohnter Weise in unserer Mitte erschienen. Frei von jeder tendenziösen Färbung in Inhalt und Richtung geht er seinem Ziele, dem Familienkreise der alte gute Bekannte zu bleiben, nach und wir müssen sagen, daß wir in dem neuen Jahrgange in Bezug auf Text und Bild nur Gutes gefunden haben.

Der in gleichem Verlage erscheinende **„Trewendt's Hauskalender"** liegt für 1855 im 38. Jahrgang vor. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Serapis. Historischer Roman von Georg Ebers. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1885.)

Veränderte Verhältnisse. Roman in drei Bänden von Nora Görner. (Breslau, S. Schottländer, 1885.)

Aus dem Mädchenleben. Drei Erzählungen für die reifere weibliche Jugend. von Anna Schober. (Berlin, Wilhelm Issleib, 1884.)

Der schwarze Junker. Geschichtliche Erzählungen aus Oesterreichs Vergangenheit. Von Victor Wodiczka. (Wien, Hugo Engel.)

Land-Novellen. Von E. Bruneck. — Zwei Bändchen. (Oranienburg, Ed. Freyhoff, 1884.)

Leibeigen. Dramatisches Gedicht von Franz Schneider. (Prag, H. Dominicus, 1885.)

Digitized by Google

Renate. Eine Künstlergeschichte vom Rhein. Von Ludwig Soyaux. (Raudnitz bei Leipzig, A. H. Payer.)

Aus der Mappe eines Idealisten, von Gerhard v. Amyntor. (Elberfeld, S. Lucas.)

Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft, von Eduard v. Hartmann. (Leipzig, W. Friedrich, 1885.)

Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. Wilhelm Nindemann's Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris" und „Jeanette". Herausgegeben von Karl Knortz. (Zürich, Verlagsmagazin, 1885.)

Neue Gedichte, von F. H. O. Wedigen. (Kassel, Ernst Kleimenhagen, 1885.)

Aus dem Paradiese. Berliner Idyllen, von Oskar Lincke. (Minden, J. C. Brun, 1885.)

Gedichte von Julius Graefe. (Leipzig, Ed. Wartig, 1885.)

Lieder und Romanzen von August Hinüber. (Leipzig, H. Ellissen, 1885.)

Tiroler Alpenbilder, von Dr. Isidor Müllner. (Bozen, B. Reinmann.)

Tirolerstufen. Blätter für literarische Unterhaltung, Touristik und Clubwesen mit einem Hotel- und Geschäfts-Anzeiger. Herausgegeben von Dr. Isidor Müller. Von 5 zu 5 Wochen ein Heft. (Bozen, L. Reinmann.)

Geschichte Kärntens, von Edmund Aelschker. Bis zur 27. Lieferung erschienen. (Klagenfurt, Joh. Leon sen.)

Schwitzer-Dütsch. Aus den Cantonen Basel und Zürich. Gesammelt und herausgegeben von O. Sutermeister. (Zürich, Orell Füßli u. Co.)

Sprüche zur Selbstveredlung, von J. F. Gutlzeit. (Berlin, W. Rubenow.)

Herbst- und Winterblumen. Eine Schilderung der heimatlichen Blumenwelt, von Carus Sterne. Mit Abbildungen von Jenny Schermaul. Bis zur 5. Lieferung erschienen. (Prag, F. Tempsky, Leipzig, G. Freitag.)

Die Buchführung für Gewerbetreibende und kleine Handelsleute, von H. W. Stein. (Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.)

Das Spiel und seine Bedeutung für das Leben. Vortrag von Mucius Camuzzi. (Graz, Leykam.) Pädagogen zu empfehlen.

Die Mutter in der Erziehungsgeschichte. Vortrag von Hans Mühlfeith. (Graz, Leykam.) Pädagogen zu empfehlen.

Illustrirter oberösterreichischer **Volks-Bildungs-Kalender** für 1855. (Ried, Ernst Langhans.)

Hebel's Rheinländischer Hausfreund für 1885. (Tauberbischofsheim, J. Lang.)

Badischer Landeskalender mit lehrreichen Erzählungen, lustigen Schwänken und vielen Bildern für 1885. (Tauberbischofsheim, J. Lang.)

Die alten Straßen und Plätze von Wien's Vorstädten und ihren historisch interessanten Häusern. In 50 Heften mit zahlreichen Illustrationen. 1. bis 2. Heft. (Wien, Wilhelm Kisch.)

Erstes österreichisch-ungarisches Lehr- und Lehrmittelmagazin. Herausgegeben von G. Nickl, Fr. Kmetitsch und J. Lochbihler. Monatlich eine Nummer mit Illustrationen. (Graz, Paul Eieslar.)

Postkarten des „Heimgarten".

J. F., Wien: Besten Dank. Einstweilen mit Poesien überhäuft.

S. A., Sternberg: Jener Aufsatz wurde auf dem — Siechenlager geschrieben, auf welchem der Verfasserin noch das Beste blieb, was dem Menschen im Unglück bleiben kann: der Humor. Vom „Glück" sagt Ihr Briefpapier-Motto ganz das Nichtige: Der Eine acht's, der Andere verlacht's, der Dritte betracht's — was macht's?

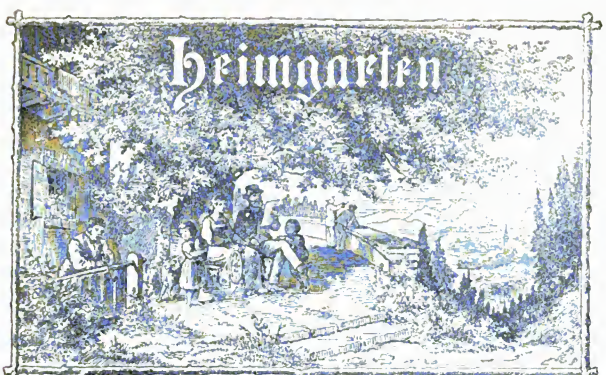
J. K., 33: Vom „Dichten" werden Sie schwerlich leben können. Indes versuchen Sie es vielleicht einmal mit einem großen Wiener Blatt, dem Sie etwas einschicken, aber seien Sie auf Enttäuschungen gefaßt.

K. H., Linz: Für eine Uebersetzung Stelzhamer's in's Hochdeutsche könnten wir wohl nicht stimmen. Diese Gedichte in Mundart können höchstens in einen andern alpinen Dialect übertragen werden, ohne daß sie zu viel einbüßen; am besten wäre es, sie erst in die obderenns'sche Mundart, wie sie gesprochen wird, zu bringen.

S. S., Klosterneuburg: Ja freilich. — Wenn das Einpfropfen von theoretischem Wissen auf Kosten praktischer Ausbildung überhaupt von Uebel ist — so ist das in den „höheren Töchterschulen" von doppeltem, dreifachem, ja unermeßlichem Uebel. Die Aufgabe solcher Schulen wäre, bei schonender Rücksichtnahme auf die Gesundheit ein für ideale Forderungen echten Menschenthums verständnisvolles und empfängliches Geschlecht heranzubilden. Ungebildete Menschen können gebildet werden, aber verbildete bleiben ein Gräuel für Andere und ein Unglück für sich selbst.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google



5. Heft. Februar 1885. IX. Jahrg.

Die Geschichte eines armen Jungen.

Im Gebirge vernommen und erzählt von P. K. Rosegger.

„Klimm Dich an, Balg, verdächtiger! sonst schmeiß' ich Dich in den Graben!"

Diese Worte stieß ein Mann aus, welcher der Bergschlucht entlang gieng und einen etwa dreijährigen Knaben auf dem Rücken trug. Der Mann mochte noch nicht über die dreißig Jahre hinaus sein, war jedoch etwas zerfahren an der Gewandung und machte bei seinen ohnehin schwarzen Augen und Barthaaren ein unheimlich finsteres Gesicht. Der Knabe war in schlechte Lappen gewickelt, er lag mit dem Bauche auf dem Rücken des Mannes, streckte die bloßen Füßchen an beiden Seiten vor, klammerte sich mit den kleinen Armen um den starren, braunen Nacken und wimmerte.

„Wenn ich einen jungen Hund hätte," knurrte der Mann vor sich hin, „oder gar ein Spanferkel, zehn Abnehmer für einen wollt' ich mir finden. Weil's aber ein Mensch ist — ein elend Menschenkind, so weisen sie mich ab, die Einen mit christlicher Manier, die Andern sind ehrlicher und schlagen mir die Thüre vor der Nase zu. Scheinheiliges Gesindel, gottverdammtes! Wenn Deine Sünden alle zeitig wären, leicht trügest Du noch um ein Stück härter, als ich. Bei sechs Höfen hab' ich gebettelt; schon die Bitt', daß sie geben sollen, hören sie nicht gerne, die, daß sie nehmen möchten, wollen sie — scheint mir — noch viel weniger hören, diese Genügsamen, die! — Abgewiesen! Hinwerden kannst, Du Wurm! Still bist!"

Das Knäblein preßte sein Weinen in sich zurück, so gut es gieng. Wer dem herben Manne hätte in die Seele blicken können! Dort weinte es etwa noch unendlich bitterer, als in dem zitternden Herzlein des Kindes. Leicht streichelte er die Füßlein, die Aermlein — und drückte sie rauh an sich.

So kamen sie aus der Schlucht und zu einem stattlichen Hof. Das Haus war aus Holz, hatte aber viele große Fenster und grüne Läden d'ran. Es schaute in seiner Behaglichkeit und Wohlhabenheit freundlich auf die Ankömmlinge. Der Mann mit dem Knaben auf dem Rücken trat in die Stube, wo die Bauersleute just beisammensaßen zum Essen.

„Uh jegerlas!" rief die Bäuerin aus, „ist das nicht der Holzknecht Friedl vom Brunnwald? Und was er für ein sauberes Bübel mit hat! Diese schönen schwarzen Augen, wie zwei Kirschen. Und ein rechtes Christkindelhaar, ein guldfarbiges! Ein herziges Knaberl hast, Friedel. Gehört's Dir?"

„Wohl, freilich wohl, es gehört mir. Wenn's Dir aber gefallt, Stammhofbäuerin, es ist zu haben." So antwortete der Holzknecht und setzte sich auf die Bank, auf welche auch der Kleine sachte hinabglitt und im Winkel mattschlnchzend kauern blieb.

„Ich möcht' schon Einen," sagte die Bäuerin und blickte so ein klein wenig gegen ihren Mann hin.

„Die Weibsleute sind so viel ungeduldig," entgegnete dieser, um auch etwas zu sagen, blickte aber weiter nicht auf, sondern machte sich tapfer mit seinen Klötzen zu schaffen.

„Es wäre wohl gar mein Ernst," sagte der Holzknecht. „Ich such' einen Platz für den Buben. Bisher ist er bei seiner Mutter gewest. Die hat jetzt geheiratet und das Kind nicht mitnehmen wollen, halt auch nicht dürfen."

„Eine saubere Mutter!" pfnauchte der Bauer.

„Wie's schon geht. Hätt' mir's auch nicht gedacht, daß sie so wär', aber so Weibsbilder da, das Heiraten geht ihnen über Alles, schon gar, wenn sie hausgesessen werden, wie die Hanna. Und ist das Kind halt mir verblieben."

„Das ist eine Bettel!" begehrte die Bäuerin auf. „Zuschicken sollst ihr's. Das Kind gehört zur Mutter! — nit? Hab' ich nit Recht?!"

„Als wie zu einem Weibsbild, das ihr Kind einmal verlassen kann, hab' ich mehr Vertrau' auf weltfremde Leut'," sagte der Holzknecht. „Und deswegen geh' ich gestern und heut' in der Gegend um und such' brave Leut', die sich mit dem Waisel einen Stufen in den Himmel bauen wollen. Jetzt braucht's freilich noch Pfleg', essen thut's Alles, die Hauptsach' wär', daß es was hätt', und das Waschen und Putzen. Nach etlichen Jahren wird er ja Arbeit lernen können, der Gidel — Gidel heißt er — und hätt' der Bauer nachher an ihm einen wohlfeilen Knecht."

„Recht gut gemeint," versetzte die Bäuerin, „aber 's ist halt ein Kreuz mit so einem Wesen; wenn's den Eltern nachg'rath't und in die Leichtsinnigkeit kommt, so hat Unsereins die Nachred'; und wird's soweit brav und kann einmal was verdienen und fallts nachher seinen Vater und Mutter ein und nehmen es weg — so hat man nichts als die Sorg' und Kümmernis mit ihm gehabt."

„Stammhofbäuerin!" sagte der Holzknecht und hob die flache Hand wie zum Abschlagen eines Geschäftes, „wenn ich Dir den Buben heute geb', so gehört er Dein und will ich mich nicht mehr dreinmischen."

„Das glaube ich!" redete jetzt auch der Bauer mit, „Kinder hersetzen, ja das können sie, nachher wollen sie nichts mehr davon wissen. Das sind schon die Richtigen, das!" Dabei starrte er immer in seinen Teller hinein und scharrte d'rauf um mit Messer und Gabel. Zum Kloß einen guten Bissen Speck flicht er jetzt an, den verdient er doch für das rechtschaffene Wort!

„Will Euch nicht Unrecht geben, Bauer," versetzte der Holzknecht bescheiden, „es gibt auch Solche, wie Du meinst, es gibt ihrer! Aber mir kannst es glauben: Wenn ich in derselben Martinimacht vor vier Jahren

Digitized by Google

hätt' wiſſen können, daß der heutige Tag d'rauf kommt — dieſer harte Tag, mein Stammhofbauer, wo man ſein Kind muß ausbieten wie eine junge Katz', die man nicht in's Waſſer werfen will! — wenn ich das hätt' wiſſen können, es wär' anders! Es wär' anders! — Jetzt iſt's vorbei, jetzt hilft's nichts mehr. Ich muß mir ſelber alle Tag mein Brot verdienen. Im Brunnwald iſt die Arbeit aus worden, muß mir in anderen Gegenden eine ſuchen. Soll ich mir den Balg auf den Buckel binden und im Holzſchlag arbeiten? Rathe mir, Bauer, was ich thun ſoll?"

Der Bauer erhob ſich vom Tiſch: „Ich muß es aufrichtig ſagen, ich wüßt' mir an Deiner Stell' ſelber keinen Rath."

Trat jetzt der Holzknecht Friedl vor die Bauersleute hin, hielt die Hände zuſammen und flehte: „Euch hat der Herrgott geſegnet mit Gut und Anſehen, Ihr ſeid rechtſchaffene Leut' und werdet es nimmer wollen, daß ein unſchuldiges Menſchenkind ſollt' verderben müſſen. Nehmt es mir ab. Es wird Euch nicht arm eſſen, es wird Euch nicht Unehr' ſtiften. — Hundsfott iſt's ja doch kein's, für die Vaterleut' kann's nichts, in der rechten Zucht wird's ein braver Menſch und ſo einer iſt nicht zu verachten. — Nehmt es mir ab!"

Die Bäuerin ſchob den Schürzenzipf an die Augen, aber der Stammhofbauer ſagte wohl mit gütigem Tone, doch gemeſſen: „Friedl, Du verlangſt viel. Leinwand will ich Dir geben, daß Du ihm etliche Pfaiden kannſt machen laſſen; um ein paar Winterſchuh' iſt's mir auch nicht feil, aber es in's Haus nehmen — nein, nein, gar keine Red' davon!"

„Ihr ſtoßet das Kind zurück," verſetzte der Holzknecht — „morgen kommt's vielleicht wieder, aber als Bettelbub oder als gar noch was Aergeres. Ihr werdet es verfluchen, werdet vergeſſen haben, daß Ihr es in's Elend und in die Schlechtigkeit hinausgeſtoßen habt."

„Wir es hinausgeſtoßen? Das iſt gut," ſagte der Bauer. „Die Unterhaltung wollen ſie ſelber haben bei ſolchen Sachen und was dabei herauskommt, ſollen Andere zur Verantwortung übernehmen. Spitzbuben das!"

„So ſpricht der Neid!" rief der Holzknecht aufgeregt.

„Was?" fragte der Stammhofbauer.

„Der gute Willen wär' ſchon auch bei Euch da, Ihr hochachtbaren Leut', aber Euch macht's Umſtänd', das Spitzbubſein; das Bravſein vor der Leut' Augen macht Euch keine Umſtänd', darum ſeid Ihr's, nur darum. Ich kenne Euch!"

„Ihr werdet da ſtreiten auch noch!" begütigte die Bäuerin, „wenn Einer dem Andern ſchon nicht helfen kann, ſo ſollen ſie wenigſtens in Güten auseinandergehen. — Schau, da ſind Knödeln übrig blieben, wenn Ihr hungerig ſeid?"

„Vergelt's Gott!" ſagte der Holzknecht mit tonloſer Stimme und packte ſich den Knaben wieder auf. „In Gottesnamen, Gidel, ſo gehen wir halt wieder um ein Häuſel weiter."

Die Bäuerin rief ihm nach, er ſolle nur nicht verzagt ſein, ſie wolle ſchon beten für ihn.

„Beten, das kann ich ſelber," murmelte er, „die reichen Leut' hätten nach meiner Meinung was Anders zu thun."

In tiefer Verbitterung ſchleppte er den Knaben weiter. Er kam auf den Plan hinaus, wo die Felder zu Ende gehen und am Waldrain das Heidekraut wächſt. Dort bettete er das vor Weinen müde gewordene, nun ſchlummernde Kind auf weiches Federgras. Dann trug er dürre Aeſte zuſammen, machte ein Feuer an, ſammelte Heidelbeeren in ſeinen Hut, holte in einem Blechkännlein, das er bei ſich trug, vom nahen Bach Waſſer und wollte für das Kind eine Beerenſuppe kochen.

Digitized by Google

Es hatte schon lange nichts mehr gegessen.

Als er den schlafenden Knaben nun betrachtete, da kam ihm der Gedanke: Jetzt weiß er nichts von allem Elend. Sollte es nicht zu verantworten sein, daß er — nicht mehr wach würde? Ich glaube kaum, daß man ihm etwas Besseres anthun könnte? —

Durch den Waldweg herauf trat jetzt gebückten Ganges ein Mann, der ein weißrindiges Stück Birkenholz auf der Achsel trug. Den Hut hatte er in der Hand, so daß man sein kurzgeschnittenes, fuchsrothes Haar sah, der blonde Vollbart gieng weit in's Gesicht hinein, war aber kurz gestutzt; mit den wassergrauen Aeuglein guckte er klug und gemüthlich in die Welt. Als er das Feuer sah, warf er das Holz zu Boden, trat heran und sagte: „Mit Verlaub schon, daß ich mir ein Pfeifel anzünde."

„Du bist der Bichelmeier?" fragte der Holzknecht. „Was willst denn mit Deinem Birkenklotz?"

„Das wird ein Schlitten, man muß schon wieder für den Winter herrichten. — Ist das Dein?" Der Bichelmeier deutete mit der Pfeifenspitze auf den schlafenden Knaben, den er erst jetzt erblickt hatte. „Gerathen hat's, daß ich ihm das Trumm nicht auf den Kopf wirf!"

„Hätt' Dich desweg' nicht verklagt," antwortete der Friedl mit zuckenden Lippen, „hätt' Dich nicht verklagt. So eine Creatur ist überflüssig auf der Welt."

Der Bauer blickte ihn unsicher an: „Das ist kein Spaß, was Du da sagst."

„Soll auch keiner sein. Lauf' ich jetzt zwei Tag' lang um und such' einen Kostort für das Kind. All umsonst. Jetzt bin ich schon ganz wild und weiß nicht, was geschehen kann. Teufelsg'fraß herum auf der Welt!" so knirschte der Holzknecht, indem er den Feuerbrand, der zum Pfeifenanzünden gut gewesen war, in's Feuer schleuderte, daß die Funken stoben.

Dem Bichelmeier kam diese Sprache etwas unheimlich vor.

„Bist nit gescheit," sagte er und betrachtete sich das arme Wesen mit dem blassen Gesichtlein, über das die Mücken hin- und herschwirrten. „Wenn's Dir Ernst ist — ehvor Du was Unrechtes anstellst, ehvor gib's mir . . ."

Schon mit dem nächsten Worte suchte er die vorlaute Rede zurückzunehmen, aber der Friedl klammerte sich daran, er bat und bat den Bauer, sich des Knaben anzunehmen.

„Kannst mit ihm machen was Du willst," rief er, „ich frage nimmer darnach."

„Laß mir doch Zeit, daß ich's bedenk'," sagte der Bichelmeier.

„Gut Sach' bedenken heißt den Teufel um Rath fragen."

„Brauch' keinen Rath, bin mir schon selber genug. Gesund ist der Knirps?"

„Wie der Fisch im Wasser, so lang' er nicht verhungert."

Nach einigem Bedenken sagte der Bichelmeier: „Es ist Alles zu brauchen, so wird ein Menschenkind auch zu brauchen sein. In Gottesnamen, ich nehm' den Buben."

Auf die Dankesworte des Holzknechts hörte er weiter nicht. „Ich will ihn gleich selber heimtragen, den kleinen Kerl," sagte er und hob das Kind vom Boden auf. „So. Und Du nimmst den Birkenklotz und tragst mir ihn nach."

Mit Freuden that es der Friedl, merkte aber bald, der Klotz war bei Weitem schwerer, als es das Kind gewesen. —

Beim Bichelmeier im Hof gaben sie dem Holzknecht was zu essen und er wurde eingeladen, die Nacht über dort — das letztemal mit seinem Knaben — zu schlafen. Der Friedl aber machte sich davon, denn er fürchtete, in der Nacht könne sich der Bauer eines Andern besinnen und den Knaben wieder zurückweisen.

Digitized by Google

Der Bichelmeier hatte nun noch mit seinem Weibe den Strauß auszufechten. Auf das war er wohl vorgesehen, denn was er that, jahraus, jahrein, von seiner Genossin ward es zum mindesten einmal erklecklich widersprochen. So fragte sie ihn jetzt, als er ihr den fremden Knaben nach Hause gebracht, was er glaube? Ob sie an ihren eigenen drei Rangen nicht schon genug hätten? Ob er von Gott im Himmel Wissenschaft habe, daß nichts mehr folge? — Sagte der Bauer: „Das muß man wirtschaftlich nehmen, mein Eheleib; wenn der Jud' Kinder kauft, so werde ich wohl eins geschenkt mögen nehmen. Wir züchten auch Kälber auf, weil sie später was nutz sein werden. Nun also. Nur nicht allemal gleich dreinfahren, was Du nicht verstehst."

Endlich war der Knabe nach langem Schlaf und unruhigem Halbschlummer zu sich selbst gekommen. Er rieb sich mit den kleinen Fäustchen die Augen und blickte erstaunt umher. Er fand sich in einem fremden Haus auf der Bank. Er fragte mit ängstlichem Stimmchen nach dem Vater.

„Ja, ja, jetzt ist der Dein Vater!" fuhr ihn die Bäuerin an und wies auf den Bauer, der struppig und rauh auf seinem Dreifuß saß und einen Schuh benagelte.

Das Kind starrte halbaufgerichtet eine Weile noch so drein, es konnte die Dinge nicht fassen — endlich hub es sachte zu weinen an.

„Jetzt bist zufrieden, gelt, weil Du wieder das Gewinsel haben kannst," versetzte das Weib dem Mann ein Giftiges.

„Irrt mich nicht," antwortete er, „wenn es sich ausgeflennt hat, wird's schon still sein." Und hämmerte auf die Schuhsohle los.

Dem armen Gidel ward immer unheimlicher, und schärfer stieg ihm die Ahnung auf, daß an diesem Tage mit ihm etwas Besonderes vorgegangen sei. Sein Weinen wurde kläglicher. Die Bäuerin setzte ihm murrend eine Schale Milch vor, er ließ sie unberührt. Die Rangen des Hauses kamen herbei, begucken das fremde Kind wie ein Wunderding, grinsten es an, bespotteten sein Schluchzen und Wimmern, begannen zuletzt an seinem armen Gewandlein zu zausen, bis der Gidel den Arm ausschlug und rief: „Ich mag Euch nicht, den Vater will ich haben."

„Was das für ein Ungezücht ist!" fuhr jetzt die Bäuerin drein, „schlagen thut er! Wart, Bettelbub, das will ich Dir frühzeitig vertreiben."

Von der Bank riß sie den Kleinen, stieß ihn wüthend hin und her und ließ ihn liegen auf der Erde unter den gackernden Hühnern. —

So ist Gidel's Leben angegangen im neuen Heim. Und so gieng es gleichmäßig fort, denn nichts ist beständiger als ein böses Weib oder ein eigennütziger Mann.

Seine erste Aufgabe war, die Söhnlein des Hauses zu ergötzen. Er thats getreulich, erfand ihnen kleine Spielzeuge, machte ihnen lustige Bewegungen, Grimassen und allerlei Schwänke vor. Anfangs hatte er die Sachen freilich für sich selber machen wollen, die Spiele aus Steinchen und Baumrinden und Tannenzapfen; aber das wurde ihm allemal weggenommen, und wenn er sich d'rum wehren wollte, so kriegte er Püffe, Bisse und anderlei Feindschaftliches an den Leib, und war es noch gut, wenn nicht auch die Mutter herbeikam, denn da wußte man im Voraus, wer Unrecht hatte. So fügte sich der Knabe bald und war zufrieden, wenn er die „Brüder" soweit unterhalten und zerstreuen konnte, daß sie ihn nicht mißhandelten.

An Nahrung ließ ihn der Bauer nicht Mangel leiden — „daß er stark wird!" Auf das Starkwerden seines jüngsten Knechtes wartete der Bichelmeier woltern hart; und richtig, als der Gidel fünf Jahre alt war, mochte er zur Brachzeit schon Ochsen führen,

Digitized by Google

im Heumahd Futter streuen und Schober treten, im Schnitt Garben tragen; er trieb schon die Lämmer auf die Weide, schleppte den Wasserkrug vom Brunnen herauf, schleppte auch auf den kleinen Armen ein jüngeres Geschwister umher, bis es ihm mitunter auf den Boden rutschte und er demzufolge auf seine Barfüße die Ruthe bekam.

Das Hausgesinde hatte ihn nicht gerade ungern, weil er gutmüthig und nicht trotzig war, aber wenn man ihm eine Gunst erzeigen wollte, so mußte es heimlich geschehen, sonst hätte man Unheil über ihn heraufbeschworen. Hin und wieder gab es wohl auch unter dem Gesinde einen boshaften Knecht, eine wüthige Magd, die sich des schutzlosen Knaben bedienten, um an ihm ihre Teufeleien auszulassen. Der Gidel fand es auch ganz selbstverständlich, daß jede Ungeschicklichkeit, jedes Versehen, jede Falschheit und Roheit im Hause er zu büßen hatte; er trug seine Hiebe und Stöße und Fußtritte mit Gelassenheit und wenn sie ihn zu weh thaten, so weinte er sich in einem verborgenen Winkel aus und war dann wieder lustig und willig für Alles, was man ihm aufbürdete, und wußte nichts von Haß und nichts von Liebe.

Als der Gidel größer wurde, fielen ihm Arbeiten zu, die sonst Niemand thun wollte, und Bissen, die sonst Niemand essen wollte; und wurden im Hause einmal die Betten zu wenig, so hieß es: Der Gidel schläft auf der Streu. Der Junge fügte sich ohne Widerrede, es war ihm auch das wieder selbstverständlich, daß er voran kam, wo es Hartes gab und hinten an, wo es lustig hergieng. Der Bichelmeier hatte ihm ein dickes graues Zwilchkleid machen lassen, das mußte halten Sommer und Winter, und wenn es endlich zerriß, wurde der Junge mit Strafen belegt. Einmal verletzte sich der Gidel arg bei der Steinarbeit; sie ließen ihn liegen in der Futterkammer, bis er heil war; manchmal wand er sich nach schlechter Mahlzeit in Leibgrimmen, sie ließen ihn, bis es vorbei war. Im Winter verfror er sich Hände und Füße, im Sommer, wenn er auf den Felsen den Schafen nachkommen mußte, zerschlug er sich die Knie und die Ellbogen. Trotz alldem wurden seine Glieder kräftig, die Farbe seiner Wangen war frisch, sein schwarzes Auge blickte munter, wenn er bei den Thieren war auf freier Weide. Bei den Hausgenossen hörte er nur auf die Befehle und auf sonst nichts — er war gleichgiltig, fast stumpfsinnig, wußte nichts von Haß und nichts von Liebe.

Sein Vater hielt die dem Bichelmeier gegebene Zusage getreulich, er kümmerte sich nicht um den Jungen, und seit jenem Tage, da ihm der kleine Gidel abgenommen worden war, hatte man vom Holzknecht Friedl nichts mehr gehört.

Der Bichelmeier hatte für seinen jungen Knecht kein Lob und keine Klage; die Bäuerin hatte Tadel, so oft er etwas schlecht machte und Tadel, so oft er etwas gut machte, und noch den härtesten, wenn er gar nichts machte, sondern bisweilen rasten wollte, wie die Anderen. Was man bei Anderen müde nennt, hieß bei ihm faul; was sonst Hunger heißt, nannte man bei ihm Gefräßigkeit. Was man bei Anderen als Gutmüthigkeit lobt, schmähten sie bei ihm als Dummheit. Eine Magd war im Hause, die hatte Lob für den Gidel, aber sie hielt es geheim.

„Für Dich wäre es wohl auch gut," sagte diese einmal zum Jungen, „wenn Du schon zwanzig Jahr alt wärest."

„Ich kriegt' auch jetzt schon Eine, wenn ich wollt'," antwortete der Gidel.

„Nicht so, Bub, jetzt hast mich nicht verstanden," versetzte die Magd, „ich hab' gemeint, daß Dich der Kaiser thät nehmen. Beim Soldatenleben wirst es besser haben."

Indes schien es, daß das viele Tragen von schweren Gegenständen — Säcke von der Mühle, Steine von den

Digitized by Google

Feldern — seinen Körper nicht bis zum Kaisermaß emporwachsen lassen wollte. Er war nicht viel über vier Schuh hoch und doch schon fünfzehn Jahre alt. Jetzt aber fügte es sich, daß er den Sommer über außer Hause kam.

Der Bichelmeier hatte auf der hohen Sill eine Schafweide gepachtet. Da that er für Juli und August seine hundert und zwanzig Schafe hinauf; und wer wird sie denn bewachen gegen die Wetter und Geier und Diebe und Felsstürze, als der Gidel! Der Gidel geht mit auf die Sill. Auf dem Sonnreit gibt es Almhütten, dahin soll er Abends die Herde zusammentreiben, dort soll ihm die alte Schwaigerin, die den Kuhstand versorgt, das Essen richten und das Nest im Heu. Ist weiter nicht viel Vorbereitung, der Junge rafft ein paar Kleidungsstücke zusammen — denn die Magd hatte ihm gesagt, auf der Alm sei es kühl — und treibt die Schafe auf die hohe Sill.

Er weiß selber nicht, wie ihm ist, so auf einmal in der Freiheit! In der Nacht fehlen ihm die warmen Decken, das macht nichts, er gräbt sich um so tiefer in's Heu. In Wetterstürmen auf der Höhe fehlt ihm Obdach, das macht nichts, er verkriecht sich in die Spalten der Felsen. Des Morgens und Abends hat er gute Milchkost und die alte Schwaigerin versauert sie nicht zu sehr mit Zanken — das thut sich. Tagsüber fehlt ihm die Nahrung, das macht nichts, er steigt hinab in die tiefen Hänge, wo Beeren wachsen, oder er milkt gar ein Mutterschaf aus und lebt so wie ein Königssohn — heißt das, wie ein verwunschener.

Allerlei Spielzeug hat er. Aus den Steinen baut er Haus und Hof, in dem er der Bauer ist, Knechte und Mägde hat — dazu lassen sich die Zapflein der Legföhre brauchen — auch einen Zuchtbuben (angenommenes Kind), dem er scharf zu Leibe geht, wie es ihm selber geschieht. Seine eigenen Söhne, die schnitzt er sich aus Zirmholz und stellt sie zwischen die Steine des Hofes, wo sie geschützt sind. Wenn hernach der Widder kommt und mit seinen geringelten Hörnern die ganze Wirthschaft über den Haufen stößt, läßt er sich mit diesem behörnten, wolligen Schicksal in Händel ein, ringt mit ihm, setzt sich auf den Widder und reitet dahin über die hohen Heiden. Der Sommer streicht dahin. Dem Bichelmeier reift die Ernte, er denkt an's Heu, an's Korn, an die Rinder, an die Schafe auf der Alm. Vom Gidel ist keine Rede. Man schaut bisweilen auf die Zinnen der hohen Sill, die fern hinter anderen Bergen herüberblauen, man sieht von dort her die wilden Wetter fahren. Und wenn nach langen Regentagen über den senkrechten Wänden auf den Hochmatten junger Schnee liegt, so heißt es: Die armen Schafe auf der Alm!

Etliche Lämmer sind zurückbehalten worden im Hof herunten, daß sich damit die Kinder ergötzen mögen. Ja so, des Bauers Söhne, wie geht's ihnen? Dank' der Nachfrag'! Denen fehlt nichts. Alle drei sind hochaufgeschossen, aber nicht eben gut bei Gesichtsfarbe. Ein wenig schwächlich sind sie, aber sonst gesund. Thut man sie halt ein bissel schonen, daß sie des Morgens nicht zu früh aus dem Bett müssen und nicht zu angestrengt arbeiten, und daß sie warmes G'wand haben und nicht zu schlecht genährt werden — ein Kletzel Butter unter Mahlzeiten, manchmal ein Stückel Fleisch, ein Tröpfel Kaffee — mein Gott, so junge Leute im Wachsen! So viel in Uebermuth sind sie; laufen, ringen, hupfen, daß man sich fort ängstigen muß, sie verstauchen sich was. Auf den Zäunen kletteren sie auch so viel herum — Hosen zerreißen ist das Wenigste, aber wie bald haben sie einen Schurf in der Haut, einen Splitter im Fleisch! Man kann schier nicht genug Acht geben auf die Bübeln.

Digitized by Google

Im August ist's, da läßt eines Tages die alte Schwaigerin dem Bichelmeier sagen, es solle wer auf die Alm kommen, sie wisse sich nicht zu helfen. Seit zwei Tagen käme der Gidel mit den Schafen nicht heim und sie könne sich nicht denken, was das bedeute!

„Mutter Gottes!" schreit der Bauer erschrocken auf, „es wird doch den Schäflein nichts widerfahren sein! Und daß es der Halterbub nicht etwan verschweigt und davongelaufen ist!"

Eilends rief er den alten Knecht und sie stiegen von einem Berg zum andern empor auf das Sonnreit. Dort erzählte die Schwaigerin, sie sei schon unzählige Mal über die Almen aus- und eingegangen, habe in die Wände hinaufgeschaut, habe in die Kare hinabgerufen und habe weder Schaf noch Hirten gesehen. Hernach habe sie sich zu der lieben Mutter Gottes verlobt, auf die Meinung, daß die Herde wieder sollt' heimkommen; dann habe sie ein Antonikraut verbrannt, daß der Rauch in die Lüfte gestiegen sei und die bösen Geister verjagt haben müsse, wenn wirklich welche über das liebe Vieh gekommen wären. Allmiteinander sei es nichts gewesen. Endlich habe sie einen Fremden gefragt, der von der hohen Sill herabgestiegen, ob er nicht irgendwo eine Herde von Schafen gesehen. Gesehen nicht, hätte er ausgesagt, aber als er in den Felsen durch die sieben Hörner herabgestiegen, da sei es gewesen, als hätte er irgendnim so ein Blöken gehört, er hätte es für den Schrei einer Gemse gehalten, es könne ihn aber auch getäuscht haben.

„Was nutzt das Schwatzen!" rief der Bichelmeier, „hinauf müssen wir!"

Und die beiden Männer stiegen alman und durch die hohen Steinkare und Geröllfelder empor in die wilden Felsen, wegen ihrer siebenzackigen Hochschroffen genannt die sieben Hörner. Es ist ein grauenhaftes Gebirge, wer's kennt, dieses Hochgestein der Sill. Wände, die von der Ferne fast glatt, nur leicht berinfet zu sehen sind, thun sich — wenn man an sie kommt — in Klüften und Schlnchten auseinander, ganze Felsenthäler schließen sich auf da oben und wilde Kessel, von denen man nicht mehr hinausschauen kann in die lieblichen Waldgegenden, wo man nichts mehr vor sich hat, als zerrissene Wände, Schutthalden und Felsblöcke; von den Stürmen dürrgeleektes Gestein überall, in den Untiefen versteinertes Eis, und nirgends ein Halm, nirgends ein grünes Blatt. Dem Bichelmeier wurde angst und bang, er war noch niemals da heroben gewesen. „Daß es so ausschaut dahier, das habe ich nicht gewußt." So war seine Rede, als sie sich mit blutenden Füßen und Händen endlich über die Kare und Kessel emporgearbeitet hatte auf eine der Zinnen. Von dieser Zinne aus bot sich ihnen ein neues Bild, vor dem sie fast noch mehr erschraken. Ein weites Feld von weißem Licht schlug ihnen in die Augen. Von der höchsten Spitze des Gebirges, aus welchem ein scharfer eiskalter Wind herabstrich, gieng ein riesiges Schneefeld steil wie ein Dach nieder in's Gestein, das sich dehnte, so weit das Auge reichte. Berg und Thal bildete ein Hochland ohne Baum und Stranch, von dem man unten keine Ahnung haben konnte. In einer Niederung zwischen etlichen in abenteuerlichen Formen aufragenden Felsmassen lag es wie eine blaßgrüne Wiese. Der Knecht behauptete, er sehe auf derselben weiße Punkte, und der Bauer behauptete, die weißen Punkte wären Schafe.

Als sie jedoch nach einer Stunde beschwerlichen und gefährlichen Kletterns, bei welchem der Schwindel dem Bichelmeier mehrmals den Kopf verdrehen wollte, hinabkamen in das Felsenthal, war das Wieslein ein weites unebenes Kar und die weißen Schafe darauf, die hatten sich in gewaltige Felsblöcke verwandelt, so von den Hängen niedergebrochen waren.

Digitized by Google

„Ob wir den Weg wieder zurückfinden werden?“ gab der Knecht zu bedenken.

„Mir zittern die Beine,“ sagte der Bauer, „rasten will ich.“ Und sank auf ein Felsstück.

„Es ist die Nacht nicht mehr weit,“ bemerkte der Knecht. „Wenn die Nebel einfallen!“

„Meinetwegen, ich kann nicht mehr weiter.“

Sie verzehrten ihren kleinen Vorrath an Brot und aßen harten Schnee dazu.

Als der Knecht nur mehr ein Rindlein von Brot in der Hand hatte, zögerte er, es in den Mund zu thun. „Den letzten Bissen“, sagte er, „den soll man nie verzehren auf hohen Bergen. Wir wissen nicht, Bauer, was uns noch bevorsteht.“

Als sie ihrer Beklommenheit derart Luft machten, that der Bichelmeier plötzlich einen heiseren Schrei und sprang von seinem Sitz empor. Dort drüben zwischen Steinen schaute der graue Kopf eines Schafes hervor. Alsogleich that er den Lockruf, da trat das Thier herans, es kam ein zweites, ein drittes zum Vorschein, graue, weiße, schwarze, und sie kamen zu vielen und vielen dort aus eine Tiefe herauf, und sie liefen blökend herbei und versammelten sich um die beiden Menschen, und beleckten ihre Hände, ihre Kleider, einige sprangen ihnen mit den Vorderfüßen an die Brust und schnupperten und blökten unaufhörlich.

„Gottlob, gottlob, daß die Schäflein wieder da sind! Schon die meisten wieder.“ So rief der Bauer und streichelte die Thiere und drückte eins um's andere an seine Brust.

„Wo denn der Bub ist,“ murmelte der Knecht und drehte seinen Hals hin und her.

„Wer?“ fragte der Bauer.

„Der Halterbub! der Gidel ist nicht da.“

Schaute der Bauer verwundert auf und sagte kleinlaut: „Ist er nicht da?“

Nun giengen sie langsam gegen die Stelle hin, wo die Schafe aus der Tiefe waren heraufgekommen, dort standen noch ein par und schauten mit hochgehobenen Köpfen in den Abgrund.

Auf dem schieferigen Boden lag ein Hirtenstock, der war arg zernagt und an der Handhabe das Riemchen, wie solche an derlei Stöcken durch ein Loch gebunden zu sein pflegen, über und über zerbissen.

„Der Stecken ist da, muß der Bub nicht weit sein,“ meinte der Bauer, rief aber nicht nach ihm, schalt auch nicht, sondern schaute mit ängstlichem Blicke hin und her.

Der Knecht war am Rande des Hanges dahingegangen, nach allen Seiten ausspähend, immer von mehreren Schafen gefolgt, die ihn anschnupperten, als hätten sie ihm was zu sagen. Als der Knecht drüben mit ausgespreiteten Beinen auf einem Vorsprung stand, legte er den einen Arm über den Kopf, daß der Wind ihm den Hut nicht davontragen konnte, mit dem andern winkte er dem Bauer, er möge zu ihm hinüberkommen. Der Bichelmeier gieng schwankend über das Grat und als er zum Knecht kam, deutete dieser in den Abgrund und sagte leise: „Da unten liegt er.“

Tief unten im Gewände war eine Menschenhand. Sie ragte über einen Vorsprung hinaus. Als sich die Männer oben weiter vorbogen, der Knecht mit Muth, der Bauer mit Zagen, daß er nicht etwa auch selber stürze, sahen sie den ganzen Körper. Mit den Füßen in eine Kluft geklemmt, hieng der zerschlagene Leib kopfabwärts am Gefelse.

Der Bauer trat eilig zurück. Eine Weile stand er dann still und wußte nicht, was jetzt machen. Endlich sagte er zum Knecht: „Gelt, Hans, Du bist so gut und sorgst, daß er hinabkommt auf den Freidhof.“

„Wie soll man ihn denn da heraufkriegen?“ fragte der Knecht, „da braucht man Stricke und Stangen.“

Digitized by Google

Der Bichelmeier war schon mitten unter seinen Schafen, die jetzt, da sie andere Menschenwesen hatten, den von ihnen seit drei Tagen bewachten Unglücksplatz verlassen konnten. Sie waren es, die den Männern nun den Weg zeigten aus dem Gestein, an den Wänden und Schuttfeldern wieder zu den grünen Almen. Spät in der Nacht und tief erschöpft kamen sie an in den Hütten des Sonnreit. Dort waren mehrere Leute aus dem Thal, theils heraufgekommen, um die vermißte Schafherde suchen zu helfen, theils um bei ihren eigenen Herden Nachschau zu halten. Denen klagte der betrübte Bichelmeier sein Unglück: Da habe er den Jungen soweit aufgezgt, daß er endlich zur Arbeit brauchbar worden wäre, jetzt stürzt er ab in den Wänden! —

Etliche gaben ihm ihr Beileid kund, Andere schwiegen und dachten bei sich: Bauer, Du bist doch ein grundschlechter Kerl!

Hierauf muthmaßten sie, wie so der Junge konnte verunglückt sein und die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, er habe in den Hängen einen Abstieg in den Zirngraben gesucht, wo er Beeren oder eine Quelle vermuthet. Dabei sei er gestürzt. Wenn die Schafe nicht an Ort und Stelle geblieben wären, man hätte den Verunglückten bis zum jüngsten Tage nicht gefunden. Die unvernünftigen Thiere seien halt doch wahrlich oft braver und getreuer, als die Menschen . . . .

Einen Tag später war's, als der Mann, der diese Geschichte aufgeschrieben hat, auf der Bank vor dem Wirtshause in der Niederfill saß. Er blickte hinauf in das hohe finsterblaue Gewände. Ueber die höchsten Grate hiengen die Nebel herab. Da kam des Weges ein alter, weißbärtiger Bergler, gebückt und schnaufend, denn er trug auf dem Rücken einen Korb, wie man sie auf den Almen zum Futter tragen hat. Er lud diesen Korb auf einen Pferdetrog ab, setzte sich neben hin, wischte sich mit der flachen Hand den Schweiß vom Gesicht und verlangte ein Glas Bier.

Woran er so schwer trage? fragte ich den Alten.

Er deutete mit der Hand gegen den Korb, ich möge nachsehen. — Im Korbe lag zusammengekauert der todte Knabe. Hände und Füße hatten sich nach Belieben und Raum legen lassen, so sehr waren alle Knochen zermalmt. Der Kopf war mit Krusten von Blut überzogen, der Mund war verstopft mit einem Grasballen.

Ich habe mich schaudernd abgewendet. Der Alte hat nach kleiner Labe die Last wieder auf sich genommen und hinausgetragen durch das stundenlange Engthal gegen den Kirchhof des Ortes.

Digitized by Google

's Lach-Engerl.

Nach einer wahren Begebenheit von **Otto Carus.**

O Liebe, was führst Du die Menschen zusamm',
O Liebe, was führst Du die süße Flamm',
Wenn so bald und so traurig sich's wendet?

Scheffel.

Heute haben wir das Lach-Engerl begraben. Die Lebensgeschichte des Lach-Engerl gleicht jenen Spätherbsttagen seiner Alpenheimat, die mit einem vollkommen klaren Morgen anheben, an dem die Sonne in heiterer Pracht emporsteigt. Allmälig aber kriechen die Nebelgespenster aus den Thälern und Wassergräben und flattern nach aufwärts, dichte, graue Schleier verhüllen den Horizont, ein frostiger, regenfenchter Lufthauch erhebt sich und es wird ein trüber, melancholischer Tag. Erst gegen Abend zerreißt der Nebelvorhang, ein Stück klösterlichen Himmelblaues wird sichtbar und die Tageskönigin steigt in der ganzen Glorie ihrer Majestät vom Throne und lange noch leuchtet der Purpur ihres Mantelsaumes, den sie nachzieht. Also war auch das Leben des Lach-Engerl. Ein fröhlicher Morgen, ein schwermüthiger Tag, — ein freundlicher Sonnenuntergang.

Es war auf den Namen Angelina getauft worden, den der Volksmund in das Kosewort „Engerl" verwandelt, und weil es so heiteren Gemüthes war und stets ein freundliches Lächeln seine frischen Lippen umspielte, immer bereit, damit Alles hinwegzulachen, was Anderen Thränen und Herzweh kostet, — darum hießen es die Leute das „Lach-Engerl". Hießen es so bis auf den heutigen Tag, obwohl es längst schon eine zitternde Greisin geworden und längst nicht mehr gelacht hat.

Arg aber hätte sich Jeder getäuscht, der hinter diesen lächelnden Zügen eine oberflächliche oder gar leichtsinnige Seele hätte suchen wollen.

Die Seele Engerls war wie ein Bergsee, dessen geheimnißvolle Abgrundtiefen Keiner ahnt, der nur seine Spiegelfläche betrachtet, die sich im Sonnenglanze munter kräuselt. Angeboren war dieser Seele eine jungfräuliche Scheu vor allem Niedern und Gemeinen und eine heiße, obwohl noch unklare Sehnsucht nach den idealen Gütern dieser Erde: dem ewig Wahren und dem göttlich Schönen. Nachbarlich wohnten in dieser Seele zusammen eine reiche Phantasie und eine selbstlose Opferfreudigkeit, ein Drang, zu beglücken, auch auf Kosten des eigenen Glückes — lauter Eigenschaften, aus denen die Natur Heldinnen und Märtyrerinnen zu bilden pflegt; freilich — der socialen Stellung des Weibes zufolge — mehr Märtyrerinnen als Heldinnen.

Das Lach-Engerl war eine entfernte Verwandte des Pfarrers von L., welcher das Mädchen nach dem Tode der Eltern, die ihm am Sterbebette ihr verwaistes Kind auf die Seele gebunden, in sein Haus genommen hat.

Es mochte in sein zwanzigstes Lebensjahr getreten sein, als ein junger Mann als Hilfspriester in den Pfarrhof einzog, den wir kurzweg Franz heißen wollen.

Ob der classische Philosoph recht hat, der behauptet: „Jeder Sterbliche werde nur mit einer halben Seele geschaffen und müßte so lange in rastloser Sehnsucht suchen, bis er die

Digitized by Google

zweite ergänzende Seelenhälfte gefunden" — lassen wir dahingestellt sein. Es finden sich so zahlreiche Seelen zusammen und gehen miteinander durch's Leben, die niemals ein einheitliches Ganze bilden, und es wandeln wieder so viele halbe Seelchen, ja noch winzigere seelische Bruchtheilchen mit einer stolzen Selbstzufriedenheit einher, die nicht die leiseste Sehnsucht nach Ergänzung ihres fragmentarischen Zustandes abmerken lassen. Das philosophische Axiom scheint also, wie so viele seines Gleichen, im praktischen Leben wenig zutreffend zu sein. Im Pfarrhause zu L. aber traf es zu.

Was sich in der Seele Engerls nur dunkel und halb bewußtlos regte, das war in der des jungen Priesters zum vollen Bewußtsein geläutert und abgeklärt. Durch die classischen Studien, die er von Jugend an mit Vorliebe getrieben, war ihm der Cultus des Schönen in seiner ganzen Herrlichkeit aufgegangen und wie Dante an der Hand seines göttlichen Führers in überirdische Welten, so war er im Geleite der genialsten Geister aller Zeiten eingetreten in die holde Lichtwelt des Ideals.

Wer aber von den Früchten, die dorten reifen, einmal gekostet, dem ergeht es wie den Gefährten des Odysseus im Lande der Lothophagen — er möchte immer davon essen und sich nie wieder von dem gastlichen Lande trennen.

Und so war Franz auch nach seinem Eintritte in den Priesterstand den Freunden seiner Jugend treu geblieben. Er mochte wohl lebhaft fühlen, wie recht der Sänger der „Louise" hat, wenn er dem wackern Pfarrer von Grünau sagen läßt:

„Ein ländlicher Pfarrer verbauert, haftet am Kloß, und vergeht in Nichtigeit oder Erwerbsucht. Wenn nicht griechischer Geist ihn emporhebt aus der Entartung neueren Barbarenthums, wo Verdienst ist käuflich und erblich, zur altedelen Würde der Menschlichkeit: Geist des Homeros, welchen das Kind anhöret mit Lust, und der Alte mit Andacht, Pindar's Schwung aus dem Staub und Plato's göttlicher Fittig . . ."

Wenn ihn daher in der trostlosen Misère des Land-Seelsorgerthums das drückende Gefühl der Vereinsamung überkommen wollte, so langte er sich einen der vergriffenen Bände vom Regal und lud sich die Unsterblichen zu Gaste. Unsterbliche aber sind großmüthig, Sie geben das Gastgeschenk, das man ihnen reicht, doppelt und dreifach zurück. Dem geistlichen Musenfreunde hatten sie zum Dank einen Theil des süßen Wohllautes verliehen, der einst von ihren eigenen Lippen geklungen, jenes zaubergewaltige Geschenk der Rede, die scheinbar schlicht und kunstlos dahinfließt, der aber jedes Hörers Herz sich erschließen muß, ob sie nun mit leiser Bitte oder mit stürmischen Schlägen Einlaß heischt. Vermochten sich hohe Gemüther der Macht nicht ganz zu entziehen, die die Worte des jungen Priesters übten, um wie viel nachdrücklicher mußten sie auf ein so hochbegabtes Frauengemüth, wie des Engerls, wirken. Ihr war es, als habe sie bis jetzt geschlafen und erst der Klang dieser Stimme habe sie zu einem wundersamen, nie geahnten Dasein aufgeweckt. Ihr war's, wie dem Vogel, der sich im vergitterten Käfig der Schwungkraft seiner Flügel nur dunkel bewußt ward und dem plötzlich ein freundlicher Erlöser den Weg zur Freiheit öffnet und zuruft: Jetzt, mein Vogel, flieg'!

Ebensowenig verwunderlich ist es, daß der junge Mann, als er einen Blick in die bildungsfähige Seele Engerls geworfen, die Freude des Künstlers empfand, der mitten unter ordinärem Gestein, das kaum zum Straßenpflaster tauglich, ein Stück köstlichen Marmors entdeckt, aus dem sich hehre Göttergestalten meißeln lassen. Es gereichte ihm zu hohem Genusse,

Digitized by Google

zu einer Art Schöpferfreude, mit bildender, nachhelfender Hand den glänzenden Fähigkeiten Engerls Richtung und Vollendung zu geben und zu beobachten, wie überraschend sich diese entwickeln, wie immer neue an den Tag traten. So schießen im Garten, wenn der Sommer nahe ist, Blume auf Blume empor und wenn man schon vermeint, heute habe die letzte aufgeblüht — morgen kommen wieder andere und schönere.

Wo aber ein jugendlicher Lehrer, wie unser Franz, und eine begeisterte Schülerin, wie das Engerl sich zusammenfinden, da findet sich allzeit auch ein Dritter ein — ein ungebetener Gast: der arge Knabe der Aphrodite, der pfeil- und bogenkundige Gott fand sich auch hier ein und that an den Beiden das, was er in alten Zeiten dem Sänger der Metamorphosen und seiner kaiserlichen Schülerin Julia, was er dem gelehrten Lector der Sorbonne und seiner Heloise und was er vor diesen schon Unzähligen gethan hat und nach ihnen noch Unzähligen thun wird, bis an das Ende der Zeiten. — Weil wir nicht beabsichtigen, die verschiedenen Phasen einer Liebesgeschichte zu schildern, so wollen wir uns kurz fassen und nur gestehen, daß Engerl in unlanger Frist zu ihrem Freunde und Lehrer sagen konnte, was Gretchen zu dem ihren gesagt: „Ich habe schon so viel für Dich gethan, daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt.“ Denn, nebenbei bemerkt, das Gefalbader von dem schüchternen Zagen und platonischen Schmachten der ersten Liebe ist blöder Schwindel, ausgeheckt von sentimentalen Wolkenwandlern und blutarmen Poeten. Gerade die erste, unverfälschte selbstlose Liebe erklettert mit stürmischer Eile die Stufenleiter vom ersten Stammeln der Neigung bis zu ihrem flammenden Gipfel; erst später, wenn der grämelnde Verstand und die bedächtige Großmutter Erfahrung sich an unsere Fersen heften, dann klettern wir immer mißtrauischer — immer langsamer.

Es gehen Viele in's Leben ein und gehen wieder aus dem Leben und haben ihres Gedankens viel geliebt, — die Liebe aber haben sie doch nicht kennen gelernt. Sie haben blos vor Götzen gekniet, die Göttin ist ihnen niemals nahe gekommen. Nein, niemals haben sie sie kennen gelernt, die himmlische, die keine anderen Götter neben sich duldet, die holde Despotin, unter deren souveränem Scepter sich alle Stirnen beugen müssen, die sie berührt. Nie haben sie aus der Hand der hohen Priesterin die Taufe empfangen, die gnadenreiche Wiedertaufe, die bewirkt, daß man abschwört, was man bisher für wahr gehalten, und für wahr hält, was man bisher geläugnet hat, daß der Mensch auf Alles vergißt, was ihn sonst bekümmert hat, sogar das, was er sonst nie vergißt — sich selbst.

Und so hatten auch Engerl und ihr Freund in ihrer Liebesseligkeit Alles — sich selber, Gegenwart und Zukunft, die Schranken, die die Welt zwischen sie aufgebaut, ja, die Welt selber vergessen. Die Welt aber hatte sie nicht vergessen.

Es flogen die Seelen der Beiden, wie leichtbeschwingte Vögel hoch in Lüften und wähnten frei im lichten Aether zu baden, weit entrückt allen irdischen Fesseln und aller irdischen Noth. Die Welt jedoch duldet solches Fliegen nicht, duldet nicht, daß sich Einer über den Bannkreis, den sie gezogen, erhebe, und wagt's Einer doch, dann wählt sie aus ihrem Köcher den schärfsten ihrer Pfeile und holt den kecken Flüchtling aus seiner Höhe herunter und sieht mit Hohnlachen zu, wie er zu ihren Füßen verblutet. In unserem Falle hatte sie sich der schneidigsten Waffe bedient, der wohlgespitzten Zungen der Frommen im Lande, die die Kunde des Aergernisses, so sich im Pfarrhause zu L. begeben, zu den Ohren der obersten Kirchenbehörde

Digitized by Google

trugen. Der menschenfreundliche Bischof zuckte über die Denunciation verächtlich die Achseln; die ehrwürdigen Mitglieder seines Consistoriums aber thaten nicht so.

In der Versammlung dieses heiligen Senates geschah ein so grimmiges Schütteln der weißen Perrücken, daß sich über dem grünen Sitzungstische eine dichte Wolke Staubes lagerte, und aus dieser Wolke fuhr auf den Schuldigen der strafende Blitz. Im salbungsvoll-grobianischen Tone des vormärzlichen Curialstiles wurde dem Caplan bedeutet: Der ehrwürdige, andächtige Priester N. habe sich, mit Wäsche und einem Breviere versehen, binnen acht Tagen zu S. einzufinden. S. war aber die geistliche Corrections-Anstalt der Diöcese. Im Anhange war noch die Drohung beigefügt, man werde bei wahrgenommener Renitenz mit schärferen kirchlichen Strafen vorgehen und das Brachium saeculare zu Hilfe rufen.

War aber in damaliger Zeit, wo das Sacerdotium und Imperium, der Krummstab und der Polizeistock in den intimsten Beziehungen standen, eine derartige Drohung eine mangenehm quere Sache — sehr queur sogar. Gab's da für den Bedrohten nur zwei Auswege, dieselbe unwirksam zu machen. Und bestand der eine Ausweg darin, demüthig unterzuducken, um nach verbüßter Strafe aus besonderer Gnade an irgend eine Hungerstation versetzt zu werden, für sein Lebtag gebrandmarkt mit dem Stempel einer schlechten Conduite, ohne die leiseste Hoffnung einer Veränderung seiner Lage für die Zukunft, es wäre denn durch Vertauschung seines elenden Postens mit einem noch elenderen.

Und war der zweite Ausweg der, vor den Fangarmen der heiligen Hermandad zu flüchten, je weiter desto besser, am besten über das große Wasser hinweg in jenes allmächtige weite Land, weit genug und stark genug, um alle die ausgestoßenen Kinder der alten Welt zu beherbergen und zu schützen.

Waren das die zwei einzigen Auswege und gab es sonst keinen dritten. Oder doch! es gab auch noch einen dritten. Und diesen dritten wählte Franz, der Dorfcaplan. Hätte gar zu gern den zweiten gewählt — für sein Leben gerne. Doch, er war arm, bitterlich arm wie eine Kirchenmaus an irdischen Gütern und die geistigen Schätze, die man ihm auf den Schulbänken der alten Welt aufgepfropft, waren gerade gut genug, um in der neuen mit Anstand zu verhungern. Trotzdem hätte er den Kampf um's Dasein nicht gescheut, denn er war jung und muthigen Herzens. Aber er wußte nur zu wohl, daß sie nicht zurückbleiben würde, wenn er gienge, und das theuere, namenlos geliebte Wesen mitzuziehen in die dunkeln Wirbel der Zukunft, in die feindseligen Geschicke eines heimatlosen Flüchtlings — dazu war sein Herz nicht muthig genug.

Gegen den ersten Ausweg aber sträubte sich sein ganzer Mannesstolz und so wählte er den dritten.

Ueber seine Wahl und den Anlaß, der ihn dazu genöthigt, ließ er aber gegen Niemand etwas über die Lippen kommen, nicht einmal gegen das Engerl. Es besitzt jedoch die Liebe neben anderen wunderbaren Eigenschaften auch die, daß sie zu sehen und zu hören vermag, was sonst den sterblichen Sinnen zu sehen und zu hören versagt ist. Und so sah auch Engerl über die Stirne des Geliebten dann und wann eine leise, für jedes gleichgiltige Auge unmerkbare Wolke ziehen und wenn sie ihr Köpfchen an seine Brust lehnte, schien es ihr, als mischte sich in den wohlbekannten Herzschlag ihres Freundes ein fremder Ton. Doch, wenn sie dann erschreckt in die Höhe fuhr und das ängstlich forschende Auge auf das theuere Antlitz richtete, da zog wieder das alte, freundliche Lächeln über dieses Antlitz und das Bangen

Digitized by Google

der ahnenden Mädchenseele beruhigte sich.

So kam der Johannesabend, die Nacht vor der Sonnenwende. Es war eine jener mondbeglänzten Zaubernächte, die alle unsere Sinne gefangen nehmen, eine lebendig gewordene Strophe der göttlichen Poesien, die der Geist des Schöpfers dichtet und die kein Sterblicher ihm nachzudichten vermag.

In solcher Nacht vermeint der Mensch einen Blick thun zu können in das große Mysterium der Natur. Zaghaft, wonneschauernd steht er, wie der Jüngling vor dem verschleierten Bild zu Sais und denkt, jetzt und jetzt müsse die Hülle sinken; — die Schleier aber wallen nur, sie fallen noch nicht.

An solchen Abenden pflegte der Caplan gerne noch in's Freie zu gehen und auf den benachbarten Höhen umherzuschweifen. Auch heute that er so. Am Thore begegnete er Engerl. Die Liebliche drückte ihm verstohlen die Hand und flüsterte: „Kommst Du?"

Da fühlte sie ein leises Zucken seiner Finger in den ihren und halb abgewendet, als ob er schon Eile habe, zu gehen, antwortete er ihr: „Ich komme!"

Nachdem Alles zur Ruh' gegangen war, wanderte Engerl dem Sommerhäuschen zu, welches auf einer kleinen Anhöhe ober dem Pfarrhofe stand. Ein trauliches Plätzchen, so recht geschaffen zu einem Asyle scheuer Liebe, die sich vor den Augen der Welt verbergen muß. Heute war's dort traulicher, denn je. Der blühende Flieder, der es umlaubte, durchwürzte den kleinen Raum mit süß berauschenden Düften und wo das üppige Geranke eine Oeffnung frei ließ, da strömte die Lichtflut herein und schweifte das Auge hinaus in die märchenhaft dämmernden Fernen.

Der Mond war schon vielgeschäftig gewesen diese Nacht. Kaum hatte er die bleichen Stirnen der Alpe, die den Horizont begrenzte, mit funkelnden Silberkronen gekrönt, so war er hinabgestiegen zu den thauigen Wiesen des Thalgrundes, um sie in einen phantastisch wogenden, glitzernden Seespiegel zu verwandeln; dann hatte er sich eiligen Ganges dem Dörfchen zugewendet.

Bei jeder Hütte dorten, auch bei der ärmsten, hielt er still, und nachdem er durch die schmalen Fenster einen glänzenden Blick gethan auf die müden, friedlichen Schläfer drinnen, kletterte er über die niedere Mauer, die den Friedhof und das kleine Pfarrkirchlein umgrenzte. Schliefen dort auch müde Schläfer, friedlich, wie die in den Hütten daneben, — nur fester.

Der freundliche Mond aber unterließ es nie, seine alten Freunde von ehedem heimzusuchen. Allnächtlich, so oft er es vermochte, wandelte er von Hügel zu Hügel, jedes Grab beleuchtend, jede verloschene Inschrift vergoldend.

Ueber der ganzen Natur aber lag ein stiller, ein heiliger Gottesfriede. Dann und wann schwang sich ein Nachtfalter unhörbaren Flugs in's dunkle Buschwerk, dann und wann regte sich ein leises Lüftchen und dann gieng ein kurzes Rauschen durch die Blätter, als flüstere ein Schläfer im Traum. Nur drunten in den Erlen am Bachrand sang eine einsame Nachtigall ihre melodischen Weisen, doch

Nicht wonniges Werben,
Nicht jodelndes Jauchzen, wie wenn voll Jugend
Der Frühling erwacht, nein, die Wehmuth schon war es
Des leidvoll bezaubernden, lang hingezogenen
Letzten Liedes, daß Lenz und Liebe
Ermatten, verstummen und sterben müssen,
Wenn zum sengenden Sommer die Sonne sich wendet.

Sinnend, die Hände im Schoße gefaltet, lauschte Engerl, und immer und immer wieder, als wär's der Text zur Melodie des Vogels, klangen ihr die Strophen im Ohr, die der Freund

Digitized by Google

ihr vor Kurzem an dieser Stelle vorgelesen. Es war Lenau's rührendes Gedicht: „Am Rhein". Darin preisen die Fahrgenossen des Dichters die Fortschritte der Zeit und hoffen auf den Flügeln des Dampfes und den ehernen Geleisen das verlorene Eden zu erjagen, und dann kommen die traurigen Verse, die Engerl jetzt gedankenvoll vor sich hersprach:

Es hat den rechten Fergen
Das Schifflein lange noch nicht,
So lange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergesicht.

Noch lange nicht hat, Ihr Gesellen,
Das Eisen den rechten Guß,
Wenn sich die Liebe bestellen
Noch hinter die Gräber muß.
— — — — — — —

Stunde um Stunde kündete die Glocke vom Dorfthurm, aber geduldig harrte Engerl auf den Geliebten. Er hatte ja versprochen, zu kommen, er hatte noch nie sein Wort gebrochen, er mußte noch kommen — — und er kam.

Plötzlich begann es im Pfarrhause drunten laut zu werden. Der Schall zugeschlagener Thüren, ängstliches Aufschreien erschreckter Stimmen drang herauf, zitternder Lichtschein irrte durch die Räume. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, faßte Engerl krampfhaft mit beiden Händen nach dem Herzen. Die Ahnung, nein, die fürchterliche Gewißheit annahenden Unglücks raubte ihr auf Secunden Athem und Besinnung. Dann aber raffte sie sich auf und eilte beflügelten Schrittes dem Hause zu.

Dorten im Thorgange stand, aus Baumästen roh zusammengefügt, eine Bahre. Darauf lag, dürftig von einem groben Tuche bedeckt, ein menschlicher Körper. Mit entsetzten Mienen und Schreckgeberden umstanden ihn die Hausgenossen. Ein einziger Blick belehrte Engerl, wer vor ihr lag. Der Freund hatte sein Wort gelöst, er war gekommen — zum letzten Stelldichein.

Holzknechte, die vom Arbeitsplatze spät Abends nach Hause gegangen waren, hatten den Leblosen auf der sogenannten Wildwiese unter der uralten Grenzbuche gefunden. Neben ihm lag ein abgeschossenes Pistol. Er hatte trefflich gezielt und seine Hand muß nicht gezittert haben, denn die Kugel war mitten in's Herz gedrungen und nur ein einziger dunkler, aufquellender Blutstropfen bezeichnete den schmalen Weg, auf dem das tödtliche Geschoß seinen Eingang und ein reiches, blühendes Leben seinen Ausgang gefunden. Und der schmale, furchtbar kurze Todesweg der Kugel, das war eben der dritte Ausweg, den sich der Arme erwählt — der Weg zur Freiheit.

Mit einem wilden Wehrufe war Engerl an der Bahre niedergesunken, hatte die Hülle vom Antlitze des Todten weggezogen und nun begab sich Herzerschütterndes.

Unbekümmert um die Umstehenden bedeckte sie den Mund des Geliebten mit heißen Küssen und strich, während sie ihn mit den zärtlichsten Kosenamen nannte, mit bebenden Fingern das thaufeuchte Haar aus seiner wachsbleichen Stirne. Dann schlang sie die Arme um seinen Nacken und so, ihr Gesicht dicht an das seine schmiegend, begann sie in den rührendsten, innigsten Herzenstönen der Liebe zu dem schweigsamen Freunde zu reden. Sanfte Vorwürfe, Fragen, Bitten waren es, die sie ihm zuflüsterte, süße, flehentliche Bitten: nur ein Wort, ein einziges, armes Wörtchen möge er seinem Engerl gönnen — einen einzigen Blick. — —

Selbst die vorurtheilsvollen Gemüther der Zuschauer vermochten sich der überwältigenden Macht dieser ergreifenden Schwärmerei nicht zu entziehen und ein lautes Aufschluchzen unterbrach Engerl's leise Todtenklage.

Diese fremden Laute aber schienen auf die Seele des Mädchens die Wirkung zu thun wie der plötzliche Zuruf an einen Nachtwandler, der dann

Digitized by Google

mit Grausen die entsetzliche Gefahr inne wird, die ihm traumhafte Betäubung bisher gnädig verborgen. Die Unglückliche schauderte von dem Leichname zurück, als hätte der Tod mit eisigem Athem ihr das warme Herz angehaucht und, als sie jetzt erst zur vollen Erkenntniß des unabwendbaren, unwiederbringlichen Verlustes gekommen, verfiel sie in einen wilden Paroxismus des Schmerzes, in ein dämonisches Rasen der Leidenschaft. Wie ein Wildbach, der eingedämmt von Menschenhänden, endlich den verhaßten Zwang durchbricht und nun vernichtungsfroh über die Fluren und Saatfelder seiner Todfeinde braust, so quoll jetzt von den Lippen Engerl's ein ungebändigter Strom himmelanstürmender Klagen, Verwünschungen und vernichtender Anklagen gegen alle die, die sie der Mordschuld und der Mitschuld an dem blutigen Hingange ihres Geliebten zieh. Hochaufgerichtet stand sie da, die Rechte auf die Todeswunde des Entschlafenen gelegt, und als ströme ihr von dort aus eine geheime Offenbarung zu, als erzähle ihr noch das todte Herz von seinen Kämpfen und Schmerzen — so sah sie jetzt klar, ganz klar, wie Alles so kommen und ein trauriges Ende nehmen mußte, aufgedeckt lag vor ihr jede Masche des Todesnetzes, das sich unerbittlich um das Haupt des Opfers zusammenzog, und wie ein Rachengel, wie der letzte Anwalt des Todten rief sie diese Kunde mit erschütternden Worten in die Welt hinaus und zum Himmel empor, bis sie endlich, erschöpft von der furchtbaren Aufregung, halbohnmächtig zu Boden sank.

Der gutmüthige Pfarrer, der mit stummem Entsetzen während der ganzen Scene bei Seite gestanden, näherte sich jetzt der von krampfhaften Zuckungen Geschüttelten, richtete sie mitleidig auf und ergriff ihre Hand, um sie vom Orte des Schreckens fortzuführen. „Komm', Engerl", redete er ihr zu, „komm', geh' mit mir, vergiß auf Den dort — er hat ja auch uns vergessen!"

„Vergessen!" schrie das Mädchen, sich losreißend, und dann lachte es laut auf, so unheimlich laut und schneidend. Allen, die es hörten, war's, als stöße man ihnen einen blanken, scharfgeschliffenen Stahl in's Herz. Und das war Engerls letztes Lachen. Das Lach-Engerl hat von der Stunde an im Leben nie wieder gelacht — und nie wieder geweint. —

An den Hängen des Hochkogels, in einem wüsten Felsenkar, steht ein einsames Häuschen. Es gehört zum Besitzthum des Pfarrhofes zu L. und hatte ehedem als Schwaighütte gedient. Seit aber durch abstürzende Erdlawinen die besten Weidematten ringsum verschüttet worden waren, stand es verwaist. Dorthin zog Engerl, nachdem der letzte Act der grausigen Tragödie ausgespielt war, in der ihr eine so erschütternde Rolle zugefallen. Und fürwahr, ein weltmüder Mensch, der nur unwillig im Lichte wandelt, weil ihm die Todten das Herz aus der Brust entwendet und mit sich hinabgenommen haben in das Schattenreich — ein solcher konnte keine bessere Zufluchtsstätte finden, als das Haus im Felsenkar. Oede lag es da, fern von den Wohnungen gesellig lebender Menschen, aber nahe den Schutthalden der Moränen und dem ewigen Gletschereis. Hier begegnete das Auge keinem athmenden Geschöpfe, höchstens zu Zeiten einem Geier, der hoch über den Felsenzinnen seine einsamen Kreise zog. Hier erlauschte das Ohr, und mochte es noch so angestrengt lauschen, keinen anderen Ton, als das Rauschen der Wildwasser und das Donnern der niedergehenden Lawinen. Aber seltsam! so viel deren auch von allen Seiten zu Thale fuhren — an der Karhütte war der Würgengel noch immer schadlos vorüber gegangen. — Wußten die schadenfrohen Mächte der Zerstörung, daß dort eine Sterbliche wohne, die die Vernichtung als Erlö-

Digitized by Google

sung begrüßt hätte, oder schonten sie das arme Haus, wie der Löwe großmüthig zuweilen des zitternden Lammes schont? Dort lebte Engerl viele Jahre, dort wurde sie alt — recht alt. Die Zeit und der Gram hatten gewetteifert, ihren schlanken, biegsamen Leib zu krümmen und verdorren zu machen, aber auf diesem greisen, zitternden Leibe ruhte, wie eine gespenstige Larve, eine jugendliches, wie zwanzigjähriges Haupt.

Das namenlose Entsetzen jener Johannisnacht hatte die Züge der Unglücklichen gleichsam versteinert. Wie sie in jener Schauerstunde gewesen waren, so blieben sie bis in die Sterbestunde: Stirne und Wange glatt und faltenlos, um den Mund die tiefeingeschnittenen Linien hoffnungslosen Jammers, in den Augen die düstere Glut, als ob sie noch immer in unheimlich Furchtbares schauen müßten. Keiner vermochte dieses starre, bewegungslose Niobe-Antlitz, über das die Jahre und die Affecte ihre Macht verloren, ohne geheimes Grauen zu betrachten.

Einmal nur im Jahr betrat die Einsiedlerin vom Steinkar das Pfarrdorf.

Am Allerseelentage, nach dem Traueramte, wenn die Kirchgänger in dichten Scharen den Friedhof durchwanderten, um die Gräber der Ihren zu besuchen, da schritt Engerl mit ihrem weißen Marmorgesichte, langsam, erhobenen Hauptes, anzuschauen wie der bleiche Schutzgeist dieses stillen Ortes, durch die scheu zurückweichende Menge. In der Hand trug sie einen Kranz, gewunden aus Waldephen und wilden Bergblumen, Spätlingen des Herbstes. Den legte sie auf das einsame Grab des todten Dorfcaplans.

Das war ihre jährliche Opferspende für den längst geschiedenen Jugendfreund, damit wollte sie gleichsam öffentlich ihr unentreißbares Eigenthumsrecht auf dieses theure Grab bekunden. Ach, Niemand hätte es ihr streitig gemacht!

Auf den armen Geächteten da drunten hatte längst Alles vergessen, Alles, selbst der Haß, der ihn verfolgte und der doch sonst so ein treues Gedächtnis hat, Alles — nur die Liebe nicht.

Ich habe diese Geschichte, wenigstens in ihren äußeren Umrissen, aus dem Munde des gewiß competentesten Berichterstatters, aus dem Munde des alten Pfarrherrn von L. Dieser, jetzt freilich ein mehr als achtzigjähriger, aber noch immer kraftvoller und lebensheiterer Greis, hat sie mir vor der Steinkarhütte am Hochkogel erzählt, zu der er, trotz der Bürde seiner Jahre, auch einmal hinangestiegen war, um dem verscheidenden Engerl die letzten Tröstungen der Sterbenden zu bringen.

Ja, droben von dem hölzernen Sitzbänkchen aus, wo man unermeßliche, schier grenzenlose Fernen überschaut, wies mir der Pfarrer den kleinen Schauplatz, auf dem ein kleines Menschenherz, ein engbegrenztes Leben so grenzenlos Leidvolles erlitten und überlebt. —

Kaum hatte der Erzähler geendet, so kam eine Weibsperson, die Wärterin der Kranken, aus der Hütte und rief uns in gleichgiltig schleppendem Tone zu: Wir möchten hineinkommen, sie vermeine, es sei am Letzten. Wir eilten in das Stübchen, wo die Sterbende lag — aber die hatte es noch eiliger gehabt. Leise, einsam, ohne Abschied war die befreite Seele davongezogen. Das arme Engerl hatte eben wieder Flügel bekommen und konnte es nicht mehr erwarten, damit den ersten Flug zu thun, um *Den* zu suchen, nach dem sich die Vielgetreue so lange und so schmerzlich gesehnt.

Und wenn es ein Wiederfinden gibt dort drüben, so sind wir der fröhlichen Ueberzeugung: — sie hat ihn auch *gefunden*.

An der Todten aber war ein Zeichen geschehen.

Die widernatürliche Jugend ihres Angesichtes war plötzlich geschwunden,

Digitized by Google

der starre Bann gebrochen; es war ein müdes, faltenreiches Greisenantlitz, welches da vor uns auf dem Kissen ruhte.

Ueber den greisen, verfallenen Zügen jedoch lag, wie milder Sonnenschein, ein seliger, unaussprechlich heiterer Friede.

Der Tod hatte der Sterbenden wiedergegeben, was er einst der Lebenden geraubt: — das Lach-Engerl war lächelnd gestorben.

Wie wir den Herrn Jonas hinabthaten.

Von August Blanche aus dem Schwedischen von E. Junker.

In meinem elterlichen Hause zeigte sich nicht selten ein alter Mann mit buschigem weißen Haar und einer spitzen gekrümmten Nase, die wie ein Adlerschnabel über den Mund und einen Theil des Kinnes hinabhieng. Es lag in dem Gesicht des Mannes etwas Raubgieriges und das Gesicht ist der Spiegel der Seele.

„Kein Blutegel saugt wie der," sagte eines Tages meine Mutter mit Thränen in den Augen.

„Mancher gibt zwei und nimmt sieben," sagte bei einer andern Gelegenheit mein Vater, „aber dieser nimmt sieben für null."

Dieser Mann war Commissär bei der „Alten Assistenz". Nebenbei war er eine Art Commissär für solche, die sich genöthigt sahen, bei benannter Leihanstalt, welche armen Leuten gegen Pfänder und unerlaubt hohe Zinsen half, Anleihe zu machen. Aber es gibt arme Leute, die nicht arm erscheinen wollen, oder die sich ihrer Armut schämen, und eben solche waren es, denen der Commissär Holmstrand vorzugsweise half und die er schließlich in's Verderben stürzte. Das wußten die Nothleidenden schon im Voraus, aber Noth kennt kein Gebot. Der Assistenz-Commissär stand sich dabei sehr gut, sein Vermögen wuchs täglich und erhob sich zuletzt wie ein Palast auf den Ruinen vieler kleiner Hütten.

Aber eines Tages stürzte der Palast zusammen und Commissär Holmstrand gieng heim zu seinen Vätern. Mein Vater wurde zur Beerdigung eingeladen; da er sich aber am Tage des Begräbnisses so schlecht befand, daß er nicht wagen durfte, auszugehen, so befahl er mir, im Begräbnishause abzusagen.

„Aber," setzte er hinzu, „geh' erst hin, wenn die Beerdigungsgäste sich gerade versammeln, dann laden sie Dich vielleicht ein, da zu bleiben. Es setzt gewiß etwas bei dem Begräbnis des alten Filzes und so kriegen wir doch wenigstens etwas von dem wieder, was er uns abgenommen hat. Begnüge Dich aber mit dem, was Du dort verzehrst, und bring' den Saffrankringel unbenagt mit nach Hause."

In jener Zeit wurde man bei Beerdigungen gründlicher tractiert als jetzt, und jeder Gast bekam außerdem einen großen Saffrankringel mit nach Haus. Was sich jetzt urkomisch ausnehmen würde, war damals ein ganz gewöhnlicher Anblick, nämlich aus dem Begräbnishause schwarzgekleidete Herren, jeder mit einem großen Saffranringel an dem Arm, kommen zu sehen. Ich beeilte mich deshalb, schwarze Kleider anzuziehen, und gieng nach dem Nybro-Hügel bei Ladugardsland*), nach einem gelben, hölzernen Hause, das

*) Der nordöstliche Theil Stockholms, woselbst früher höchst wahrscheinlich Viehzucht getrieben wurde, denn Ladugard (spr. Ladugord) bedeutet Viehstall oder auch Meierei. Anm. d. Uebers.

Digitized by Google

noch heute dort zu sehen ist. Jedesmal, wenn ich an diesem gelben Hause vorbeigehe, muß ich unwillkürlich an Commissär Holmstrand's Beerdigung denken.

Ich richtete meinen Auftrag bei dem Manne aus, der an dem heutigen Tage für die Bewirtung zu sorgen hatte, einem Verwandten des Verstorbenen, den ich zuweilen in meinem elterlichen Hause gesehen hatte. Meines Vaters Vermuthung traf ein; ich wurde aufgefordert, einzutreten und vorlieb zu nehmen, was ich mir nicht zweimal sagen ließ. Obgleich der Jüngste unter den Gästen, griff ich doch eben so tief in die Kuchenkörbe und ließ keinen Weinteller vorübergehen, was natürlich zur Folge hatte, daß ich, des Traubensafts ungewohnt, ziemlich „angeheitert" wurde. Wir mußten lange Zeit auf den Pastor warten; endlich kam er. Es war ein junger Hofprediger, Namens Däfrel, ein langer, schmächtiger Mann, mit glattrasiertem Kinn, das ebenso glänzend wie sein seidenes Käppchen war, und schönem, sorgfältig gebranntem Backenbart, ein richtiger „Cavalier Christi". Gerade, als der Zug sich nach geschehenem Aufrufen in Bewegung setzen wollte, kam der Wirt auf mich zu und sagte:

„Der Chorknabe, der an der Spitze des Zuges gehen sollte, muß unverzüglich fort zu einer andern Dienstverrichtung und daran ist nur der Hofprediger schuld, weil er eine Stunde zu spät gekommen ist. Da ich doch nun nicht wohl einen der Gäste bemühen kann, an seiner Stelle voranzugehen, muß ich Dich bitten, mein Junge, den Leichenbitter zu vertreten. Geh' aber nicht zu rasch und sieh Dich dann und wann um. Der Zug schlägt erst den Weg nach dem Nybro-Hügel ein, biegt dann rechts ab nach dem Ladugardslands-Platz, bewegt sich durch die Storgata und durch das nördliche Thor des Kirchhofs. Behalt es im Gedächtnis, mein Junge, und sieh ernst aus."

Obwohl ich etwas angeheitert war, fühlte ich mich doch ein wenig geniert, an der Spitze eines Leichenzuges zu gehen, ohne recht zu wissen, weshalb. Aber was war zu thun? Ich nahm meinen Platz ein, nach mir kam der Sarg, der von acht Dienstleuten der Assistenz getragen wurde, dann ein endlos langer Zug, worunter sicher eine Menge Opfer des Verstorbenen. Es gieng zuerst durch die Nybrogata, aber als ich eben den Fuß auf den Ladugardslands-Platz setzte, von wo ich, wie mir geheißen worden, nach rechts abschwenken mußte, verfiel ich auf den ungereimten Gedanken, geradeaus zu gehen und in eine Nebenstraße einzubiegen, ohne zu bedenken, welch' einen Umweg wir dadurch machen würden. Ich schritt also geradeaus, gieng an dem Platz vorbei und hatte bald die Sevebatsgata, die nach dem Tyskbagarberge führt, erreicht. Es ist merkwürdig, daß Keiner aus dem Zuge bemerkte, auf welchen Irrweg wir gerathen waren: aber fast Alle waren durch die reichliche Bewirtung ebenso „angeheitert" worden wie ich und dazu unterhielten sie sich von allem Möglichen, nur nicht von Grab und Vergänglichkeit. So hörte ich z. B., wie die Männer, die den Sarg trugen, sich verabredeten, wenn die Beerdigung vorüber sei und man den Schnaps nebst Zubiß im Sterbehause zu sich genommen habe, nach Blaporten im Königlichen Thiergarten zu gehen und dort bei einer Bowle Punsch den nahenden Frühling zu empfangen; denn wir waren jetzt in der Mitte des April. — Unter diesen und ähnlichen Gesprächen kamen wir dem Tyskbagarberge immer näher. Da endlich wurde man gewahr, daß man eine falsche Richtung genommen habe.

„Was ist das? Wo zum Kukuk geht es hier hin?" rief Einer hinter mir.

„Das geht ja direct auf den Tyskbagarberg zu!" rief ein Anderer.

„Steh' still, steh' still, Du Schlingel!" rief ein Dritter, der Wirt selbst

Digitized by Google

stürzte auf mich zu und faßte mich heftig beim Arm. „Bist Du toll? oder was ist in Dich gefahren? Ist dies der Weg nach dem Kirchhof, Du Lümmel?“

Ich suchte nach einem Grunde und fand endlich einen.

„Ich glaubte, der Commissär sollte auf dem Armenkirchhof begraben werden,“ vertheidigte ich mich.

Die Ladugardslands-Gemeinde hatte damals, wie auch jetzt noch, einen Begräbnisplatz bei der Grönagata auf der nordwestlichen Seite des Tyskbagarberges, woselbst gewöhnlich die Armen der Gemeinde beerdigt wurden.

„Auf dem Armenkirchhofe!“ rief Einer aus dem Zuge, „hast Du je gehört, Du Schlingel, daß ein Assistenz-Commissär auf dem Armenkirchhof begraben worden ist?“

Alle schwatzten und schalten durcheinander und ich war natürlich die gemeinsame Zielscheibe. Indessen schwenkte ich mit dem Zuge „rechts um“, wie es in der Militärsprache heißt, und so kamen wir auf den rechten Weg. Aber es war nicht angenehm für mich, an der Spitze des Zuges gehen und alle die mehr oder minder kernhaften Bemerkungen, die auf mich herabhagelten, anhören zu müssen. Am ärgsten machten es die Leichenträger: die schwitzten, pusteten und wetterten auf mich, der verkehrt gegangen, und auf den Todten, der zu schwer sei und gar nicht gehen könne. Endlich bewegte sich der Zug durch das bekannte Thor bei der Storgata auf den Ladugards-lands-Kirchhof.

Der Zug schloß sich wie ein schwarzer Ring um das Grab und der Sarg wurde hineingesenkt, worauf der Hofprediger sein Handbuch aufschlug und lange in demselben herumblätterte, bis er endlich ein beschriebenes Papier fand. Das war die Leichenrede. Er las sie mit heuchlerischer und eintöniger Stimme ab.

Hierbei muß ich bemerken, daß ich mich oft gewundert habe, daß man das Declamieren des dramatischen Künstlers so scharf beurtheilt, aber nicht ein einziges Wort für die Art und Weise hat, in der die meisten unserer Geistlichen ihre Reden und Predigten halten. Es ist doch wahrhaftig nicht gleich, ob Gottes Wort auf eine reine und klare Weise verkündet wird, oder auf die eben beschriebene, bei welcher das Ohr in gleichem Maße gepeinigt wird, wie die Andacht darunter leidet.

Schon bei den ersten Worten des Hofpredigers bemerkte ich, daß die Zuhörer zuerst sich gegenseitig anblickten und dann den Mund zum Lächeln verzogen. Hierzu trug vielleicht auch noch der Umstand bei, daß der Inhalt der Rede mit der Ausführung vollkommen harmonierte. Ich habe einige Stellen im Gedächtnis behalten, und wenn der Leser sich den schleppenden, vibrierenden Ton, in dem die Rede gehalten wurde, denkt, so kann er sich den Eindruck, den sie machte, vorstellen. Der Hofprediger sprach also:

„Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läßt sich genügen. Diese Worte, die wir bei Timothenm im sechsten Verse des sechsten Capitels lesen, können wohl auf den selig Heimgegangenen angewandt werden, dessen leblose Hülle wir heute der Erde übergeben, denn er wandelte gottselig seine Bahn und mit zufriedenem Sinn und er erntete den Lohn, der den Auserwählten und Gerechten bis in's sechste Glied werden solle.

Der hochedle Herr Jonas Erik Holmstrand, weiland Collecteur bei der Königlichen Nummerlotterie und Commissär bei dem Königlichen Assistenzcomptoir, wurde in dem durch seine Erwerbthätigkeit und Sparsamkeit bekannten Smaland geboren. Früh verließ er das elterliche Haus und begab sich nach Stockholm, das der Schauplatz seiner so vielen Nutzen schaffenden Thätigkeit wurde. Schon im zwanzigsten Lebensjahre hatte er ohne jeden andern Lehrer als seinen klaren

Digitized by Google

Verstand und seine unermüdliche Ausdauer sich die Einsicht erworben, die ihn zu einem Platz an der Königlichen Nummerlotterie berechtigte, wo er binnen Kurzem zum Collecteur befördert wurde. Stets bewahrte er sich die Hochachtung seiner Mitmenschen und die ungetheilte Liebe seiner Amtsgenossen. Aber neben diesem wichtigen Amt hatte er ein noch wichtigeres inne, als Commissär am Königlichen Assistenzcomptoir, das er bis in sein hohes Alter mit jugendlicher Kraft zum allgemeinen Besten und Nutzen verwaltete. Und was er noch ganz besonders als Mensch war, das bezeugen die zahlreichen Freunde, die ihm heute das Geleit zu seiner letzten Ruhestätte geben und die mit ihren Thränen . . . ."

„Nein, nun wird es zu arg!" fiel ziemlich laut eine Stimme ein.

Die Stimme, der ein unzweideutiges Kichern folgte und die für einen Augenblick eine Stockung in der Rede bewirkte, war die eines alten Speisewirts, der, nicht weit von mir stehend, sein kupferfarbenes Gesicht ein wenig vorbeugte und sich etwas schwerfällig auf ein mit einem Elfenbeinknopf versehenes Rohr stützte.

„Und welche," nahm der Hofprediger nach kurzem Räuspern seine Rede wieder auf, „durch ihre Thränen, die beredter als Worte, zeigen, was der Verstorbene ihnen und den Seinigen gewesen ist. Seht, er war keiner von jenen Mammonsknechten, die da setzen ihr Vertrauen auf das, was weltlich und vergänglich ist; er dachte, wie es heißt bei Salomo im zwölften Verse des dreißigsten Capitels: Armut und Reichthum gieb mir nicht, aber laß mich mein bescheiden Theil dahin nehmen . . ."

„Bescheiden? nein, das war aber eine Lüge!" fiel dieselbe Stimme wieder ein, wobei ich unglücklicher Weise, obgleich ich mein Möglichstes that, ernst zu bleiben, laut auflachen mußte. Dies lenkte Aller Blicke auf mich, besonders die des Hofpredigers, der Feuer und Flammen spie, während sein Gesicht wie ein glühender Kamin schien.

Nachdem der Hofprediger sich einen Augenblick noch nachdrücklicher geräuspert hatte und mit dem weißen Taschentuch einige Male über Mund und Nase gefahren war, fuhr er mit frischem Muth und noch ärger knarrender Stimme fort:

„Und ebensowenig war er einer von denen, die da leichtsinnig verthun das Gut, das sie durch eigene Umsicht und Arbeit erworben haben, sondern er hatte stets vor Augen und im Herzen, was Sirach im zwölften Verse des vierzehnten Capitels so wahr und der Nacheiferung würdig sagt: Thue Gutes dem Freunde vor Deinem Ende und reiche dem Armen nach Deinem Vermögen. Ja, meine geliebten Zuhörer, das Gut, das sein war, behielt er nicht für sich allein, sondern theilte Andern davon mit, wie es einem Christen geziemt. Davon zeugen alle die Thränen, die er getrocknet, alle die Leidenden, die er getröstet, wohl wissend, daß das Gute, so Jemand in diesem Erdenleben thut, ihm in einem bessern Leben soll zurückgegeben werden siebenfach . . ."

„Siebenfach!" rief der unverbesserliche Speisewirt wieder; „das bekam er auf Erden auch schon!"

„Aber damit begnügte er sich nicht," fiel ein Anderer ein, „unter hundert that er's nicht."

Ein Gemurmel, mit Lachen und Kichern vermischt, durchlief den ganzen schwarzen Kreis und ich nahm nicht Anstand, aus vollem Halse einzustimmen, denn ich glaubte in meiner Einfalt, daß in den Worten des Predigers eine absichtliche beißende Ironie läge, einzig und allein darauf berechnet, Heiterkeit zu erwecken. Daß dies jedoch nicht der Fall war, hätte ich an dem Gesicht des Predigers sehen können, das in allen Farben spielte, während er sich räusperte und das Wort wieder zu gewinnen suchte.

Digitized by Google

„Aber, meine geliebten Zuhörer!“ jammerte er verzweiflungsvoll, „meine geliebten . . . meine geliebten Zuhörer . . . .“

Er hielt inne; es schien, daß er etwas nicht zur Predigt Gehörendes sagen wollte, entweder um zur Ordnung zu ermahnen, oder um der Sache eine andere Wendung zu geben.

„Meine geliebten Zuhörer . . . . ja, meine geliebten . . . .“

„Kuckuck!“ rief eine gellende Stimme aus dem Haufen und damit wurde dem Ganzen die Krone aufgesetzt. Kuckuck, der Name des beschwingten Herolds des Sommers, war damals ein Spottname für alle Prediger, deren Rede das Unglück hatte, zu mißfallen. Jetzt entstand ein solcher Aufruhr, daß die Leichenrede unmöglich beendet werden konnte. Glücklicherweise war der Prediger so klug, zu den gebräuchlichen Beerdigungsritualen überzugehen, die doch wenigstens mit Stillschweigen angehört wurden.

Nach dem Schluß der Ceremonie beeilte ich mich, meinen Platz vor dem Zuge einzunehmen, der sich, mit raschen Schritten, aber unter einem wahrhaft brausenden Gemurmel, mit dem feierlichen Bim Bam der Glocken vermischt, in Bewegung setzte. Nie habe ich eine schrecklichere Disharmonie gehört. Wir hatten bald das gelbe Haus erreicht, aber als ich gerade durch die Thür schlüpfen wollte, faßte mich der Wirt hart an dem Arm:

„Packe Dich gleich Deines Weges!“ rief er. „Du bist es, Du Galgenvogel, der diesen ganzen Scandal herbeigeführt hat.“

„Ich?“ rief ich, verwundert darüber, daß man gerade mich für den Hauptanstifter hielt. „Ich habe ja kein Wort gesagt, nur gelacht habe ich wie die Anderen.“

„Ja, Du warst es, der Kuckuck rief,“ sagte der Hofprediger, mich ebenso hart an dem andern Arm fassend. „In welche Schule gehst Du? Morgen wirst Du relegiert; dafür will ich sorgen.“

„So, nun stopp und beigedreht, Herr Königlicher Hofprediger!“ rief ein alter Seecapitän, dessen Namen ich vergessen habe, der aber mit stark finnischem Dialect sprach. „Der Junge sowohl wie die Anderen haben sich so betragen, daß sie das Tauende bekommen müßten, denn sie haben keine Achtung vor dem Grabe gehabt. Aber, Potz Bramsegel und Klüver, Herr Königlicher Hofprediger, wer solch'einem alten Schelm, einem Schinder, der nichts gethan hat, als seinen Mitmenschen das Fell über die Ohren gezogen, eine Lobrede hält, der ist um nichts besser.“

Dies rettete mich. Der Sturm ringsum wandte sich gegen den alten Seemann. Alle sprachen durcheinander und suchten sich zu überschreien, aber die Donnerstimme des finnischen Seemanns übertönte Alle.

„Wartet nur, wartet nur!“ schrie er, „eher soll man mich wie ein altes Wrack abtakeln, als daß ich ein Wort zurücknehme. Man muß auch ein richtiger Hofkuckuck sein, um solchen sacramentschen Mischmasch schwatzen zu können.“

Der wilde Wortwechsel hinderte uns gleichwohl nicht, nach und nach die Treppe hinauf zu steigen und in den Saal zu drängen, woselbst ein riesiger viereckiger Tisch, der unter der Last der Speisen und Getränke fast brach, den Sturm und die Unruhe rasch besänftigte. Wir warfen uns wie hungrige Wölfe über die Speisen her, und unsere Blicke waren zu eifrig auf die Gottesgaben gerichtet, als daß wir uns noch länger scheel ansehen hätten können. Nach dem Schnaps kamen große Bowlen, die geleert wurden, wie ich glaubte, denn von dem, was weiter geschah, weiß ich nur noch mit Bestimmtheit, daß, als Jeder sich seinen Theil von den großen Saffrankringeln genommen hatte, die auf einem Tisch neben der Thür des Vorplatzes aufgestapelt lagen, kein Kringel für mich übrig geblieben war. Als ich jedoch

Digitized by Google

meine Augen rund umher gehen ließ, sah ich zwei Kringel an dem Arm des Hofpredigers hängen. Dies, fand ich, sei gar zu viel und nun erst für einen so schlechten Redner, der mir überdies mit Relegation gedroht hatte, und ich zog deshalb ganz ungeniert einen Kringel von seinem Arm, ohne mich an den wüthenden Blick zu kehren, den er mir zuwarf.

Großstadt — et cetera.

Von P. K. Rosegger.

An einem Spätherbsttage gieng ich durch die große Stadt. Es war zur Mittagszeit und es war Dämmerung; denn der feuchte, rostgraue Nebel lag über Allem, daß man kaum drei Häuser weit von sich sah. In den Gast- und Kaufmannshäusern, in den Beamtenstuben mußten sie Gaslicht brennen, während in den Thürmen die Zwölf-Uhr-Glocken läuteten. Freilich war dieses Läuten kaum zu hören, denn der Lärm auf der Straße war gar zu wüst. Auf den schmutzigen Pflastersteinen knarrten hunderte von Rädern und schwere Fuhrwerke, die kein Ende nahmen, ächzten zur Linie herein, an mir — dem Hinauswandernden — vorüber. Berge von Heu und Schilfgras wankten auf den Rädern, und an schweren Rossen her die Fuhrleute, blankittelige, kurzspenserige, engbehoste Slowaken und Croaten, Wagen mit schweren Fässern und auf den Fässern lagen mit herabhängenden Armen oder Beinen die Fuhrleute und schliefen Räusche aus, während die Pferde im Straßengewirre sich selbst überlassen waren. Neben und zwischen den Lastwagen her tummelte sich die Schuljugend, trippelten Korb- und Butterträger, huschten andere Gestalten, Hast oder Abspannung in den Zügen. Einspännige, zweispännige Kutschen rasselten, wanden sich geschickt zwischen, unter den Lastfuhren durch. Breite Plättenwagen, mit gebundenen Kälbern beladen, klapperten rasch heran; die Köpfe der armen Thiere hiengen theils über den Rand herab, mitunter hoben sie sich ein wenig, glotzten mit verglasten Augen die Vorübergehenden an und versuchten zu röhren, waren aber schon heiser. Dazwischen ein besetzter Pferdebahnwagen, eine überfüllte Omnibuskutsche, die eckigen Ungeheuer der Transportwagen, die Geschäftskarren der Gewerbsleute mit den kecken Lehrjungen, schmutzige Rangen, barfuß oder in Schlappschuhen, die beständig im Straßenkoth kleben bleiben wollten. Auch Hunde sind zu Lastthieren geworden und schleppen lechzend am vollgepfropften Karren. An Kreuzungspunkten stocken die Wagen, verwirren sich in einander, die Fuhrleute fluchen einander Herz und Seligkeit aus dem Leibe und bedrohen sich mit den Peitschen oder werden gar handgemein. Man kann gar nicht begreifen, wie diese Leute, die das gleiche Schicksal tragen und sich als Zusammengehörige fühlen sollten, bei jedem kleinen Anlaß aufeinander so wild und roh sein mögen! Dann kamen wieder Reihen von Getreidewagen, dazwischen Triebe von Schlachtochsen, Schafheerden, Rudel von kugelrunden, grunzenden Schweinen. Und wieder Heuwagen und wieder Fässerkarren und wieder Schlachtvieh, so ununterbrochen, daß man kaum über die breite Straße gehen konnte. Das nahm kein Ende.

Ich war bereits vor die Linie gekommen; zur Rechten und zur Linken Spelunken, kleine Krämerladen, armselige Hütten mit grünbemoosten Schindeldächern. Dazwischen neue drei und

Digitized by Google

vier Stock hohe Häuser mit prunkhaften Verzierungen und kahlen Feuermauern an den Seiten. Dann Lücken hinaus auf die nebelige Heide, auf welcher die dunklen Umrisse von Fabrikschloten standen, die ihren schwarzen Rauch in den schmutzigen Nebel hineinspieen.

An den Häusern hin taumeln übernächtige Gesellen, Weiber, denen Laster und Elend im Antlitz geschrieben steht, bettelhafte, freche Kinder und wieder keuchende Lastträger, ächzende Wägen, schwerfällige Ochsentriebe, Herden von halblahmen Pferden, Riesenkäfige mit Geflügel, Obstkrippen, Getreidefuhren endlos vom frühesten Morgen bis in den späten Abend. Eine Million Menschen muß hier ernährt werden jeden Tag, und da werden die hundert Straßen, die von allen Richtungen her in die Stadt führen, fast zu enge und sind trotzdem viele Tausende im Steinhaufen, die nicht satt werden jeden Tag, und Hunderte, die in Kellerlöchern der Paläste wohnen und an Hunger sterben.

Das ist die große Stadt, der heute Alles zutrachtet. In dieser Stunde, wo finsterer, stinkender Nebel hier Alles einhüllt und durchdringt, leuchtet draußen auf den Bergen der milde Sonnenschein, schimmern wie rothes Gold die Buchen- und Lärchenbestände, steht der frischgrüne Tannen- und Fichtenwald, rieselt der klare Bach.

Verloren haben sie die Empfindung für solche Schönheit, verloren die unseligen Menschen das Heimweh nach dem ländlichen Leben; die edleren Sinne sind stumpf geworden, nichts kennen sie mehr, nach nichts trachten sie, nichts träumen sie, als materiellen Genuß. Einst waren die Städte das Verfeinernde, Vergeistigende, jetzt werden sie bald das Gegentheil sein. Große Städte sind Eiterbeulen, an denen, wenn ihrer zu viele werden, die Menschheit zu Grunde gehen muß. — Wohl beginnen sich die Menschen wieder mehr kleineren Orten und dem Landleben zuzuwenden und das ist ein erfreuliches Zeichen.

Solche Gedanken kamen mir auf dem Wege hinaus durch die Vorstädte und Vororte, und es war doch nichts als das alltägliche Uhrwerk, das Jedem offen daliegt. Ich sah die Unruhe, aber ich sah die Triebfedern nicht, und ich sah nicht das eigentliche Laster und Elend, ich sah nicht das Ungeheuerliche, das sich tausendgestaltig in diesem Häusermeer verbirgt.

Endlich waren die letzten Gebäude zurückgeblieben und um mich war Feld und Nebel. Auf der Straße aber noch dasselbe Gedränge, derselbe Lärm und ein Doppelgeleise der Pferdebahn, auf dem immer noch die überfüllten Waggons rollten, deutete darauf hin, daß es noch nicht aus sei.

Und es war noch nicht aus. Durch den Nebel tauchten öde Rohziegelgebäude auf und eine Umfassungsmauer, die an der Straße hin nimmer ein Ende nehmen wollte, zeigte den Beginn einer neuen Stadt.

Die Stadt der Todten. Friedhof kann man sie nicht nennen, den Eindruck macht sie nicht; Leichenfeld ist dafür der beste Name. Zahlreiche Friedhöfe hatte man einst angelegt um die Stadt; mit dem Wachsen derselben wurden sie fortwährend vergrößert, daß sie in weiten Aeckern dalagen, doch endlich machte ihnen eben dieses Wachsen den Boden streitig. Der Tod aber hält jeden Tag und jede Stunde seine Ernte, so sicher quellen die Leichen ununterbrochen aus diesem Steinhaufen, als der Wasserstrom, der an ihm vorbeirinnt, nimmer unterbrochen wird. Wohin mit den Todten? Eine weite Ebene, deren Kornfelder bisher einen ganzen Stadttheil ernähren konnten, wurde erworben und zum Leichenfeld gemacht. Ein schlechter Tausch, den das ewig zum Geben bereite Fruchtfeld eingehen mußte. Auf dem Lande, wo die Leute eine Auferstehung glauben, ist es leicht Friedhof zu sein, da ist Alles Leben ringsum und Alles

Digitized by Google

Hoffnung. Hier Alles todt, so weit das Auge reicht: Gräber und Steine und Nebel.

Die tausend und tausend Menschen, die täglich hinausziehen mit ihren Todten, zu ihren Gräbern, sie zerstreuen und verlieren sich auf der weiten Fläche, und Einöde ist und Einöde bleibt über dem Moder des hingesunkenen Geschlechtes. Seit den wenigen Jahren, als das Leichenfeld besteht, sind auf demselben so viele Menschen begraben worden, als z. B. Brünn und Graz und Linz zusammen Einwohner haben. Da liegen die Leichen übereinander in einer doppelten Schichte zu 6 und zu 8 Schuh tief. Auf dem Lande ruhen alle Schläfer mit den Füßen gegen Sonnenaufgang hin, gleichsam um dem ewigen Morgen entgegen zu schauen. Hier nichts von derlei, hier liegen in Doppelreihen die Köpfe gegeneinander, die Körper nach allen Richtungen hin — so wenig wie im Leben auch im Tode ein gemeinsames, idealeres Ziel. Die Vornehmeren haben steinerne Denkmäler, meist Obelisken, oft plump und schwerfällig, doch ohne monumentalen Charakter, zu sehen wie der versteinerte Wald im Märchen — eine öde, trostlose Einförmigkeit. Von den Armen ist nichts übrig geblieben als — Nummern. Die Wege numeriert, die Gruppen numeriert, die Gräber nunmeriert — nichts als Ziffern. Ein ungeheuerer Courszettel, aber — Baisse ist!

Ich bin ein kranser Kopf, hätte ich bei der Anlage dieses Leichenfeldes was mitzureden gehabt, es wäre so einfach nicht abgegangen. Ich hätte n e b s t den Ziffern und Zahlen für jeden Weg, für jede Gruppe auch noch Namen haben müssen, die irgend einen sinnigen Begriff, eine freundliche oder erhebende Vorstellung bewirken könnten, daß der Friedhof an Poetischem und Idealem wenigstens den Gässen der Stadt, den Bergmannsörtlichkeiten, der Eisenbahn nicht nachstehe. Wie ist's da im Leben? Diese Gasse heißt Schillergasse, dieser Schacht heißt Barbaraschacht, diese Locomotive heißt Admont oder Aussee. Warum sollen nicht auch die Gässen und Gruppen auf dem Leichenfeld ihre sinnigen Namen haben, durch welche sie im Gedächtnisse des Volkes haften bleiben? Wie freundlich klänge es: Er ruht in der Gruppe zum Frieden Gottes. Wie lieblich hörte es sich: Sie ruht in der Abtheilung Rosengarten. Wie erhebend: Das Grab ist in der Gruppe der acht Seligkeiten. Wie sinnig wären Gruppen mit der Bezeichnung: Ostermorgen, Treue, Wiedersehen u. s. w.

Aber das Alles ist einem Geschlechte nicht zuzumuthen, das nur in Ziffern lebt und also auch in Ziffern begraben sein will.

Ueber Grüften stehen prunkhafte Grabmäler. Häufig tragen solche die Porträts der Verstorbenen in Marmor, wenn nicht gar in — der Photographie. Vor Kurzem erst sah ich jenes Marmorgrabdenkmal in Triest, in welchem ein Engel über dem Grabe sitzt, in der Hand die Posaune, den Blick fragend gegen Himmel gerichtet, als warte er auf Gottes Befehl, die Todten zu wecken. Balsam ist eine solche Vorstellung für das Gemüth des Trauernden und selbst der Materialist kann sich in seiner Thierwürde nach meiner Meinung nicht zu tief verletzt fühlen, auf dem Grabe seiner Lieben ein künstlerisch vollendetes Symbol der Auferstehung zu sehen, da ja auch er den Tod nur als eine Verwandlung kennt.

Auf unserem Leichenfeld sind derlei idealistische Denkmäler selten. Immer nur die plumpförmigen, nichtsbedeutenden Beschwersteine auf den Gräbern.

Raisonniert nicht! sagen — oder vielmehr schweigen die Todten — wir rasten doch gut.

Ja, glaubt Ihr denn, Ihr lieben Todten, daß der Friedhof für Euch da ist? Für Euch ist's s o gut und anders gut, und da und dort und überall gut. Aber wir armen Lebendigen, die wir den Tod empfinden,

Digitized by Google

den Ihr gestorben seid, wir bedürfen des Trostes der Pietät, der Kunst. Wir bedürfen der Rücksicht und Liebe unserer Mitmenschen, und unsere Herzen, die wund sind Euretwegen, haben hartes Weh, wenn sie gestoßen werden mit den Ellbogen herber Wirklichkeit, die wenigstens auf dem Friedhofe sanftere Formen annehmen sollte. Ha, wie da Alles so fabriksmäßig zugeht und so jahrmarktartig auf den Gräber, und so kokett und selbstliebig und großsprecherisch und gewinnsüchtig, und Einer dem weinenden Herzen des Nebenmenschen Fußtritte versetzen kann, handelt es sich darum, eines Andern Hügel mit Prunk zu schmücken! Da hat er dem Andern so lange Unrecht gethan, bis dieser gestorben ist und nun prahlt er mit seinem Grabe.

Und ähnliche Sachen sind es, die man auf den Friedhöfen großer Städte viel häufiger findet, als auf den stillen Gottesäckern draußen zwischen Feld und Wald, wo ein auf den Hügel hinsinkendes Holzkreuzlein lauter an unser Herz pocht, als dort das prosaisch prunkhafte Marmormonument, durch welches der Gründer desselben gleichsam allen Vorübergehenden zuruft: Auf zwanzigtausend Gulden schätze ich die Trauer um meinen Todten, so viel hat mich dieses Grabmal gekostet.

Warum kam mir kein weihevoller Gedanke, als ich in das Leichenfeld eintrat? Warum kam mir keiner, als ich davongieng? Habt Ihr von einer Gräberausstellung noch nichts gehört? Ich auch nicht, aber hier muthet es wie eine solche an. Und doch, wie viele Thränen sind schon hinabgetropft auf diese Kieswege, auf diese Rasen! Es ist ein heiliger Ort und um Verzeihung bitte ich die Weinenden für manche harte Bemerkung, sie galt nicht ihnen, sie galt dem Allgemeinen, dem Trivialen und Pietätlosen, dem aller Poesie baren Massenleben und Sterben der Großstadt.

Als ich wieder im Gewoge der Straße auf dem Rückwege war, da begegneten sie mir ohne Zahl und ohne Ende die schwarzen, kistenartigen, geschlossenen Wagen. Auf ihrem Deckel steht ein Kreuz. Ein solcher Wagen faßt vier, sechs und auch mehr Särge. Rasch traben die Pferde mit diesen unheimlichen Kutschen dahin. Dann und wann ein reicher, geschmückter Leichenwagen, aber im selben raschen Trab. Erben halten wohl den Sack auf, aber die Nase zu und von einem feierlichen Trauerzug auf den Friedhof kann hier keine Rede sein. Auch Pferdebahnwaggons und Omnibuswagen sind für Leichentransport eingerichtet und manch elegante Herrschaftskalesche, die hier dahinrollt, birgt in sich einen Sarg oder ein Särglein. Lastfuhrleute verdienen sich gerne ein paar Kreuzer auf Schnaps, indem sie eines Armen braunen Schrein befördern. Kurz, in allen möglichen Fahrgelegenheiten unternehmen die Todten ihren letzten Ausflug oder besser ihre Heimkehr. Von Mittags bis Abends jeden Tag bewegt sich aus der großen lebensüppigen Stadt dieser schwarze Zug des Asphodils. Wie hundert Quellen im Walde zum Bach, so sickert er zusammen aus den Häusern der Bürger, aus den Palästen der Großen, aus den düsteren Kammern der Armen. Er sickert zusammen aus den Kasernen, Klöstern, öffentlichen Spitälern und Leichenkammern für Unbekannte, Heimatlose. Manche dieser Leichen gab der Strom zurück, der durch die Stadt rinnt, manche lieferte der Revolver, das Gift, der Strick, der Hunger, die Keule des Mörders, manche das Kohlengas, die Maschine; tausendfältig erntet der Tod in den Städten und alle Erfindungen der Cultur nutzt er als Werkzeug in seinem ewigen Amte. Wer von manchem Sarge, der hier dem Leichenfelde zueilt, den Deckel heben könnte, er würde nicht den friedlich ausgestreckten Schläfer finden, sondern etwa einen zerstückten Cadaver, Theile nur eines menschlichen Leibes, vielleicht verschiedener Personen, in einem Sarge vielleicht drei Hände

Digitized by Google

und keinen Kopf, wie hineinzuwerfen es eben den wissenschaftlichen Fleischhauern gefällig war.

So kreuzt sich auf dieser Straße der Todtenzug mit den unerschöpflichen Zuflüssen von Lebensmitteln. In die Stadt hinein Schlachtvieh, todte Thiere, aus der Stadt heraus todte Menschen.

Nach zwei Stunden solchen Weges gieng ich entlang dem glänzenden Corso der Stadt. Der putzige Leichtsinn, die genußsüchtige, unersättliche Hohlheit der Gecken und Flanierer und Alles, was sie hier die Lust des Lebens nennen, vervollständigte in mir noch den widerlichen Eindruck, den dieser Spaziergang auf mich gemacht hatte. So öde und betrübt war meine Seele geworden, daß es mich nimmer litt in der Stadt, daß ich fort mußte und hinan auf freie, sonnige Bergeshöhe. Und als ich dort oben stand in der stillen, reinen, friedensreichen naturfreudigen Welt, fiel mein Blick noch einmal hinaus auf das graue Nebelmeer, das den Abgrund deckt.

Dann wandte ich mich um, und aus dem Fenster einer nahen Hütte lächelte das rothwangige, hellängige Gesicht eines Kindes.

Was berühmte Zeitgenossen über die Judenfrage sagen.

Selten kommt man in die Lage, in brennenden Tagesfragen — in denen das Publikum oft höchst aufgeregt, aber planlos hin- und herwogt — die Ansichten bedeutender Männer, Gelehrter, Dichter, Philosophen zu hören. Diese Leute sehen alle Dinge mit den Augen des Jahrhunderts, wenn nicht gar des Jahrtausends an. Aber wie interessant wäre es, in bewegenden Zeitfragen auch einmal die Stimmen der obersten Geister zu hören, solche würden mit dem Geschrei der Menge freilich in den meisten Fällen nicht harmoniren, ja sogar in vielen Fällen auch gegenseitig nicht übereinstimmen, was die Verwirrung nur noch vergrößern könnte, wenn nicht doch immer ein beruhigender und versöhnender Geist von jener Seite herabwehte. Die Meinung des Einzelnen der Geistesaristokratie über irgend eine Tages- oder Modefrage kann man gelegentlich ja hören; doch über einen und denselben Gegenstand zu gleicher Zeit die Ansicht vieler bedeutender Köpfe zu vernehmen, das kommt selten vor. Eine Ausnahme in der gegenwärtigen Judenfrage. Wir stehen den Parteien in dieser Frage ferne, können daher mit Objectivität ein Buch betrachten, in welchem Briefe berühmter oder bekannter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage abgedruckt sind.

Vor einiger Zeit hat nämlich J. Singer, ein Jude in Wien, eine Broschüre: „Sollen die Juden Christen werden?“ verfaßt und an berühmte christliche Zeitgenossen verschiedene Länder, verschiedener Wissenszweige, als an Dichter, Schriftsteller, Politiker, Rechtsgelehrte, Historiker, Naturforscher u. s. w. verschickt, mit der Bitte, über diesen Gegenstand ihre Meinung zu äußern. Die Mehrzahl der Angegangenen hat sich nicht blöde finden lassen, und nicht weniger als 54 Personen von bestem und gutem Klange sind es, deren Briefe über die Judenfrage eingelaufen und von J. Singer in einem Buche: „Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage“ (Wien. Oskar Frank. 1885.) gesammelt herausgegeben worden sind.

Uns ist J. Singer gleichgiltig und was er schreibt, nicht maßgebend, son-

Digitized by Google

dern nur eine willkommene Ursache, die Ansichten bedeutender Menschen über die Judenfrage zu vernehmen.

Ob die Herren Recht haben, d. h. welcher von ihnen und inwieferne, das zu beurtheilen bleibe kurzer Hand unseren Lesern, langer Hand aber der Geschichte anheimgestellt. Wir wollen die Meinungen und den Standpunkt, den sie in dieser Frage einnehmen, hier nur flüchtig andeuten.

Der Sprachforscher und Orientalist Max Müller in Oxford sagt in seinem Briefe: Wie unendlich bedeutender sind die Wahrheiten, in denen nicht nur Judenthum, Christenthum und Islam, sondern alle Religionen übereinstimmen, als die Dogmen, über welche Rabbis, Priester und Ulemas zanken und streiten. Das Heil wird noch kommen. — Von den Juden? Warum nicht?

Der Philosoph Ludwig Noiré in Mainz glaubt, daß sehr viele Juden schon sehr gute Christen seien und daß die opferwillige Wohlthätigkeit die herrlichste Frucht des Judenthumes sei.

Der Schriftsteller Johannes Scherr in Zürich findet die antisemitischen Ausschreitungen höchst verwerflich, erinnert aber an das deutschfeindliche Gebaren der Rothschilde in Paris, und daß die gewissenlosen Wirtschaft der Juden uns glücklich an den Rand des Abgrundes gebracht hätte. Jede Nation habe das Recht, zu den Juden zu sagen, schafft euch einen Nationalstaat, sei es in Palästina oder wo immer.

Der Dichter Johann Fastenrath in Köln zollt dem Freimut, der aus Singer's Schrift: „Sollen die Juden Christen werden" hervorleuchtet, seine Anerkennung. In dem Phalanx Derjenigen, die sich gegen den Antisemitismus erheben, möchte auch er nicht fehlen.

Der Rechtsgelehrte François Laurent in Gand mißräth den Juden, Christen zu werden, und wünscht, daß sie sich im Sinne ihrer Ueberlieferung entwickeln mögen.

Der französische Gelehrte und Staatsmann Barthélemy Saint-Hilaire in Paris bezeichnet es als ein Unglück, wenn die Juden Christen würden. Es werde ein Tag kommen, an welchem die Israeliten überall das sein werden, was sie in Frankreich schon jetzt sind: Bürger.

Der Dichter Ludwig Foglar in Wien behauptet, daß unter der Fahne des Antisemitismus die Finsterlinge, Denkfaulen und Abenteurer aller Sorten segelten.

Der Dichter Gerhard von Amyntor in Potsdam sagt, wenn er etwa in Newyork auf der Straße sähe, wie ein protestantischer Yankee einen katholischen Deutschen ungerechter Weise anfalle, so würde er — obzwar selber Protestant — dem bedrohten Katholiken beispringen. Aehnlich auch in der Judenfrage. Aber ein Grund für den Antisemitismus liege in der Anmaßung jüdischer Journalisten.

Der Schriftsteller Gustav Kühne in Dresden will Theil haben an dem großen Thema, das nach dem alten und dem neuen Testament ein drittes für die Menschheit anstrebe.

Der Philosoph Eduard von Hartmann in Berlin bemerkte die Abneigung deutscher Mädchen gegen Verehelichung mit jüdischen Männern. Singer's Schrift sei geeignet, die Selbstüberhebung des Judenthums zu bestärken, während ihm doch gründliche Selbsterkenntniß vor Allem noth thue. Das Judenthum müsse den Hochmuth, die Arroganz ablegen, auch seine abstoßenden Sitten und Gebräuche abthun und sich den Sitten der europäischen Culturvölker anbequemen. *)

*) Von E. von Hartmann ist vor Kurzem bei W. Friedrich in Leipzig ein Werk erschienen, „Das Judenthum der Gegenwart und Zukunft", in welchem der berühmte Philosoph diese Frage von allen Seiten beleuchtet und praktische Rathschläge gibt zur friedlichen Lösung derselben und zur Besserung dieser Sache auf geistigem und socialem Gebiete.

Digitized by Google

Der Theologe J. K. R. Sturm in Köstritz meint, daß bei dem Widerwillen gegen die Juden der Racenhaß eine große Rolle spiele. Aber auch die jüdische Sucht nach Erwerb und Wucher, das arrogante, aufdringliche Wesen, der Alles zersetzende jüdische Witz sei uns verhaßt. Ein Fehler unserseits sei, daß, weil uns einzelne Juden gründlich zuwider, wir unsere Abneigung auf Alles ausdehnen, was Jude heißt, und somit gegen Viele ungerecht werden. Uebrigens kann es Sturm nicht begreifen, daß die Juden nicht schon längst aus dem alten Bunde zum Christenthume übergetreten seien, vermuthet aber, daß viele der modernen Juden religionslos wären.

Der Philosoph Christian Radenhausen in Hamburg meint, das Aeußere der polnischen Juden sei zwar nicht unmoralisch, aber ekelhaft. Bei den bürgerlichen Antisemiten sei weniger die Religion maßgebend, als der Geschäftsstandpunkt. Radenhausen behauptet entschieden, die Juden müßten ausgerottet werden, zwar nicht durch Feuer und Schwert, sondern durch Mischehen.

Der katholische Theologe Jakob Froschhammer in München kann die heutige gehässige und fanatische Agitation nicht gutheißen, er sagt, sie entspringe den Leidenschaften und Parteiinteressen.

Der tschechische Dichter Erwin Spindler in Roudnici verdammt den modernen Antisemitismus, weil er in den Menschen die rohesten Triebe wachrufe und als traurige Erscheinung der sittlichen Verkommenheit die Errungenschaften der Cultur bedrohe. Er sagt, daß die Juden mit den Christen nur durch die Reform beider Confessionen vereinigt werden können. Unser Aller Streben müsse sein, daß es auf der Welt besser werde; aber durch rohe Kämpfe werde es immer schlechter.

Der Afrikareisende Gerhard Rohlfs in Weimar wünscht, daß die Juden in erster Linie deutsch seien und dann erst Juden, die Confession sei Nebensache und es sollte überhaupt verboten sein, in der Schule wie beim Militär zu fragen: Welcher Religion bist Du? Es würde damit viel Leid erspart bleiben. Die Religion müsse Privatsache des Einzelnen sein.

Der belgische Nationalökonom Emile de Laveleye in Liège antwortet auf die Frage, ob die Juden Christen werden sollen: Nein, tausendmal nein.

Der Schriftsteller Robert Springer in Berlin weist darauf hin, daß den Juden ein großer Fortschritt in der geistigen Entwicklung der Menschheit zu verdanken sei. Gegen die gemischten Ehen sei nichts einzuwenden, nur müsse der Christ dabei bedenken, daß seine Kinder, wenn sie nach jüdischem Typus ausfallen sollten, der Judenverfolgung preisgegeben würden.

Der Culturhistoriker Jakob Honegger in Zürich glaubt im Ganzen mit Singer's Schrift einverstanden sein zu können.

Der Dichter Martin Greif in München findet im Christen wie im Juden Fehler und meint deshalb, es sei das Beste, sich gegenseitig jeder herausfordernden Sprache zu enthalten.

Der Geschichtsschreiber Ferdinand Gregorovius in München sagt, daß man die Juden ebensowenig als die Griechen und Römer hinwegnehmen könne, diese drei Völker hätten einen Bezug auf die Menschheit. Er erwartet vom 20. Jahrhundert den Genius, der die Gesellschaft neu gestalten werde.

Der protestantische Theologe Carl Siegfried in Jena sieht nicht ein, warum die Juden bei beabsichtigter Aufgabe der religiösen Individualität gerade die nationale festhalten wollen.

Der schwedische Culturhistoriker A. W. Bolin in Helsingfors wünscht, daß die Verkünder des Wortes Gottes mit dem Frieden auf Erden ein wenig mehr Ernst machen möchten, als das gemeiniglich geschieht.

Digitized by Google

Der Dichter Alfred Meißner in Bregenz behauptet, daß die Juden, auch wenn sie nicht Juden, sondern etwa Schweizer, Holländer oder Böhmen wären, bei ihren gleichen Eigenschaften in den Redactionen, im Kaufmannsladen und auf der Börse eben dieselben Feinde haben würden. Die Antipathie gegen die Juden könne nur aufhören, wenn diese sich unseren Sitten und unserer Lebensweise anbequemen möchten. Er schlägt zur Auflösung des Judenthums das beinahe unblutige Mittel der Mischehe vor.

Der Dichter Robert Hamerling in Graz ist im Angesichte der Thatsachen der Meinung, daß die Judenfrage bereits endgiltig gelöst sei vom Standpunkte des modernen Völker-, Bürger- und Menschenrechtes. Gäbe es wirklich ein Parlament, das die bürgerliche oder sociale Rechtsverkürzung der Juden decretirte, so hieße das: eine unterdrückte Race schaffen, damit die nächste Revolution wieder eine zu befreien finde. Die größte Unklugheit wäre es, im Zeitalter der Humanität die Juden neuerdings zu interessanten Märtyrern zu machen.

Der Rechtslehrer Lorenz von Stein in Wien weist auf Vorzüge der Juden hin, als auf Energie der individuellen Selbstthätigkeit, auf die Tiefe und Wärme des Familienlebens, auf die Freiheit von jedem Vorurtheil in allen menschlichen Dingen, empfiehlt den Juden aber mehr Bescheidenheit.

Der Reisende Adolf Bastian in Berlin schlägt Nachgeben auf beiden Seiten vor.

Die dänische Romanschriftstellerin Elfriede Fibiger in Kopenhagen wünscht, daß sich in der Menschheit das Symbol der Taube mit dem Oelzweige verbreiten möchte.

Der Dichter Adolf Schack in München mißbilligt die heute in Scene gesetzte Agitation gegen das Judenthum als mit dem Geiste der Humanität in schreiendem Widerspruch stehend.

Der Naturforscher Carl Vogt in Zürich meint, daß die Frage gar nicht auf religiösem Gebiete liege, sondern in dem instinctiven Hasse der Unbefähigten gegen die Befähigten, der Armen gegen die Reichen, der Behäbigen gegen die Rührigen.

Der Schriftsteller Carl Braun-Wiesbaden in Leipzig glaubt, daß die Welt nichts dabei gewinnen würde, wenn die Juden Christen werden. Der Antisemitismus, wie er heute in einigen Gegenden des östlichen Europa grassire, sei eine Schande für die Menschheit, eine Schmach für das neunzehnte Jahrhundert.

Der Dichter Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden rügt Widersprüche in Singer's Broschüre.

Der Orientalist C. E. de Ujfalvy in Graz erzählt Beispiele, wie ungerecht machtlose Juden behandelt werden.

Der Geschichtsschreiber Alfred R. v. Arneth in Wien bezeugt der Sache Sympathie, ohne jedoch mit Allem einverstanden zu sein.

Der Dichter J. V. Widmann in Bern räth den Juden möglichste nationale Amalgamirung mit den Völkern der europäischen Civilisation.

Der Schriftsteller R. Schmidt-Cabanis in Berlin meint, daß sich's nicht um die Vertheidigung der Güter einer einzelnen Nation, sondern derjenigen der ganzen Menschheit handle.

Der Schriftsteller Otto von Leixner in Berlin sagt, daß der edle Jude wie der edle Christ es wagen müsse, was schlecht in seinem Volke ist, schlecht zu nennen.

Der Schriftsteller Friedrich Friedrich in Leipzig meint, daß eine Bewegung von solcher Ausdehnung, wie der Antisemitismus, nicht künstlich gemacht, nicht ohne zwingende Ursache in's Leben getreten sein könne, daß sie aber im Fanatismus des Kampfes leicht auf eine falsche Bahn gelenkt werde.

Der Naturphilosoph Ludwig Büchner in Darmstadt schreibt, daß die auf die Spitze getriebene Con-

Digitized by Google

currenz, der zur Unerbittlichkeit gesteigerte Kampf um's Dasein und der durch unsere gesellschaftlichen Zustände mit Gewalt großgezogene Egoismus für den Antisemitismus verantwortlich gemacht werden müssen. An die Stelle eines jeden jüdischen Börsianers und Wucherers würde heute ein christlicher treten; die einzige und wahre Lösung der Judenfrage sei in der Lösung der allgemeinen Gesellschaftsfrage zu suchen und zu finden. Büchner schlägt einstweilen die Mischehe vor.

Der österr. Exminister Eduard Herbst sieht in dem Antisemitismus eine für die Gesellschaft gefährliche Erscheinung. Er räth den Juden, ihre nationale Gemeinschaft aufzugeben.

Der Schriftsteller Adolf Streckfuß in Berlin nennt die Judenverfolgung ein Product der in neuester Zeit herrschenden gemeinen Interessenpolitik. Daß die Juden noch heute ein Volk im Volke bilden, sei die Stütze der Antisemiten.

Der pädagogische Geschichtschreiber Oscar Jäger in Baden-Baden gesteht, daß die Juden ihre besonderen Fehler hätten, aber auch ihre besonderen Tugenden, die man bei den Christen selten treffe.

Der Gelehrte Jakob Mähly in Basel wirft den Juden ihr immerwährendes Zurückblicken auf ihre alte Geschichte vor. Die menschlichen Ideale lägen nicht hinter, sondern vor uns.

Der Literarhistoriker E. Schmidt-Weissenfels in Stuttgart bemerkt, daß die Juden nicht bei der eigentlichen productiven Arbeit der Nation zu finden seien, sondern vielmehr bei der Ausnützung derselben, die oft zur Ausbeutung werde. In Bezug auf Wissenschaft, Philosophie und Künste sei die Bedeutung der Juden freilich hundertfältig bewiesen.

Der katholische Theologe Friedrich Michelis in Freiburg erklärt sich mit den Mischehen nicht einverstanden, vielmehr wünscht er, daß die Juden Christen würden.

Der Strafrechtslehrer Franz Eduard von Liszt in Marburg gesteht, daß er die Ausschreitungen des Antisemitismus eben so tief verdamme und beklage, wie jeder anständige Mensch; deutet aber an, daß wir bei der Wohl der Männer, welchen wir den Schutz und die Pflege unserer höchsten Interessen anvertrauen, das jüdische Element in den Hintergrund zu drängen durch die Pflicht der Selbsterhaltung gezwungen seien. Liszt plaidirt für die Mischehe, aber nicht bloß im Gesetz, sondern auch in der Praxis, und des Weiteren für den Uebertritt zum Christenthume. Wenn das Christenthum auch nicht die letzte und höchste Stufe der Menschheit sei, so sei es doch gewiß die unvermeidliche Entwicklungsstufe, durch die Jeder hindurch müsse.

Der Rechtsgelehrte Rudolf von Ihering in Göttingen meint, daß dem Volke, welches unserer modernen Welt den Gedanken der Menschlichkeit und der Liebe gebracht habe, der Antisemitismus es lohne, indem er ihm gegenüber Menschlichkeit und Liebe verlängne.

Der Politiker Albert Hänel in Kiel betrachtet die antisemitische Bewegung in ihrer gegenwärtigen Gestalt als einen Feind der europäischen Civilisation und unserer nationalen Ehre.

Der norwegische Kunsthistoriker L. S. Dietrichson in Christiania sucht nachzuweisen, daß die Judenverfolgungen weder germanisch, noch sittlich, noch christlich seien.

Der Schriftsteller Ludwig Steub in München sagt, daß keine Judenverfolgung mehr möglich sei, sobald es keine Juden gäbe, daß man diese also verschwinden machen müsse durch die Ehefreiheit.

Der Literarhistoriker F. Meyer von Waldeck in Heidelberg meint, wie die französischen und englischen Juden nichts Anderes sein wollen, als Franzosen und Engländer, so solle auch der deutsche Jude nur Deutscher

Digitized by Google

sein wollen. Mit der Selbstabsonderung der Juden falle der Antijudaismus.

Der dramatische Schriftsteller O. F. Gensichen in Berlin stellt sich auf den Standpunkt Lessing's.

Der Physiologe Jakob Moleschott in Rom führt die vielen vorzüglichen Eigenschaften der Juden als Grund des Antisemitismus an.

Der Rechtsgelehrte Franz von Holtzendorff in München meint, daß der rohe, pöbelhafte Antisemitismus, der zu Beschimpfungen, Verläumdungen, Plünderungen und Mißhandlungen führe, nicht mehr gerichtet zu werden brauche, er sei schon gerichtet. Gleichzeitig weist der Gelehrte auf die großen Gegensätze im Judenthume hin, als auf Kriecherei und Stolz, Schmutz und Luxus, Wohlthätigkeitssinn und Wucherei im großen Style, welche uns nicht gleichgiltig lassen können.

Der Physiologe Emil du Bois-Reymond in Berlin sagt, je weniger von solchen Irrthümern der Zeit und Entartungen der Cultur gesprochen werde, um so eher verschwänden sie.

Ein Meisterwerk christlicher Kunst.

In unseren Tagen hat sich die profane und profanirende Kunst etwas zu selbstisch in den Vordergrund gedrängt. Der Sinn für Mythe und Allegorie, für religiösen Cultus ist im Allgemeinen freilich sehr geschwunden, immerhin aber steckt auch in den gebildeten Classen noch ein gutes Stück vom christlichen Idealismus. Doch das Bedürfnis dieses Herzenszuges wird nicht mehr gestillt, so unerhört thätig die Literatur und Kunst auf allen ihren übrigen Feldern auch sein mag.

Aber ich sehe das wieder anders werden. Ein Vorzeichen dafür ist eine bei Alphons Dürr in Leipzig in 18 Lieferungen erschienene Volksausgabe der „Vier Bücher von der Nachfolge Christi“ von Thomas von Kempen (Görre's Uebersetzung), mit Bildern von Führich. Das Werk selbst hat in der christlichen Literatur für alle Zeiten seinen unbestrittenen Platz; hier rede ich nur von den Bildern. Wie Weihrauchstimmung steigt es auf im Herzen.

Die Bilder Führich's bringen manches Glöcklein in meiner Seele wieder in's Klingen, die heilige Mythe steigt auf wie einst das Morgenroth in der Waldheimat und ich sehe, daß all' das Weltliche in Leben, Wissen und Kunst ein einziges Kämmerlein des Herzens noch nicht entheiligt hat.

Die Bilder behandeln Scenen, Mythen und Beispiele aus der heiligen Schrift. Manchmal freilich treten sie aus dem evangelischen Rahmen heraus und werden mittelalterlich mystisch; aber abgesehen von dem culturhistorischen Interesse hat letzteres auch in seinen Gleichnissen und dem Sinne, den der glaubende Mensch hineingelegt hat, seinen poetischen Reiz.

Einige der sinnreichsten Bilder seien hier angedeutet. — Christus wandert über Land. Neben ihm als Wegweiser steht ein Kreuz mit der Aufschrift: „Zum Paradiese.“ — Vier Knäblein stehen auf einer wie aus Dornen geflochtenen Leiter, das oberste zündet an der ewigen Ampel seine Fackel an und entzündet damit die Fackel des ihm Zunächststehenden, dieser wieder die seines nächst Untenstehenden. Und der Knabe an der untersten Stufe sitzt neben einer Eule und liest

Digitized by Google

bei der brennenden Fackel aus einem Buche. — Drei Frauengestalten: Liebe, Glaube und Hoffnung werden von Gespenstern und Dämonen verfolgt, die vor Allem mit Schnauben, Blasebälgen und unbeschreibbaren Flüssigkeiten bestrebt sind, die Ampel auszulöschen, welche der Glaube mit inniger Sorgfalt schützt. — Ein Pilger schläft auf der Wanderschaft ein; die Gestalt des Todes erscheint, bricht mit der Hand einen Rosenstock, tritt mit dem Fuß den Pilgerstab des Wanderers entzwei. Daneben eine zweite Gestalt des Todes, die mit einem Kehrbesen einen Wust von irdischen Herrlichkeiten, als Krone, Schwert, Palette, Lorbeerkranz, Sterne und Würfel in den Abgrund fegt. — Die Auferstehung der Todten, wo ein aus der Gruft hervorkriechendes Skelett seinen Kopf sucht. — Die vier letzten Dinge mit dem Sichel schärfenden Tod, mit der verschleierten Gerechtigkeit, mit den Symbolen der Seligkeit und der Verdammniß. Der Verdammte ist das Sinnbild des Egoismus, der mit einer Kette an die peinigende Materie gefesselt ist und dem die Teufel Spiegel vorhalten, in welchen er sich selber und seine Qualen sieht. — Christus als Gärtner, der einen Rosenstock an die Stütze des Kreuzes bindet. — Der kreuztragende Heiland und hinter ihm die tanzende, hoffärtige, gewinnsüchtige Welt. — Die Suchenden: Hirten von Bethlehem suchen das Christkind. Die Weisen aus dem Morgenland suchen den Heiland. Die Kindesmörder des Herodes suchen den neugeborenen König der Juden. Die Häscher, von Judas geführt, suchen Christum auf dem Oelberg. — Der Gehorsam: Das Opfer Abraham's. Die Ergebung: Der arme Hiob. — Da schläft der Hirte und der Wächterhund; das Schäflein graft auf der Weide; aus dem Strauche fährt der Wolf. — Die Weltweisheit als seifenblasender Faun. — St. Christof, der das Jesukind über Wasser trägt, und der Mönch leuchtet ihm dazu mit der Laterne. — Der sanftmüthige Heiland mit dem Kreuze, zu dem die Armen und Mühseligen herankommen, nachdem sie vor den Mächtigen der Erde kein Erbarmen finden. — Das letzte Abendmahl mit dem Osterlamm der Juden und dem Mannafall in der Wüste. — Das Altarsacrament mit den Allegorien der vier Evangelisten und den anbetenden Priestern. — Die Jungfrau Maria auf dem Rosenstamm; sie wird von der Schlange bedroht, aber zwei Engel wehren mit flammenden Schwertern das Ungeheuer ab. — Die beiden Bäume: Der Baum der Erkenntnis, von dem sie den Apfel herabnehmen; der Baum des Kreuzes, von dem sie den Heiland herabnehmen.

Aus diesen wenigen Beispielen ersieht man, daß in Führichs Darstellungen die katholischen Mysterien nicht zu kurz kommen. Doch beeinträchtigen diese hier den christlichen Geist nicht wesentlich, ja können sogar, wenn man nicht gezwungen ist, sie als Dogmen aufzufassen, poetisch und ethisch auf den Beschauer wirken.

Was die Auffassung des Antlitzes Christi anbelangt, das in diesem schönen Werke oft wiederkehrt, so ist dieselbe eine traditionelle. Ich glaube, die Miene ist für manche Scenen zu ernst und finster gehalten. Z. B. wenn Christus die Kleinen zu sich kommen läßt, oder die Mühseligen und Beladenen, oder wenn er die Seligen in den Himmel nimmt, da ist es schwer zu begreifen, warum der göttliche Freund ein so ernstes, betrübtes Gesicht macht. Ihm, der das große Werk der Menschenerlösung vollführt, sollte nach meiner Meinung der Künstler nicht ein so stetig klägliches Gesicht andichten, sondern mitunter doch auch das strahlende Antlitz freudigen Entzückens und den offenen Blick der Zuversicht zuerkennen.

Das eben ist ja das Verhängnis der Kirche, daß sie immer nur ihren

Digitized by Google

Heiland mit der Jammermiene und dem finsteren Richterernste vorführt. Ist das wirklich Der, der so fröhlich war mit den Fröhlichen und die Menschen geliebt hat bis zum Tode? Der Künstler sollte wenigstens von hellenischer Weltanschauung so viel gerettet haben, um zu wissen, was die Welt besiegt und was ihr frommt — nämlich die schuldlose Freude des Herzens. — Im Uebrigen ist Führich's Meisterschaft dem würdigen Stoffe vollkommen gerecht geworden.

R.

Das Gerichts- und Strafwesen in den Vereinigten Staaten.

Von A. Delys.*)

I.

In den Vereinigten Staaten bestehen sowohl Unionsgerichte als auch Gerichte der Einzelnstaaten.

Die Richter (Judges) der Unionsgerichte werden von dem Präsidenten in Washington auf Lebenszeit ernannt, sie können nur durch ein besonderes Justiz-Comité (gebildet aus Congreßmitgliedern) angeklagt, verurtheilt, wo andershin versetzt oder gänzlich cassiert werden.

Die Verhandlungen werden durch den Richten geleitet, welchem bei strafrechtlichen Fällen der öffentliche Ankläger zur Seite steht.

Der Vertheidiger (Attorney-Lawyer) wird in der Regel von den Angeklagten selbst gewählt und nur in den seltensten Fällen dem Letzteren ein Ex officio-Vertreter vom Gerichte bestellt.

Die Verhandlungen sind mündlich und öffentlich; — Aufzeichnungen über deren Verlauf besorgt der „Stenographer", welcher Abschriften den Journal-Reportern ertheilt, wenn solche nicht gerade anwesend sind, und über Befragen des Gerichtspräsidenten oder der Geschwornen einzelne Stellen dieses Protokolles verliest.

Grundbücher in unserem Sinne existiren in den Vereinigten Staaten nicht, das Katastral- und Besteuerungssystem ist ein sehr mangelhaftes, welchem meistens nur eine approximative Schätzung zu Grunde gelegt wird.

Daher sind endlose Processe über die Grenzen der Liegenschaften zwischen Eigenthümern an der Tagesordnung und kosten dieselben den Streittheilen in der Regel oft mehr, als das Object wert ist.

Trotz einiger unläugbarer Vereinfachungen im Gerichtswesen ist dennoch der Gang desselben ein sehr schleppender und beschäftigt ein Heer von Beamten, welche durchschnittlich einen hohen Sold beziehen und nicht besonders hoch in der öffentlichen Meinung stehen — gleich den Geschwornen, die allgemein jeder Bestechung für zugänglich gehalten werden.

Bei plötzlichen Todesfällen aus unbekannter Ursache — bei Verunglückungen oder wo ein Mord oder

*) Der „Heimgarten" pflegt manchmal auch einen Blick in die Fremde zu werfen, um der Wahrheit nicht zu vergessen, daß es überall gut sein mag, daheim aber am besten ist. Vorstehender Bericht sagt den auswanderungslustigen Deutschen auf's Neue, daß sie sich Amerika siebenmal betrachten sollen, bevor sie das Vaterland einmal verlassen. Dem Verfasser danken wir für die Uebersendung dieses die neuesten Verhältnisse der Vereinigten Staaten scharf beleuchtenden Artikels. Die Red.

Digitized by Google

Selbstmord genuthmaßt wird und durch eine Anzeige zur Kenntniß des Polizeichefs (Chief of Police) gebracht wird, ordnet der Staatsanwalt eine Todtenbeschau (Inquest) durch den Todtenbeschauer (Coroner) an, welcher in Begleitung eines Polizei- oder Gerichtsarztes den Leichnam untersucht, die Zeugen, welche bei dem Vorfalle anwesend waren, vernimmt, über das Ergebniß einen kurzen schriftlichen Rapport verfaßt und dann der Behörde überreicht.

Der geplagteste Beamte ist jedoch zweifellos der Registrator (Recorder), eine Verquickung von Einreichungsprotokollisten und Archivar, die Stereotypfigur des richtigen Actenwurmes an einem amerikanischen Gerichte, mit Brille, Glatze, Schnupftabaksdose und leinenem Vorhandüberzuge, ganz wie bei uns, dessen Anblick den Europäer wahrhaft „anheimelt".

Die zweite auf den ersten Blick erkennbare Figur ist die des Amtsdieners (Sheriff), dessen Obliegenheit es ist, die Pfändung und Transferirung des Mobilarvermögens*) des Schuldners vorzunehmen, bei der Realfeilbietung den Anschlagspreis auszurufen und — horribile dictu! — beim Hängen die Functionen des Scharfrichters zu versehen.

Allerdings beschränkt sich seine Hauptaction in dem Drama nur darauf, den Verurtheilten zu binden, auf die Plattform hinauf zu bringen, ihm den Strick um den Hals zu legen, die Kappe über den Kopf zu ziehen und den Bolzen der Fallthüre zu entfernen, wodurch der Delinquent durch die Oeffnung herabstürzt und sich das Genick bricht.

Für den 11. Mai 1883 wurde in Pittsburg die Hinrichtung Mr. Conkey's wegen Theilnahme am Morde Mr. Clure's (beide Irländer) angeordnet und es traf sich gerade, daß ich an jenem Tage in dieser Stadt anwesend war, weßhalb ich mir von dem Criminalrichter Mr. Kirkpatrik eine Eintrittskarte erbat, welche mir bereitwilligst ausgefolgt wurde.

Ich erlaube mir, im Nachstehenden eine getreue Schilderung des „Gehängtwerdens" nach amerikanischem Ritus zu liefern, indem ich bestrebt bin, dieses mit möglichster Kürze zu thun:

Die „Fifth-Avenue" durchschneidet beinahe senkrecht die „Smithfieldstreet", eine Hauptverkehrsader der guten Stadt Pittsburg, und steigt sodann ziemlich steil bergan. Auf der Höhe des Bergrückens steht rechts ein zur Hälfte abgebrochenes düsteres graues Gebäude, zu welchem man, da es auf einer Bastion erbaut ist — nach Ersteigung einer Steintreppe gelangt, es ist dies die „Jail". Der Theil, welcher abgetragen wurde, bildet die eine Hälfte eines Bauplatzes, welcher mit einer Planke umgeben ist, und hart an dem stehengebliebenen Tracte war das Schaffot aufgeschlagen worden.

Mr. Conkey hatte die vorhergehende Nacht gut geschlafen und war nur zweimal aufgewacht, um sich für den kommenden Morgen ein opulentes Frühstück, bestehend aus Beefsteak, Eiern, Brot und Kartoffeln, zu bestellen. Als er aufstand, machte sich bei ihm nicht die geringste Nervosität geltend, und er äußerte sich scherzend zu den beiden Nachtwächtern Bolster und Evans, daß er sich schon auf das Frühstück freue.

Während sich Mr. Conkey anzog, kamen jene Personen allmählig an, welche gleich mir Eintaßkarten erhalten hatten, und füllten den ziemlich engen Hof des Gerichtsplatzes, während eine zahllose Menge die Diamond-Roß- und Smithfieldstraße blockirte.

Hierauf frühstückte der Delinquent.

Jetzt trat der katholische Reverend E. R. Donehoo in die Zelle und Mr. Conkey machte sein Testament, indem er dem Geistlichen seinen Leichnam

*) Jedoch nur wenn es den Werth von 300 Shilling übersteigt.

Digitized by Google

vermachte — Anderes beſaß der arme Schelm nicht — wobei er bemerkte, daß er nicht dem Meſſer der Aerzte verfallen wolle.

Dann erſuchte er, man möge ihm geſtatten, im Corridor einen kleinen Spaziergang zu machen, damit er ſich wieder an das Gehen gewöhne und auf ſeinem letzten Gange nicht knieſchwach werde — welches Anſuchen ſofort bewilligt wurde.

Um eilf Uhr erſchien Sheriff Mr. Callin mit ſeinen Gehilfen, dem Ex-Sheriff Cluley und dem Deputy-Sheriff German, in der Kanzlei (Office) der Jail.

Fünf Minuten ſpäter traten ſie in die Zelle und Erſterer ſagte:

„Guten Morgen, Ward!“

„Guten Morgen, Sheriff!“

„Ward, ſind Sie bereit, zu gehen?“

„Ja — ich habe darauf gewartet.“

Sheriff German band hierauf dem Mr. Conkey die Arme auf den Rücken, wobei der Letztere bemerkte: „Binden Sie mich nicht ſo feſt — es iſt nicht nöthig — ich werde ohne dieſes gehen.“

Hierauf ſetzte ſich der Zug nach dem Richtplatze in Bewegung.

Voran ſchritten die Sheriffs Mr. Callin und Cluley, Reverend E. R. Donehoo links, Ward Mr. Conkey in der Mitte, rechts Gerichtsclerk J. Spencer, zuletzt die Sheriffs Smith und Gang.

Der Verurtheilte trug einen feinen ſchwarzen Anzug, weiße Halsbinde mit Stehkragen, lächelte ironiſch, als er die Reihen der Zuſchauer durchſchritt, und eilte hierauf raſch die neun Stufen zum Schaffote hinauf, gefolgt von den Sheriffs Mr. Callin und Cluley und dem iriſchen Geiſtlichen Donehoo, welcher ſofort zu beten begann.

Als der Letztere zu Ende war, herrſchte einen Augenblick eine peinliche Stille, bis Sheriff Mr. Callin den Verurtheilten fragte, ob er noch etwas zu ſagen habe.

Mr. Conkey entgegnete:

„Alles, was ich zu ſagen habe, iſt, daß ich unſchuldig bin. Ich werde gehängt, weil man behauptet, daß ich an dem Morde betheiligt war. Ich ſterbe als unſchuldiger Mann!“

Jetzt legte der Sheriff Mr. Callin dem Verurtheilten die Schlinge um den Hals. Der Verurtheilte ſagte:

„Machen Sie dieſelbe nicht ſo feſt!“

Sheriff German zog ihm ſodann die weiße Kappe über den Kopf, wobei Mr. Conkey ſagte: „Machen Sie ſchnell, Sheriff!“

Währenddem ſtieg Mr. Callin die Treppe hinab und ſetzte ſeinen Fuß auf den Drücker, wodurch der Bolzen, welcher das Fallbrett trägt, worauf der Verurtheilte ſteht, aus ſeiner Lage gerückt wird, und nun rief Mr. Conkey: „Good bye all you Murderers!“*) und verſchwand in der Verſenkung.

Während Mr. Conkey zwiſchen Himmel und Erde hing, begaben ſich die Gerichtsärzte A. M. Pollock, W. D. Kearns und H. Hardtmeyer unter den Galgen, um die Reſpiration und Pulsſchläge des Gerichteten wahrzunehmen.

Die Pulsſchläge, jede halbe Minute gezählt, waren: 128—108—116—100—108—98—104—100—112—84—80—72—76—66. Nach 7½ Minuten hörte der Pulsſchlag gänzlich auf; Mr. Conkey war todt. —

Um halb zwölf Uhr wurde der Leichnam vom Strick abgelöſt und in die Sheriffs-Office gebracht, um von den Aerzten nochmals in Augenſchein genommen zu werden. Dieſelben conſtatierten, daß Mr. Conkey beim Falle nicht das Genick gebrochen hatte, ſondern daß ſein Tod durch Erdroſſelung erfolgt war.

Hierauf erſchien der Leichenbeſtatter J. B. Williams mit einem ſchwarzen Sarg, deſſen Deckel mit ſilbernen Nägeln beſchlagen war, worauf Reverend Donohoo, welcher der Eigenthü-

*) Lebt wohl, ihr Mörder alle!

Digitized by Google

mer des Leichnams geworden war, dessen Einbalsamierung (!) veranlaßte und den Sarg auf den irisch-katholischen Friedhof schaffen ließ. — —

Man kann hieraus ersehen, daß man auch in Amerika der Ansicht Wallenstein's huldigt: „Man muß die Kerle gut füttern, aber auch gut hängen!“*)

Am anderen Morgen wurde ich durch einen bekannten Advokaten eingeladen, in der „Mayors-Office“ der Verhandlung eines anderen interessanten Falles beizuwohnen.

Es war folgender:

„Sheeny Mike“, alias „Michael Gohen“.

Gohen ist ein ziemlich kleiner Mann mit schwarzem Schnurrbarte, vornehmer Tournüre, etwa 28 Jahre alt, einer der kühnsten und vom Glücke begünstigtesten Einbrecher der Vereinigten Staaten.

Die Zeugen Roger O'Mara und A. Manger Clerks im Hotel der 7. Avenue — welchen das Gepäck dieses Passagiers etwas zu schwer vorkam, sequestrierten (!) dessen Koffer und fanden darin eine Auswahl der exquisitesten Einbrecher-Werkzeuge.

Dieselben lagen jetzt auf dem Tische in der „Mayors-Office“, und Mr. Barnes, Geldschrankfabrikant in Pittsburg, als Experte gegenwärtig — bezeichnet diese Collection von Diebshandwerkzeugen als eine noch nie gesehene, welche auf die Gefährlichkeit ihres Eigenthümers ein grelles Streiflicht werfe. Ohne Zweifel habe man es hier mit einem gewiegten Einbrecher zu thun, welchem man glücklicherweise gleich bei seiner Ankunft das Handwerk legen könne.

Mayor Lyon: „Was für ein Geschäft treiben Sie, Gohen?“

Gohen: „Ich bin Reisender für meinen Bruder, einen Möbelhändler in New-York. Früher reiste ich für ein Cigarren-Geschäft. Ich lehne es ab, seinen Namen und seine Adresse zu nennen, sowie meinen eigenen richtigen Namen, denn ich habe gewisse Rücksichten auf meine achtbaren Verwandten zu nehmen.“

Mayor Lyon: „Sind Sie ein Einbrecher?“

Gohen: „Ich war ein solcher, und zwar ein sehr erfolgreicher.“

Mayor Lyon: „Sind dies (auf die Einbrecherwerkzeuge weisend) Werkzeuge zum Einbrechen?“

Gohen: „Ja! Ich brachte selbe nach Pittsburg, um sie auszustellen.“

Mayor Lyon: „Wenn man Ihnen die nöthige Zeit gelassen hätte, so würden Sie gewiß hier auch einige Beweise ihres praktischen Wertes geliefert haben, he?“

Gohen: „Vielleicht! Ich war ein professioneller Dieb.“

Anwalt Hunter: „Waren Sie nicht auch vor einiger Zeit bei der Beraubung der italienischen Bank in New-York betheiligt?“

Gohen: „Hierauf zu antworten bin ich leider nicht in der Lage.“

Mayor Lyon: „Ich verurtheile Sie, als einen verdächtigen Charakter, zu einer Arbeitshausstrafe von 90 Tagen, ohne die Wahl der Umwandlung in eine Geldstrafe!“

Gohen (spöttisch): „Ich danke Ihnen, Mayor! Wir sehen uns wieder! —“

„Ein gefährlicher Bursche,“ murmelte Mayor Lyon, als Gohen durch den Sheriff abgeführt wurde. —

Im Allgemeinen liegt die Strafrechtspflege eben so im Argen, wie die Civilrechtspflege.

Betrachten wir sie „ab ovo“. —

Der Maleficant, welcher ein Verbrechen begangen hat und in flagranti ertappt wurde, wandert in das Polizei- (Bezirks-) Gefängniß (Lock up), hat am folgenden Tage am Bürgermeisteramte — in der Mayors-Office — ein Verhör zu bestehen und wird, —

*) It is necessary to feed these fellows well, but also to hang them in good manner.

Digitized by Google

falls er überwiesen ist — in das Bezirksgefängnis (die Jail) spediert, wo er auf das Geschwornengericht, mitunter recht lange, warten kann.

Ist endlich der Tag der Gerichtsverhandlung herangekommen und wurde der Angeklagte von der Jury schuldig erkannt, so spricht der vorsitzende Richter das Urtheil aus, wobei er in der Regel ganz nach seinem Belieben das Strafausmaß bestimmt.

Durch diesen Vorgang wird die Institution der Geschwornen in der Regel einfach lächerlich, dieselbe geräth mit dem Richter in fortwährende Opposition und Collision, welches verursacht, daß Einer dem Anderen immer etwas am Zeuge flickt, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu bietet.

Dann gießt erst der „Lawyer" seinen Senf darauf, verlangt die Reassummierung des Processes, appelliert an die höhere Instanz, und wenn alle Stricke reißen, so wendet er sich an die sogenannte Begnadigungs-Commission (Board of Pardon), welche mitunter in sehr eigenthümlicher Weise ihres Amtes waltet und für die geriebensten Spitzbuben oft ein unerklärliches „Faible" zu haben scheint.

Im Falle jedoch der Beschuldigte vermögend, Grund- oder Liegenschafts-Besitzer (Freeholder) ist, oder vermögende Verwandte oder Freunde besitzt, versäumt er es natürlich nie — Bürgschaft anzubieten, deren Höhe nach der Art des Falles vom Richter bestimmt wird, und entgeht dadurch der Haft in der „Jail". In diesem Falle ist das Spiel ohnedies schon halb gewonnen und es erübrigt nur, die Geschwornen etwa zu präparieren, kräftige Zeugen zu werben und Alibi-Beweise zu construieren.

Für den armen Teufel liegt die Sache anders.

Er muß in einer lange sich hinziehenden Untersuchungshaft, den endlich sich nahenden Verhandlungstag erwarten und entgeht selten einer barbarischen Strafe, da ihm die materiellen Mittel fehlen, eine Wendung seines Geschickes herbeizuführen.

Die lange Strafzeit wird im Zuchthause (Penitentiary), die kurze in der „Jail" abgebüßt.

In allen Staaten der Union hört man den Ruf nach einer Reform der Civil- und Strafrechtspflege, indessen rührt doch Niemand eine Hand, um eine solche in Fluß zu bringen.

Recht grell treten diese Uebelstände bei Todesfällen und Nachlaß-Abhandlungen zu Tage, bei welchen Gelegenheiten gänzlich Unberufene die sogenannte „Administration" des Nachlasses sich ergannern und ganz ohne Scheu damit schalten und walten, da die Gerichte bei solchen Anlässen sich gänzlich neutral verhalten und höchstens dann ein Lebenszeichen geben, wenn die Erben des Verstorbenen endlich von der Sachlage Wind bekommen und dem Herrn „Administrator" mit einer Klage auf Rechnungslegung auf den Pelz rücken.

Aber das dauert lange — sehr lange, und das Resultat ist wieder ein Proceß, welcher noch länger dauert!

Doch kehren wir nochmals zur Strafrechtspflege zurück.

Vergehen und Uebertretungen werden summarisch durch den Bürgermeister (Mayor) in den täglichen Sitzungen mit 3—90tägiger Arreststrafe oder gleichwertiger Geldbuße bestraft; Trunkenbolde, Bummler, Krakehler oder Weiberprügler in's Arbeitshaus (Workhons) gesteckt; Bettler und Bresthafte — wenn zuständig — in das Armenhaus (Poorhous-County-Home) verwiesen, wo dieselben der vortrefflichen Verpflegung und Behandlung wegen in der Regel eben so rasch wieder davonlaufen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Nothtaufe.

Eine Geschichte aus den Waldbergen von P. K. Rosegger.

Das Bachstoffel-Weib schickt zur heiligen Taufe. Sie athmet auf nach einer bangen Nacht, sie ist dem Leben wieder zugetheilt. Das Kindlein athmet, wimmert bisweilen ein wenig, ruht aber des Weiteren noch tief im Nichts, und wenn die Welt mit allen Sternen des Himmelszeltes jetzt zusammenbricht, es ist ihm Alles eins.

Und dieses gottlos gleichgiltige Wesen soll jetzt zu einem Menschen gemacht werden, zu einem Erden- und zu einem Himmelsbürger. Anfängt man das mit der Taufe und die Frau Sunnbergerin, die Gevatterin und Pathin ist der Meinung, es sei dazu hohe Zeit, denn der junge Wurm scheint über die gute Luft, die er nun athmet, und über das gepriesene Sonnenlicht, das ihn bescheint, nicht gar erbaut zu sein; vielleicht gefällt es ihm in der Kirche besser, denn wir haben auch Kirchen auf dieser Welt und daneben Wirthshäuser, und der Tafernenwirt in der Lusch hat ein gutes Weinlein.

Solle sich nur ein Schöppel vergunnen, die Frau Gevatterin, meint die Wöchnerin, und Zucker hineinthun, aber das solle sie, die Frau Gevatterin, ihr, der Bachstoffelin, nicht anthun, daß sie selber wollt' zahlen.

Somit geht die Sunnbergerin mit dem Kindlein davon, geht über das Gebirge hin, ist munter und hat keine Ahnung, was ihr auf diesem Taufgang soll bevorstehen.

Die roth' Lenten hinauf sticht noch die heiße Sonne her, daß sich die Frau, weil sie keine Hand frei hat, mit dem ganzen Wickelkind über das Gesicht fährt, schweißtrocknend wie mit einem Sacktuch. Als sie oben über den Brandsteig hingeht, sieht sie schon allerhand Wolken aufsteigen, etliche so weiß wie lauterer Milchrahm und etliche wieder so blaßblau wie Milch, bei der viel Wasser ist. Als sie auf die Höhe zu den Wetterkreuzen kommt, hört sie schon das Murren und der Himmel verschmiert sich mit Grau, so daß die Sonne keinen Schatten mehr schlägt.

„Mag wohl sein, kleiner Winkel, daß sich's der lieb' Herrgott nicht nehmen laßt, dich zu taufen", sagt die Frau Pathin zum Kind, „wird auch gut sein, wenn's nur nicht etwan gar zu kräftig kommt."

Das ließ sich der Himmel nicht zweimal sagen, Tropfen fielen, die so groß und schwer waren, daß jeder auf dem Erdboden sternartig auseinanderspritzte. Die Frau Sunnbergerin eilte gegen den Waldrand hin, dort stand das Häusel des „Kleinen Urban", in dem sie bekannt war. Der kleine Urban war nicht daheim, aber der Kleine des kleinen Urban — ihr könnt euch denken, wie klein der sein muß — der war daheim, hockte an der Schwelle der Hausthür, hielt die Barfüßlein hinaus und so oft ein scharfer Regentropfen darauf schlug, sagte er: „Patsch!"

Die Frau mit dem Kind schritt über das Knäblein hin schleunig in die Hütte. Weil der Kleine darauf etwas befremdlich that, so sagte die Frau: „Wirst uns wohl nichts für Uebel haben, daß wir ein wenig unterstehen."

„Wenn du kein Rauber bist!" rief der Knabe beherzt.

„Ist deine Mutter nicht daheim?"

Digitized by Google

„Die thut beim Schragenkern unten mähen und hat gesagt, ich soll haushüten, daß uns nicht wer was hereintragt."

„Aber ich hab' dir jetzt g'rad was hereingetragen", sagte die Frau, die sich auf eine Tängelbank hingesetzt hatte und nun die Tücher ihrer kleinen Last auseinanderthat: „da schau her, was ich mitbracht hab'!"

Der Knabe watschelte hin, guckte zwischen das Tuchwerk hinein und fragte endlich völlig überrascht: „Was ist denn das?"

„Ja," antwortete die Frau, „das ist ein kleines Kinderl, das erst heute der Himmelvater auf die Welt hat herabgeschickt. Und das wirst du doch nicht wollen hinauswerfen jetzt in's Gewitter. Schau, es kann noch nicht sprechen und laßt dich durch mich bitten, du sollst ihm Unterstand geben. Es ist so spatzenblutarm, daß es noch nicht einmal einen Namen hat und du bist der erste fremde Mensch, den es auf dieser Welt begegnet und es ist auf der Reise."

„Das da?" fragte der Knabe und tippte mit dem Zeigefinger auf das Gesichtlein hin.

„Ja freilich, es reist nach Lusch hinüber zur heiligen Taufe. Jetzt ist es noch ein kleiner Heide, ein winzig kleiner, und wenn es im Gewitter müßt' zu Grund gehen, da kumt's dem lieben Gott nicht mehr vor Augen treten und müßt' für alle Ewigkeit in einer dunklen Kammer sitzen. Da muß man wohl recht acht geben drauf. Ja, mein Kind, das sind Sachen! Heiliger Gott, jetzt hebt's auch zu schauern an draußen!"

Eiskörner prallten an's Fenster und flogen scharf ab auf die Halme, daß sie zwei- und dreimal schlagen konnten, bevor sie liegen blieben auf dem Rasen. Die Bäume bogen Ast und Wipfel alle rauschend nach einer Seite hin und grauer Nebel flog sausend zwischen den Stämmen und wälzte sich am Boden fort. In der Hütte war es schier finster, nur die rothen Scheine des Blitzes zuckten, und diese Scheine zeigten das treuherzige Gesicht des Knaben, des „kleinen Urban" Sohn, der sich an die fremde Frau schmiegte und durch ihre Gegenwart der Zuversicht war, daß nicht's geschehen könne.

„Wie heißest du denn?" fragte ihn die Frau Sunnbergerin.

„Bub," antwortete der Kleine.

„Mit deinem Namen, meine ich. Wirst wohl einen haben, denk' nur nach. — Na, wenn er dir nicht einfällt, macht auch nichts. Ich habe dir nur sagen wollen, Bub, daß du mit deiner Hütten heut' diesem armen Würmel sein Glück bist."

„Laßt es jetzt da?" fragte der Bub.

Die Frau gab keine Antwort, sondern schaute zum Fenster hinaus, bis sich das Gewitter endlich gelegt hatte. An dem Häuslein schoß jetzt ein brauner Gießbach vorüber. Die Frau war in Zwiespalt, was nun zu machen sei. Es wird die Wege zerrissen haben an der Scharwand hin, es kann den Steg über den Schlärmbach davongetragen haben, es kann sich im Krippenthal das Wasser stauen, wie es öfters vorkommt nach großem Regen. Wer soll da in die Lusch hinüberkommen? Und gar mit einem kleinen Kinde? — Soll sie es da in der Hütte lassen und allein nachschauen gehen, ob die Wanderung zu wagen ist?

„Wann kommt deine Mutter heim?" fragte die Frau.

„Weiß nicht," antwortete der Knabe.

„Aber wenn du hungrig wirst?"

„So darf ich röhren (weinen)."

„Schön, wer satt wird davon," sagte die Frau, „und wenn du schläfrig wirst?"

„Die Mutter hat gesagt," berichtete der Knabe „wann sie noch nicht da ist, sobald's finster wird, soll ich die Milch austrinken, die im Häferl steht und in's Nest krauchen."

Digitized by Google

„Und dein Vater, wann kommt der heim?“

„Am Samstag, wann er nicht im Raithschlag bleibt.“

Was ist da zu machen? Auch das Wetter ist noch nicht geheuer. Mit dem zarten Wesen so im Ungewissen herumlaufen, wer verantwortet es?

„Wenn ich jetzt ein Bissel hinausgeh' nachschauen, wie es mit dem Wetter ist,“ sagte die Frau, „und das Kindel dieweil da laß, wirst schön Achting geben d'rauf?“

Der Kleine nickte lebhaft mit dem Kopf und mit leuchtenden Aeuglein lugte er auf das Kind. Die Frau legte dieses jetzt auf das Stroh, das in einem Holzverschlag hinter dem Ofen war.

„Da darf es schon liegen d'rin“, sagte der Knabe, „es ist eh mein Bett.“

„Thu' schön sitzen bleiben dabei,“ belehrte die Frau den Knaben, „aber anrühren mußt es nicht, weil es schlaft. Sein Schutzengel ist auch bei ihm, und wenn du es thätest anrühren, so möcht' er es gleich hernehmen und forttragen und wir hätten nichts. Gelt, Bübel, du merkst es, was ich dir gesagt hab', bist ja so viel ein braver Bub, ich komm' recht bald zurück und nachher kriegst was von mir.“

So ward es ausgemacht, und dann legte die Frau noch einmal sorgfältig das Kind zurecht, zog ihm das rothseidene Tuch, welches um den Kopf gewickelt war, leicht über das winzige Gesicht herab, machte mit dem Daumen flüchtig ein Kreuz über das armselige Gestaltlein und eilte davon.

Eine scharfe Luft schlug an ihr Gesicht, als sie in's Freie trat, und ein Sausen und Brausen war's, obzwar der Sturm sich schon gelegt hatte. Die Bächlein, die da niederschossen vom Berg und sich hastig Rinnen gruben und Furchen wühlten, schwemmten Erde, Reisig und Eiskörner mit sich. An der Scharwand war nichts geschehen, im Krippenthal war wohl ein trüber See, aus welchem Vogelbeersträuche und Heuschöber empor standen, aber er war leicht zu umgehen. Der Schlärmbach that zwar schrecklich wild, wie Böcke rannten seine Wogen an die Felsklötze und wo er nur was durchbrechen konnte, da schoß er auf die Wiese hinaus, daß es war, als bebe davon die Erde. Aber der Steg war unversehrt. Die Frau Sunnbergerin rüttelte noch am Geländer, um sich zu überzeugen, ob wohl auch Alles fest sei, dann kehrte sie beruhigt um, das Kind zu holen und es vollends in die Lusch hinüberzutragen. Als sie zur Scharwand kam, konnte sie plötzlich nicht weiter, eine Lawine war eben niedergegangen und hatte den Steig mit sich gerissen. Ein Abgrund gähnte, in welchen noch immer Steine und Erdstücke niederbröckelten.

Die Frau wollte vor Schreck erstarren. Sie konnte nicht mehr zurück zu dem ihr anvertrauten Kinde, das in einer einsamen Waldhütte der Obhut eines fünf- oder sechsjährigen Knaben anheimgegeben war. Nach der ersten Erstarrung hub sie in ihrer Verzweiflung an zu schreien, aber das Brausen der Gewässer in den Schluchten ließ ihren Schall nicht aufkommen. Wer sollte sie überhaupt hören in dieser Wildniß? Wenn sie sich umwendete: zwei Bergrücken waren dazwischen, und erst auf dem dritten stand ans Nebelfetzen ragend das Kirchthürmchen der Lusch. Und da hinüber muß sie nun, um auf Umwegen das Häusel des kleinen Urban zu erreichen. Was kann dieweilen dort geschehen? „O Unglückstag!“ rief die Frau ein um's andere Mal, indem sie den steinigen Fußsteig dahinlief, dort und da über eine Baumwurzel stolperte, dort und da in eine Wasserlache trat. „O Unglückstag! Und wenn der Teufel sein Spiel hat, so kann es sterben ohne Taufe, so viel Wasser auch vom Himmel fällt. Es kommt

Digitized by Google

noch was heut'; es wird schon wieder finster! 's ist eh schwach genug, das Würmel; jetzt kann's auch noch verhungern und als Heidenkind hinfahren! — Na, jetzt kenn' ich mich fünfzig Jahr oder länger und hab' schon manches Neugeborne zur Tauf' getragen, und heut' erst weiß sich's, was ich doch für eine unverläßliche Person bin. — Du tragst mir kein Kind mehr in die Kirchen, das sag' ich dir!" So redete sie mit sich selbst und eilte weiter im Gebirge.

Dem kleinen Buben im Häusel des kleinen Urban wurde die Zeit lang. Er mußte ja oft allein das Haus hüten und die Ziege draußen auf dem Anger. Die Ziege treibt allerhand Sachen, wenn sie satt ist, aber Das da liegt wie ein Stück Holz und rührt sich nicht. Es ist gewiß recht krank. Eine Weile war er neben dem Bette fast unbeweglich dagesessen und hatte auf das Kindlein geblickt und sich scharf zu Gemüte gehalten, daß er es nicht anrühren dürfe. Als sich Das Kleine ein wenig bewegte, freute er sich, wollte jedoch vor lauter Gewissenhaftigkeit, ja recht ruhig zu sein, sogar das Athmen einstellen; es zeigte sich aber bald, daß im Menschen ein Athemhauch stärker ist, als der Wille, und selbst wenn's ein so opferfreudiger wäre, als der des Knaben vom kleinen Urban, der ganz aufging in seinem wichtigen Amte. Das Kind hub nun an zu nutschen, da zog er ihm das Tuch vom Gesichtlein weg und sagte: „Gugu!" Denn das Kleine that die Augen auf. Da drinnen war freilich nichts, als zwei schwarze Tümplein ohne Stern und Glanz, aber der Knabe war der Meinung, es blicke ihn an, daher wollte er eine Unterhaltung beginnen. „Ich bin der Bub," sagte er. „Die Frau ist fort und kommt bald. Wir haben auch eine Katz'. Die hat gestern einen jungen Vogel gefressen, weil er aus dem Nest gefallen ist vom Dach herab. Wart', ich zeig' sie dir."

Der Knabe ging die Katze zu suchen und fand sie im Ziegenstall. Sie knurrte, als er ihr in die Nähe kam, ließ sich aber fangen und er trug sie in die Stube, um seinem Schutzbefohlenen damit die Zeit zu vertreiben. Das schwarze Thier schaute mit seinem dreieckigen Kopf und mit seinen grünen funkelnden Augen auf das Kindlein hin, gerade so gierig, als gestern auf den Vogel, bevor es ihn gefressen. Der Bub hielt es fest im Arm und ergötzte sich an dem Spinnen desselben. Er war vor der Katze stolz, daß er ein solches Kindlein zu hüten hatte, und vor dem Kindlein war er stolz, daß er die große schwarze Katze besaß und sich vor ihr nicht fürchtete, trotzdem sie mehrmals versuchte, ihn zu kratzen. Er hub mit ihr sogar Händel an, schlug sie auf die Tatze, und sie mit der Tatze wieder auf seinen Arm und knurrte fort und fort. Als sie ihm plötzlich listiger Weise in's Gesicht fuhr, schleuderte er sie zu Boden; sie hatte sich mit ihren Pranken noch an seinem Joppel festzuhalten versucht und fiel trotzdem nicht auf den Rücken, sondern auf die Pfoten. Sie lief nicht davon, sondern blieb jetzt im Ofenwinkel hocken und starrte mit rachegl ühenden Augen auf die Kinder.

„Das ist ein Rabenvieh," sagte der Knabe zum Kleinen, „ich muß ein Schnürl haben über das ganze Gesicht. Ich will dem Vater sein Holzbeil suchen und ihr den Kopf abhacken."

Das Kleine begann zu wimmern, da wurde der Knabe ganz rathlos, denn er hatte wenige Tage früher das kranke Kind einer Kohlenbrennerin gesehen, das auch ein wenig so gewimmert hatte, das eilig getauft und dann in einem weißen Trüchlein in die Lusch hinüber getragen worden war. — Er schlich jetzt um das Bett herum, entfernte sich ein wenig und fragte dann auf das Kind hin: „Stirbst du jetzt?" Da keine Ant-

Digitized by Google

wort war, sondern das Wimmern verstummte, so fuhr der Knabe fort: „Wenn du groß wirst, dann will ich dir Kirschen vom Baum thun, jetzt sind sie aber noch nicht zeitig, du mußt warten.“

Die Katze hockte unbeweglich in ihrem Winkel und funkelte, jede Bewegung beobachtend, auf die Kinder hin.

„Wenn du durstig bist,“ sagte der Knabe, „es ist Milch da.“ Er brachte das Töpflein und stand damit ein Weilchen vor dem Bett; als jedoch das Kleine keine Miene machte, sich aufzurichten oder nach der Milch zu greifen, sondern quackte, rief er: „Also das nicht. Was d e n n ? Mit den Kindern ist es ein rechtes Kreuz. Ich werd's dem Mann-Mann sagen, daß er dich mitpackt, wann du nicht brav bist!“

Er gab sich eine rechte Wichtigkeit. Dann schien es ihm doch wieder ein wenig unheimlich.

„Ist es wahr,“ fragte er das Kind und streichelte die Windeln, in die es gewickelt war, „die Frau hat gesagt, daß du noch nicht getauft bist! Meine Mutter hat gesagt, die nichtgetauften Leut' mag der Himmelvater nicht leiden, und stirbst jetzt, so sperrt er die Himmelsthür zu und du mußt in der finsteren Kammer bleiben, und kommen die Mäuse und beißen dir die Nase weg. Der Köhlerin ihr Jackerl, der hat leicht lachen, der ist nothgetauft worden.“

Weil das Kind so dahinlag, fuhr der Knabe fort: „Ich taufe dich auch noth. Ist's dir recht? Ich weiß schon, wie man's macht. Wenn ich nur wüßt', wie du heißen willst. Magst ein Jackerl sein? Die Jackerln, die thun alle in den Himmel kommen.“

Er holte vom Wasserkübel, der am Herde stand, eine Schöpfpfanne voll Wasser. Nun aber mußte er doch darüber nachdenken — es ist was dabei zu sagen, wenn man die Schöpfpfanne über das Gesicht hingießt. . . . Jackerl, ich taufe dich im Namen des . . . .

In demselben Augenblicke schoß die Katze auf das Kind los. Der Knabe hieb ihr die Pfanne an den Kopf, daß das Wasser nach allen Seiten hinfluthete. Mit zwei Sätzen war das Thier zur Stube hinaus, in welche nun die Frau Summbergerin keuchend hereintrat.

Schreiend und über und über mit Wasser begossen, so fand sie das Kind. Erhitzt von dem Laufen, ward sie nun obendrein glühend vor Wuth, die sie über den Knaben losließ. „Du Balg! du Racker! Was hast denn gemacht? Angossen? Angossen! Wart', Fratz, ich will dir zeigen, das arme Würmel —“

„Die Katz'!“ ächzte der erschreckte Bub.

„Die Katz hat Wasser draufgossen aus dem Pfandel! So! Lügen auch noch, Wicht, ungerathener. In dir wachst ein sauberes Früchtel auf! Mein sollst sein, ich wollt' dir's zeigen! Da hast Eins dieweil, Waldzwergel, verdächtiger!“

„Noth hab' ich's —“ wimmerte der Knabe.

„Na ich glaub's, daß du sie Noth hast, die Strafe!“

„Noth hab' ich's getauft.“

„— — Nothgetauft?“ hauchte die Frau auf. „Und das hättest? Das? Nothgetauft? In Ernst auch? Und das wär' dir eingefallen?“

Der Knabe neigte den Kopf und weinte.

„Alsdann hätt' ich dir Unrecht gethan — komm her!“

Mit der einen Hand umschlang sie den Knaben, im andern Arm schaukelte sie das schreiende Kind, dabei weinte sie selbst und lachte wieder und rief: „Da hat Gott wieder einmal ein Wunder gewirkt. Ein kleines Kind tauft das andere. Die Christenheit stirbt noch lang' nicht aus. Na, Bübel, gescheites, braves, gutes Bübel, wie hast ihn denn geheißen, deinen Täufling?“

„Jackerle!“

Digitized by Google

„Jesses und Josef!“ rief die Frau und machte einen Sprung. „'s ist ja ein Mädel!“

Das konnte der Knabe wieder nicht begreifen. Wenn's Jackerl heißt, so ist's halt jetzt ein Bub. Was es da so viel zu schreien und zu springen gibt! —

Wir springen aber auch und berichten, daß es dieser Bub zwanzig Jahre später etwas genauer nahm. Der Jackerl ist dem Kinde noch am selben Tage mit Kirchwasser abgewaschen worden.

„Für den Todesfall“, sagte da die Frau Summbergerin zum Kaplan, „wäre es doch zur Noth ein Christ gewesen.“

„Das wäre es leider nicht gewesen“, belehrte der Kaplan, „und wenn die Frau ihr Lebtag schon mehrere Kinder aus der Taufe gehoben hat, so soll sie wissen, daß die Nothtaufe nicht giltig ist, wenn sie von Kindern unter sieben Jahren verrichtet wird.“

„So“, antwortete die Frau, „das wäre! das wäre! Und die Nothtauf' von diesem lieben Bübel wär' für die Katz' gewesen! — Ja, warum denn, möcht' ich wissen! Etwan weil das Kind unter sieben Jahren noch in der Unschuld ist? Oder weil —“

„Wie soll es heißen?“ unterbrach sie der Priester. Hierauf ist das Mädchen regelrecht auf den lieblichen Namen Agnes getauft worden.

Nach zwanzig Jahren, als aus dem Buben des „kleinen Urban“ ein großer Bauer geworden war, ging er an manchem stillen Abend und in mancher verschwiegenen Nacht hinab zu einem Fenster des Bachstoffel-Hauses. Und einmal auch am hellen Tage. Da nahm er die schöne Agnes an der Hand und sagte: „Agnes, ich habe Dir schon einmal einen Namen gegeben, der dir nicht recht gewesen ist. Jetzt möcht' ich's ein zweitesmal probiren. Willst du *meinen* haben?“

„Ja“, sagte das Mädchen ganz leise und er taufte sie am Altare mit seinem Namen.

Boshafte Leute behaupteten, auch das wäre eine Nothtaufe gewesen — die Folge hat gelehrt, daß dem nicht so war.

Der Bauer.

Eine Volkstype aus Nieder-Oesterreich, geschildert von **Ed. Jg. Freuntheller.**

Der „Feine“? —
Nein, der Gemeine!

Also — der Bauer vom Blut aus!

Hans bebaut die Scholle seiner Väter im Gebirge und ist ärmer daran, und hat sich auf seinen steilen Feldern und Lehnen („Leiten“ heißen sie) mehr zu mühen als Sepp, der auf dem Flachlande baut, der ebene, tiefgründige Felder hat, dem die Eisenbahn so zu sagen allfort beim Fenster hinein pfeift: „Hast heute kein Ei, kein Fett, keine Milch, keine Butter — hast heut' wirklich nichts für mich, Ruhhofer Sepp?“

Grundverschieden, wie ihr Thun und Lassen, ist ihr Leben und Streben, und sie gleichen einander auch körperlich und geistig nicht. Ich so — Du hingegen so — er hinwiederum so — geht ihr Sinnen und Trachten.

Unter dem anderthalb Hunderttausend gibt es so viele unterschiedliche Arten, und eine jede besondere Art variiert wieder so auffallend, daß es

Digitized by Google

schier zeitgemäß wäre, eine wohlgeordnete Bauernsammlung anzulegen. — Einige Volksthumforscher hatten sich vor kurzer Zeit schon zur Anlegung solcher Sammlungen herangewagt (und manche versuchen es noch heute), doch wurde noch allemal eine Versammlung daraus und der eigentliche Zweck daher nicht erreicht.

Es gibt aber Gottlob noch Museen, wo man Bauern-Sammlungen sehen und die einzelnen Arten und Varianten möglichst gut studieren kann. So ein „Opfergang" in einer Dorfkirche — sei's im Gebirge, sei's auf dem flachen Lande — ist allemal viel wert und macht dem Betrachter nicht allzu viele Kosten. Man nimmt den Kreuzer zur Hand, geht in eine Dorfkirche auf dem Flachlande (selbstverständlich muß es an einem Feiertage geschehen) und stellt sich nach dem „Tedeum" gegenüber der „Opfercasse", wo nun klingend und klirrend die Kreuzer (und Hosenknöpfe sind auch darunter) auffallen. Und jetzt kommen sie Alle im Gänsemarsch angetrippelt und getrottet: der geld- und grundstolze Großbauer, der sogenannte Herrenbauer, welcher Holzhandel betreibt, der kellerstolze Weinbauer mit der kupfernen Pfundnase, der schier kugelrunde Obstbauer mit dem Vollmondgesichte, der jahrein, jahraus seine tausend Eimer Most (und mehr noch) bereitet, der Ganz- und Viertel-Bauer (von der Jochgröße ihrer Weingärten so benannt), der Wald-, Dorf-, Roß-, Ochsen-, Küh- und Kleinbauer, die sich sämmtlich gern Gutsherren, Oekonomen, Wirtschafts-, Grund- und Realitätenbesitzer nennen und titulieren lassen.

Das Gebirgs-Museum ist aber auch nicht allzu arm; es beherbergt den Groß- und Herrenbauer, die zu allem Grund- und Geldstolz auch noch den Höhenstolz haben, und es beherbergt den Kohlen-, Holz-, Wald- und Kleinbauer mit den beiden Varianten: Groß- und Kleinkenschler.

Gemüthlich sind sie Alle bis auf den Obstbauer im Donauthale und auf „Gebet und gut Gewissen" halten sie viel. Aber sie halten auch auf die Bauernfeiertage mehr als gut. Sie essen viel und gut, aber sie arbeiten auch viel und gut. Am besten hat's freilich der Groß- und Herrenbauer im Gebirge, der schön lebt und geldprotzt. Geldprotzt? — Er geldprotzt nicht allein, er brüstet sich auch mit seinem Grundreichthume; denn beherrscht er nicht das ganze Thalgebiet, den ganzen „Graben" mit seinen etlichen Seitenschluchten? Hat er nicht Ehrenämter in der Gemeinde, spricht er dort etwa nur selten sein gewichtiges Wort? Gehört nicht das halbe Thal sein — das halbe Thal vom Grabenbach an bis hinauf zur Gipfelhöh'? Ist er nicht Herr in seinem Walde, kann er nicht jagen, wann er will und was er will? Er ist Jagdherr in seinem Gebiete, und auf den Alpen oben hat er seine eigene „Schwaig" und „Ochsenweide". Aber er hat viel mehr noch. Er darf sich futterreicher Wiesen und Matten rühmen, er besitzt große, weite Halden, ausgedehnte Holzschläge und etliche Köhlereien; er hat seine Säge und seine Mühle (im Hochgebirge hat das wohl auch jeder Bauer), in seinen Ställen stehen zwei oder mehr Pferde, zu mindest sechs bis zehn Ochsen, daneben brüllt ein Stier, plärren ein paar Dutzend Kälber, muhen ihrer sechzehn bis zwanzig Kühe, blöken über dreißig Schafe, grunzen zehn bis fünfzehn fettreiche Schweine und — doch genug! Was aber in den Truhen klingelt und was zeitweise die Scheer an gewissen Bögen viel herumzuschneiden versucht — er sagt's uns nicht! Aber mit der Faust schlägt er öfter, als gut ist, an die Hosentasche und gibt er einem Bettelarmen einen Kreuzer (freilich sagt er: „Um einen halben Kreuzer krieg' ich auch genug Fechter und Vaganten!"), so fährt er mit einer Hand voll Silberlingen und einem Bergwerke von Kupferkreuzern aus der

Digitized by Google

Tasche, sucht viel herum und theilt die Wohlthaten laut und träge. „Herrenbauer“ heißt er und ist oft nur Vater eines einzigen Kindes (auf daß das viele Geld und Gut hübsch beisammen bleibe). Er zieht die Kinder seiner Mägde gern und unentgeldlich groß, denn er braucht wohlfeile Knechte und Mägde. Im Wirtshause kartelt und kegelt oder wettet er gerne; erlittene Verluste bringen in ihm keinen Zorn oder besonderen Aerger auf. Er singt höchstens nur:

„Fürs Holz und für d Kohl
Kriag ih leicht a por Guldn;
Und vakaf ih a Kalb —
Bin ih draußt von die Schuldn!“

Und trotz der vielen Kühe verkauft der Bergbauer weder Milch, noch Butter, noch Rinnschmalz — Alles ißt er auf und seine Leute helfen ihm dabei wacker und tapfer. Gar manche unkluge Bäuerin muß wegen des täglichen, überfetten „Sterzes“, der vielen gebackenen „Knödeln“ (Krapfen-Art), der „Almsäuerlinge“, „Spatzen“ u. v. a. jahrein, jahraus Rinnschmalz gleich centnerweise kaufen! Da essen in der großen „Leut'-Stuben“ ihrer eilf Knechte und sieben Mägde in Heudärmeln und löffeln und gabeln an gewissen „heiligen Tagen“ und Zeiten gleich stundenlange dahin!

Wie hat unlängst ein Tourist den Bauer von „Ramsau-Länd“ gefragt? — „Von was denn eigentlich die Bauern leben“ — hat er gefragt — „wenn sie schier nichts verkaufen?“ — „Vom Essen!“ war die Antwort des schalkhaften Bauern.

Und solch' einen Tisch findet man auch beim Kleinbauern im Gebirge, ob er jetzt im Hochgebirge oder in den Vorbergen baut. Seine Holzbauten (Keusche) stehen in den Vorbergen auf Bergeshöh', im Hochgebirge aber im Thale.

Und während der Bauer auf dem Flachlande jahrein, jahraus viel Getreide auf den Markt führt, daheim Milch, Butter, Eier, Geflügel u. m. a. an die „Fragner“ verkauft und nebstbei alljährlich zwei, drei Stück Mastochsen „verhandelt“, lebt der Gebirgsbauer nur vom Holz-, Kohlen- und Viehhandel ganz allein. Freilich stockt oft aller Handel und Wandel im Gebirge, und der Bauer ersäuft seinen Trübsinn im Wirtshause und singt im Galgen-Humor:

„Geht s Holz nit, geht d Kohl nit,
Geht gor neama nix —
Oft huz (hock) ih mih auf d Loahnbonk,
Thua-r ah neama nix!“

Der Kleinbauer im Gebirge hat wie der Großbauer noch seine eigene Köhlerei, seine „Schwaig“ und „Almweide“, seine Säge und Mühle; in den Stallungen muhen ihrer acht bis zwölf Kühe, plärren fünfzehn bis zwanzig Kälber — und daheim sitzen zu Tische der Großknecht (Meier), der Ochsenknecht, ein bis zwei „Buben“, eine Kühmagd (Schwaigerin, Sennin), eine Küchendirne und ein Schafmägdlein.

Die Klein-Keuschler im Gebirge (neuester Zeit weichen alle Holzbauten schon den gemauerten Häusern) sind zumeist Holzknechte, Flößer, Köhler, Wegmacher und Handwerker; sie haben nur so viel Grund, daß sie ein oder zwei Kühe gut erhalten mögen.

Wie treibt's aber „Sepp“ auf dem flachen Lande? —

Der Herren-Sepp?

Herren-Sepp läßt er sich nicht nennen und wird auch nie so genannt (das findet nur im Gebirge statt, wo der Bauer nach dem „Haus-Namen“ gerufen wird). Er kann nur heißen Ruhhofer — Eigenberger — Geckenhauser — Grundhuber o. dgl.; — er hat reiche Felder, aber wenig Wald, hat daher keine Eigen-Jagd, keine ständige Köhlerei, keine Säge und auch keine Mühle. Aber Getreide führt er viel zu Markte und verwertet Alles — und nimmt dafür ein gutes Geld ein. In seiner „Leut'-Stuben“ (Gesinde-

Digitized by Google

Stube) verköstigt er höchstens zwei Knechte und auch nur höchstens zwei Mägde. Mit Schweinefett läßt er die Speisen fetten, und auftischen läßt er nur meist Sauerkraut, Knödel und Selchfleisch. Die Rahmsuppe zieht er sogar der „Kaffeesuppe" vor [der Aelpler liebt aber den „Schoten" (Käsestoff)].

Und hält der Gebirgsbauer ungemein viel auf die Abhaltung von Hochzeits-, Leichen- und Taufmählern im Wirtshause — so legt der Landbauer seinen Stolz wieder auf die Abhaltung des Hochzeitsschmauses, der Todten-Zehrung und des Taufmahles im eigenen Hause. So ein Schmaus ist aber allemal eine kühne Aufgabe für den verdauungskräftigsten Magen! „Fünferlei Suppen, viererlei Braten, dreierlei Zuspeisen, zweierlei Mehlspeisen, Sterz, Gebäck, kalte Fleischspeisen u. dgl." Und der Bergbauer singt fröhlichen Muthes:

„Heunt wirds amol lusti,
Beim Wirt int in Ort;
Die Guldn loß ih fliagn,
Nur d Kreuzer wern gsport!"

Freilich singt er beim Heimgang kopfhängerisch:

„Schau — s Geld is vathon,
Und da Fosching hebt on;
Zan Steur-gebn wars ah —
Du Taufnd sa sa!"

„Grundleiten" heißt das Bauernhaus und steht tief im Gebirge. Der alte Bauer will ausrasten von des Lebens Mühen, er begibt sich in die Ruhe — er „gibt über". Und übergibt sein Gehöft dem jüngsten Sohne. Das Haus wird geschätzt um 6000 fl.; von der Summe muß dieser seinen Geschwistern auszahlen — nebenbei zahlt er auch den Eltern alljährlich 100 fl., gibt Naturalien an Hen, Milch, Butter, Eiern, Gemüse u. dgl. — das nennt man die „Ausnahme". Die Eltern selber gehen in das für sie gebaute Holzhäuschen (Zuhäusel) in die „Ausnahme". Jetzt wirtschaftet der junge „Grundleitner" alleinig, aber er nimmt sich auch ein Weibchen, das, wenn nur immer möglich, gleich einen „Haufen großes Geld" mitbringen soll — zu mindest 2—3000 Gulden. — Freilich wird er oft betrogen, und dann singt er:

„Mei Weib is a Gratn,
Is müad und stoanold;
Die por Guldn, die s ghobt hot,
Hobn d Schuldn nit zohlt!"

Oder der Fall ist verkehrt — die blutjunge Bäuerin selber hat zu singen:

„Mei Mann is a Saufaus,
A stoanolder Scheam;
Hon ih n grod nur zan fuadern,
Oft hnaft ih auf eahm!"

Mit seinem Weibe lebt der Bauer überhaupt in Frieden und Eintracht, und der Gebirgsbauer läßt sein Weib sogar „aufs Haus" schreiben, damit Beide gleiche Rechte haben. Beide haben ihre eigene besondere Einnahmen und Ausgaben und führen getrennte Cassen — die dann alljährlich wieder zusammen in Eine Casse — Sparcasse — fließen. Ohne Weib geht er höchst selten auf eine Hochzeit u. dgl. oder macht eine Wallfahrt alleinig; fast immer hat er sein Weib bei sich.

Im Scherze spricht er oft Sprichwörter, welche ihm Wahrwörter sind, so z. B. „Das Weiber-Sterben ist kein Verderben — aber das Roß-Verrecken macht dem Bauer Schrecken!" — „Weib, Hund und Besen — gehören zu einem ordentlichen Hauswesen!" — „Ein braves Weib und einen guten Hund — braucht der Bauer alle Stund'!" — „Ein braves Weib mag einen süffigen Mann allzeit erhalten — aber umgekehrt gibt es kein Hauswalten!" u. s. f.

Neuerungen trägt er Mißtrauen entgegen; aber sobald er den praktischen Wert erkennt, ahmt er sofort nach. Theoretikern ist er spinnefeind, Praktikern dagegen leiht er willig Auge und Ohr.

Digitized by Google

Eines schickt sich nicht für Alle, Alles nicht für Einen; der „Haus“ im Gebirge bebaut seine Felder ganz anders als „Sepp“ auf dem Flachlande, und eben, weil's nie anders möglich war, ist und vielleicht sein wird. Haus braucht viel Regen für seine Steingründe, Sepp wieder viel Sonnenschein für seine tiefgründigen, fetterdigen Felder; Haus hat langen Winter und rauhes Klima, Sepp hingegen umgekehrte Fälle. Beide aber besuchen gern Wander-Versammlungen landwirtschaftlicher Vereine; dort hören Beide aufmerksam zu, mögen aber nur Weniges verstehen und behalten, meist gehen sie so „dumm“ wieder heimzu, als sie hergekommen sind. So lange nicht „Versuchs-Stationen“ gemacht werden, so lange ahmt er nichts nach.

Der Gebirgsbauer wird von seinen Dienstleuten mit „Vater“ angeredet und gerufen. Er sorgt aber auch väterlich für sie. Mit Roß und Wagen holt er sie von ihren früheren Dienstorten ab (und bringt sie wieder so auf ihren künftigen Dienstort), an Lohn bekommen sie so und so viel Geld (von 5 fl. an bis höchstens 80 fl.), dazu kommt noch die Rechnung des Krämers, Schneiders und Schusters; denn er bekleidet seine Leute jahrein, jahraus neu — von der Zehe bis zum Scheitel. Er gibt Trinkgelder und einmal im Jahre einen Kirchtags-Gulden.

Ausgaben liebt der Bauer nicht; es ist daher nicht zu auffällig, wenn der Bauer vier schwere Tag hat im Jahre, oder mehr — und wenn er dabei singt:

„Und Liachtmeß is kemma,
Hob zohlt wia nit gscheidt;
Hiazt kimmt noh da Steurtog —
Mei oanzige Freud!“

„D Knecht zan zohln, d Dian zan zohln,
D Handwerker ah;
D Ausnohm zohln — d Steur zan zohln
Baßirt is s schon ah!“

An Sonn- und Feiertagen vergönnt er sich einige „Tröpferl“ guten Weines; dort hockt auch der Dorfschulmeister und liest aus dem „Wochenblatte“ die neuesten Ereignisse der Welt, dort wird er froh und heiter, polemisiert und politisiert, hebt einen „Vieh-Handel“ an oder kartelt und kegelt oder pflegt im Winter dem Sport des „Eis-Schießens“. Dort klagt oft Einer, dem das „Aufhausen“ (Aufwirtschaften, Emporkommen) nicht gelingen will, im Liede:

„Aufn Woaz grosn d Schäfl,
Aufn Troat meine Küah;
Meine Leut hohn mir aufgkündt —
Schenkts mir ein noch a Bier!“

Oder er umarmt daheim weinselig sein Weiblein und singt unter Thränen:

„Du liegst mir im Herzn,
Du liegst mir im Sinn —
Und gang s Holz und gang d Kohl,
Hätt ih s Geld herin!“

Und ein wilder, jäher Aufschrei gegen den Gotteshimmel ist sein Vierzeiler:

„s ganz Häusl a Lumpn,
Olle Aker voll Stoan;
Häufti Leut und koan Einnohm —
Ih woaß mir koa Thoan!“

Der Bauer im Gebirge liebt das Raufen nicht so sehr als sein College auf dem Flachlande, obwohl das bei Beiden nur höchst selten vorkommt. Sie wissen, daß sie dadurch an Ansehen und Würde gegenüber ihren Dienstleuten viel verlieren und einbüßen. Gutmüthig sind sie schier Alle und helfen einander und stehen einander in Nöthen bei, wo sie nur mögen. Doch haben sie auch einen wunden Punkt: „Nur vom Geld redest nichts — da hört sich meine Freundschaft auf!“ — Aber er läßt sich doch noch erweichen: „Gegen Schein und Zins!“

Auf alte, hergebrachte Sitten und Gebräuche hält er unendlich viel, und wollte ihm da Einer einreden, so würde er gar bald „fuchsteufelswild“ und

Digitized by Google

„grobschichtig“. Der Gebirgsbauer ißt noch immer am Charfreitag drei „geweihte Palmzweig'-Kätzchen“ und Brunnenkresse nüchternen Magens — am Ostersonntag würgt er noch immer sein „geweihtes Charfreitag-Ei“ sammt der Schale hinunter: „denn das räumt den Magen aus und nimmt alles sündhafte Zeug mit!“ In den Rauchnächten durchräuchert und durchweiht er alle Räume seines Gehöftes, und zur Fastenzeit verschmäht er alle Fleischspeisen so gut wie sein College draußen auf dem Flachlande. Der Landbauer, der die alten Gebräuche schier schon vergessen hat, zündet aber noch immer am Sonnenwende-Abend sein „Johannisfeuer“ an u. s. f.

Und während der Gebirgsbauer alle möglichen Handwerker, als: Schuster, Schneider, Schmied, Tischler, Böttcher, Sattler u. dgl. auf die „Stehr“ in sein Gehöft ladet, wo sie ihm gegen Kost und 60 bis 80 kr. Lohn arbeiten müssen — ladet der Bauer auf dem Flachlande höchstens den Böttcher ein — denn er will die Unruhe nicht haben im Haus und die Sorge für so viele Gäste. Und während der „Sepp“ — der Ruhhofer Josef — nur ein Fasching-Mahl — einen sogenannten „Tenn'-Paß“ (Teufl-Poß) — für die Drescher — ein Ostern-, Pfingsten-, Martini- und Weihnachts-Mahl gibt, hat der „Hans“ — der Grundleitner-Hans — eine Menge Mahlzeiten jahraus, jahrein; er hat ein Ostern-, Pfingsten- und Weihnachts-Mahl, er hat zwei „dürre“ und eine „fette“ Rauchnachts-Mahlzeit — er hat einen Faschings-Schmaus, ein „Alm“- und etliche Stehr-Mittag-Festessen, und er hat ein „Märten-laben“ und einen „Sonnenwende-Schmaus“ u. dgl. mit gutem Willen zu geben. In „Schwarzenbach“ a. d. Pielach geht zu Allerheiligen Alt und Jung „Kraut essen“ und schleppt aus jedem Hause wenigstens einen großen Löffel voll mit heim; denn im Korb steckt ein irdener Topf voll gemischten „Sauerkrauts“.

Kein Wunder hernach, wenn der Bauer endlich ausruft:

„Du Teufl — die Feirtag,
Die wüestn im Schmolz!
Die ramen die Truhen,
Die fresn a Holz!“

Und hernach die Bewirtung der 20, 30 bis über 40 „Gödn“ und „Godln“ zur Osterzeit! Aber der Bauer ist wohlgemuth, ihn freut's, wenn der Tisch voll von großen und kleinen Gästen umrennen und besetzt ist. Er ißt und trinkt mit, Abends kommt der Schulmeister und Pfarrherr, da geht's an ein „feineres Essen“ und Trinken — der Bauer wird lustig, nach dem Kaffee hebt er ein neues Lied an und lächelt, dabei auf den Pfarrherrn und gegen sein kopfschüttelndes Weib schielend:

„Der Odom hot gfeusterlt,
Und grauft hot der Kain,
Der „Noah“ hot pipperlt —
Müaßn Baurnleut gwest sein!“

Vor Zeiten wurde der Bauer ungemein hergenommen zu Abgaben von „Zehent“ und zum „Robot“ u. dgl. Und konnte er seine Steuern nicht aufbringen, so gab man ihm einen Soldaten zur „Einlage“, bis er gezahlt hatte; doch dessen freute sich gar mancher Grundherr — er bekam ja einen wohlfeilen Knecht, der ihm einen Taglöhner ersparte! Freilich mußte oft Mancher singen:

„Nix z nogn und nix z beißn,
Baschuldt s ganze Haus!
Oan Guldn föh ih eina —
Und zehne kemman aus!“

Ging in's Wirtshaus und soff und sang:

„Die Kuah hin, die Kolbn hin,
Und s Roß und der Stier!
Und s Weib tronk und d Kotz (Geldtasche) tronk —
Schenkts mir ein noch a Bier!“

Sein einziger Stolz ist und bleibt allemal ein guter Viehstand und gefüllte Keller und Schennen und Böden. Freunden gegenüber ist er ein-

Digitized by Google

filzig, er beginnt das Gespräch meist mit einem Aufblick zum Himmel: „Wird's heut' wohl schön bleiben?" o. dgl. Und stockt etwa das Gespräch, so wird mit dem Hinweis auf die Witterung wieder angeknüpft und fortgesetzt.

Genug! Lassen wir die Bauern auch einmal in ihrer Sonntagstracht aufmarschieren.

Es ist der „Hans" im Gebirge, der uns auffällt. Gar kleidsam kommt er gegangen, ihn schmückt Waldesgrün und Felsengrau, denn grau wie die drohende Felswand ist die Farbe seines Lodenrockes und grün wie der Wald sind die Beschläge an demselben. Grün ist aber auch der Spitzhut mit dem mächtig breiten Bande, und genug Zierat macht ihn möglichst schwer: eine nach rückwärts gebogene Hahnenfeder, ein hochgebüschelter Gemsenbart und vor Allem ein niedliches Sträußchen von Alpenblumen — die nöthigste Zier, die nur in der Charwoche durch ein Palmzweiglein vertauscht wird.

Nun kommt „Hannes" aus den Vorbergen. Der hat das ganze Kleid von Loden, auch trägt der ungeheure, schwere, filzige Grünhut selten einen Zierat.

Viel einfacher kommt uns der „Sepp" aus dem Flachlande vor. Der trägt eine tiefschwarze, möglichst schlotternde Kleidung, eine mit vielen Silberknöpfen besetzte Weste, eine dunkelblaue Schürze (die ihm das Sacktuch oft ersetzen muß) und einen niedrigen, schwarzen, dickfilzigen Bauernhut mit flatterndem Bande. Sonst schmückt ihn nichts, ja er hat sogar das derbzügige Gesicht allfort glatt geschoren: „auf daß er der Bäuerin immer jung und hübsch mädchenhaft vorkomme — und daß — —!" Und darum mag es vorkommen, daß der ungetreue Ehemann, den die Eifersucht der Bäuerin vertrieben, im Thale das Jammerlied singt:

„Aufn Ruahtogl steht s Haus,
Auf der Hetschnleitn paßt s Wei —
In Wassergrabn wort't s Mensch —
Hiazt — wia mog ih vorbei?"

Eine Alpenfahrt.

Von der Eisenbahnfahrt bis Neuberg ist nichts zu melden. Man fährt in der Herrenclasse, bewundert das forellenreiche Alpenwasser, das malerische Felsengebirge und den höflichen Conducteur — das ist Alles. Im Postwagen von Neuberg bis Mürzsteg büßt man bereits die früher im Waggon geflöteten Elegien über „das idyllische Reisen in Ländern, wo die Eisenbahn Romantik und Naturschönheit noch nicht zerstört hat". Man frägt, warum neben handebener Thalsohle die Poststraße fortwährend bergauf- und thalabgeht und findet keine Antwort dafür als die: Weil sich die Leute ihre Wege so beschwerlich machen, als sie nur können. Wir Kinder der Eisenbahnzeit vermögen derlei Krumm- und Winkelzüge nicht mehr zu verstehen.

Hinter Neuberg qualmt in dem riesigen Eisenwerke noch einmal die Cultur auf mit ihren pochenden Maschinen und ihrer rußigen, brustbeklemmenden Luftschichte — dann gehen wir fast plötzlich in das schier noch jungfräuliche Bereich der Alpen ein. An der Straße stehen die steildächerigen Holzleuthäuser mit ihren armseligen Ziegenhütten; am Waldrand grasen die Hirsche und, wer ein gutes Auge hat, hoch in den Felsen oben

Digitized by Google

bewegen sich kleine dunkle Pünktlein hin und her, über welche unser Kutscher fast aus Rand und Band kommt. „Gamsen, meine Herrschaften, Gamsen! Ihrer sieben sind, ihrer neun!“

„Die möchten wohl schwer herunterzukriegen sein von der hohen Wand,“ meint ein Wageninsasse.

„Der Kaiser kriegt sie herunter — da hat's nix.“

Da hat's nix, heißt soviel, als: dem steht nichts entgegen, oder: ohne Zweifel; und in der That, aus Altersschwäche werden nicht viele Gemsen sterben in diesen Revieren.

Wer von Mürzsteg an der Dobrein entlang das Thal gegen Niederalpel wandert, der findet die Wunder der hohen Veitsch, des höchsten Berges zwischen der Salza und der Mürz. (1932 M.) Aus blauender Himmelshöhe niederdräuende Felshänge — senkrechte Wände, überhängende Zinnen, bizarre Säulen und Zacken spielen, vermögen aber nicht, unser Auge für sich zu gewinnen, dieses steht ganz im Banne der stundenweit sich hinziehenden, sechstausend Fuß hohen Wuchten. Sie werden gegliedert durch grauenhaft zerrissene Schründe, seit der Welt Urständ von keinem Sonnenstrahl getroffen; aus den Klüften des Berges ziehen Straßen von Schutt und Gries ihr breites Band schräg nieder zwischen den starren Felsmassen, wovon eine einzige groß genug wäre, um daraus etwa den ganzen Röthelstein bei Mixnitz zu meißeln; nieder zwischen den blaugrünen Zirmpelzen zu den weiten Wäldern, in deren Böschungen und Mulden der gewaltige Berg — müde der finsteren Herrlichkeit — sanft sich ausflacht in das Thal. Dieses Thal der Dobrein liegt höher als die Berghöhen bei Graz stehen, derentwegen der Sonntagstourist Kniehosen und Bergstöcke nimmt.

Wer von Mürzsteg der Mürz entlang gegen das Todte Weib wandert, der macht sich für's Erste Vorwürfe. Er macht sich Vorwürfe, daß er jemals in ferner gelegene Alpenländer gieng, um Naturschönheiten zu suchen, bevor er diesen herrlichen Wildpark betrat. Oder ist's gerade mir angethan, daß ich allemal jauchzen muß vor Freude, so oft ich diesen stundenlangen Kiesweg dahinschlenkere über Matten, durch Wälder, die in der Ebene liegen, in deren Grund die klare Mürz fließt, über deren Wipfel die sonnigen Schilder der Felsen niederleuchten! Ich habe viel schon an Natur gesehen und jauchze nicht mehr so leicht; aber es ist auch gar zu entzückend, wenn Einem auf dem glatten Weg herab so ohne alle Prätension die Schönheit der Hochalpen in's Auge und in's Herz fällt. Am Scheiterboden weitet sich das Thal, damit sich in luftiger Runde die Bergformen, Gräben und Schluchten mit ihren halb versteckten Wasserfällen, die malerischen Baumgruppen und Alpenhäuser noch einmal vorstellen können, dann schieben sich die ehernen Vorhänge der Aibelwand und der Wände des hohen Protes ineinander, nichts, als eine senkrecht niederfallende Engschlucht lassend, welche sich die Mürz in Jahrtausende langen Kämpfen erobert hat. Als ich vor mehreren Monaten diese Gegend zum Todten Weib besuchte, habe ich die Eisenklammerustege, die eine dreißig Minuten lange Strecke an der Felswand über der brausenden Mürz gebaut gewesen, nicht mehr gefunden. Lange hatte das Locomotiv seine Kundschafter ausgesandt, sie kamen ihm stets mit dem Bescheid zurück, das wäre kein Weg für das Locomotiv und diese Berge und Wässer ließen ihm sagen, es solle sich nicht in Alles drein mischen, es gäbe immerhin noch Leute im Gebirge, die gut bei Fuß wären.

So hat man wenigstens für die Sachen, die am Todten Weib aus und ein zu befördern sind, in die Felsen einen Fahrweg ausgehauen, und kann sich jetzt — wenn man die höhere Bequemlichkeit dem höheren Naturgenuß vorzieht — die unten an

Digitized by Google

den maßigen Felsblöcken gischtende Mürz, das Edelweiß, das am jenseitigen Hange blüht, und den stolzen Wasserfall mit seinen schwindelnden Treppen und mit seinem Kreuzbild vom Wagen aus ansehen.

Als im August 1883 die Kaiserin Elisabeth hier über den Steg ritt, brach das Pferd durch; Leute, die in der Nähe arbeiteten, verhüteten ein großes Unglück. Aus Dankbarkeit hat die Erzherzogin Valerie an jener Stelle das Bild des heiligen Georg anbringen lassen, der den Drachen tödtet. Der Drache stellt also die Gefahr dar und St. Georg die Holzhauer, die rettend eingegriffen hatten. Unter dem Bilde steht ein Vers von der jungen Erzherzogin, der kindlich fromm folgenderweise lautet:

„Zur Erinnerung an den 26. August 1883.

Heiliger Georg, Reitersmann,
Der vor Gefahr uns schützen kann,
Der meine Mutter oft beschützt,
Wo keines Menschen Hilfe nützt.

Ich bitte Dich mit Zuversicht,
Verweigere mir die Bitte nicht,
Beschütze stets das theure Leben,
Das mir das Licht der Welt gegeben.

Marie Valerie."

Dergleichen Romantik nun wird durch den Fahrweg stark verkümmert, aber das macht nichts. Ich habe den Jubel der hinteren Gegenden, besonders des Dörfchens Frein gehört an jenem Tage, als die Fahrstraße eröffnet wurde.

Die Frein ist ein von waldigen Bergen umschlossenes Wiesenthal, in welchem zerstreut die kleinen, aber schmucken Häuser der Holzknechtgemeinde stehen. Kirche, Pfarrhof und Schulhaus sind unter Einem Dache und bilden zusammen das einzige größere Gebäude der ganzen Gegend. Die Gemeinde ist etwa vor siebzig Jahren gegründet worden, als man anfing, die dortigen Hochwälder für das Gußwerk zu schlagen.

Bisher war dieses stille Dorf besonders gegen Mürzsteg hin abgeschnitten gewesen und in seiner Welteinsamkeit dagelegen, bis etwa einmal ein Tourist oder Wallfahrer über seine Matten schritt. Alles, was man aus den vorderen Gegenden bedurfte, mußte auf den engen Stegen der Schlucht mühsam hereingeschleppt werden. Wohl einen großen Festtag bedeutete es, als der neue Weg eröffnet ward, eine Erlösung aus der Einöde, eine Vermählung mit der Welt. Rührend war's, wie die Holzer und Hirten und Häusler aus allen Hochthälern hervorkamen, in ihrem schmucken Gewand, mit frohen Gesichtern — als wäre es Ostertag; Fahnen hatten sie auf die Giebel ihrer Häuser gesteckt, Pöller hatten sie losgebrannt in ungezählten Salven. Te deum laudamus hatten sie gesungen und ein junger Ingenieur hatte ein munteres Alpenmägdlein geküßt — so heiter und sinnig ist das Vereinigungsfest der Cultur mit der Natur begangen worden.

Wenn der Wirt in der Frein unter der neuen Aera des Fahrweges auch einen so guten Wein schenkt, als unter der alten des Klammernsteges — dann ist uns Allen zu gratuliren.

Ich habe mit lieben Wandergenossen, deren muntere Gesellschaft mir diese kleine Reise so besonders anmuthig machte, im Wirtshause der Frein einen frohen Abend zugebracht. Da ob des Festes das Oertchen überfüllt war, hatte mich durch selbstlose Intervention der umsichtigen, nachgerade bewunderungswürdigen Reisemarschallin der Forstverwalter in der Frein unter Dach genommen, und habe ich nach Langem wieder einmal die Romantik genossen, in einem Forsthause zu schlafen. Liebe Kinder voll rosiger Weltfrende weckten mich zum sonnigen Morgen; haben sie es geahnt, was die Fahnen bedeuteten dort draußen auf dem Kirchendache? Die über den Höhen der Mitteralpe aufsteigende Sonne sog den grauen Reif von den

Digitized by Google

Matten des Thales; du liebes Alpendörfchen, möge auch dein Loos von nun an ein wärmeres und fruchtbareres sein!

Wer einmal aus Fernen in die Freiu kommt, der kehrt dort nicht um, den zieht's unwiderstehlich weiter gen Nordwesten hin zum merkwürdigsten Tempel, der in unseren Alpen aufgerichtet steht. Mein freundlicher Gastwirt hat mir ein Steirerwäglein unter den Leib gethan und zwei flinke Rößlein daran gespannt — so fuhren ich und zwei herzliebe Leutchen, die neben mir saßen, zur thaufrischen Morgenfrühe im Alpenthale dahin. Rechts oben die grünen Höhen der Wildalpe und des Student, links die schattigen Wände des Brotes, des Erlenstein und endlich des Tonion, zu Füßen den rauschenden dampfenden Freinbach, dort und da in tiefer Hochwalddämmerung, dort und da über blumige Wiesen und Kornäckerlein, die allemal der erste Herbstschnee erst reift, dort und da vorüber an einer malerischen Hütte oder über eine Brücke — so glitten wir dahin. Mählig stieg's an gegen das Henreit zu Schwaighütten und mählig sank's jenseits hinab zum im Alpenfrieden daliegenden Jägerhause auf der Schöneben. Auf dem Henreit waren vier Hirsche von den dünnbewaldeten Lehnen des Student gemüthlich niedergestiegen und hatten fast unmittelbar vor unserem Wagen über den Weg gesetzt, daß sich die Pferde fast eher vor den Thieren erschreckten, als diese sich vor uns.

Im grünen Kessel der Schöneben gesellte sich der brausende Fallensteinbach zu uns; der kommt von den sanften Matten der Buchalpe herab und hätte mich an die dortigen Sennhütten erinnern können, wo ich einst — das ist schon lange her — auf Wallfahrtswegen mit der Almerin einen Rosenkranz betete, wobei die Betschnur riß und wir in allen Winkeln der Hütte herumkriechen mußten, um die Holzperlen wieder zu sammeln. Ein paar der Dingelchen müssen heute noch dort in irgend einer Fuge stecken.

Durch das waldfrische Engthal abwärts, stets im Schatten des Tonion, kamen wir eine Stunde unterhalb der Schöneben zu einer breiten, blendend weißen Straße und über unserem Haupt summten die Fäden des Telegrafs. Wir waren im Thale des Aschbaches und an der Kapfenberg-Mariazellerstraße. Auf derselben begegneten uns Leute, die Rosenkränze und glitzernde Amulete über der Brust hängen hatten. Rothwangige Dirnen trugen auf dem Kopf grüne Krönlein aus Wachskerzen geflochten; alte abgehärmte Frauen hatten solche Krönlein am Stocke hängen, an welchem sie mühsam daher wankten. Noch liegt an unserem Wege wie ein Fetzen staubiger Prosa das Gußwerk, dann wendet sich die Straße der uns hier bereits entgegenrieselnden Salza entlang durch die Thalenge, in deren Hintergrund auf steilem Berglein die Sigmundskapelle steht. Sie ist uralt und soll in derselben vor Zeiten das Gnadenbild aufbewahrt worden sein und die ersten Wunder gewirkt haben.

Welches Gnadenbild? Dort am rothen Kreuz blicke durch das Laubwerk der Eschen und Ahorne. Siehst du die schwarze gothische Thurmspitze? Ihr Knopf, ihre Zacken funkeln wie Flämmlein. Die im Winde leise fächelnden Blätter verdecken dir jeden Augenblick das Bild und enthüllen es wieder, und leise flüstern dem Ohre des Gläubigen ringsum die Wipfel der Bäume: Salve regina!

Mariazell! Es liegt im grünen Alpenthale zwischen schönen Waldbergen, über welchen aus fernem Hintergrunde die Wände des Oetscher, der Schwabenkette und anderer Steinriesen hervorblauen. Kein Eisenhammer pocht, keine Maschine knarrt; das Thurmgeläute von Zell tönt zart wie Saitenklang über die Matten und klaren Wässer hin. Der Ort, und über ihn hoch ragend die dreithürmige Kirche,

Digitized by Google

liegt auf einer Anhöhe, zu der wir in Schlangenwindungen der Straße hinaufsteigen. Zweimal taucht die Kirche uns auf und zweimal sinkt sie wieder in die Erde, daß man nichts mehr sieht, als den goldenen Thurmknopf — das dritte Mal bleibt sie vor uns stehen in ihrer vollen Pracht und wir gehen zwischen den Häuserreihen gerade ihrem Portale zu.

In Zell ist schon mancher profane Tourist unwillkürlich zum Wallfahrer geworden. Es ist schwer, kühl vernünftig zu bleiben bei dem Gedanken, wie viel Leid und Jammer seit siebenhundert Jahren an diese Mauern zusammengetragen worden ist. Auf einem See von Thränen könnte es stehen, das heilige Mariazell. Seuchen, Krieg und Sterben, Feuer und Wasser, Unglücksfälle aller Art schicken ihre Weinenden, Bittenden her und alle Noth und Gefahr, deren Schrecken und Angstschrei längst vergangen, hier wacht Alles wieder auf in der Erinnerung. — Wenn man nun, bereits aufgeregt durch schaurig schöne Naturbilder, die unseren weiten Weg bedrängten, die zahllosen Votivtafeln betrachtet, die in der Wallfahrtskirche hängen und mit ihren naiven Darstellungen von Noth und Jammer unser Herz furchen, dann sind wir in der Stimmung, mit den Weinenden zu weinen, mit den Gläubigen zu beten. Nirgends auf der Welt habe ich so innig beten gesehen, als vor dem lichterbestrahlten Gnadenaltar in Zell. Manches Weltkind kniet dort in dämmernder Abendstunde und faltet schluchzend die Hände ....

Auf dem Gnadenaltare hinter dem schweren silbernen Gitter, umgeben von eitel Silber und Gold, unter dem Zelte und in weißer Hülle prangt das uralte Muttergottesbild. So sehr ich in dieser Kirche aus vielfachen Gründen der Weihestimmung unterworfen bin, vor dem Bilde fühle ich nichts. Es ist weit, so weit ab von jenem Bilde meines Marienideales, das mir Raphael gegeben hat. Dieses hehre Gnadenbild trage ich nach Zell und wieder in mir von hinnen, dieses Bild sehe ich mit dem inneren Auge und in seinem Angesichte schlägt der Mariencultus zu Zell mein Herz in den Bann des Gemüthes! Der Bann steigert sich noch, wenn man den berückenden Gesang einziehender Wallfahrer vernimmt, ihre Bittgänge mit Lichtern in der Hand, ihre Geberden der Buße, wie sie knieend um den Altar wanken, wie sie aufrechtstehend über ein Achseljoch ihre Hände ränken, wie sie der Länge nach mit ausgestreckten Armen auf den kalten Quadern des Bodens liegen.

Aber der Bann bricht sich, wenn man den Götzendienst betrachtet, der nicht mehr dem Gemüthe entspringend hier getrieben wird. Um die sogenannte Frauensäule, die im mittleren Schiffe der Kirche steht, unterhalb der herrlichen Kuppel, zieht sich ein Opferherd, auf welchen wächserne Figuren, als Hände, Füße, Herzen, Augen u. s. w. zusammengetragen werden, um mit solchem Opfer die Heilung eines kranken Gliedes zu bezwecken. Auf diesem Herde brennen immer zahlreiche Lichter, besonders in den Abendstunden ein Wald von Kerzen, deren Qualm an der Säule emporsteigt und das Frauenbildniß längst mit einer Rußschichte überzogen hat. Ob es jener Vorbeter und Vorsänger, der mit seinem brutalen aufgedunsenen Gesicht während der Andacht allerlei Grimassen schneidet, der sein rothunterlaufenes Auge starr auf das Bildniß heftet, seinen Gesang zu einem kannibalischen Geschrei entartet und eitel Verzückung heuchelt — ob er es ahnt, daß man ihn auslacht? Neben den wirklich frommen Gemüthsäußerungen ist der Pharisäer doppelt lächerlich. Niedersingt er sie! „Das fallende G'sang" stimmt er an und als er und der ihm nachsingende Chor zur Stelle kommt: „Jungfrauen, fallet zur Erden all' vor Mariazell im Gnadenthal!" da knieen die unverheirateten Weiber nieder, legen sich auf den Boden hin

Digitized by Google

mit zur Erde gekehrtem Gesicht und nach vorwärts gestreckten Armen. Mancher mag diese Stellung auf die Länge unbequem sein, aber sobald sie nur Miene macht, sich ein wenig vom Steinpflaster aufzulockern, drückt sie der Vorsänger oder auch ein Anderer der Umstehenden mit energischer Hand wieder zurück auf den Boden. Erst wenn im Liede die Stelle kommt: „Jetzt, Jungfrauen, erhebet euch und grüßt Maria im Himmelreich!“ dürfen sich Alle wieder emporrichten.

Derlei Sachen kann man in dieser Wallfahrtskirche in Hülle und Fülle sehen; besonders die slavischen Wallfahrer treiben es bunt und grell, und die Priester sehen zu oder thun mit. Wird damit in dem Andächtigen wirklich eine Spannung der Seele gelöst, dann sei's.

Wohl stark fremdelt das an, wenn man in diesem Thale fortwährend Rotten von Ungarn und Slaven sieht, an ihren Physiognomien, Kleidern und Sitten schier gemahnend an die Horden der Völkerwanderung. Unter dem Drucke der schweren Nationalkämpfe Oesterreichs stehend, erweckte das Völkergewirre in dieser Wallfahrtskirche, und wie jede Nation ihre und jedes Individuum seine Separatwünsche vor dem Gnadenaltar erfüllt wissen will, in mir eine seltsame Empfindung. — Die Stimmung, mit der ich von Mariazell scheide, ist eine sehr gemischte, unruhige. Ich fühle es, was jener Greis sagte, der am Kreuze unterhalb der Sigmundskapelle saß und sinnend zurückblickte auf den Thurm von Zell. „Da hätten sie's,“ sagte er, „und haben es doch nicht.“

Ich bedarf nach derlei allemal ein Versenken in die Natur und so stieg ich diesmal auf das Bürgeralpel bei Zell, das so wenig Mühe kostet und so viel bietet. Es ist ein herrlicher Kreis von Burgen und Thälern, der sich da oben ausbreitet. Der Coloß des Oetscher, die Massen des Hochschwab, die Hänge der Veitsch, die Zacken der Neubergeralpen, die Pyramide des Göller, der Erlaffee und die glitzernden Bäche sind Punkte, von denen sich das Auge nicht trennen will. Freilich noch wirksamer ist das Gesammtbild mit seinen Hunderten von Bergspitzen, die sich wie eine ungeheuere Krone flechten um das Zellerthal.

Eine Hochstimmung — aber eine andere als unten in der Kirche — kam hier oben über mich. Mein schönes, mein geliebtes Vaterland! — Und ein anderes Weh. Wie es denn sein kann, daß in einer Welt, die einerseits so voll ist von Gefahren und natürlichem Leid und anderseits so reich an Schönheit und Größe, die Menschen sich gegenseitig so grausam quälen! Jetzt ist eine Zeit, da hassen einander die Nationen. Die eine will das, was sie sich selbst als das Höchste stellt, der andern nicht gönnen. Man sagt, sie würden kommen und mir die deutsche Sprache, die deutschen Sitten und das deutsche Leben nehmen. Käme es so, ich würde mich nicht zur Wehr setzen, ich würde dieses Land, dieses über Alles geliebte Land, wo ich geboren bin, verlassen und eine Erde suchen, wo meine Artung und die Rechte meines deutschen Volkes noch bestehen — dort würde ich an Heimweh sterben. —

So ist es mir zu jener Stunde, wo ich jubelte über mein schönes Heimatland, zum Bewußtsein gelangt, in welchem einzigen Fall ich es verlassen könnte. Höher als die Scholle steht mir mein Volk. Aber noch höher als dieses Volk müssen uns die gemeinsamen Rechte der Menschheit stehen.

Mit diesem Gedanken trat ich nach der Rückkehr vom Berge nochmals in die Zellerkirche ein und siehe, nun war alle verschwommene Sentimentalität weg, das Berückende des Cultus ließ mich ruhig, ich erwartete kein Heil von der Stimmung und keine Gnade vom Bildniß; klar stand's, als ich in's Freie trat, auf dem sternenbesäeten Firmament: Die Treue dir, die Liebe den Nächsten, das Recht Allen.

Digitized by Google

Auf dem Heimweg war mir zu Mut, als trüge ich doch eine Gnade mit von Mariazell, und als ich an den Hängen der hohen Veitsch vorbeiwanderte, kam mir zu Sinn: Felsenberg, du bist gewaltig, aber das winzige Menschlein kann größer sein als du. — Dabei stolperte ich über eine Baumwurzel und fiel auf die Nase. R.

Von einem stillen Alpensänger.

(Balthasar Hunold † am 30. Juni v. J. in Oberurnen.)

Wir Alten kommen nicht mehr nach, Ihr Jungen seid die Himmelsstürmer, drum ist's am besten, wenn wir freien Willens Euch das Feld gleich räumen."

Ein schlichter Mann im einfachen, ja beinahe fadenscheinigen Rocke war's, der diese Worte zu mir sprach, Balthasar Hunold, der Custos und Bibliothekar des Museums Ferdinandeum in Innsbruck. Es war bei Gelegenheit, als er die Anregung zur Errichtung eines Denksteines für die beiden Tiroler Dichter v. Gilm und Leutner gegeben und mich aufgefordert hatte, bei der feierlichen Enthüllung im Namen der Tiroler Dichter zu sprechen. Unter Hinweis auf mein jugendliches Alter hatte ich mich dagegen gesträubt, er aber mein Bedenken in der oben angedeuteten Weise zerstreut. Es war ihm auch nicht schwer gefallen, glaubte ich mich doch damals auch zu den Berufenen zählen zu dürfen und hatte mich der Muse mit dem ganzen Feuer eines zwanzigjährigen Jünglings in die Arme geworfen. Noch kein Decennium ist seitdem verflossen, aus dem Himmelsstürmer ist ein ziemlich praktischer Bureaukrat geworden, und Balthasar Hunold hat für immer das Feld geräumt, liegt seit einiger Zeit gebettet im kühlen Schoße seiner heimatlichen Erde.

Es ist kein bedeutender Dichter, der uns in seiner Person entrissen wurde, er selbst hat sich auch nie für einen solchen gehalten. Und doch barg er unter seiner rauhen Außenseite ein warmes Herz voll echter poetischer Empfindungen, die von Zeit zu Zeit unwillkürlich in einem Liede ihren Ausdruck finden mußten. So entstanden die wohlklingenden und theilweise sogar formvollendeten Gedichte, die er unter dem Titel „Wache Träume" gesammelt veröffentlicht hatte. Er war ein Lyriker von der Natur Gnaden.

Am 24. April 1828 wurde er in einem wildromantischen Thale der Schweiz, in Oberurnen, als Sohn eines armen Wildhäners geboren. Da ihm schon an der Wiege die Noth Gevatterin stand, mußte er, kaum des Laufens kundig, schon auf den Erwerb ausgehen und wurde zum Kuhhirten bestimmt. Da war es die Mutter Natur, die ihn erbarmend in ihren Schoß nahm und ihm ihre Brust reichte, daß er aus derselben all' den tiefen Sinn für das Erhabene und Großartige, die Liebe zur Poesie sog, die er sich für sein ganzes Leben bewahrte. Aber auch der Wissensdrang wurde in ihm rege. Für den Erlös heilsamer Kräuter, die er im Winter als Ausbeute des Sommers verkaufte, schaffte er sich Bücher und Schreibzeug an und lernte in der Dorfschule die Grundbegriffe des Lesens und Schreibens. Und dies that er mit solchem Erfolge, daß er, kaum fünfzehn Jahre alt, von seiner Heimatsgemeinde zum Aushilfslehrer mit

Digitized by Google

einem Gehalte von 100 Francs ernannt wurde.

Fünf Jahre harrte er in dieser Stellung aus, benützte die freie Zeit zum Studium der französischen Sprache, erlernte auch nebenbei ein praktisches Handwerk, nämlich die Leinenweberei, und faßte schließlich im Alter von 20 Jahren den Entschluß, seiner Heimat Lebewohl zu sagen und in die Fremde zu ziehen. Auf Gerathewohl wählte er den Weg in die Tiroler Berge und kam so über den Arlberg nach Innsbruck, welche freundliche Stadt ihm eine zweite Heimat werden sollte.

Hier fand auch er wie jeder brave und strebsame Bursche offene Herzen und freigebige Hände, so daß es ihm ermöglicht wurde, in das Staatsgymnasium einzutreten und dessen vier untere Classen zu absolvieren. Im Jahre 1852 wurde ihm der Posten eines Scriptors im Ferdinandeum angeboten, den er auch mit Freuden annahm und bis zu seinem Tode inne hatte. Der Geist, der diesen Tempel tirolischer Kunst und Wissenschaft durchweht, wirkte auch auf ihn anregend; hier war es, wo er alle seine Lieder schuf und gesammelt in kleinen Bändchen der Oeffentlichkeit übergab.

Neben den bereits oberwähnten „Wachen Träumen" waren es die „Innsbrucker und Haller Spaziergänge", welche vorzüglich in Localkreisen lebhaftes Interesse erweckten und wegen ihrer gewöhnlich schalkhaften, aber nie verletzenden Pointe mit Vergnügen gelesen wurden. Er selbst hatte große Freude an diesen harmlosen Dichtungen, und lebhaft sehe ich noch sein gutmüthiges, von einem graumelirten Vollbarte umrahmtes gerunzeltes Gesicht mit einem leichten spöttischen Zuge an den Mundwinkeln vor mir, wenn er mir dieselben — was er mit Vorliebe that — aus seinem Manuscripte im alten Café Grabhofer vorlas. Die Satyrik mochte ihm wohl sein bewegtes mit manchen Dornen durchwirktes Leben aufgedrängt haben. Er war eben kein Glückbegünstigter, der schlichte Sohn der Schweizer Berge, denn schon die Formgewandtheit, mit welcher er seine Verse beherrschte, hätte genügt, ihn in die Vorderreihe unserer modernen Poeten zu stellen, wenn er es eben verstanden hätte, seinen Pegasus in der unseren Zeitverhältnissen entsprechenden Weise zu schirren.

So hat er in der Tiroler Hauptstadt unbeachtet und allzu bescheiden gelebt, so ist er in seinem Heimatsdorfe, wohin er sich kürzlich zur Erholung nach einer schweren Krankheit begeben, in aller Stille gestorben, und unsere Tagesblätter haben von seinem Tode nur in wenigen Zeilen Notiz genommen.

So mögen denn diese Denkworte in den Blättern des „Heimgarten," welche auch er gerne gelesen, ein kleines Immortellenkränzlein für des Dichters frisches, ungeschmücktes Grab im Kirchhofe des fernen Schweizer Alpendorfes bilden.

Josef Erler.

Digitized by Google

Edelweiß und Enzian.

Gedichte in niederösterreichischer Mundart von J. G. Hauer.

s Stölldihein.

Dirnderl, du woaßts jo eh,
Wo ih af d Nocht hin geh:
Hintern groß Opfelbam
Liegt der olt Tram.

Selm ſitz ih ſtill alloan,
Schau, wos die Mäuſerl thoan,
Wia ſie anond onſchieln,
Wonn ſie ſich ſpieln.

Wonn oft die Stern aufgehn,
Helliacht am Himmel ſtehn,
Wirſt wuhl ah du heraus
Kemma van Haus.

Setz dih za mir oft nöbn,
Mecht dar a Buſſerl göbn.
Spieln, wia die Mäuſerl thoan,
Mir zwoa alloan.

D hoamlichi Liab.

Wiar oft hot ſ ſcha greint
Mein liabs Muaderl wia heunt,
Hot mißliadi gmoant,
Daß ih hoamli hätt gwoant.

Doh ſogt ſie „Ahan!“
Sog ih ollmul: „Nanan! —
Ih hon mih grod duckt,
Weil da Schuah mih ſo druckt.“

Wem kunnt ihs ah gſtehn,
Und wer kunnt mih vaſtehn,
Wonn s Blüaderl nit woaß,
Wias mih druckt oft ſo hoaß.

Hon gwoant in da Still,
Denn für mih is ſcha zviel:
Daß mih s Blüaderl nit liabt,
Macht mih gor ſo betrüabt.

s Dreſchaliad.

Tik tak tak, tik tak tak,
Züngerlts in d Höh zickzack,
Daß obn da Pfoſten ſpring,
Eh der am Bodn noh kling;
Dii dai di, dii dai di,
Dii dai dii dai do.

Tik tak tak, tik tak tak,
Driſcherl föſt niederbrack,
Schlog ſchön den Woaz heraus,
Gibt oft da Tennhohn aus;
Dii dai ꝛc.

Tik tak tak, tik tak tak,
Kriagn ma viel Stroh und Ghack,
Wird oft woach d Liechaſtott,
Kimm ih zan Dirnderl ſpot;
Dii dai ꝛc.

s Streuröcha.

Ehs in Hüraſt wird kolt,
Bua, oft geh ih in Wold,
Denn oft röcha ma d Streu
Obern Stiegerl ban Stei.

Obern Stiegerl ban Stei
Zuig ſih s Zaußa nöbn ei,
Wo a Dröſcherl oft ſingt,
Daß nochi noh klingt.

Bin ah gonga vors Johr,
Wiar ih Streuröcha wor,
Köck ins Zaußawerch ein,
Wo ihs ghört hon ihr Schrein.

Kunnt nit finden ſelm s Röſt,
Wo dös Dröſcherl is gwöſt,
Hon ma zriſſen frei s Gſicht
Wögn den ſchreiaden Wicht.

Und drum gib ih koan Ruah,
Kimm heur Streuröcha, Bua,
Oeppa find ma noh s Röſt,
Wo ſelm s Dröſcherl is gwöſt.

Wo ſelm s Dröſcherl is gwöſt,
Muaß ah gwön ſein ihr Röſt,
Oeppa find ma oll zwoa
Heur in Röſt dien ah d Oar.

D herrischi Köchin.

n Riabler sein Sefferl,
A herzigi Dirn,
Will ein af Wean kemma,
Will ah wos probirn.

Sie sogt zar an Kuhlbaurn:
„Ih hätt a Gebitt!
Die Bohn is ma ztheur frei,
Gehts, nehmts mih doh mit.“

„Ih mecht z Wean wo einstehn;
Wißts öppa an Plotz?
Thät freili nur donka,
Bin orm wiar a Spotz.“

Da Kuhlbaur nimmt s mit drauf,
Bringt s inter in Wean,
Wo s mehr noh dalernat
Als Strohstrahn den Keahn.*)

Dan Jahrl is vagonga,
Af oanmul kimb i zruck —
A noblichi Dam is s —
An iads mocht an Ruck.

Dös herrischi Thoan, gar
Dös herrischi Nöön,
Frei wars da mit ihr nit
Zan Auskemma gwön.

Dan Thor vor eahn Häuserl
Steht dMuada vull Freud:
„Grüaß Gott,“ sogt s. „mein Sefferl!
Jo bist denn du gscheid?“

„An Huat und a Födern,
An Schlepp ah am Kload!
Jo is da nit denna
Ums Geld a weng Load?“

„„Ach Gott, liebe Mutter,
Das ist ja modern,““
Sogt s hochnos drauf gleih,
„„Zu Wien trogt mans gern.

Doh frog nur mein Hausl,
Denn der klärt dih gschwind auf,
Wiar olls in da Welt
Hot sein gfingerltn Lauf.““

Drauf genga s in d Hausflur,
Do steht da da Thür
A Nöcha ongloahnt und
Zoagt d Zänd olli vür.

Do schaut s frei wia narrisch
Und frog wia noh nia:
„Sag, Mutter, was is denn
Nur dös für ein Thier?“

*) Der Dat. Plur. von Kuah.

Ihr Muada, frei röhrad,
Schlogt zsomm glei die Händ,
Doh d Sefferl schön heili
Tritt drauf af die Zänd.

Do schlogt ihr dos Staugerl
Von Nöcha ins Gsicht —
„Baslnachtischa Nöcha!“
Schreit s auf ganz dapicht.

Af oanmul hot s gwiß hiatz,
Wia s Biacherl wul ghoaßt —
Ihr Muada moant freili,
Sie hätt a glei gspoaßt;

Doh gspoaßt hot s da nit, jo,
Und dös woaß ih gwiß,
Daß s wieda mitn Nöcha
Erscht gscheida woan is.

s Weißfleisch.

„Geh, Hanserl, von Tisch do
Dos Jögerl hiatz nimmst
Und schaust, daß d recht zeitla
In dKira einkimmst.“

A so hot mein Muada
Am Osterto gsogt,
Und wonn da schwar Zöga
Mih mochat vazogt:

Sa hot s ma noh extra —
Fürs Trogn gleih zan Lohn —
Zwoa Oar und a Fleisch noh
In Zöga einthon.

z Johouns inten kunnt ih
Dos öfin eh nou,
Eh wenn da Herr Pforra
Zan weiha höbt on.

Ih nimm dös schwar Zögerl
Und geh, wos ih kon,
Kimm richti a Stund zfrüah
z Johouns inten on.

Frei zfrüah is in d Kira,
Ah zhoaß in da Sunn:
„Gehst auf z Augustini
Und wortst obn ban Brunn.“

A so hon ih gmoant und
Bin auf ah gleih,
Wo d Buam oll banond sein
Von infera Pforrei.

Ih iß zerscht mein Fleisch und
Mein Brot ah dazua,
Hon trunka von Wossa
Ausn Bründl grod gnua.

Digitized by Google

To tutſchen ſ mit d Oaderl
Und werfa ah ein,
Trifft ein mitn Kreuza,
Sa ghörts often dein.

Zan tutſchen oft höb ih
Holt ah a weng on,
Zan einwerfa ah, wos
Ih zböfferſt noh kon.

Doh hots denn grod ſein wölln;
Ih triff in koan Oa,
Triff zöfters af dſinga,
Der oan macht an Schroa.

Spiel furt in oan Rond, jo —
Oan Kreuza, oan Ruck,
Und zlößt hon ih denkt: „ah,
Gwinnſt olls wieda zruck.“

Ih ſiach nix, ih hör nix,
Nur d Ungſt hot mih triebn,
Und bin ah vor Ungſt ſchön
Ban Einwerfa bliebn.

Koan Kreuza in Söckerl,
Wos ſull ih hiatz thoan?
Ih ſchau umadum — „Du!
Mir ſan gonz alloan!“

Ih nimm gſchwind mein Zögerl,
Der oneri ah,
Mir renna in d Kira
Und ween da frei rah.

Ban Weihköſſl ſein ma,
To klingerlts voron:
Is d Weih ſchon vorbei, jo
Höb d Wondling grod on.

O mein Gott, ui Zögerl,
Mitn Weiha is zipot,
Heunt kriag ih, dos woaß ih,
Mehr Schlö, als thuat Not.

Geh hoam noh da Möß, nur
On d Schlö hon ih denkt,
Frei wohnuls ſo ſchwar is
Ma s Zögerl oighengt.

Afn Tiſch hin voron ih
Mein Zögerl oft ſtöll,
Geh mänſerlſtad zruck gleih
Zan Ofn in d Höhl.

Drauf kimb ah gleih d Muada
Mitn Möſſa herein,
Weil ſ aufblattln muaß doh
Dös Fleiſch und den Kren.

Nimb auha a Trumm zerſcht —
Ih wir gonz vazogt —
Schneidt oha a Bladerl,
Schmöckt drauf oft und ſogt:

„Du liaba Gott Voda,
Dos Böſti mochſt du,
Siſt hätt von da Weih nit
Dös Fleiſch den ſchön Gruh.“

Frei hon ih nit gwißt,
Wia mar ollas hoi glocht:
To hon ih mih gſchwind va
Da Höhl umagmocht.

„Jo, jo,“ ſog ih drauf,
„Es wird ſchon ſo ſein:
Ban Hinholtn hon ih
Hübſch Weihbrunn kriag drein.“

„„Wia brav,““ ſogt drauf d Muada,
„„Du kriagſt an ſchön Huat
Und zwoa neuchi Stiefeſl,
Tö paſſn recht guat.““

Kleine Laube.

Gedichte

von Paul Heyſe.*)

Treueſte Liebe.

Ein Bruder und eine Schweſter
Nichts Treueres kennt die Welt,
Kein Goldkettlein hält feſter,
Als Eins am Andern hält.

Zwei Liebſte ſo oft ſich ſcheiden,
Denn Untreu' geht im Schwang;
Geſchwiſter in Luſt und Leiden
Sich halten ihr Lebelang.

So treu als wie beiſammen
Der Mond und die Erde gehn,
Der ewigen Sterne Flammen
Alle Nacht bei einander ſtehn.

Die Engel im himmliſchen Reigen
Frohlocken dem holden Bund,
Wenn Bruder und Schweſter ſich neigen
Und küſſen ſich auf den Mund.

Roſenzeit.

Nun ſtehn die Roſen in Blüte,
Die Liebe webt ihr Netz ſo fein.
Mein flatterhaft Gemüthe,
Dich fangen ſie nicht ein.

Und blieb' ich träumend hangen
In dieſer jungen Roſenzeit
An ſchönſten Roſenwangen,
Meine Jugend thäte mir leid.

Ich mag nur lachen und ſingen,
Durch blühende Wälder ſchweift mein Lauf;
Mein Herz will ſich erſchwingen
Bis in die Wipfel hinauf!

Wer das genoſſen...

Wer das genoſſen,
Wem das beſchieden,
Kann der hienieden
Unſelig ſein?

Sich ſelbſt zu fühlen
In allen Brüdern,
Nur im Erwiedern
Sein Herz zu kühlen;

Gewiß des Guten,
Vom Schönen erbaut,
In Lebensgluten
Dem Tod vertraut;

An das Geheime
Ahnend zu rühren,
Der Wahrheit Keime
Im Geiſt zu ſpüren,

Die ſich erſchließen
Dem Licht entgegen,
Still zu genießen
Ihr heilig Regen,

Vom Hauch der Muſen
Das Herz geſchwellt,
Mit reinem Buſen
Ein Kind der Welt —

Wer das genoſſen,
Wem das beſchieden,
Muß der hienieden
Nicht ſelig ſein?

*) Berlin, Wilhelm Hertz. Dritte Auflage.

Digitized by Google

Alfred Meißner's Lebensgeschichte.*)

Autobiographische Werke behalten jederzeit ihren eigenthümlichen, fesselnden Reiz, weil es das Publikum interessiert, zu erfahren, welche Factoren bei der Entwicklung eines schöpferischen Geistes mitwirkten, welche Motive seine Handlungen bestimmten, was er selbst für sein geistiges Werden maßgebend und beeinflussend hinstellt, mag dies nun vor der strengen Kritik bestehen oder nicht. Der Held der Geschichte fällt mit dem Verfasser derselben in Eins zusammen; wir sehen ihn, gleichsam in seinen vier Mauern im Hausrock, beim Schreibtische in alten Briefen und Erinnerungen herumkramen, wir hören ihn Selbstgespräche führen, in seine Jugend- und Werdezeit, in seine Sturm- und Drangperiode zurückkehren, wir machen dies Alles als ungesehene Zuseher mit und lernen die verborgensten Winkel und Falten seines Herzens und Gemüthes kennen. Allerdings entspricht nicht jede Selbstbiographie diesen Anforderungen, denn ein Werk dieser Art verlangt einen mehr als gewöhnlichen Grad genauer Selbsterkenntnis, nicht selten große Selbstverläugnung und in jedem Falle eine unbeeinflußte Wahrheitsliebe; Schönfärberei und kleinliche Eitelkeit taugen nicht dazu. Wer sich von diesen Schwächen nicht frei weiß, überlasse es lieber Anderen, die Geschichte seines Lebens zu schreiben, er bringt durch seine Arbeit nur Verwirrung hervor. Aber die Autobiographie soll sich auch über die bloße schematische Berichterstattung einzelner Lebensmomente erheben. Soll sie wirklichen, dauernden Wert haben, dann muß sie uns die innere, moralische und intellectuelle Entwicklung des Verfassers in schön gerundeter, künstlerischer Form wiedergeben. Erst wenn alle diese Factoren erfüllt sind, läßt sich von einem gut verfaßten Memoirenwerke sprechen. Das achtzehnte Jahrhundert ist reich an solcher Literatur, die für die Culturgeschichte von unberechenbarer Wichtigkeit ist; — Rousseau's Bekenntnisse nehmen unter derselben den hervorragendsten Platz ein, obgleich der Autor manchmal durch allzu brüske Darstellung verletzt. Seine Wahrheitsliebe streift oft bedenklich an Coquetterie. Im 19. Jahrhundert hat Goethe mit „Wahrheit und Dichtung" auf diesem Gebiete ein Kunstwerk geschaffen, aber ein rechtes Memoirenwerk ist es doch nicht; die poetische Verklärung überwiegt zu sehr die reale Unterlage, der Dichter hat den Stoff zu sehr idealisiert, sein Werk hat fast den Wert einer erfundenen Dichtung. Eine echte und rechte Autobiographie, die den Boden der Wirklichkeit nie verläßt und dabei doch ästhetisch schön abgefaßt ist, liegt uns in Alfred Meißner's neuestem Buche vor. Dieses Werk ist uns in doppelter Weise interessant, erstens, weil uns der Verfasser als Schriftsteller, zweitens, weil er uns als Parteigänger entgegentritt. Haben die Erlebnisse, die geistigen Wandlungen Jedermanns — wenigstens für seine Umgebung — einigen Wert, um wie viel mehr müssen die Bekenntnisse eines Mannes, der durch mehr als ein Menschenalter als Schriftsteller und Parteimann wirkte, der mit den interessantesten Personen seiner Zeit im Verkehr, in freundschaftlicher, künstlerischer Uebereinstimmung oder in Gegnerschaft lebte, der zur Bekämpfung geistigen Druckes sein gutes Theil beigesteuert, Beachtung verdienen.

Alfred Meißner gehört einer geistig hochbegabten Familie an; er ist nicht der erste Poet, der ihr entstammt. Sein Großvater, der einst so beliebte und gefeierte Roman-Schriftsteller A. G. Meißner, war ein sehr fruchtbarer und gernegelesener Autor, dessen „Alcibiades", „Bianca Capello" zu ihrer Zeit gerade solches Aufsehen machten, wie heutzutage die Ebers'schen oder Dahn'schen Romane; sein Vater, wenn auch nicht selbstschöpferisch, hat doch als vortrefflicher Kunstkenner und Sammler auf die Entwicke-

*) „Geschichte meines Lebens", von Alfred Meißner, Wien und Teschen 1884. Verlag der k. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Digitized by Google

lung des Sohnes großen Einfluß geübt. Es sind also gewisse literarische Traditionen in dieser Familie lebendig.

Schon in einigen seiner letzten Publicationen hat Meißner den Weg der biographischen Literatur betreten; in den „Rococobildern" schuf er seinem Großvater ein literarisches Denkmal; in „Norbert Norson" benützte er offenbar Aufzeichnungen seines Vaters. Wir sehen den Dichter auf dem rechten Wege zur Selbstbiographie.

Alfred Meißner schildert sein Leben in sehr objectiver Weise, ein Vorzug, der nicht genug zu loben ist. Er tritt hinter den Thatsachen zurück, da findet man keine zudringliche Selbstberäucherung. Der Poet ruft uns nicht auf jeder Seite zu: „Seht her! Bewundert mich! Seht, was ich für ein Kerl bin!" — Bescheiden, aber im Bewußtsein seiner Kraft und seines Wertes erzählt er uns von seinem Streben, Schaffen, seinen Erfolgen und Enttäuschungen. Und fürwahr! In diesem reichen Leben gibt es Sonnenschein und düstere Wolken genug! Viel Beobachtung, viel Scharfblick und ein gesundes Urtheil liegt in diesem Werke.

Der erste Band behandelt die Jugendjahre: die Schul- und Lehrjahre; die Anfänge der dichterischen Laufbahn. Es sind ganz eigenthümliche politische und gesellschaftliche Zustände, die sich unserem Blicke eröffnen. Alte, überkommene Formen engen die Welt ein; an der Oberfläche herrscht noch anscheinend Ruhe, aber im Innern wühlt und gährt es, und der alte Bau ächzt in seinen Grundfesten. Der zweite Band enthält des Interessanten noch mehr. Die aufregenden Scenen des Revolutionsjahres spielen sich vor uns ab; mancher tüchtige Kämpe und mancher dunkle Ehrenmann erscheint auf der Bildfläche. Die Capitel, welche über Fr. Palacky, L. Rieger, das Studentenfest auf der Wartburg, die Paulskirche und ihre Parteien, die Freundin Börne's, Heine's letzte Tage, seine vielbesprochenen Memoiren, Frau Mathilde und Margot handeln, seien mit besonderem Lobe genannt.

Das Leben eines Schriftstellers spiegelt sich naturgemäß in seinen Werken ab; wer Meißner's Biographie aufmerksam liest, wird zu manchem seiner Werke den Schlüssel, zu mancher seiner Figuren das Modell finden. — Der rothe Wolf, Freiherr v. Rack, der alte und der junge Fürst Kronenburg, Hostiwin, Wallmerode — sie sind keine Porträts, aber sie enthalten viele porträtartige Details, die der Dichter seiner Umgebung hier und dort entnahm.

Diese Aufzeichnungen gehen nur bis zum Tode Heine's; Meißner stand damals im 34. Lebensjahre. Der größte Theil seines Schaffens lag noch vor ihm, aber er hatte bereits den richtigen Weg gefunden, den er gehen mußte, und wir wissen, er ist ihn gegangen. Er hat sein Werk trotz des scheinbaren Abschlusses noch nicht beendet; manche Fäden sind freigeblieben, die gewiß weitergesponnen werden sollen. Ein Autor von der Bedeutung Meißner's thut dergleichen nicht ohne Absicht. Jetzt liegt uns die Zeit nach Heine's Tode noch zu frisch im Gedächtnis, nach wenigen Jahren wird sie verdämmern und ihr Bild nachdunkeln, dann ist die Zeit für die Fortsetzung des Werkes gekommen. Hoffen wir, daß der Dichter dann Muße und Lust finden werde, uns ein abgeschlossenes Gemälde seines Lebens und Wirkens zu geben.

Emil Sossé.

Ferdinand Raimund als Schauspieler.

Mitgetheilt von Ludwig August Frankl.

Zu den populärsten der österreichischen Dichter gehört Ferdinand Raimund. Jede neue Kunde aus seinem Leben wird mit Spannung begrüßt; es war auch ein so eigenthümliches, interessantes Leben. Darum danken wir es L. A. Frankl ganz besonders, daß er vor Kurzem bei A. Hartleben in Wien neue Beiträge

Digitized by Google

„zur Biographie Ferdinand Raimund's“ (mit Porträt) herausgegeben hat.

Weit entfernt davon, eine literarhistorische Arbeit über Raimund's Leben und Werke liefern zu wollen, bietet Frankl nur eine Reihe lose aneinander gereihter Skizzen, die gleichwohl in ihrer Gesammtheit ein vollständiges und treues Bild des Poeten geben. Es liegt in der Natur der Sache, daß in diesem Werke Raimund mehr in seinen äußeren Beziehungen zur Geltung kommen konnte; so finden wir dessen Verhältnis zur Wiener Literatur und Kunst in liebevollen Charakterzügen gezeichnet.

Wir entnehmen dem Werkchen einen Auszug über Raimund's Schauspielerleben.

Ich habe — so schreibt Frankl — Raimund als Schauspieler nie in dem Stücke eines Andern, nur in den von ihm selbst gedichteten gesehen. Am lebendigsten steht er vor mir als Florian im „Diamant des Geisterkönigs“, als Wurzel im „Bauer als Millionär“, als Rappelkopf in „Alpenkönig und Menschenfeind“, endlich als Valentin im „Verschwender“.

Er wirkte niemals unmittelbar komisch. Sein kläglicher Ton, der durch ein scharfes, ratschendes „R“ noch etwas litt, wußte den Zuschauer nicht in jene lustige Stimmung, in jenes Lachen zu versetzen, welches so heftig wirkt, daß die Augen zu thränen beginnen. „Pudelnärrisch“, wie die Wiener sagen, war er nie. Seine Bewegungen und Geberden waren heftig, er warf die Hände unschön umher, sprach oder polterte die Sätze abgebrochen hervor, und wenn er das Lustigste zu sagen hatte, war es, als ob er moralische Zahnschmerzen hätte. Dieser Contrast brachte dann zumeist eine unwiderstehlich komische Wirkung hervor, die seinem Wesen eigentlich nicht eigen war. Er war ein Humorist der besten und wirksamsten Art, kein Komiker; aber ihm stand die edlere, die poetische Wirkung des Humors zu Gebote. Wie der Berggeist Rübezahl ein schwarzes und ein blaues Auge hat und das Wetter jedesmal schwarz und regnerisch, oder blau und sonnig gestaltet, je nachdem er das eine oder das andere Auge aufschlägt, so bestimmte Raimund das Gemüthswetter seiner Zuschauer dadurch, wie sein Auge, wie sein Mund lachte oder weinte. Wo das Gemüth allein zum Durchbruche kam, war er unwiderstehlich. Die ganze Gestalt, die Geberde, der Blick, der elegische Ton schmolzen zu einer Wirkung zusammen, die den blasirtesten Menschen zu Thränen bewegte. Ich erinnere nur an die Scene, in welcher der Tischlermeister Valentin seinem früheren Herrn, dem nun verarmten Verschwender begegnet, ohne ihn gleich zu erkennen, und mit der Bemerkung: „Ein armer Mann!“ in die Tasche greift, um ihm ein Almosen zu geben. Nun aber erkennt er ihn und weiß, zu Tode erschrocken, kein anderes Wort als „Gnädiger Herr!“ hervorzustammeln. Er unterdrückt das Weinen, um nicht durch Mitleid zu kränken, er versucht Freude über das unverhoffte Wiedersehen auszudrücken, dabei ist er bemüht, das Almosen heimlich in der Westentasche zu verstecken. „Gnädiger Herr!“ ruft er, und in diese unscheinbaren Worte legte Raimund den vollen, bewältigenden Zauber seiner Darstellungsgabe. Es war ein Triumph der Schauspielkunst, kein Auge im Zuschauerraum blieb trocken, und jedes Herz war von frendiger Wehmuth erschüttert. Ich sprach mit Raimund von dieser Wirkung. Er äußerte: „Mir ist's mit den zwei Worten seltsam ergangen. Als ich sie niederschrieb, kamen sie mir gleichgiltig vor. Ich wußte, daß ich in dieser Situation, der bitter-schmerzlichen Wiedererkennungsscene, nicht viele Worte machen dürfe. Als ich sie aber für die Darstellung einstudirte und, mir die Scene vorspielend, die Worte aussprach, ergriff mich plötzlich dabei ein heftiges Weinen. Da wurde ich aufmerksam, daß in der Scene und in den Worten eine starke Kraft liegen müsse, die mich selbst, so oft ich auch diese Rolle spiele, immer wieder ergreift. Ich möchte wissen, ob es

Digitized by Google

dem Zuschauer, wenn er das Stück wiederholt sieht, so geht wie mir. Möchten Sie nicht den „Verschwender“ noch einmal ansehen? Mir zu Liebe!“ Am folgenden Morgen brachte mir Raimund einen Sperrsitz in der ersten Reihe des Josefstädter Theaters: „Ich will Sie bei der Scene in's Auge fassen,“ sagte er. Washington Irving's „Alhambra“ lag auf meinem Tische. Ich machte ihn auf das Buch aufmerksam, vorzüglich auf die in demselben enhaltenen phantasievollen Märchen. Er nahm das Buch mit lebhaftem Interesse auf. „Vielleicht find't sich was drin für mich!“

Wie der stets ringende, selbstquälerische Mann über sich selbst als Schauspieler dachte, darüber liegt ein frappantes Briefsragment, das er an seinen einstigen Schulkameraden und späteren Collegen, den Schauspieler Landner schrieb, vor:

„Es ist seltsam! Je höher die Wogen des Beifalles mich umrauschen, je stürmischer mich die Gunst des Publikums erhebt, desto unzufriedener werde ich mit mir selber. Ich fühle in meiner tiefsten Brust, was ich mir kaum selber zu gestehen wage, wie unzulänglich mein Genre ist, wie es in demselben ganz und gar unmöglich ist, Großes zu leisten. Es ist recht traurig! Ein ganzes volles Menschenalter habe ich vergebens gestrebt und gerungen; mit der letzten Scholle, die man einst meinem Sarge nachwerfen wird, ist auch mein Name der Vergessenheit anheim gefallen. Ihr Glücklichen, denen Mutter Natur ein Organ in die Brust gelegt, volltönend und kräftig genug, um Shakespeare's, Schiller's und Goethe's herrliche Worte auf der Bühne erklingen zu lassen, jedes warme Zuschauerherz erhebend und begeisternd! Warum mir gerade dieses schnarrende, mißlantige Instrument, zu meiner glühenden Seele passend wie die Straßenorgel zum Kirchengesang! Warum mir gerade dieses tonlose Organ, eben gut genug, den Possenreißer zu spielen, um der johlenden Menge ein paar müßige Stunden zu verkürzen; ohne tieferen Eindruck, ohne bleibende Nachempfindung! Und an diese fluchbeladene Existenz gefesselt zu sein, wie der Galeerensclave an die Kette!“

Ich will, da schon vom Schauspieler die Rede ist, hier Einiges aus Raimund's Bühnenleben erzählen und dann darthun, wie er dasselbe begonnen hat.

Die Lust zum Theaterwesen erwachte in Raimund frühzeitig. Neben dem Widerstande seiner Familie hatte er auch einen Sprachfehler zu bekämpfen. Er stieß mit der Zunge etwas an. Nur durch jahrelange Uebung gelang es dem künftigen Bühnen-Demosthenes, diesen Fehler zu besiegen.

Raimund spielte ursprünglich nur tragische Rollen mit Vorliebe, wobei er den damals berühmten Hofburg-Schauspieler Ochsenheimer zum Muster nahm. Da ging er denn in der Nachahmung freilich weit. Ochsenheimer hatte einen sonderbar gestalteten Mund. Mit fanatischer Beharrlichkeit stand Raimund täglich stundenlang vor dem Spiegel, um seinem regelmäßig gebildeten Munde die enorme Ausdehnung und die eigenthümliche Form der Mundwinkel, wie dies seinem Ideale eigen war, anzuformen. Die beiden Mittelfinger im Munde, zerrte und dehnte er auf wahrhaft grausame Weise an seinen Mundwinkeln, um sie nach abwärts zu biegen. Mit dieser seltsamen Arbeit war er wieder eines Tages beschäftigt, als sein seit Monaten hinsiechender, dem Tode naher Vater in's Zimmer trat. Er hatte durch eine halb offene Thür das verrückte Thun seines Sohnes bemerkt, und sich mit letzter Kraft emporraffend, sprach er gegen den Sohn fluchende Worte aus und starb. Raimund hat die grauenhafte Scene nie vergessen, sie warf einen dunklen Schatten in sein Leben. Wie diese Scene auf den Sohn wirkte, beweist ein von dem genannten Freunde ebenfalls erhaltener Brief, den Raimund lange Jahre nachher an ihn schrieb:

„Heute zum ersten Male, während einer zwanzigjährigen Künstlerlaufbahn, drängt sich mir der Gedanke durch den Kopf, ob ich nicht besser gethan hätte,

Digitized by Google

nach dem Willen meines alten braven Vaters ein friedlicher Handwerker zu werden. Ich sehe ihn vor mir, den gutmüthigen Greis mit den Silberlocken, wie er mit rastlosem Fleiße schafft und sich müht um die Existenz seiner Familie. An einem Sonntage, das einfache Mahl war verzehrt, das Tischgebet gesprochen, fragte er mich mit herzlichen Worten: welchen Stand ich mir zu wählen gedenke? Und als ich hierauf mit scheuer Stimme antwortete, ich wolle Schauspieler werden: da wurde der alte Mann bleich wie der Tod, die gutmüthigen Augen umzogen sich mit einem hervorquellenden Thränenflor; nach langer Pause entrangen sich den bebenden Lippen meines armen Vaters die beinahe unhörbaren Worte: „Ferdinand, das kann dein Ernst nicht sein. Du wirst deine unglücklichen Eltern nicht vor der Zeit in's Grab bringen wollen!" Da trat auch die Mutter an mich heran und beschwor mich mit heißen Thränen, von meinem Vorsatze abzustehen, und meine liebliche Schwester Gertrude ergriff meine Hand und vereinigte ihre Bitte mit denen meiner theuren Erzeuger. Erschüttert gab ich den Meinen das Wort, nie mehr an die vorübergehende Idee zu denken, Schauspieler zu werden. Dankbar drückte mich der Alte an's treue Herz, Jubel scholl durch die Räume unserer sonst stillen Wohnung, ein Fest wurde improvisirt, es war, als sei ich meiner Familie zum zweiten Male geboren worden. Nochmals mußte ich meinem Vater das feierliche Wort geben, dem unseligen Vorsatze, „Komödiant" zu werden, zu entsagen. Ich habe mein Wort nicht gehalten. Zürnst du mir deshalb noch, verklärter Dulder dort oben? Sieh', du bist gerächt! Vollwichtig gerächt! Trotz Allem, was man im gewöhnlichen Leben Glück nennt, habe ich während der langen, langen Zeit, daß ich der Bühne angehöre, mich nicht eines wahrhaft glücklichen Augenblicks zu erfreuen gehabt. „Du sollst Vater und Mutter ehren." Ich habe die letzten Wünsche der Meinen außer Acht gelassen, dafür stehe ich jetzt allein und freundlos in der Welt. Niemand, der mir angehört, alle meine Lieben ruhen im Schoße der Erde. In den bereits erbleichenden Locken wühlt kein liebes Kind, kein theurer Sprößling schmeichelt auf meinem Knie, welches die Hand stützt, in der das sorgenschwere Haupt ruht.

„Du sollst Vater und Mutter ehren."

Und doch — war es denn meine Schuld? Konnte ich dem Drange widerstehen, welcher mich unaufhaltsam den verhängnißvollen Brettern entgegenriß? Konnte ich ankämpfen gegen die glühende Neigung zur Kunst, welche mir von meinem unauswichbaren Geschicke gleichsam als Pathengeschenk in die Wiege gelegt zu sein schien? Von dem Tage an, als sich mit dem Anschauen des ersten Bühnenwerkes eine nie geahnte Wunderwelt vor meinen erstaunten Blicken erschloß, konnte ich die fieberhafte Pein, die heiße Sehnsucht nach der Priesterschaft in dem für mich heiligen Tempel der Kunst nicht eine Minute los werden.

Kaum hatten wir den braven Vater hinausgetragen auf den beschneiten Kirchhof, so waren die feierlichen Gelöbnisse vergessen, die ich in die jetzt erkalteten Hände gelegt. Treulos den Ladentisch verlassend, der mir zur Galeere geworden war, begann ich bei wandernden Truppen ein mühsames, abenteuerliches Nomadenleben. Damals war ich glücklich! Die rasche Jugend half mir mit leichtem Sinn über Nahrungssorgen hinweg, dafür konnte ich die Kunstkenner in Steinamanger und Oedenburg entzücken und beschwichtigte den knurrenden Magen, indem ich ihm eine neue Rolle vorlas und ihn mit meinen großartigen Hoffnungen und Plänen für die Zukunft tröstete, alle diese Hoffnungen sind mehr als wahr geworden. Alle meine Pläne habe ich realisirt, und dennoch — bin ich jetzt zufriedener als damals?

„Du sollst Vater und Mutter ehren!"

Digitized by Google

Am Rhein beim Wein.

Gedichte von Emil Rittershaus.*)

Respect!

Es kommt der Jubilar, der Wein von vier und achtzig.

Ich war zu Gast beim Herrn Pastor
Zur Zeit der Rebenblüte.
Er hob das Auge fromm empor
Und pries des Himmels Güte:
„Die Nüsse, sie gerathen gut.
Nichts schmeckt so schön zum Neuen!
Der Herrgott will mit Traubenblut,
Mit ächtem, uns erfreuen.
Mit Wein, wie vier und dreißig war!
Die Rebe zeigt in Pracht sich,
Ist mit Gescheinen dicht besteckt. —
Respect, Respect! Respect, Respect!
Respect! Es kommt der Jubilar,
Der Wein von vier und achtzig!

„Als ich der Jahre dreißig sah,"
Hat der Pastor gesprochen,
„Wie mancher Flasche hab' ich da
Vergnügt den Hals gebrochen!"
Ein Glanz wie rothes Abendgold
Lag auf des Würd'gen Mienen,
Und eine Thräne niederrollt',
Wie Perlen auf Rubinen.
„Kein Lächeln, Bursch! In jenem Jahr
Kam's, wie man's kaum gedacht sich,
Doch Zeichen hab' ich jetzt entdeckt —
Respect, Respect! Respect, Respect!
Respect! Es kommt der Jubilar,
Der Wein von vier und achtzig!

Da hatt' man auch noch großes Maß —
Und doch, ihr jungen Leute,
An unf'rem Vater Rheine saß
Man nicht so froh wie heute!
Allüberall ein Schlagbaum stand.
Ein schwarz-roth-goldnes Bändchen
Trug heimlich man. Kein Vaterland
Gab's, nur noch Vaterländchen!
Verspottet von der Fremden Schaar,
Raunt' nur in's Ohr man sacht sich:
Ob keiner wohl den Michel weckt? —
Respect, Respect! Respect, Respect!
Respect! Es kommt der Jubilar,
Der Wein von vier und achtzig!"

Beim Vier und dreißiger sprach's zu mir
Ein Greis von achtzig Jahren. —
Nun grüßen wir den Besten hier
Von allen Jubilaren.
Am deutschen Rhein der edle Wein,
Im Reich, dem einigen, freien,
Am deutschen Rhein, franzosenrein,
Soll er uns wohl gedeihen!

*) Leipzig. Ernst Keil's Nachfolger.

Dran lab' man noch nach manchem Jahr
Am Tag und auch bei Nacht sich,
Und sing', wenn er wie Nektar schmeckt:
Respect, Respect! Respect, Respect!
Respect! Es kommt der Jubilar,
Der Wein von vier und achtzig.

* * *

Mariandel.

Die Blumen läßt der Reif verdorr'n
Und bunt erglänzt der Buchen Kron'.
Nun ruft zum Wald das Jägerhorn
Den Waidmann mit dem hellen Ton,
Doch manches, manches Jägers Büchs'
Verschonet Hirsche, Reh' und Füchs' —
Das ist ein schlimmer Handel!
Zu nah' am Waldrand steht die Schenk';
Dort reicht ein stärkendes Getränk'
Das herz'ge Mariandel.

Mariandel trägt ein Kleidchen bunt;
Von Locken ist die Stirn umweht.
Mariandel hat gar süßen Mund,
Der sich auf's Singen wohl versteht —
Und dieses Lied sagt euch nicht an,
Was sonst noch dieses Mündlein kann,
Roth wie die Blüt' der Mandel! — —
Ach, wenn der Wein doch schlechter wär',
Dann kämen so viel' Leut' nicht her
Zum herz'gen Mariandel! —

Der Wein ist gut, der Wein ist ächt;
Da kehren viele Gäste ein,
Doch, wer zuletzt im Stüblein zecht,
Ist mit dem schönen Kind allein!
Und schließt in dunkler Mitternacht
Sich hinter mir das Pförtlein sacht,
Wenn dann ich heimwärts wandel',
Dann jauchz'ich froh durch Wald und Feld:
„Die schönste Maid der ganzen Welt,
Das ist mein Mariandel!" —

* * *

Woher die schlechten Weinjahre kommen.

Sankt Petrus sprach zum Herrn der Welt,
Als gut der Wein gerathen:
„Ich hab' erspart mir etwas Geld,
Hab' Thaler und Dukaten.
In großer Zeh bei jedem Schritt,
Da zwickt's mich alten Knaben,
Und auch der Magen! — Herr, ich bitt'!
Ich möcht' 'mal Urlaub haben.

Bei Tag und Nacht hab' ich nicht Ruh'!
Es thut die Gicht mich zupfen.
Kein Mensch macht fest die Thüre zu —
Da zieht's, das bringt den Schnupfen!

Digitized by Google

Krank wird die kräftigste Natur
Im Pförtnerdienst. Ich meine,
Am Platz wär' eine Traubenkur!" —
„Sankt Petrus, geh' zum Rheine!" —

Sankt Petrus gieng, und als zurück
Er kam von seiner Reise,
Wie rühmt' er laut der Menschen Glück
Und sang dem Wein zum Preise!
Er, der am Stab sonst mürrisch schlich,
Er hüpfte wie ein Lämmchen,
Und seine Römernase glich
Schier einem Hahnenkämmchen.

Da sprach der Herr: „Nun sag' mir an!
Mit reichstem Traubensegen
Hab' ich den Menschen wohlgethan —
Ist fromm man allerwegen?
Singt Psalmen man in hellem Chor
Im rebengrünen Lande?" —
Sankt Peter kraut sich hinter'm Ohr
Und sagt': „Es ist 'ne Schande!

Da sitzt das Volk beim neuen Wein,
Thut auf die Tische klopfen
Und trinkt — und ruft dann hinterdrein:
Zum Teufel! — Welch' ein Tropfen! —
Nicht sind sie, Herr, ob solchem Glück
Dir nach Gebühr verbunden!
Auch hab' ich mehr beim „Kirchenstück"
Als in der Kirch' gefunden.

Fand mehr beim „Priesterseminar"
Als in dem Seminare!
Wär' kahl mein Haupt nicht ganz und gar,
Rauft' ich mir aus die Haare!"
Darauf der Herr: „Dankt also mir
Nur lästerliches Fluchen,
Mit schlechtem Weinwachs wollen wir
Es nun einmal versuchen!"

Als nächstes Jahr man Trauben las,
Da war der Spaß verdorben.
Ein Fuchs, der von den Beeren fraß,
Ist an Kolik gestorben.
„Nun, Petrus," sprach der Herr, „nun zieh'
Hinunter zu der Erden,
Und thu' die Aeuglein auf und sieh',
Wie sich die Leut' geberden!"

Bald war Sankt Peter wieder da;
Sein Antlitz war voll Runzeln:
„O Herr, im ganzen Weinland sah
Ich Keinen fröhlich schmunzeln,
Doch herrlich blühet die Frömmigkeit!
Wenn Ritter, Bürger, Bauer
Vom Neuen trinkt, ein Jeder schreit:
Herrgott! Herrgott! Wie sauer!" — — —

Aus dieser himmlischen Geschicht'
Kann Jeder sich's erklären:
Mehr guten Wein gäb's, wenn wir nicht
So große Sünder wären —
Und Alt und Jung drum ringsumher
Möcht' freundlich ich ersuchen:
Trinkt lieber einen Schoppen mehr
Und laßt das schnöde Fluchen! —

Bei der Kartenlegerin.

Skizze von P. K. Rosegger.

„Einen Mann kriegst, feines Dirndl! Heiraten wirst!" — Für einen Sechser kann man ihr das schon sagen, denkt die alte Kripphuberin bei sich. Weiter weiß ich nichts. Als ich einst bei der Kartenlegerin vorgesprochen, fielen die Blätter so, daß sie mir sagte, ich hätte einen bildsauberen Schatz, — das wußte ich aber schon, — und zwischen diesem Schatz und mir liege der Herz-Neuner, also die brennheiße Lieb'. Das wußte ich ebenfalls. Aber hinter der Jungfrau sei der Eichel-Bub gefallen, das bedeute Gefahr, und über dem Buben sei das Schell-Aß: Falschheit, und daneben habe sich der Grün-Siebner eingestellt: Verdruß, und ich solle mich in Acht nehmen und meinen Schatz mit Zärtlichkeit hegen, sonst könne er mir untreu werden!

„Aber Mutter Kripphuberin, das nennt Ihr wahrsagen?! Das kann ich auch."

„Schau, da ist der Prahlhans, der Schell-König. Kennst ihn?" so fragte mich die Alte, indem sie Blatt um Blatt vor mir auf den Tisch legte. „Und der Grün-Achter: das Wirtshaus! Und die Eichel-Dirn daneben! Junger Herr, wenn das Dein Schatz erfährt! Oho, der Grün-Ober! Mit einem hohen Herrn wirst zu schaffen kriegen. Etwan doch kein geweiht? Das wär' nichts Gutes; das wollen wir uns für's End' aufsparen. Der Kaiser wird's sein. Richtig, der Schell-Unter! Soldat wirst, da schau her! Und was für ein sauberer Soldat! Der Eichel-Siebner: Geld kriegst! Der Herz-Zehner: ein gutes Herz hast. Der Grün-Unter: ein armes altes Weibel fallt in Deine Nachbarschaft. Ein so viel armes Weibel, kann sich kein Brot mehr verdienen, will essen, was es nicht hat, und

Digitized by Google

muß ſagen, was es nicht weiß . . . . Schau, wie brav! Den Beutel thuſt auf! Vergelt's Gott!"

Wer hätte das Unherz gehabt, dieſe ſchalkhafte Wahrſagerin Lügen zu ſtrafen?

Schlimmer hätte es ausfallen können, als eines Tages zwei Freundinnen, die insgeheim einen und denſelben Burſchen gern hatten, zur Kripphuberin kamen; ſie wären heute juſt gut aufgelegt, und ſie wollten einen Spaß haben und ſich die Karten aufſchlagen laſſen. Die Alte war dorfkundig und wußte das Geheimnis, denn Lieb' und Feuer läßt ſich nicht verbergen. Sie war auch ſeelenkundig, wie es einer Sibylle anſteht, und die Karten fielen ſo, daß dem Herz-Buben die Schell-Jungfrau in die Nähe kam und daß die Herz-Jungfrau ganz ausblieb.

„Die Schell bin vielleicht ich!" flüſterte die Joſefa.

„Ich glaube nicht," verſetzte die Barbara.

„Jagt Euch nicht drum," belehrte die alte Frau, „dem Herz-Buben ruckt der Grün-Siebner bei: er denkt an eine Andere. Das iſt auch Einer, der die Kirſchen nicht mag, die ihm in den Mund hängen, und ſeinen Hals wagt für die am höchſten Wipfel."

„Leicht zu begreifen. Weil die herunten nicht reif ſind," ſagte die Aeltere.

Die Jüngere ſagte nichts. Sie ſchaute vor ſich hin und hatte ein feuchtes Auge.

„Jetzt kann ich mir's ſchon denken, welche er nimmt," grinſte die Alte.

„Ich kann mir's auch denken," rief die Aeltere, die Barbara, überlaut: „Da, gute Kripphuberin, da haſt was." Einen Sechſer gab ſie.

„Schön, vergelt's Gott, Dirndl."

„Die Joſefa gibt Dir eh nichts!"

„Oih!" jauchzte die Alte auf, „die gibt mir noch mehr!"

„Ich will von ſo närriſchen Sachen nichts wiſſen," hauchte die Joſefa und ſchlich traurig davon. Wie die Karten gefallen, das war ihr Eins; ſie hatte nun die Ueberzeugung, wie zangenfeſt ihre Freundin an dem Michel hing. „Stückweiſe müßteſt mich herabreißen von meinem Liebſten!" hatte einmal Eine geſagt; auf die Barbara paßt's. Raufen, um den Mann raufen, das will die Joſefa nicht. Der Michel wird ſich auch lieber der Schneidigen zuwenden. Er mag's thun, im Gottesnamen; ihr, — der Joſefa, — iſt das kecke Weſen nicht gegeben.

So dachte das Dirnlein und ging weinend davon und hat ſich nach dem Burſchen nicht mehr umgethan.

Das fiel aber dem Michel ſchon am nächſten Sonntag auf. Die Barbara iſt ſo nah' bei der Hand und ſo ummter und flink, wenn er bedient will ſein. Die Joſefa iſt nirgends zu ſehen.

„Will doch einmal gucken nach ihr!"

Er ſuchte ſie und fand ſie nicht; da ward ſein Wunſch, ſie zu ſehen, noch lebhafter. Er fand ſie auch am zweiten Sonntag nicht; da ward er zornig. „Will ſie mich etwan foppen! Thut ſie ſich etwan einen Haderlumpen an?! Kreuz-Himmel-Hagelſtern, ich verſteh' keinen Spaß!"

Am dritten Sonntage ſchrie in ihm die gewaltige Liebe auf.

Bis in ihrer Mutter Hütte mußte er dringen, um ſie zu ſehen. Und wenn ſo ein junger, hausgeſeſſener Mann, wie es der Michel war, einmal in der Mutter Hütte eindringt, ſo ſagt er auch, warum.

Wie Wachs an's heiße Eiſen, ſo ſchmiegte ſich Joſefa, ſchluchzend vor Glück, an ſeine Bruſt.

Als ſie nach ſechs Wochen in bräutlicher Paarung zur Kirche ſchritten, hockte an der Lindenbank die alte Kripphuberin. Mit zitternder Hand neſtelte die Braut etwas Silbernes aus dem Sack und reichte es dem Weiblein. „Ich hab's geſagt," lächelte dieſes, „die Joſefa, die gibt mir noch mehr. Vergelt's Gott an Deinem Mann und an Deinen Kindern!"

Sie war bisher eine gute Wahrſagerin, — es ſteht zu hoffen, daß ſie's auch mit dieſem Spruche bleibt.

Digitized by Google

Dem Verfasser des „Eine Wallfahrt an's Meer.*)

Ihr habt meinen Terzan geschmäht.
Dafür werdet Ihr angekräht.

Sitzt am Meer ein Liederschmied,
Durstig wie ein Hummer.
Der vertreibt mit Wein und Lied
Sich des Lebens Kummer,
Singt wie Spatz und Ammerling
Auf dem Kirschbaum droben;
Selbst Herr Robert Hamerling
Thät ihn einst beloben.

Diesen jüngst ein Fremdling traf,
Gleichfalls ein Poete,
Ruhmbekannt bei Fürst und Graf
Wie bei Hans und Grete.
Und der Erste freudenreich
Zog vom Haupt die Kappe;
Vorzulesen griff er gleich
Nach der Dichtermappe.

Sprach der Gast mit ernstem Ton:
„Fort mit den Gedichten!
Eure Lieder kenn' ich schon,
Euren Wein mit nichten.
Nach des Malvasiers Genuß
Bin ich längst schon lüstern,
Den Ihr Eurem Pegasus
Träufelt in die Nüstern."

Nach der Schenke im Verein
Zogen sie von dannen,
Wo des Karstgebirges Wein
Schäumt in irdnen Kannen.
Dunkelroth rubinenklar
Rann er aus den Spunden. —
Nach dem ersten Krüglein war
Jäh der Gast verschwunden.

Nordwärts ihn das Heimweh trieb,
Denn es ward ihm graulich.
Was er von dem Karstwein schrieb,
Klingt nicht sehr erbaulich;
Und im Stillen spricht er so:
„Sagt nicht ein Genie wo:
Tales versus facio,
Quale vinum bibo"?

Solches schreibt er freilich nicht,
Denn er will nicht kränken
Einen, der beim Karstwein dicht'l,
Doch er thut sich's denken.
Seine Feder spritzt er aus,
Putzt sich klar die Brille,
Und zu einem andern Haus
Zieht der Dichter stille.

In den Krug zum grünen Kranz
Trägt er seinen Aerger,
Seinen Groll versenkt er ganz
In den Luttenberger

Und vergießt den Karstweinkrug
Bei dem Kleinoschegger. —
Wohl bekomm' Euch jeder Zug,
Wackerer Rosegger!

Triest, 12. Jänner 1885.

Rudolf Baumbach.

*) Heimgarten IX. Jahrgang, Heft 4, Seite 287.

Eine Zuschrift in Sachen des Volksliedes.

Ueber meinen Aufsatz: „Dem alten Volkslied eine Gasse" (Novemberheft) sind mir mehrere beistimmende Schreiben zugekommen. Eines kam von einem Schulleiter aus Oberkärnten, dasselbe ist gar kritisch, aber es dürfte nach mancher Richtung hin Wahres und Beherzigenswertes enthalten, ich drucke es ab:

Geehrter Herr Heimgartenmann!

Sie werden schon verzeihen, ich hätte Sie für klüger gehalten. Eine Volksliedersache so gewiß den zünftigen Musikleuten vorzutragen, den akademischen Fachmusikanten, vielleicht gar noch den Wagnerianern! Das kommt mir gerade vor, als ob Sie die Fleischhauer angingen, daß sie für den Vegetarismus, oder die Leinweber, daß sie für die Wollkleidung Propaganda machen sollen. Ja, diese Herren von der Zukunftsmusik mögen mir beim heiligen Gral schwören, wie hoch sie das alte Volkslied in Ehren halten, wie sehr Wagner selbst das Volkslied geschätzt und ihm zugestrebt habe — in der Theorie vielleicht — ich glaube ihnen nicht. Der eingefleischte Wagnerianer haßt das Volkslied, wie der Teufel den Weihbrunnen — wenn Sie das Sprichwort kennen.

Und bei den Fachmusikern älterer Schule werden Sie auch nichts erreichen; diese möchten sich wohl den Kopf zerbrechen, wie die Sache anzugehen sei, denn sie ist zu einfach für umständliche Leute, und möchten im besten Falle so lange am Volksliede herumkünsteln, bis es keines mehr wäre.

Digitized by Google

Nach meiner Meinung müßten Sie sich an Naturfänger wenden, deren etliche zusammenstehen, alte Lieder im Volke auffangen und nach der Volksart singen sollen, so gut sie können — aber beileibe nicht besser. Oder warum haben Sie sich nicht an die Volksschullehrer gewendet? Diese sind am leichtesten in der Lage, die Liederschätze zu heben, und da sie ohnehin mit der Jugend singen, so sollen sie wieder die alten Volkslieder singen, insofern sie für die Jugend passen. Auch die Erwachsenen könnten gerade vom Schullehrer zu solchem Singen angehalten und wieder erzogen werden. Ich habe in meiner Gemeinde schon einen Versuch gemacht, habe zwei Manns- und zwei Weibspersonen beisammen, die zu zweien, dreien oder vieren schon etliche zwanzig alte Lieder recht hübsch zum Vortrage bringen. An den Feierabenden oder Sonntagen Nachmittags kommen sie zusammen, ist mir aber lieber, nicht im Wirtshause, sondern in einer großen Bauernstube oder im Schulhause und haben wir Zuhörer in Haufen.

Vielleicht machen uns das Andere nach, und wenn sie's besser machen als wir, so haben wir auch nichts dagegen. Wie ich mir vorstelle, wäre das der richtige Weg, nach Ihrer Anregung dem Volkslied zu nützen.

Indem ich für meinen Freimut recht artig um Entschuldigung bitte, ihr ganz ergebener N. N.

* * *

Diese Zuschrift ist mir überaus erfreulich und ich lege sie allen Volksschullehrern an's Herz. Indeß hatte ich in meiner Anregung vornehmlich die Pflege des alten Volksliedes *in den Städten* vor Augen gehabt. *Hat* das Volkslied einen Wert, so wollen wir ihn auch in den Städten nicht missen; hat es keinen, so ist die Pflege desselben auch auf dem Lande nicht nothwendig. Weil es aber einen unbestreitbaren hohen Wert hat, nicht allein als Musik, sondern auch als Culturelement, vornehmlich für den deutschen Geist und für die Heimatsliebe, weil auch in der städtischen Bevölkerung eine große Neigung dafür da ist, die sich sogleich zeigt, wenn z. B. in Concerten oder im Theater einmal etwas Volksliederartiges anklingt, so mahne ich wiederholt: Pfleget das alte Volkslied auch in den Städten!

Rosegger.

Männer, Euere Frauen schminken sich!

Weshalb wohl die Frauen — alte und junge — einen wahren Farbenkasten aus ihren Gesichtern machen? frägt Kathinka von Rosen in der „Wiener Hausfrauen-Zeitung". Werden sie dadurch schöner? Wahrlich nicht! Jünger? Nicht um ein Jahr! Conservirt die Schminke die Haut? Im Gegentheil, sie verdirbt sie! Also weshalb? Doch wohl nur, weil es Mode ist. Eine macht es der Anderen nach, und schließlich wird es zur Gewohnheit.

Wo nur die Frauen, die doch sonst so scharf sehen, ihre Augen und ihren Schönheitssinn haben?! Ist dieses blauliche Weiß, sind diese rothen Lippen schön? Verleihen die gefärbten Augenbrauen, die schwarzen Striche unter den Augen dem Antlitz Liebreiz und Schönheit? Ich denke, nicht! Und wie bald hilft alles Bestreichen und Färben nicht mehr, die Haut hat ihre Frische verloren, sie ist gelb und runzelig geworden und die Frauen werden vor der Zeit alt. Und man glaube nur ja nicht, daß Puder dem Teint nicht schadet! Er trocknet die Haut aus, verstopft die Poren, zahlreiche Mitesser — die wahrlich nicht zur Verschönerung beitragen — bilden sich, die Haut wird spröde und die Jugendfrische geht verloren.

Wasser und Seife sind die besten und billigsten Schönheitsmittel.

Unbegreiflich sind mir die Männer! Haben sie auf ihre Frauen keinen Einfluß, oder sehen sie nicht die Schminke

Digitized by Google

und den Puder auf den Gesichtern ihrer theueren Gattinnen? Für andere Frauen haben sie doch scharfe Augen, und wie oft geschieht es, daß Herren sich in Gesellschaften mit mir über die Schönfärberei der Damen lustig machen! Ich werde dann immer verlegen, wenn mein Blick die Frauen der Betreffenden streift.

Aber nicht nur häßlich und unappetitlich werden die Frauen durch das Färben, Schminken und Pudern, sie bekommen — was wohl noch schlimmer ist — den Ausdruck der Zweideutigkeit. Schminke, sei sie auch noch so bescheiden und vorsichtig angewendet, gibt der Frau das Cachet der Zweideutigkeit und macht es fast unmöglich, sie von den Damen der Halbwelt zu unterscheiden — und schon aus diesem Grunde sollten sich anständige Frauen hüten, diese Mode nachzumachen.

Nur die Herren der Schöpfung könnten dieser Unsitte steuern. In England gibt es einen Verein, dessen Mitglieder sich verpflichten müssen, keine Frau zu heiraten, die nicht im Stande ist, ein Männerhemd zu nähen. Wie wäre es, wenn Männer hier einen Verein gründeten, dessen erster Paragraph lauten würde:

„Geschminkte oder mit Puder bestaubte Frauen werden weder geheiratet, noch — geküßt!"

Ich dächte, das würde helfen!

Lustige Zeitung.

Aus Schiller's Jugendzeit wird eine kleine Geschichte erzählt, die noch wenig bekannt sein dürfte. Schiller ward als Karlsschüler eines Abends von dem Vorsteher der Anstalt, einem Hauptmann, betroffen, wie er wider das Verbot noch spät Licht brannte und dichtete. Der Hauptmann, höchlich erzürnt über dergleichen Allotria, gab dem Schüler einen tüchtigen Verweis, dieser aber, ärgerlich über die Störung, rief endlich aus: „So a Hauptmann wie Sie, den schnitz' ich mir aus a gelben Rüben." Dieses Verbrechen gegen die Subordination ward natürlich dem Herzog Karl hinterbracht. Derselbe erschien am nächsten Tage selbst in der Schule, ließ alle Schüler versammeln, rief Schiller vor und setzte ihn wegen der gethanen Aeußerung zur Rede. Als der junge Dichter sein Vergehen eingestanden hatte, befahl der Herzog dem Aufwärter, eine gelbe Rübe und ein Messer zu holen. Schiller erwartete mit klopfendem Herzen des Herzogs Willen, ahnend den Ausgang der Sache. „So," rief der Herzog, ihm die Rübe und das Messer reichend, „jetzt wollen wir sehen, ob Er einen Hauptmann aus einer gelben Rübe schnitzen kann!" — Schiller, in der äußersten Verlegenheit, begann wirklich an der Rübe zu schnitzen, während der Herzog, auf seinen Stock gestützt, ihm auf die Finger sah. Als der Delinquent wirklich eine Art von Kopf gebildet hatte, wendete sich der Herzog an seinen Adjutanten und rief: „Es wäre doch verflucht, wenn er wirklich einen Hauptmann aus einer Rübe schnitzen würde!" Er gieng fort und der Missethäter kam diesmal mit der bloßen Angst davon.

* * *

Aphorismen von Nestroy. Unter dem Titel: „Aus Nestroy" sind Aphorismen von dem bekannten verstorbenen Schauspieler und Bühnendichter Johann Nestroy in Wien bei Rosner erschienen. Hier einige Proben aus dem originellen Buche:

Das ist eben das Dumme und höchst Ungerechte. Wenn die reichen Leut' nie wieder Reiche einladeten, sondern arme Leut', dann hätten Alle genug zu essen.

Ich glaub' von jedem Menschen das Schlechteste, selbst von mir, und ich hab' mich noch selten getäuscht.

Wenn man Ein'n hinauswirft, ist es genug; für was denn Grobheiten auch noch?

Armut ist ohne Zweifel das Schrecklichste. Mir dürfte Einer zehn Millionen

Digitized by Google

herlegen und sagen, ich soll arm sein dafür, ich nehm's nicht.

Daß es Leute gibt, die auf einen Ball gehen, das find' ich begreiflich; aber daß es Leute gibt, die einen Ball geben, das ist das, was mir ewig ein Räthsel bleibt.

Wer tranchiert, ist entweder ein Esel oder ein Flegel. Behält man als Tränchierer das beste Stück für sich, so ist man ein Flegel, und behält man sich es nicht, so ist man ein Esel.

* * *

Die Akademie der Schweiger. In Hamadan in Persien bestand einst ein berühmter Gelehrtenverein, dessen erster Grundsatz war, zu schweigen; er führte den Namen: „Die schweigende Akademie". Einst verlangte der gelehrte Said, in dieselbe aufgenommen zu werden, doch, da alle Plätze besetzt waren, konnte man seine Bitte nicht erfüllen. Der Präsident theilte ihm dies stillschweigend mit, indem er auf eine vor ihm stehende Vase wies, die bis zum Rande mit Wasser gefüllt war, so daß sie bei einem Tropfen mehr überlaufen mußte. Said pflückte rasch von einem Strauche ein Rosenblatt und legte es auf die Vase so sanft, daß kein Tropfen dadurch verschüttet wurde. Dieser geistreichen Antwort verdankte er seine Aufnahme.

* * *

Naives Geständnis. Im „Winterthurer Landboten" war vor Kurzem folgendes gelungene Inserat zu lesen:

„Mache hiemit dem Tit. Publikum Winterthurs die ergebene Anzeige, daß die Theatersaison ihrem Ende zugeht, und erlaube mir, zugleich aufmerksam zu machen, daß Niemand außer Fräulein Jenny das Recht hat, das übliche Theater-Journal abzugeben und dem Publikum unrechtmäßiger Weise Geld herauszulocken.

Hochachtend und ergebenst
D. S., Theaterdirector."

* * *

Unbedingten Anspruch auf Neuheit hat die folgende Art der Altersbezeichnung. „Wenn ich fragen darf, Herr Kollege," fragt der Dr. A. den Sanitätsrath N., „wie alt ist Ihre Frau Gemahlin?" — „Nun, sie ist schon in dem Alter, wo das Haar anfängt, schwarz — gefärbt zu werden."

* * *

Ein Arzt in Verlegenheit. Die Frau eines Landmannes erkrankt und der Arzt wird gerufen. „Können Sie mich auch bezahlen?" fragt er mißtrauisch. Da hält der Bauer fünf Goldstücke in die Höhe: „Diese sind die Ihren, mögen Sie die Frau heilen oder umbringen!" Die Patientin stirbt, der Doctor begehrt die fünf Goldstücke. „Haben Sie meine Frau geheilt!" fragte der Landmann. — „Leider nicht!" — „Haben Sie sie umgebracht?" — „Gott bewahre!" — „Na, dann haben Sie auch keinen Anspruch an das Geld!"

* * *

Gespräch auf der Badepromenade. „Haben Sie gehört, lieber Freund, daß die schöne Baronesse v. F. den reichen Geheimen Commissionsrath M. heiratet?" — „Unmöglich!" — „Ich versichere es Ihnen!" — „Ja, wissen denn die Eltern nicht, daß er schon zweimal verrückt war?" — „Was thut's? Es handelt sich ja um eine Vernunftehe."

* * *

Schwäbische Treue. „Warum weinst denn so, Kätherle?" — „Sollt' i net weine, Hochwürden? Mei Jockele muß jo unter d'Hulaner!" — „Na, tröst' Dich, er kommt ja in drei Jahren zurück!" — „Ja, mei' Hergöttle, derweil han i scho lang en Andern!"

* * *

Digitized by Google

Väterliche Belehrung. Ein Geldwechsler empfängt in Gegenwart seines Sohnes durch den Boten eines mit ihm in Abrechnung stehenden Hauses tausend Mark in Hundertmarkscheinen. Er zählt die Summe nach, indem er jeden Schein leichthin mit angefeuchteten Fingern aufhebt; „Eins, zwei, drei“ — — u. s. w.; beim zehnten hält er inne. „Den letzten,“ flüstert er seinem Sprößling in's Ohr, „muß man nie aufheben; es könnte noch einer darunter liegen.“

* * *

Im Verhör. „Haben Sie schon früher einmal mit den Gerichten zu thun gehabt?“ — „Leider, Herr Präsident.“ — „Und was haben Sie sich damals zu Schulden kommen lassen?“ — „Ich war Geschworner.“

* * *

Falsche Auffassung. Im Jahre 1800 ward dem Pariser Publikum das Theater der Republik unentgeltlich geöffnet. Man gab eine Oper. Es war zum Ersticken voll von solchen Zuschauern und Zuschauerinnen, die früher nie das Eintrittsgeld zur Oper hatten bezahlen können. Beim ersten Trio schrie ein Fischerweib mit kreischender Stimme: „Da seht nur, wie man uns betrügt! Weil es heute kein Eintrittsgeld kostet, so singen gleich drei auf einmal, um recht schnell fertig zu werden!“

* * *

Bretter-Freundschaft. Der erste Liebhaber einer mittleren Bühne kommt zum Frühschoppen und findet seinen Freund, den Komiker, beim Lesen der Morgenzeitung, welche die Theaterkritiken zu enthalten pflegt. Liebhaber: „Was liesest Du denn da, Andreas? Du machst ja ein vergnügtes Gesicht, das kennt man gar nicht bei Dir. Du wirst gewiß tüchtig gelobt?“ Komiker (sich vergnügt die Hände reibend): „Nein, mein Junge, aber Du wirst tüchtig heruntergemacht.“

* * *

Ein Mißverständnis. Friedrich der Große konnte nichts weniger bei seinen Officieren leiden, als Weichlichkeit, namentlich waren ihm die kostbaren weichen Pelze zuwider, welche die reichen Husarenofficiere, wenn sie in den Winternächten auf Wache zogen, bei ihren Rondegängen über die Uniform zu ziehen pflegten; er hatte deshalb strengen Befehl gegeben, keine Pelze in das Wachtlocal mitzubringen, aber trotz alledem wurden sie doch allabendlich eingeschmuggelt. Eines Abends kehrte der König von einem größeren Spazierritt nach Sanssouci zurück und trat unerwartet in das Zimmer des wachthabenden Officiers. „Ist etwas Neues vorgefallen,“ fragte er den jungen Mann, indem sein Adlerange das Zimmer musterte und sogleich einen verbotenen langen Pelz an der Wand hängend erblickte. — „Der englische Gesandte erwartet Eure Majestät im Vorzimmer, sonst weiß ich nichts zu melden!“ antwortete der Officier salutierend. — „So, so!“ sagte Friedrich und trat auf das verhängnisvolle Kleidungsstück zu; „der Pelz gehört wohl Ihm?“ inquirierte er, indem er mit der Reitgerte auf denselben klopfte. — „Zu Befehl, Majestät!“ war die Antwort des Officiers. Ohne ein Wort zu sagen, griff der König nach dem Pelz und warf ihn in's lodernde Kaminfeuer. Vollkommen gleichgiltig blickte der junge Kriegsmann in's Feuer und Friedrich fuhr fort: „Der Verlust wird Ihn schmerzen, aber Er weiß ja, ich kann die Pelze bei meinen Soldaten nicht leiden!“ — Der Officier schüttelte den Kopf: „Mir kann der Pelz sehr gleichgiltig sein, Majestät, denn er ist ja nicht mein Eigenthum, sondern er gehört dem englischen Gesandten!“ — „Der Teufel auch!“ fuhr der König auf und suchte den Pelz aus den Flammen zu ziehen, aber derselbe war bereits zum größten Theil verkohlt. „Ich habe Ihn ja doch gefragt, ob Ihm der Pelz gehört!“ sagte er ärgerlich. — „Und ich habe Euer Majestät unterthänigst berichtet, daß er ihm, d. h. dem Gesandten, gehört!“ erwiderte kaltblütig der Officier.

Digitized by Google

„Ei, das ist ja ein fatales Mißverständnis, und ich werde wohl die Kosten desselben tragen müssen," lächelte der große König; „gibt's aber Krieg," fuhr er dann fort, „wegen des Pelzes, dann stecke ich Ihn dafür in die Avantgarde!"

* * *

Eine sonderbare Wette. Jemand, der längere Zeit auf einem Landgut nicht weit von Kingston (Jamaika) zugebracht, erzählt das Folgende: Als ich einst an einem sehr heißen Tage auf dem Sopha ausgestreckt lag und die Zeitung las, hörte ich unter meinem Fenster Jemand mit lauter Stimme zanken. Neugierig stand ich auf und sah nach draußen, wo ich einen Neger in lebhaftem Gespräch mit einem beladenen Esel stehen sah. „So, also du willst nicht weiter? Hast Du wirklich die Absicht, stehen zu bleiben? — Nun, es ist gut, aber ich wette mit dir um einen „bit", daß ich dich weiter treibe! Nimmst du das an? Nun gut, dann gib Acht!" — Nach diesen Worten packte der Neger das Thier am Schwanze und begann diesen mit aller Kraft herumzudrehen. Wirklich setzte sich der Esel dann auch bald in einen gelinden Trab. Ich war neugierig, was der Neger mit seiner Wette im Sinne hatte; „bit" ist nämlich ein auf Jamaika einheimisches kleines Geldstück. — „Ihr habt Eure Wette gewonnen," rief ich dem Manne zu, aber wer bezahlt nun den „bit"?" — „O, das thut der Esel! Mein Herr hat mir einen „bit" mitgegeben, um in Kingston Futter für den Esel zu kaufen, nun bekommt er nichts, und ich behalte das Geld."

Bücher.

Abenteuer eines Schauspielers. Von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Duncker. 2 Bände. (Norden, H. Fischer's Nachfolger.) August Blanche ist unseren Lesern nicht mehr unbekannt. Wir erinnern an dessen Werke: „Aufzeichnungen eines Geistlichen", das im VIII. Jahrgang dieser Zeitschrift, Seite 237 vorgeführt worden ist. Vorliegende neue Sammlung, die sich zwar etwas locker an den Titel schließt, steht nicht viel niedriger als jenes und enthält manches reizende Genrebildchen; die Anmut und Meisterschaft des Stiles läßt uns die Alltäglichkeit des Stoffs, die sich bisweilen ein wenig breit macht, leicht vergessen. Eines der originellsten und gewichtigsten Stückchen aus den „Abenteuern eines Schauspielers" ist das diesem Hefte einverleibte Begräbnis des Herrn Jonas Erik Holmstrand.

M.

Gedichte von Paul Heyse. Dritte Auflage. (Berlin, Wilhelm Hertz, 1885.) Ein Versuch, den Wert dieser Gedichte bestimmen zu wollen, wäre heute ganz überflüssig. Es ist die dritte Auflage, das deutsche Volk hat seine Meinung darüber längst gefaßt. Es sind edle Poesien des deutschen Meisternovellisten — legitime Kinder einer im Himmel geschlossenen Ehe zwischen Herz und Geist. Diese dritte Auflage ist vermehrt mit Heyse's: Aus dem „Skizzenbuch" und den „Versen aus Italien".

M.

Der neue Roman „**Serapis**" von Georg Ebers ist vor Kurzem in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen und wird die große Verehrerzahl der Ebers'schen Muse noch vermehren. Man merkt dem Werke durchaus nichts an von den körperlichen Leiden, mit welchen der Verfasser während des Schaffens zu ringen hatte und die nur gedient zu haben scheinen, seinen Geist von den Zerstreuungen der Welt fern zu halten, um sich ganz in seine Aufgabe zu vertiefen, welche in eine ferne Vergangenheit zurückführte, deren Erforschung lange Jahre hindurch das Ziel seiner gelehrten Studien gewesen. Seine Aufgabe war, die letzten Anstrengungen und Regungen des zu Boden geschmetterten Heidenthums, das hoffnungslose Ringen der alten Glaubenswelt gegen das siegreich sich ausbreitende und bereits zur unwiderstehlichen Uebermacht gewordene Christenthum zu schildern.

Alexandria, wo Ebers' Roman zu einer Zeit spielt, die anderthalb Jahrtausende hinter uns liegt, war damals die zweite Stadt der Welt, und der Tempel der Isis, das Serapeum, ein Wunderwerk der Baukunst, mit dem darin aufgestellten erhabenen Bilde des Gottes Serapis, des höchsten aller Götter, war das größte Heiligthum der glänzenden und volkreichen Stadt. Die Zerstörung dieses Heiligthums bedeutete nach dem Volksglauben zugleich den Unter-

Digitized by Google

gang der Welt. An das Serapeum knüpfen sich die Schicksalsfäden der beiden liebenden Paare des Romans, der unser Interesse von vornherein zu wecken und es bis zum Schluß wirksam zu steigern weiß. Der Verfasser hat es verstanden, die weltbewegenden Ideen und Kämpfe der Zeit in lebensvoller Weise zu verkörpern; wir glauben an die Gestalten, die er uns im Tempel, Kirche, Haus, Schule und Rennbahn vorführt, und werden durch sie so heimisch in dem prächtigen Alexandria, daß die Scenen, welche fanatische Mönche bei der Zerstörung des Serapeum aufführen, uns selbst schmerzlich bewegen.

„Serapis" läßt keinen der Vorzüge der früheren Romane des Verfassers vermissen und übertrifft diese noch durch seine vertiefte Kunst der Composition.

B.

Der neue Hamlet, Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Herausgegeben von Carl Ludwig. (Zürich, Verlags-Magazin, 1885.)

Es ist hier nicht der Ort, über die Berechtigung des Pessimismus in der Poesie zu sprechen; aber was der Verfasser oder der Herausgeber des „Neuen Hamlet" unter Pessimismus zu verstehen scheint, verdient diesen Namen nicht. Pessimismus ist nicht verzerrte, sinnlos dusselnde Weltschmerzlerei, ist nicht Jammer ohne Ueberzeugung. Zugestanden, daß sich in dem ersten Abschnitte des Werks auch manches gelungene Gedicht befindet, und muß es auffallen, daß gerade die besseren Gedichte frei sind von der im deutschen Dichterwalde noch immer grassierenden Heine-Imitation. Weniger günstig, als das Bild des Lyrikers, gestaltet sich das des Dramatikers. In den dramatischen Fragmenten — besonders aber im „Cromwell" — sehen wir neue Früchte der unerquicklichen Shakespeare-Manie, welche einst Grabbe in unvergleichlicher Weise ihrer Hohheit überwiesen hat. Ein solches Mißverstehen des großen Meisters nimmt uns umsomehr Wunder, als sich der Verfasser in seinen Prosa-Aufsätzen nicht nur als inniger Verehrer, sondern auch als ziemlicher Kenner Shakespeare's zu erkennen giebt. Diese Aufsätze enthallen geistreiche Ansichten und sind immerhin lesenswert. In den „Tagebuchblättern", wie in anderen Productionen des jugendlichen Autors offenbart sich ein heißer Drang nach künstlerischem Schaffen, zugleich aber ein peinliches Unvermögen. „Der gute Wille," sagt Schopenhauer, „ist in der Moral Alles, in der Kunst aber gilt einzig und allein nur das Können." Der Herausgeber wäre, wenn er wenigstens eine strengere Auswahl des Druckfähigen getroffen hätte, der Pflicht gegen einen Verstorbenen besser, nachgekommen, als es die Kritik thun darf. Aber Carl Ludwig vergleicht den „Pessimisten" mit Leopardi — ja, er findet ihn bedeutender, als den italienischen Dichter!

H. K.

Haimelig! für Jung und Alt vo dr Elisabeth Hetzel. I. Bändchen. Basel, Druck und Verlag von Emil Birkhäuser. 1885. Keine deutsche Mundart fand mehr Pflege in der Poesie, als die alemannische. Freilich hat unter den zahllosen Schweizer Dichtern kein Name so hellen Klang wie der eines Reuter, Kobell, Stieler, oder Stelzhamer; aber Poeten wie Meyer-Merian, Mähly, Schild genießen unter den Lesern von Dialektwerken des besten Rufes. Den genannten mag Elisabeth Hetzel, eine Basler Dichterin, nicht ungerecht angereiht werden. Ihr „Haimelig", ein Geschichtenbuch für Jung und Alt, zeugt von gesundem, urwüchsigem Humor und von unverfälschtem Gemüthe. Die Verfasserin hat ein klares Auge und sie versteht es, was sie sieht, anregend zu erzählen.

H. K.

Am Rhein beim Wein. Gedichte von Emil Rittershaus. (Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger, 1884.) Der deutschen Dichtergilde munterster Zechkumpan, der Dritte im Bunde Scheffel's und Baumbach's, singt hier edle Hymnen an den edlen Rheinwein, bei denen man ordentlich durstig wird. Es fehlt diesen feinen Gedichten gar nichts, als etliche Flaschen des Besungenen in natura, um vollkommen in ihrer Art zu sein. Uebrigens führt dieses Blatt drei der reizenden Lieder vor, die einstweilen auch ohne Wein ganz vortrefflich munden.

M.

Aus dem Paradiese. Berliner Idyllen von Oskar Linke. (Minden, J. C. C. Bruns, 1885.) Mit dem „Paradiese" meint der Autor natürlich nicht Berlin, sondern die Kindeswelt und das Liebesleben, aus welch' seligen Kreisen er anmuthsreiche und humorfrische Blüten beut. Das liebenswürdige Büchlein wird Manchen erfreuen.

M.

Commersbuch der Wiener Studenten. Herausgegeben von Max Breitenstein. 2. verm. Aufl. (Alfred Hölder, Wien 1885.) Diese Sammlung, welche nebst der Pflege des deutschpatriotischen Gedankens auch der österreichischen Heimat nicht vergißt, ist ein wahrer Jungbrunnen. Alles, was die lebens-

Digitized by Google

frohe, idealistische Jugend bewegen kann, kommt hier in den herrlichsten Volksliedern zum Ausdruck. Es ist uns ein wahrer Trost, zu sehen, wie gerade von unserer akademischen Jugend das alte Volkslied noch gepflegt wird und wie hier das Volkslied also die fruchtbarste Vermittlerin bleibt zwischen dem Gemüthe unserer Vorfahren und dem Geiste der neuen Zeit. Im Angesichte eines solchen Vermächtnisses brauchen wir vor den Verfahrenheiten unserer Tage nicht zu bangen. Das Volkslied ist ein Schutzengel der deutschen Jugend. R.

Die Kunst in Oesterreich-Ungarn. (Jahrbuch der „Allgemeinen Kunst-Chronik". Wien.) Das Prachtwerk, das diesen Titel trägt, ist soeben bei C. Graeser in Wien erschienen. Der Herausgeber, Dr. Wilhelm Lauser, verspricht in dem Vorworte desselben, von jetzt ab Jahr für Jahr ein Gesammtbild dessen zu liefern, was innerhalb des Kaiserstaates Bemerkenswerthes auf den verschiedensten Kunstgebieten geschaffen wird.

Der erste Jahrgang der „Kunst in Oesterreich-Ungarn" mit den Beiträgen der namhaftesten Kunstschriftsteller und mit den Originalzeichnungen der beliebtesten Künstler ist einer wohlwollenden Aufnahme sicher.

So entschieden aber dieses Werk möglichste Vollständigkeit anstrebt, so weit entfernt es sich von statistischer Trockenheit durch die Wärme des Tones, womit die einzelnen Schöpfungen vaterländischer Kunst besprochen werden, durch die anmuthende Mischung des ästhetischen, geschichtlichen und biographischen Stoffes, und durch die Einstreuung einer großen Zahl werthvoller Illustrationen.

Unsere Künstlerschaft, die darstellende wie die bildende, tritt hier gewissermaßen in persönliche Berührung mit jedem Einzelnen, der überhaupt unserem Kunstleben seine Theilnahme widmet.

In diesem Sinne wird „Die Kunst in Oesterreich-Ungarn" sich zweifellos den Dank Aller verdienen, die es seither beklagt haben, daß das Kunstschaffen bei uns allzu sehr dem Lichte der großen Oeffentlichkeit entzogen und daß jener innige Wechselverkehr zwischen Künstlern und Bevölkerung, der anderwärts zum Segen beider besteht, in unserem Vaterlande noch nicht genug ausgebildet ist. V.

Deutsch-österreichische National-Bibliothek. (Prag: Dr. Hermann Weichelt's Verlag; Wien: Moriz Perles.) Davon uns neuerdings zugegangen: 10. Jucunde. Dichtung in Prosa und Vers von Hermann Rollett. 11. Moisasur's Zauberfluch. Zauberspiel von Ferdinand Raimund. 12. Das große und das kleine Loos. Ein Lebensbild von Ferd. Kürnberger. 13—14. Eine Gewissensschuld. Novelle von M. v. Weißenthurn. 15. In den schwarzen Bergen. Dramatisches Gedicht von Heinrich Swoboda. Dieses volksthümliche Unternehmen ist sehr empfehlenswerth. V.

Daß unsere Volksschule ein hoffnungsvoller Frühling ist, zeigen die zahlreichen Blätter, die aus ihr aufsprossen. Ein solches Blatt ist das **„Oesterreichisch-ungarische Lehr- und Lernmittelmagazin"**, welches von den Pädagogen G. Nickl, Fr. Kmetitsch und J. Lochbihler in Graz bei Paul Gieslar in Monatsnummern, mit vielen instructiven Illustrationen versehen, herausgegeben wird. Nebst der Belehrung und Orientirung über Lehr- und Lernmittel enthält das Blatt Beiträge zur Heimatskunde, Recensionen und Zeitungsschau im Schulfache nebst einer literarischen Beilage: „Die pädagogische Gartenlaube", die manches hübsche Gedicht und manchen interessanten Aufsatz aus dem Schulleben u. s. w. enthält. Das Blatt ist wohl wert, daß man sich's einmal näher betrachtet. M.

Aus dem Inhalt des neuen Jahrganges von Schorer's Familienblatt (Berlin) heben wir die moderne, psychologisch vertiefte Erzählung **„Die junge Frau Doktorin"** von Hans Arnold hervor, desgleichen den Roman **„Die Seelenfängerin"** von Leopold von Sacher-Masoch. Als eine interessante Geschichte ist die Erzählung **„Die Spottdrossel"** von E. Bely zu bezeichnen. Als ganz besonders neu und originell aber dürfen wir wohl eine deutsch-coloniale Erzählung bezeichnen, welche einer der beliebtesten Autoren auf Anregung der Redaction für das „Familienblatt" verfaßt hat, und welche die Schicksale eines jungen Deutschen in West-Afrika schildert. Den interessanten Erscheinungen in Natur und Menschenleben sucht das Familienblatt durch die verschiedenartigsten Artikel näher zu kommen, aus denen sind hervorzuheben: Der deutsche Bildungsphilister. Von Ernst Eckstein. — Die Unsinnigkeit unserer Kleidermode. Von Emil Peschkau. — Cumberland's Gedankenlesen und dessen Erklärung. Von Julius Stinde. — Nur nicht heiraten! Von Ferd. Groß. — Das erste Heft der neuen Folge der **Bildermappen zu Schorer's Familienblatt**

Digitized by Google

enthält in prachtvollen Holzschnitten „Hero und Leander“ von Karl Gebhardt und „Auf der Eisbahn“ von Hans Dahl.

V.

Für Pflanzenfreunde. Unter dem Titel: Anzucht und Cultur der Palmen im Zimmer erschien soeben ein Separatabdruck aus der Gartenzeitschrift „Flora“, in welchem der Verfasser Herr Franz Langauer ein praktisches Verfahren und treffliche Winke mittheilt, durch welche es jedem Freunde dieser prächtigen Pflanzen möglich gemacht wird, die Anzucht und Pflege derselben im Zimmer mit Erfolg durchführen zu können.

Diese mit 10 Illustrationen (Palmen-Abbildungen) ausgestattete kleine Broschüre, welche lediglich aus dem Grunde verbreitet wird, um die Pflanzenzucht im Zimmer zu verallgemeinern, wird Jedermann auf Verlangen, welcher sich für dieselbe interessirt, gegen Einsendung einer Fünfkreuzer Briefmarke (für Porto) von dem Redacteur obgenannter Gartenzeitung, Herrn Otto Pfeiffer, Wien, Hernals, Bergsteiggasse Nr. 9, gratis zugesendet.

Für Jäger. Vor uns liegt die soeben erschienene erste Nummer des V. Jahrganges der illustrirten Zeitschrift „Waidmanns Heil“. (Klagenfurt.) Dieses ebenso belehrende als unterhaltende Blatt erscheint zum Schutze des Wildes, zu dessen Pflege und waidmännischer Behandlung und hat sich die Aufgabe gestellt, die Interessen der Jagd, der Fischerei und des Schützenwesens in Oesterreich in theoretischer und praktischer Richtung zu vertreten.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Des Rabbi Vermächtnis. Roman in drei Abtheilungen von August Becker. Zweite Auflage. I. Der Maler. II. Der Kabbalist. III. Der Erbgraf. (Leipzig. Johannes Lehmann, 1884.)

Die Blinde von Runterweg und andere Erzählungen v. Maximilian Schmidt. (München. F. W. Callwey 1885.)

Nachgelassene Novellen. von Wolfgang Menzel. I. Band. Inhalt: Eine Idylle aus der Dauphinée. Der Schiffsbrand. Der Wald von Chaumont. (Thalweil. A. Brennwald 1885.)

Die Tochter des Majors. Familien-Roman von E. v. Wald-Zedtwitz. (Berlin, R. Eckstein Nachfolger, 1885.)

Im Pusterlonde. Novellen von Hugo Klein. (Berlin, R. Eckstein Nachfolger, 1885.)

Berliner Blut. Heitere und ernste Bilder von Paul Lindenberg. (Berlin, R. Eckstein Nachfolger, 1884.)

Pesta. Taschenbuch für Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Herausgegeben von Elise Polko. Mit Illustrationen berühmter Meister. Fünfter Jahrgang. (Berlin, R. Eckstein Nachfolger, 1885.)

Verbrauchte Waffen. Roman von Philipp Vogler. Zwei Bände. (Leipzig, Carl Reißner.)

Die Ritter von der Scholle. Roman von Philipp Vogler. (Wien, H. Hitschmann's Journal-Verlag.)

Jung-Wien. Allerhand Wienerische Skizzen. Hochdeutsch und in der Mutterspracḥ von Eduard Pötzl. (Leipzig, W. Friedrich, 1885.)

Entenzucht. Sammlung von Zeitungsenten von Schulte von Brühl. (Berlin, R. Eckstein Nachfolger, 1885.)

Ramphold Gorenz. Ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit von Carl W. Gawalowski. (Graz, Friedrich Goll, 1885.)

's Xullerl. Volksstück mit Gesang in fünf Aufzügen von Carl Morre. Als Manuscript gedruckt. (Graz, Friedrich Goll, 1885.)

Entwicklungsgang der Tonkunst. Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart in ihren Hauptvertretern dargestellt von Dr. Emil Kauffmann. (Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung, 1884.)

Den Manen Gabelsberger's. Festgabe zum 25jähr. Gründungsfeste des steiermärkischen Gabelsberger-Stenographen-Vereines in Graz 1885. (Graz, Selbstverlag des Vereines.)

A schlüfisches Bilderbüchel. Allerhand Verzählsel und Verschel von Philo vom Walde. (Neisse. F. Huch.)

Dichtungen von Friedrich Hölderlin. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von K. Köstlin. (Tübingen. Franz Funs 1885.)

Dr. Hermann Schulze-Delitzsch. Begründer und Anwalt der deutschen Genossenschaften. Ein Nachruf von Engelbert Keßler. (Wien. Allg. Beamtenverein.)

Dem Dichter. Drei Gedichte von Franz Freiherrn von Schrenk-Notzing. Für eine mittlere Singstimme mit Begleitung des Pianoforte in Musik gesetzt von Carl Maria von Savenau. (Graz. C. Tandler.)

Eine Orientreise. Beschrieben vom Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. Bilder von Franz v. Paufinger. 2. Heft. (K. k. Hof- und Staatsdruckerei. Wien.)

Die „Historische Hauspostille. Kurzgefaßte Weltgeschichte für das Volk“ von

Digitized by Google

Corvin (Leipzig, Reißner) ist nunmehr bis zum fünften Hefte vorgeschritten.

Die Elektricität im Dienste der Menschheit. Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte und ihrer praktischen Anwendungen. Nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet von Dr. A. Ritter v. Urbanitzky. Mit 830 Illustrationen In 22 Lieferungen. (Wien A. Hartleben.) Bereits vollständig erschienen.

Der treue Eckart. Herausgegeben vom Deutschen Club in Brünn. II. Jahrgang. Erscheint zu Anfang und Mitte jedes Monats. (Bestellungen und Zuschriften an R. Knauthe's Buchhandlung, Brünn.)

* * *

Neue Zeitschriften, deren erste Nummern uns bisher zugegangen:

Deutsche Schriftsteller-Zeitung. Herausgegeben und verlegt von Josef Küschner in Stuttgart. Erscheint halbmonatlich.

Was Ihr Wollt! Ein Blatt für das deutsche Haus. Herausgegeben von Ernst Otto Hopp. (Verlag Berlin. F. Naumann.) Jährlich in 17 Heften.

Die Werkstatt. Meister Konrad's Wochenzeitung. Herausgegeben und verlegt von Franz Woas in Saarbrücken.

Wiener Illustrirtes Journal. Familienblatt für Salon und Haus. Herausgegeben und verlegt von Sigm. Salter. Wien. Erscheint wöchentlich.

Postkarten des „Heimgarten".

Altes Jahr 84: Die Stelle deines Briefes lautete wörtlich: „Dreihundert fünfazechzg Tag glonga nit, däsmol!" Und so ist sie auch wörtlich gelesen worden.

R. H. Jahrafeld: Danken bestens. Die Innviertler sehen es nicht gern, sie wollen den Dichter ganz für sich allein haben.

Dr. O. J. Linz: Lassen Sie zanken. Die Zeit wird lehren, daß Walterskirchen's Grundsätze die richtigen waren.

G. G. Trautenau: Was Gedanken anbelangt, sind wir ja fast alle Epigonen, oder besser, Alles ist schon gesagt worden, was wir sagen können, und vielleicht viel besser. Aber zu rechter Zeit das Rechte in der rechten Form sagen, auf das kommt es beim Schriftsteller an.

R. C. Carlsruhe: Sobald man einer Dichtung anmerkt, daß sie eine Dichtung (nicht Wahrheit) ist, hört sie auf, eine gute Dichtung zu sein.

F. J. Sch. Waizenkirchen: Zuschrift aufrichtig erfreut. Gut Heil dem Genossen und unserer Sache!

C. Marg Dresden: Wacker!

S. A. G. Meran: Der wahrhaft ausgezeichnete Aufsatz über Berthold Auerbach von Friedrich Spielhagen befindet sich in Westermann's Monatsheften. Januar 1885. Sie werden den edlen Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten nicht oft wieder mit so genialen Strichen gezeichnet finden.

Prof. Dr. G. Wien: Sie rügen an dem Aufsatze also nur den Titel und schlagen vor, ihn zu überschreiben: „Von dem Hochmut der Kathederweisheit". Einverstanden, obzwar diese Ueberschrift um das zu enge ist, um was jene ursprüngliche zu allgemein zu sein scheint.

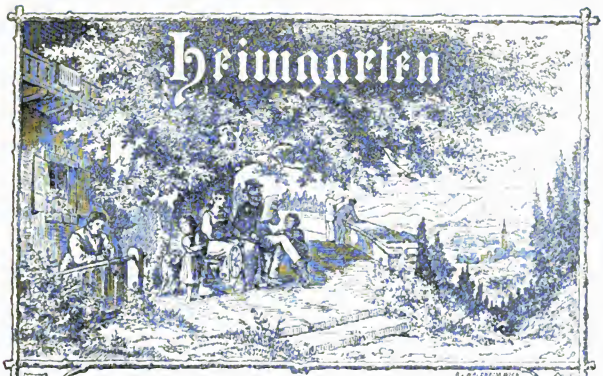
M. F. geb. R. Wien: Des steirischen Dichters Fellinger „Poetische Schriften" wurden von Dr. J. G. Kumpf 1819 in Klagenfurt herausgegeben. Das dramatische Gedicht: „Jaguar" erschien ebenfalls in Klagenfurt 1863. Die „Abgerissenen Scenen aus der Geschichte der Menschheit" sind 1808 in Graz erschienen. Eines oder das andere dieser Werke dürfte bei Antiquaren noch vorhanden sein.

E. v. F. F. Wien: „'s Nullerl" ist soeben bei F. Goll in Graz in Druck erschienen. Die Ausgabe enthält auch alle etwa von der Censur gestrichenen oder von Regisseuren willkürlich ausgelassenen Stellen

XXX **Für unverlangt eingeschickte Artikel können wir eine Verantwortung nicht übernehmen. — Manuscripte zur Prüfung und Begutachtung müssen wir — so schmeichelhaft das in uns gesetzte Vertrauen auch ist — dankend ablehnen, und zwar ausnahmslos. Auch die üblichen Schmeicheleien können nicht verlangen, da es uns absolut unmöglich ist, den verschiedenartigen, oft recht wunderlichen Ansinnen zu entsprechen. Abgesehen von allem Andern mangelt es uns dazu an Zeit. Wir bitten herzlichst, diese wiederholte Erklärung endlich in eigenem Interesse zu berücksichtigen.**

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google



Aus der Kindheit.

Erinnerungen von Robert Hamerling.

In dem kleinen, niederösterreichischen Marktflecken Kirchberg — nicht „am Wagram“, nicht „am Wechsel“, nicht „an der Wild“, sondern „am Walde“ — alle diese kleinen Orte liegen in demselben niederösterreichischen Kronlande — unfern den Städtchen Zwettl und Weitra, steht ein Häuschen, das jetzt, wenn ich recht berichtet bin, ein oberes Stockwerk trägt, früher aber nur aus einem einfachen Erdgeschoß bestand, und über dessen Thür von poesiefreundlicher Hand eine Tafel angebracht worden ist, mit dem Namen eines noch lebenden Poeten, der in diesem Häuschen das Licht der Welt erblickte.

Wer dem noch lebenden Poeten zürnt, weil er nicht den Muth hatte, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen, um jene Tafel entfernen zu lassen, der würde vielleicht milder denken, wenn er Zeuge einer Scene gewesen wäre, welche vor ungefähr fünf Jahrzehnten an eben jener Stelle sich zutrug.

Schmerzgebeugt gieng eine noch junge, aber bleiche Mutter mit einem bleichen Kinde auf dem Arm aus diesem Hause gleichsam in die Verbannung und in's Elend hinaus. Drinnen stand der Webstuhl still, an welchem ihr junger Gatte gesessen und das Gewebe ihres häuslichen Glückes gewoben hatte — des Schicksals Hand hatte dareingegriffen und die Fäden unheilvoll verwirrt; das Haus und Heim, aus welchem die junge Mutter hinwegzog, war nicht mehr das ihre, nicht mehr das ihres Gatten.

Als jenes Kind unter einem heftigen Regenguße zur Welt gekommen, hatte Frau Fortuna, um diese bekanntlich günstige Vorbedeutung nicht Lügen zu strafen, sich zwar eingefunden, war aber, nachdem sie mit dem Haupte an die allzu niedrige Thür geprallt, mit einer Beule auf der Stirn

Digitized by Google

und einer Verwünschung auf den Lippen wieder umgekehrt.

Jenseits des Gartenzaunes, der das Häuschen von dem herrschaftlichen Schloßpark trennte, stand und steht vielleicht noch eine Art von griechischem Tempelchen, überschattet von riesigen Tannen. Dort mag eine Muse umhergeschwärmt sein, und als die Mutter mit dem Kinde schluchzend auf Nimmerwiederkehr über die Schwelle des Hauses trat, da mag diese Muse über den Gartenzaun herüber dem Kinde aus Mitleid einen flüchtigen Kuß zugeworfen haben, der aber vielleicht die Sache nur schlimmer machte.

Während den Vater des Kindes sein Schicksal vorläufig in die Fremde führte, zog die Mutter mit dem Kinde sich zu einem verheirateten Bruder zurück, auf ein kleines Pfarrdorf, welches seinen Namen Groß-Schönau nur im Gegensatze zu einem noch kleineren führt, und welches, etwa drei Stunden von Kirchberg am Walde, entfernt auf der vom Schlosse Engelstein nach Weitra führenden Straße liegt.

Eine eigentliche Geschichte meiner Kindheit zu schreiben, ist nicht meine Absicht. Dazu ist hier nicht der Ort — auch nicht die Zeit. Und ich habe als Kind so wenig Interessantes, so wenig Pikantes, so wenig Merkwürdiges erlebt! Für Manche dürfte jedoch eben dies, daß meine Kindheit gar so einfach, gar so uninteressant verfloß, das Interessante daran sein. Und da Viele, welche die Schilderung der *zweiten* Station meiner Lebenspilgerschaft — im Stifte Zwettl — gelesen, ein Verlangen äußerten, auch von der *ersten* etwas zu erfahren, so gebe ich ein paar Erinnerungen zum Besten, ein paar Streiflichter — kleine, schlichte, nackte Thatsachen ernster und heiterer Art aus den zehn ersten Jahren meines Lebens, ohne irgendwelche Zuthat und ohne irgendwelchen poetischen Aufputz.

Das Schicksal scheint anfangs mit sich selbst nicht recht einig gewesen zu sein, ob es mich wirklich im „Reigen der Lebendigen" auf dieser Welt mitlaufen lassen solle, oder ob es nicht besser wäre, ein so wunderliches Mischgebilde von Pechvogel und Sonntagskind wieder einzuschmelzen, um ein rechtschaffenes, landläufiges Menschenkind daraus zu prägen.

Schon als Säugling erkrankte ich sehr schwer, und wenn ich der Versicherung meiner Mutter glauben darf, so lag ich bereits für todt in ihren Armen, und verdanke es nur der Heftigkeit, mit welcher der schmerzzerriss'ne Vater das todtgeglaubte Kind an sich riß, daß ich noch einmal zum Leben aufgerüttelt wurde.

Als Knäblein fiel ich einmal in einen tiefen Wassertümpel, einmal in den Bach, einmal in den Wasserkübel der Mutter, einmal von einem Baume herunter, so daß ich vierzehn Tage lang mit völlig steifem, verrenktem Genick umhergehen mußte, bis zufällig in's benachbarte Schloß Engelstein ein Arzt kam, dem ich vorgestellt wurde, und der, zu meinem frendigen Erstaunen, mit einem einzigen knackenden Ruck das ausgerenkte Genick wieder einrenkte. Einmal wurde ich vom großen Hofhunde im Schlosse Engelstein zu Boden gerissen oder gestoßen, einmal von dem voranslaufenden Pferde einer wandernden Schauspielertruppe über den Haufen gerannt. Und noch einmal drohte mir Gefahr von Wassersfluten, als ich in Gesellschaft einiger größerer Knaben am Schloßteich zu Engelstein die Wehr entfernte, die nur so viel Wasser durchließ, als der benachbarte Müller für sein Rad brauchte. Welch' ein Grausen, als die Wasser drohend gegen mich herschossen, vor welchen ich nur dadurch Rettung fand, daß von der andern Seite der zornige Müller gegen mich herschoß und mich bei den Ohren faßte, weniger im Eifer, mich zu retten, als in der Absicht, mich, und just mich — die größeren Knaben waren davongelaufen

Digitized by Google

— für den muthwilligen Streich gehörig zu züchtigen.

Mein erster Lebensretter warst Du, wackerer, nun verewigter Hans Markhart! — Ich bitte nicht zu lesen Hans Makart. Jener Hans war ein Sohn des Bruders meiner Mutter, und der Familienname meiner Mutter unterscheidet sich von dem des Malers Makart nicht viel anders, als sich der Familienname meines Vaters von einem andern rühmlich bekannten Malernamen — Amerling — unterscheidet.

Hans Markhart war um ein Jahr älter als ich und mißbrauchte diesen Vortheil, sowie eine ihm verliehene kräftigere Körper-Constitution, dazu, mich in kleinen Ringkämpfen — wir wohnten, wie gesagt, im Hause seiner Eltern — regelmäßig den Kürzeren ziehen zu lassen. Das entfachte einen wilden Groll gegen ihn in meiner Brust und ich verschwor wiederholt seinen Umgang. Aber der Groll verrauchte doch immer augenblicklich, wenn Hänschen mit einem versöhnlichen „Bertl, komm!“ an die Thür unseres Stübchens klopfte. Einmal verliefen wir uns Beide hinaus in die Wiesen und auf die Felder. Wir hatten Beide das geschlechtlose lange Kleidchen vor Kurzem mit der Hose vertauscht. Da geriethen wir an den oben erwähnten Wassertümpel, in welchen ich hineinfiel. Hänschen lief, was er konnte, heimwärts und brachte mit dem Ausruf: „Bertl Brunn g'fall'n! Bertl Brunn g'fall'n!“ das Dorf in Aufruhr und meine Mutter in Verzweiflung. Sie stürzte hinaus zum Unglücksort und fischte mich aus dem Tümpel heraus, in welchem ich mich auf dem Rücken liegend wie ein todter Frosch im Kreise drehte.

Der gute Hans! er wurde späterhin Dragoner, segnete aber trotzdem das Zeitliche in blühendem Mannesalter. „Wie mager und blaß Sie aussehen! Da wäre der Hans ein anderer Kerl, wenn er noch lebte!“ Mit diesen Worten redete mich die alte Mutter des Verewigten an, als ich im Jahre 1867 meine Heimat wieder besuchte. „Wenn er noch lebte!“ Ich brauche kaum zu sagen, daß ich diesen neuen Achill im Schattenlande nicht beneidete, als ich die alte Frau seiner so rühmend gedenken hörte, und daß ich, blaß und mager, aber doch lebendig, keine Lust verspürte, mein Los zu vertauschen mit dem des blühenden, starken, aber leider todten Hans!

Mit dem Komödiantenpferde, das mich umrannte, hatte es folgende Bewandtnis.

Eines Tages verlautete im Dorfe, daß eine wandernde Schauspielertruppe von den „Panzermanern“ her im Anzuge sei. Man lief derselben entgegen, die kleine Welt natürlich voran, und auch mich spornte die Neugier. Die Schauspieler kamen auf einigen Wagen mit ihren Geräthschaften angefahren. Den Wagen voraus sprang ein munteres Füllen; das setzte sich plötzlich in Galopp und nahm seinen Weg, da ich gaffend mitten in der Straße stand, über meine Wenigkeit hinweg. Glücklicherweise voltigierte das Pferdchen so geschickt, daß seine Hufe mich nicht berührten und ich mit dem Schrecken davon kam.

Dieser Unfall war indessen nur das Vorspiel von andern bedeutungsvollen Ereignissen, welche das Erscheinen der Schauspieler im Dorfe für mich im Gefolge hatte.

Die Truppe gab auch geistliche Pantomimen und verwendete dabei die Kinder und jungen Leute des Dorfes als Volontäre. Als erste dieser Pantomimen wurde die Geschichte des egyptischen Josef in Scene gesetzt. Aus den Schulknaben erlas man die fügsamsten zu Teufeln, welche die Putiphar im fünften Acte zu holen hatten. Es schmerzte mich, daß ich dabei übergangen worden war; aber das Schicksal hatte mir zum Ersatz eine andere Rolle, eine unfreiwillige

Digitized by Google

Soloscene aufbehalten. Der Aufführungsabend kam heran; selbst von Engelstein hatten seine Leute sich eingefunden, das Publikum saß auf Stühlen und Bänken gereiht und sah mit emporgezogenen Augenbrauen dem Emporziehen des Vorhanges entgegen. Ich selbst stand ganz vorn, unfern der Bühne, an dem einen Ende der Sitzreihen. Da rief mich Jemand von der entgegengesetzten Seite zu sich, ich folgte dem Rufe, mußte aber den Weg längs der vordersten Zuschauerreihe unmittelbar vor der Bühne nehmen. Ein Dickbauch in dieser vordersten Reihe zwang mich zu einer kleinen Ausbiegung auf meinem schmalen Pfade; in der Eile strauchelte ich und fiel an den Vorhang, und da dieser nachgab, geradewegs in die Scene hinein. Das Gelächter der dichtgedrängten Versammlung scholl sinnverwirrend, betäubend an mein Ohr; ich raffte mich auf und setzte meinen Weg fast weinend fort.

Von diesem Momente datiert mein gespanntes Verhältnis zur deutschen Schaubühne und meine ängstliche Abneigung, für dieselbe zu schreiben. Nicht als ob der früh gewonnene Einblick in die Verhältnisse der Bühne so belangreich und so abschreckend gewesen wäre — ich sah ja weiter nichts, als daß der Director der Truppe die Stiefel des egyptischen Josef mit einer Bürste überfuhr und der kleine Benjamin sich mit einem Teufel um einen Kamm rauften — aber eine gewisse heilsame Scheu vor den weltbedeutenden Brettern ist dennoch von diesem Erlebnis in mir zurückgeblieben. War ich doch im eigentlichen Sinne des Wortes auf der Bühne durchgefallen — unter dem Gelächter eines mitleidlosen Publikums! Das wollte ich nicht ein zweitesmal erleben, und wußte, als ich viele Jahre später mich doch in dramatischen Dichtungen versuchte, die Aufführbarkeit derselben so geschickt zu verbergen, daß ein Kritiker nach dem Erscheinen von „Danton und Robespierre“ mir das Zeugnis ausstellen zu können vermeinte: „R. H. hat ein Stück schreiben wollen, welches sich nicht für die Bühne eignete, und dieses Vorhaben ist ihm gelungen.“ Derselbe Kritiker war — nebenbei bemerkt — selbst dramatischer Dichter; aber ihm ist sein Vorhaben nicht so gut gelungen, wie mir das meinige. Er wollte nämlich Stücke schreiben, welche für die Bühne sich eigneten.

Auch mit meinem persönlichen Mißgeschick auf der Bühne war die Reihe von unangenehmen Erfahrungen nicht abgeschlossen, deren Vorläufer das übermüthige Komödiantenrößlein gewesen war.

Einer der Insassen des Dorfes betrieb — so nebenbei — das Bäckergewerbe. Er buk, glaube ich, nur einmal wöchentlich: an Samstagen — für den Sonntag, denn an Wochentagen aß man damals in Großschönau keine Semmeln. Die Semmeln, Wecken und Bretzeln, welche er lieferte, mögen ganz gut gewesen sein, aber so lilienweiß und frisch und appetitlich waren sie nicht, wie das Gesichtchen seines reizenden Töchterleins Thekla, welches jeden Samstag einen Theil der Producte des väterlichen Gewerbsfleißes in einem großen Korbe an unserem Fenster vorüber nach dem Schlosse Engelstein trug.

Um von Heimatsgenossen und ortskundigen Lesern nicht topographischer Widersprüche geziehen zu werden, bemerke ich, daß zur Zeit, als das hier zu Erzählende sich zutrug, meine Mutter mit mir nicht mehr im Hause ihres Bruders Markhart wohnte, sondern in dem letzten Hause des Dorfes rechter Hand, auf der nach dem Schlosse Engelstein führenden Straße.

Diese Thekla war eine jener feinen, blühenden Mädchengestalten, welchen man in unserem niederösterreichischen Waldviertel selbst in den Dörfern nicht selten begegnet. Unter allen von dieser Art war Thekla damals in der Gegend

Digitized by Google

die schönste. Mir klopfte das Herz, wenn sie vorbeigieng, und ich empfand eine Art von Andacht vor ihr, denn sie glich gar zu sehr einem der weißen Engel, welche auf dem Altar in der Kirche standen.

Die holde Thekla war bei der Inscenierung des „Aegyptischen Josef“ für die Titelrolle gewonnen worden.

Sie hatte einen ungeheueren Erfolg. Als sie ihr schönes Auge in frommer Unschuld zum Himmel wandte, als Alles mit regungsloser Spannung an ihren ausdrucksvollen Mienen und Geberden hieng, da wurde mir so wohl und so weh zu Muthe, mein Herz schwamm in Andacht und Liebe, ein ganzer Liederfrühling, vorläufig ohne Worte, regte sich in meinem Knabenherzen.

Das Schaugepränge war verrauscht — der Vorhang gefallen — ich saß noch immer sinnend und träumend da, bis ein mütterlicher Arm mich anstieß und den nur halb Ernüchterten durch das Gedränge mitfortzog. Wir besuchten eine befreundete Familie im Dorfe und blieben da bis Mitternacht.

Ich hatte immer durch's Fenster nach den Sternen gesehen und an Thekla's Augen dabei gedacht. Der Heimweg führte uns an ihrem Hause vorüber. Schon aus der Ferne sah ich in der sternhellen Nacht die Thür, welche auf die Straße herausführte, halb geöffnet; unter derselben erblickte ich etwas Weißes und etwas Schwarzes.

Das Weiße war Thekla im Nachtgewande, das Schwarze — ach, das Schwarze war ein junger Bursche, der mit Thekla plauderte und schäkerte.

Welch' ein Sturz aus idealer Höhe herab in die Tiefen irdisch-menschlicher Wirklichkeit! — Mögen die Leser des „Königs von Sion“ sich dieses Erlebnisses aus meiner Knabenzeit lächelnd erinnern.

Thekla war fortan für mich kein weißer Engel mehr, sondern blos ein Mädchen im weißen Unterrock. Nie mehr blickte ich zum Fenster hinaus, wenn sie mit dem Semmel- und Bretzelkorbe vorübergieng.

Uebrigens war Thekla nicht das erste Geschöpf, durch welches der Zauber des Schönen sich mir offenbarte. Da dieser frühe Eindruck an Reinheit und Naivetät nichts zu wünschen übrig ließ, so darf ich wohl davon erzählen, ohne mich dessen zu schämen. Meine Empfindsamkeit in dieser Beziehung hatte ihren Ursprung doch nur in der Lebhaftigkeit, mit welcher in der Kindheit Alles auf mich wirkte. So konnte ich, etwa siebenjährig, mich des ästhetischen Wohlgefallens nicht erwehren, das die kleine Anastasia mir einflößte. Ja, ich erinnere mich, daß ich in noch zarterem Alter das hübsche, junge Frauchen, welches unser Schulmeister aus Weitra heimführte, ganz entzückt anstarrte, als ich ihrer das erste Mal ansichtig wurde, und um die Ursache dieses unverwandten Anstarrens befragt, meiner Bewunderung ihrer Person einen so naiven Ausdruck gab, daß ein allgemeines Gelächter entstand und die anmuthige Frau Schulmeisterin erröthete.

Was den Anblick der kleinen Anastasia so bestrickend für mich machte, war namentlich das zierlich gescheitelte Haar, das aus ihrem Kopftüchlein kokett hervorlugte. Ich sah sie täglich in der Schule, wo wir Knaben in den Bänken rechts, die Mädchen links saßen. Da fand ich denn auch Gelegenheit, ihr einen galanten Ritterdienst zu erweisen, indem ich ihr die zum Schreiben gebrauchten Gänsefedern zu schneiden pflegte. Die Federn Anastasia's schrieben, von mir geschnitten, immer göttlich. Nun wollten Alle, Knaben und Mädchen, ihre Federn von mir geschnitten haben. Ich verstand mich auch dazu; aber meine Schulgenossen gewöhnten sich, wenn sie mir ihre Gänsekiele vor Beginn des Unterrichts zum Schneiden einhändigten, dies mit vielen Empfehlungen und Ermahnungen zu thun, ich möge es ja recht gut machen, und über-

Digitized by Google

boten einander hierin, indem Jeder seine Feder am besten unter allen geschnitten sehen wollte. Das wurde mir am Ende lästig, und ich that kund und zu wissen, daß ich fortan die Feder Desjenigen am besten schneiden würde, der es in den kürzesten und derbsten Ausdrücken von mir verlangte. Nun überboten die Bewerber sich wieder in dieser Richtung. „Spitzbube, schneide mir da meinen Federkiel; aber so abscheulich schlecht als möglich — hörst Du?“ So und ähnlich lauteten die Anreden, begleitet von einem tüchtigen Puff in die Seite. Anastasia hatte dergleichen bei mir nicht nöthig; sie allein durfte mich auch schön bitten, und von ihr hätte ich sogar eine kleine Schmeichelei nicht übel aufgenommen. Aber das Närrchen glaubte mich mitunter etwas hochnasig behandeln zu dürfen, und that sich ein bischen zu viel auf die paar Jährchen zu Gute, die es vor mir voraus hatte.

Ein zärtliches Naturell gehört nicht zu den glückverheißenden Naturanlagen des Menschen, so wenig als die verhängnisvolle Anhänglichkeit, die es manchem Menschen nur schwer und nach langem Bemühen möglich macht, sich eines gewohnten Umganges wieder zu entwöhnen. Diese Art von Anhänglichkeit erwies sich als mein beschiedenes Theil im kindlichen Alter, indem ich keinen Augenblick ohne die Gesellschaft meiner Mutter sein wollte. Einst war sie ausgegangen und durch einen Zufall verhindert worden, so rasch wie gewöhnlich wieder heimzukommen. Ich stand Höllenqualen aus und kroch auf das Fensterbrett hinauf, um durch's Fenster nach der Erwehnten auszuspähen. Sie kam nicht; ich ächzte und schluchzte in heller Verzweiflung, ich mußte zu ihr, und da die Thüre gesperrt war, so kam ich auf den Gedanken, mir mit Gewalt einen Weg durch's Fenster zu öffnen. Meine Begriffe jedoch über das Maß der hierzu nöthigen Geldmittel waren noch so kindisch, daß ich eine Hacke hinter dem Ofen hervorholte, die dort zum Spalten des kleinen Holzes lag, und mit dieser die Fensterscheiben zertrümmerte, worauf ich dann, da das Stübchen im Erdgeschoß und das Fenster nur in geringer Höhe über dem Erdboden sich befand, auf die Straße hinunterglitt, um nach dem Orte hinzulaufen, wo ich die Mutter zu finden hoffte. Schon litt ich, wie man sieht, an dem, was der Franzose la malheur de ne pouvoir pas être seul nennt — an einem Geselligkeitstriebe, der nicht nach großer Gesellschaft verlangt, vielmehr die Einsamkeit liebt, aber die — Einsamkeit zu Zweien.

So wurde mir denn in kleinen Erlebnissen der Kindeszeit manches Unheil vorbedeutet, und es verwirklichte sich in mancher Beziehung die Verwünschung der Glücksgöttin, welcher die mitleidige Muse mit ihrem halben Segen über den Gartenzaun herüber begegnet war.

Aber es scheint, daß manchmal ein halber Segen doch mehr wirkt als ein ganzer Fluch. Zunächst scheint von jenem halben Segen eine große Erregbarkeit des Gemüths und der Phantasie ihren Ursprung genommen zu haben. Erregbares Gemüth und lebhafte Phantasie sind nun freilich Gaben, die den Menschen im reiferen Alter verhängnißvoll werden können; das Kind aber machen sie im Allgemeinen doch glücklich. Mir brachten sie, wie aus dem bisher Erzählten sich ergibt, manch' frühes Herzeleid, aber doch noch mehr der Lust und Wonne, wie aus dem Folgenden sich ergeben wird.

Wie hätte ein Büblein nicht glücklich sein sollen, das täglich die allerbeste Hühnersuppe aß?

Einmal bekam ich — Gott weiß, durch welchen Zufall — Hühnersuppe zu kosten. Von da an wollte ich keine andere Suppe mehr als Hühnersuppe. Meine Mutter wußte Rath. Sie versprach mir täglich Hühnersuppe, und Mittags stellte sie mir jede beliebige Suppe mit den Worten vor: „Iß!

Digitized by Google

da ist Hühnersuppe!“ Dies Zauberwort wirkte auf meine kindliche Einbildungskraft so, daß ich jede Art von Suppe in demselben festen Glauben und mit demselben Appetit für Hühnersuppe aß, wie die Hypnotisirten des Herrn Hansen rohe Kartoffeln auf sein Wort für süße Birnen nehmen und verspeisen!

Wie tief wirkten die kirchlichen Festzeiten auf mich ein! Mir brauchte das Christkind nichts zu bescheeren; es erschien mir ja leibhaftig — das war mehr als genug. Des Nachts im Bette aufsitzend, erzählte ich mit glühenden Wangen der Mutter, wie es zu mir gekommen, das Christkind, was es mit mir gesprochen und wie wunderschön es gewesen.

Es ist Thatsache, daß ich einmal zu weinen anfieng vor Freuden, als ich an einem Frühlingsmorgen eine Wiese ganz mit goldgelben Butterblumen bedeckt fand.

Mein fast einziges Kinderspiel war fleißiges Messelesen; den Altar bildete die Ofenbank. Aber an sonnigen Tagen schweifte ich gerne im Freien herum, nicht auf der Gasse mit andern Knaben, aber auf strauchbewachsenen Auen, auf den „Panzermanern“, im „Rabenloch“, im hellen, würzig duftenden, felsreichen Kiefergehölz, wo die Schläge der Axt erklangen und der Specht an die Stämme klopfte und in den Wipfeln der Vogel sein Lied sang.

Ich wuchs, wie geschwisterlose Kinder pflegen, ziemlich still und einsam auf; aber ich lernte doch das Innere vieler Häuser des Dorfes so gut kennen, daß ich noch heute in der Erinnerung jeden Tisch und jeden Stuhl an seinem Platze sehe. Abgesehen davon, daß ich jeden Morgen die Milch für das Frühstück aus einem bestimmten Hause zu holen hatte, kam ich auch in viele andere Häuser an der Seite meiner Mutter zu Besuch — daß ich nicht allein bleiben konnte, weiß der Leser bereits — und da suchte ich mich denn zu unterhalten, so gut es gieng, indem ich die kleinen Kinder wiegte, oder den Wundern der Schennen, der Ziegenställe, der Krautgärtchen und Holzbirnengehege nachgieng — die Nennung edleren Obstes wäre hier Schönfärberei, — oder einen vergilbten Kalender, ein mit Bildern verziertes Gebetbuch, ein altes Kräuterbuch aufstöberte, in welches ich mich vertiefte, oder den gruseligen Geschichten einer abendlichen Spinngesellschaft beim Flackerlichte des Kienspans lauschte.

Auf den Feldern gesellte ich mich gerne zu den Hirtenknaben, welche die köstlichen Kartoffeln, die sie unter der Asche des auf dem Rain angemachten Feuerchens brieten, mit mir theilten, wenn ich ihnen dafür schöne Geschichten eigener Erfindung erzählte.

Namentlich aber war das weibliche Geschlecht mir für meine Gabe, zu fabuliren, dankbar. Ein kleines Mädchen lief gerne mit mir auf Feldern und in Wäldern herum, weil ich von allerhand erträumten Wunderdingen zu erzählen wußte, und eine arme alte Frau, die seit Jahren krank lag, sah Niemand lieber als mich an ihrem Bette sitzen und ließ mich sogar bitten, zu kommen, weil ich das Evangelium „so schön auszulegen“ verstand.

Zu den bedeutsamsten, aber freilich am schwersten mittheilbaren Erinnerungen meiner Knabenzeit gehören die oft seltsamen Stimmungen, die theils als lebhafte Eindrücke und Anregungen des Moments, meist vom Naturleben um mich her ausgehend, theils als wache Träume und Ahnungen durch die Seele des umherschweifenden Knaben zogen. Der Mystiker Jakob Böhme erzählte von sich, daß der höhere Sinn, das mystische Geistesleben auf wunderbare Weise in dem Momente bei ihm erweckt worden sei, als er sich träumend in den Anblick einer in hellem Sonnenlichte funkelnden zinnernen Schüssel versenkte. Vielleicht hat jeder geistige Mensch so eine Jakob Böhme'sche Zinnschüssel irgendwelcher Art gehabt, von welcher seine eigent-

Digitized by Google

liche innere Erweckung sich herschreibt. Ich erinnere mich sehr lebhaft an einen gewissen Abend, an welchem mir — ich mochte sieben Jahre zählen, als ich einen Bergabhang heruntergieng, der Sonnenuntergang im Westen wie eine Wunder- und Geistererscheinung entgegenleuchtete und mein Gemüth mit einer unvergeßlich-merkwürdigen Stimmung, mit einer Ahnung erfüllte, die mir heute wie eine Berufung erscheint, und in welcher mein ganzes künftiges Geschick sich spiegelte. Ich eilte mit gehobener Brust einem unbekannten Ziel entgegen, und zugleich lag eine Schwermuth über meiner Seele, daß ich hätte weinen mögen. Wäre jener Moment ein aus seinen nächsten Bedingungen erklärlicher, nicht in seiner Art einziger gewesen, er hätte sich gewiß nicht so unauslöschlich in mein Gedächtniß eingegraben.

Das siebente Jahr war bei mir überhaupt der Wendepunkt. In diesem Alter machte ich auch meine ersten Verse.

Wie ich in sittlicher Beziehung von geselligen Einflüssen gänzlich unberührt blieb, so kann ich auch den Einfluß der Lectüre auf meine Entwicklung in der Knabenzeit nicht hoch anschlagen. Meine Unschuld war so groß wie meine Unwissenheit, und während die Phantasie ihre Schwingen regte, schlief die Sinnlichkeit ihren gesunden, tiefen Kinderschlaf; die erwachenden Neigungen entwickelten sich spontan, von innen heraus, und äußerten sich in naiver Weise. Ich las, was mir der Zufall entgegenbrachte; und dessen konnte auf dem Dorfe nicht viel in gutem oder bösen Sinne Maßgebendes sein. Das einzige Buch aus jener Zeit, an dessen Titel ich mich erinnere, war der erste Theil eines alten Romans, den mir Jemand des Titels wegen geschenkt hatte: „Robert, oder der Mann wie er sein soll — Seitenstück zu Elisa, oder das Weib wie es sein soll.“ Den Inhalt dieses Buchs habe ich längst vergessen, weiß daher auch nicht, wie viel dasselbe etwa hätte beitragen können, mich selber zu einem Seitenstück des Titelhelden zu machen.

Aber ich vergesse ja ganz, ein Wort zu sagen, wie es mir in der Schule ergangen. Davon bewahre ich nicht sonderlich viele Erinnerungen. Das erste Zeichen, welches auf höhere Begabung bei mir schließen ließ, bestand darin, daß ich gut lesen, mittelmäßig schreiben und schlecht rechnen lernte. Der liebste unter den Schultagen war mir der Samstag, weil wir Schüler da nach beendigtem Unterricht die Kirche auszukehren bekamen, wo wir uns, mit den Besen in der Hand, mitten unter Heiligen- und Engelbildern, zwischen Altar und Kanzel, Beichtstühlen und Betschemeln, sowie auf dem hohen Chore munter tummeln konnten. Das weltliche Thun an dem heiligen Orte hatte einen eigenthümlichen Reiz. Ferner erinnere ich mich, daß es mir zu besonderem Vergnügen gereichte, wenn ich während der Schulstunden berufen wurde, Holz aus der Holzkammer in die Küche der Frau Schullehrerin zu tragen — es herrschten damals noch patriarchalische Sitten in Dorfschulen, — oder wenn ich ausgesendet wurde, einen Krug Wasser aus dem Hofbrunnen des Fleischhauers, dessen Naß in besonders gutem Rufe stand, zu holen. Mich traf diese ehrenvolle Mission häufig, vielleicht darum weil ich dabei doch nicht gar so lange ausblieb, wie mancher Andere, der etwan eine halbe Stunde auf seine Rückkehr warten ließ, besonders wenn man ihm einen Zweiten nachsandte, der nach ihm sehen und ihn holen sollte. Zwei Knaben unterhielten sich natürlich im Hofe des Fleischers noch besser als einer und sahen zu, wie der Fleischer ein Kalb oder ein Schwein schlachtete, oder ein Rind vor den Kopf schlug. Ich dagegen vergaß mich zwar auch manchesmal etwas länger am Brunnen, indem ich die Brosamen meiner Tasche mit einer frommen

Digitized by Google

Henne theilte, oder einen Kampf mit einer bösen Gans bestand, welche mich beißen wollte; aber Kälber und Schweine abschlachten zu sehen war meine Sache nicht, und lieber lief ich mit dem leeren Kruge wieder heim, als daß ich mich in den Bannkreis des Metzgers gewagt hätte, wenn er sein blutiges Messer schwang.

(Schluß folgt.)

Was der Name Schiller's vermag.

Historische Skizze von **Karl Neumann-Strela.**

Am Nachmittag des 14. October 1806 waren bei Jena die Würfel gefallen. Nach furchtbarem Kampfe war das preußische Heer in die Flucht geschlagen worden, und Napoleon, als er über das blutige Feld des Todes ritt, rief den Verwundeten und Sterbenden zu: „Preußen existirt nicht mehr!"

Es war ein lichter, klarer Tag, aber in Weimar, drei Stunden von Jena entfernt, waren die Thüren und Fenster geschlossen, Angst und Sorge herrschte in den Häusern und Todtenstille auf den Straßen. Auch im Schlosse war es still. Der Herzog Karl August, dessen Scharfschützenbataillon dem König von Preußen Treue geschworen, stand mit seinem Corps bei Arnstadt, die Herzogin-Mutter Anna Amalia, der Erbprinz Karl Friedrich und seine Gemahlin Maria Pawlowna waren geflüchtet, und nur Louise, die regierende Herzogin, war zum Schutze ihrer Unterthanen im Schlosse zurückgeblieben.

Nach Sonnenuntergang verließ Goethe die Herzogin und begab sich in sein Haus am Frauenplan. Kaum hatte er dasselbe erreicht, als plötzlich von den Höhen um Weimar in die Stadt gefeuert wurde. Mit einem Male rasselten Kanonen durch die Straßen, blitzten überall Bajonnete, drangen Musketenkugeln in die Häuser. Schon standen am Markt zwei Häuser in Flammen, auf den Thürmen wurde geläutet, überall Geschrei, Kolbenschläge gegen die Thüren und Rufe nach Bier und Wein. „Der Franzos" war da, um die Nacht hindurch und bis zum Abend des nächsten Tages zu plündern!

Das Feuer griff um sich, die Rohheit der Sieger wuchs mit jeder Stunde. Wehrlose Männer, Frauen und Kinder wurden getödtet, jedes Wertstück entwendet, jeder Keller erbrochen. Wer den kleinsten Einspruch wagte, wurde sofort zu Boden gestreckt, und dem alten Diener der herzoglichen Zeichenschule drangen vier Bajonnete durch die Brust, als er die Modelle und Zeichnungen vor der Zerstörung schützen wollte.

Im Schlosse, wo die Herzogin und ihre Dame, Gräfin Julie von Egloffstein, in einer fast kahlen Kammer weilten, wurde Alles zerschlagen, und Tausende von Betrunkenen wälzten sich, wilde Lieder singend, auf den Parquets. Die stattliche Esplanade, an der die ersten Beamten wohnten, bot ein nicht minder entsetzliches Bild. Dort lagen die Soldaten um mächtige Feuer und sangen und tranken, während aus den Fenstern Geld und Silbergeschirr zu ihren Füßen niederflogen. Plötzlich schlug aus dem größten dieser Häuser die Flamme empor und unter dem Dache ertönte Hilferuf; aber die Jäger, Husaren, Dragoner und Grenadiere auf dem Pflaster sangen und tranken lustig weiter.

Digitized by Google

Das brennende Gebäude stand einem kleinen, hellgelben Hause gegenüber, dessen Thüre noch verriegelt und dessen grüne Fensterläden noch geschlossen waren. Die Soldaten hatten es übersehen, oder sich gesagt, daß sie in dem kleinen Hause nichts Kostbares finden würden. Jetzt aber, wo die Flammen es grell beleuchteten, wurden ein Jäger, ein Husar und ein Dragoner gleichzeitig auf das Häuschen aufmerksam, und sofort donnerten sie gegen die Thür.

Ein Diener öffnete. Die Soldaten stürmten über die mit Fliesen belegte Flur und die enge Treppe hinan. Schmale, niedrige Zimmer, in welche sie traten, aber kein Wertstück in den Schränken und Commoden, die sie hastig durchwühlten. Der Husar und Dragoner fluchten und wollten das Haus schon wieder verlassen; der Jäger aber zeigte nach der Decke, und die Kameraden stimmten ihm bei. Hinaus und die zweite, noch engere Treppe hinan. Hinter der Thür weinten Kinder, der Jäger riß dieselbe auf und die Drei stürmten hinein.

Ein Erkerzimmer, von der Glut gegenüber erhellt. Die sämmtlichen Scheiben der beiden Fenster waren gesprungen und das Licht auf dem großen Schreibtisch an der hellgrünen Wand flackerte im Zugwind. Ein bescheidener Raum. Neben dem Schreibtisch ein Wandschrank, hier ein Spinett mit einer Guitarre daraus, dort ein Sessel, mit ungefärbtem Leder überzogen. Colorierte Kupferstiche, Zeichnungen und Denkmünzen an den Wänden, und dort neben einer leeren Bettstelle ein kleiner Tisch mit einem Waschbecken, einer Tabaksdose und einer Tasse.

Inmitten dieses Zimmers stand eine schlanke, schwarzgekleidete Frau, ein zweijähriges Kindchen im Arm. Zwei zarte Knaben und ein siebenjähriges Mädchen klammerten sich fester an die Mutter, als nun die drei Soldaten vor ihr standen.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte sie in französischer Sprache.

„Das Geld!“ schrien die Drei wie aus Einem Munde.

„Du“, sagte der Dragoner zu dem Husar, nachdem er sich umgesehen, „hier ist auch nichts!“

„Gehen wir“, sagte der Husar zum Jäger, „die draußen lassen uns sonst nichts übrig!“

Aber der Jäger zog das Seitengewehr und schrie nach einem wilden Fluche: „Das Geld her!“

Die Frau trat zurück, die Kinder versteckten sich hinter ihr Kleid und weinten lauter. In diesem Augenblick erschien der Diener in der Thür, rang die Hände und rief, im sicheren Glauben, daß der Feind ihn nicht verstehen könne:

„Ach, gnädige Frau! Wie sieht das unten aus! Alles um und um gewühlt! O diese Schurken, diese Räuber!“

Wer aber beschreibt sein und der Dame Entsetzen, als nun der Jäger sich blitzschnell umwandte, den Diener beim Halse packte, die Waffe schwang und in gebrochenem Deutsch rief: „Was sie sagt, die Canaille? Wir sein Räuber? Soldaten wir sein von Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen! Und ick sein aus dem Elsaß, bei Straßburg her, und thu verstehen und sprecken das Deutsch ganz gut! Sie hat beschimpft uns — vengeance! Todt muß sie sein, die Canaille!“

Die Waffe blitzte. Die Dame warf sich dem Jäger mit lautem Schrei in den Arm; der Husar und Dragoner, denen das Deutsche böhmische Dörfer waren, standen müßig da, und der todtenbleiche Diener stammelte: „Hilfe! Wie konnt' ich denn wissen —! Ach, Frau von Schiller, meine Frau, meine Kinder!“

Warum ließ der Jäger ihn plötzlich los? Warum ließ er langsam die Waffe sinken? Er sah die Dame lange an, dann legte er zwei Finger an die

Digitized by Google

Mütze und fragte haftigen Tones: „Pardon, Madame, Sie thut heißen — Schiller?“

Die Dame senkte das Haupt und sogleich, indem er die Mütze vom Kopfe nahm, rief er den Kameraden auf Französisch zu: „Helm ab vor großem Namen!“

„Pardon, Madame“, fragte er weiter, „thut Sie gehören zu Frédéric Schiller, der große Dichter?“

„Dies sind seine Kinder und ich war seine Gattin“, sagte sie ihm mit feuchten Augen.

„Son épouse — seine Gemahlin!“ rief er laut und über sein gebräuntes Gesicht flog es wie ein Leuchten. — „Was wollt Ihr noch?“ rief er nach kurzem Besinnen den Kameraden zu. „Geht! Sonst lassen sie draußen nichts übrig!“ Und kaum hatten sich diese kopfschüttelnd entfernt, da streckte er die Hand aus und rief in bittendem Tone: „O, Madame, ick bitte die Hand von dem großen Schiller seiner Gemahlin!“

Tief bewegt reichte sie ihm die Rechte. Er drückte sie an sein Herz und fragte: „Wo thut sein der große poëte dramatique? O, Madame, ick bitte, daß er kommt! Kein Haar soll ihm werden gekrümmt — o wie ick liebe seine tragédies!“

Es wurde still. Dann sprach sie mit bebenden Lippen: „Schiller ist todt.“

„Todt?! — Frédéric Schiller todt?! — O!“ Er ließ den Kopf sinken und blickte über ihr schwarzes Kleid in ihr bleiches Gesicht. Und wieder nahm er ihre Hand. „Pardon, Madame — wie weh mir das thut in mein Herz! Ick hab' ihn so lieb, weil ick so liebe von ihm die tragédies! Aus die brigands — die — die Räuber hab' ick gespielt schon mit die Kinder, als ick so klein noch war, und vor'n Jahr bei Austerlitz da hab' ick gesungen mit die camarades aus Baiern und Baden: Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne! In Türkheim und Straßburg ist gewesen auch deutsch théâtre, wo sie gezeigt haben die Mademoiselle Miller, arme Louise et Ferdinand! Wir haben Alle geweint, auch die Mannsleut, über die rührende tragédie. Und auch die conspiration, die — die Verschwörung von dem Fiesco haben sie gezeigt auf deutsch théâtre — grand spectacle, das mir gegangen ist tief in mein Herz! O, pauvre Madame, wie ick traurig bin über den Tod von poëte dramatique! Und hier an dem Tisch hat er gemacht seine tragédies? Hat er gespielt auf dies Instrument? Hat er getrunken aus dieser tasse?“

Er ging zu dem Schreibtisch, zum Spinett und der Tasse und legte die Hand auf jedes Stück und sah es lange an. Erst ein plötzlicher Schuß auf der Straße schreckte ihn aus seinem Sinnen. „Nichts fürchten, Madame und kleine Kinder, die camarades sein sehr voll von Bier und Wein. Und sollen Sie nichts zu Leid thun, auch ihre meubles nicht, ick bitte, daß Sie bleiben sehr ruhig! Ick werde Acht haben, ick werde sein die sauve-garde von das Haus und von die Gemahlin und die Kinder von großer Frédéric Schiller!

„Oui, Oui, sauve-garde ick, und wer fort will über mir an der Thür, der spalt ick den Kopf! — Ah, kleine Kinder sein müde, müssen gehn zur Ruh. Adieu, Madame, und ick sein sehr erfreut und sehr stolz, daß ick die Hand halt von der große Schiller seiner Gemahlin. Eine gute Ruh, Madame und kleine Kinder! Sauvegarde ick!“

Noch einmal faßte er ihre Hand und preßte sie an sein Herz. Dann streichelte er die Wangen des kleinsten Kindes, verneigte sich tief vor der Dame und ging rasch hinab, aber erst unten auf dem Hausflur setzte er wieder die Mütze auf. Und dort zog er die Waffe und legte sich nieder auf

Digitized by Google

den kalten Steinen — ein treuer Beschützer des kleinen Hauses und seiner Bewohner.

Und oben im Erkerzimmer stand Charlotte von Schiller mit ihren Kindern vor dem Bilde des Dichters. Lange stand sie so da, sprachlos, mit unnennbaren Gefühlen.

Auf den Straßen wurde es stiller; die beranschten Sieger schliefen ein. Als aber der Tag erwachte, da brachen sie auf zu neuen Greueln. Was noch zu finden war, wurde geraubt und vernichtet; auf dem Markt gingen drei Häuser in Flammen auf, und in den Gewölben der Stadtkirche wurden sogar die Särge zerstört und durchwühlt. So ging es fort bis zum Nachmittag. Da sprengte, von den Generalen umgeben, Napoleon in einem dunkelblauen Rocke mit hellblauem Ordensbande in den Schloßhof. Er sprang vom Schimmel — ruhig, fest und würdevoll trat ihm die Herzogin auf der großen Treppe entgegen.

„Wo ist der Herzog, Ihr Gemahl?" fragte der Kaiser.

„An der Stelle seiner Pflicht!" sprach die Herzogin.

„Das ist eine Frau!" sagte Napoleon zu seinem Adjutanten Rapp; „unsere zweihundert Kanonen haben sie nicht in Furcht setzen können!"

Mit der ganzen Generalität machte er ihr sofort einen Besuch und überhäufte sie wegen des preußisch-weimarischen Bündnisses mit Vorwürfen. Aber die Würde, mit der sie diesen Vorwürfen begegnete, imponirte ihm in solchem Grade, daß er befahl, der Plünderung ein Ziel zu setzen. Sofort ließ Marschall Angereau Generalmarsch schlagen. Die Truppen eilten dem Parke, dem Markt und den Plätzen zu.

Da erhob sich auch der brave Jäger von den Steinen.

Er hatte kein Auge geschlossen bis zu dieser Stunde; die Waffe in der Faust, hatte er gehorcht auf jedes verdächtige Geräusch. Jetzt ging er hinaus und blickte noch einmal das kleine hellgelbe Haus an und blickte hinauf zu dem Erker. Dann eilte er rasch die Esplanade hinab, Freude in den Augen und Stolz auf den Lippen: „Ich sauve-garde gewesen von der großer Schiller seiner Gemahlin und Kinder!"

Die Ueberläufer.

Eine Almgeschichte aus der lutherischen Zeit von P. K. Rosegger.

Da oben auf der hohen Veitsch sah es vor zweihundert Jahren gerade so aus, wie heute. Dieselben Felswände, dieselben Rosen, dieselben Matten und dieselben Menschen in den Schwaighütten. Genau dieselben wie heute eigentlich wohl nicht, aber auf's Haar dieselbe Gattung an Fleisch und Blut, an Himmelsträumen und irdischer Luft.

Daß heute das Touristenhaus oben steht, ist zufällig, wie der Innischnee an den Wänden. Heute ringen sie ganz wacker, die Thalföhne mit den Berggeistern, es kommt nur darauf an, wer es länger treiben wird, diese mit ihrem Eis und ihren Stürmen, jene mit ihren touristischen Passionen und ihrem Gelde. Länger Hütten bauen auf den hohen Bergen wird das Hirtenvolk; das stellt sein kleines Haus nicht übermüthig auf die steinigen Höhen, sondern duckt es in weichere Mulden und unter schützende Wände,

Digitized by Google

und ist es nach zehn Wintern zerstört, so baut es von Neuem, baut mit derselben Naturnothwendigkeit wie der Falke das Nest, und das Hirtenvolk werden die Alpengeister nimmer ausrotten, eher nehmen sie das seit Jahrhunderten angestammte Geschlecht in ihren Schutz.

So auch an jenem Tage vor mehr als zweihundert Jahren. Unten im Thale von Neuberg gab es wilde Geschichten. Dort zankten sich die Leute wieder einmal um den Himmel. Es war der lutherische Glaube in's Land gekommen, und weil das Cisterzienserstift sah, die Irrgläubigen wären nicht zu bekehren, so erheischte es die Nothwendigkeit, sie aus dem Lande zu jagen. Denn daß der Katholik und der Protestant friedlich nebeneinanderwohnten wie heute, davon konnte in jenen Zeiten keine Rede sein.

„Laßt mich in Frieden!“ rief der Stammhans in Altenberg, da sie ihm das Haus über den Kopf anzuzünden drohten, wenn er nicht davongehe.

„Nein!“ schrieen sie, „wir lassen Dich nicht in Frieden — Ueberläufer! Antichrist! Lutheraner! Heide! Denk' an Deine arme Seel'!“

„Was geht euch meine Seel' an? Ihr habt jeder die Eure. Bis ich Euch Unrechts thue, mögt Ihr mich verjagen, eher nicht.“

„Du thust uns Unrechts!“ sagte einer der Aeltesten von Neuberg, „wärest ein Fünfziger, wir wollten's gut sein lassen, alte Wölfe sind nicht so gefährlich, wie junge, und den Geier muß man packen, ehe die Brutzeit kommt.“

„Ich verstehe Dich wohl, Du fürsichtiger Bandelkramer von Neuberg, Du meinst, ich wollt' die Lutherischen vermehren zu Altenberg. Das beste Mittel dagegen, Männer und Väter, wenn Ihr mir Eure Töchter versagt.“

Damit machte es der Stammhans aber nicht besser. Die Neuberger Bauern und Bürger haben ihre Töchter nicht, um sie den jungen hausgesessenen Burschen zu versagen. Die Rotte zog eilends ab, aber im Schindeldach knatterte schon das Feuer.

Der Hans gieng hinaus auf den Felsbühel und schaute zu, wie das Haus seiner Väter vor ihm niederbrannte.

„Und zu diesem Glauben soll ich zurückkehren!“ murmelte er, „zu diesem, der die Häuser niederbrennt!“

„Und die Lutherischen in's Feuer wirst,“ brüllte in seiner nächsten Nähe ein fanatischer rothhaariger Geselle und warf sich auf den jungen Mann, um ihn über die Wand zu stürzen. Sie rangen, daß der Boden dröhnte unter ihren Füßen; kein Wort, nur das Schnoben und Knirschen der Zähne. Endlich, da sich der Rothhaarige hart am Rande des Felsens sah, rief er die Mutter Gottes und die Heiligen an. Wen aber sollte in solcher Todesnoth der Lutherische anrufen, der die Macht der Heiligen und die Fürbitte der Mutter Gottes verläugnet und verscherzt hatte? Seine letzte persönliche Kraft rief er an und schleuderte den Feind über den Rand hinaus. „Oho!“ ächzte dieser, riß ihn mit und beide stürzten in die Tiefe. Der Hans, der auf den Rothen gefallen war, raffte sich empor und eilte davon. Der Andere blieb liegen und jammerte um der heiligen Dreifaltigkeit willen nach der letzten Oelung.

Der Hans kehrte zu ihm zurück und rief zornig: „In's Gesicht wollt' ich Dir noch ein Paar geben darob, daß ich deinetweg zum Mörder worden bin! Und haben uns voreh unser Lebtag nichts Schlimmes gethan. Dieser Glaubensstreit, dieser höllverfluchte! Als ob nicht der gleiche Herrgott über uns wär'! — Hast Dir recht weh gethan, armer Teufel!“

„Ich hab' genug,“ stöhnte der Rothhaarige und über seine Mundwinkel floß Blut herans.

„Kannst nicht aufstehen?“ sagte der Hans in fast zärtlichem Tone und suchte ihn zu heben und zu stützen,

Digitized by Google

„versuch's, ich will Dich heimführen. Du kannst nicht. So will ich Dir Moos unters Haupt legen. — Mußt nicht, mußt nicht!“ redete er dem Wimmernden zu, „es wird wieder gut. Da ist mein Rock, ich hüll' Dich warm ein. So. Und jetzt eile ich nach Neuberg und hole einen Arzt.“

„Einen Geistlichen!“ stöhnte der Sterbende.

„Er wird kommen. Sei getröstet!“ Der Hans eilte über die Höhe gen Neuberg, der Andere blieb am Felsen liegen und der Rauch des in sich zusammenfallenden Hauses strich über seinen Leib.

Der Hans kam an das Stift, konnte aber seine Sache nicht ausrichten. Im Orte hetzten mehrere Dorfleute Hunde auf ihn, und als er mit seinem Griesbeil einer klaffenden Bestie den Schädel einschlug, verfolgte ihn die Meute mit wilden Drohungen. Er floh hinein gegen die Felseinschluchten des Kar'l und Tirol. In der Schlucht, genannt Tirol, hatten sich auch Männer zusammengethan und Rathes gepflogen, wie dem Ueberhandnehmen des Lutherthums zu steuern wäre. Man kam sogar auf die gewaltsame Ausrottung desselben und um der geplanten steierischen Bartholomäusnacht den christlichen Mantel umzuhängen, hieß es: Besser, ein paar Dutzend Abtrünnige sterben, als wenn die Seelen der ganzen Gegend für Zeit und Ewigkeit Schaden nehmen.

Der Hans wäre ihnen schlimm in's Garn gelaufen; noch rechtzeitig gewahrte er die Gefahr und wendete — verschencht wie ein Reh — sich der Mürzschlucht entlang gegen das Hochgebirge der Veitsch.

Es war der Vorabend des Frauentages im August. Die schon Feiertag im Herzen hatten, denen lag die Feiertagsstimmung auch in der schwülen Luft. Der Stammhans sah keinen Feiertagsschein, und wie er nun hinaufsam auf die ersten kahlen Höhen, und hinausschaute, da fiel es ihm auf, wie wild und wüst eigentlich diese Gegend war. Ueber der Rax hatten sich Wolkenbänke niedergesenkt. Die Felsen der Schneealpe, die gewaltigen Wände des Rauhenstein, des Hirschegg, des Waregg starrten wie drohend auf ihn herüber. Die Berge des Mürzthales standen in scharfen Schatten. Dem Burschen war um's Rasten. Die Flechten knisterten, da er sich auf den Boden warf, als wäre er auch ihnen nicht recht. — Der graue Hauch, der dort im Thale von Altenberg hingedrückt liegt auf den Wiesen, dieser Hauch ist Alles, was übriggeblieben von seiner Wohnstätte. Wo wird er in der nächsten Nacht schlafen? Sie ist nicht mehr weit und über den Bergen wälzen sich Wuchten von Nebel her und die Wände unter ihnen sind finsterblau und finsterblau alle Schatten, die über Wald und Weiden liegen. — Die Dämmerung des Abends konnte das noch nicht sein. Ein heiseres Brausen in dem allerwärts niedersinkenden Gewölke deutete bald, was es war. Und als nun von den Hängen der Veitsch her die ungeheuren Ballen der Nebel sich heranwälzten, vor sich hersegend in den winselnden Gezirmen und den Sand aufstäubend am Boden, da erst sah sich der Hans nach einem Obdach um. Um einen Kamm biegend lagen vor ihm die Veitscher Schwaighütten, aber als er sie laufend erreicht, knatterten an ihnen schon die Bretter vor dem anbrausenden Sturm, der ihn selbst an eine Wand schleuderte. Derb rüttelte er an den Thüren der Hütten, der Ställe. Alles verschlossen, die Hirtinnen hatten in diesem Jahr einer Seuche wegen ihre Herden vorzeitig zu Thale getrieben. Eben wollte der Hans ein Dachbrett losreißen, um sich bergen zu können, da hörte er das Klingen einer Kuhschelle. Er eilte durch sausende Schloßen dem Laute zu, der am oberen Ende der Hüttengruppe stand und aus dem es kam, und sah nun im Fensterlein auch Lichtschein. Mit einem Sprung stand er im Stalle bei den

Digitized by Google

Rindern, von demſelben gieng eine offene Thür in's Gelaß der Schwaigerin. Dort auf einem Bretterſchragen brannte eine rothe Kerze vor einem geſchnitzten Muttergottesſtaturlein, und vor dem Schragen kniete ein Mädchen. Dem Burſchen zitterten in dieſem Augenblicke die Kniee, und er ſah doch nicht ihr Geſicht, das der Thür abgewendet war, er ſah nur ihren bloßen Nacken, über den zwei goldene Haarlechten niedergiengen, und er ſah ihre bloßen Arme. Die Ellbogen auf's Brett geſtützt, faltete ſie die Hände und betete laut; er konnte aber vor dem Toſen des Windes draußen und vor dem Knattern des Eiſes auf dem Dach die Worte nicht verſtehen.

Plötzlich zuckte es auf, als ob ein Schuber vor den ſchüttenden Himmel geſchoben worden wäre. Das Mädchen betete: „Verlaß mich nicht, o ſeligſte Mutter Maria! Ganz allein auf hohem Birg habe ich keine Zuflucht, als Dich, ſteh' mir bei zu dieſer Stund'! Böſe Geiſter fahren in den Lüften, und höre winſeln arme Seelen und die hölliſchen Feinde werfen ihnen Feuerbrände nach. Ich vergehe vor Angſt, und ſündig bin ich, ſündig! O ihr meine verſtorbenen Vater und Mutter, bittet für mich bei Gott! O heiliger Donatus, bitte für mich, o heiliger Florianus, bitte für mich! Von allen Menſchen bin ich weit auf dieſem Birg, o meine heilige Namenspatronin Maria Magdalena, ſteh' mir bei! O heiliger Schutzengel!"

„Allein biſt Du nicht und ſollſt Dich auch nicht fürchten," ſagte der Burſche und ſtand, an Hemdärmeln triefend in der Kammer.

Das Mädchen that einen Freudenſchrei — ein Menſch war bei ihr, ſie ſank ihm an die Bruſt. Dort lag ſie freilich nicht lange, ſie beſann ſich, daß ihr der Mann ganz fremd war. Sie ſprang hinaus zu den Rindern und barg ihr Angeſicht an den Hals einer braunen Kuh. Draußen begann es von Neuem, als ob ſie Steine würfen an die Wand und auf das Hüttendach. Die Rinder brüllten, das Kerzenlicht flackerte und die grellen Blitze, die zu dem einen Fenſterlein hereinloderten, drohten es zu erſticken.

Den Stammhaus hatte ein Blitz getroffen — der ihres Auges, der ihrer Schönheit. Er hat gewiß nicht erwogen, worin die Schönheit lag, ihr vorwurfsvoller, ſcheuer, milder Blick drang ihm in's Herz, das bange Wogen ihres jungen Buſens, das ängſtliche Zucken ihrer vollen rothen Lippen machte ihn ganz verwirrt. — Endlich ſetzte er ſich auf die Bank nahe an der Stelle, wo das Mädchen kauerte und ihr Geſicht verbarg am Rind. — „Sie haben geſagt, in dieſem Sommer käme nichts mehr," klagte ſie halbleiſe dem Thier. „Es iſt ganz gewiß ein geherztes Wetter."

Dieſe Klage eines Kindes brachte den Burſchen wieder zu ſich ſelbſt. Er fühlte ſich überlegen, er gewann ſeinen Humor. „Verhert!" ſagte er, „wenn das iſt, ſo wollen wir's untertauchen. Mit dem Herrgott wollt' ich mich nicht meſſen, aber mit dem Teufel wage ich's. — Hörſt Du, es wird ſchon beſſer, die größten Brocken haben ſie ſchon verſchlendert, jetzt haben ſie nur mehr Sand."

„Wenn's nur nicht ſo gottsſträflich himmlitzen (blitzen) thät!" meinte die junge Schwaigerin.

„Sie müſſen Licht haben, daß ſie uns kein Fenſter einwerfen."

„Um Gotteswillen, thu' nicht ſpötteln! Wenn uns der Donner derſchlagt!"

„Der derſchlagt uns nicht, Magdalena."

„Wie kennſt mich denn? Biſt doch ein wildfremder Menſch?"

„Deine Namenspatronin hat Dich verrathen."

„So!" antwortete ſie etwas wohlgemuther, „wenn Du ſolche Bekanntſchaften haſt, will ich mich gleichwohl nicht fürchten vor Dir. Wer biſt Du denn?"

Digitized by Google

„Ich bin ein Bauer aus Altenberg.“

„Gar aus Altenberg! Und wieso kommst Du jetzt auf die Alm herauf?“

„Wie sich das halt manchmal so schickt,“ war seine Antwort. „Ich will Dir's wohl sagen: Mir ist heute mein Haus niedergebrannt und da bin ich fort.“

Jetzt ließ sie von der Kuh ab und rückte näher an den Burschen, der ohne Rock und Hut dahergekommen war. Jetzt fiel ihr sein gutes trauriges Angesicht auf.

Das Gewitter hatte sich vertobt, nur der Regen goß, und wie es nach langer Trockenheit zu sein pflegt, troff es von allen Fugen nieder in die Hütte, daß die beiden Leute enger zusammenrücken mußten, um nicht unter Dach noch naß zu werden.

„Was Du vorch gesagt hast,“ versetzte jetzt Magdalena zutraulicher, „das wird leicht doch nicht wahr sein.“

„Ich glaube nicht, daß ich auf die Alm gegangen bin, um Dir was vorzulügen,“ sagte er.

„Warum bist *denn* heraufgegangen?“

„Weil ich nicht betteln mag unten vor der Thür solcher Leute, die das Almosen nicht geben den Armen zu Lieb.“

„Wozu gibt man's denn sonst?“

„Um damit den Himmel zu kaufen,“ war seine Antwort. „Der Himmel, der Himmel, das ist ihr beständiges Gewinsel. Daß sie den Herrgott dazu brauchen, ist schlimm genug für sie. Den Teufel möchten sie lieber, wenn er nur ein klein Bissel Himmel hätt'.“

„Heilige Maria-Zell, Du redest wie ein Lutherischer!“ schrie das Mädchen.

„Nachher ist es ganz in Ordnung,“ versetzte er. „Die unten haben gethan, wie die Katholischen. — Ich habe es nicht vermeint, daß ich es heut' noch wem sollt' sagen, warum ich fort bin zu Altenberg, warum ich umirr' wie ein Thier in der Wildnuß. Dich habe ich wollen um Obdach bitten für diese Nacht, aber Dich mag ich nicht betrügen. Ich geh' schon wieder fort, wenn Du Angst hast vor einem Lutherischen, dem sie das Haus verbrannt haben, den sie verjagt haben.“

Das Mädchen schwieg. Sie blieb kauern auf dem Milchzuber und verdeckte ihr Gesicht mit den Händen, als wolle sie die Augen noch hüten vor den Blitzen, die doch nur mehr matt hereinzuckten zum Fenster.

„Mir ist es gleich nicht recht vorgekommen,“ sagte sie endlich zu sich selber, „wie er so steht vor mir — mir ist es gleich nicht recht vorgekommen.“

Dann schwieg sie wieder. Tiefer und tiefer sank ihr Haupt gegen den Schoß nieder und sachte hub sie zu weinen an.

Er erhob sich und sagte dumpf: „Ich will gehen, das Gewitter ist vorbei.“

Da fuhr sie zornig auf: „Wo willst denn hin auf wildem Birg in der Nacht? Abwalgen in den Wänden. Und mir's auf's Gewissen wälzen. — Ich habe mich nahst' Samstag vor einem Katholischen erwehrt, ich fürchte auch den Lutherischen nicht.“

„Es stehen genug leere Hütten da,“ sagte er.

„Weil die Veitscher der Klauenseuche wegen abgetrieben haben. Die meinigen,“ sie deutete auf die Kühe, „haben es überstanden. Ich will Dir den Schlüssel zu der Pfalzerhütten geben. Ehevor ißt einen Löffel Suppen.“

Sie begann auf dem armseligen Herde Milch zu kochen; er hatte sich auf der Thürschwelle niedergesetzt und schaute ihr zu. Und schüttelte den Kopf und trocknete sich mit dem Hemdärmel die Stirne und schaute ihr zu.

Als sie fertig war und den Tisch gedeckt hatte mit einem weißen Tüchlein und von der Wandleiste zwei Holzlöffel herabgelangt, dieselben mit dem Tuche sorgfältig abgerieben und

Digitized by Google

an die Suppenschüssel gelegt hatte — den einen an der Ecke des Hausaltares, den andern gegenüber — sagte sie: „Jetzt geh' her, Altenberger, oder wie Du sonst heißt."

„Hans heiße ich," antwortete er und setzte sich auf ihren Wink unter den Hausaltar — auf den Ehrenplatz.

Sie schnitt noch Haferbrot in die dampfende Suppe, dann aßen sie gemeinsam aus der Schüssel; dabei gieng es still genug her. Als sie den Löffel weggelegt hatte und noch eine Weile sinnend dagesessen war, sagte sie plötzlich: „Du bist ja doch gewiß ein Dasiger?"

„Wohl, wohl. Aber mein Vater — Gott habe ihn selig! — ist aus dem Naßwald herüber gekommen," so antwortete Hans.

„Ist der auch schon lutherisch gewesen?"

Hans verneinte es mit einem Neigen des Hauptes.

„Freilich nicht," verbesserte sie sich, „der Brauch ist erst neuzeit aufkommen unten im Neubergerthal. Im Zellerischen drin sollen sie auch schon sein." — Jetzt legte sie die Hände zusammen, blickte dem Burschen traurig in's Gesicht und sagte: „Wie Dir nur so was hat einfallen können!"

Auf das antwortete Hans: „Es ist kein Brauch und es ist kein Einfall. Wochenlang hab' ich kein Auge zugemacht in der Nacht, hab' nichts als simuliert und gebetet. — Es ist halt doch einmal ein Unglück, wenn man das Bücherlesen lernt, ich habe mein Lebtag davon nur Pein gehabt. Es stimmt nicht, auf der Welt, sage ich Dir, es stimmt nicht. So bin ich in's Simulieren kommen, allein bin ich auch gewesen und wie ich allerlei sehe, das mir nicht gefällt, und nachdenk' und nichts als nachdenk', so schreit's halt alleweil lauter in mir: Anders soll's sein! Anders muß es werden! Und wie sie sich einschreiben lassen, mehr und immer mehr, auch Nachbarn dabei, und mir Bücher und Geschriften bringen, und die Bibel, die Luther übersetzt hat, und wie ich jetzt Alles versteh', was drinnen steht, da ist's mir just gewesen, als wie wenn mir über mein altes Kinderchristenthum wieder die Sonne aufgienge, nicht anders, Magdalena! Da ist nichts Neues, nichts Fremdes, das schraubt Dir den Kopf nicht alleweil hin gen Rom, wo Du nichts zu machen weißt; das thut die Thür auf schnurgerade in's heilige Land, wo unser Heiland gelebt hat, Wunder gewirkt hat und für uns gestorben ist. — So ist in der Pfingstsonntagnacht mein Vater zu mir gekommen, ist lang an meinem Bett gestanden, die Hände auf der Brust, just wie wir ihn vor einem Jahr in die Truhen gelegt haben, und hat dreimal mit dem Kopf: ja gedeutet. Jetzt hat mir keine Wahl mehr weh gethan — bin am heiligen Pfingstsonntag in's Radwerk hinaus, wo sie zusammenkommen, bin evangelisch worden."

Nach einer Weile entgegnete Magdalena mit leiser, fast zitternder Stimme: „Hans, ich hätt's nicht gethan. Das Lateinische in der Kirche hätt' Dich nicht umgebracht, mit dem Herrgott hättest doch deutsch sein können. Das Romgeld schaut man auch an, so lang man daheim Pfarrarme hat. Ich denk' das ganz' Jahr nicht an den Papst, aber daß ich desweg gleich lutherisch werden sollt', das wär' mir viel zu fürnehm. Bei seinem Vater- und Mutterglauben, bei dem soll der Mensch bleiben, das habe ich oft gehört — einen bessern findet er nicht. Meine Eltern sind auch schon gestorben; es wird mich ebenso treffen und ich will hinkommen auf den nämlichen Platz, wo sie sind. — Mußt nicht bös sein, Hans, von wegen meiner Meinung; mich geht's nichts an, Du kannst thun mit Dir, wie Du willst, und zum Zurücksatteln wär's doch schon zu spatt. Das Hin- und Herlaufen von einem Glauben auf den andern wär' der kürzeste Weg in

Digitized by Google

die Höll', hab' ich oft gehört. Bleib', wo Du einmal bist. Aber was willst jetzt machen ohne Haus?"

„In's Zellerische gehe ich hinein," antwortete er, „dort sind der Evangelischen mehr, dort erwehren sie sich leichter."

„Ich habe mir auch schon gedacht," versetzte hierauf sie, „daß die Neubergerlent' den Lutherischen nicht gleich Heiligen und Märtyrer sollen machen helfen —"

Sie drückte ab, sie wollte nicht, daß er glaube, sie hielte ihn für einen evangelischen Heiligen, seit er des Glaubens willen Haus und Heim verloren. Da sie eine Weile schwieg, so sagte Hans: „Red' noch was. Magdalena."

„Warum nicht!" entgegnete die Almerin, „zum Schlafengehen ist's Zeit!"

Das war so schneidig gesagt, daß er aufstand. Die Laterne in der einen, den Schlüssel in der andern Hand, so führte sie ihn hinaus und über die knarrenden Eiskörner hinab zur letzten Hütte, die am untern Ende des öden Schwaigerdorfes stand, wie jene der Magdalena am obern. Als sich Hans die Frage aufwarf, ob es denn in Ordnung sei, daß ein Mann einem Weibe, das eigentlich doch er zu schützen habe, so willenlos folge? war es schon zu spät, er hockte auf dem finsteren Heuboden, bei sich einen Lodenmantel von ihr zum Zudecken.

Jetzt in der Stille hub er an nachzudenken. Jetzt erst kamen ihm die Ereignisse dieses Tages unerhört vor. Sein Haus vernichtet. Die Herde zerstreut, wer wird sie sammeln und versorgen? An der Ruine liegt vielleicht ein Todter. Sie wollten ja auch ihn erschlagen, er floh, wie ein Vogelfreier flieht. — Aber das alles, wie versank es in tiefe Schatten vor der Sturmnacht auf der Höhe! Diese finstere Nacht hatte mehr Licht und Trost für ihn, als der glühende Sommertag im Thale. Das Leid war nicht mehr da. Wenn es der Frieden des evangelischen Gewissens wäre, der ihn überkommen! Es war jedoch ein Anderes, ein Unstetteres — Eins, mit dem Keiner ruhig einschläft.

Darum hat sich auch der Stammhaus wieder erhoben aus seinem Heu, ist die Leiter hinabgestiegen in den untern Raum; als er jedoch hinaus wollte, wies es sich, daß die Thür versperrt war. — Wir Evangelische mögen wohl ausgeschlossen sein — aber eingeschlossen? das wäre was Neues! So dachte der Bauer aus Altenberg, dann stemmte er sich sachte mit dem Fuß an die Wand, riß mit einem festen Ruck die Thür auf und ging hinaus. — Die Luft war kalt, am Himmel funkelten Sterne, unter dem Eise sickerte immer noch das Wasser.

Als Hans zur Hütte der Magdalena kam, war dort aller Lichtschein verloschen. Nur das Scharren der wiederkauenden Thiere war noch vernehmbar, und bisweilen ein klangloses Schrillen der Kuhschelle. Der Bursche ging nicht auf die Thür los, sondern an's Fenster. Vor demselben lag eine Schichte gespaltenen Holzes, es waren scharfkantige Scheiter, Hans kniete darauf nieder. Es ist an manchem unserer Bauernhäuser so eingerichtet, daß der Bursche auf dem Scheit knien muß, wenn er nächtlicher Weile mit dem Dirndl plaudern will. Diese Strafe im Voraus ist nicht so bitter, als sie scheint.

Hans rief zum Fenster hinein ihren Namen. Sie zierte sich nicht lange, sondern fragte, ob er sich damit bei ihr bedanken wolle, daß er die Nachtruhe störe?

„Magdalena!" sagte Hans, seine Stimme war heiser und gedrückt, die Hände hielt er gefaltet an seiner Brust; den Nacken mußte er beugen, um zum Fenster hineinsprechen zu können. „Magdalena! Vor einer Stunde, wie wir uns gute Nacht gesagt und auseinander gegangen sind, da haben wir's nit wissen können, daß wir zwei

Digitized by Google

so wieder sollten zusammenkommen in dieser Nacht."

„Geh weg", antwortete sie, „ist bei euch auch der närrische Brauch, zu Altenberg, daß die Buben in der Samstagnacht in der kalten Luft sollen umsteigen und an den Fenstern Unruh stiften, wie verwunschene Gespenster?"

„Wenn das Fensterln bis jetzt nit wär' erfunden gewesen, so hätt' ich's heut' müssen erfinden", antwortete er. „Ich hätt's ja selber mein Lebtag nit glauben mögen, daß der Mensch nach einem *solchen* Tag noch übermüthig sein kunnt in der Nacht. Uebermüthig, das bin *ich* wohl gewiß nit. Ich bitt' dich auch nit, daß Du mir die Thür aufthust —"

„Du kannst sie ja auch aufsprengen wie die untere!" stieß sie trotzig hervor.

„Und wenn Deine Thür ein Gitter hätt' von lauter Reseden und Rosmarin und Veilchen und Kirschbaumblüt', ich wollt's nimmer zerreißen; und wenn Dein Fenster groß wär' wie ein Regenbogen, und Stufen hätt' von Edelweiß und ein Glas von Rosendust, ich wollt' nit zu Dir hineingehen, ich wollt' heraussen knien auf dem Stein und Dich bitten, daß ich knien bleiben dürft' nit weit von Dir, bis der Tag aufgeht und ich fortmuß auf meine fremde Straßen. Ich kann Dich nit bitten, daß Du mein sollst gedenken, nur so viel muß ich Dir sagen: Du bist mein Unglück worden, Magdalena. Jetzt, wenn ich mir ein Haus baue, kann ich nimmer drinnen zufrieden sein; jetzt ist mir kein Glaube mehr genug — keiner mehr! Keiner mehr. So bin ich Deinetwegen worden, Magdalena!"

„Mit Wissen ist es nicht geschehen", antwortete hierauf die Almerin, „aber wenn ich Dir ein Unrecht hab' gethan —" Die Stimme versank in sich.

„Ich habe Keine noch gefunden, wie Du bist, und werd' auch Keine finden. Mein Elend, das ist zu klein gewesen, jetzt hab' ich noch einen Blick frei haben müssen: *Wie's sein könnt'!*"

Er lehnte sich an die Wand und diese zitterte vor dem Stoßen seines nicht mehr zu unterdrückenden Weinens.

Jetzt langte zum Fenster eine warme Hand heraus und tastete nach seinem Haupte und legte sich auf sein Haar.

„Mußt nicht, Hans", flüsterte sie und drückte in der Kehle das Schluchzen wacker hinunter, „mußt nicht *mir's* zudenken. Was Dir unten im Thal ist geschehen, das greift Dich so an. Ich weiß es wohl, Du bist ein rechtschaffener Mensch. Und daß Du jetzt wie ein Räuber mußt umstreichen! Nicht einmal beten kann ich für Dich zu unseren Heiligen, zur lieben Frau. Wir haben nichts miteinander, dort oben. Wenn Du nur das nicht hättest gethan — vom alten Glauben abstehen . . ."

„Und könnteſt mir gut sein?" fragte er.

Da stieß sie mit ihrer Hand seinen Kopf hinweg und rief erregt: „Geh schlafen, Hans! geh!"

Er ging. Aber nicht schlafen. Er stieg über die Almen hin, und als es Morgen ward, da kletterte er am nördlichen Gewände der hohen Veitsch niederwärts, den Wässern der Salza zu.

Gleichwohl hatte er's leicht, er konnte sein Herzleid mit Klettern und Wandern betäuben, in Hängen über Abgründen, in Sprüngen über Wildbäche, in Schleichen und Verstecken selbst, wo er vermuthete, daß er etwa verfolgt würde. — Magdalena hingegen, die mußte in der Feiertagsruhe des Frauenfestes auf der Matte sitzen und ihrer Herde zuschauen, hatte vollauf Zeit, sich das Herz zerreißen zu lassen von den Vorfällen der vergangenen Nacht, wovon sie sich Alles immer und unermüdlich wiederholte.

Lange in den Tag hinein hatte sie sich gedacht, er würde aus seiner Hütte hervorgehen, und hatte sich vorgenommen, auch ihrerseits Alles zu

Digitized by Google

gestehen — denn bitter aufgebracht war sie gegen ihn, daß er übergelaufen und dann heraufgestiegen sei, um ihren Almfrieden niederzutreten und ihren guten Ruf!

Nun war er fortgegangen ohne Urlaubnehmen. Das that ihr tiefer wehe als alles Andere. — Was hat sie nicht die Blütenkrönlein der verspäteten Schlüsselblumen gequält und zerpflückt um Bescheid! Das eine sagte so, das andere so. Noch einmal will ich's treiben, sagte sie sich endlich, damit ich gewiß weiß, er liebt mich nicht. Aber das letzte Blättchen zitterte: Er liebt Dich mit Schmerzen! Ein roth-goldenes Muttergottes-Käferchen flog heran und setzte sich an die Narbe der Blume, die nur ein einziges Blatt mehr hatte. —

Als Magdalena zwei Wochen nach diesem Frauentage ihre Herde zu Thal trieb in das Dorf der Veitsch, wunderte sich ihr Dienstherr, der Kreuzbeck, daß sie so blaß aussehe und ihre Munterkeit nicht mehr mitbringe von der lustigen Alm.

Das Kreuzbeckhaus war ein Wirtshaus. Und eines Tages kam ein Fremder — wohl ein Wallfahrer — von der Zellerseite her, kehrte beim Kreuzbeck ein, und wie dort in der Stube das Hausgesinde just beim Essen saß, erzählte er überlaut und wie zufällig vom Stammhans, einem lutherischen Bauer aus Altenberg bei Neuberg, dem sie das Haus niedergebrannt und den sie verjagt hätten. Der sei jetzt drüben im Dorfe Weißenbach bei Mariazell und helfe am neuen Straßenbau, der nach Zell angelegt würde.

Daß die Stallmagd Magdalena als die erste den Löffel weglegte, es fiel Niemandem auf, denn das geschah nun oft am selbigen Tisch.

Die Dorfburschen frohlockten darüber, daß bei dieser Stolzen etwas nicht in Ordnung sein müsse. Ja, es wäre mit ihr sicher so gewesen, wie sie jetzt glaubten, daß es sei, wenn es nach dem Willen der Burschen gegangen wäre. Das Dirndel war gar so fein und sauber, und daß es auch fromm und züchtig war, machte es freilich noch feiner. — „Dich such' ich mir aus," hatte ihr eines Tages der junge, reiche Veitschegger gesagt. — „Oha," war ihre Antwort gewesen, „aussuchen thu' ich mir. Aber Einen, der auch ohne Geld und Großhof schön ist."

Am Frauentag im September war's, spät Abends, als sie nach ihren verrichteten Arbeiten im Stall noch das Haus verließ und hinausgieng vor das Dorf Veitsch, wo am Waldrand und Berghang eine hölzerne Kapelle stand. Diese barg ein Muttergottesbild, das in der ganzen Gegend hochverehrt ward und vor dem sogar die Wallfahrerschaaren, die aus Zell kamen, ihre mit grünen Wachskränzlein gezierten Fahnenstangen tief verneigten. In dieser Kapelle kniete Magdalena die halbe Nacht und als sie endlich heimkam, ward sie von der aufwachenden Kammergenossin gefragt, wo sie denn so lange gewesen sei?

„Abschied nehmen," antwortete das Mädchen, und weil's finster war, so hat ihre verweinten Augen Niemand gesehen. —

Die hohe Veitsch liegt wie ein wüstes Ungeheuer da über dem weiten Bergrund. Ihr Hochplateau, das Schnee und grüne Matten hat, ist stundenlang; von demselben stürzen fast nach allen Richtungen hin die Felshänge nieder, mit einzelnen der felsigen Vorberge greift sie weit aus, wie ein lauernder Löwe mit seinen Branken. Gegen Morgen der hohen Veitsch, wo auf grünem Rücken die Veitschhütten stehen, liegen in blauenden Tiefen die Gegenden von Neuberg; gegen Sonnenuntergang stürzt sie wild und zerrissen ab auf weite Almmatten, genannt die Roth'-Sohl, der erzreichen Erdsohle wegen, die hier vorkommt. Gegen Mittag senken sich die breiten, duftgrauen Wände in das wald- und feldreiche Veitschthal;

Digitized by Google

gegen Mitternacht fahren die schattigen Schründe nieder in die Tiefen der Salza-Wässer, in deren Thälern Mariazell liegt. Drüben um Zell ist es anders, als herüben, drüben auf den Almen und Steinen ist es schwerer zu leben, als herüben in den culturreicheren Gründen der Mürz.

Den Alten hat's drüben nicht gefallen; außer Wallfahrern, die in zwei Tagen wieder zurückkehren konnten, sind Wenige, die nicht mußten, hinübergegangen über die Päße der hohen Veitsch. Die sich aber drüben in langen Jahren so oder so ein Weniges erworben hatten, die stiegen gerne her über den hohen Berg und suchten in traufsamerer Gegend ihres Lebens Rest zu genießen.

Eines Tages stieg ein junger Mann jenseits an und diesseits ab, mit der Absicht, den umgekehrten Weg nicht mehr zu machen, sondern im Thale der Veitsch zu verbleiben. Er wollte hier aus den zusammengerafften Trümmern eines früheren Wohlstandes eine kleine Wirtschaft anheben und heiraten. Unser Stammhans war's, der da so frisch und zuversichtlich daherkam, nachdem er nach heißen Geistes- und Herzenskämpfen mit sich einig geworden. — Die letzteren hatten gesiegt. Nach dem, was er von Magdalena zu erfahren gewußt, war er seiner Sache nun gewiß.

Hans war den beschwerlicheren Alpensteig herüber gekommen, der über die Veitschhütten führt. Er hatte dort hinabgeblickt in die Engthäler von Neu- und Altenberg, wo in letzterer Zeit, von außen begünstigt, so viele Lutherische aufgestanden waren, daß sich die Katholiken nicht mehr rührten, sondern viele der einstigen Streiter daran dachten, wie auch sie unvermerkt in's Lager der „alten Christen" hinüberrutschen könnten. — Wieder Anderen war die Lust zum Ueberlaufen vergangen, seit sich die Obrigkeit gleichgiltiger zeigte und der evangelische Heiligenschein gar so wohlfeil zu haben war. Hans empfand kein sonderliches Heimweh da hinab. Nur der einzigen Schwaighütte, die am obersten Ende des Hüttendörfchens stand, gieng er zu, ihretwegen war er diesen Weg gegangen. Was er wohl voraussah, sie war verlassen und öde wie alle anderen. Ein Edelweiß-Stämmlein steckte er an den verwitterten Balken des Fensterleins, dann strich er rasch thalab gegen die Veitsch.

Dort kehrte er beim Kreuzbeck ein; es war schon abendlich. Er saß bei einem Glase Apfelwein und redete mit dem Wirt darüber, wie es dies Jahr mit den Feldfrüchten, mit der Viehzucht stünde. — Mit Hafer und Korn sei man woltern zufrieden, das gerathe hier zwar nur alle drei Jahr einmal. Ueber das Vieh jedoch sei die Klauenseuche gekommen, so daß fast alle Bauern ihre Herden vorzeitig hätten von der Alm treiben müssen. Nur er — der Kreuzbeck — habe die Seine oben gelassen, nachdem die Krankheit glücklich überstanden gewesen. Hierauf fragte der Stammhans, ob ihm der Viehstand gezeigt werden könne, er sei Willens, was zu kaufen. Aber als sie in den Stallungen umgiengen, lobte er wohl alle Kühe und Kalben, suchte mit den Augen jedoch ein Anderes.

Als es schon dunkel war und er allein auf dem Kopfe des Brunnentroges saß, fragte er einen vorübergehenden Jungen, wo die Magdalena sei?

„Die ist auf Zell gegangen," antwortete der Kleine und hüpfte vorüber.

Von der Wirtin erfuhr er nachher Mehreres. Eine Stallmagd hätten sie, sonst ein springlustiges, gottsbraves, fleißiges Wesen, aber seit sie dies Jahr von der Alm zurück, sei sie ganz wunderlich. Schier kleinsinnig sei sie, thäte mit den Leuten nichts reden, aber im Schlaf spintisieren von Glaubenssachen; vor ein paar Tagen habe sie eine Wallfahrt nach Mariazell angetreten und die Mannerlent hätten noch ihren Spaß und thäten sagen:

Digitized by Google

mit dem Betschwesterwerden wäre es auch nachher noch früh genug, wenn sie keinen Liebhaber mehr kunnt kriegen. Jetzt wollten ihr schon noch die Beitscherbuben das Himmelreich gefegnen, daß sie nicht noth hätt', in's Zellerische hinüber zu gehen. „Sein so viel schlecht, die Mannerleut," setzte die Wirtin mit Schelmenblick dazu. „Morgen soll sie heimkommen, da wollen ihr die Dorfburschen einen grünen Schwibbogen bauen oben bei der Brücken, wie dem Bischof, wenn er auf die Firmung herkommt."

Hans hatte auf diese Mittheilungen nichts entgegnet. In der nächsten Frühe, als das schlafende Dorf mit seinem grauen Kirchthurm noch still in der Morgenröthe stand, war er schon auf dem Wege. Er gieng thalaufwärts, den Weg gegen Zell, auf welchem sie ihm entgegenkommen mußte. Die Wiesen waren grau vor Reif, am Rande des rauschenden Baches hingen Eiszapfen. Auf den Zinnen der hohen Beitsch glühte schon die Sonne.

Nach drei Stunden war er auf dem Hochpaß der Roth'-Sohl. Es war ein sonniger Vormittag und von den gewaltigen Felstafeln nieder, wo sonst die eisigen Stürme zu fahren pflegen, wehte wie aus ungeheueren Oefen ein warmer Hauch. Der Weg führte eine Viertelstunde lang eben und freundlich über die grünen einsamen Matten hin, und dort, wo heute das Bildnis des heiligen Nikolaus steht und sich der Weg thalwärts zu senken beginnt gegen die wildere Alpenlandschaft im Norden — dort sind sie sich begegnet.

Sie war erschöpft den steilen, finsteren Waldweg heraufgekommen; er war im Anschauen des sonnigen Bergrundes andächtig versunken still dahingewandelt. Als sie sich von ferne sahen und sogleich erkannten, beschleunigten sie ihre Schritte nicht besonders, aber heiter lächelten sie sich entgegen. Als sie zusammenkamen, reichten sie sich die Hände. „Ich gehe Dir schon entgegen," sagten gleichzeitig Beide.

„Du bist in Zell gewesen bei der lieben Frau?" fragte Hans.

„Das nimmer, Hans, ich bin in Mitterbach gewesen. Auch im Bethaus. Ich habe Dich gesucht im Dorf Mitterbach und auf den Straßen, bis sie mir gesagt haben, Du wärest hinübergegangen in die Beitsch. Darauf bin ich wieder zurück."

„Ich bin Deinetwegen in der Beitsch gewesen," sagte er und faßte sie an ihren beiden Händen, „ich muß Dir gleich was sagen, was Dich gefreuen wird, Magdalena. Zwischen uns zweien ist jetzt nichts mehr, ich bin wiederum zurückgegangen zum katholischen Glauben."

„Jesus, Maria!" kreischte das Mädchen auf, „und ich bin lutherisch worden!" Beide Hände an den Kopf gepreßt, so lief sie über die Matte hinab gegen ein Steinkar.

Er lief ihr nach, ereilte sie, schlang seine Arme um ihre Mitte und lachte laut. Empört wollte sie sich von ihm losmachen. „Dort unten!" rief sie und zeigte in eine Felsenschlucht hinab, in welcher ein Wässerlein schneeweiß gischtete: „dort unten ist mein Platz. Ich bin übergelaufen — habe die Mutter Gottes verläugnet, Deinetwegen! Ich habe meinen Eltern Glauben verhandelt wie ein Jud die Roßhaut! Ich hab' den Himmel verthan, Deinetwegen! — Jetzt bist Du wieder zurückgesprungen und wir sind weiter auseinander als ehedem."

„Das kommt mir nicht so vor," sagte er und drückte sie an seine Brust.

„Mir tanzen vor den Augen alle Farben," gestand sie. „Du stehst wieder fest; mir wankt der Erdboden. Ich weiß mir nicht aus. Nachspring' ich Dir nimmer, Hans! Sonst möcht's heißen: Die hat ihren Glauben bei ihrem Liebhaber."

„So wird es heißen und so muß es heißen. Sei getrost, Magdalena, ich werde Dich schon wieder katholisch machen, verlaß Dich drauf!"

Digitized by Google

„Wie Du noch Spaß machen kannst!“ seufzte das Mädchen, hielt sich nun von selbst an seine Hand und sah ihn rathlos an.

„Magdalena,“ sagte Hans und blickte ihr treuherzig in die unsteten Augen, „es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir zwei jetzt nicht den wahren Glauben gefunden hätten. Wir haben mit dem, was geschehen ist, das Bekenntnis abgelegt, daß wir uns einander über Alles gehen. Ich denke, Dirndel, wir lassen es dabei bleiben und heiraten zusammen, damit diese neue Glaubensecte nicht mehr ausstirbt — wenn sie Gott gefällig ist.“

Sie schaute jetzt vertrauend zu ihm auf. „Wie das nur so sein kann!“ sagte sie, „wenn ich Dich reden höre, Hans, so ist's gut.“ —

Das ist gesprochen worden dazumal auf den sonnigen Almen der Veitsch. Geheiratet haben sie und sich ein kleines Haus gegründet unten im Thal, und in demselben ein christliches Leben geführt, wie die Besten unter den Evangelischen und Katholischen. Trotzdem hegte Magdalena manchmal stillen Kummer, ob sie — mit der Uebertragung ihres Glaubens und ihrer Gottesliebe auf den Mitmenschen — wohl den rechten Weg hätten. Als aber nach einem Jahre der liebe Gott ihr durch Sendung eines Zwillingspaares den Beweis lieferte, daß er mit einer solchen Gattung zufrieden wäre — war's auch sie.

Ein Besuch auf der Sternwarte.

Aus den Spaziergängen durch das Reich der Sterne von **M. Wilhelm Meyer.***)

Der mittelalterliche Nimbus, mit welchem der Volksglaube einst das nächtliche Treiben der Astronomen umgab, ist durch die gepriesene Civilisation unseres Jahrhunderts durchaus nicht wesentlich gelüftet worden. Mißtrauisch schütteln die Leute den Kopf und meinen, es könne gar nicht mit rechten Dingen zugehen, wie diese Astronomen nun mit unverschämtester Gewißheit sagen, der gegenwärtig (September 1883 bis Februar 1884) am Himmel erschienene Komet sei derselbe, welcher schon 1812 gesehen wurde, und ihm nun seinen Weg am Himmel vorschreiben, welchen er mit strengster Gewissenhaftigkeit innezuhalten hat. Daß muß ja ein ganz gewaltiger Kopf sein, sagen die Leute, der einem so großen Himmelskörper seine Wege zeigt oder sie doch mit unbegreiflicher Sicherheit vorher erräth. Viele meinen dann, den Herren müsse man doch einmal hintere die Karten gucken und sehen, ob nicht der leibhaftige Gottseibeiuns dabei im Spiele sei. Sie verschaffen sich einen Eintritt in die Sternwarte, das Allerheiligste dieser mysteriösen Wissenschaft. Das ist nun fast überall mit den größten Schwierigkeiten verbunden, was diesen Nimbus des Mysteriösen beim Laienpublikum noch erheblich steigert. Diese astronomischen Hexenmeister verschließen sich offenbar hinter ihren Mauern wie die Alchymisten, wenn sie Gold machen, damit sie Niemand bei ihren teuflischen Künsten belauscht oder gar im persönlichen Verkehre mit dem Bösen selber ertappt, wie er ihnen gerade ein paar Kometenbahnen oder ein Dutzend kleine Planeten aushän-

*) Siehe Seite 313.

Digitized by Google

digt. Gewöhnlich haben auf Sternwarten nur Solche Zutritt, die den rigorosen Beweis antreten können, daß sie selber in die Geheimnisse der Sternkunde eingeweiht sind, und das erscheint offenbar verdächtig. Gelingt es indeß doch einmal einem Laien, sich in das Heiligthum einzuschleichen, so wird es ihm gar von allen den Gläsern und Spiegeln und Rädern und Stangen und Schrauben, die er sieht, so dumm, als gieng' ihm ein Mühlrad im Kopf herum. Das große Fernrohr der neuen Wiener Sternwarte, bekanntlich der mächtigste Himmelsschlüssel, über welchen die Astronomen gegenwärtig verfügen, ist ein metallenes Rohr von 10 Meter Länge und oben von 27 Zoll Oeffnung, welches mit Allem, was drum und dran hängt, von einem Kinde in jede bestimmte Richtung gebracht werden kann. Einmal auf einen bestimmten Stern gerichtet, folgt der Riese ihm auf seinem täglichen Wege nach, so daß er von seinem Aufgange bis zu seinem Untergange immer auf ihn gerichtet bleiben könnte, wie wenn eine magische Gewalt Stern und Fernrohr innig verknüpft hätte. Auch das gewaltige Kuppeldach, welches dem Fernrohr zum Schutze dient, rotirt mit der größten Leichtigkeit um sich selber, so daß es Einem schwindelig wird, wenn sich das ganze Haus über dem Kopfe herumdreht, als sei es aus Papier gebaut.

Was muß man Alles mit dem Fernrohr sehen können! Nun begreift man es allerdings, daß die Astronomen bis tief in den Himmel hinein und dem lieben Herrgott so gewissermaßen in's Notizbüchel schauen, worin er vorher aufgeschrieben hat, in welche Richtungen er die verschiedenen Himmelslichter schicken will, die das Firmament erleuchten. Auf dem Monde nun gar, der gewissermaßen unser himmlischer Zimmercollege ist, muß man gewiß Alles sehen, und wenn einmal der Mann im Monde sich zufällig ein bischen weit zum Fenster hinauslegt, rufen wir ihm unwillkürlich zu: „Halt da, sehen's zu, daß Sie mir mit der langen Pfeifen nit 's Glas zerschlagen an meinem Fernrohr, das hat ein paarmalhunderttausend Gulden gekostet, und Sie werden 's mir nicht ersetzen, guter Freund."

Ich habe mir oft das schadenfrohe Vergnügen bereitet, einen Laien wirklich einmal durch ein kräftiges Fernrohr bei möglich starker Vergrößerung schauen zu lassen. In Genf stand mir dazu ein zehnzölliges vorzügliches Instrument zu Gebote. Bei der Gelegenheit kann man tiefe Einblicke in die unwiderstehlich lächerliche Natur vieler Menschen machen, die ihre wohlcultivirte Ignoranz beschönigen wolle. Ich richte das Fernrohr auf den Mond mit siebenhundertfacher Vergrößerung. Sogleich sind die Meisten voller Bewunderung und schwören mit begeisterter Miene, daß sie in ihrem Leben nie einen größeren Genuß gehabt hätten als heute, wo sie die Ehre hatten, von mir in die tiefsten Geheimnisse des Himmels eingeführt worden zu sein. Diese Rede wäre, wie ich mich wiederholt versichert habe, ganz ebenso ausgefallen, wenn ich den Deckel oben auf dem Fernrohre gar nicht abgenommen hätte. Die Anderen suchen nach der Sitzung ihr langes Gesicht so viel als möglich zu verbergen und meinen, daß es ganz hübsch gewesen sei und sie vielleicht ein andermal mehr als heute sehen würden. Die Wenigsten aber gestehen rund heraus, daß sie eigentlich gar nichts gesehen haben, und das sind meine guten Freunde. Man sieht eigentlich wirklich nichts in einem Fernrohre, und ganz besonders nichts in einem starken, wenn man das Sehen nicht mit vieler Mühe gelernt hat. Das Sehen besteht keineswegs blos darin, daß man einfach das Auge aufmacht und in die betreffende Richtung bringt; das Sehen, ich meine das astronomische Sehen, ist eine sehr verwickelte Sinnesoperation, die ebenso

Digitized by Google

gelernt werden will, wie jede andere Kunst. Ich möchte das astronomische Sehen am liebsten mit dem Tastsinne eines Blinden vergleichen. Wie der Blinde durch den fortwährenden Gebrauch diesen Tastsinn so ungemein zu verfeinern wußte, daß er ihm in vielen Stücken das Auge ersetzt, während der Sehende diesen Sinn zu gar wenig Nützlichem zu verwenden weiß, so hat der Astronom gewissermaßen einen besonderen Tastsinn des Auges entwickelt, der dem Laien ganz abgeht, und ebenso wie ein gewöhnlich Sehender die Form eines Gegenstandes nur ganz vag errathen könnte, wenn er ihn blos betasten und nicht sehen darf, so erscheinen die Gegenstände im Fernrohre dem ungeübten Auge unbestimmt, so daß man sich keine rechte Vorstellung davon zu machen weiß, was man eigentlich sieht. Stelle ich z. B. den Mond in's Fernrohr ein, so wird man gemeiniglich eine lichte Region von vielen helleren und dunkleren Flecken das Sehfeld ausfüllen sehen, welche alle in schwach flimmernder Bewegung sind. Diese Bewegung kommt von unserer Luft her, welche der Lichtstrahl durchlaufen muß, um vom Monde bis in's Fernrohr zu gelangen. Die Bewegungen der Luft theilen sich den Lichtstrahlen mit und machen die Bilder undeutlich, besonders in starken Fernrohren. Außerdem sieht man bei stärkerer Vergrößerung nur ein sehr kleines Stück des Mondes auf einmal, wodurch der erwartete Eindruck auf den Laien gleichfalls wesentlich geschwächt wird. Erzählt man ihm nun, daß die dunkleren Stellen Bergschatten, die hellen von der Sonne beschienene Bergabhänge, die ringförmigen Gebilde die sogenannten Mondkrater, die weiten, ziemlich gleichmäßig beleuchteten Flächen die Meere sind, so staunt er zwar immer pflichtschuldigst, macht sich deshalb aber noch keine bessere Vorstellung von dem Gesehenen. Dieses Chaos von hellen und dunklen Stellen entwirrt sich ihm nicht; es wird ihm durchaus nicht klar, wo die Vertiefungen und wo die Berge zu suchen sind. In der That zeigt sich selbst bei geübten Astronomen in dieser Beziehung oft die eigenthümliche Erscheinung der Umkehrung der plastischen Effecte, so daß die Berge scheinbar zu Thälern und die Thäler zu Bergen werden. Das kommt daher, daß wir im Fernrohre die Richtung der Lichtquelle, d. h. der Sonnenstrahlen, welche die Mondberge beleuchten, nicht erkennen. Man kann die Erscheinung leicht an Reliefbildern studiren. Man beleuchte ein solches seitlich von rechts und betrachte es eine Zeit lang. Wenn man nun die Augen einen Moment schließt und das Licht links aufgestellt wird, ohne daß man dieses selber bemerkt, so erscheint dann plötzlich das Relief deutlich vertieft, nicht mehr erhöht über der Bildfläche, wie vorhin, und man wird, so lange man über die Lage der Lichtquelle nicht unterrichtet ist, mit dem Auge allein gar nicht entscheiden können, ob die erste oder die zweite Erscheinung der Wirklichkeit entspricht. Diese Umkehrung der Reliefwirkung tritt oft bei geübten Astronomen während der Beobachtung des Mondes ein und kann sehr störend werden.

Die geehrten Besucher haben bemerkt, daß ich öfters durch ein kleines Fernrohr geschaut habe, welches am großen befestigt ist und der Sucher genannt wird. Sie wollen auch dadurch den Mond ansehen und sind sichtlich erstaunt, wie viel schöner er darin aussieht, als im großen. Der ganze Mond ist auf einmal sichtbar; die dunkleren Stellen erscheinen in viel schärferen Umrissen, wie auf einer Landkarte, das Flimmern des Bildes hat ganz aufgehört. Ihnen wird nun die Bedeutung des großen Fernrohres ganz unklar, da sie mit dem kleinen viel besser sehen. Schließlich meinen sie, der Eindruck sei nur beim Monde ein so ungünstiger, weil dieses Gestirn zu groß sei. Einen gewöhnlichen Stern

Digitized by Google

müsse man im großen Fernrohre wahrscheinlich doch auf einmal übersehen können. Ich stelle also auf einen gewöhnlichen Stern ein: abermalige Enttäuschung! Der Stern bleibt ebenso klein, wie er mit bloßem Auge erscheint, ja wird eher noch kleiner im Fernrohre. Die Leute schauen mich zunächst verdächtig an und glauben, daß ich sie zum Narren habe. Wenn ich ihnen dann mit möglichst ernsthafter Miene erkläre, daß die Sterne alle so äußerst weit von uns entfernt sind, daß die zwar bedeutende Annäherung, welche uns das mächtige Fernrohr gestattet, eine so verschwindend kleine gegen die Entfernung des Fixsternes ist, daß wir gar keine scheinbare Vergrößerung desselben wahrnehmen können, so warten Einem die Herren zunächst wieder einmal mit dem üblichen Staunen auf, während Einige dagegen die Ueberzeugung nicht unterdrücken können, daß die Astronomen alle ganz unverschämte Aufschneider seien, die mit Millionen Meilen herumspringen, als seien es eben Katzensprünge. „Wenn dies also ein so entfernter Stern ist, so zeigen Sie uns jetzt einmal einen der näheren, damit wir doch einmal etwas zu sehen bekommen," so die Herren Laien. Gut, ich richte das Fernrohr auf die Vega, den schönsten und hellsten Stern der nördlichen Himmelshälfte: dieselbe Enttäuschung! Auch er erscheint als bloßer leuchtender Punkt im Fernrohre. „Ja, wie weit ist denn dieser Stern eigentlich entfernt?" ist die verwunderte Frage. „Das will ich Ihnen ganz genau, d. h. mit Unsicherheit von höchstens einigen tausend Millionen Meilen, sagen. Sie können sich gewiß eine Vorstellung von der Größe der Erde machen, wenn Sie bedenken, daß ein Eilzug, der ohne Unterbrechung den Erdball umlaufen könnte, dazu mindestens vier Wochen Zeit gebrauchen würde. Das Licht durchläuft eine solche Strecke 7½mal in einer Secunde und gebraucht etwa 12 Jahre, um von jenem Stern zu uns herab zu gelangen; also 12 Jahre, mal 365 Tage, mal 24 Stunden, mal 60 Minuten, mal 60 Secunden, mal den Umfang der Erde, welcher etwa 5400 Meilen beträgt. Das macht zusammen ungefähr 16,000.000,000.000 (schreibe sechzehn Billionen) Meilen. Diese ganz anständige Entfernung ist, wie gesagt, eine der kleinsten, und wir könnten sie vielleicht mit der Entfernung zwischen Wien und Preßburg vergleichen, wenn wir uns nun weiter einen Begriff von der Entfernung der Milchstraße machen wollen, die noch zu dem großen Bau der engeren Welteinsel gehört, die wir bewohnen und deren Position zu uns in der vorhin gezogenen Parallele zwischen dem Erdball und dem Universum vielleicht mit der Entfernung des amerikanischen Continentes von uns zu vergleichen wäre. Sehr vage Combinationen berechtigen uns zu dem Schlusse, daß das Licht etwa 2000 Jahre bedarf, um von dort zu uns herüber zu kommen. Außerhalb dieses Milchstraßensystems nun gibt es andere Systeme, die uns als schwache Nebel erscheinen und die vielleicht von der Milchstraße so weit entfernt sind, daß sie in unserer obigen Parallele mit anderen Planeten außerhalb der Erde zu vergleichen sind."

Nachdem dem wißbegierigen Laien nunmehr der Kopf genügend von all' den Zahlen und Vergleichen schwindelu wird, hat er auf jeden Fall eingesehen, daß die Fixsterne nur als Punkte im Fernrohre erscheinen können. „Aber um des Himmels Willen," fragt er nun weiter, „wozu gebrauchen Sie denn diese kostbaren Fernrohre, die mit allem Zubehör auf ein paarmalhunderttausend Gulden zu stehen kommen, wenn Sie mit denselben die Sterne gar nicht größer und genauer sehen, als mit dem freien Auge?" Ein mitleidiges Lächeln nach Möglichkeit unterdrückend, antworte ich: „Der Vortheil liegt in der größeren Lichtintensität. Alles Licht, welches vom

Digitized by Google

Sterne auf das große Objectivglas oben am Fernrohr fällt, wird von diesem derart concentrirt, daß es unten vollständig in die kleine Oeffnung unserer Augenpupille Eintritt findet, und wir sehen nun so gut, als hätten wir ein Riesenauge von 27 Zoll Durchmesser. Die feinsten Lichteindrücke, welche dem freien Auge ganz verloren gehen würden, empfinden wir auf diese Weise deutlich, und eine unendliche Anzahl von Sternen und anderen Himmelskörpern, deren Existenz vor der Benützung der Fernrohre unbekannt war, ist nun in den Bereich unserer Untersuchungen gezogen. Mit freiem Auge sieht man gar nicht so viel Sterne, als man gewöhnlich meint. Man muß schon ein ganz außerordentlich scharfes Sehvermögen besitzen, um an dem ganzen in unseren Gegenden sichtbaren Himmelsgewölbe 2500 Sterne zählen zu können. Im Fernrohre aber werden die Sterne in Wahrheit unzählbar, und nur eine auf verschiedenen Combinationen beruhende Schätzung berechtigt zu der Ueberzeugung, daß die Anzahl der uns gegenwärtig zugänglichen Sterne 30 Millionen jedenfalls übersteigt. Ich kann das Fernrohr auf eine beliebige Stelle des Himmels richten, wo das freie Auge sich in vollkommener Dunkelheit verliert, und Sie werden überall eine oft sehr große Anzahl feiner Lichtpünktchen wahrnehmen, Sterne in unermeßlichen Entfernungen; nirgends giebt es am Himmel eine Stelle, welche in die leere Unendlichkeit führt. Sehen Sie z. B. diese Region an. Ein paar hellere Sterne zehnter bis elfter Größe, mit dem freien Auge lange nicht mehr sichtbar, und eine Anzahl schwacher bis schwächster Punkte, bis zur fünfzehnten Größenclasse, die unregelmäßig über das Feld zerstreut erscheinen. Alle diese Sterne sind Fixsterne, d. h. Sonnen, wie die unsrige, und wir können nichts Triftiges gegen die Möglichkeit einwenden, daß sie alle von Erdsternen, wie unsere engere Welt, umkreist werden. Nur einer von diesen Sternen ist ein kleiner Planet und befindet sich uns also unendlich viel näher, als die übrigen. Ohneweiters sieht man ihm das zwar nicht an, da sich auch für das geübte Auge ein kleiner Planet von einem kleinen Fixsterne im bloßen Aussehen gar nicht unterscheidet. Ich will Ihnen aber doch — vorausgesetzt nur, daß es Sie nicht zu arg langweilt — Gelegenheit geben, diesen kleinen Planeten selber zu entdecken. Sehen Sie sich gefälligst die relative Stellung der Sterne genau an und machen Sie sich eine Skizze davon. Dann warten Sie etwa eine Stunde und thun Sie wieder dasselbe, und Sie werden finden, daß einer unter diesen Sternen seinen Ort gegen die übrigen verändert hat; Sie haben den Planeten entdeckt und wären sogleich ein berühmter Mann, wenn es das neidische Geschick nicht gewollt hätte, daß der Planet schon vorher einigemal von einem anderen Menschen gesehen worden ist, was zwar an Ihrem Verdienste nicht das Geringste schmälert, da Sie bei Ihrer nachträglichen Entdeckung ganz dieselben Operationen ausgeführt haben, als die übrigen berühmten Planetenentdecker, und es Sie schließlich gar nichts angeht, was andere Leute ohne Ihr Wissen vor Ihnen gethan haben.

Also auch diese Planeten erscheinen als Punkte wie die Fixsterne und bieten dem Laien durchaus nichts Interessantes dar. Es giebt indeß auch am Himmel Gegenstände von einiger Ausdehnung, welche das Fernrohr erst in den Bereich unserer Kenntniß geführt hat; das sind die Nebelflecke und Sternhaufen. Die ersteren sind mattleuchtende Flecke am Himmel, oft mit einer oder mehreren besonders hellen Stellen oder Verdichtungen. Auch sie bieten dem Unkundigen nichts Merkwürdiges, und auch ohne sie ihm persönlich vorzustellen, wird er mir auf's Wort glauben oder auch nicht, ganz wie es ihm beliebt, daß diese Stellen

Digitized by Google

Anhäufungen von Gasen sind, gemeiniglich von Wasserstoff, die sich wahrscheinlich langsam condensiren und zu einem oder mehreren Sternen ausbilden. In der That kennt man einige solcher Lichtflecke, von denen man weiß, daß sie aus einer Unzahl einzelner Sterne bestehen müssen, die nur so dicht gedrängt beisammen stehen, daß auch die stärksten Fernrohre keine einzelnen Lichtpunkte erkennen lassen. Wieso wir solches gerade von bestimmten Flecken sagen können, muß ich Ihnen heute verschweigen. Bei anderen sieht man in besonders günstigen Augenblicken die Tausende von Lichtpünktchen eben aufblitzen. In diesen fernen Schichten des Universums sind die Laboratorien, wo die Weltkolosse gemacht werden, wahre Sonnenfabriken, aber wir sehen dem großen Werkmeister nur blutwenig von den Fingern ab. Dem Laien ist schon gar nichts mehr davon erkennbar. —

So steht es mit den Resultaten eines Besuches auf der Sternwarte. Wenn man nicht etwa das mechanische Meisterstück des Aufbaues eines großen Fernrohres bewundern will und kann, von dem Anschauen himmlischer Objecte bleibt der Laie stets höchst unbefriedigt. Er hat sich einen wesentlich verschiedenen Begriff davon gemacht, was man in einem großen Fernrohre sehen kann. Sie müssen es also schon den Astronomen auf's Wort glauben, was sie Ihnen von der Einrichtung des Himmel erzählen; controlieren lassen sich die Astronomen nun einmal nicht von anderen Leuten, als ihren Collegen. Der Besuch der Sternwarte wird dem Publikum also gemeiniglich nicht gestattet, weil es aus demselben keinerlei Nutzen ziehen kann, sondern nur um einige Enttäuschung reicher den Tempel der höchsten Wissenschaft wieder verlassen muß. Dem Astronomen aber entziehen diese unliebsamen Besuche gemeiniglich seine kostbarste Zeit. Seine Thätigkeit hängt von den Launen der unberechenbaren Witterung vollständig ab. Jede Minute, in welcher ihm ein heiterer Himmel die Fortsetzung seiner Studien gestattet, ist ihm unersetzlich. Denn die Gestirne verändern ihren Ort und ihre Gestalt, auch dort ist Alles unstet und veränderlich, wie hier unten, und so wie heute wird der Himmel morgen nicht mehr erscheinen. Die Beobachtung, welche heute versäumt wurde, kann unmöglich morgen eingeholt werden, weil sich die morgige Beobachtung auf einen anderen Zustand der betreffenden Erscheinung bezieht, als der heutige war, und ein wichtiges Glied in einer Kette von Daten über diese Erscheinung kann für immer verloren gehen. Vielleicht auch beliebt es dem launischen Wetter, für ein paar Wochen einen dichten Wolkenschleicher über das große Studienbuch zu ziehen, aus dessen Strahlenschrift der Astronom das Weltgeheimniß herausbuchstabieren möchte, aber leider merkt, daß es mit dem Lesenlernen noch ziemlich schlecht bestellt ist und man noch gar lange Zeit gebrauchen wird, bis man den rechten Sinn erfaßt haben wird von dem, was unsere Lesekunst bis jetzt an Worten und Sätzen herausgebracht hat.

Lassen Sie also den Astronomen weiterbuchstabieren und besuchen Sie ihn nicht auf der Sternwarte. In gemüthlichem Plauderstündchen außerhalb seiner Sternwarte wird er sich gern von den Dingen mit Ihnen unterhalten, welche er dort oben gesehen, deren Bewegung und viel verschlungenes Zusammenwirken er studiert hat.

Digitized by Google

Das Gerichts- und Strafwesen in den Vereinigten Staaten.

Von A. Delys.

II.

Eine nie versiegende Quelle für die Justizbehörden und Geschworenen bilden die zahllosen Uebertretungen gegen die „Sonntagsgesetze" (Temperenzgesetze) und die Streitigkeiten der Ehegatten. Diese Sonntagsgesetze sind in Amerika nicht den moralischen Bedürfnissen entsprungen, die sie gewiß rechtfertigen würden, sondern sie sind dort bekanntlich das Product des kopfhängerischen, scheinheiligen, altenglischen Puritanismus, welcher einen großen Theil der Bevölkerung dazu gebracht hat, nur zwei Extreme der Erholung zu cultivieren: die der sinnlosesten Ausschweifung und Trunkenheit, und die der mönchischen Abgeschlossenheit innerhalb der eigenen vier Wände.

Die ehelichen Streitigkeiten und Ehescheidungen finden ihre Entstehung größtentheils in den blödsinnigen Gesetzesbestimmungen, hergeholt aus dem veralteten reformfeindlichen englischen Rechte, welches die Gattin als Oberhaupt der Familie betrachtet und den Mann zum rechtlosen Heloten degradirt. Der Mann einer Frau in Amerika ist nichts Anderes als ein geduldetes, mitunter nützliches Möbel, eine Maschine, welche mehr oder weniger Geld verdient und dasselbe pflichtschuldigst heimbringt.

Wehe dem Unbesonnenen, welcher sich beifallen läßt, der „Mistreß" nahezulegen, die Kinder zu waschen, nach dem Feuer am Herde und nach dem Kochtopfe zu sehen, Wäsche auszubessern oder gar einen Hosenknopf etwa anzunähen.

Stille Verachtung ist in der Regel die Antwort auf eine so unerhörte Zumuthung eines Ehetropfes, welcher es nicht begreifen will, daß das Wiegen im Schaukelstuhl (Rocking Chair) neben Romanelesen und Claviergeklimper die landesübliche Alltags-Beschäftigung einer amerikanischen Hausfrau bildet.

Es gibt allerdings auch hier Ausnahmen von der Regel — aber wenige.

Geschieht es dann zuweilen, daß der mißmuthig gewordene Ehemann das ihm auferlegte Joch unerträglich findet, — wagt er es etwa, dagegen sich ernstlich aufzulehnen, fallen dann etwa harte Worte, oder läßt sich der auf's Aeußerste gebrachte Ehemann hinreißen, dem bösen Maul Eines hinaufzuklappen, flugs ist dann die liebe Hausehre bei dem nächsten Friedensrichter und klagt auf Mißhandlung, gefährliche Drohung ꝛc. ꝛc. und das Ende vom Liede ist, daß der Ehekrüppel auf einige Monate in das Arbeitshaus wandert, wo er tiefsinnige Betrachtungen über die Vortrefflichkeit der amerikanischen Gesetzgebung mit Muße anstellen kann.

Daß eine so blödsinnige Auffassung des Eheverhältnisses, welche die naturgemäße Stellung des Mannes als Haupt der Familie total untergräbt, geeignet ist, alle thatsächlichen Verhältnisse auf den Kopf zu stellen, und jeder Niederacht Thür und Thor öffnet, ist einleuchtend.

Ebenso selbstverständlich ist es ferner, daß diese Umstände gut ausge-

Digitized by Google

benteł werden; ſie ſind ein bequemes Mittel, läſtige Ehegatten auf raſche Weiſe los zu werden, denn es verſteht ſich doch von ſelbſt, daß der gemaßregelte Eheſclave in ſolchen Fällen nach ſeinem Freiwerden nichts Eiligeres zu thun hat, als Kind und Kegel im Stiche zu laſſen und das Weite zu ſuchen.

Einige Staaten gehen in dieſem Unſinn noch weiter und verhängen über den Ehekrüppel in ſolchen Fällen die körperliche Züchtigung am Schandpfahl (Staaten Delaware und Maryland) — der reine ſociale Selbſtmord, an welcher Procedur ſelbſt der „berühmte“ Rechtsgelehrte Blackſtone nichts auszuſetzen für gut findet!

Der chaotiſche Zuſtand, in welchem ſich im Allgemeinen die Ehegeſetzgebung aller Vereinigten Staaten befindet, ſpottet jeder Beſchreibung.

Betrachten wir vorab die Erforderniſſe zur Giltigkeit einer Ehe in einigen verſchiedenen Staaten.

In Californien und Jowa verſtändigen ſich Mann und Frau darüber ganz allein, als Gatten zu leben.

Connecticut, Delaware und Kanſas bezeichnen jede Heirat als null und nichtig, welche nicht unter den hier geltenden Formalitäten geſchloſſen wird.

Im Staate New-York gilt der Grundſatz, daß die Ehen nur der gegenſeitigen Zuſtimmung bedürfen, um giltig zu ſein.

Der Staat Maſſachuſets hinwieder erachtet derartig geſchloſſene Ehen für ungeſetzlich.

Wo bleibt da B. H. Nyes' Ausſpruch: „Ein Land, eine Flagge, eine Frau!“?

Von einigem Intereſſe dürfte es ſein, zu erfahren, wie ſich die Regierung der Vereinigten Staaten gegenüber den Mormonen bezüglich der für Utah geltenden Eheſetze verhält.

Der Abgeordnete Caine, welcher dieſes Territorium im Repräſentantenhauſe in Waſhington vertritt, iſt zwar Mormone, hat aber nur eine Frau, jedoch wirkt er im Intereſſe dieſer Kirchengemeinſchaft, als wenn er Polygamiſt wäre.

Sein Vorgänger war ein ſicherer Cannon, welcher drei Frauen hatte.

Es gibt nämlich unter den Mormonen zwei Secten, eine ſolche, welche die Polygamie thatſächlich ausübt, und eine zweite, welche ſich nur theoretiſch zu deren Grundſätzen bekennt, jedoch praktiſch davon keinen Gebrauch macht.

Der Abgeordnete Caine, an der Spitze einer Mormonen-Deputation, welche zu der letzteren Secte gehört, ſtellte nun kürzlich an den Staatsſecretär Freelinghuyſen das Erſuchen, das Circularſchreiben des früheren Staatsſecretärs Evarts an die auswärtigen (europäiſchen) Regierungen durch eine Erklärung dahin zu ergänzen, daß die „Latter Day Saints“ keine Verbrechen gegen die Geſetze des Landes begehen.

Evarts hatte nämlich in dem erwähnten diplomatiſchen Rundſchreiben die europäiſchen Regierungen davon in Kenntnis geſetzt, daß Mormonen-Emiſſäre nach Europa kommen würden, um Proſelyten zu machen, und daß der Standpunkt der Regierung der Vereinigten Staaten in dieſer Angelegenheit nur der ſein könne, den Rath zu ertheilen, eine derartige Auswanderung thunlichſt zu verhindern.

Thatſächlich hatten auch dieſe Emiſſäre in Folge deſſen einen Mißerfolg zu verzeichnen, welcher den Anlaß zur Abſendung der oberwähnten Deputation an den Staatsſecretär bot.

Herr Freelinghuyſen empfing die Mormonen-Deputirten ſehr freundlich und verſprach, dieſes Anſuchen in Erwägung zu ziehen.

Die Spitze aller Beſtrebungen richtet ſich jedoch nur einem Ziele zu, und dieſes iſt: Aufhebung des Anti-Mormonengeſetzes.

Richter S. Black — ein Nichtmormone, welcher in der letzten Seſſion in das Juſtiz-Comité gewählt wurde, — führte mit allem Aufwande

Digitized by Google

von Scharfsinn den Beweis über die Verfassungswidrigkeit dieses Gesetzes und sagte unter Anderem:

„Die Mormonen haben ein gutes Recht, sich ihre Ehegesetze selbst zu machen, denn dieses Recht gehört naturgemäß jedem gesonderten Gemeinwesen, welches mit Zustimmung der Bundesregierung sich auf öffentlichen Ländereien ansiedelte.

Als die Mormonen in jenem Territorium sich niederließen, hatten sie ihre Freiheiten nicht hinter sich zurückgelassen; sie kamen im guten Glauben dort an, daß ihren Principien kein staatliches Hindernis entgegenstehe, umsomehr, als ja der Bundesregierung diese Principien schon hinlänglich bekannt waren.

Was wäre denn die Anschauung der Bundesregierung in einem Falle, wenn es beispielsweise rechtgläubigen Mohamedanern einfiele, sich in einer erklecklichen Anzahl in einem Territorium anzusiedeln und im alten Glauben ihrer Väter zu leben?

Die Freiheit eines Gemeinwesens entsteht nothwendiger Weise aus der Freiheit der Individuen, welche es zusammensetzen, und aus nichts Anderem bestand das Princip, welches den Triumph unserer Revolution vom Jahre 1776 herbeigeführt hat!

Das Recht der localen Selbstregierung ist den Bevölkerungen der Territorien in der Verfassung so klar und deutlich vorbehalten als jenen der constituirten Staaten.

Die angebliche Verfassungsmäßigkeit dieser sogenannten „Edmunds-Bill“ (des Anti-Mormonengesetzes) stützt sich auf die ausschließliche Jurisdiction der Bundesregierung in den Territorien. Diese Anschauung ist jedoch eine vollkommen unrichtige, denn Erstere besitzt nicht mehr Jurisdiction daselbst als in allen Staaten.

Im Allgemeinen muß man jedoch zugeben, daß der Widerstand der Bundesregierung gegen die Ausbreitung des Mormonenthums so gut wie keinen Erfolg hatte, da sich gegenwärtig auch im Territorium Idaho verhältnismäßig mehr „Latter Day Saints“ ansässig gemacht haben, wie in Utah.

In der Legislatur des Ersteren befinden sich zehn Mormonen, darunter der Bischof der Mormonenkirche, und ein Drittel der auf 80.000 Köpfe veranschlagten Bevölkerung des Landes zählt hierzu.

In keinem Lande der Welt berühren sich die Extreme so häufig wie in den Vereinigten Staaten. Nirgends werden mehr und zwecklosere Gesetze geschaffen wie hier, diametral entgegen dem Willen einer ungeheueren Majorität, welche es nicht begreift, daß dieses überhaupt möglich ist.

Schafft das alte Erbübel, die puritanische Anschauung von der besonderen Berechtigung des weiblichen Geschlechtes wie in den Neu-England-Staaten Gesetze, welche direct zum Verderben des Mannes führen, so scheitern dieselben in ihrer Anwendung begreiflicher Weise gänzlich, — wenn es sich um die Mormonen in Utah oder Idaho handelt, wo die Gattin nur eine Dienerin des Mannes ist, oder wenn man Versuche macht, den Indianern, bei welchen das Weib blos die Bedeutung einer Waare hat, die Vortrefflichkeit dieser „anglo-amerikanischen Institutionen“ „ad oculos“ zu demonstrieren. —

Um kein Haar besser ist es mit dem Erbrechte bestellt.

So bestimmt das Gesetz des Staates New-York, daß uneheliche Kinder nicht erbberechtigt sind.

Gut. Was ist denn aber in diesem Staate eine „gesetzmäßige Ehe“?

Antwort. „Wenn zwei zur Eheschließung berechtigte Personen zweierlei Geschlechtes miteinander leben und sich ihren Nachbarn, Verwandten und Bekannten gegenseitig als Mann und Frau vorstellen.

Nun weiter. Nach diesem Gesetze könnte man logischer Weise annehmen, daß das Ehepaar — welches in

Digitized by Google

diesem Verhältnisse schon einige Jahre früher im Staate Pennsylvanien lebte und woraus ein Kind entsproß — schon damals eine rechtsgiltige — weil dem Landesgesetze New-Yorks entsprechende Ehe geschlossen hat und daß es somit gar keine Frage sein kann, ob jenes in Pennsylvanien geborne Kind ein legitimes sei.

Nun tritt jedoch der Fall ein, daß der Gatte, welchem aus dieser Ehe später ein zweites Kind erwuchs, stirbt und daß dieses zweitgeborne Kind dem erstgebornen die Legitimität bestreitet. Es kommt zur Entscheidung der Gerichte — und siehe da — die Gerichte erkennen, daß das Erstgeborne kein legitimes sei!! —

Doch kehren wir nochmals zur Beurtheilung der gesetzlichen Rechte beider Geschlechter zurück, so finden wir schon bezüglich der Großjährigkeit und Eigenberechtigung derselben eine schreiende Ungerechtigkeit, welche in ihren Folgen unberechenbaren Nachtheil hervorrufen kann.

So bestehen in allen Staaten der Union so ziemlich conforme Gesetzesbestimmungen hierüber, und nehmen wir beispielsweise den Codex des Staates Ohio zur Hand, so finden wir im § 3116 folgenden Wortlaut: „Männliche Personen vom 21. Lebensjahre und weibliche Personen vom 18. (!) Lebensjahre an sollen befähigt sein, in Ansehung von Gütern, Waaren, Ländereien, Liegenschaften und anderen Sachen oder Dingen Verträge abzuschließen, und sollen für diese Handlungen als volljährig und eigenberechtigt erachtet werden." —

Bedarf es hiebei noch einer Bemerkung?

Der geneigte Leser folge uns jetzt zum Capitel über die Advokaten.

Ihre Zahl ist Legion.

Macht man es dem Deutschen Reiche zum Vorwurfe, daß dessen 400.000 Mann Soldaten den größten Theil der Steuern absorbieren (die deutsche Armee kostet ungefähr so viel als die nur 25.000 Mann zählende amerikanische), so übersieht man dabei, welche Unsummen die Riesenziffer der Advokaten den Einwohnern kostet.

Um Advokat zu werden, bedarf es hier nur eines geringen Maßes von Bildung; von einem Studium der Rechtswissenschaft nach europäischen Begriffen ist ohnedies nur selten die Rede. Der Vorgang ist ungefähr folgender:

Der Candidat, welcher die Normalschule recht und schlecht absolviert hat, begibt sich in das Bureau eines Advokaten in die Lehre, um zu studieren, schreibt ab — gewöhnlich recht miserabel — guckt dem Meister einige Handwerksknisse ab und liest, wenn er nichts Anderes zu thun hat, die Gesetzbücher (Law bocks).

Er macht dann die Bekanntschaft des „Recorders", läuft ab und zu in einigen Friedensrichtern und läßt sich zu irgend einer strafgerichtlichen Verhandlung mitschleppen, oder lernt es mit der Zeit, die Register nachzuschlagen.

Nach Ablauf dreier Jahre ist der Advokat fix und fertig, hängt sein Schild vor das Thor und wartet auf die Clienten, welche ein Zufall ihm zuführt.

In der Regel ist er der getreue Verbündete des Friedensrichters, schröpft mit dessen Einverständnis die Gimpel, welche in dessen Netze fallen, und erweist sich sonst noch dankbar für die Zuweisung von Clienten, indem er gelegentlich denunciert, wodurch dieser Magistratsperson neue Sporteln erwachsen.

Es sind dann nur zwei Fälle möglich.

Entweder ergaunert sich derselbe möglichst rasch ein Vermögen — und ist dann ein gemachter Mann, oder er hängt sein Geschäft auf den Nagel und geht in die Kohlenmine, zu welcher Arbeit er ursprünglich bestimmt war.

Wir kennen ja den „Winkler", welcher sporadisch in den Wartezimmern der europäischen Gerichte auf-

Digitized by Google

taucht, hier sehen wir seinen amerikanischen Berufsgenossen, welcher ihm auf's Haar ähnlich ist. —

Es liegt die Verbrecher-Statistik des Jahres 1882 der Vereinigten Staaten vor uns, welcher wir nachstehende Zahlen entnehmen:

„Seit 1. Jänner bis Ende December 1882 verloren 720 Personen ihr Leben durch Mörderhände. In 125 Fällen wurden die Thäter nicht ermittelt. 52 Männer ermordeten ihre Weiber, 5 Weiber ermordeten ihren Gatten. 6 Väter wurden von ihren Söhnen umgebracht, 4 Mütter von ihren Kindern, 5 Brüder und 2 Schwestern von ihren Geschwistern, 40 Kinder wurden durch ihre Eltern getödtet.

Von 525 eingebrachten Mördern begingen 24 den Selbstmord im Gefängnisse und Einer starb darin eines natürlichen Todes.

Das Hauptcontingent der Mörder lieferten die großen Städte, und zwar steht New-York mit der Ziffer 90 obenan.

Nach den verschiedenen Staaten ergab sich nachstehendes Verhältnis:

New-York 131, Missouri 44, Virginia 43, Pennsylvanien 40, Kentucky 37, Texas 31, Illinois 30, New-Jersey 21, Indiana 19, Nord-Carolina 19, Ohio 28, Massachusetts 27, Arkansas 24, Tennessee 21, Georgia 16, Mississippi 15, Colorado 13, Californien 10, Jowa 9, Minnesota 9, Alabama 8, Louisiana 7, Maine 7, Süd-Carolina 5, Kansas 6, Rhode-Island 6, West-Virginien 5, Arizona 4, District Columbia 4, Utah 4, Wyoming 4. Florida 3, Nevada 3, New-Hampshire 3, Dakota 3, Nebraska 3, Washington-Territorium 2, Delaware 1, Montana 1, Vermont 1.

Von den Mördern wurden 101 hingerichtet, davon 98 mittelst Galgen, 3 wurden erschossen.

52 der Hingerichteten waren Neger, 38 Weiße, 6 Indianer und 3 Chinesen.

Unter den Gehängten befanden sich 3 Frauen.

Mörder „von Distinction" waren Guiteau, welcher den Präsidenten Garfield anschoß — und der Indianerhäuptling „Tapferer Bär".

Von den „Lynch-Gerichten" im Westen wurden im Jahre 1882 im Ganzen 57 Personen zum Tode verurtheilt, und zwar 34 Weiße, 20 Neger und 3 Indianer.

Davon waren 34 Mörder, 3 Pferdediebe, 2 Viehdiebe, 2 Baumwollendiebe, 4 Straßenräuber und 12 hatten verschiedene andere Verbrechen begangen.

Soweit diesen statistischen Tabellen Glauben zu schenken ist, haben im Jahre 1882 — 383 Personen Selbstmorde begangen, wovon 149 allein auf New-York (sammt Brooklyn) entfallen.

Die Zahl der Morde sowohl wie der Selbstmorde hat gegen das Jahr 1881 bedeutend zugenommen.

Ueber den Stand des amerikanischen Gefängniswesens gelangen von Zeit zu Zeit Berichte in die Oeffentlichkeit, welche ein düsteres Streiflicht auf diesen Zweig der Verwaltung werfen.

So berichteten die Gefängnis-Inspectoren von New-York, daß die dortigen Kerker wahre Pesthöhlen in sanitärer Hinsicht seien und als Schulen zur Heranbildung entmenschter Verbrecher dienen. Junge und unerfahrene Leute, welche aus Leichtsinn oder eines geringfügigen Vergehens halber dort eingesperrt werden, kommen da in die Gesellschaft des Auswurfes der Verbrecherwelt, lernen hier deren Praktiken und verlassen später das Gefängniß mit dem Vorsatze, sich selbst in dieser Carrière zu versuchen.

Dieselben Zustände herrschen in „Sing — Sing", dem New-Yorker Staatszuchthause.

Geistig und körperlich gebrochen verlassen die meisten dieser Unglücklichen die Anstalt, unfähig zu irgend einer

Digitized by Google

ehrlichen Beschäftigung, und es bleibt ihnen nur die Wahl, einen Selbstmord zu begehen, oder die alte Verbrecherlaufbahn fortzusetzen.

Wahrhaft haarsträubend lauten die Nachrichten über die Verwaltung der Gefängnisse in den weiter entfernten Staaten der Union.

Da gibt es im Staate Mississippi „Trampstationen," wo harmlose Wanderer, die sich nicht ausweisen können, daß sie Jemand in der Umgebung kennt, zur Strafarbeit an den Eisenbahnen verurtheilt werden.

Mit Peitschen versehene Aufseher treiben die Unglücklichen zur Eile an und sperren die Erschöpften des Nachts gleich dem Viehe in Ställe ein, ohne ihnen auch nur ausreichende Nahrung zu gewähren. Viele erliegen der unmenschlichen Behandlung, und dreimal die Woche fährt ein Wagen die Stationen ab, um die Leichen der Erlegenen abzuholen, welche durch ihre überlebenden Kameraden auf einem einsamen Orte verscharrt werden.

Eine solche berüchtigte „Trempstation" ist Water-Valley (an der Memphis-Mississippi- und Aberdeen-Eisenbahn), und die saubere Geschichte kam durch einen gewissen Carney, den Sohn einer geachteten Familie in Jackson an's Tageslicht, welcher auf seiner Wanderung das Unglück hatte, den Unholden in die Hände zu fallen.

Ueber die Strafanstalt zu Concord (Massachusetts) kamen bei Gelegenheit einer wider den Director derselben, Earle, eingeleiteten amtlichen Untersuchung nachstehende Dinge in die Oeffentlichkeit:

Die Aufknüpfung vieler Sträflinge an den Handgelenken während der Nachtzeit war etwas Gewöhnliches. Ein beliebtes Strafmittel war die „erhitzte Einzelnzelle", ein schmutziges Loch voll Ungeziefer, wo der Gefangene ohne Tropfen Wasser 3—4 Tage eingesperrt wurde.

Begreiflicherweise kam es endlich in Folge dieser Menschenschinderei zu einem Aufruhr in diesem Zuchthause, wo alle Waffen galten und die auf's Aeußerste getriebenen Eingesperrten mit Nägeln und Zähnen gegen ihre gut bewaffneten Wächter kämpften, dieselben entwaffneten, dann den Spieß umkehrten und die Unmenschen halbtodt schlugen.

Gouverneur Butler mußte gestehen, daß die Gefangenen im Rechte waren, und in die Absetzung des Earle willigen.

Desgleichen förderte eine durch Gouverneur Butler am 3. April 1883 nothgedrungen veranlaßte Untersuchung im Staatsarmenhause zu Tewkesburg (Poorhous of Massachusetts near Lowell) folgende, wahrhaft entsetzliche Umstände zu Tage:

Der Director dieser Anstalt, Mr. Marsh, verkaufte die Leichen seiner kranken Patienten, nachdem dieselben den Aerzten als „Probierhäuse" gedient hatten; die Frau Directorin bestahl dieselben noch bei Lebzeiten und verkaufte deren Habseligkeiten, ohne sich zu genieren.

Kleine Kinder, welche sich in der Anstalt befanden und vor Hunger weinten, erhielten von den Wärterinnen Morphium!

Eine daselbst eingesperrte kranke Person, Namens Margaretha Hennesey, hatte neun Tage nichts Anderes als Wasser bekommen; als Gouverneur Butler sie befreite, hatte ihr das Ungeziefer Löcher in alle Körpertheile gefressen, sie war so hinfällig, daß sie nur durch die sorgsamste Pflege am Leben erhalten werden konnte.

Der saubere Director Marsh hatte sich durch den Verkauf der Leichen seiner Pflegebefohlenen ein nettes Vermögen erworben und verschwand, ehe noch die Untersuchung zu Ende geführt wurde.

Dieselbe ergab zum Schlusse aber noch haarsträubendere Details.

Dr. Edgar Dean — der Chefarzt der Anstalt, gestand, durch den

Digitized by Google

Staatsanwalt in die Enge getrieben, daß die übrigen Aerzte durch Vivisectionen der Anstalts-Insassen sich ein reiches wissenschaftliches Materiale gesammelt hätten, ferner daß man die secirten Leichname in den Gartenteich der Anstalt warf, um damit die Fische zu mästen, welche dem noch Lebenden als Nahrung verabreicht wurden!!

Gewiß recht praktisch!

Aehnliche Zustände herrschen in den meisten Armenhäusern und Irrenasylen aller Staaten. Die Jammerrufe der Unglücklichen verhallen ungehört und nur höchst selten lüftet sich der Vorhang und enthüllt Scheußlichkeiten, welche sich der „uncivilisirte Indianer des Westens“ zu vollbringen schämen würde, welche jedoch im freien Amerika zu den „landesüblichen Eigenthümlichkeiten“ gehören.

Ein Christ in der Synagoge.

Von Hans Maiser.

Die Leute von Groß-Abelsberg haben ein heroisches Herz. Es waren beunruhigende Nachrichten eingelaufen. Großes Erdbeben in Spanien. Gewaltige Lawinenstürze und Ueberschwemmungen in Italien. Anarchistische Umtriebe in Deutschland. Dynamit-Explosionen in England. Ueberall Noth und Gefahr — aber Groß-Abelsberg blieb stark. Solche Kleinigkeiten bekümmerten es nicht. Groß-Abelsberg war nur von einer Sache erfüllt und begeistert: Hie Christ, hie Jude!

Mir war ganz wunderlich zu Muthe, als ich — ein Fremder — in der Bierhalle des Hotels saß, umschwirrt von glühendem Antisemitismus. Mir ist's — selbst von Nichtkennern — leicht anzumerken, daß ich kein Jude bin. Als sich die Kämpfer allmählich verzogen hatten und ich in meiner Ecke noch behaglich die Cigarre zu Rande rauchen wollte, setzte sich noch ein blonder Germane zu mir und führte mit mir das Gespräch fort darüber, was von der Judenfrage zu halten.

Ich machte unwillig eine abwehrende Bewegung und das deutete sich der Blonde so, daß nun auch er sachte fortfuhr, im Sinne der Antisemiten allerlei Aussprüche zu entwickeln. Wir begannen hierauf gemeinsam die Fehler der Juden zu tadeln, die Geldgier, den Cynismus, die Scheu vor productiver Arbeit, die Anmaßung und Gemüthslosigkeit, und wie die Fettaugen eben heißen, die auf dieser Suppe schwimmen. Wir waren in Allem ganz einig, nur daß der Blonde schließlich an Entrüstung gegen die Juden mich wesentlich übertraf. Da trat ein ältlicher Herr zu uns — zu sehen wie ein behäbiger Universitätsprofessor — und der bat, ob er auf meine Bemerkungen hin seine Meinung sagen dürfe. Der Blonde erhob sich mit einiger Geringschätzung und gieng davon. Der alte Herr sagte nun zu mir Folgendes: „So geht's Tag für Tag. Die Leute vergessen Alles, was sie sonst bewegt hat, was sie sonst gefürchtet, gehaßt, gehofft, angestrebt haben. Offene Feinde drohen der Nation, heimliche Feinde bedrohen die Gesellschaft, die Gesittung. 's ist nicht der Rede wert, das einzige Unheil auf der Welt ist der Jude. Ich vertheidige des Juden Fehler und Laster nicht und ich kenne sie besser als irgend Einer von Denen, die eben vorhin in diesem Saale ihr Licht leuchten ließen. Ich frage nur, ob

Digitized by Google

das Judenthum als solches denn gar keine Achtung verdient? Ist es wirklich ohne Verdienste um die große, menschliche Cultur? Verdient ein Volk, oder wenn Sie das lieber hören, eine Race, die ihren jahrtausendelangen, herben Schicksalen nicht erlegen ist, denn gar keine Theilnahme?"

„Das allerdings," war mein Einwand, „allein dem Judenthume mangeln im Ganzen und Großen heute vielleicht jene sittlichen Vorzüge, die eine Race berechtigen, an der Spitze der Cultur zu marschieren, wie es der Jude gerne möchte."

„Seien wir offen," sagte nun mein Partner, „um die sittlichen Vorzüge ist es unserer Zeit nicht so sehr zu thun, als sie ihren naiven Schülern glauben machen möchte. Predigt nicht heute die materialistische Philosophie — und ein Christ hat sie begründet — die natürliche Zuchtwahl und somit das Recht des Tauglicheren, des Stärkeren, des Unverwüstlichen? Erkennt Ihr diese Lehre nicht an? Und wenn Ihr die Geschichte fragt: Welche Völker sind dem Kampfe um's Dasein unterlegen und welche sind nicht unterlegen? — muß sie den Preis nicht den Juden zuerkennen? Die Laster der Juden, gewiß, vom Standpunkte des Allgemeinen aus muß ich sie ewig verdammen. Aber können Laster und Leidenschaften nicht zu Tugenden werden, indem sie ein Volk groß und unüberwindlich machen? Auch Ihr habt solche nationale Tugenden und pflegt sie und ehrt sie. Warum sollen sie die Juden nicht haben? Es sind Tugenden der Race."

So und ähnlich sprach der Mann. Auch ein Standpunkt, dachte ich. Weiter dachte ich nicht.

Am selben Abende machte ich einen Spaziergang durch die Stadt. Auf einer Höhung stand ein neuer Bau in maurischem Stile. Aus den Fenstern schimmerte Lichterglanz. Ein Theater? Ein Concertsaal? Ich stieg die Quaderntreppe hinan und trat in eine Vorhalle. Hier merkte ich's, ich war in der Synagoge. Es war Freitag, der Vorabend des Sabbaths. Eine gedruckte Tempelordnung mahnte unter Anderem den Eintretenden zur Ehrfurcht im Hause Gottes. Ich trat, etwas zögernd zwar, in das Innere. Der Stil der Halle war nüchtern, aber höchst ebenmäßig. In den Kirchenbänken saßen nur wenige Personen, vorwiegend Männer, die Hüte und Mützen auf dem Kopfe. Den Meisten hätte ich den Juden nicht vom Gesichte gelesen, nur ein paar weißlockige Greise trugen in ihrem Wesen den deutlichen Stempel des Orientalen. Ueber den Bänken standen an aufragenden Stielen in gleichmäßiger Entfernung von einander zwölf Armleuchter, die ein feierliches Licht verbreiteten im ganzen Raum. Vorne, auf erhöhtem Orte, dem „Bimah", stand eine Art Säulenaltar mit einem Pulte — Alles ohne Bildwerk. Ueber demselben ragten die zwei Gesetztafeln mit ihren zehn Zahlen.

Der feierliche Ernst ringsum hatte meine Stimmung vorbereitet und nun plötzlich ergriff es mich. — Die Gesetztafeln! Dieses uralte Fundament aller Gesittung, es kam mir in seiner schweren Bedeutung zum Bewußtsein. Im Oriente, unserer Heimat, aufgestellt vor Jahrtausenden, waren diese Tafeln den sich auf Erden verbreitenden Völkern gefolgt nach Sonnenaufgang und Sonnenniedergang, hatten die Staaten gegründet, die Tempel und die Throne; und die ganze Weltgeschichte, sie kreist in wüthenden Stürmen oder in stiller Andacht um diese Tafeln. Das Schwert, es vergießt unversiegbare Bäche von Blut und Thränen in allen Ländern; das Gold, es kauft und verräth Millionen von Seelen in aller Welt. Die Kraft des Schwertes und des Goldes ist groß, aber größer ist die Kraft der zwei Tafeln des Moses . . .

Vor diesen urheiligen Zeichen steht in Erinnerung und Ehrfurcht die kleine

Digitized by Google

Judengemeinde und ſchaut zurück in's Morgenland, in die mythiſche Kindheit des Menſchengeſchlechtes. —

Nun begann tief und leiſe die Orgel zu klingen oder vielmehr zu klagen. Als ſie ſchwieg, erhob der Rabbiner, der in ſeinem ritualen Feſtgewande am Opfertiſche ſtand, ſeine helle Stimme und ſang in hebräiſcher Sprache wohl Weiheſieder aus dem Buche der Propheten oder der Könige.

Mein Arm hatte ſich wiederholt unwillkürlich erhoben, um den Hut vom Haupte zu ziehen; ſollten es ja doch auch die Juden wiſſen, daß es Sitte iſt im Abendlande, vor allem Ehrwürdigen das Haupt zu entblößen. Aber hier ſind wir ja im Morgenlande und hier iſt die Sitte eine andere. Draußen auf der Straße freilich, da entblößt der Jude für einen Kreuzer ſein Haupt, hier ſteht er vor Gott mit bedeckter Stirne. Schon das iſt ein Zwieſpalt, die Religion des alten Orients, ſie paßt nicht für den modernen Occident. Und ſo beſteht vielfacher Zwieſpalt und ſteigert ſich zwiſchen Tradition und Wirklichkeit, und nicht allein die Race und die Schickſale, auch der Cultus hat das Zwitterweſen hervorgebracht, als welches der Jude heute ſo unbegreiflich und unharmoniſch in Europa daſteht.

Die zwei Geſetztafeln des Moſes, auch wir haben ſie, aber uns hat Chriſtus dieſe Steine mit Roſen umflochten — mit den Roſen der Liebe. Dieſes Eine hat die ganze Aenderung zwiſchen dem alten und dem neuen Teſtamente, zwiſchen dem Morgen- und dem Abendlande vollzogen. Wenn der Jude dieſe Roſen um ſeine Geſetztafeln und um ſein Herz ſchlingen wird, dann wird er heimiſch ſein in Europa und unter allen Völkern, wie ſo Viele aus ſeinem Stamme heute heimiſch ſind, und wie alle Menſchen heimiſch ſein könnten unter einander, wenn ſie die Liebe hätten.

Dieſe Gedanken wurden unterbrochen, als ſich der Rabbiner umwendete, um dem Volke ſein Angeſicht zu zeigen; er zeigte auch mir es und ich erkannte in ihm den alten Herrn von der Bierhalle, der das Judenthum ſo ſeltſam pathetiſch vertheidigt hatte.

Als nach einem bedeutenden Lärmen, den die Gemeinde erhoben, der Gottesdienſt zu Ende gieng, trat von der Seite her, aus einer Niſche, ein Tempeldiener in ſchwarzem Talare und mit der üblichen ſchwarzen Mütze auf dem Haupte. Ich erkannte in ihm meinen blonden Geſellſchafter, der einige Stunden früher mit ſo großer Entrüſtung vom Judenthume geſprochen.

So hatte ich denn in der Synagoge einen Einzigen verachten gelernt, und in ihm verachte ich all' diejenigen Juden, die aus perſönlichem Vortheil, aus Feigheit oder Wohldienerei ihre Abkunft, ihr Volk verläugnen. Es gibt viele Solcher! Und ſo weit iſt's gekommen, daß man gerade den ärgſten antiſemitiſchen Schreier vom Scheitel bis zur Zehe genau betrachten ſollte, ob nicht vielleicht in ihm ſelber ein ganz gemeines Tröpflein ſemitiſchen Krämerblutes kreiſe. — Schon der Umſtand, daß er materieller Vortheile wegen die Ideale der Geſittung und ewigen Menſchenrechte verletzen mag, deutet darauf hin.

„Was wollt Ihr mit dieſem Stück?" frägt nun der Leſer, „ſoll es eine Erzählung ſein?"

So halb und halb.

„Oder eine Art Bergpredigt?"

So halb und halb.

„Steht Ihr bei den Antiſemiten oder bei den Philoſemiten?"

Ich ſtehe zwiſchen Beiden — in der Mitte, wo der Mittler zu ſtehen hat, der die Hände beider Parteien ineinanderlegen will.

„Die unſern in die des Juden?"

Seid kein Phariſäer!

Digitized by Google

Aus der Mappe eines Idealiſten.

Von Gerhard von Amyntor.

Nicht nach Jedermanns Geſchmack dürften dieſe kurzen Sätze aus der Mappe eines Idealiſten ſein; ich denke mir, daß ſie Caviar für's Volk bleiben und daß vielleicht nur Wenige etwas von prickelndem Reiz an denſelben finden werden. Aber auch dieſe Wenigen werden am Ende noch mit getheilten Empfindungen in dieſen Aphorismen blättern, und der Mann von der Rechten wird ſie nicht immer conſervativ genug, der von der Linken nicht genügend liberal finden; der Freigeiſt wird ihnen gelegentliche Myſtik und der Orthodoxe hier und da ein wenig Ketzerei vorwerfen. Das kommt daher, daß der Autor kein Mann nach der Schablone iſt, daß er nicht die breitgetretene Gedankenheerſtraße irgend eines Parteiprogramms wandelt, ſondern überall ſeine eigenſten Anſchauungen zum Ausdruck bringt; er wollte lieber der Wahrheit ſeiner perſönlichen Ueberzeugungen, als irgend einer Clique dienen; es behagt ihm mehr, ſein Denkorgan ſelbſtſtändig zu brauchen und es kühnlich hoch zu tragen, als es der Tyrannis einer Fraction in ſklaviſcher Unterwürfigkeit zu beugen. Und ſo muß er am Ende wohl gar mit La Bruyère ausrufen: „Findet man an dieſem Büchlein Gefallen, ſo wundere ich mich darüber; und gefällt es nicht, ſo wundere ich mich auch." —

Mit dieſen Worten beſchließt der Verfaſſer ſein bei S. Lucas in Elberfeld erſchienenes Buch. Dieſe Charakteriſtik ſcheint uns ganz fein und kann durch einige hier folgende Auszüge aus dem trefflichen Werke nur beſiegelt werden:

Es iſt weit leichter, dem gebildeten Pöbel zehn neue Lügen aufzubinden, als ihm einen einzigen ſeiner liebgewordenen Irrthümer als ſolchen zu entlarven. Die Dummheit, die ein Schwindler der Menge anpreiſt, findet immer ihre Anhänger und Bravorufer; aber wehe dem ehrlichen, heißblütigen Denker, der die Dummheit Dummheit nennt und den Schwindler einen Charlatan!

Dies iſt der Grund, warum ſubjectiv wahre Schriften in der lebenden Generation im Allgemeinen nur ſelten eine weite Verbreitung finden; den größten Markt erobert immer dasjenige Schriftthum, das die Schwächen der Zeitgenoſſen bewußt ſchont oder ihnen ſchmeichelt, alſo ſubjectiv unwahr iſt.

* * *

Wenn Dichter und Schöngeiſter ſterben, dann widmen ihnen die Zeitungen und Journale eine mehr oder minder lange Leichenrede; irgend ein ſtoff- und honorarhungriger Journaliſt, der den Verſtorbenen im Leben vielleicht einmal von Weitem geſehen hat, ſchlägt ſchnell ein Schriftſteller-Lexikon auf, entnimmt demſelben das Verzeichnis der Hauptwerke des Todten, wo möglich auch noch die Kritik derſelben aus der Feder eines anonymen, ebenſo ſtoff- und honorarhungrigen Recenſenten, und aus dieſem dürftigen Material baut der ſchnellfingerige Reporter ſeinen Nekrolog auf, in welchem dem Verſtorbenen alles Mögliche wird, nur nicht — ſein Recht. War der alſo Verarbeitete ein poeta majorum

Digitized by Google

gentium, ein Mann von wohlerworbenen Ansprüchen, dann spielt auch wohl der Finger des Telegraphisten seinetwegen auf dem Hebel des Apparates und der elektrische Strom trägt die Kunde vom Tode des Dichters blitzschnell hinaus in alle Lande. Dies ist die Art, wie in Deutschland ein Dichter meist erst bekannt wird; der Philister liest das Telegramm, die Modedame blickt gähnend über den Nekrolog hin, und Beide fragen einen Dritten: „Wer war eigentlich dieser verstorbene X oder Y?“ So sorgt die dankbare Nachwelt für den Ruhm der schönen Geister. Ich erlasse jeder Zeitungsredaction, wenn ich gestorben sein werde, die Kosten eines Telegramms und jedem Journale den sonst unvermeidlichen Nachruf aus der Feder irgend eines ungerührten, kühl bis an's Herz verharrenden Mitarbeiters. Wenn meine lieben Landsleute etwas für mich thun wollen, dann mögen sie mich bei Lebzeiten ein wenig lieb haben und die eine oder andere meiner Schriften lesen; nach meinem Tode wolle sich Niemand meinetwegen bemühen, noch beunruhigen; ich danke für jeden Nachruf, den Hinz oder Kunz mit Hilfe des Conversations-Lexikons fabricieren sollte — die Leute, die mich gekannt haben und befähigt wären, Zutreffendes über mich zu sagen, sind keine Reporter.

* * *

Geldstolz und Adelstolz! Beide in gewisser Hinsicht Kennzeichen der Dummheit! Und dennoch läßt sich für beide Laster ein vernünftiger Entstehungsgrund nachweisen. Das Gefühl der Genugthuung, mit dem Einer auf eine lange Reihe ehrenwerter Ahnen zurückblickt, ist zu achten; und wenn der Rückblickende sich selbst sagen darf: „Du bist dieser ehrenwerten Ahnen gleichgearteter Sproß und ihrer nicht unwürdig!“ so mag ein gewisses Selbstbewußtsein gestattet erscheinen.

Auch der Besitzer eines selbsterworbenen oder von intelligenten, sparsamen Vätern ererbten großen Besitzes mag sich seiner Gewandtheit, Ausdauer, Kraft und Tüchtigkeit freuen, mit der er Reichthümer zusammenscharrt oder die ererbten klug verwaltet und behauptet hat.

Wie soll man aber den Stolz nennen, der einem Dummkopf, welcher ein Capital *angeheiratet* hat, den Kamm schwellen macht? Die Aufgeblasenheit und Protzenhaftigkeit eines solchen durch Hymenäus bereicherten Burschen ist schlimmer als Geldstolz und Adelstolz; sie ist die Quintessenz der Dummheit; sie ist dasjenige Laster, das keine Tugend zur Schwester, kein Verdienst zum Ahnen hat, sondern durch eine Art Urzeugung im Schlamme einer versumpften und gedankenlosen Seele wie der fabelhafte Basilisk entstanden ist. Wer hat sie nicht schon beobachtet, diese hohlen, lächerlichen Gesellen, die trotz des durchbohrenden Gefühls ihres Nichts mit gehobener Nase und eingebildetem, dünkelhaftem Lächeln über das Parquet der Salons schreiten und die lügnerischen, speculativen Ehrerbietungen der sogenannten Gesellschaft als baare Münze einstreichen? Sie glauben, etwas zu bedeuten, weil das Frauenzimmer, das mit ihnen eine geistige Mesalliance eingieng, rothen Mammon besitzt, und spielen nun die Rolle, als ob sie selbst mit eigenem Witz und eigener Kraft diesen rothen Mammon erworben hätten. Daß die Gesellschaft solche Gesellen erträgt und ihnen noch schmeichelt, zeigt, wie erbärmlich und charakterlos sie selbst ist. Der Dünkel solcher mit den Bankbillets ihrer Weiber ein Pfauenrad schlagender Narren ist der niederträchtigste Stolz auf das eigene Nichts, eine wahre Bestialität, eine Todsünde wider den heiligen Geist des Menschenthums. Ein Kreis von noch so hohen Würdenträgern, der einen solchen Repräsentanten der Gemeinheit und Borniertheit unter sich

Digitized by Google

duldet und ihm huldigt, ist allemal eine schlechte Gesellschaft, welcher ein deutscher Mann von guter Art je eher je besser den Rücken wendet.

* * *

Das parlamentarische Treiben ist nicht Jedermanns Sache, und der gewerbsmäßige Parlamentarismus wird nur ausnahmsweise einen universell gebildeten Mann zu seinem Jünger zählen. Der höchste, idealste Mensch, d. h. der Mensch mit dem wahrhaft philosophischen Kopfe und dem warmblütigen, selbstlosen Herzen, ist immer eine Seltenheit und er steht einsam und verlassen inmitten einer flachen, ihn nie ganz begreifenden Menge. Steigt er in die parlamentarische Arena hinab, so muß er, um überhaupt wirken zu können, Kameraderie pflegen, sich der Clique anbettern, Compromisse machen, mit einem Worte: Einbuße an seiner Ueberlegenheit erleiden, um mit der Inferiorität Arm in Arm marschieren zu können. Nur wenige Ausgezeichnete üben Selbstverleugnung. Der Durchschnitt um die Volksgunst buhlender Parlamentarier, wenn er auch noch so sehr mit Vielwisserei und Redefertigkeit zu glänzen scheint, ja, wenn er selbst in der Maske des Alleswissers und des Patrioten κατ' ἐξοχήν einherstolziert, besteht, genauer betrachtet — man blicke nur nach dem heutigen Frankreich! — aus rohen, einseitigen Köpfen, die auf die Dauer über ihre wahre Beschaffenheit den Einsichtigen nicht zu täuschen vermögen. Alle diese Viel- und Schnellredner, die den Mantel ihrer Römertugenden in die schönsten Falten zu legen wissen und für alles Elend menschlichen Daseins stets die Regierungen in einer Art verantwortlich machen, als besäßen sie, die Angreifer, ganz allein das Mittel zum beständigen Volksglück, sind vulgäre Gesellen, die hinter ihren blechernen Phrasen und ihrem endlos wiederholten Wortschwall nur schlecht die Stellenjägerei, die Portefeuillesucht oder den kindischen Größenwahn verbergen. Es sind vulgäre Gesellen. „Vulgarität besteht", nach Schopenhauer, „darin, daß im Bewußtsein das Wollen das Erkennen gänzlich überwiegt, womit es den Grad erreicht, daß durchaus nur zum Dienste des Willens das Erkennen eintritt, folglich wo dieser Dienst es nicht heischt, also eben keine Motive, weder große noch kleine, vorliegen, das Erkennen ganz cessiert, folglich völlige Gedankenleere eintritt. Nun ist aber erkenntnisloses Wollen das Gemeinste, was es gibt; jeder Klotz hat es und zeigt es wenigstens, wenn er fällt. Daher macht jener Zustand die Vulgarität aus."

Wie erkenntnislos in der That jene nur vom Wollen geleiteten und durch Parteileidenschaft verblendeten Stundenredner sind, das beweisen die merkwürdigen Prophezeiungen, zu denen sich parlamentarische Sterne ersten Ranges oft verleiten ließen; merkwürdig waren solche Prophezeiungen, weil allzeit das pure Gegentheil derselben einzutreten pflegte. Selten kommt es diesen Kämpen der Rednertribüne auf eine sachliche Förderung der Frage an; es gilt ihnen meist, nur athemlos zu schreien und den Gegner nicht mit Gründen, sondern mit Verdächtigungen niederzuräsonnieren.

Einer gleichen Vulgarität verfallen in der Regel die politischen Reiseredner und Vorstadtagitatoren; sie reiten das Steckenpferd ihrer fertig im Koffer mitgebrachten Schlagwörter, schimpfen ihr ganzes Lexikon durch, berauschen sich am Beifall ihrer Jünger, am Fuselduste des Turniersaales, auch am Zischen der Gegner, und ziehen weiter, ohne etwas gelernt oder vergessen zu haben.

Es gibt überall Ausnahmen, und vor den Ausnahmen in unserem Falle nehmen wir den Hut ab. So lange aber ein parlamentarischer Kraftmeier und ein agitierender Reiseapostel noch

Digitized by Google

ſchimpft und verdächtigt, ſo lange er ſich noch vom Gebiete des Intellectes auf das des erkenntnisloſen Wollens, alſo auf den gemeinſten aller Tummelplätze begibt, und ſo lange ihm noch durch die Löwenhaut des Patriotismus das Eſelsohr der Speculation auf Stellen und Würden guckt, ſo lange wollen wir unſererſeits ſolchem Manne keinen Weihrauch anzünden. Bei Hinz und Kunz berühmt zu werden, iſt ein Kinderſpiel, oft ein Frevel; die wahre und echte Größe bleibt meiſt einſam und wird oft erſt ſpät anerkannt.

Im alten Thurm.

Erzählung von **John H. Mackay.**

Wo die Mauer, die ſich hinzieht
Um das alte Städtchen, endet,
Steht ein hoher, alter Thurm.
Altersgrau iſt ſein Gemäuer
Und von Epheu rings umzogen —
Wer an ihm vorbeigeht, ahnt nicht,
Daß die feſten Mauern manches
Lauſchig-ſtille Plätzchen bergen,
Von dem weit hinaus die Blicke
Schweifen dürfen in das Land.

Winter war es und zur Freude
Aller-Knaben deckte dichter
Schnee die Erde. Nimmer müde
Wurden ſie mit Schneeballwerfen,
Und ſo oft die Stunde, welche
Sie vom Schulzwang löſte, ſchlug,
Gab es auf dem Heimweg heiße
Kämpfe, die ſich meiſt entſpannen
Vor dem alten Thurm, von deſſen
Mauer dann ein kleines Mädchen
Freudeſtrahlend niederſchaute
Auf die Knaben. Oft auch warf ſie
Von der Mauer ſich'rem Standpunkt
Einen Schneeball auf die Schaar.

Doch auf Einen ganz beſonders
Zielte ſie, auf einen ſchlanken,
Wilden Knaben, denn ſie wollte
Dadurch ſeinen Aerger wecken,
Weil ſie ihn nicht leiden mochte.
Was der Grund zu dieſer Feindſchaft,
War ihr ſelber unbekannt —
Kurz, ſo oft er nur vorüber
An dem Thurme mußte, traf ihn
Sicher einer ihrer Würfe.
„Laß das bleiben," rief er zornig
Zu der Mauer auf, dann hörte
Er ein ſpöttiſch-helles Lachen
Und zwei dunkle Kinderaugen
Schauten luſtig auf ihn nieder
Von der hohen Mauer Rand.
„Warte!" dachte er bei ſich,
„Das ſoll Dir noch ſchlecht bekommen!" —

Als ihn eines Tages wieder
Einer ihrer wohlgezielten
Würfe traf, da eilte zornig
Durch das Thor er auf die Mauer,
Auf ſie zu, — ſie ſtand erſchrocken
Einen Augenblick, doch blieb ſie
Stehen; er ergriff ſie mit der
Linken Hand und ſeine Rechte
Hob ſich wie zum Schlag empor.
Doch zugleich auch überkam ihn
Ein Gefühl der Scham: ein Mädchen
Hatte niemals er geſchlagen — —
Zögernd ſtand er ſo, unſchlüſſig —
Regungslos ſtand auch die Kleine,
Um die rothen Kinderlippen
Einen trotzig-ſpöttiſchen Zug —
Seine Rechte ſank hernieder,
Schlang ſich ſchnell um ihren Hals
Und er drückte einmal, zweimal
Einen Kuß auf ihren Mund —
Wie er dazu kam, er wußte
Selbſt es nicht — ſie ſprach kein Wort,
Wehrte nicht ihm, nur die ſchwarzen
Augen blitzten zornig und die
Lippen preßten ſich zuſammen,
Als ob ſie ſie ſtrafen wollte,
Daß die Küſſe ſie geduldet.
Reglos ſtand ſie noch, als er ſchon
Längſt entſchwunden war. Seit dieſer
Stunde mied ſie ihn, halb ängſtlich,
Halb auch trotzig; ſelten nur noch
Sah er ſie.

Ob in den nächſten
Jahren ja er Lippen küßte,
Die ſich williger ihm boten.
Mag wohl ſein — ich weiß es nicht.

* * *

Lange Jahre ſind vergangen.
Da zieht in das Thor des Städtchens
Froh ein junger Maler ein,
Der, was er die letzten Jahre
In Italien entworfen,
Hier mit Fleiß vollenden will.

Digitized by Google

Suchend ſchweift ſein dunkles Auge
Durch die Straßen. Dort, in jenem
Hauſe wohnten einſt die Ettern,
— Lange deckt ſie ſchon der Hügel —
Dort verlebte er die Jugend —
Und er wendet ſchnell ſein Auge,
Denn er fühlt, wie eine Thräne
Es verdunkelt — ſieh, und dort auch
Steht der Thurm noch, dichter nur
Deckt das Epheu ſeine Mauern,
Sonſt ſcheint's faſt, als ob die Zeit,
Ehrfurchtsvoll vor ſeinem Alter,
Es nicht wage, ihm zu nahen.
Ein Erlebnis aus der Jugend
Tagen fällt dem jungen Mater
Wieder ein und ſpähend ſchaut er
Zu den Fenſtern auf, doch findet
Was er ſucht, er nicht. Statt deſſen
Sieht ein Schild er, welches kündet,
Daß dort oben zu vermiethen
Ein geräumig Stübchen ſei.
„Herrlich," ruft er aus und ſchon
Hat die Stufen er erklommen,
Pocht an eine Thür; es öffnet
Ihm ein junges, ſchlankes Mädchen.
„Wollte mir das Zimmer miethen,"
Spricht er. — „Dann müßt Ihr die Mutter
Fragen, kommt herein nur, Herr."

In der nächſten Stunde bergen
Ihn die Mauern ſchon und trunken
Schweift ſein Blick hinaus zur Ferne,
Auf das Land, das in des Frühlings
Armen vor ihm ruht. Verſunken
Iſt er in den Anblick; was des
Sildens Pracht ihm auch geboten,
Nicht weiß er ſich zu erinnern,
Daß ihn etwas ſo entzückte,
Wie dies Bild. In langen Zügen
Athmet er die langentbehrte
Heimatluft und in ſein Herz
Zieht ein wonniges Gefühl.
So verſunken ſteht er lange —
Dann beginnet er zu ordnen
Seine Habe, ſeine Bilder,
Rückt die Staffelei an's Fenſter,
Morgen ſchon will er beginnen
Und die ſchönen Tage nützen.

Gegen Abend ſteigt die Treppe
Er hinunter in den Garten.
Wieder fällt ihm das Erlebnis
Ein und er gedenkt des Mädchens,
Das er vorhin ſah — iſt ſie es?
Zwar der Zug, der trotzig-ſtolze
Um den Mund, er iſt derſelbe,
Auch das tiefe, dunkle Auge —
Aber kann das kleine Mädchen
Schon ſo groß ſein? — und er lächelt:
Iſt doch aus dem wilden Knaben
Auch ein ſtarker Mann geworden!
So in Sinnen tief verſunken
Schreitet hin er und bemerkt nicht,
Daß zwei ſchwarze Mädchenaugen
Finſter ſeinen Schritten folgen.
Was ihm ſelbſt noch unklar, hat ſie
Längſt erkannt, denn nicht entſchwunden
Iſt der Vorgang ihrer Seele.
Von dem alten Trotze regel
Etwas ſich in ihr und als nun
Freundlich grüßend er herantritt
Und im Laufe des Geſpräches
Zu erfahren ſucht, ob richtig,
Was er ahnt, gibt kurz ſie Antwort
Und beendet das Geſpräch.
Nun iſt's ihm gewiß — ſie iſt es!
Auch in ſeinem Innern reget
Sich der Stolz des Mannes nun.
„Betteln iſt nicht meine Sache" —
Zwar er ſagt's nicht, doch der kühle
Gruß, mit dem er geht, beweiſt es,
Wieder meiden die zwei Menſchen
So ſich wochenlang, als ob ſie
Gänzlich fremd einander wären.

Glaubt Ihr, nun ſei es zu Ende?
Hört nur, wie der kleine Pfeilgott
Dieſe beiden Herzen traf.

Oft des Abends, wenn der Maler
An dem Fenſter ſitzt und in den
Garten ſeine Blicke fallen,
Sieht er durch der Laube Blätter
Wie ein weißes Kleid es ſchimmern,
Sieht, darüber hingebeugt,
Einen dunklen Mädchenkopf.
Anfangs gibt er drauf nicht Acht,
Doch bald fällt ihm auf, daß jenes
Holde Antlitz mit den reichen
Linien nicht die herbe Falte
Um den Mund zeigt, ohne welche
Er es niemals ſieht. — „Verſtellung
Alſo übſt du gegen mich nur,
Denkt er, und je länger ſo ſein
Künſtlerauge ihre Züge
In ſich aufnimmt, wird der Wunſch
In ihm wach, ſie feſtzuhalten.
Und ſo malt er jede Stunde,
Die ſie in der Laube weilt,
Malt ſich unbewußt die reinen
Züge mit ins Herz hinein,
Bis auf ſeinem tiefſten Grunde
Unauslöſchlich klar ſie ſtehen.
Niemand ſieht es, auch ſie ſelbſt nicht,
Glaubt dort einſam ſich und giebt ſich,
Wie ſie iſt: anmuthig-reizend.

Iſt der Maler ausgegangen,
Ordnet ſorgſam ſie ſein Zimmer.
Ehrfurchtsvoll nur tritt ſie ein,
Staunend ſteht ſie vor den Bildern,
Aber rühret keines an.
Jener Fehler, welcher vielen
Töchtern Eva's in die Wiege
Schon gelegt iſt, iſt ihr fremd.
Darum denkt ſie auch nicht daran,
Von dem großen Bild, an welchem
Wochenlang er nun ſchon malet,

Digitized by Google

Das verhüllende Tuch zu heben,
Um zu sehen, was es darstellt.
Ordnet nur mit leisen Händen,
Was der Maler in genialer
Ungebundenheit verstreuet,
Hierhin, dorthin, — wo grad Platz war.
Kehrt er heim dann, scheint es oft ihm,
Als ob Feen hier gewaltet,
So behaglich ist der Raum.

Alles dieses sieht der kleine
Gott und wartet ungeduldig.
Macht sich auf und fliegt zum Winde.
„Alter, höre eine Bitte!
Dort im alten Thurme wohnen
Wochenlang nun schon zwei Menschen,
Die sich — weiß es sicher — lieben.
Aber glaubst Du, daß einander
Nur ein einzig Wort sie gönnen?
Gehen trotzig-stolz der eine
An dem anderen vorbei.
Habe viel zu viel zu thun,
Als daß ich auf jene beiden
Narren warten könnte, darum
Lüfte mir von seinem Bilde
Schnell das Tuch, das es verhüllt!"

Als am nächsten Morgen wieder
Sie das Künstlerheim betritt
Und zu ordnen es beginnt,
Wirft ein heft'ger Windstoß plötzlich
Auf das Fenster, reißt die Hülle
Von dem Bild, das fast vollendet.
Schnell will sie das Fenster wieder
Schließen, — da sieht sie das Bild!
Angewurzelt steht sie, kann nicht
Fassen, was sie vor sich sieht —
Kann die Augen nimmer wenden
Von den eigenen, holden Zügen.
Mächtig steigt es in ihr auf,
Ein Gefühl, so herzbeklemmend
Und so wonnig doch zugleich,
Daß sie weinen — jubeln möchte.
Alles um sich her vergessend
Schaut sie unverwandten Blickes
Auf das Bild — so steht sie lange.
Und sie hört nicht, daß die Thür sich
Oeffnet, fühlt nur wie im Traume,
Wie sich seine heißen Lippen
Plötzlich auf die ihren pressen.
Willenlos läßt sie's geschehen —
Und an seiner Brust erröthend
Birgt ihr Haupt sie stumm, indessen
Seine Worte sie umrauschen,
Die um Liebe stürmisch werben.
Unter Thränen lächelnd schaut sie
Zu ihm auf: „Du Lieber — Böser,
Weißt Du wohl, daß nicht das erste
Mal es ist, daß Du mich küßest,
Daß schon einmal, fast wie heute,
Du mich räubrisch überfallen?" —
„Wenn ich hätte warten wollen,
Bis freiwillig — doch nun nimm Dir,
Was ich Dir geraubt, zurück.
Willst Du?" — „Ja, ich will!" Und selig
Küßt sie den geliebten Mann.

Der Meichelbuurhof.

oder wie es bei bäuerlichen Erbschafts-Angelegenheiten zugeht.

Eine Schilderung von P. K. Rosegger.

So viel Leben war schon lange nicht mehr im Haus, als heute, da ein Todter drin liegt. In der Nacht ist der alte Meichelbuur gestorben. Der Besitzer des Meichelbuurhofes, der Vater von vier Kindern, die Gottlob schon erwachsen sind. Es wird heute noch viel geweint werden, denn Nachmittags werden sie kommen, die Schusterin von Bauschlag und die Jungdirn, die beim Vetter dient im Lackenhof, und der Holzknecht-Damel aus dem Sindelwald — lauter Kinder vom alten Meichelbuur, nach denen der Wast hat schicken lassen. Der Wast ist der älteste Sohn des Hauses und dazu bestimmt, den Hof zu übernehmen. Er muß also jetzt die „ganze G'schicht" leiten, dorthin denken, daher denken, anschaffen, nachsehen überall und selber Hand anlegen. — Zum Traurigsein hat er nicht Zeit, das werdet ihr wohl einsehen.

Das Testament hat er im Sack, und zwar im inwendigen Leibelsack (Brust- der Westentasche), da mag er den Rock hin- und herwerfen, oder wechseln, wie er will. Sein erster

Digitized by Google

Weg, nachdem der gute Vater todt war, ist zur großen Gewandtruhe gewesen; in derselben ist ein geheimes Schubfach mit dem Baargeld. Das nimmt der älteste Sohn zu sich als theures Andenken an den Verstorbenen und versteckt es hoch oben unter ein Dachbrett. Auch alte Silberthaler sind noch da, von denen Niemand was weiß, sie werden auch versteckt. Mein Gott, wenn jetzt so viele fremde Leut' in's Haus kommen, man kann die Sachen nicht gut genug aufheben.

Die Erste, die kommt, ist die Schusterin von Bauschlag. Der Wast geht ihr entgegen und sagt betrübt: „Jetzt haben wir halt nit gut gehaust, meine liebe Schwester." Da hebt sie schon zu weinen an, tritt an die Bahre. Der Wast zieht das Tuch vom Haupte weg und sagt leise: „Als wie wann er schlafen thät!" Die Schwester, sie denkt auch an ihren Mann, an ihre Kinder.

Bald darauf kommt die Jungdirn Seffel; sie schreit auf und springt ordentlich hin auf den Todten und ist schier rasend vor Schmerz. Sie ist noch jung und der Vater ist ihr Alles gewesen. „Mein Vater! Mein Vater!" ruft sie, „jetzt bin ich ganz verlassen!"

„Gescheit sein," sagt ihr Bruder, „ich werd' schon auch auf Dich schauen!"

Mitten in der Nacht erst kommt vom fernen Sindelwald herab der Damel. Er wird nur ein wenig blaß im Gesicht, als er den todten Vater sieht, sagt aber nichts und hält den Hut vor den Mund, daß man das Zucken der Lippen nicht sollte merken.

„Der Damel macht sich nicht viel draus," sagt der Wast zur Schusterin, „ist auch ein Glück, wer's kann."

Hierauf setzen sich die Geschwister in dem kleinen Stübel zusammen und berathen das Begräbniß. Sie werden alle mitzahlen, so sollen sie auch mitrathen. Die Jungdirn Seffel will den großen Conduct haben mit allen Glocken und Musikanten, auch Geistliche von der Nachbarschaft und eine versilberte Metalltruhen, wie der jüngstverstorbene Werksverwalter bekommen hat.

„Was hat er davon?" meint der Wast, „einfach und würdig. Fleißig beten für ihn, ist besser als so eine herrische Leich'."

Derselben Meinung sind auch die Schusterin und der Holzknecht. Die Schusterin sagt's gleich heraus, was sie sich denkt: „Uns geht's auch nit auf's Best'; dem Vater wird's lieber sein, wenn seine Kinder und Enkel um das mehr zu theilen haben."

„Ist eh so," sagt der Damel; er hat das Heiraten im Kopf, denn bei der letzten Beicht hat ihm der Pfarrer Anständ' gemacht von wegen der Liferl.

„Was übrig bleibt," sagt jetzt der Wast, „das wird getheilt unter uns Vieren nach Recht und Gewissen. Ich verkürz' Euch um keinen Kreuzer, das könnt Ihr glauben. Ich möcht' keine Nachred' haben, ich nit, und brauch' auch den Segen Gottes in der Wirtschaft. Ist kein Spaß nit, jetzt zu übernehmen. Ist hart anfangen für einen jungen Besitzer. Ist halt ein Unglück."

Ob nicht ein Testament da wäre? frägt der Damel.

„Ich hab' nit nachgeschaut," sagt der Wast ein wenig scharf, „wer denkt jetzt auf solche Sachen? Glaub's übrigens nit, daß er an ein Testament gedacht hat. Unter Geschwistern wird das leicht wohl nit nöthig sein, wird eins das andere nit drucken." —

Aehnliches wird gesprochen. Einfach und würdig wird das Begräbnis vollzogen. Die Schusterin ist mit ihrer ganzen Familie dabei; fünf Kinder von zwei bis acht Jahren hat sie, diese werden angeleitet, dem „Vetter Wast schön die Hand zu bussen". Der Holzknecht Damel stellt ihm ein etwa zwanzigjähriges Dirndl vor, das schier zu frisch ist, um so viel Traurigkeit zusammenzubringen, als für ein ordentliches Begräbnis nöthig ist. „Ich denk',

Digitized by Google

Bruder," sagt der Damel, „die wirst heut' nit das letzte Mal sehen."

„Gunn Dir's", antwortet der Wast, „mir geht's dieweilen noch nit so gut, daß ich an's Heiraten kunnt denken." —

Als der Wast von der Bestattung des Vaters heimkommt, ist schon ein Gerichtsbrief da. Für die nächste Woche wird die gerichtliche Schätzung von Haus und Grund und allen Fahrnissen angezeigt.

Da gibt's jetzt zu thun. Um die Uebernahms- und Erbsteuern zu verringern — „und wer wird den Herren das Geld einspielen!" — wird jetzt auf die Seite gebracht, was auf die Seite zu bringen ist. Die Geschwister sollen unter der Hand entschädigt werden; das hat ihm sein Vater aufgetragen, und ist auch ganz recht — denkt der Wast. Ein Glück, daß zwei Kalben und ein junges Pferd gerade auf der Reidelalm sind. Wenn nicht just darnach gefragt wird — und wer soll denn fragen nach der Reidelalm die nicht zum Hof gehört? — so braucht man nichts zu sagen. Von den dreißig Metzen Korn, die der Kleinmüllner schuldig ist, und von etlichen sonstigen Posten, die der Meichelbumhof einzubringen hat, braucht jetzt auch Niemand was zu wissen. Die Schuldner werden sicherlich auch still sein, und davonlaufen können sie nicht. Zum Nachbar Breitebner sagt der Wast im Vertrauen: „Sollst an mir keinen schlechteren Nachbar haben, als an meinem Vater. Die Bauern müssen sich einander forthelfen heutzutag; gelt, Du bist so gut und laßt mir ein paar Holzwägen und einen neuen Pflug in Deine Wagenhütten herüberstellen? Ich hab' frei zu wenig Platz in meinem Hof."

Eingedenk ähnlicher Gefälligkeiten, die der Breitebner dem Meichelbum zu verdanken hat, stimmt er gerne bei: „Bring her, was Du willst, ich hab' Platz genug."

„Hast Du etwan auf der Alm nit ein feiles paar Ochsen?" frägt der Wast.

„Die Falchen, wenn Du sie gut zahlst."

„Aber borgen mußt sie mir. Nach der Verlaßabhandlung werde ich schon zahlen und dieweilen laß mir die Ochsen auf Deiner Alm stehen, braucht Niemand vom Handel zu wissen."

Zur Nachtzeit geht der Wast viel in seinem Hause herum, daß die Dienstleute oft schier meinen, es poltert der Geist des verstorbenen Bauers. Es ist aber kein leeres Nachtwandeln, der junge Bauer hat zu thun. Vom Feldkasten schleppt er eine dicke Speckhaut und Selchfleisch in den Stadl und vergräbt die Sachen im Heu. Ein paar gefüllte Kornsäcke und einen schweren Schmalzkübel verbirgt er im Streuschoppen, Pferdgeschirr und Strickwerk, auch Eisenwerkzeuge trägt er auf die Tenne und häuft Stroh darüber; den Kugelstutzen bindet er sogar sorgfältig in einen Schaub, und wenn ihn etwa ein Knecht dabei erwischt, so sagt er: „'s ist nur, weil ich keinen Waffenpaß hab'."

Endlich ist Haus und Hof hübsch ausgeräumt, da kommen die Schätzmänner. Es sind beidete Bauern aus der Gegend, Sachverständige selbstverständlich, und eine Gerichtsperson. Diese Gerichtsperson hat aus Eigenem grundbücherliche Studien gemacht, hat gesehen, daß der vor Jahren erfolgte Tod der Meichelbumbäuerin keinen Nachlaß ergab, weil dem Weibe nichts verheiratet gewesen. Die Gerichtsperson hat sich ferner berechnet, daß der Meichelbumhof, wie er liegt und steht, mit den hundertvierzig Jochen Grund und Boden an die acht oder neun tausend Gulden wert sein kann. Jetzt sieht diese Person auch, daß der Wald stattlich dasteht und die Gebäude in gutem Zustand sind, sie beglückwünscht den jungen Besitzer zu seinem Anwesen.

„Wär' schon recht!" lacht der auf, „ist halt nit Alles Gold, was glänzt."

Ladet hierauf die Schätzmänner vor der Arbeit zu einer kleinen Jause, „der Weg ist weit daher und der

Digitized by Google

Mensch wird hungrig und durstig. Wird für den Bauer eh bald eine Zeit kommen, wo er sich keinen Bissen Braten, keinen Tropfen Wein mehr wird gunnen können. Im Gottesnamen! Sich nichts machen draus, ist das Allerbeste. Nur zugreifen, was da ist!"

Hernach hat er mit den Vertrauensmännern zu sprechen, sie wüßten es vielleicht auch, was das heißt, ein Anwesen zu thener zu übernehmen, man käme sein Lebtag nicht mehr heraus. „Und wenn man jetzt verkaufen möcht', was kriegt man denn für Grund und Boden, auf dem so schwere Steuern liegen? Auf die Felder schier alle Jahr Frost oder Hagel oder Trocknis, oder was Anderes. Die Dienstboten nit zu kriegen, das Vieh wohlfeil — kümmerlich geht's her, kümmerlich. Holz hat einen Wert, schon recht, aber bis man's vom Stock zur Eisenbahn bringt, das braucht auch was." So klagt er weiter, der Wast, und versichert: „Wann's nit just so der Willen von meinem seligen Vater wär', daß ich den Hof sollt' übernehmen, ich gieng' davon wie die Dirn vom Tanz — heut' lieber wie morgen." Und bittet hernach um gnädige Rücksicht.

„Wird auch das Gericht nit wollen, daß wir Dir wehthun," sagt einer der Schätzmänner so ein wenig gegen den Beamten hin, „die Steuerzahler darf man nit umbringen."

Die Gerichtsperson sagt nichts, sondern thut einen erklecklichen Schluck.

Nun sind auch die Geschwister gekommen, weil sie vom Gerichte eingeladen wurden, der Schätzung des väterlichen Nachlasses beizuwohnen. Nur die Jungdirn Seffel hat sagen lassen, sie habe schon das Vertrauen zu ihrem Bruder Wast und wolle jetzt von so Geldsachen nichts wissen. Die Schusterin ist bei der Schätzung mit Allem einverstanden, sie ist ganz beranscht von den vielen Zahlen und Geldbeträgen, die sie da aussprechen hört, sie ist das viele Zählen gar nicht gewohnt. Alles, was ringsum da ist, wird aufgeschrieben und geschätzt, sogar der alte Schweinstrog im Hof, und sie berechnet von jedem heimlich jubelnd den Theil, der auf sie und ihre arme Familie fällt.

Der Damel macht bisweilen einen gelinden Einwand. Diese Egge, das wisse er, sei seinerzeit wohl auf zehn Gulden zu stehen gekommen, und jetzt solle sie nur zwei Gulden vierzig Kreuzer werth sein? — Korn, hätte er gedacht, müßte mehr vorhanden sein nach der guten Fechsung im vorigen Jahr, und die Zeughütte sei, so lange er noch daheim war, voller Werkzeug gewesen.

Versetzt ihm der Wast ganz kühl: „Wann Du etwan glaubst, ich hab' etwas bei Seite geschafft — überzeug' Dich, die Wege stehen Dir offen!"

„Aber, Bruder, ich hab's ja so nit gemeint!" muß der Damel beschwichtigen, und die Schätzung nimmt ihren ruhigen Verlauf.

„Die vorhandene Kücheneinrichtung auf fünfzehn Gulden!" schlägt der Schätzmann vor.

„Um das gehört sie Dein," sagt der Wast, „ich nehm's nit dafür."

Sie stellen es auf sieben Gulden. Aehnlich geht's weiter über Scheunen und Viehstand und endlich über Haus und Grund.

Das hinterlassene Gesammtvermögen des verstorbenen Meichelbnm als in dem Anwesen und den Mobilien bestehend beträgt, abzüglich der Schätzungskosten, genau dreitausendeinhunderlachtundsiebzig Gulden und siebzig Kreuzer.

„Diese Summe," sagt nun, als ob schon Verlaßabhandlung wäre, die Gerichtsperson, „diese Summe in vier gleiche Hälften getheilt, bekömmt einer der Erben siebenhundertvierundneunzig Gulden, siebenundsechzig einen halben Kreuzer."

„Uh, den halben Kreuzer!" ruft die Schusterin aus.

„Den können wir ihm schenken," sagt der Damel, „nachdem uns jetzt

Digitized by Google

etliche Tausender aus unserem Säckel gezogen worden sind."

„Wer hat aus dem Säckel gezogen?" fragt der Wast scharf, „etwan diese Ehrenmänner?"

„Uns armen Leuten!"

„Wärst daheim blieben! Hättest daheim gearbeitet, anstatt im Holzschlag für Deinen eigenen Säckel!" So der Wast.

„Wer hat mich denn hinausgebissen?" frägt der Damel giftig. „Weißt damals —"

„Geduld haben beim Vater, krankenwarten, das hab' i ch dürfen; erben wollen Andere."

„Ich verlang', was mir gebührt," sagt der Damel, „und ausrauben laß ich mich nit!"

„Schau Deine Reden an, Holzknecht!" ruf einer der Schätzmänner, „und gib Acht, daß Du nicht eingesperrt wirst!"

„Das gehört dazu," sagt die Gerichtsperson gelassen, „gestritten und geschimpft wird bei jeder Schätzung."

Jawohl, so eine Erbschaft ist unter Brüdern ihre ewige Feindschaft wert.

„Es sind auch Schulden da", sagt der Wast, „die Krankenkosten für den Vater, die Leichenkosten, das liegt auf der Hand. Dem Breitebner ist der Vater noch ein paar Ochsen schuldig geblieben, dem Kirl-im-Graben." —

„Intabulirt?" frägt das Gericht dazwischen.

„Intabulirt oder nit, es wird wohl eine Ehrensache für die Kinder sein, die Schulden des Vaters zu zahlen, wenn sie sein Vermögen annehmen." So brav spricht er, der Wast, aber die Gerichtsperson macht Umstände und verweist auf die Verlaßabhandlung.

„Auch ein Testament ist da," sagt jetzt der Wast und bringt eine Urkunde herbei, die formrechtens giltig ist, dem ältesten Sohn das Hauswesen zuspricht mit der Bedingung, dasselbe brav zu verwalten. Dieses Testament setzt zu Gunsten des Uebernehmers die übrigen Kinder — auf den Pflichttheil.

Die Männer machen lange Gesichter. Die Schusterin frägt den Bruder Damel: „Was steht denn in diesem Brief? Ich hab's nit ausgenommen. Kriegen wir jetzt mehr?"

Der Damel sagt gar nichts. Wie ein finsteres Gewitter, das sich nicht ausgeschüttet hat, so geht er davon.

Jetzt heben aber die Lauferein zum Notar an. Die Advokatenstuben mit ihren Umständmachereien, Vielschreibereien und ihrem Deutsch, das kann ein geschulter Mensch, geschweige ein Bauer, und geschweige doppelt eine Schusterin von Bauschlag verstehen kann, sind ware Folteranstalten, daß der Erbe am liebsten sagen möchte: „Laßts mich aus, ich pfeif' (verzichte) auf den ganzen Bettel!"

Aber Leute, wie der Holzhauer Damel und die Schusterin stehen um jeden Groschen, den sie erhaschen können, sieben Stunden lang im Fegfeuer. Es handelt sich ja um ihre Existenz, um ihre Familie, um das, worauf sie gehofft und längst gebaut haben. Da hocken sie stunden-, tagelang in der staubigen Kanzlei, simulieren vor sich hin, denken sich allerlei Finten aus, um dann, wenn sie vorkommen, entweder dumm wie ein Bund Stroh daher zu reden, mit ihren einseitigen Beweisgründen Vorstellungen zu machen, unterthänig zu jammern oder kotzengrob dreinzufahren. — Der Notar achtet weder Eins noch das Andere, schreibt wie eine Maschine — die aber auch geölt werden kann — Aussagen und Antworten auf, mißversteht bisweilen auch den Bauersmenschen und schreibt gelb, wenn jener grün meint. Jedes Gericht ist dem Bauer ein Greuel, als wäre es das jüngste, und es ist wahrlich kein Wunder.

Aber wenn sich's um eine Erbschaft handelt, da muß man doch hingehen.

Digitized by Google

Die Verlaßabhandlung über die Hinterlassenschaft des Meichelbum gibt sich ganz einfach:

Kaufwert und Schätzungswert ist bei Realitäten nicht ein und dasselbe, darauf macht der Notar die drei Erben im Vorhinein aufmerksam, falls sie gegen den Uebernehmer des Hofes einen Proceß anstrengen wollten. Der Kaufwert kann hier möglicher Weise an neuntausend Gulden betragen. Aber jetzt kann nur vom Schätzwert die Rede sein, und der macht 3178 Gulden und 70 Kreuzer aus. Davon ab die Schulden, Auslagen und Gerichtskosten, bleibt ein Rest von 2008 Gulden 36 1/2 Kreuzern. Nach dem Erbschaftsverhältnisse wäre diese Summe in vier gleiche Theile zu theilen, so daß auf jedes der Geschwister ein Betrag von 502 Gulden 9 1/2 Kreuzern käme.

„Uh, den Achtel Kreuzer!" ruft die Schusterin wieder aus.

„Wart' nur, Schwester," sagt der Damel, „wir sind noch nit fertig, es wird viel sein, wenn nit w i r dem Bruder was draufzahlen müssen, für das, daß er unsers Vaters Haus und Hof erbt."

Der Notar fährt fort: „Das eben Angedeutete wäre unter gewöhnlichen Umständen der Fall. Nun besagt aber das Testament des Erblassers, daß die drei Kinder Damian, Justina und Josefa zu Gunsten ihres ältesten Bruders Sebastian auf den Pflichttheil verwiesen sein sollen, damit es dem jungen Besitzer möglich werde, das Anwesen aufrecht zu halten. Der Sebastian wird bei seinem guten Herzen gewiß nicht versäumen, seinen Geschwistern sonstwie manches Gute zu thun. Der Pflichttheil ist die Hälfte der Erbschaft und hat also" — mit strenger Stimme — „der Sebastian an jedes seiner Geschwister einen Baarbetrag von 251 Gulden 4 1/2 Kreuzern auszuzahlen, nebst fünfperzentigen Zinsen vom Todestage des Vaters an."

„Wie doch das Gericht auf uns schaut!" sagt der Damel mit bitterem Hohn.

Die Schusterin ist aber immer noch ganz glücklich. Sie hat ihr Lebtag noch nicht so viel Geld auf der Hand gehabt.

Anders ist's freilich, als sie mit diesem Gelde zu ihrem Manne heimkommt. Der hat sich in einfältiger Erwägung, daß der Meichelbumhof gegen die zehntausend Gulden wert sein könne, allermindestens zweitausend Gulden verhofft und sich damit im Geiste schon eine saubere Werkstatt gebaut und eine Auslage mit großem Glasfenster auf dem Bauschlager Kirchplatz. Vor lauter Denken und Bauen hat er schon die ganzen Nächte her nicht schlafen können. Und jetzt!

„Diese lumpigen paar hundert Gulden, das sind Deine Erbschaft? Und wo Muttersfach' noch dabei ist, weil es dazumal bei ihrem Tod geheißen hat, es wär' ihr nichts verheiratet gewest! Das sind die braven Leut! Ein Rind bist, und Dein Bruder ist ein Spitzbub und Dein Vater ist ein —"

„Laß mir meinen Vater in Fried!" ruft die Schusterin, da hat sie schon ihr Theil auf der Wange. Und das ist ihre Erbschaft — nicht Pflichttheil, sondern freigemessen.

Der Damel weiß nun, mit seinem Heiraten ist's nichts. „Bettlerheirat," sagt er, „will ich keine machen. Die Lieferl, die werd' ich schon zu trösten wissen und die Gemeinde, die will ich in Unkösten sprengen, daß ihr noch darüber die Augen aufgehen werden: Man soll' armen Arbeitsleuten nit so groß Unrecht thun lassen."

Jetzt geht er zu seiner jüngsten Schwester, die beim Vetter Lackenhofer im Dienst steht.

„Ist mir frei recht," sagt sie, „daß ich mit Dir reden kann. Ich geb' schon auch was her dazu; ein Grabkreuz ist mir eingefallen für unsern Vater."

„Ja freilich," versetzt der Damel, „für den lieben Vater, der Dich enterbt hat!"

Digitized by Google

„Wieso?“ frägt das Dirndl, wieso er jetzt wieder auf das zu reden käme?

„Auf den Pflichttheil sind wir gesetzt.“

„Ich versteh' nichts davon.“

„Du verstehst nichts davon. Ich will Dir's schon auslegen. Der Pflichttheil, das heißt, daß wir enterbt sind. Den Pflichttheil muß er geben, und wenn er zehnmal nit will. Ist windig genug, ein solcher Ersatz dafür, daß er Einen auf diese Welt gesetzt hat, auf diese Betrügerwelt, auf diese mistige Welt!“

„Was sagt denn der Wast dazu?“ frägt das Dirndl, „für den ist's hart!“

Darauf versetzt der Damel, „es ist eine Sünd' und Schand', wie Du dumm bist, Schwester! Aber ich sag' das: So dumm sein, daß man vom eigenen Bruder kreuzweis über den Löffel balbiert wird, obwohl man gar keinen Bart hat, das ist ein Jammer; aber so dumm sein, daß man's gar nicht merkt, wie Einem die Haut abgezogen wird, schau — das ist eine Gnad' Gottes. — Was der Wast dazu sagt, fragst! Der sagt gar nichts, der lacht sich in's Fäustel. Gut kann er's, der Lump! Zuerst uns ausbeißen, daß wir unser Brot fremderweis suchen müssen. Uns noch glauben machen, daß wir freiwillig gehen, weil wir uns auswärts was verdienen mögen, was daheim nit hätt' sein können, und dem Vater vormachen, es gienge uns eh gut und wir thäten gar nit mehr heimverlangen. Uns nichts zu wissen thun, wie der Vater krank wird. Und nachher sich bei ihm einschmieren, als wär' er's allein, der den Vater in den alten Tagen und in der Krankheit nit verlaßt. Und ihm so ein Testament abschwatzen! Jetzt hat er allein wenigstens siebenmal so viel, als wir drei zusammen, und doch beschwert er sich, daß er unseren Bettel jetzt auszahlen soll.“

„Laß ihm's“ räth die Seffel, „laß ihm Alles miteinander. Wir werden desweg' nit betteln gehen.“

„Da hast einmal recht, Schwester. Aber das löbliche Gericht, das ja auf die armen Waisen schaut, wie Du siehst, das sagt: Pflichttheil muß auf der Stell' ausgezahlt werden. Ja, das Gericht, das ist so viel brav auf uns!“

Nach einer Weile hebt das Mädchen sachte an zu weinen. — Nicht des Geldes wegen, an das hat sie nie gedacht. Aber sonst! Sie muß ihrem Vater doch einmal hart weh gethan haben, daß er sie enterbt hat....

Dieses stille Hinweinen seines verlassenen Kindes hätte den alten Meichelbaum noch im Grab erschüttern müssen, wenn ein Zusammenstimmen wäre in der Natur. —

Der Notar hat dem Damel gerathen, wenn sie meinten, sie wären verkürzt, so sollten sie klagen gehen, das Testament wäre freilich nicht zu ändern, aber der Hof könne noch einmal gerichtlich geschätzt werden, da liege es! — Die Geschwister einigen sich jedoch dahin, sie wollten auf Alles miteinander pfeifen! —

Und nun, meine lieben Leser, sage ich noch das: Diese Geschichte ist kein müßiges Zeug. Wie bei diesem Meichelbaumhof, so geht es auch bei hundert anderen Höfen und Häusern zu im weiten Land — nicht minder auch in den Städten. Und selbst wenn den abziehenden Waisen nicht bloß der Pflichttheil, sondern die ganze „Erbschaft“ zugeschrieben wird, sind diese Waisen gegenüber dem Uebernehmer des Hofes fast allemal noch weitaus die Geprellten. Es wird ja nöthig sein, daß im Interesse der Bauernwirtschaften und der Steuerzahler auf den jungen Besitzer Rücksicht genommen werde, aber dann sollen es die Herren offen sagen, daß auch gesetzlich von einer Gleichtheilung keine Rede sein könne, und sollen nicht auf Schleichwegen Hand dazu bieten, oder ein Auge zudrücken, um des einen Erben Willen die anderen so schmählich zu betrügen.

Digitized by Google

Das geschwisterliche Verhältnis der Meichelbumlente ist nun zerstört. Auf das Fürnehmen, die benachtheilten Geschwister gelegentlich anderwärtig zu entschädigen, hat der Wast längst vergessen. Er hat niemals so viel übrig, es „klemmt" ihn alleweil selber, und die gereizte Stimmung gegenseitig entfremdet und verfeindet die Blutsverwandten immer mehr. Die armen Schusterslente fallen fremden Leuten zur Last. Der Damel macht sich auch kein Gewissen daraus, seine Familie der Gemeinde an den Hals zu schicken, und wenn bisweilen von Recht und Gerechtigkeit die Rede ist, da lacht dieser Holzknecht allemal höchst ungebührlich auf.

Nur die Dienstmagd Seffel lebt still und arbeitsam dahin, hat einen gutmüthigen Gruß für den Bruder Wast, wenn sie ihn begegnet, und alljährlich zu Allerseelen zündet sie eine Kerze an auf des Vaters Grab.

Volkstypen aus dem Böhmerwalde.

Von Johann Peter.*)

Der Waldbauer.

Der Beschäftigung und der wohnörtlichen Lage nach unterscheidet man Waldbauern und Feldbauern. Der Waldbauer ist der ureigentliche Sohn des Hochwaldes, das wahre Kind der Berge. Der Hochwald ist seine Heimstätte, sein Freudenpalast, sein Gotteshaus und sein Ruhethal. Dort lebt er, unbekümmert um Kunst und Wissenschaft, um Politik und die brennenden Fragen des Tages, wohlgemuth unter Seinesgleichen und singt aus froher Seele mit den Vögeln des Waldes sein Morgen- und Abendlied, sein Leid und seine Freude. Die Alles umgestaltende Cultur ist ihm bis heute noch größtentheils fern geblieben; in die düsteren Tannenforste, in das Bereich himmelanstrebender Berge und gähnender Fels- und Waldschluchten hat sie ihren beflügelten Fuß noch selten gesetzt, an des Waldbauers Hütte hat sie noch nicht oft geklopft — und so lebt dieser ein Leben reinster und tiefster Natürlichkeit. Er ist ein echtes Kind des Waldes, ein wahres Exempel seiner Väter, ein getreuer Spiegel des Lebens seiner Ahnen im Gebirge.

Wie ihn die Natur in das Bereich ihrer Schöpfung hingestellt, so steht er noch heutzutage da, und was er von seinen Vätern durch mündliche Ueberlieferung geerbt, das befolgt er noch heute getreulich und mit Consequenz. Das Bischen „Volksbildung" hat an seinem steifen, altmodischen Wesen nur wenig umgemodelt, und wenn er es auch gerne sieht, daß seine Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen, und er sie deshalb gewissenhaft in die Schule schickt, so ist er doch auf die „gschtudierten Leut" nicht gut zu sprechen, weil sie fort etwas „Neues aufbringen" und den Bauer verspotten.

Sein Aeußeres ist ganz und gar seinem Bildungsgrade und seiner Umgebung angemessen. Der Waldbauer kennt nur zwei „Gwonda" (Kleider): das „Feitoggwond" und das „Weatagwond". Letzteres besteht zur Sommerszeit aus einer „rupfernen Pfoad" (Hemd aus roher Leinwand), aus einer weiß- oder blauleinenen Hose, ferner aus einem Leibl (Weste) und nur

*) Als Gegenstücke zu den in diesen Blättern veröffentlichten niederösterreichischen Volkstypen von Ed. Jg. Freunthaller.

Digitized by Google

selten aus einem kurzen, altmodischen Rock, „Schoig“ genannt. Diesen trägt er nur an kalten Tagen, während er sonst den größten Theil des Sommers „iamlad“ (in Hemdärmeln) herumgeht. Ebenso sehr ist er an das Entbehren von Schuhen und Kopfbedeckung gewöhnt. Nur die älteren Männer tragen grobe, weitkrämpige Filzhüte, während Burschen und Knaben fast ausschließlich „boahaupat“ herumgehen.

Die Fußbekleidung besteht fast einzig und allein in „Holzschuhen“, ein im Böhmerwalde allenthalben bekanntes Kunstproduct der Holzindustrie, die von Berufs-„Holzschuhmachern“ um geringen Preis verfertigt und sowohl in's Inland als auch in's Ausland in großen Sendungen verfrachtet werden. Es gibt Waldbauern, die an ihre Holzschuhe so sehr gewöhnt sind, daß sie dieselben nicht einmal an Sonn- und Feiertagen ablegen, an welchen Tagen doch fast der größte Theil der Gebirgsbevölkerung Lederschuhe trägt. Die Lederschuhe müssen jedoch „gschond“ (geschont) werden, weil sie „thuia“ (theuer) sind und weil man das „Goid nöt zan Wegweafa hod“. Deswegen trägt man dieselben nur am Sonnvormittage beim Kirchgange, und Nachmittags vertauscht man sie mit Pantoffeln, weil dieselben „zan Heifagehn a guad sand“. Ein wichtiges Kleidungsstück ist endlich dem Waldbauer das „Hoistüach“ (Halstuch), an dessen Beibehaltung der Wäldler mit eiserner Consequenz festhält. Das Halstuch ist weiß- oder rothgefärbt und wird so gebunden, daß der „Knopf“ genau in die Mitte des Halses zu liegen kommt, was bei den Wäldlern als „schön“ und „nobl“ gilt. — So seine Sommerkleidung.

Die Winterkleidung des Waldbauers unterscheidet sich hinsichtlich der Stärke der Stoffe nur unwesentlich von der Sommerkleidung. Der Wäldler ist „uis gwont“ (Alles gewohnt); er ist „koa Bamzopfa“ (kein Baumzapfen), wie er sich selbst auszudrücken pflegt, wenn es gilt, seinen Muth und seine Abhärtung durch das Wort zu beweisen. Uebrigens gestaltet sich der Winter im Böhmerwalde nicht allzu rauh; denn der eisige Nord wird durch die Bergwände und Waldbestände zurückgehalten, und Flüsse sind keine da, die durch ihre Verdunstung die beißende Naßkälte erzeugen würden. — Im Winter nun trägt der Waldbauer das „Tscheakagwond“, aus Hose, Rock und Weste bestehend, das mitunter so sehr geflickt ist, daß beinahe „ein Fleck den andern hält“. Die Hose wird unten bei den Fußknöcheln mittelst Spagat zusammengebunden und darüber zieht man die langen Wollstrümpfe an. Weil der Bauer zur Winterszeit größtentheils im Walde beschäftigt ist, im Walde tiefer Schnee liegt und keine Bahnen sind, so bedient er sich während dieser Jahreszeit der sogenannten „Schnürschuhe“, große, dickfohlige, bezwngte Lederschuhe, die man mittelst Lederriemen zusammenschnürt. Damit diese Schuhe recht lange „aushalten“, werden die Sohlen mit starken und zahlreichen Eisennägeln beschlagen. — Diese Schuhe haben ein ungewöhnliches Gewicht und sind Ursache des schwerfälligen, lärmenden Ganges des Waldbauers. Der Hals wird durch einen buntgemalten „Schai“ (Shawl), den sich der Waldbauer schon „am Martinimarkt“ für den Winter gekauft hatte, geschützt, und als Kopfbedeckung dient die sogenannte „Pudlhaum“, die bis unter die Ohren hinabgezogen wird und die der Waldbauer weder zu Hause noch in der Schenke abnimmt. Den Städter mag es immerhin befremden, wenn er beim Betreten einer Böhmerwald-Dorfschenke alle Bauern mit ihren Hüten und Hauben an den Tischen herum sitzen sieht, wenn ein Bauer eintritt und sich ganz gemächlich an seiner Seite niederläßt, unbekümmert um den „Stodherrn“, unbekümmert um Stadtsitte und Anstand, wenn er sich zuerst seine Pfeife

Digitized by Google

klopft, dann klopft, ganz ungeniert vor des Stadtherrn Nase das Zündhölzchen anreibt und die Pfeife anzündet, alsbald aus derselben einen erstickenden Rauchqualm hervorzaubert, hin und wieder ungezogen auflacht, wenn ein Tischnachbar, einen groben Witz „geschnitten", fluchend den Wirt herbeiruft, wenn ihm derselbe nicht sogleich „einschenkt" — sonst aber hingelümmelt auf den Tisch, mit aufgesperrtem Munde dasitzt und starr und unverwandt den Fremden anglotzt. Doch es ist einmal so Sitte, und wer sie nicht versteht, der verwundert sich darüber; der Volkskenner wird sie allerdings gerne entschuldigen, da er ganz gut weiß, daß gegen diese Unsitte selbst Lehrer und Pfarrer, die zwei Dorfregenten, vergeblich ankämpfen.

Was des Waldbauers Persönlichkeit anbelangt, so ist dieselbe trotz des im Böhmerwalde vorkommenden schönen Menschenschlages weniger imponierend. Schlechte Kost, harte Arbeit und Familiensorgen machen den Wäldler bald alt, dem Anscheine nach schwach und mager. Seine Statur ist mittelgroß, wiewohl es auch hie und da, besonders gegen Bayern hin, Männer von wahrhaft reckenartigem Aussehen gibt. Körperfülle und Fettleibigkeit sind Seltenheiten. Der Waldbauer scheint im Gegentheile etwas schwächlicher Natur zu sein, aber es ist nur Schein: denn in Wahrheit besitzt er eine derartige Muskelkraft, daß er ganz leicht ein Kalb stundenlang trägt und stärkere Baumäste entzwei bricht. Die Grundbedingungen zu einer derartigen Körperkraft wurzeln in der reinen, stärkenden Gebirgsluft, in dem gesunden Gebirgswasser, in der stickstoff- und käsehältigen Nahrung und in dem entsprechenden Maße von Bewegung und Abhärtung.

Das Haar des Waldbauers ist zumeist blond und nur höchst selten gelockt; dasselbe wird jedoch sehr vernachlässigt, da sich einzelne Bauern nur einmal in der Woche, und zwar am Sonntage, waschen und kämmen. Deshalb trifft man unter den Waldbauern des Böhmerwaldes so viele Kahlköpfe — „Glatzen" — an, die gerade noch nicht in das sichere Zeitalter der Perücken gehörten. — Das Haar wird nur selten lang getragen; beinahe jeden Monat läßt sich der Wäldler beim „Hoafschneida schean" („abscheeren"). Die Frisur ist echt bäuerisch: statt hinauf, kämmt man sich die Haare in die Stirne herab, und ein großes Gewicht legt man darauf, daß die Schläfen von den „Schoitln" (glatt an die Schläfen gekämmte Haare) geziert sind.

Das Gesicht des Waldbauers ist mit lebensfrischem Roth übergossen; die Backenknochen treten bei zunehmendem Alter immer mehr und mehr hervor, die Augen sind blau, und Kinn und Wangen und Kehle umschließt der üppig wuchernde schwarze Bart, auf den der Waldbauer besonders viel hält. Deshalb wird derselbe besonders gepflegt; alle Sonntage „boiwiad" (rasiert) sich der Wätdler. Einen „Boiwiara" braucht er nicht, weil er selbst das „Boiwian" kann. Er hat sein eigenes „Boiwiamessa", seinen eigenen „Boiwiaspiagl" und sein eigenes „Boiwiaglas". So ausgerüstet, setzt er sich ganz bequem zum Tisch, und rasiert sich ebenso schön und sicher, wie wenn dieses Geschäft ein Berufs-Barbier ausgeübt hätte.

Der übrige Körper ist normal entwickelt und etwas plump, was wohl von der schweren Arbeit herrühren mag. — Durch auffallende Größe und Derbheit zeichnen sich Hand und Fuß aus.

Was nun endlich das psychische Leben des Waldbauers anbelangt, so läßt sich darüber viel ihm Eigenthümliches, Originelles und Lobenswerthes sagen.

In jedes Menschen Brust schlummern zwei Triebe: der Trieb zum Guten und die Neigung zum Schlechten. Ob der eine oder die andere zur Ent-

Digitized by Google

wickelung gelangt, hängt zumeist von der richtigen oder verfehlten Erziehung ab. Diese wird nun ausgeübt von der Natur selbst — natürliche Erziehung — und durch die Erziehungskunst — künstliche Erziehung.

Der erste Erzieher des Waldbauers ist die Natur. Schon in seiner zartesten Kindheit hat er Gelegenheit, das großartige Schauspiel des Waldes, das Ineinanderweben, die Wechselwirkung und den harmonischen Gleichklang der Naturkräfte zu beobachten und zu bewundern. Die Natur ist ihm Sinnbild seines eigenen Lebens, ist ihm Vermittlerin eines höchsten Wesens, ist seine Freundin und Lehrmeisterin. Der Frühling bringt in die Wälder und Berge frisches Grün und schwellende Knospen — ein Bild des Werdens. Der Sommer entfaltet des Lenzes Keime zur vollsten Ueppigkeit und Reife: ein Bild der Vollendung. Jetzt kommt der Herbst mit seiner unsagbar melancholischen Ruhe in die Wälder; die Blätter werden welk und fallen ab, die Vögel ziehen südwärts und leise träumen Wald und Au: ein Bild der Vergänglichkeit. Da kommt endlich der alte, thatkräftige Winter und breitet über die abgestorbene Erde das weiße Leichentuch: ein Bild des kommenden Todesschlafes.

So wirken die vier Jahreszeiten sinnbildlich auf des Wäldlers Gemüth und regen ihn frühzeitig zur Betrachtung über den Zusammenhang dieser Thatsachen an. Und diese Betrachtung führt seinen Geist in die Bahnen der Unendlichkeit: zu Gott, dem Schöpfer alles Dessen, was der Wäldler vor und um sich sieht. — So gehen auch die großartigen Naturerscheinungen nicht spurlos an seiner Seele Pforten vorüber. So erkennt er in der Majestät des Gewitters und im Brausen des Sturmwindes den Zorn und die Erhabenheit Gottes; im Regenbogen bewundert er der Allmacht Güte und Barmherzigkeit; im goldblinkenden Maien-Sonnenschein und mildträufelnden Sommerregen erkennt er des Schöpfers väterliche Fürsorge und im Schauspiel des Waldes der Unendlichkeit ewig wirkende Allmacht und Regierung. Deshalb sind die Wäldler so tiefangelegte religiöse Naturen, die mit kindlichem Eifer und naivem Glauben an den Lehren der Kirche hangen und dieselben gewissenhaft und mit hingebender Selbstaufopferung befolgen. Der Pfarrer wird mit Handkuß und „G'lobt sei Jesus Christus" begrüßt. Geht der Waldbauer an einem Kreuz- oder Marienbilde vorüber, so lüftet er andächtig den Hut, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuze und schreitet, ein kleines Gebet sprechend, gottergeben fürbaß. Am Sonntage fehlt er auch sicher nicht in der Kirche und andächtig lauscht er den Worten des Predigers und singt mit den Orgelklängen das Meßlied. Dabei vergißt er auch nicht des Rosenkranzes und des „Meßbüchls", aus dem er fleißig liest und betet. Auch der Aberglauben mangelt nicht. Drei- bis viermal pilgert er mit seinen Dorfleuten betend und singend nach den berühmtesten Wallfahrtsorten und selbst nach Heiligenberg lenkt er seine Pilgerschritte, um dort vermittelst übernatürlicher Hilfe das zu erlangen, was er auf natürlichem Wege nicht zu erreichen im Stande ist. — Die Processionen ehrt er auf's heiligste; singend und betend durchzieht er die Fluren und ruft die Allmacht an, seine Felder und Feldfrüchte vor Hagelschlag u. dgl. m. zu schonen. Der Gottesliebe entspricht auch die Nächstenliebe. Es gehört zu den Seltenheiten, wenn sich zwei Waldbauern vor Gericht „herumschlagen". Processe und Grenzstreitigkeiten kennt der Hinterwäldler nicht. Die Bettler und Waisen finden in seinem gastfreundlichen Hause ein schutzbietendes Obdach und Fremden begegnet er mit Zuvorkommenheit und Dienstwilligkeit.

Was er sagt, das ist meist treu und redlich gemeint; Vorstellung und Heuchelei sind ihm nicht geläufig; Ver-

Digitized by Google

lenmdung und Ohrenbläserei sind ihm verhaßt. Treue und Gutmüthigkeit sind wesentliche Grundzüge seines Charakters. Auch der Gemüthlichkeit und der fröhlichen Geselligkeit ist er nicht abhold; gerne sitzt er in der Dorfschenke unter Seinesgleichen und „spielt Karten“ oder „scheibt Kegel“ oder er erzählt „vom Napoleon“, von Kaiser Josef, von den Türkenkriegen, von Robinson u. dgl. mehr. Dabei raucht er behaglich seine Pfeife und wenn ein Anderer eine „Räuber- oder Geisterg'schicht“ zum Besten gibt, so lauscht er mit förmlicher Andacht dieser Erzählung und kann sich über diese wunderbaren Begebenheiten nicht genug verwundern. Musik liebt er unendlich; nur darf sie keine classische sein, denn dafür hat er weder Sinn noch Verständnis. Einen Ländler oder „Deutschen“ läßt er sich wohl gefallen und auch den feurigen „Hopsa“ „verredet“ er nicht; ja, er läßt sich sogar verleiten, trotz seines vorgerückten Alters zu tanzen, wenn Lanner's Volkswalzer oder echte Gebirgsländler erklingen. Da denkt er zurück an seine Jugend, als er mit seinem „Diandl“ so manche Nacht „durchwalzt“ hatte, und dabei bemächtigt sich seiner solch' eine ausgelassene Lustigkeit, daß er zu singen und stampfen und tanzen beginnt, wie er es einstmals in der Jugendzeit gethan. —

So gemüthlich, aufrichtig und mitleidig der Waldbauer einerseits ist, ebenso jähzornig, händelsüchtig und raufluftig geberdet er sich andererseits, wenn er gereizt wird. Er bleibt lange geduldig, doch, „wenn es zu viel wird“, dann „schlägt er drein“. Dies geschieht zumeist im Wirtshause. Hat er viel Bier getrunken — und das Bier liebt er über Alles — so kann man in seinem Umgange nicht genug vorsichtig sein, um ihn nicht „aufzubringen“, denn da faßt er jedes „schiefe“ Wort „unrecht“ auf und beginnt „loszuschlagen“, zu raufen. Ob er jetzt mit dem Bierglas oder mit dem scharfen, langen Messer zuschlägt und sticht, ist ihm gleichgiltig. Oft endet eine derartige Rauferei mit einem Todtschlage.

Trotz alledem ist der Waldbauer in der Regel ein harmloser Mensch, und Sicherheit des Lebens wie des Eigenthums trifft man im Böhmerwalde selbst im versteckteften Winkel an, wohin sich nur selten ein menschlicher Fuß verirrt. Wegelagerer, Ueberfälle, Raub und Mord sind in diesem Waldgebirge etwas Unerhörtes, und selbst die größte Armut bringt es nicht weiter, als höchstens zum Holzdiebstahle.

Auch die allgemeine Sittlichkeit erfreut sich verhältnismäßig eines unbescholtenen Rufes und Attentate auf dieselbe sind unbekannt. Dagegen läßt sich jedoch der Uebelstand nicht hinwegleugnen, daß im Böhmerwalde viele uneheliche Kinder geboren werden; aber nie verläßt in derartigen Fällen der „Bua“ sein „Diandl“, sondern er führt es ganz willig zum Traualtare.

Der Waldbauer hat einen offenen, geweckten Geist, einen sogenannten gesunden Menschenverstand und ist der „neuen“ Volksbildung durchaus nicht abgeneigt. Er selbst bedauert lebhaft, daß er in seiner Jugend nicht Gelegenheit hatte, das zu erlernen, was der Jugend heutzutage geboten wird. Deshalb schickt er seine Kinder fleißig in die Schule und achtet den Lehrer hoch. Er hat seine Freude daran, wenn die Kinder „viel können“ und oft läßt er sich von denselben aus dem Schullesebuche oder aus dem Hauskalender vorlesen. Als Familienvater ist er um das Wohl der Seinen äußerst besorgt und thut für dieselben, was seine Kräfte vermögen.

So ist der Waldbauer im Böhmerwalde im Gegensatze zu dem Feldbauer eine ehrwürdige Volkserscheinung, und wir müssen ihm unsere Achtung zollen. Er ist ein Volksoriginal durch und durch, und gerne

Digitized by Google

stimmen wir Riehl's bezeichnenden Worten über den Waldbauer bei, die da lauten: „Die echten Walddörfler sind der derbe, kräftige Seemannsschlag unter uns Landratten. Die Bewohner der Walddörfer haben fast durchgehends ein ungleich eigeneres geistiges Gepräge, als in den reinen Felddörfern; hier steht meist mehr feister Wohlstand grell neben größerer Entartung der Sitten als dort. Die Walddörfler sind oft sehr arm, aber der mißvergnügte Proletarier haust viel öfter in den Felddörfern. Der Waldbauer ist roher, händelsüchtiger, aber auch lustiger als der Feldbauer; es wird da oft ein genialer Lump aus ihm, wo aus dem schwerfälligen Feldbauer ein herzloser Geizhals geworden wäre. Der Waldbauer singt mit den Vögeln des Waldes noch lange seinen eigenen Sang, wenn dem Felddörfler das Volkslied schon weitab verklungen ist."

Mein alter Schulmeister.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger.

Als ich vor einiger Zeit mich mit dem Einlegerwesen auf dem Lande befaßte, fiel mir mein alter Schulmeister Michel Patterer ein. Derselbe war zwar nicht eigentlich Einleger, theilte aber doch mit solchen Armen das Los. Er war nicht zuständig in der Gemeinde, wo er darbte, hätte jedoch anderswo vielleicht noch bitterer gedarbt, als bei den armen Waldbauern. Er war Schullehrer in Kathrein bei Hanenstein gewesen. Weil er aber in einzelnen Dingen etwas freier dachte, als es sich vor dem Jahre 1848 empfahl, so kriegte er seinen eigenen Pfarrer zum Feind. Und das wollte für einen Schulmeister was heißen zur selbigen Zeit. Persönliche Gehässigkeit that auch das Ihre und im Handumdrehen war aus ihm vor dem Dechant oder gar vor dem Consistorium ein Ketzer gemacht, und einen Ketzer muß man doch wohl entfernen von einem so wichtigen Posten, als es — die Meßnerei ist.

Der Michel hatte schon graue Haare, die in seinem vieljährigen Kirchen- und Schuldienst solche Farbe angenommen; aber er wurde jetzt abgesetzt und für unwürdig erklärt, den Bauernkindern den Katechismus zu lehren und dem Pfarrer die Stiefel zu putzen. Jetzt war plötzlich ein alter Bettelmann da.

Nachdem der Michel mehrere Nächte auf den Strohschennen und unter Heuschobern herumgelegen war, standen die Bauern der kleinen Nachbarsgemeinde Alpel zusammen und hielten Rath. Die Kinder von Alpel gehörten eigentlich nach Krieglach, aber weil sie dahin an die drei Stunden und länger zu gehen gehabt hätten, so waren sie nach Kathrein eingeschult worden, wohin sie nur ein bis zwei Stunden Wegs hatten. Uebrigens kümmerte sich weder Krieglach noch Kathrein viel um die Walddauernkinder von Alpel, Zwang war überhaupt keiner und die Meisten schickten ihre Kleinen nicht in die Schule. Die Schule, das sei nur so für herrische Leute. Wenn der Bauer seine Arbeit lernt und sein Vaterunser kann, nachher ist's gut. Da waren aber in Alpel ein paar Bauern: Der Heidenbauer und der Grabler und der Knittler und der Schmithofer und Andere, die einigten sich dahin, den abgedankten Schulmeister nach Alpel zu nehmen. Da könne er von Haus

Digitized by Google

zu Haus ziehen — in der einen Woche zum Heidenbauer, in der andern zum Grabler und zu allen Bauern herum, welche Kinder hätten; die Kinder könnten allemal alle in das Haus zusammengehen, wo sich der Schulmeister eben befinde, und von ihm lesen, rechnen und schreiben lernen. Der Michel habe dafür sein Mitessen beim Leutitisch und seine Liegerstatt auf dem Heu oder im Handwerkerbett, wo sie eines frei haben.

So ward es und der alte brotlose Schulmeister nahm es mit tausend Vergeltsgott. Die ersten Wochen war er beim Knittler, dem Großbauer in Alpel, dann kam er zum Klein-Heidenbauer, wo er längere Zeit blieb, hernach mußte er hoch auf den Berg zum Holzbauer, wo er länger als ein Jahr lebte und lehrte. Die Kinder kamen in das betreffende Haus zusammen, das eine brachte dem Schulmeister ein Säcklein Mehl mit von der Mutter, die „schön grüßen lasse", oder ein Stücklein Selchfleisch, oder ein Körblein Erdäpfel für den Schulmeister, und daß der Bauer, bei dem er war, eine kleine Beihilfe habe, ihn zu verköstigen.

In freien Stunden gieng der Schulmeister zu den Nachbarn, wo er Kinder wußte und ward für seine Schule und war nicht böse, wenn er irgendwo zur Mahlzeit zurechtkam, daß er sich zum Tisch setzen und mit dem Holzlöffel, wie sie damals in Alpel noch gebräuchlich waren, mitessen durfte.

So war der Michel Patterer eines Tages auch zu uns gekommen. Es war im Jahre 1848 und ich damals fünf Jahre alt. Ich erinnere mich noch des Anblicks, als er zur Thür hereintrat — ein schlanker Mann in schwarzem Gewand und einen hohen Cylinderhut auf dem Kopf. Der Kopf mit seinen dünnen, grauenden Haaren war etwas vorgebeugt, das Gesicht mit der scharfen Nase und den blauen Augen war hager und glatt rasiert. Der Rock war bis an den Hals zugeknöpft; als er ihn gelegentlich ein wenig auseinanderthat, schaute aus dem inwendigen Sack ein langes Pfeifenrohr hervor. Er wurde von meiner Mutter leidlich fein begrüßt und eingeladen, beim Tisch niederzusitzen; hernach eilte sie in die Küche, um dem seltsamen Gast eine Eierspeise zu kochen. Ich blieb in großer Beklommenheit an der Thür stehen, zwischen Stube und Küche, damit ich den fremden Mann betrachten und nöthigenfalls zur Mutter flüchten konnte. Da lockte er mich zu sich. Wie er zum lebzeltnen Reiter kam, ich weiß es nicht, aber er hielt einen in der Hand und sagte mit heiserer, aber freundlicher Stimme zu mir, wenn ich schon an etwas saugen wollte — denn ich saugte an meinem Zeigefinger — so möge ich dem Lebzeltroß in den Schweif beißen. Langsam strich ich an der Wand hin, bis ich ganz nahe bei ihm war — und das ist meine erste Begegnung gewesen mit diesem Manne. Bald hub er an, mir von der Schule vorzusagen, wie es da lustig hergehe, es kämen prächtige Bürschlein zusammen; da würden allerlei Spiele getrieben, geschrieen, gesungen, munter gerauft. Das lockte mich nicht, denn ich war die fremden Buben nicht gewohnt und kein Liebhaber von Springen und Raufen. Als er aber darthat, wie ich Bitzeln bekäme in der Schule und Schreibzeug, und Lesen und Briefschreiben lernen würde, wie er mir da allerhand erzählen wolle und wie wir miteinander gut Freund werden möchten — da war ich fein.

Meine Eltern hatten anfangs wohl ihre Einwände. Ich sei ja noch zu klein zum Schulgehen, hätte kein rechtes Gewand dazu, würde mir die Buchstaben noch nicht merken und könne unterwegs über den Grablersteg in's Wasser fallen. Weil diese Einwände vom Schulmeister entkräftet wurden, wobei ich ihm wacker half, so gaben meine Eltern endlich ihre

Digitized by Google

Einwilligung und meine Sache war es nun, dieselbe so rasch als möglich zu vollführen.

Die Schule war damals beim Heidenbauer, unserem Hause gerade gegenüber, auf dem Berge jenseits des Thales mit dem Fresenbach, der Alpel durchzieht. Es waren unser dort etwa acht oder zehn Schulkinder, ich darunter weitaus der Kleinste und Unbedeutendste, der so mitunter lief, sich weder im Schlimmen noch im Braven auszeichnete, mit den Andern nicht viel umthat, sondern nach der Schule allemal den kürzesten Weg nach Hause lief zur Mutter.

Schulstunden waren täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage von 8 - 11 Uhr und von 12—3 Uhr. Da saßen wir in der Gesindestube um den großen Tisch herum bei unseren Büchern und der Schulmeister gieng während des Unterrichtes die Stube auf und ab und rauchte seine lange Pfeife. Wenn dann die Leute Mittags zum Essen kamen, mußten wir eilends abräumen, dann setzte sich der Lehrer unter die Knechte und Dirnen; die Schüler liefen — wenn sie von der nächsten Nachbarschaft waren — nach Hause, die andern hatten ein Stück Brot oder einen besseren Bissen bei sich, den sie auf der Ofenbank oder draußen auf dem Anger unter den Kirschbäumen verzehrten. Ich hätte über den weiten und tiefen Graben in einer Stunde nicht hin- und zurückkommen können, daher gab mir die Mutter zumeist einen Eierkuchen mit, den ich aus dem fettigen Sacktuch schlug, unter der alten Wetterfanne des Heidenbauerhofes verzehrte und dabei sehnsüchtig hinüberblickte auf mein Heimatshaus. Hernach, wenn drinnen der Tisch wieder abgeräumt war, trat der Schulmeister vor das Haus, steckte zwei Finger in den Mund und that einen hellen Pfiff, das Zeichen zum neuen Beginn der Lehrstunden, und die Kinder versammelten sich.

In den Sommertagen, wenn die Anderen zu Hause behalten wurden zur Arbeit, war ich mehrmals der einzige Schüler. Da nahm mich der Lehrer an der Hand und führte mich hinaus in das nahe Gehölze; dort setzten wir uns in's Moos und einmal, als wir so beisammensaßen, sagte er ganz leise zu mir: „Du bist halt der Einzige, mein Peterl, der mich nicht verlaßt. Schau, ich schenke Dir was.“ Einen alten Pfeifendeckel aus Messing gab er mir, den er noch früher an seinem Rockärmel glänzend gerieben hatte. Ganz glückselig darüber — er wie ich — nahmen wir nun das „Taferl“ und das „Namenbüchel“ in die Arbeit. Ich hatte wohl ein Jahr zu thun, bis ich über diese A-B-C-Schützenliteratur hinauskam und zum „Kleinen Katechismus“ und zum „Zweiten Lesebuch“ aufstieg. Später war auch das „Evangelienbuch“, aus welchem allsamstäglich das Stück des folgenden Sonntags gelesen wurde. Und das nach dem eigenen Lehrplan des „Ketzers“, denn weder Katechet noch sonst eine Schulbehörde hat sich viel nach der ambulanten Schule in Alpel umgesehen.

Als etwa ein Jahr dahingegangen war, fand die Heidenbäuerin, daß sie den Tisch in der großen Stube Vormittags zum Strudelziehen und Nachmittags zum Bohnenklauben brauche; die vielen fremden Kinder täglich im Haus mit ihrem Lärm und ihren Unarten mögen wohl auch zuwider gewesen sein, kurz, wir übersiedelten zum Holzbauer. Dort war ein altes, gemüthliches Bäuerlein, das sich an den vielen Kindern recht ergötzte und während den Schulstunden in seinem Ofenwinkel hockte und fortweg mit beifälligem Kopfnicken zuhörte.

„Der Kleine, der Kleine, das ist schon ein sakerments Racker, der kann's!“ sagte er einmal; ich bin noch heute der Meinung, daß es mich angegangen, wenn ich ein Lesestück herabschrie. Während wir nach Vor-

Digitized by Google

lagen uns im Schreiben übten oder auf den Schiefertafeln Rechenaufgaben ausarbeiteten, las der Schulmeister dem alten Bauer die Zeitung vor, die er vom Tabakskrämer in Kathrein bekommen. Dieselbe war zwar schon aus dem Jahre 1845 oder 1846, aber das machte nichts, es hat auch zu jener Zeit Neuigkeiten gegeben.

Noch erinnere ich mich an meine Schreibvorlage, die ich die Jahre durch wohl an hundertmal abgeschrieben hatte. Der Ketzer-Schulmeister hatte mir folgende Vorlage aufgesetzt: „Gott recht erkennen, ihm dienen, seine Gebote genau beobachten, das verschafft uns Gottes Liebe und Wohlgefallen und gibt uns Trost in jeder Lage unseres Lebens."

Im Laufe der Jahre begannen sich die feineren Kleider, die der alte Michel aus seiner besseren Schulmeisterzeit herübergebracht hatte, aufzulösen. Der Dechant von Birkfeld mochte vielleicht ein widerhaariges Gewissen zu beschwichtigen haben, oder war es lediglich sein christlicher Sinn, der den Büßern milde ist, wie das auch sei, er schickte dem abgesetzten Schulmeister manches alte Kleidungsstück, bisweilen auch ein Päcklein Tabak. Aber das dauerte nicht immer, und so sah man den Alten in seinen freien Stunden im Viehhofe des Holzbauers Streu hacken, Scheiter schichten, Dung kranen, klappernde Holzschuhe an den Füßen, eine schlotternde Lodenjoppe am Leibe und einen zerfahrenen Seidencylinder auf dem Haupte. Manchmal hat's einen Groschen Geld gesetzt für Rauch- oder Schnupftabak — gelegentlich schwelgte er in beiden — sonst aber trocknete und beizte er zu diesem Zwecke sich Buchenblätter und anderes Gekräute. — Wenn Ihr mich nach seiner Vergangenheit, nach seiner Jugend fragt, ich wüßte nichts davon zu erzählen. Er soll aus dem Unterlande gekommen und seiner Tage ein besseren Ständen angehöriger munterer Bursch gewesen sein. Daß er nichts Schweres auf dem Herzen trug, das zeigte die Heiterkeit seines Gemüthes und die freundliche Ergebung, mit der er seine Armut trug.

Weil der alte Holzbauer immer um den Schulmeister und seine Kinder war, mit dem Ersteren fabelte und mit den Letzteren scherzte, und darüber nachgerade auf das Holzspalten vergaß, dem er trotz seiner morschen, zitternden Knochen noch zu obliegen hatte, so behauptete sein Ehegespons, das ein scharfes Weib war, der Schulmeister verderbe ihren Mann, und somit mußte der Michel endlich wieder aus dem Hause.

Nun kam er zum Ofenberger. Das war eine Hube des Waldbesitzers Seßler von Herzinger, welche, zum Jagd- und Forsthause hergerichtet, in ihrer großen Stube Platz bot für den Schulmeister und seinen Anhang. Der hochherzige Großgrundbesitzer nahm die Schule nun in seinen Schutz. Der Schulmeister bekam vor Allem ein ordentliches Bett und die Försterslente behandelten ihn überhaupt mit großer Achtung und Fürsorge.

Die Holz- und Köhlerleute der Umgebung begannen nun die Schule zu bevölkern, auch Bauernkinder vom Freßnitzgraben und Treibach kamen und so nahm die Anstalt einen hübschen Aufschwung. Wir kriegten einen neuen, langen Tisch, der in der Mitte Löcher hatte, so daß man Tintenfläschchen hineinstellen konnte. Der Schulmeister bekam ein neues Lineal, das aber einigen von uns ein Bischen unglatt vorkam. Auch die Schulordnung wurde etwas strammer gespannt und der Schulmeister schmauchte einen besseren Tabak.

Nun war von meinem Heimatshause die Schule eine ganze Stunde entfernt. Ich mußte über Feld und Wald steil abwärts in den Graben, ich mußte dann eine Weile dem Wasser entlang und jenseits ansteigen auf steinigem Wege bis zur Alpsteigstraße, auf welcher ich endlich gemach bis zur Ofenbergerhube weitergehen konnte. Im

Digitized by Google

Sommer war's recht gut, nur daß mir die Straße widerlich war der vielen fremden Leute wegen, die dort immer fuhren und giengen — auch Zigeuner waren darunter und Juden, die, nach altem Dafürhalten, jedes Christenknäblein für einen Brunnenständer hielten, um sich daran mit Christenblut zu laben. Unser Schulmeister ließ das freilich nicht gelten, sondern sagte uns einmal: Branntwein sei ein höllisches Getränk, aber deß könnten wir überzeugt sein, der Jude saufe lieber den schlechtesten Fusel, als das frischeste Tröpflein Christenblut. Trotzdem schlich ich mit Umgehung der Straße lieber an den waldigen Schluchten und Hängen hin; und war mir schon durch die Entfernung das Schulgehen verleidet, so war das noch mehr durch die größere Anzahl der Schüler der Fall, die den Wettstreit erschwerte. Im Rechnen war ich schon beim Heidenbauer zurückgeblieben; wenn in Beispielen von fünf Aepfeln die Rede war, so dachte ich immer mehr an die Aepfel, als an die Ziffern. Im Schreiben war mir der Marcus Bruggraber über geworden, weil er, wie wir den Spaß schon damals hörten, das Brot allemal mit hartem t schrieb, es mochte nun neu- oder altgebacken sein. „Du wirst schon lernen es hart zu schreiben," sagte mir der Schulmeister einmal, „wenn Du das Brot erst hart verdienen mußt." Im Evangelienauslegen stand ich noch hoch über Allen, leider war wöchentlich nur ein einzigesmal Gelegenheit, mich in dieser Herrlichkeit zu zeigen. Wenn ich schon die Woche über gerne daheim blieb, um beim Vieh zu walten und schalten, am Samstag versäumte ich die Schule selten.

Wenn ich jedoch einmal längere Zeit nicht mehr in die Schule gegangen war, dann kam mir der erste Gang dahin gar sauer an und ist's wohl einmal gewesen, daß mein Vater mit der Ochsenpeitsche nachhelfen mußte. Die Peitsche hat mehr geknallt als getroffen und haben sie es jenseits des Thales gesehen und gehört und in der Schule erzählt. „Es schmerzt mich ein wenig," sagte mir hierauf der Schulmeister im Vertrauen, „daß Dich die Karabatsche muß herschicken zu mir. Wenn wir zwei bei einander mit dem Buch draußen unter dem Kirschbaum sitzen eine halbe Stund lang, so holen wir die Andern leicht wieder ein. Desweg sollst nicht verzagt sein. — Närrisch Kind! Laßt sich lieber schlagen, als daß er zu mir hergeht."

Einmal bin ich unterwegs in die Schule vom Steg hinab in den Bach gefallen. Der Heidenbauern-Franzel zog mich heraus, trug mich in die Schule und rief: „Da hab' ich heut' einen großen Fisch gefangen." — „Wenn's nur kein Stockfisch ist," entgegnete der Schulmeister, entkleidete mich und legte mich in sein Bett, bis mein Gewand wieder trocken geworden.

Zur Winterszeit war der Weg in die Schule besonders arg. Der holperige Pfad im hohen, gefrornen Schnee mußte mehr geklettert als gegangen werden. Auf den Höhen schien wohl oft die Sonne, aber im schattigen Tiefthal lag eine blaue Luft, die wie mit Messern an meinem Gesichte kratzte. Wenn der Bach, der neben mir hergieng, so fest überfroren war, daß ich kaum ein Murmeln von ihm hörte, so war's noch nicht am ärgsten, aber wenn das Wasser vom Frost emporgehoben über dem Eise dahinrann, weiß und sulzig, und wenn das Floß unserer Mühle auf einer festen, vielfältigen Eiswand lag und das Mühlrad mitten drin strotzte, wie eine eingemauerte Nonne, dann stand's schlimm um meine Nase und um meine Finger. Den Zehen war auf solchem Gang allemal eine Weile kalt, allmählich hörten sie aber auf, sich zu beklagen und ich wußte nichts mehr von ihnen.

Wenn ich oder andere Schüler in diesem Zustande endlich in die Schule kamen, klapperte der Rand der Lodenhosen um die Schuh', wir mußten uns auf die Bank setzen und der Schul-

Digitized by Google

meister löste Einem um dem Andern das aneinandergefrorene Schuh- und Strümpfwerk von den Füßen. Und wenn die krebsrothen Zehen in der warmen Stube anhuben grausam weh zu thun, so legte er frischen Schnee auf oder kaltes Kraut, und wenn darauf der Schmerz noch größer wurde, daß wir wimmerten, lief der Schulmeister rasch in seine Kammer um die Geige — denn er hatte eine — und schritt die Stube auf und ab und geigte uns was Lustiges vor.

Wenn endlich der Unterricht anheben konnte, so legte er die Geige hin und sagte: „Liebe Kinder, Ihr müßt die Schule theuerer kaufen, als andere Leut', gebt wohl Acht, daß Ihr nur auch was lernt."

Hierauf sprachen wir im Chore das übliche Gebet:

„Heiliger Geist,
Komm' zu verbreiten
Ueber uns Dein Gnadenlicht,
Daß wir immer weiter schreiten
In Erlernung unſrer Pflicht,
Mache uns zum Lernen Lust,
Hilf, daß wir in unſ'rer Brust
Das Erlernte wohl behalten
Und im Guten nicht erkalten."

Heute, da dieser Anruf nach fünfunddreißig Jahren wieder aufsteigt in meiner Seele, rührt er mich; dazumal war uns aber das Gebet zum Schluß des Unterrichtes lieber:

„Vater, segne diese Lehren,
Die Du durch des Lehrers Mund
Deinen Kindern machest kund,
Uns zum Heil und Dir zu Ehren;
Präge sie durch Deinen Geist
Tief in's Herz, daß wir im Leben
Stets zu handeln uns bestreben,
So wie Dein Gebot uns heißt."

Der Takt der letzten Zeilen brachte unser Blut schon allemal in die richtige Wallung, mit der wir dann hinausposterten in's Freie, war es zu einem Schneeballengefecht, war es zu einem kühnen Ringen auf grünem Anger, war es zu einem Versteckenund Fangenspielen hinab durch den Wald — war es zu einer andern Kinderlust.

Meine Blödigkeit hatte sich endlich verloren, ich war im Anstiften einer der Findigsten; am liebsten trieb ich solche Spiele, bei denen es sich nicht um Körperstärke handelte, denn bei diesen zog ich gewöhnlich den Kürzeren. Mit ein paar schneidigen Jungen hatte ich dicke Freundschaft geschlossen und dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Kameraden gab meinem engen Wesen eine ganz neue Richtung und Glut und hätte mich allmählich meinen Eltern und Geschwistern entfremden können, wenn mein Schulbesuch nicht gar so oft unterbrochen worden wäre. Einmal waren es nothwendige Arbeiten daheim, die mich daran hinderten, einmal war es Regen und großes Wasser, oder es war der scharfe Winter, oder es war ein langwieriger Husten oder sonst Krankheit an mir oder an Anderen, wobei ich entweder im Bette liegen oder nach den stundenweit entfernten Laugenwang, Krieglach, Ratten, Fischbach zum Arzt gehen mußte. Ich bin von 1848 bis 1854 — wenn ich die großen Unterbrechungen abziehe — im Ganzen doch kaum ein volles Jahr in die Schule gegangen.

Da kam denn der alte Schulmeister bisweilen und suchte mich auf und fragte mich ganz trübselig, weswegen ich ihm denn untreu werden wolle? Daß ich sein kleinster und liebster Schüler sei, das vertraute er nicht mir, sondern Anderen, und ich habe es von diesen erst erfahren, als nachher der Schmiedhofer zu mir sagte: „Schaufel ihm auch Du eine Schaufel voll hinab, Peter, Dich hat er am liebsten gehabt."

Ich hätte dem alten Schulmeister aber einmal etwas wahrhaft Schlimmes anthun können, wenn's geglückt wäre. Das Alpel ist ziemlich weit und hat viele Thäler und die Häuser sind zerstreut oben und unten. Die Ofenbergerhube war einem Theil stark

Digitized by Google

entlegen, besonders uns Waldbauernkenten. So warf ich mich mit Beistimmung meiner Eltern auf, für meine jüngeren Geschwister und für die etlichen Kinder unserer nächsten Nachbarn eine besondere Schule zu errichten — und ich wolle der Schulmeister sein. Da die Leute der irrigen Meinung waren, Einer könne den Andern so viel lernen, als er selber kann, und sich mit meiner Wissenschaft im Lesen, Rechnen und Schreiben zufrieden gaben, so nahmen sie meinen Vorschlag an und schickten ihre Kinder zum zehnjährigen Kinde in die Schule. Ich hielt mich mit großer Wichtigkeit bereit an unserem Tische, als sie kamen. Der Anfang war auch ganz erbaulich; die Einen mußten das ABC hersagen, die Anderen mußten buchstabieren und ich hatte mein Lineal in der Hand und schritt würdevoll die Stube auf und ab. Das war in der ersten Stunde, in der zweiten gab es schon Fetzen. Die Ursache des Streites weiß ich nicht mehr, er verpflanzte sich rasch über die Bücher und in die Haare, und als ich dazwischen fuhr, um zu schlichten, hieb mir der Wald-Hiesel den kleinen Katechismus in's Gesicht. Weil ich diese kirchliche Anmaßung nicht auf sich beruhen lassen wollte, so kam es zu einer schneidigen Balgerei, bis die Mutter erschien und mit dem Kehrbesen dazwischen fuhr. Damit war die neue Schule wieder aufgelöst, und ich gieng wie vor und eh' zum alten Michel.

Etwa im Jahre 1854 war es, als der Anenbauer in Alpel den alten Schulmeister Michel Patterer in ein neugebautes hübsches Häuschen aufnahm, das beiläufig mitten in der Gemeinde stand und also zum Schulhause besonders geeignet war. Der Anenbauer hatte das Haus als Ausnahmsstübel für seine eigenen alten Tage erbaut, da aber die Kinder noch klein — erst in den Schuljahren — waren und es mit dem Ausgeding also noch lange Zeit hatte, so eignete er im kleinen Bau ein Stübchen für den Schulmeister und die Schule.

Das Häuschen stand ganz abgesondert von anderen Menschenwohnungen auf freiem Feldabhang, vor ihm war das blumige Wiesenthal, hinter ihm hub der Wald an.

Nun hatte der gute Michel einmal wirklich ein Heim, in welchem er frei walten und gestalten konnte. Die Kinder brachten ihm Lebensmittel und er kochte für sich selbst und pflegte sich, so gut es gieng. Ich kam nur wenigemal in das neue Schulhaus, denn obzwar der Schulmeister immer sagte: „Den Peter kann ich nicht auslassen, der thut's nicht für Euch Bauern!" so behielt mich mein Vater endlich doch daheim bei der lieben Arbeit. Um dieselbe Zeit war es freilich auch, daß meine Mutter in aller Welt herumgieng bitten, es möchte sich Jemand meiner annehmen und mich studieren lassen. Ich war zu solchem Zweck in verschiedenen Schulen: etliche Wochen in Kathrein, etliche Wochen in Kriechlach, etliche Tage in Birkfeld. Es war nichts und gehört auch nicht hierher.

Weil zum alten Schulmeister Niemand kam, als die Kinder, und er selber sich nicht hervorthat, so vergaßen die Leute allmählich seiner. Wenn er irgendwo gesehen wurde, so gieng er gar langsam einher und war gebückt und hatte immer und immer denselben Rock an. Der war stets sänberlich gebürstet, überall schon bis an die Fäden. Die Stiefel klafften dort und da ein wenig auseinander, waren aber stets sorgfältig gewichst und das magere Gesicht glatt rasiert und freundlich. — So sah man ihn, so war man ihn gewohnt und dachte nichts weiter. Es war der „alte Schulmeister", und wenn Einer darüber nachgedacht, so hätte er gemeint, die alten Schulmeister müßten alle so aussehen. —

Am Morgen des 31. März 1857 ist er todt gefunden worden. Er lag auf seinem Bette wie schlafend.

Digitized by Google

Jetzt erinnerten ſich die Leute, es wäre ja ſchon etliche Tage keine Schule mehr geweſen und es habe geheißen, der Schulmeiſter ſei krank. Als man ſeine Sachen ordnen wollte, hat man die Größe der Armut erſt geſehen, in der er ſo friedſam dahingelebt und ſo einſam geſtorben war.

Bei ſeinem Begräbnis waren wir Alle beiſammen, und als ſie den ſchlanken, weißen Tannenſarg durch den Wald des Seichtweges hinan- und durch den Wald des Alpſteiges hinaustrugen gegen Krieglach, folgten wir Kinder hinten nach und ich und mein kleinerer Bruder — der übrigens die Schule nie beſucht hatte — mußten das Vorbeten beſorgen, der Kleine in tiefer, der Große in hoher Stimme, daß es gar lebfriſch hinklang zwiſchen den Bäumen. Ich dachte unterwegs hin und am Grabe nichts, als an mein Vorbeten; ich hatte nicht einmal Zeit für die Traurigkeit. Aber auf dem Heimwege — hatte mich beim Pfarrer in Krieglach aufgehalten und war der Letzte — als ich allein durch die ſtillen abendlichen Wälder hingieng, da kam es mir erſt in's Herz, was geſchehen war und wen wir begraben hatten.

Als ich am Schulhauſe vorbeikam, konnte ich es trotz des Grauens nicht unterlaſſen, durch das offene Fenſter hineinzuſchauen in die kleine, ſchaurig ſtille Stube. Da waren die Schulbänke mit den Tintenklexen, und an der Wand, wo das Bett geſtanden, lag ein langer Bretterladen; am oberen Ende desſelben ſtand noch das Crucifix und die ausgelöſchte Ampel . . .

Ein Nachtmarſch.

Erzählt von Dr. Rudolf Tyrolt.

Ein Mediciner, ein Philoſoph und ein Juriſt — Repräſentanten der drei weltlichen Facultäten — waren wir in den Sommerferien 1867 ausgezogen, uns in den reizenden Gegenden der oberen Steiermark und des Salzkammergutes auszubummeln und die ehrwürdige Alma mater mit ihren ſtaubigen Hörſälen und Angſt erweckenden grünen Tiſchen für einige Zeit zu vergeſſen.

An einem herrlichen Morgen wanderten wir Drei, luſtige Burſchenweiſen ſingend, auf der Straße von Iſchl nach Ebenſee, der lieblichen Traun entlang; fuhren mit dem Dampfboote am ehrwürdigen Gevatter Traunſtein vorbei, dem niedlich gelegenen Gmunden zu, das wir nach zweiſtündigem Aufenthalte wieder verließen, um, noch am ſelben Tage über Ebenzweier und Neunkirchen marſchierend, die ſogenannte „Großalp“ zu erreichen.

Dieſe, weniger eine eigentliche Alpenhütte, als vielmehr ein primitives Bauernwirtshaus, am Fuße des Höllengebirges liegend, betraten wir denn auch richtig am ſpäten Nachmittage und raſteten in der rauchigen Stube von dem ziemlich ſtarken Marſche gemächlich aus. — Wir erkundigten uns ſonach beim Wirte um das Nachtlager, da wir geſonnen waren, hier zu übernachten. — Grimmes Entſetzen malte ſich daher auf unſeren Geſichtern, als uns mitgetheilt wurde, daß ſeit einem Jahre auf der Großalpe kein Nachtquartier gegeben werde und wir noch einen Weg von drei Stunden, wie der Bauernwirt meinte, bis zu dem nächſten Orte, Steinbach am Atterſee, in Ausſicht hatten. —

Digitized by Google

Es war wenig Zeit zu verlieren, da es bereits dämmerte, und so begannen wir denn von Neuem die Wanderung, mit nicht gar höflichen Ausdrücken Derer gedenkend, die uns angerathen, auf der Großalpe zu übernachten.

Von dem Wirtshause an stieg der Weg; auf einem reinen Steinacker fortrollend, erreichten wir eine Anhöhe, wo der Wegweiser, den uns der Wirt in Gestalt eines halb blöden Burschen mitgegeben hatte, uns verließ. —

„So, und jetzt nur allawal grad fuart!“ — mit diesem wohlmeinenden Rath sprang der Bursche thalab. —

Da standen wir nun am Anfange eines Fußpfades, der, an der Lehne des Höllengebirges sich hinziehend, seinem uncultivierten Aussehen nach mehr dem lieben Vieh als den Menschen zum Spaziergange zu dienen schien.

Auf diesem Wege schritten wir rüstig aus; wir giengen eine Stunde; es wurde 9 Uhr und das Weglein lief noch immer kerzengrade an der Berglehne dahin.

Der Mond war unterdessen aufgegangen und beleuchtete die ganze Umgegend, das kahle Felsgebirge und den unter uns liegenden, im Abendwinde rauschenden Wald und uns drei arme Gesellen, die wir mitten in der Nacht da oben einsam standen und, so sehr wir uns auch anstrengten, nirgends ein Fleckchen Wasser, viel weniger den Attersee erspähen konnten.

Anfangs brummte noch Einer oder der Andere ein Studentenliedel, aber nach und nach wurden wir stille, bis wir endlich neuerdings stehen blieben, um uns rathlos anzugucken.

Nach vielem Hin- und Hererwägen, mit dem in der Regel nur die Zeit verloren geht, blieb uns doch nichts Anderes übrig, als den einmal eingeschlagenen unglückseligen Weg fortzusetzen. Wir verdoppelten unsere Schritte, und mochten, von unten betrachtet, ein recht komisch-schauriges Bild geliefert haben, drei langbeinige Gestalten, vom Mondlicht beschienen, in Riesenschritten an der Berglehne dahinstiefelnd.

Uns wurde immer banger zu Muthe. Endlich, es war gegen 11 Uhr, begann sich der Pfad in die Tiefe zu senken, und zu gleicher Zeit bemerkten wir im Walde ein kleines Feuer. Rutschend und springend gelangten wir in kurzer Zeit hinunter und standen bald vor einer Köhlerhütte, wo einige Leute, von ihrer Arbeit ausruhend, saßen.

Die biederen Menschen rissen Aug' und Mund auf ob des seltsamen nächtlichen Wandertrupps. Wir erzählten denselben unsere Misère und fragten, wie weit wir noch nach Steinbach hätten. „No gnadi zwoa Stund“ erscholl es im Chorus der Schwarzen. Jetzt war die Reihe des Erstaunens an uns gekommen; wieder wurde Berathung gehalten und wieder mit dem Resultate, weiter zu marschieren.

Längs einer Wasserwiese, die uns jeden Augenblick Gelegenheit bot, eine Rutschpartie zu machen, führte uns der Weg mitten durch den Wald. Das Mondlicht fiel nur spärlich durch die Bäume, und so kam es, daß, oft ganz im Finstern wandelnd, unsere Leiber nicht selten unliebsame Begegnungen mit Baumstämmen hatten.

Nachdem wir noch auf diesem Wege einem Bauer und einem Ochslein, die Laub führten, in stiller Nacht durch unser plötzliches und unvermuthetes Erscheinen gelinde Gespensterfurcht eingejagt, erreichten wir gegen Mitternacht das Waldende und zwei einsam stehende Bauernkeuschen.

Ich war etwas vorausgeeilt und genoß daher zuerst den Anblick des nun vor uns liegenden Attersee's.

Da lag er, der Heißersehnte, ein langer Silberstreif, glitzernd im Mondlicht. Ich glaube, Columbus kann mit nicht geringerer Freude „Land“ gerufen haben, als ich den jetzt am Waldessaume erscheinenden Gefährten das Trosteswort: „Wasser“ entgegenrief.

Digitized by Google

Aber die Freude war etwas verfrüht. Von den erwähnten Bauernhütten giengen zwei Wege aus. Einer führte abwärts, gerade auf den See zu, der andere lief parallel mit dem unter uns liegenden Wasserstreifen. Ich besann mich nicht lange und marschierte festen Schrittes auf ersterem dem See zu, in der sicheren Meinung, daß meine Collegen mir folgen. Etliche Minuten mochte ich so abwärts geschritten sein, als ich stehen blieb, die Nachkommenden zu erwarten.

Es kam Niemand nach; — ich wartete, lauschte — kein Fußtritt — nichts zu hören! Ich begann zu rufen — Alles umsonst, Alles still. Ich war und blieb allein; die beiden Gefährten hatten offenbar diesen Weg übersehen und waren auf dem oberen weiter gegangen. —

Die Armen, die nun wahrscheinlich große Umwege machen mußten, bedauernd, eilte ich auf dem eingeschlagenen Pfade weiter — da mit einem Male fühle ich, daß ich im nassen Grase stehe, und ein kleines, quer über den Weg laufendes Waldbachgräblein sperrt mir den Weg ab. Ich mache einige Schritte zurück und bemerkte mit Entsetzen, daß ich auf einen Feldweg gerathen, der kurz vorher in die Aecker eingebogen war. —

Da stand ich nun, müd und abgemattet (welchen Weg hatten wir den Tag und die Nacht über nicht schon zurückgelegt?) — im feuchten Grase, um ein Uhr Nachts, allein, hilflos, in einer mir vollständig fremden Gegend.

Mein Muth war gebrochen; was beginnen? Rathlos setzte ich mich auf einen Ackerstein und unter Thränen und Verwünschungen polterte ich los über mein Mißgeschick. Ich rief noch einmal aus Leibeskräften — Alles wie ausgestorben! — Eine Viertelstunde mochte ich hier wohl gesessen sein, als ich mich doch wieder aufraffte und nun quer über die aufgeackerten Felder dem oberen Wege zu meinen Lauf nahm.

Einige Minuten konnte ich meinem Entschlusse gerecht werden, dann aber verließen mich meine Kräfte und ich sank zur Erde nieder. Ich machte mich jetzt schon gefaßt, auch den noch fehlenden Theil der Nacht unter freiem Himmel zuzubringen.

Als ich so ruhig dasaß, an rein gar nichts mehr denkend — hörte ich wieder das Bächlein an meiner Seite rauschen.

Ein Gedanke! — wie wär's, wenn ich in den Graben, in welchem das Wässerlein fließt, hinunterstiege! Der Bach führt sicher in den Attersee, und wenn auch gerade dieser selbst nicht mein Ziel war, jedenfalls komme ich an sein Ufer.

Gedacht — gethan!

Mit beiden Füßen, gleich einem Rauchfangkehrer, der den Schornstein besteigt, über dem Wasser balancierend kam ich in dieser ziemlich mühevollen Gangart mit „höchst wankelmüthigen" Stiefletten an einen Weg, über den das Bächlein floß. Hier empfahl ich mich von meinem nassen Wegweiser und wollte auf ein Brett treten, von dem ich glaubte, es läge über dem Wasser.

Patsch! — da lag ich mitten im Bache, und das unangenehm frische Naß plätscherte über meinen zur Unzeit abgekühlten Leichnam lustig weiter.

Ich hatte in meiner Aufregung und Verwirrung, getäuscht durch das fahle Mondlicht, einen quer über das Wasser fallenden Strahl für ein Brett angesehen und wurde auf diese Weise zu meinem und meines Reiseanzuges Schrecken gezwungen, um Mitternacht ein mehr als kühles Bad zu nehmen.

Eben machte ich meinem Unwillen in einer vermehrten Auflage von Verwünschungen Luft, als ich zu meiner größten Freude und Ueberraschung die Stimmen meiner verlorenen Gefährten vernahm.

Allgemeiner Jubel über das unvermuthet schnelle Wiederfinden! Bald

Digitized by Google

hatte ich meine fatalen Irrgänge erzählt und nun marschierten wir, wieder vereint, mit der letzten Kraftanstrengung in das langersehnte Dörfchen Steinbach, dessen Kirchthurmspitze im hellen Mondlicht glänzte. Die Thurmuhr schlug eben die zweite Morgenstunde. Um 7 Uhr Früh waren wir von Ischl ausgegangen, nicht ahnend, was uns dieser Tag, oder besser, diese Nacht Alles bringen sollte!

Ein aus dem Orte kommendes, vollgetrunkenes Bäuerlein, das unter bedenklichen Schwankungen auf der Straße hin- und herübertrottelte, wurde von uns bezüglich der Einkehr befragt, brachte aber nichts als die Worte: „Zum Müller, nur zum Müller" heraus. Im Orte angekommen, ließ uns denn auch das Klappern der Mühlräder bald das Müllerhaus finden; ein großes, unheimliches, alterthümliches Gebäude! Wir pochten an's Thor. Nach langem Warten hörten wir endlich den Schleppschritt eines Mühlindividuums, das nach unserem Begehren fragte. Wir theilten nun durch's Schlüsselloch unsere Absicht, hier zu übernachten, mit, worauf wieder eine Pause eintrat. Da knarrte das Riesenthor und — ein zottiger Wolfshund spazierte gravitätisch heraus und Alle beschnofelnd und musternd, ob wir würdig seien, das gastliche Haus zu betreten.

Jedenfalls muß das Urtheil des vierbeinigen Hausmeisters zu unseren Gunsten ausgefallen sein, denn bald, nachdem derselbe wieder in's Haus zurückgekehrt war — wurden endlich auch wir eingelassen. —

Ueber die sonderbare Manier, sich von der Solidität der einkehrenden Gäste zu überzeugen, befragt, meinte der alte Müller, der mich durch sein Aeußeres und sein ewiges Hüsteln lebhaft an den „alten Reinhold" erinnerte: „Jo wissens, es gibt halt izt unter die Fuaßreisenden gar so viel G'sindel!" Wir dankten für die schmeichelhafte Entschuldigung und baten ihn, das lange Wartenlassen dadurch gut zu machen, daß er uns trotz der ungewöhnlichen Stunde schnell Speise und Trank herbeischaffe.

Im Gastzimmer warfen wir unsere Ränzlein auf den Boden, uns auf die breiten Stuhlbänke — — — — — und erwachten am späten Morgen, als die freundliche Sonne schon lange zum Fenster hereinguckte, in herrlichen Betten liegend. — Wir sahen uns gegenseitig an, rieben uns die verschlafenen Augen — und kamen vor Erstaunen nicht zu uns. „Ja, träumen wir? Wo ist der Eierschmarrn, den wir bestellt?" fragte ich, „haben wir ihn schon gegessen?" „Nein," tönte es aus den anderen Betten — „wir haben riesigen Hunger! — Wie kommen wir denn da herein? — —"

„Mit Verlanb, das will i Ihna sagen", mit diesen Worten trat der Müller, der schon lange auf unser Erwachen gewartet haben mochte, in's Zimmer.

„Sö san nut'n eing'schlaf'n und war'n, wie ma 's Essen auftrog'n hab'n, völli neamma zum daweckn! Do hob i nix anderschts z'thnan g'wüßt, hob meine Burschen g'holt, und dö hab'n die Herren do auffatrog'n, wo sie, wiea i hoff', recht gnat ausg'schlofen hoben! Wünsch' gnat'n Morgen allaseits!" —

Digitized by Google

Kleine Laube.

Vater und Sohn.

Von Friedrich Bodenstedt.

Im Kerker zu Gent lagen Vater und Sohn,
Gebändigt durch eiserne Bande
Als Rebellen gegen den Herrscherthron
Des Fürsten der flandrischen Lande,
Der Krieger geworben in welschem Sold
Und selbst sich verkauft für welsches Gold,
Um sein eigenes Volk zu knechten
Im Dienst von feindlichen Mächten.

Und er kam zum Kerker, sich an der Qual
Der gefangenen Ritter zu weiden,
Doch höhnend traf ihn der Augen Strahl
Und das Zucken des Mundes von Beiden.
Sie blickten ihn an so stolzen Gesichts,
Als wären sie selber die Herrn des Gerichts
Und in ihrer Ketten Bürde
Ihm hoch überlegen an Würde.

Er sprach: „Ich ehre stolzen Muth
Auch an rebell'schen Vasallen;
Der Richtplatz lechzt nach Eurem Blut,
Ihr seid dem Tode verfallen.
Ihr habt mich in offener Fehde bekriegt,
Wir haben gekämpft, ich habe gesiegt,
Doch ich will, meinen Sieg zu verklären,
Euch eine Gnade gewähren.

Ein Haupt muß fallen von den zwei'n,
Als Sühne des Frevels am Throne —
Doch die Wahl zwischen Beiden stell' ich allein
Dem Vater anheim und dem Sohne,
Wer von den Beiden mit Schwertesstreich
Das Richtamt übt, mir gilt es gleich,
Doch werd' ich's ihm rühmend gedenken
Und Leben und Freiheit ihm schenken.

Ihr starrt mich zweifelnden Auges an,
Laßt wirr die Blicke wandern,
Doch halten werd' ich mein Wort als Mann,
Ich, Ludwig, Graf von Flandern!
Ihr wißt nun, wo Euch Hoffnung winkt:
Eh' morgen wieder die Sonne sinkt,
Muß sich die Wahl entscheiden,
Sonst droht der Tod Euch Beiden!" —

Er sprach's und gieng. Sie starrten ihm nach,
Als sich hinter ihm schloß die Pforte,
Grau'nvollen Blicks, doch keiner sprach,
Der Schmerz fand keine Worte,
Als wäre die Zunge verdorrt im Mund
Bei dem wilden Feuer im Herzensgrund,
Entzündet vom Spruche des Grafen,
Dessen Worte wie Brandpfeile trafen.

Und lange saßen die Beiden stumm
In qualvoll unheimlichem Brüten —
Da wandte der Vater zum Sohne sich um,
Und sprach: „Möge Gott Dich behüten!
Du bist noch jung, hast Weib und Kind,
Die verlassen und hilflos ohne Dich sind,
Dein Tod zieht sie mit in's Verderben:
Bleib' leben und laß mich sterben!"

„Halt ein!" rief schluchzend der Sohn,
„halt ein,
Sei mir kein böser Berather:
Dir dank' ich mein Leben, Dir will ich es
weih'n:
Laß mich für Dich sterben, mein Vater!
Du hast mich erzogen stark und gut,
Wohlaufgehoben in Deiner Hut
Kann ich Weib und Kinder verlassen.
Dein Arm wird sie schützend umfassen."

„Schwache Bürgschaft beut mein greises
Haupt" —
Gab zur Antwort der Vater wieder —
„Wie ein Baum im Winter steh' ich entlaubt,
Du hast noch blühende Glieder,
Und bleibt mir der einzige Sohn nicht mehr,
So schwindet mein Leben ganz öd' und leer —
Darum bitt' ich Dich ernst: erfülle
Den letzten Wunsch, den ich enthülle.

Gehorsam ist des Sohnes Pflicht,
Ich bin Dir kein böser Berather,
Und was ich wünsche, ist Sünde nicht,
Denn vom Sohne heischt es der Vater,
Der, seinem Schöpfer zugewandt,
Lieber kehren will unter Sohneshand
Als unter der Hand des Henkers
In den Schoß des Weltenlenkers." —

Digitized by Google

„Ein Leben, dem solche Prüfung droht“ —
Sprach der Sohn zum Vater gewendet —
„Ist mehr zu fürchten als der Tod,
Der schnell alle Leiden endet.
Doch Du sollst nicht sterben vom Henkerbeil:
Ich wage mein eigenes Seelenheil,
Dich vor der Schmach zu bewahren,
Durch den Henker zum Himmel zu fahren!“

Noch ehe die Rabenschwingen der Nacht
Das Auge des Tages verdunkelt,
Ward von den Gefang'nen die Botschaft gebracht
Dem Grafen, dess' Auge stolz funkelt;
Hoch hielt er das Haupt und sprach vor sich hin:
„Hat so schnell sich gebeugt der trotzige Sinn,
Der so stark sich gezeigt im Kerker?
Doch die Liebe zum Leben blieb stärker!“

Schnell flog die Kunde durch's Volk von Gent,
Wie getragen auf Schwingen des Windes,
Daß der greise Ritter von Hoogerwend
Soll sterben durch's Schwert seines Kindes.
Manche Mutter rief: „Daß Gott sich erbarm'!“ —
Und hielt ihren Säugling fester im Arm —
„Kann ein Sohn die Hand erheben
Gegen des eig'nen Vaters Leben?!“

Unheimlich Gemurmel gieng durch die Stadt:
In Fluch werd' ihr Segen sich kehren,
Wenn sie dulden wollte solch' Unglücksblatt
Im uralten Buche der Ehren.
Die Priester hielten ernsten Rath,
Die eigene Gattin des Grafen bat
Um Gnade für die Armen,
Doch sein Herz kannte kein Erbarmen.

Nach dem Richtplatz vor dem Gravensteen,
Der Grafenburg von Flandern,
Das blutige Schauspiel anzuseh'n,
Gab's früh schon ein Wogen und Wandern.
Lag's auch auf allen Herzen schwer:
Die Neugier trieb doch Alle her;
Schwül strahlte die Sonne am Himmel
Auf das bunte Menschengewimmel.

In der Luft schwebt's wie ein flimmernder Flor,
Weißer Dunst stieg aus den Canälen
Und hob sich zerflatternd zum Himmel empor,
Mit den Wolken sich zu vermählen,
Die in dunkeln Zügen von Westen nah'n —
Und bald auf ihrer luftigen Bahn
Der Sonne Glitzern und Funkeln
Auf Thürmen und Dächern verdunkeln.

Doch noch brannt' es auf allen Köpfen heiß;
Als der Graf mit seinen Trabanten
Eintrat in der harrenden Menge Kreis,
Aller Augen auf ihn sich wandten,
An dem des Tages Schicksal hieng,
Dem er stolzen Schritts entgegengieng,
Wie an der Spitze der Krieger
Ein ruhmgekrönter Sieger.

Nun führt man die beiden Gefang'nen herbei,
Ein Priester geht ihnen zur Seite,
Daß er mit erbaulichen Worten die Zwei
Auf dem schweren Gange begleite.
Der Alte hatte sich stärker geglaubt
Als er war: er legte die Hand auf's Haupt,
Das kahle, unbedeckte,
An dem die Sonne heiß leckte.

Mit glühender Zunge leckte sie
An Scheitel ihm und Stirne,
Die Kraft verfagte, ihm brannt' es wie
Geschmolz'nes Blei im Gehirne.
Doch der junge stützte den alten Mann;
So kamen sie auf dem Richtplatz an,
Während schwarz eine Wetterwolke
Sich hinzog über dem Volke.

Vater und Sohn — nun hielten sie
Zum letzten Mal sich umwunden.
Dann sank der Greis auf seine Knie,
Ihm wurden die Augen verbunden;
Er hielt in der Hand ein Crucifix,
D'rauf fiel der Strahl des letzten Blicks;
Nun soll sein Leben enden
Durch das Schwert in des Sohnes Händen.

Doch als der Sohn das Schwert erhebt,
Wird's vor den Augen ihm dunkel;
Der Donner rollt, die Erde bebt.
Ein blendend Geflamm und Gefunkel
Springt aus der kreißenden Wolken Schoß,
Dann stürmt's und gießt's! Die Furcht war groß
Im Volk bei des Himmels Grimme,
Man rief: „Das ist Gottes Stimme!“

Dem Grafen scholl das Wort in's Ohr,
Er wußte nicht, wie ihm geschehen;
Wie ein Wahnbild kam ihm Alles vor
Was er wirren Auges gesehen:
Einen jungen Mann mit gezücktem Schwert,
In das eine Flamme vom Himmel fährt,
Den Mann zu Boden wettert
Und das Schwert in Stücke zerschmettert.

Daneben lag ein Greis auf den Knien,
Wie versteinert, unbeweglich,
Kein Wettersturm erschüttert ihn,
Ein Bild — wehvoll unsäglich.
Er hält in der Hand ein Crucifix;
Der Graf sieht Alles wirren Blicks,
Will aufspringen, doch seine Glieder,
Gelähmt ganz, halten ihn nieder.

Er läßt sich tragen zum Gravensteen,
Läßt rufen Priester und Aerzte,
Doch keine Arznei, kein Beten und Fleh'n
Konnte heilen, was ihn schmerzte.

Digitized by Google

Er that nur Gutes, soviel er gekonnt,
Doch hat kein Glück mehr sein Leben durchsonnt:
Erst als er lag in der Truhe,
Fand der Unselige Ruhe.

(„Tägl. Rundschau".)

Das Glücksschweinchen.

Eine Erzählung aus dem Eisenbahnleben
von Oscar Künl.

Es wird kaum einen Stand geben, der soviel Abwechslung bietet, wie der eines Eisenbahnbeamten auf der Strecke. Heute wird er nach der Station X berufen, um einige Monate später nach der 100 Kilometer entfernteren Station Y versetzt zu werden.

Wer es nun versteht, sich den socialen Verhältnissen seines jeweiligen Domicils anzupassen, sich Sympathien zu erwerben, findet gewöhnlich rasch Freunde und verläßt oft das „elende Nest", wie er es anfänglich genannt, ungern, insbesondere wenn ihm so wackere, gemüthliche Collegen zutheil werden, wie ich sie in W....dorf zu haben das Glück hatte. Wir waren fünf an der Zahl und mit Ausnahme des Frachtencassiers Gaßner, der ein allerliebstes Weibchen hatte, unverheiratet. Wir Beamte wohnten im Stationsgebäude, indem der Markt W....dorf eine Viertelstunde vom Bahnhof entfernt gelegen war. An den langen Winterabenden, wenn es draußen stürmte und schneite und es sich nicht der Mühe verlohnte, den weiten Weg bis in's Gemeindewirtshaus anzutreten, kamen wir in der geräumigen Wohnung unseres stets gut gelaunten Collegen Gaßner zusammen, dessen Frauchen einen vortrefflichen Thee zu brauen verstand und uns verstockten Junggesellen durch ihre bestrickende Liebenswürdigkeit oft das Glück des Ehelebens recht verführerisch vormalte.

Eines Abends, es war am Festtage der heiligen Drei-Könige, waren wir wieder von unserem Collegen Gaßner auf ein „Schälchen Thee" eingeladen worden. Gleich beim Eintritte merkten wir, daß unser eine außergewöhnliche Begastigung warte. Der alte, bauchige Theekessel stand zwar noch leer und unberührt auf dem kleinen Ecktischchen neben dem Glaskasten, doch auf dem langen, gedeckten Tische standen neben blankem Service verschiedene grüne und braune Flaschen mit langen Hälsen und versilberten Köpfen. Von der anstoßenden Küche gieng ein Prasseln, Schmoren und Zischen hervor und ein — süßes Ahnen erweckender Wohlgeruch empfieng uns Gäste. Wir sahen uns gegenseitig und unsern freundlichen Wirt fragend an.

„Ja, was soll das bedeuten, Du scheinst ja eine förmliche Tafel geben zu wollen?" fragte endlich Einer aus unserer Mitte.

„Na, Spezi, dös gibt's net, wie kummen mir dazu?" meinte Collega Fellner, ein echtes Wiener Kind.

„Freund, erkläre doch die Veranlassung —" meinte der Dritte.

Da kam die Frau des Hauses aus der Küche hereingeschlüpft, um uns herzlich willkommen zu heißen und zu bitten, einstweilen Platz zu nehmen bis aufgetragen würde.

Nachdem wir uns gesetzt hatten und unsere Gläser gefüllt waren, enthüllte uns der freundliche Gastgeber, daß er sich gerade vor einem Jahre mit seiner theuern Ilka verlobt habe und er nicht umhin könne, den Jahrestag dieses für ihn denkwürdigen Ereignisses im Kreise bewährter Freunde seines Hauses festlich zu begehen. Hell klangen die Gläser aneinander und die Glückwünsche, die wir den beiden guten Leutchen darbrachten, waren gewiß nicht minder feurig und echt, als der blinkende Ungarwein in den erhobenen Gläsern.

Da öffneten sich mit einemmale beide Flügelthüren; auf einer mächtigen Platte wurde ein ganzes gebratenes Spanferkelchen hereingetragen.

„Uj Jessas! das is a ganz Spoanfadl!" rief Collega Fellner, der Wiener, im ersten freudigen Schrecken aus.

Digitized by Google

Wir Alle blickten unſern freundlichen Gaſtgeber, der nur behaglich ſchmunzelte, fragend an.

„Meine lieben Freunde," begann er endlich, indem er mit kunſtverſtändigen Schnitten das „Spoanſadl" zerlegte, „dieſes vorliegende Gericht ſteht mit dem Andenken an meine Verlobung in inniger Beziehung. Ich will Euch die Geſchichte, wenn ſie Euch intereſſiert, ſpäter zum Beſten geben, jetzt nur wacker zugegriffen."

Wir ließen uns nicht lange nöthigen und erwieſen der Kochkunſt unſerer Wirtin alle Ehre.

Als das Mahl beendet war und die blaue Spiritusflamme den Bauch des großen Theekeſſels umſpielte und wir von unſerer Wirtin die Erlaubnis erhalten hatten, trotz der „friſchgewaſchenen" Fenſtervorhänge, ausnahmsweiſe im Salon rauchen zu dürfen, was ſonſt nur im ſogenannten „Caſernzimmer" geſtattet war, beſtürmten wir den freundlichen Wirt, unſere Neugierde zu befriedigen und uns den angedeuteten Zuſammenhang des Spanferkelchens mit ſeiner Verlobung zu erklären.

„Nun, meine lieben Freunde," begann er lächelnd, ſeiner aus dem Zimmer ſchlüpfenden Gattin nachblickend, Ihr Alle wißt, daß ich vor zwei Jahren in S. als Verkehrsbeamter ſtationiert war. Ihr kennt die Freuden und Leiden des mit Nachtdienſt verbundenen Verkehrsdienſtes aus eigener Erfahrung zur Genüge, ich brauche daher wohl nicht Euch dieſelben lebhaft zu ſchildern.

Es war in einer ſtürmiſchen Novembernacht. Der Wind trieb die Schneeflocken wirbelnd vom Boden wieder auf und heulte dazu, daß es eine Art war, dabei war es ſchneidig kalt, kurz, es war ein recht gräuliches Wetter. Ich ſchritt in der Platzinſpection auf und nieder und wartete auf den Güterzug, der aus der benachbarten ungariſchen Grenzſtation L.... einzutreffen hatte. Endlich puſtete derſelbe heran. Nachdem es diesmal zufälligerweiſe keine große Zu- und Ausladung gab und dieſe ſomit bald beendet war, während der Zug einen fahrordnungsmäßigen Aufenthalt von 30 Minuten hatte, ſo fand ich genügend Zeit, den Zug vorſchriftsmäßig zu unterſuchen, um etwaige Gebrechen an den einzelnen Wagen zu entdecken. Da gewahrte der Zugspacker, der mir voranleuchtete, in einem Etagewagen, der mit lebenden Schweinen befrachtet war, ein kleines, kaum ſpanngroßes Schweinchen, das von ſeinen Reiſegefährten umringt und erſtaunt angegrunzt wurde. Offenbar hatte das kleine Ding während der Reiſe das Licht der Welt erblickt. Was war zu thun. Das Thierchen mit ſeiner beinahe nackten Haut bei 15° Kälte im offenen Wagen laſſen, hätte ſoviel geheißen, als es ſicher zu Grunde gehen zu laſſen, nachdem die Rabenmutter ſich gar nicht um ihren Sprößling bekümmerte. Ich entſchloß mich daher das arme, frierende Thierchen zurückzubehalten, es der Obſorge des Bahnwächters zu übergeben und den Aufgeber der Sendung, der, wie ich mich aus der bezüglichen Verrechnung überzeugte, der Großhändler Herr J.... in Oedenburg war, ſchriftlich von dem Vorfalle zu verſtändigen und deſſen Verfügung abzuwarten. Ich that dies und erhielt einige Tage hierauf vom Herrn J.... einen liebenswürdigen Brief, in welchem er mir ſchrieb, ich möge das kleine Ding nur ohneweiters behalten, und, ſchloß er ſcherzhaft, ich lade mich dafür bei Ihnen zu Gaſte, wenn es dem Findlinge einmal an den Kragen geht.

Meinem Pfleglinge ſchien inzwiſchen die Koſt, die ich ihm durch des Bahnwächters Weib verabreichen ließ, ganz wohl zu behagen, denn er wurde nach Verlauf einiger Wochen rund und fett. Als nun endlich ſeine Stunde ſchlug, erinnerte ich mich des edlen Spenders in Oedenburg und lud ihn zum „Sautanz" ein. Herr J.... kam wirklich, und zwar in Begleitung eines großen Korbes edlen Ungarweines und bei dem fröhlichen Gelage, zu dem ich meine damaligen Collegen eingeladen hatte, ſchloſſen wir Beide Freundſchaft miteinander und ich mußte ihm verſprechen, meinen nächſten freien

Digitized by Google

Tag dazu zu benützen, um ihn in Oedenburg zu besuchen, wo er, seit einigen Jahren Witwer, mit Ilka, seiner einzigen Tochter, hause und lebenslustige Gäste, die echten Ungarwein vertrügen, stets mit offenen Armen empfange.

Was soll ich Euch noch weiter sagen, meine lieben Freunde," schloß Gaßner seine Erzählung, „ich kam, sah Ilka und — wurde besiegt. Der Alte sagte ja, und einige Wochen später wurde Ilka mein Weib."

Lachend erhoben wir uns, um von unserem wackeren Wirte und von dessen liebenswürdigen Frau Abschied zu nehmen.

Collega Fellner durchspäht seitdem jeden ankommenden Schweinwagen sorgfältig nach einem etwaigen „Spoanfadl".

In Hemdärmeln.

Aus „Jung-Wien" von Eduard Pötzl.

„Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an."

Nein, damit können wir nicht antworten. Die Frage, welche ein Kreis von Lesern an uns richtete, kann nur von Männern gelöst werden, denn sie lautet:

„Ist es unanständig, wenn bei einer Tischgesellschaft, die aus lauter Stammgästen besteht, einer derselben an einem heißen Junitag den Rock auszieht, und ist es nöthig, daß er hiezu die Erlaubnis eines jeden Einzelnen einhole?"

Das heißt, kürzer gefaßt: Darf man in Hemdärmeln kneipen oder nicht? — Eine sehr zeitgemäße Frage, aber schwierig zu beantworten und, wie gesagt, nur aus dem Munde von Männern, edlen Männern, wie wir weiters zugestehen wollen. Die edelsten Frauen besitzen, so wir recht berichtet sind, niemals Hemdärmel; es ist ihnen also das Ding an sich, über das entschieden werden soll, unbekannt. Wer wollte ihrer holden Unerfahrenheit zumuthen, ein Urtheil abzugeben, ob es sich für Männer in der Kneipe zieme, ihre Hemdärmel blicken zu lassen oder nicht? Bleiben wir somit bei den Männern. Was wäre nun edler als die Mannsgestalten, welche die vom Irdischen abgelöste Phantasie zu schaffen vermag. Denken wir uns somit zwei ideelle Männer, welche mit einander über diesen Gegenstand sprechen. So haben die großen griechischen Philosophen ihre tiefsinnigen Meinungen abgegeben, um ihren Hörern verständlich zu werden, und so machen es auch noch die neueren kleinen Weltweisen, nur mit dem Unterschiede, daß sie dann erst recht unverständlich werden. Jedenfalls ist der Dialog die beste Form, um gar keine bestimmte Meinung abzugeben. Man läßt einfach den Redekampf unentschieden enden. So beiläufig wollen wir's halten. Unsere Redner sind Ἱματιος (Himatios), ein dicker, von der Hitze beispiellos gequälter Herr, und Ἀντι-Ἱματιος (Antihimatios), dessen Tischgenosse, ein magerer Jüngling, welcher sich aber in unbewachten Augenblicken gleichfalls des lästigen Schweißes nicht erwehren kann.

Himatios (das Oberkleid ablegend und die bunten Träger des Beinkleides abstreifend): Ah.. phhhu.. o Antihimatios, welche Wonne liegt doch in dieser halben Rückkehr zum Naturzustande. Es will ein tiefer Weltschmerz mein Gemüth beschleichen, wenn ich bedenke, daß es die dauernde Bestimmung des Culturmenschen ist, einen Rock zu tragen. Ich fühle mich nun so erfrischt, als ob ich eben aus dem Holzer'schen Strombade gestiegen wäre, und doppelt so gut sollen mir die zwölf Krügel Gerstenwein (οἶνος κριτινος), die ich noch zu verschlucken gedenke, schmecken.

Antihimatios: Bejahrter Freund, in geziemender Erfurcht vor Deinen Worten, däucht es mir doch, als ob Du in Deiner Verachtung des Rockes zu weit gehen würdest. Erwäge, ob jene theuren Mitbürger, welche in unserem Gemeinwesen Ehrenstellen bekleiden, nicht in ihren so förderlichen Bestrebungen empfindlich gestört wären, wenn es keinen Ort gäbe, wo die ihnen verliehenen Bürgerkronen an einem Bande getragen werden können. Oder wolltest Du, daß

Digitized by Google

sie bei öffentlichen Festen in Hemdärmeln sich dem Volke zeigen? Die Toga und das Hemd sind zur Entfaltung des wahrhaften Patriotismus gleich ungeeignet; jene hat gar keine Knopflöcher und dieses so kleine, daß nur die Knöpfe darin Platz finden. Daher die Abneigung aller Personen von gutem Stande gegen das Verweilen in Hemdärmeln; und kennte ich Dich nicht so gut, theurer Himatios, ich würde Dich für einen unzufriedenen, nach Umwälzungen im Staate sinnenden Kopf halten.

Himatios. Wie sehr verkennst Du meine Absichten, junger Freund; nichts liegt mir ferner, als die Hemdärmel zur herrschenden Mode erheben zu wollen. Mögen die Stutzer, welche den Rock auch zur heißen Sommerszeit festgeknöpft tragen, mürbe werden unter dem eigenen Schweiß, einstweilen ich hier in Hemdärmeln sitze und mich kühle. Nimm ein wenig Lebensweisheit an, zarter Antihimatios. Eines schickt sich nicht zu Allem. Zum Champagner gehört ein schwarz gekleideter Mann und ein nur sehr leicht gekleidetes Weib; zum Rheinwein ein künstlerisch nachlässig Gewand, ein bedeckter Kopf und ein sittsames deutsches Weib; zum Schnapse ein zerfetzter Rock und eine Megäre; zum Biere aber gehören die Hemdärmel und gar kein Weib. Und wer daher beim Biere den Rock nicht abthut, der zeigt, daß ein Stück Weib in seinem Menschen steckt.

Antihimatios. Wie würdest Du Dich aber benehmen, weiser Himatios, wenn etwa Deine Vorgesetzten oder eine fremde Frau in dieses Gemach träten?

Himatios. Ich würde mit athenischer Höflichkeit nach meinem Rocke langen. Inzwischen würden ein human denkender Vorgesetzter und eine mit Vernunft begabte Frau bereits gesagt haben: Himatios, bleiben Sie doch, wie Sie waren. Wären die Hemdärmel anstößig, so hätten wir ja schon beim Eingange zurückweichen müssen.

Antihimatios. Und Du fragst die Anderen nie, ob es ihnen recht ist, daß Du den Rock von Dir wirfst? Ich möchte unterrichtet sein in solchen einschneidenden Fragen des Anstandes.

Himatios. Da ich grundsätzlich dem Casino der Adeligen nicht als Mitglied beigetreten bin, sondern mich stets unter Meinesgleichen bewege, von welchen Jeder weiß, daß ein Hemde den Körper ebenso bedeckt wie ein Rock, so frage ich nicht lange, sondern handle. Wer sich schämt, mir es gleich zu thun, ist ein Narr, so weit er warm ist.

Antihimatios. Wenn das so ist, so will ich auch in Hemdärmeln dasitzen. (Er entledigt sich des Rockes.)

Himatios. Du hast wohl gethan, mein Sohn; doch ziehe Deine Hand ab von den Trägern des Beinkleides, lasse sie an ihrem Orte. Du bist schlank und glatt wie eine Tanne, was Wunder, wenn Du verlörest, was Du am Leibe behalten solltest. Halte Maß in allen Dingen!...

So weit der Dialog, worin das Für und Wider die Hemdärmel zu Nutz und Frommen der anfragenden Tischgesellschaft enthalten. Schreiber desselben gestattet sich zum Schlusse nur noch die persönliche Bemerkung, daß er ihn, selber in Hemdärmeln am Schreibpulte sitzend, verfaßt hat.

Das mag Alles erklären.

Winter im Gebirge.

(In österreichischer Mundart.)

Das wahre Berglöbm sechts ös nia,
Wias da von Stöden kemmts,
Und wanns a bißl kratzat waht,
Husch, husch, gschwind Abschied nehmts;
Im Summer is s wohl schen bei uns,
Oes sechts ent gnua davon,
Des haimli liabi Birilöbm (Gebirgsleben)
Das hebt erst später on.

Spat nach Michaeli — wann der Hirsch
Sein Gsangl lang schan grärt,
Und ma auf Allman weit und broat
Ka Glocken nimmer hört,
Wenn d Schwaigerin schon lang dahaimt,
Ihr Vieh in warma Stall,
Und kalt und naß der Nebel liegt
Da drunten aufn Thal,

Daß ma gögn Allerheilign hin
Um drei schon nimmer fiacht,
Da wirds da aufn Mäuern obm
So heiter, hell und liacht,
Der Himmel is so klar und blau,
Frei warm is s auf der Höh,
Und blühlweiß liegt dort und da
Der neue Winterschnee.

Wia da Alls spiagelt — wia Alls glanzt —
Wias stad is umadum —
So rar wird oan, so narisch rar,
Und kann nöt sagn, warum,
Es ziemt oan allwail, wann ma nur
Nu höher auffikunnt,
Und schaut ma abi — graust am schier
Vor derer Finstern drunt.

Und abi muaß ma — kann nöt bleibm,
Mags nu so schen obm sein,
Daurt gar nöt lang — geht d Mötten an,
Schneibt Berg und Thal brav ein.
Zwögn meiner wah und schneib nur zua,
Uns thuat das Ding nöt aud,
I han mein Hütten voller Holz
Und hon mein lodners Gwand.

Da gschiachts wohl gar oft, daß a d Leut
A wengerl überailt
Und daß bald dös und daß bald das
Drin in der Hütten faihlt,
Weil ma vor Schnee nöt weiter kan,
Und weit und broad kein Pfad,
Da faihlts wohl in der Kuchel oft
Und drinnat in der Lad.

n Mannern geht eahn Pfeiferl aus,
Weils kain Tabag mehr ham,
Da suachens in der Bladern gern
Das letzte Stäuberl zsamm,
Und wia das guat is!! mein Gott ja,
Das han i selm entdöckt,
Daß, wann ma grad a Roageri hat,
Grad das am bößern schmöckt.

Wann ma waschnaß und duran gfrert
So aufn Spat haimkimmt,
Und s Weib oan in der warma Stubm
Das nasse Gwand abnimmt,
Die warme Suppen aufn Tisch
Auf unseroan schon wart,
Und öppa gar a Bröckerl Gselchts,
Was sie vom Mäul abgspart:

Do schmöckts — und gwiß mit ganzem Herz
Sagt ma aft: „Gott sei Dank!“
Und nacha gehts in Ruah und Fried
Hin auf mein Ofenbank,
Das Pfeiferl schmöckt und d Kinder krailn
Gern aufn Badern um,
Ja mein — a wahres Paradeis
Wird da mein Winterstubm.

Bleibt öppa oft a Krana nu,
A Jager über Nacht,
Wenn eahns das Schneetreibn und der Wind
A bisserl zviel ham gmacht,
Da kimmt sie mit an Stamperl für,
Da wird dazöhlt, diskrirt,
Und d Mensicher spinnen, singen brav,
Bis daß s zan Schlafen wird.

Wann ma was zlöbm, a Arbat hat,
Vor Alln an gualen Gsund,
So rutscht der lange Winter hin,
So gschwind als wia a Stund,
Und wia oft lang schon untern Schnee
A Bleamerl hoamli blüht,
So findt ganz einsam und vaschneibt
Sein Freud a zfriedens Gmüath.

J. Moser.

Was sich liebt, das neckt sich.

Ein Genrebildchen.

Welch' ein holdes Kind war doch die Försterstochter im Kreßenwald, die liebe, süße, kecke Maria, kurzweg unter dem Namen „Die schöne Jagerin“ bekannt — und sehr weit bekannt.

Ach, wie die Zeit vergeht! Heute wäre ihre heranwachsende Tochter meinem heranwachsenden Buben nicht minder gefährlich, als sie es selbst einst mir gewesen. Der Försterstochter wegen, bei der ich als Student in den Vacanzen gern im Stübel saß bei offenem Fenster, durch das Waldluft und Wasserrauschen hereindrang wie purer Gottessegen — dieser Försterstochter wegen wollte ich mein Studium verlassen und bei ihrem Vater die Jägerei lernen.

„Ui, bei diesem Freudenfest möchte ich dabei sein!“ rief Maria auf solcherlei Aeußerung.

„Bei welchem Freudenfest?“

„Das die Hasen und Rehe und Hirschen halten, wenn Sie Jäger werden.“

„Ist wahr!“ versetzte ich nach einer Weile. „Deinetwegen ein Mordgeselle? Nein, eher das Gegentheil.“

Das Beste war allemal, wenn die Jäger einkehrten; da gab's lustigen Spott. Wenn sie Einer die „schöne Jagerin“

Digitized by Google

nannte, so hieß sie ihn den „schönen Jager“. Scheinbar Gleiches mit Gleichem; aber für Weiber ist's Ehr', für Männer ist's Spott.

Wenn Einer ein Koseliedchen auf sie sang, allsogleich war sie da mit dem Trutzliedchen.

Da war der Jäger Mirtel mit der rothen Nase und dem „Kaiserbart“. Der setzte sich allemal gleich auf die Bank unter dem großen Hirschgeweih und begann, zuerst leise murmelnd, aber nach und nach kecker zu singen. Zum Beispiel so:

„Bin a Jager, a frischer,
I woaß nur zwen Ständ,
Ba n Dirndl ihrn Fenster
Und ba n Gamsl im Gwänd.“

Die Maria, die mit dem Bierkrug kam, erwiderte den Gruß folgendermaßen:

„Bist a Jager, a frischer,
Gor keck is Dei Bluat,
Hast Kurascht für vieri,
Wan da Neamand nix thuat.“

Der Jäger schmunzelte und sang ein Anderes:

„Wan ih auf Kumerberg kirchngeh,
Leg ih mein beßtn Rock on;
Wan ih des Dirndl in der Kirchn seh,
Schau ih kan Heilign mehr on.“

Worauf sie:

„Büabel, Du liabst mih,
Wanst mih liabst, kriagst mih,
Wanst mih treu liabst,
Konnst mih hobn — wanst mih kriagst.“

Wollte er ihr doch einmal den Arm um die Mitte legen, daß sie sich ein wenig zu ihm setze:

„An Deiner Linken laß mih sitzen,
An Deiner Linken sitz ih gern,
Wan mir still beinander sitzen,
Konnst mei Herzel klopfen hörn.“

Darauf sie:

„Du bist halt a so a Büabel,
Bist a so und bist a so,
Du bleibst nit bei oan Dirndl,
Hast allerweil Deini zwo!

Dir is gar koani recht,
Und will Dir koane gfalln,
Und wanst a Schönri hobn willst,
So laß Dir oani maln!“

In dieser Weise gieng es oft eine lange Weile fort und ein Hausknecht, der „rothschopfig Hiasel“, wie er geheißen war, der, wenn er bei seinem Vesperbrot saß, die Liedeln hörte, zwinkerte dazu Einiges mit den Augen, das oft mehr sagte, als aller gesungene Schalk und Trutz.

Ein wenig anders that die Marie, wenn der Jägerbursche Heinrich aus den Karwäldern einkehrte. Der Heinrich war ein Kerl, den sich der Herrgott selber zum Muster nahm, wenn er irgendwo in der Gegend schöne Leute erschaffen wollte. Ein Prachtbursch über und über, aber schweigsam, und sprechend nur mit seinem schwarzen, glühenden Auge. Diese Weltsprache ist den Weibern auch weitaus die verständlichste, und so hatte die schöne Jagerin mit ihren nußbraunen Augen dafür stets die rechte Antwort.

Der Heinrich durfte es wagen, ihr an das Mieder ein Waldsträußchen zu stecken, in welchem ein Nestelchen war. Und sie allein durfte es wagen, ihm heimlich gebeizte Harzkörner in die Pfeife zu thun, so daß er auf einmal eitel Weihrauch schmauchte. Stahl ihm auch die abgemauserten Federn vom Hute und steckte ihm frische d'rauf ... Ja, das war ein Liebespaar, wie ich meiner Tage kein schöneres sah.

Wenn ich damals der Jägerbursche geworden wäre und hätte die Marie erlangen wollen, kein anderes Mittel fürwahr, als den prächtigen Gesellen aus den Karwäldern — todtzuschlagen! Das schien mir aber unrecht.

Als ich zwei Jahre später wieder in die Gegend kam und im Forsthause einkehrte, war es geschehen. Sie waren Mann und Weib schon seit dreizehn Monaten. Aber das Merkwürdige war: sie neckten sich immer noch. R.

Digitized by Google

Der Poetenwinkel.

Es war ein Tag!

Es war ein Tag — und will ich sein gedenken,
Fühl' ich in meiner Seele tief ein Kränken.
Im Lenze schied ich damals von der Blüte,
Den Herbst in dem erwachenden Gemüthe.

Es war ein Tag — o, sei in Nacht versenket,
Du rother Tag, von Herzblut vollgetränket!
O wehe, wenn der Liebe Himmelsgabe
Durch Erdenschicksals Bosheit sinkt zu Grabe.

Es war ein Tag — zum ersten Mal im Leben
Fühlt' ich die Brust in wahrem Schmerz erbeben.
Der erste Schmerz ist schwerer als der letzte,
Schwach ist ein Herz, das noch kein Weh' verletzte.

Es war ein Tag — da schmerzten mich die Sterne,
Denn, sie erblickend, fühlt' ich ihre Ferne —
— Die Ferne blieb, es blieb auch mein Verlangen,
Doch ist die Thrän' — und auch ein Jahr vergangen. —

H. Kienzl.

Das stille Plätzchen.

Im Waldesgrund ein Wässerlein,
Das rauscht so klar aus Felsgestein
Und sammelt sich im Weiher klein.

Kein Pfad Dich führt zu ihm heran,
Mein Fuß fand ungefähr die Bahn
Durch dicht Gestrüpp' und finst'ren Tann.

Und wo die dunklen Erlen steh'n —
Ist breit' ein moosiger Stein zu seh'n,
Der ist mein Sitz, ein Baum die Lehn'.

Wie grün — wie kühl — o wonniglich!
Vom Zweig herab grüßt Vöglein mich!
Wie wohl ist's da — wie froh bin ich!

Und dieses Plätzchen heimlich-still —
Ist meiner Wege liebstes Ziel,
Das Keinem ich verrathen will!

Fr. Fr. Kroder.

Menschenloos.

Hör' ich einen muntern Quell
Wo im Grünen rauschen,
Halt ich immer gerne an,
Um darauf zu lauschen.

Wohl ein Bild des Lebens ist
Und der Zeit die Quelle,
Flüchtig eilt sie immer fort,
Ruht an keiner Stelle.

Wie aus tiefer Einsamkeit
Quillt der Born im Moose,
Halten einsam manchen Mann
Lange seine Loose.

Wie zum Fluß die Quelle eilt
Aus den stillen Hainen,
Will mit Menschen jeder Mensch
Gut und Blut vereinen.

Otto v. Leitgeb.

Tröste Dich!

Hat Dich gleich die Welt vergessen
Bei der großen Preisvertheilung,
Solcher Schmerz ist noch zu tragen,
Solches Uebel findet Heilung.

Jeder nicht besitzt die Gabe,
Aufzutreten mit Gepränge,
Und so bleibt er ungesehen,
Unbeachtet im Gedränge.

Doch nicht immer sind's die Besten,
Die erlangt die höchsten Plätze,
In der Erde tiefsten Schächten
Ruhen oft die größten Schätze.

Freiherr v. Schrenk-Notzing.

Auf den Tod des Einzigen.

Die Menschen wallen
Im Weltenraum,
Die Blätter fallen
Verdorrt vom Baum,
Ein rastlos Treiben,
Ein Kommen und Geh'n,
Die Herzen bleiben
So balde steh'n.
Vorbei die Liebe,
Vorbei das Glück,
Das Auge trübe
Und flehend der Blick,
Der Theure gestorben,
Der Einzige todt,
Die Freud' verdorben...
Wo einst man gewunden
Des Frühlings Kränze,
Durchzogen das Thal
Im sonnigen Lenze,

Digitized by Google

Da ſchauen nimmer
Des Liebſten Züge,
Ein Traum — ein Flimmer,
Eine raſtloſe Lüge...
Wozu der feuchte,
Der bange Blick?
O Auge, leuchte
Den Einzigen zurück,
Aus jenen düſtern,
Oeden Hallen,
Wohin nicht lüſtern
Die Menſchen wallen.
O wären die Thränen,
Die ich vergoſſen,
Auf ſeinem Grabe
Zu Blumen entſproſſen,
Sie hätten ihm Träume
Von Seligkeiten
In ſeine Räume
Wo Dämonen ſtreiten,
Erſtehen laſſen...

Anton Schrnf.

Mädchen mit den Gretchenaugen...

Mädchen mit den Gretchenaugen,
Mit den engelmilden, blauen,
Warum mußte g'rade Dir ich
All' mein Sehnen anvertrauen?

Mädchen mit den blonden Zöpfen
Und dem knoſpenhaften Munde,
Sprich, warum ich Dir ſo gut bin
Aus des Herzens tiefſtem Grunde?

Mädchen mit der Feenſtirne,
Mit der klaren, lilienweißen,
Sprich, warum kann ich mich nimmer
Deinem Zauberbann entreißen?

Leicht erröthend ſprichſt Du leiſe:
Liebſter, ich kann's ſelbſt nicht ſagen!
Und beſtraft mit einem Kuſſe
Meinen Mund und meine Fragen.

J. M. Foskatio.

Luſtige Zeitung.

Folgen der Pünktlichkeit. Ein ſchwarzer Methodiſtenprediger in Kanſas, der ſchon ſeit Jahren ſeine Predigt mit dem Glockenſchlag Elf und mit der Formel: „Dazu verhelfe uns Allen der liebe Gott!" ſchloß, hielt eine Rede über Haman und endete mit dem pathetiſchen Ausruf: „Und was war ſein Lohn? — Der Galgen!" — Es ſchlug Elf, folglich ſchloß er: „Und dazu verhelfe uns Allen der liebe Gott, Amen!"

* * *

Anton Rubinſtein weilte in Marienbad zur Cur. Selbſtverſtändlich konnte er ſich der Mitwirkung in einem Wohlthätigkeitsconcerte nicht entziehen. Als gewiſſenhafter Künſtler begann er dazu zu üben. Eine nervöſe Nachbarin wurde über dieſe „Clavierpaukerei" höchſt ungehalten und ſandte ihre Kammerzofe zu dem Unbekannten mit einem Briefchen, in welchem ſie ihrem Unmuth über die Störung ihrer Ruhe lebhaften Ausdruck gab. „Wenn Sie ſchon ſpielen," ſchrieb ſie darin entrüſtet, „dann greifen Sie wenigſtens richtig." Der große Künſtler nahm ſeine Viſitenkarte und ſchrieb auf dieſelbe: „Verzeihen Sie, meine Gnädige, wenn ich einige Fehler gemacht habe. Anton Rubinſtein." So hat ſich Rubinſtein einmal Kritik gefallen laſſen müſſen!

* * *

Aus der Schule. Pfarrer: „Jakoble, wie heißt 's ſiebente Gebot?" Jakoble (nach einigem Beſinnen): „Er ſoll nicht ſtehlen." Pfarrer: „Was? Steht's ſo in Dei'm Katechismus, heißt's net: Du ſollſt nicht ſtehlen?" Jakoble: „Herr Pfarrer, i han Sie net danza möge."

* * *

Moderne Lehrjungen. „Den ganzen Tag eſſ'n, das kannſt, aber arbeiten — na, das geht nöt. Was? Mir ſcheint gar, Du gibſt nöt amol Acht, wann m'r mit Dir red't?" — „I hab' g'mant, der Herr Maſter red't mit ſich ſelber."

* * *

Unvorſichtige Prophezeiung. Johannes Schoner, ein eifriger Aſtrolog des ſechzehnten Jahrhunderts, kehrte einſt auf der Reiſe bei einem Freunde ein;

Digitized by Google

da sah er das etwa sechs Monate alte Kind desselben in der Wiege liegen. Rasch setzte er sich an des Freundes Schreibtisch und stellte dem Kinde das Horoskop, in welchem er voraussagte, daß dasselbe zu hohem Rang und Würden kommen und ein tapferer Krieger werden würde. Da rief der Vater lachend: „Aber, Johannes, es ist ja ein Mädchen!“

* * *

Ein gewissenhafter Kellner. Zwei Gäste treten in ein Restaurant und lassen sich an verschiedenen Tischen nieder. „Kellner,“ ruft der erste, „bringen Sie mir eine Portion Schellfisch!“ — „Mir gleichfalls,“ ruft der zweite Gast, „aber gut und frisch, hören Sie wohl, Kellner!“ Der gewissenhafte Kellner eilt an das unmittelbar zwischen den beiden Schellfisch-Freunden befindliche Sprachrohr und ruft in die Küche hinunter: „Zwei Schellfisch, einer davon gut und frisch!“

* * *

Zur Zeit der ersten französischen Revolution erließen die Regierungen der deutschen Grenzlande Verordnungen, wodurch in Gasthäusern jedes politische Gespräch streng verboten wurde. In einem Gasthofe am Rhein hatten einmal die Gäste sich in eine heftige politische Debatte eingelassen, als der Wirt ihnen dies ernstlich untersagte. „Wie?“ riefen die erhitzten Streiter entrüstet, „nicht einmal reden dürfen wir?“ — „Nein,“ entgegnete der Wirt, „aber essen und trinken.“ — „Aber wodurch unterscheiden wir uns dann noch von den Thieren?“ — „Durch's Bezahlen, meine Herren, durch's Bezahlen!“

* * *

„Ich kam einmal,“ erzählt Jemand „vor vielen Jahren in eine Familie, wo großer Jubel herrschte! „Brillante Bilanz,“ sagte der Vater, „1800 Thaler verdient!“ — Ich gratulierte. Vierzehn Tage später kam ich in den Laden des Mannes. Vater und Mutter weinten und in der andern Ecke stand der Sohn mit rothen Ohren, gleichfalls heulend. „Was ist?“ fragte ich betroffen. „Ach denken Sie sich,“ sagte die Frau: „Der Esel, unser Junge, hat in der Bilanz die Jahreszahl mit addiert.“

* * *

„Gott, wie mager!“ Ein hübsches Seitenstück zu der bekannten Geschichte, wie der Viehverkäufer die Kuh schon „so mager“ fand, ehe er sie noch gesehen, bildet nachstehendes Histörchen: Ein Kaufmann in Turocz St. Márton, welcher zu Denen gehört, die ganz besonders schlau sein wollen, bestellte jüngst bei einer Wiener Firma 3 Centner Kaffee und beeilte sich, die eingesendete Factura damit zu beantworten, daß er den Empfang der Waare bestätigte, dieselbe aber, als nicht dem Muster entsprechend, zur Verfügung stellte, wenn nicht ein Nachlaß von 2 fl. per Centner gewährt würde. Nun war aber durch ein Versehen bei der Spedition der Kaffee — dessen Empfang bestätigt worden war — gar nicht abgegangen, sondern lagerte noch im Magazin. Selbstverständlich erhielt der „speculative“ Kaufmann von der betroffenen Firma einen Brief, den er sich nicht hinter den Spiegel steckte.

* * *

Vorsichtige Kritik. Ludwig XIV. versuchte sich auch hin und wieder als Dichter. Einst hatte er wieder ein Poëm, verfertigt und verlangte von Boileau ein Urtheil darüber. „Eurer Majestät ist, wie ich sehe, Alles möglich,“ versetzte derselbe bewundernd; „Sie wollten einmal ein schlechtes Gedicht machen, und auch das ist Ihnen gelungen.“

Digitized by Google

Bücher.

Unter dem Titel: „Ein weiblicher Promotheus“ erschien im Verlage von Karl Reißner zu Leipzig ein dreibändiger Roman von Frau Margarethe Halm. Die Verfasserin hat sich eine gar merkwürdige Heldin erkoren, eine überreife Frau von vierzig Jahren (Band 2, Seite 156), von welcher sie zwar auf jedem Blatte behauptet, daß dieselbe wunderschön, verführerisch, „kindjung“ aussieht, eine Thatsache, die wir der Verfasserin allerdings glauben müssen, wenn wir es auch nicht ohne Mühe können. Diese Heldin nun — sie ist Witwe und führt den seltenen Namen „Pulcheria von Sinnfeld“ — verliebt sich in einen jungen Drahtbinder, der freilich kein gewöhnlicher Pfannenflicker ist. Sie sieht ihn und liebt ihn. Das geht so unglaublich schnell, daß es uns fast scheinen will, als hätte sie ihn geliebt, schon ehe sie ihn sah. Doch — „sie sieht nicht den fadenscheinigen Drahtbinderhut auf dem Adoniskopfe seines Trägers; sie sieht nur den Menschen selbst ... Sprechen kann sie nicht, es fällt ihr nichts ein; aber ihn anschauen, betrachten, bewundern, ja, das thut sie, sie thut es wie ein neugieriges, hocherfreutes Kind“ (S. 6). Er aber „löst einen Drahtknäuel vom fettig glänzenden Ledergürtel und spricht mit vollklingender Stimme: „Nemai nic dratowat?“ Die Verfasserin übersetzt in einer Anmerkung diese interessanten Worte mit: „Haben Sie nichts zu drahten?“ Der Pfannenflicker spricht nämlich nur czechisch — unseres Wissens sprechen die Drahtbinder in der Regel slowakisch — aber das hindert die Heldin nicht, in dem Jüngling einen „Gott“ zu erblicken. Des Langen und Breiten wird nun geschildert, wie die Heldin den jungen Drahtbinder ihrer würdig zu machen sucht, d. h. ihn erziehen läßt. Sie schreibt umständliche, nicht gerade kurzweilige Briefe an einen Arzt in Prag, welcher den Pfannenflicker gewissermaßen als Kostfstudenten zu sich nimmt. Selbstverständlich stellt es sich heraus, daß der Rastelbinder von hoher Ablunft ist und selbstverständlich heiratet Pulcheria den Jüngling und Beide werden — wie die Verfasserin versichert — sehr glücklich. Dies in großen Zügen die Fabel des Romanes, als dessen Motto wir das Wort: „Liebe heiligt Alles!“ hervorheben könnten oder, wie es S. 25 des ersten Bandes heißt: „Herz ist Herz, Natur ist Natur und Leidenschaft ist Leidenschaft — Liebe heiligt Alles!“ Die Verfasserin hat sich in ihre Heldin anscheinend ganz entsetzlich verliebt. „Wunderbar jung sieht diese Frau aus“, „Sie überstrahlt alle Frauen“, „Immer kokett, fast herausfordernd ist sie gekleidet“ (S. 45, I), Sie ist „schöner als schön“ (S 177, III.) und ähnliche Bemerkungen finden sich in Unmenge. S. 47 heißt es: „Und sie blieb ein Räthsel, ein geliebtes, angebetetes, beneidetes und verleumdetes, bewundertes und verlästertes, gemiedenes und gesuchtes Räthsel in der Gesellschaft.“ Natürlich sind alle Männer in sie bis über die Ohren verliebt, was wohl auch zum Räthsel gehört. Doch noch mehr. S. 63 lesen wir: „Pulcheria war ein Kunstwerk der Schöpfung. Die Leichtlebigkeit des Hellenismus vereinte sich bei ihr mit der tiefsten rationell gewordenen christlichen Romantik ... Sie war hochgebildet, also moratisch frei, ein Charakter ohne Gleichen.“ — Mein Liebchen, was willst Du noch mehr? — Indessen, diese wunderbare Frau ist nicht nur ein „Kunstwerk der Schöpfung“, sondern zum großen Theile auch ihrer — Puderquaste. Es ist unglaublich, wie oft die Verfasserin den „poudre de riz“ anführt. Die Toilettekünste der Dame sind immer dieselben, aber sie genügen. Immer poudre de riz! — „Der kleine Spiegel und die winzige Schwanenquaste mit poudre de riz, die sie im noch winzigeren Schächtelchen stets bei sich trug“ (S. 63, I.). „Jetzt kam die nothwendige Ladung von poudre de riz auf ihr schönes Gesicht, um es völlig zu verklären“ (S. 117, II.). Zwei Zeilen darunter streicht Bohumil „über ihre linde, liebliche Wange, deren feiner, fast unsichtbarer Flaum das poudre de riz so gut festhielt“. „Sie legte einen weißen Spitzenschleier auf die reizend verwirrten Locken, nahm etwas poudre de riz“ (S. 98, II.). „Nur noch ein bißchen poudre de riz, Fräulein Angela!“ ruft die Heldin auf S. 141 des zweiten Bandes aus. Am Hochzeitsmorgen — o Malheur! — „zum ersten Male in ihrem bewußten Leben, hatte Pulcheria ihr poudre de riz vergessen, trotzdem auch das Brautkleid einen geheimen Sack hiefür zwischen Spitzen und Myrten barg“ (S. 149, III.). Doch, eine gute Freundin gibt ihr schnell einen „Zauberpinsel“ und das „Kunstwerk der Schöpfung“ kann sich auch am Hochzeitstage schminken. Und als Braut hat sie — „poudre de riz auf Hals, Büste und Wangen“, im Haar aber — Myrten. Wir haben hier nur einen Theil jener Puderstellen hervorgehoben. Wahrscheinlich wollte die Verfasserin damit realistische Details bieten, wie wir sie ja noch in Hülle und Fülle, freilich zumeist unglücklich gewählt, in diesen drei Bänden finden. Die Grundidee des Romans dünkt uns schon keine glückliche, die Ausführung aber ist noch schlimmer. Die Verfasserin ist in den Schilderungen zu breit, in den Gesprächen zu schwatzhaft, in ihren Sentenzen — venia verbo! — zu überspannt. Sie hätte aus dem gewählten Stoffe vielleicht eine kleine Novelle machen können. Drei Bände sind

Digitized by Google

auf jeden Fall zu viel. In stilistischer Beziehung ist manche Unreinheit zu tadeln, auch werden Fremdwörter in überflüssiger Weise angewendet. Die Heldin des Romanes lebt in Graz, sie scheint aber keine Grazerin zu sein. Das Volk — lesen wir S. 157 des dritten Bandes — hat in der Steiermark „wenig schöne Frauen" aufzuweisen. Diese Bemerkung werden die Steirerinnen der Verfasserin nur mit Mühe und Anstrengung verzeihen können.*)

K.

Veränderte Verhältnisse. Roman von Nora Görner. Drei Bände. (Breslau, S. Schottländer. 1885.) Bei schöngeistigen Schriften wäre es mitunter besser, der Kritiker hielte Umschau, welchen Eindruck das neue Buch in der Lesewelt macht, als daß er es nach eigener Lectüre beurtheilte. Bei solchen Unterhaltungssachen handelt es sich nicht so sehr um die akademische Correctheit, als vielmehr um die Eigenschaft, zu ergötzen, anzuregen, zu erbauen. — Freilich gibt es auch Bücher, die von der Lesewelt heißhungerig verschlungen werden, während sie vom Kritiker zur Thüre hinausgepeitscht werden mußten. — Wie angenehm ist es aber doch, wenn der Recensent mit dem Publikum in Anerkennung eines Werkes übereinstimmen kann! Und das ist hier bei Görner's Roman der Fall. Man hört über diesen Roman viel sprechen und stets das Beste. Die Tendenz des Werkes ist, daß das Geld nicht glücklich macht, auch nicht dann, wenn man dasselbe hat. Ein Haupttreffer reißt eine bürgerliche Familie aus ihrem Kreise, führt sie durch allerlei Sorgen, Friedlosigkeit und Lächerlichkeit, bis endlich eine echte, gute That dem Scheinglücke ein Ende macht und die Familie wieder in das einfache Bürgerleben leitet. — Es sind interessante Verhältnisse, interessante Menschen, die uns in naturwahren Schilderungen vorgeführt werden. Die Schreibweise ist höchst gefällig und von jener eleganten Einfachheit, die auch Solche für sich einnimmt, welche sonst vor dreibändigen Romanen erschreckt Reißaus nehmen. Ich verehre dem Buche folgendes Motto: „Ist eine Hausbibliothek noch so klein, dieses Buch mag drinnen sein."

R.

---

*) Wir haben Achtung vor der Schriftstellerin, sie hat der Welt schon manches anmuthige Lied, manches tiefsinnige Gedicht geschenkt. Umsomehr thut es uns leid, hier einem unserer Mitarbeiter Raum für ein so hartes Wort abtreten zu müssen. Da dieses Blatt jedoch um eine Kritik über den Roman ersucht worden ist, so haben wir nicht das Recht, obige Besprechung, mit der wir mehr oder weniger einverstanden sind, zurückzuhalten. Die Red.

„Am Wege gepflückt." Eine Liedergabe von A. Stanislas, (Berlin, Verlag von F. C. Entrich.) Heimatliebe, Heimweh und, damit verbunden, eine treue Anhänglichkeit an die Tage der Kindheit. — Diese Gefühle klingen am innigsten und schönsten aus den lyrischen Gedichten A. Stanislas', der uns in seiner Liedergabe als eine vornehme Dichternatur entgegentritt, als ein Talent, das zwar zu großen Thaten wenig geeignet erscheint, im Kleinen aber segensreich wirken kann. Bahnbrecherisches zu leisten, fehlt es diesem Dichter in erster Linie an Originalität. Bei lyrischen Dichtern darf man allerdings in dieser Beziehung keine zu strengen Anforderungen stellen. A. Stanislas scheint mit dem Herzen zu schreiben, und seine Gedichte sind formell größtentheils tadellos.

H K.

Karl Bleibtreu, **„Krafteuren"**, Realistische Novellen. (Leipzig und Berlin, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1885.) Dem gesunden, idealistischen Realismus gehört die Zukunft in der Poesie! Der etwas gewaltsame Titel „Krafteuren" möge die Leser nicht von einem guten Buche abschrecken, dessen Verfasser, Karl Bleibtreu, ein liebenswürdiges Talent ist und — was wir hervorheben — ein Mann, der genug erlebt hat, um nun erzählen zu können. Man braucht nicht als weltbewegendes Genie auf die Erde zu kommen, und kann doch eine wertvolle Existenz sein; das gilt von diesem Schriftsteller, dessen „Norwegische Landschaftsbilder" ebenso viel lyrischen Schwung und Naturpoesie besitzen, als die interessante Novelle „Wandlungen" Menschenkenntnis und Weltverständnis verräth.

H. K.

Das Buch eines Armen. Vor einiger Zeit erhielt ich das wunderlichste literarische Product dieses Jahrzehents zugeschickt. Es führt den Titel: „Mahnruf eines Nachtwächters, von R. G. Lülling, Philosoph. Endziel: Schüler der Bildhauerkunst." (Witten, Selbstverlag des Verfassers.) Nach der ersten Durchsicht war mir klar, dieses Buch gehört zu jener Art von Erzeugnissen, denen man den besten Dienst erweist, wenn man sie ignoriert. Nun verlangt aber der Verfasser brieflich, daß sein Buch besprochen werde. Einem Satiriker gäbe diese Besprechung nun den willkommensten Anlaß, seinen Witz spielen zu lassen. Mich hätte das Buch tief verstimmt, wenn es nicht ein in seinem Unglück doch glücklicher Mann geschrieben hätte. Er wiegt sich unzweifelhaft in der Vorstellung, mit diesem Werke etwas Großes,

Digitized by Google

Weltbewegendes geleistet zu haben — und das ist wahrscheinlich eine sehr angenehme Vorstellung. Der Verfasser ist Anstreicher in Witten und gegenwärtig 37 Jahre alt — also in jenem Alter, in welchem andere Leute sonst geistig am gesündesten zu sein pflegen. Der „Mahnruf eines Nachtwächters" ist ein auto-biographischer, mystisch-religiöser, socialistisch-politisch-spiritistrender Gallimathias in 444 engbedruckten Seiten mit mittelalterlich mystischem Bilderwerk und allerlei Extra-Beilagen für den Leser. Dorl und da zuckt aus dem Sumpfmoore verrückter Tiefsinnigkeiten allerdings ein wirklicher Gedanke auf, aber irrlichtartig, um in der bilderstrotzenden Phrase bald wieder zu verlöschen. In einer Anmerkung ist jedem Verleger das Recht eingeräumt, das Buch nachzudrucken In einer weiteren Anmerkung stellt der Verfasser binnen Jahresfrist die in Bewegungsetzung des Perpetuum mobile in Aussicht. — Gewiß ein herzensguter Mensch, dessen Absicht, die Welt zu erlösen, höchst liebenswürdig ist. Aber daß er die in seinem ehrlichen Handwerk gewiß schwer verdienten Groschen mit der Herausgabe eines so kostspieligen und so werllosen Buches verthut, des blutet mir das Herz. M.

Jung Wien. Allerhand Wiener Skizzen. Hochdeutsch und in Mutterspracḥ', von Eduard Pötzl. (Leipzig, W. Friedrich. 1885.) Einer, der sich so recht wohl fühlt mitten in seinem Wien und gelegentlich einmal einen Seitenhieb thut auf andere seiner Vorgänger, die nicht allein ihre schöne Kaiserstadt lieben, sondern ihren Sünden auch ernstlich zürnen können. Nun, das ist der liebenswürdige Jugendleichtsinn, dem jeder Ernst ein Greuel ist und den man nur beneiden kann. Die in diesem Büchlein gesammelten Skizzen, Geschichtchen und Genrebildchen sind reich an Witz und harmloser Satire und lesen sich durchwegs angenehm. Als Probe bieten wir das prächtige Stückchen: „In Hemdärmeln." Es wird Manchem Lust machen, die ganze Sammlung kennen zu lernen. M.

Westfalen, das Land der „rothen Erde" in der Dichtung, von Otto Weddigen. (Minden, J. C. C. Bruns.) In Westfalen klingt es sonst nicht so lustig, wie in seinem Nachbarlande am Rhein — beim Wein. Aber auch das markige Westfalen hal seine Poeten, besonders solche, die des Landes historische Momente, und deren sind hier gar bedeulsame, besungen haben. Von derlei Dichlungen ist in diesem Büchelchen das Wertvollste gesammelt und somit ein hübsches Bild von der landschaftlichen Eigenart und dem Volkscharakter Westfalens entstanden. M.

Ein amusantes Büchelchen ist das bei A. G. Liebeskind in Leipzig erschienene: **„Aus Herz und Welt"**, von Emil Peschkau. Es enthält ein Dutzend kleiner Erzählungen voll liebenswürdiger Anspruchslosigkeit und ist als Gesellschafter für die allmählich wieder nahende Sommerfrische rechl sehr geeignet. M.

Laufer's **„Allgemeine Kunst-Chronik"** in Wien beschloß ihren achten Jahrgang. Im Hinblick auf die allseitigen Erfolge der letzten Epoche konnte die Zeitschrift mit den besten Hoffnungen in das neue Jahr eintreten. Die Zeitschrift, welche allwöchentlich in stattlichem Umfange erscheint, zählt die namhaftesten Kunsthistoriker Oesterreichs zu ihren Mitarbeitern und wird von den berühmtesten Künstlern, Bildhauern, wie Malern illustrierl. Somit ist eine österreichische Revue im besten Sinne des Wortes gebildet, welche nicht nur alle künstlerischen Interessen vertritt, sondern die gesammten culturellen Bestrebungen in Oesterreich wiederspiegelt. Als glückliche Erweiterung des Programms hat sich die regelmäßige Beilage „Allgemeine Theater-Chronik" erwiesen, deren Hauplmitarbeiter E. Bürde und G. Ramberg sind. Und jüngst wieder hat die Zeitschrift einen allgemeinen Erfolg durch die Herausgabe des illustrierten Prachtwerkes: „Die Kunst in Oesterreich-Ungarn" erzielt, wovon jedes Jahr ein neuer Band erscheinen soll. V.

Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 300 Illustrationen hervorragender Künstler, 18 colorierten Karten ꝛc. (A. Hartleben's Verlag in Wien.) Von diesem zeitgemäßen Werke liegen drei Lieferungen vor, mit denen der Abschnitl „Süd-Afrika" zum Abschluß gelangt; der Verfasser hat ein prägnantes Bild der Länder und Völker, der politischen Zustände und ethnographischen Eigenthümlichkeiten jener entlegenen Region des dunklen Erdtheiles entrollt und seine Mittheilungen mit einer interessanten Schilderung aller, jene Länder betreffenden Forschungsreisen, darunter jene Emil Holub's, abgeschlossen. — Angelegenheiten, wie die neuesten Vorgänge

Digitized by Google

im Zulu-Land und im West-Griqua-Land, die zum Theile noch im Zuge sind, werden in diesen Heften zur Sprache gebracht. Selbstverständlich fehlt auch das vielgenannte Angra Pequena nicht, dessen geographische und culturelle Verhältnisse eingehende Würdigung erfahren. V.

Schule und Haus. Diese von J. Eichler und E. Jordan, Uebungsschullehrer am Wiener Lehrer-Pädagogium, herausgegebene Zeitschrift zur Förderung der Erziehung und des Unterrichtes begann mit 1. Jänner d. J. ihren II. Jahrgang. Wir können es nun nicht unterlassen, alle sorgsamen Eltern auf dieselbe aufmerksam zu machen. Sie bietet belehrende Artikel über die geistige und körperliche Erziehung, über die Art und Weise der Unterstützung der Lernarbeit der Schüler, theilt jene gesetzlichen Bestimmungen mit, welche allen Eltern schulpflichtiger Kinder zu wissen nöthig sind, ertheilt Auskünfte über die Schule, den Unterricht und die Erziehung betreffenden Angelegenheiten, enthält Besprechungen von Jugendschriften und Werken allgemein bildenden Inhalts, Novellen und Erzählstoffe für die Kleinen u. s. w. V.

Brockhaus' **„Kleines Conversations-Lexikon"** erscheint in den nächsten Wochen in neuer, vollständig umgearbeiteter vierter Auflage, mit zahlreichen, zum Theil bunten Tafeln und Karten. Die Ausgabe erfolgt zur Erleichterung der Anschaffung in sechzig wöchentlichen Heften. Brockhaus' „Kleines Conversations-Lexikon" hat sich bekanntlich neben dessen großem „Conversations-Lexikon" (die auf 16 Bände angelegte dreizehnte Auflage desselben ist bereits bis zum zehnten Bande vorgeschritten) und ähnlichen Werken als eine kurze und zuverlässige Auskunft gebendes encyklopädisches Handwörterbuch ersten Ranges im deutschen Publikum fest eingebürgert und den allgemeinsten Beifall und die weiteste Verbreitung gefunden. V.

Ferner sind dem „Heimgarten" zugegangen:

Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde von Prof. Dr. Gustav Meyer. (Berlin 1885.)

Das Geheimnis des Dichters von Faust Pachler. (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1885.)

Moderne Walpurgisnacht. Didaktisches Gedicht von Franz Seraphin. (Hannover, Schmorl und von Seefeld.)

Im Kampf um Gold. Von Henri Lou. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1885.)

Demetrius. Trauerspiel in fünf Aufzügen als freie Vollendung des gleichlautenden Schiller'schen Fragmentes, von Heinrich v. Zimmermann. (Prag, 1885.)

Deutsche Dichterinnen und Schriftstellerinnen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn, von Karl Schrattenthal. (Brünn, F. Irrgang, 1885.)

Schiller und die Schillerstiftung. Zwei Reden von Dr. M. Lazarus. (Leipzig, W. Friedrich, 1885.)

Der Leobner. Eine Monatsschrift. (Leoben, G. Schaufler.) 1. und 2. Nummer.

Postkarten des „Heimgarten".

Auch ein Dichter. Weis: Das Klügste an Ihrem „Gedicht" ist, daß Sie Ihren Namen nicht darunter gesetzt haben.

P. J. F., St. Georgen: Form recht brav, aber Stoff etwas zu unwesentlich. Versuchen Sie es mit gut pointirten Schwänken.

H. R. W. Dankend angenommen.

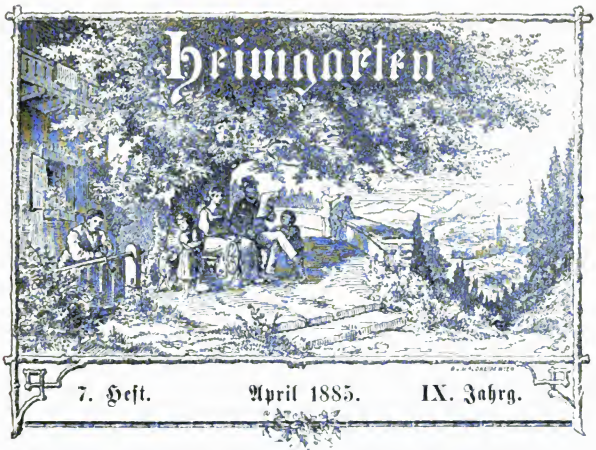
A. T., Graz: Vergelt's Gott.

Marburger: Dürften gelegentlich Eins oder das Andere verwenden.

J. A. H., Leoben: Wenn Sie sich dem Parteileben begeben wollen, so müssen Sie die ideale Weltanschauung ihrer Lieblingsclassiker gründlich ablegen, sich des angeborenen Billigkeitssinnes entäußern und sich endlich — was allerdings noch das Schwerste ist — die Vorstellung abgewöhnen, daß jedes Ding mindestens zwei Seiten hat. So zugerichtet können Sie ein ganz prächtiger Parteimann werden.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google



Aus der Kindheit.

Erinnerungen von **Robert Hamerling.**

(Schluß.)

Der geneigte Leser erlaube, daß ich, meiner Dorfschulzeit gedenkend, einen Gruß an den wackeren Weber aus Friedreichs hier auf's Gerathewohl in die Welt sende, da ich seinen Aufenthalt nicht kenne. Es war dies derjenige Schulkamerad von mir — jeder Schulknabe hat einen dieser Art — der, während ich, in der Schule neben ihm sitzend, sein mitgebrachtes Brot zu essen pflegte, das meinige verzehrte, in der festen Ueberzeugung, es sei das bessere, während doch das seinige entschieden besser schmeckte! Manchmal barg er in seinem Ränzlein auch ein paar „Mohnstrudel“ von der im Viertel über dem Manhartsberge einheimischen Art, und theilte sie mit mir, und zu wiederholten Malen nahm er mich gar, mit Erlaubnis meiner Mutter, über den Sonntag in sein Heimatsdörfchen zu seinen Eltern mit, wo ich einen Tag zubringen und eine Nacht in dem köstlichen Heubodenbette schlafen durfte.

Mit dem Meister der Schule stand ich im Allgemeinen auf gutem Fuße. Dennoch konnte derselbe, aus einem sogleich näher zu bezeichnenden Grunde, manchesmal einer sonderbaren Neigung nicht völlig Herr werden: der Neigung, sich — der Leser wird es nicht glauben wollen, und doch ist es so — an meinem „Schopfe“, wie man das Kopfhaar in der Schulsprache nennt, zu vergreifen. Ja, wahrhaftig, an meinem Schopfe. Ich pflegte ihm jedoch stets, wenn er sich in dieser Absicht mir näherte, so rasch und energisch nach rechts- oder linkshin auszuweichen, daß alle Knaben, die nach dieser Seite hin neben mir saßen, unter meinem Anprall aus der Bank hinausglitten und draußen übereinander purzelten.

Die befremdliche Neigung des Lehrers war nicht in ungenügenden wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Leistungen oder in moralischer Verkommenheit meinerseits begründet. Auch die kleine Thatsache, daß ich den Lehrer nach dem ersten Schulbesuch bei der Heimkehr naiver Weise mit den Worten gekennzeichnet hatte: „Mutter, der Herr Schullehrer hat keine Haare auf dem Hirn!“ — — er war nämlich etwas kahlköpfig — auch dieser Ausspruch, der einige Verbreitung fand, dürfte, wenn er ihm zu Ohren kam, ihn doch nicht so erheblich gegen mich verbittert haben.

Nein, die Ursache seiner unzarten Angriffsversuche lag in einer unseligen Gepflogenheit, die mir damals eigen war, oder vielmehr in einem unglückseligen Hange: dem Hange nämlich, zu lachen — zu lachen gerade dort, wo es nach der Meinung des Lehrers und anderer gesetzten Leute schlechterdings nichts zu lachen gab.

Das Lachen war mein Unglück; ich hätte es eigentlich früher bei Erwähnung der Mißgeschicke meines kindlichen Alters mitaufzählen sollen, nicht jetzt, wo ich von den Freuden desselben rede. Ich war doch sonst mehr ernsten, nachdenklichen Wesens: aber gerade dann, wenn ich ganz besonders ernsthaft hätte sein sollen, war ich ein lachender Demokritos in Miniatur. Ja ich mußte lachen, wo es nichts zu lachen gab, so wie ich manchmal weinte, wo es keinem Menschen einfiel zu weinen. Ich mußte lachen während des Gebets in der Schule — ich mußte lachen, wenn ein aus der Pfarre scheidender Kaplan vor uns Schülern eine feierliche Abschiedsrede hielt — ich mußte lachen, wenn ich examiniert wurde — ich mußte lachen, wenn ich meiner Mutter beim Zwirnabwickeln half und ihre Ungeduld dadurch erregt wurde, daß die Fäden sich verwirrten, während sie dieselben von meinen ausgestreckten Armen herunterhaspelte — ich konnte manchesmal selbst beim Ministrieren in der Kirche das Lachen nicht ganz unterdrücken, besonders wenn mein, auf der andern Seite des Altares knieender College nach mir herüberschielte. Vergebens rief ich in meiner Lachnoth die vergoldeten Heiligen an, die vom Altare wie zürnend auf mich herunterschauten, und das Weinen stand mir zuletzt so nahe als das Lachen. Darob ergrimmte dann mein unmittelbarer Vorgesetzter, der Meßner, wenn er es bemerkte, und drohte es dem Herrn Pfarrer zu sagen, damit ich nie mehr zum Ministrieren zugelassen werde.

Diese Drohung war die wirksamste für mich. Es ist wahr, ich hatte vor wenigen Jahren noch selbst Messe gelesen auf der Ofenbank; aber nun spielte ich doch schon lieber den Ministranten vor dem Hochaltar, als den Hohenpriester vor der Ofenbank. Ich fühlte mich stolz und glücklich in diesem Berufe, und die unverstandenen lateinischen Worte, die ich an den Stufen des Altars sprechen hörte und selber sprach, machten mir einen noch tieferen Eindruck, als später die verstandenen.

Aber das Fest aller Feste war es für mich, wenn ich das Ministrantenamt in dem Kirchlein auf dem Johannisberge verrichten durfte. Das ist ein Berg, etwa eine Stunde von Großschönau entfernt, der anspruchlos, gemüthlich, idyllisch in's Land schaut, und der aus der Ferne die Romantik weltentrückter Stille nicht ahnen läßt, mit welcher er Denjenigen umgibt, der ihn besteigt. Auf seiner Spitze steht, von dem Walde dahinter sich weiß abhebend, ein uraltes Kirchlein, und in diesem Kirchlein wird alljährlich eine feierliche Messe zur Ehre des bezüglichen Kirchenheiligen gelesen. Dazu strömen aus der Umgegend die Leute herbei. Von Großschönau begibt sich der Priester mit dem Meßner und einem Ministranten dahin. Der Weg auf den Berg hinauf, das festtägliche Treiben auf der sonst so stillen Höhe, das romantische Kirchlein, und schließlich meine Theilnahme an der priesterlichen Verrichtung, das Alles wirkte

Digitized by Google

erhebend in mir nach. Mein Herz selber war dann so ein Bergkirchlein, in welchem eine Festmesse gelesen wurde. Den ganzen Tag gieng ich wie verklärt umher, schwelgte in schönen Vorsätzen und Hoffnungen, und fühlte mich mit allen guten Geistern im Bunde.

Derselbe Pater Hugo, der später im Stifte Zwettl — wie ich bereits anderswo erzählte — großen Einfluß auf mich gewann, brachte einige Zeit als Kaplan auf unserem Dorfe zu. Schon da nahm er sich meiner an, würdigte mich seines Umgangs und machte den Versuch, mich durch Einführung in die tieferen Geheimnisse der deutschen Sprachlehre auf eine höhere Lebenslaufbahn vorzubereiten. Seltsamer Weise verhielt ich mich damals, obgleich vom Schicksal zum deutschen Schriftsteller bestimmt, gegen die deutsche Schulsprachlehre so ablehnend, wie später gegen die theoretischen Lehrbücher deutscher Poetik und Metrik. Mir schien das Rechte so selbstverständlich, und ich wußte nicht, warum ich dafür bestimmte Regeln und Namen und Kunstausdrücke einlernen sollte. Pater Hugo merkte die Unlust des Gelbschnabels, nach Noten singen zu lernen, gieng in seiner sanften Gemüthsart darauf ein, und zog es weiterhin vor, mich in den Elementen des Französischen zu unterrichten. Das ließ ich mir schon eher gefallen, und so trieben wir auf Spaziergängen fleißig französische Vocabelkunde. Ich durfte ihn nämlich häufig auf seinen Spaziergängen begleiten; er nahm mich sogar auf Ausfahrten in die Umgegend und auf kleinen Reisen manchmal mit sich. Ich wußte diese Ehre auch zu schätzen, und wenn ich an Pater Hugo's Seite gieng, so dünkte ich mich selbst schon so eine Art von geistlicher Person.

Eines Tages — es war ein Sonntag-Nachmittag — kamen wir auf einem Spaziergange durch ein kleines Dorf in der Nachbarschaft. Da scholl uns aus einem Hause, an welchem wir vorüber giengen, ein ziemlich wüster Lärm, ein wildes Tanzen und Lachen und Kreischen entgegen. Pater Hugo stand eine Weile still, dann trat er in das Haus; ich hinter ihm. Da sahen wir eine Anzahl junger Leute, Bursche und Mädchen, sich tummeln in etwas gar zu ausgelassener Sonntagslust. Pater Hugo hielt den Leutchen eine kleine Ermahnungs- und Erbauungsrede, aber in seiner ruhigen, milden, frommen Art. Ich fand, daß er viel zu wenig gesagt hatte, insbesondere aber war ich darüber empört, daß einige bei seiner Ermahnungsrede heimlich zu lachen sich erdreistet hatten. Ich blieb deshalb, als er fertig war und fortgieng, einen Augenblick zurück, trat etwas vor, und warf einen ernsten, strengen, strafenden Blick in die Runde. „Schau, der Robertl!“ riefen die Bursche und Mädchen lachend, während ich gravitätisch zur Thüre hinausschritt. Draußen erröthete ich und hatte zum erstenmale in meinem Leben das Gefühl — je nun, ein Gefühl, das ich mir für die Zukunft zu nutze machen konnte.

Wollte man aus diesem mißglückten Versuche, für die nicht voll gewürdigte Autorität des Herrn Katecheten mit der meinigen einzustehen, auf einseitig-ascetische, mönchische Gesinnungen und Anlagen des Knaben schließen, so würde man weit in die Irre gehen. Ganz im Gegentheil: ich wußte die Gottesgabe heller, heiterer Freude gar wohl zu schätzen. Oeffentliche Tanzbelustigungen zogen mich immer lebhaft an. Wenn in unserem, oder in einem anderen Dorfe der Umgebung, etwa in Engelstein oder in Wernharts, eine Kirchmeß mit nachmittägigem und abendlichem Tanzvergnügen gefeiert wurde, so lief ich hin, wie andere Knaben. Ich habe die Tempelräume, welche dem Dienst der Muse des Tanzes an den beiden letztgenannten kleinen Orten gewidmet waren, noch in getreuer Erinnerung.

Digitized by Google

In Engelstein bestand derselbe aus einem im Hofe des Wirtshauses romantisch gelegenen großen Heuboden, der für den geselligen Zweck des Tages in Stand gesetzt wurde, und zu welchem man auf einer Leiter emporstieg. Da stand ich denn als still-seliger Betrachter und schaute und lauschte, berauschte mich an dem mich umwogenden Gebrause der Tanzlust, an den lächelnden Gesichtern blitzängiger, purpurrosiger Dorfschönheiten. Und wenn die Fluten des Weins aus dem Faß in der Ecke in die Gläser sprudelten, oder wenn ich die straffen, heißen Würstchen unter den Fingern der Schwelger krachen hörte und den leckeren Fettsaft daraus hervorspritzen sah, da schöpfte ich gleichsam den idealen Schaum von diesen Genüssen ab, und ließ mir manchesmal, wenn meine Mittel so weit reichten, wohl gar selbst eine Semmel oder ein Stück weißes Brot dazu schmecken. Frühzeitig bekam ich so einen Begriff von überschäumender Weltlust und Sinnenfreude, der mir später bei poetischer Schilderung von Bacchanalien u. dgl. zu statten kam. Wer das für einen Scherz hält, der versteht mich nicht.

Uebrigens fand ich Gelegenheit genug, auch mit dem Ernste des Lebens, den düsteren Seiten desselben frühzeitig vertraut zu werden. Ich saß in Begleitung meiner Mutter an manchem Krankenlager, an manchem Sterbebette. Meine Mutter erzeigte sich Kranken gerne hilfreich, und ihr nachbarlicher Beistand wurde so manchesmal in Anspruch genommen. Leider fand sie, wenn sie selbst von einer Erkrankung heimgesucht wurde, nicht immer so rasche und bereitwillige Hilfe, und öfters war ich, wenigstens für den Augenblick, ihr einziger Pfleger. Einmal, als sie in der Nacht erkrankte — ich war noch ein ganz kleiner Knirps — wollte ich in meiner Verzweiflung durchaus Thee für sie kochen und zu diesem Behufe ein Feuer im Ofen anmachen. In der Besorgnis, daß ich dabei ein Unglück haben und von den brennenden Scheitern, wenn das Feuer allzumahe an der Ofenthür angemacht würde, etwas auf den Boden herausfallen könnte, wollte meine Mutter dies nicht zulassen. Ich wußte mir aber zu helfen; der Ofen war sehr groß — einer jener gewaltigen Kachelöfen, wie man sie auf dem Lande trifft — und ich sehr klein; ich kroch also in aller Stille schnurstracks in den Ofen hinein, machte darin ein Feuerchen an, schob das Töpfchen mit dem Theewasser daran, und kroch dann wieder heraus.

Der Bruder meiner Mutter, in dessen Hause wir wohnten, ein ursprünglich sehr kräftiger Mann, verfiel im besten Mannesalter in eine Nervenschwindsucht und siechte langsam hin. Viele Wochen lang vor seinem Tode phantasierte er beständig. Ich brachte halbe Tage in seiner Krankenstube zu. Er machte mich zum Zeugen und Genossen seines krankhaft-visionären Lebens, deutete bald in diesen, bald in jenen Winkel: „Robert — sieh dort — sieh da — die schwarze Katze — jage sie hinaus! — Ei, guten Morgen, Herr Pfarrer! wie geht es Ihnen?“ u. s. f. Ich hörte mit einer Mischung von Grauen und kindlichem Interesse zu, gieng auf die Wahnvorstellungen des Kranken ein, jagte die gespenstige Katze und spielte den Herrn Pfarrer, wie er es haben wollte.

An einer ähnlichen, aber noch weit merkwürdiger sich äußernden Nervenkrankheit litt der Wirtschaftspfleger im Schlosse Engelstein, zu welchem ich gleichfalls öfters kam, und von dem ich, um hier nicht zu weit abzuschweifen, Genaueres vielleicht bei anderer Gelegenheit mittheilen werde. Als er noch gar nicht bettlägerig war und seinem Berufe nachgieng, hatte er schon immer Visionen. Meist waren es weiße Gestalten, die er sah. Einige Minuten vor seinem Tode sagte er ruhig zu Denen, welche eben um ihn waren und unter welchen sich auch meine

Digitized by Google

Mutter befand: „Seht auf die Uhr: wenn der Zeiger dort steht, so sterbe ich.“ Dabei wies er mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle des Zifferblattes. Man achtete nicht viel auf diese seine Rede, weil er sich eben an diesem Tage ungewöhnlich wohl zu befinden schien. Als aber der Zeiger jene von ihm bezeichnete Stelle erreicht hatte, verlöschte der Kranke plötzlich wie ein Licht, so daß eine der anwesenden Frauen vor Schreck über die so grauenhafte Erfüllung der Prophezeiung in Ohnmacht fiel.

Auch unseren Lehrer sah ich sterben. Er erkrankte an der Lungen-Tuberculose. Meine Mutter stand seiner jungen, wenig erfahrenen Frau mit Rath und That zur Seite. Sie brachte manche Nacht im Schulhause zu, und so verweilte auch ich viele Zeit im stillen Krankenzimmer des Lehrers in den Tagen, als es mit ihm zu Ende gieng. Noch sehe ich den Armen mit weißer Zipfelmütze im Bette liegen und seinen stündlichen Löffelvoll Arzenei schlucken. Ich war zugegen, als eine wilde Sturmnacht, die gewaltig an den Fenstern rüttelte, ihn endlich seinen Leiden entführte. Am Tage seines Begräbnisses wurde seine junge Witwe eines Mädchens entbunden.

Mein Vater war seit seiner Rückkehr aus der Fremde in dem, von Großschönau eine Viertelstunde entlegenen Schlosse Engelstein bei dem Baron von Gensau bedienstet, welcher mit seiner zahlreichen Familie den Winter in der Residenz, den Sommer auf diesem ländlichen Schlosse zubrachte. Mit welcher Freude harrten ich und meine Mutter immer dem Tage der Rückkehr des Vaters entgegen! Und wenn dieser Tag herangekommen — wie beeilten wir uns, stundenlang vor der zu erwartenden Ankunft des Ersehnten Aufstellung an einem Orte zu nehmen, von welchem aus man die von Zwettl herführende Landstraße bis zum Rand des Horizontes übersah. Welcher Jubel, wenn in den fernen Staubwolken der Straße die herrschaftlichen Gespanne auftauchten und dann — freilich viel zu langsam für unsere Ungeduld — immer näher und näher kamen!

Das Schloß, an welches einige bäuerliche Anwesen sich reihen, die eine kleine Dorfschaft bilden, ist nicht sehr groß, aber malerisch und interessant. Es besteht aus einer kleinen alten Ritterburg und einem unmittelbar daran sich schließenden Neubau. Nach drei Seiten ist das Ganze von Weihern und Gärten umgeben; auf einer Seite tritt der Wald nahe heran. Im äußeren Schloßhof steht eine riesige Linde. Von der Vorderseite führt ein kurzer Weg nur sehr sacht ansteigend in's Schloß; von rückwärts ruht das Gemäuer auf ziemlich hohem, steilem Felsengrund. Der steil gelegene Theil bildet die alte Ritterburg; diese hat ihren romantischen kleinen Burghof mit dem tiefen Ziehbrunnen, ihren Rittersaal; ich glaube, auch ihre „weiße Frau“.

In dieser Richtung lag auch das Gemach, welches meinem Vater zum Aufenthalt angewiesen war. Man fand sich da wie in einem Thurme.

Hier nun besuchte ich den Vater fast täglich nach der Schule in den Nachmittagsstunden.

Wenn er, wie oft geschah, bei meinem Eintritt nicht anwesend war, so fiel mein erster Blick — ich gestehe es — in den Schrank, in welchem er Fleisch- und andere Speisereste für mich zu hinterlegen pflegte.

Dann aber kam die Romantik des Ortes und des Alleinseins zu ihrem Rechte.

Das ältere, höher gelegene Mauerwerk des Schlosses war zum Theil, der größeren Sicherheit wegen, durch Eisenspangen und Klammern verbunden; eine solche Spange lief auch durch das Gemach meines Vaters, unfern dem Fenstergesimse. Diese war, bei meinem oft stundenlangen Warten

Digitized by Google

auf den Vater, mein Lieblingssitz. Träumend und sinnend blickte ich von da durch's Fenster hinaus in die Ferne. Jenseits der Niederung, über welche der Theil des Schlosses, in welchem ich weilte, emporragte, stand auf dem Gipfel einer ländlich-stillen Anhöhe ein einzelner Baum. Auf diesen pflegte ich bei dem stundenlangen Hinbrüten mein Auge zu richten; der Anblick seines einsam im Winde wehenden Wipfels auf stiller Höhe war mir so vertraut: es war, als theilte sich die rhythmische, still-bewegte Regsamkeit des Wipfels aus der Ferne meiner Seele mit, versetzte sie in sympathische, sanfte Schwingungen und Regungen.

Lange Zeit stand im Winkel des Fensterbrettes ein kleines, versiegeltes Fläschchen, gefüllt mit goldgelber Flüssigkeit. Ich weiß nicht, wie es dahin kam und warum es eine unendliche Zeit da wie vergessen und verschollen stand. Das sei Tokaierwein, hatte mir der Vater gesagt, und mir erzählt, was für eine köstliche Weinsorte das sei, und wie nur Barone und Grafen und sonstige reiche Leute sie zu trinken bekämen. Die reine, goldgelbe Flut, die, wenn ich sie schüttelte, schimmernde Bläschen, Quecksilberkügelchen ähnlich, bildete, war mir überaus merkwürdig. Und wie jener Baum, so regte dies geheimnisvolle Naß in meinem Gemüthe Verwandtes an. Wie meine Seele sich mit dem Baumwipfel träumend im Winde wiegte, so fieng sie gelinde an zu gähren und Bläschen zu werfen mit dieser goldgelben Tokaierflut.

Vielleicht war auch dies Fläschchen so eine Jakob Böhme'sche Zinnschüssel der früher erwähnten Art für mich.

Mein Vater pflegte mir bei den Rechnungsaufgaben zu helfen, die ich aus der Schule mitbekam. Meist löste er dieselben nach selbsterfundener Methode, denn er besaß reichlich was mir fehlte: mathematisches Talent. Nur in seinen eigenen Rechnungen war er nicht glücklich. Ich fand ihn oft über alten, vergilbten, ziffernbedeckten Papieren sitzend, welche aus der Zeit stammten, wo er gemeinsam mit seinem Bruder ein sogenanntes Weberfactoreigeschäft betrieben hatte, das mit dem Verluste seiner bescheidenen Habe endete. Er war überzeugt, daß er übervortheilt worden, und daß Rechnungsfehler begangen worden. Deshalb nahm er in müßigen Stunden die alten Papiere immer wieder vor; aber seine mathematischen Talente wurden daran zu schanden.

Von diesen Talenten abgesehen, war er auch sonst ein Tausendkünstler. Er reparierte Uhren und brachte einmal die Thurmuhr des Marktfleckens Gainfahrn bei Wien zurecht, nachdem die „gelernten" Uhrmacher vergebens ihre Künste daran versucht. In späteren Jahren versiel er auf das Schnitzeln und fügte aus kleinen Holzstiften formschöne Kreuze, Kronleuchter, Bilderrahmen u. dgl. zusammen. Er war sogar ein Stück Poet: einmal wenigstens setzte er zur Feier des Geburtstages einer der Baronessen ein Spiel in Scene, bei welchem auch ich mitwirkte. Ich war als Schäferknabe gekleidet und hatte der Gefeierten ein lebendiges weißes Lämmlein darzubringen mit den Worten:

„Ich überreiche Dir hier dieses Lamm,
Und wünsche Dir bald einen Bräutigam!"

Für des Vaters Beistand in Rechnungssachen erwies ich mich dadurch dankbar, daß ich, wenn er ein Schläfchen machen wollte, ihn einschläfern half. Das geschah auf eine originelle Art: indem ich ihm nämlich die innere Fläche der Hand krante. Er hatte als Kind die Blattern gehabt; nach seiner Herstellung wurde er noch lange von einem lästigen Hautjucken geplagt; es that ihm daher sehr wohl, wenn seine Mutter ihn krante, namentlich im Rücken oder an den inneren Handflächen, und er pflegte dabei einzuschlafen. An dieses Einschläferungsmittel hatte er sich so gewöhnt, daß

Digitized by Google

er auch später, und selbst auch noch in seinen Mannesjahren, davon Gebrauch machte, wenn er Jemanden fand, der ihm den Liebesdienst erwies.

Die liebenswürdigen jungen Baronessen erzeigten mir die Ehre, mich dann und wann ein wenig in ihren Kreis zu ziehen.

Da war Baronesse Lina, die älteste; Baronesse Wilhelmine, die es am besten mit mir meinte; Baronesse Amalie, die jüngste und schönste, welche sich aber am wenigsten um mich kümmerte, was mir einigen heimlichen Kummer verursachte. Dazu die Gouvernante, Frl. v. M., eine stattliche junge Dame, welche auch sehr gefühlvoll gewesen sein dürfte, denn ich erinnere mich dunkel, daß sie pfeildurchstochene Herzen mit darunter gesetztem Datum in ihr Notizbüchlein zu zeichnen pflegte. Die Damen machten — lange vor Pater Hugo — sich den Scherz, mich Französisch lehren zu wollen. Eine schickte mich zur Andern mit irgend einer französischen Meldung, und ich war so glücklich, durch die drollige Art, in welcher ich meines Auftrags mittelst des papageienmäßig eingelernten Sprüchleins mich entledigte, etwas zur Unterhaltung des kleinen weiblichen Kreises beizutragen. Es war mir manchmal gestattet, beim abendlichen Thee zu bleiben, und obgleich die Erinnerung von Geschmacksempfindungen im Allgemeinen eine sehr schwache und von kurzer Dauer ist, bewahre ich doch heute noch den Nachgeschmack des Nektars, den ich schlürfte, von anmuthreichen Frauengestalten umgeben, in den duftigen, traulich-schönen Gemächern. Ein paar Mal wurde ich auch zu einer kleinen Spazierfahrt im Wagen mitgenommen.

An Samstagen begab der Kaplan von Großschönau sich nach Engelstein, um eine Messe in der Schloßkapelle zu lesen. Der Ministrant gieng voraus, zugleich die Meßnerdienste verrichtend, indem er die Vorbereitungen zur kirchlichen Function in der Kapelle traf. Dieser Ministrant war ich, seitdem ich zur Noth so groß geworden, um auf den Altar hinaufzulangen, und so stark, um das schwere Meßbuch von einer Seite des Altars auf die andere zu tragen. In der Küche des Verwalters wurde dem Ministranten nach altem Herkommen eine Frühstückstuppe verabreicht. Das junge Verwalter-Ehepaar wollte in dem Bürschchen, das da in seinem Mäntelchen mit rothem Plüschkragen in's Schloß zu kommen pflegte, etwas nicht Gewöhnliches wittern. In Folge dessen wurde ich freundlich zu Besuchen eingeladen. Aber es gelang nicht, das Ungewöhnliche, das in mir stecken sollte, auf dem Wege gesellschaftlicher Unterredung aus mir herauszubekommen. Denn zu der Zeit, als dies geschah, war ich nicht mehr Kind genug; ich war entsetzlich schlichtern geworden. Meine Rede war Ja und Nein und mit meiner Kunst zu fabulieren war es zu Ende. Herz und Mund gieng mir nur noch auf bei einem sympathischen Altersgenossen, wie es Leopold war, der Gärtnerssohn, in dessen elterlicher Wohnung ich angenehme Stunden verlebte.

Eine Schwester meiner Mutter war an einen Beamten der Glasfabrik Georgenthal bei Gratzen in Böhmen, Namens Katzenberger, verheiratet. Die „Glashütte" Georgenthal war ein paar Stunden hinter der genannten südlichen Grenzstadt Böhmens inmitten tiefer Wälder errichtet. Dahin kam ich mit meiner Mutter auf längere und kürzere Zeiten zu Besuch. Aus meiner engen, kleinen Welt entrückten mich diese Fahrten in eine neue, welche für mich eine weitere, und in anderer Beziehung doch wieder eine noch engere war als die meiner Heimat. Zunächst erschloß sich mir als ein Neues, Fremdes, die ernste Schönheit des Böhmerlandes. Ich sah die ungeheuren Wälder, die meist auf ebenem Grunde sich hinerstrecken, und durch welche man stundenlang fährt, ohne eine Lichtung zu erblicken; ich sah die riesigen, fisch-

Digitized by Google

reichen Teiche, deren weithin blitzende Spiegel, im Gegensatz zu den düsteren Wäldern, der böhmischen Landschaft ein so eigenthümliches Gepräge verleihen. Unvergeßlich bleibt mir, wie ich eines frühen Morgens, halb schlaftrunken an der Seite meiner Mutter im Wagen sitzend, eine nebelgraue Mauer bemerkte, deren Höhe nicht abzusehen war, und längs welcher wir lange Zeit dahinfuhren. Es ergab sich, daß diese graue Mauer die in frühen Morgenstunden aufsteigende Dunstmasse eines großen Teiches sei, an welchem der Weg dicht vorüberführte.

Der Ort Georgenthal bestand außer der Glasfabrik nur noch aus den Wohnungen der Bediensteten und Arbeiter derselben. Diese Wohnstätten waren aus Holz und trugen den Charakter des Improvisierten an sich, gewährten aber doch zum Theile einen sehr freundlichen Anblick. Auch die Behausung des Vetters war ein Holzbau dieser Art, dessen Front fast mehr Fenster als Mauern hatte. Ein allzu luftiges Bauwerk sollte man denken, wenigstens für die Winterszeit, mitten in den böhmischen Wäldern! Aber mit den großen Fenstern standen die großen Oefen und die großen Scheiter, die man in diese schob, im rechten Verhältnis.

Vor den Fenstern lag ein wohlgepflegter Garten. Er bestand fast ganz aus Rosenhecken, aber es fehlte auch nicht an Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern und mancherlei Küchengewächsen. Der persische Sänger hat die Rosen ohne Zweifel schöner besungen als ich; aber mit größerem Vergnügen kann er als Knabe nicht in den Rosengärten von Schiras umhergewandelt sein, als ich im Rosengarten des Vetters Katzenberger. Es ist ein Beweis für die Zähigkeit, mit welcher Eindrücke der Kindheit in der Erinnerung haften, daß ich noch heute diese Rosenhecken vor mir sehe und die kindische Lust nachempfinde, mit welcher ich allmorgendlich die smukelnden Tropfen aus den Rosenkelchen schüttelte, um mein eigenes Gesicht damit zu besprengen. Hier saß ich auch am liebsten und las. Dann wurde der ganze Garten für mich zur verzauberten Welt, an welche meine Phantasie ihre Märchenträume knüpfte. Aus den Rosen nickten mir Gesichter von Elfen zu und von verwunschenen Prinzessinnen, zu deren Füßen Gnomen und Kobolde in den grotesken Gestalten riesiger Gurken und Kürbisse am Boden lagen.

Ich lebte in diesem Hause überhaupt wie in einem Feen- oder Schlaraffenlande. O Himmel! da gab es immer einen gedeckten Tisch — und keine Sorge — und weiche Betten und eine traufliche, anmuthige Wohnstätte! Es war das Land, wo Milch und Honig floß: und zwar in wörtlichem Sinne — beim Frühstück und beim Abendbrot.

Und gieng man in's Freie hinaus, da war Alles voller Wunderdinge. Es gab auf allen Wegen keine anderen Steine, als schöne, runde Kiesel, von allen Farben, meist aber roth. Damit ließ sich spielen, und man hatte nicht Taschen genug, um all' diese Kleinodien heimzuschleppen. Der Wald war nach allen Seiten in der Runde mit wenigen Schritten zu erreichen. Man stieß darin auch auf Lichtungen mit kleinen Wiesengründen; desgleichen auf moorige Stellen, und auf — riesige Ameisenhaufen. Mit meiner kleinen Cousine Tini pflegte ich da unherzuschweifen. Einmal fanden wir einen „Karfunkel". Ich hatte von solchen Steinen gelesen; das war gewiß einer — und wir dünkten uns unermeßlich reich.

Aber — kein Paradies ohne Schlange! Sie fehlte leider auch in meinem Paradiese nicht. Sie war sogar in der Mehrzahl vorhanden. Es gab Nattern in der Gegend; Nattern von allen Farben, wie die Kiesel; auch rothe. Man machte Jagd auf dieselben und warf die Erschlagenen

Digitized by Google

auf die großen Ameisenhaufen im Walde, wo ihre Skelette nach wenigen Tagen sich auf's Reinlichste abgenagt zeigten. Die Glasmacherleute trieben in Mußestunden auch den Sport, das Nattergezücht im Walde aufzuspießen, auf den Spießen heimzutragen und in die Glutöfen der Glashütte zu werfen, wo dasselbe, wenn ich meiner Erinnerung trauen darf, mit einem Knall zersprang.

Unangenehm war es, daß manchesmal solch' ein Gewürm des Morgens auf den Stufen lag, welche von der Schwelle des Hauses in den Garten hinunterführten. Aber zur Genugthuung lag da von Zeit zu Zeit auch etwas Besseres: ein Hase, oder gar ein Reh, oder ein anderes Wild, das ein freigebiger Jäger oder Wildschütz gespendet hatte — als Angebinde zu Festzeiten oder Namenstagen im Hause des Vetters. Auch Fische bekam der Vetter oft geschenkt. Er hatte in der Gegend unzählige Freunde, als intelligenter und jovialer Mann, der auch die Guitarre zu spielen und Waldhorntöne so täuschend mit vor den Mund gehaltenen Händen nachzuahmen verstand, daß alle Welt sie für wirkliche nahm.

Ja, es gab Schlangen in diesem meinen Paradiese, und — Wespen auf dem Dachboden! Der Dachboden war natürlich ein Raritätenladen, eine Schatzkammer, ein Bazar — aber versteckt zwischen dem wunderbaren Gerümpel klebten tückische, unausrottbare Wespennester! Das fügte jedoch zu den sonstigen Reizen des Ortes noch den des Unheimlichen, Bedrohlichen, und deshalb doppelt Anlockenden hinzu.

Auf diesen Dachboden wurde täglich nach Tische die 2—3jährige Marie schlafen geschickt, weil es da am stillsten war, und sie selbst es durchaus wollte. Es mußte sie aber Jemand begleiten, damit sie sich nicht fürchte, und damit während der Siesta keine Wespe sie steche. Niemand übernahm dieses Wächteramt lieber als ich. Da ich aber mehr auf den schlummernden Blondkopf als auf die Wespen sah, so lullten die regelmäßigen, süßen Schlummerathemzüge der Kleinen meist mich selber neben ihr in Schlaf und es blieb den himmlischen Schutzengeln überlassen, uns zu behüten. Die fanden das aber gar nicht einmal nöthig; denn die Wespen selber schliefen, und die Lüfte draußen schliefen, und der ganze große, tiefe, weite Wald ringsumher stellte sein Rauschen ein und schlief in der Mittagsstunde.

Dieselbe aus Holz gezimmerte Wohnstätte, in welcher das Heim des gastfreundlichen Vetters sich befand, umschloß auch noch ein paar andere Wohnräume. Um die Ecke biegend hatte man die Wohnung des Vergolders vor sich. Bei diesem, dessen Beschäftigung es war, die Ränder geschliffener Prachtgläser zu vergolden, auch sonstigen Farbenschmuck an Gläsern anzubringen, mich aufhalten zu dürfen, gereichte mir immer zu besonderer Freude. Es roch in diesen Räumlichkeiten immer so köstlich von Firnissen und allerlei Tincturen. Und es stand da immer Alles voll von Prunkgefäßen, bemalt und goldberändert, von schöngeformten Pocalen, klein und groß, von merkwürdigen, herrlich geschliffenen Flaschen und Fläschchen, von Krystallgläsern, die auch einen ganz anderen Klang von sich geben als gewöhnliche Gläser, und die, wenn man mit dem Finger über die Ränder strich, so rein und so wunderfein nachtönten, wie Silberglocken. Ein Alchymist des Mittelalters in seinem Gemache hätte mir nicht größeren Respect einflößen können, als dieser Vergolder in dem seinigen. Setzte ich doch voraus, daß er auch das glitzernde Gold, mit dem ich ihn hantieren sah, so nebenbei selbst mache!

Neben der Behausung des Vergolders befand sich in diesem Holzbau noch die Wohnstube des Hirten, welcher die wenigen Kühe und Ziegen der kleinen Waldansiedelung tagüber auf dem Grasanger am Rande des Waldes zu hüten hatte. Seine bei ihm lebende

Digitized by Google

Mutter war ein über hundert Jahre altes, hohes, stämmiges Czechenweib, das nicht deutsch verstand, und das sich, seinen hundert Jahren zum Trotz, noch fleißig damit beschäftigte, Schwämme, Holz, Reisig, zu sammeln und heimzutragen. Es war eine Gestalt wie aus Urzeiten. Eines Mittags sahen wir sie mühselig hinkend mit der Last auf dem Rücken aus dem Walde zurückkehren. Sie war von einer Natter in den nackten Fuß gestochen worden. Aber Nachmittags gieng sie doch schon wieder in den Wald.

Dem Thun und Treiben in der „Hütte" selbst, wo das Glas gemacht wurde, konnte in so frühem Alter mein Auge natürlich noch nicht mit praktischem Verständniß folgen. Aber auf meine Phantasie wirkten diese, wie Höllenrachen im weiten, dämm'rigen Raum der Hütte lodernden, funkensprühenden Glutöfen; ich sah das feurig-flüssige Glaselement in seinen brodelnden Hexenkesseln; ich sah, wie die emsig schaffenden Gesellen Theile der zähen Glutmasse an der Spitze langer, dünner Rohre geballt hin- und hertrugen und funkelnde Kreise im Halbdunkel damit beschrieben; ich sah, wie sie durch Einblasen des Athems in das Rohr, die Masse zur hohlen, länglichen Blase erweiterten, und wie die geschmeidigen Blasen dann mit wenigen Handgriffen zu Gläsern, Bechern, Flaschen u. s. f. gestreckt, gedrückt, gekrümmt und geschnitten wurden. Und mein naives Erstaunen erregte es zumeist, daß die glühenden Glasgemenge und Glasgebilde aus den heißesten Feuerschlünden in angeblich etwas weniger heiße, aber doch nicht weniger infernalisch flammende gebracht wurden zur — Abkühlung!

Ich glaube, daß ich vom Element des Feuers hier, wo ich es so im Großen, so gewaltig vor Augen hatte, maßgebende Eindrücke erhielt, und daß ich es hier lieben und verstehen lernte, wie später am Meer das feuchte Element.

Mit lebhaftem Interesse trieb ich mich auch in den abgesonderten, luftigen und hellen Räumlichkeiten der Glasschleifer umher. Da sah ich bescheidene, ärmliche, fast ungebildete Menschen den langen Tag über, auf ihre Sitze vor den Schleifgeräthen festgebannt, all' ihr Bemühen darauf richten, zum Schmuck und zur Freude der Welt etwas Schönes, Mangelloses, Formvollendetes herzustellen, in sprödes Glasgebilde feinen, regelrechten Zierat einzuschleifen. Die höhere Stufe dieses Kunsthandwerks verlangt ein scharfes Auge, eine geübte Hand, Geduld und einen lebendigen, mit Aufmerksamkeit auf sein Ziel gerichteten Formsinn. Mehr instinktmäßig als denkend empfand ich Achtung und Sympathie für die Thätigkeit dieser anspruchslosen Menschen im Dienste des Schönen. Eine Vorliebe für tadellos feingeschliffene Gläser ist mir von daher bis auf den heutigen Tag geblieben.

In der Nähe der Glasschleiferwerkstätte waren zwei andere Räumlichkeiten errichtet: die Schenke und die Schule, in welch' letzterer die Kinder der Arbeiter und Bediensteten der Glashütte unterrichtet wurden. Ich besuchte diese Schule ebenfalls, wenn unser Aufenthalt in Georgenthal etwas länger währte. Der Lehrer, ein eigenthümlicher und zu Zeiten auch lustiger, zu Schelmenstücken aufgelegter Kauz, war alle Sonntage bei Vetter Katzenberger zum Mittagsessen geladen. Er und der Vetter leisteten auch sonst einander oft Abends etwas lange in der Schenke Gesellschaft, und vertrugen, als muntere Kumpane, sich sehr gut miteinander. Vielleicht war aber eben deshalb die Ehefrau des Vetters dem Lehrer weniger hold: Thatsache ist, daß sie und meine Mutter einerseits — beide Schwestern waren noch junge, daher auch einem gelegentlichen Scherz nicht abgeneigte Frauen — und der Schulmeister andererseits sich gerne neckten und einander kleine Streiche spielten. Eines Sonntages machten der

Digitized by Google

Vetter und die beiden Frauen in seiner Gesellschaft einen großen Ausflug, wobei er als Wegweiser diente. Er führte aber die kleine Karawane auf dem Heimwege die ganze Sommernacht im Walde in der Irre herum, so daß man erst bei Tagesanbruch todtmüde nach Hause kam, und dann gestand er mit einem Lachen, in welches der schelmische Vetter miteinstimmte, er habe das nur den beiden Frauen zum Schabernak gethan. Darüber waren diese empört und schwuren ihm Rache. Der Racheplan, den sie ersannen, ließ an Grausamkeit nichts zu wünschen übrig. Der Namenstag des Schulmeisters war gekommen. Die tückischen Schwestern beluden einen Teller mit einem abgenagten Schinkenknochen, Käserinden, schimmeligen Brotkrusten, einem Krauthaupt, etlichen Brennesseln u. dgl. Dann schlugen sie den Teller in ein großes weißes Tuch ein, und die damit abgesandte Magd überreichte ihn dem Lehrer in der Schulstube, wo er eben Schule hielt — es war zugleich seine Wohnstube — mit einer „schönen Gratulation von Frau Katzenberger", und man bitte ihn, das kleine Angebinde für seinen Mittagstisch anzunehmen. Mit vergnügtem Gesichte und höflichstem Danke nahm der angenehm Ueberraschte den Teller an den vier Tuchzipfeln so, wie er ihm entgegengehalten wurde, und stellte ihn vorläufig auf das Fenstergesimse. Die Schuljugend machte dabei lange Hälse und der Lehrer selbst konnte sich der Neugier nicht ganz erwehren: die vier Zipfel öffneten sich ein wenig, und hervorlugten: der Schinkenknochen, das Krauthaupt, die Käserinden u. s. f. Man stelle sich das Gesicht des Enttäuschten vor, und das unterdrückte Gekicher der Schuljungen mit ihren langen Hälsen und Zähnen! Wüthend stürzte der Arme nach beendigtem Unterricht in die Schreibstube seines Freundes Katzenberger und schwur, es sei zu arg. Das gab dieser vollkommen zu, rieth ihm aber, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Wirklich stellte der Beleidigte nach einiger Zeit sich versöhnt und schien den bösen Streich vergessen zu haben; aber nur um seinerseits wieder gelegentlich einen solchen den beiden Frauen — mit einem angeblich im Walde entdeckten Hummelneste — zu spielen. So gieng es mit und ohne Grazie fort.

Ungeneigte Leser werden die Nase rümpfen über diese kleine Episode — sie beweist aber, daß es auch in diesem abgelegenen romantischen Waldwinkel nicht fehlte an guter Laune, Muthwillen und kecker Lustigkeit.

An Sonntagen wurde in der Schenke oft musicirt und getanzt.

Ich habe an einem Sonntag-Abend einmal in dieser Schenke — gepredigt. Ich war anwesend mit meiner Mutter und der Familie des Vetters. Da kam die Rede auf das, was man meine „Talente" nannte. Es hieß, daß ich schon recht gut zu predigen verstünde. Davon wollten schließlich sich die Leute an Ort und Stelle überzeugen. Ich wurde aufgefordert, eine Predigt zu halten, und ich entschloß mich, wiewohl nicht ohne Zögern, dem Verlangen zu willfahren, indem ich zu diesem Behufe einen Stuhl bestieg. Die Predigt fiel etwas kurz aus, aber die Meinung der Zuhörerschaft äußerte sich doch übereinstimmend dahin, daß ich gewiß einmal Bischof werden würde. Vorläufig bekam ich von einem der Anwesenden einen Zwanziger geschenkt.

Verfehlte auch das, was ich im weiteren Bereiche dieser Ansiedlung sah und erlebte, seine Wirkung auf mich nicht, so blieb die Hauptsache für mich doch immer das traute Heim des Vetters mit seinen duftigen Rosensträuchern vor den breiten, hohen Fenstern, und die eigenthümliche Natur ringsumher, die auf mich wirkte, bei Tage sowohl, als auch wenn der Mond aufgieng über den weiten dunklen Wäldern, und die Guitarren- oder Waldhorntöne des Vetters von den offenen Fenstern hinausklangen in die stille warme Sommernacht.

Digitized by Google

Es waren ohne Zweifel die schönsten Tage meiner Kindheit, welche ich da verlebte. Wie klopfte mir das Herz vor Freude, wenn so ein Morgen anbrach, an welchem wir, wie der übliche Ausdruck lautete, „in die Hütte fuhren.“ Welch' ein Zauber umwob für mich das Wort: In die Hütte!

Man glaube nicht, daß ich auf die Glücks- und Genußmomente jener Tage und meiner Kindheit überhaupt zurückblicke wie auf eine überwundene kindische Phantasterei und Schwärmerei. Ich bin heute noch der Meinung, daß, welche Rolle auch die Phantasie dabei im Besonderen spielen mochte, im Großen und Ganzen doch das Wesen der Dinge zu mir sprach. In einer an Drangsal nicht armen Kindheit hatte sich immer noch ein Spielraum gefunden für die Bethätigung einer angebornen, schönheitseligen und optimistischen Stimmung, einer Stimmung und Weltanschauung, die mir treu geblieben, und die das — sattsam auch selbst erprobte — Leid der Welt seinem vollen Umfange noch nicht verkennt, aber noch weniger das ewig Ueberwiegende der Schönheitsfreude und der reinen Daseinslust.

Die Natureindrücke, die ich an der geschilderten Stätte erhalten, fanden einen Nachklang in dem Festgedichte, das ich im Jahre 1881 dem achtzigjährigen Egon Ebert zugesungen:

„Als ich ein Knabe noch war, ein freier,
Sah ich die Forste des Böhmerland's,
Strahlten mir seine silbernen Weiher
Tief in die Seele geruhigen Glanz.

Ruht' ich dann unter den Bäumen, zu lauschen,
Kaum von den einsamen Raben gestört,
Hört' ich ein mächtiges Urwaldrauschen,
Tief, wie ich kaum es wieder gehört.“

Man denke sich nun das Gefühl, das mich überkommen mußte, als ich vor mehreren Jahren auf meine gelegentliche Erkundigung, wie es um Georgenthal stehe, die Antwort erhielt, dieses Georgenthal — existire nicht mehr. Man hat die Fabrik aufgelassen — die hölzernen Wohnstätten abgebrochen. Der Wald ist wieder über die Stätte hingewachsen, und ernste Tannenstämme ragen, wo die Rosensträuchen standen, an denen das Auge des Knaben sich erquickte. Verschwunden ist die Stätte, verschollen, wie meine Kindheit selbst. *)

*) Auf Seite 406 des vorigen Heftes, Spalte 1, Zeile 2 von unten ist statt „Geldmittel“ zu lesen „Gewaltmittel“.

Die beiden Pfarrer.

Eine Geschichte von **Ottokar Hans.**

Als eine westliche Vorstufe der kleinen Karpathen erhebt sich im Marchthale der Hosteinberg; eine imponierende Masse, die wie eine mächtige Löwentatze auf der Ebene ruht, so, als wollte sie den Fleck Erde, auf den sie eine höhere Macht gelegt, nie mehr verlassen; und vorläufig dürfte es auch so bleiben.

Der Hosteinberg hat seine Bedeutung in der Geschichte; wenigstens erzählen alte Sagen und Chroniken, daß Jaroslaw von Sternberg die Mongolen im 13. Jahrhunderte hier überfallen und vollständig geschlagen habe, so daß diese wilden Horden zum Verlassen Mährens gezwungen wurden. Dagegen verweisen einige Geschichtsschreiber diese Angaben in das Bereich der Sage, während andere nur den Schauplatz der Schlacht anderswohin verlegen. Wie dem auch sei, der Hosteinberg ist dennoch ein bedeutender und vielbesuchter Berg; das Bauernvolk wall-

Digitized by Google

fahrtet zahlreich zu der seinen Scheitel krönenden Kirche, und minder gläubige Menschenkinder wählen ihn, der romantischen, an die Alpen gemahnenden Umgebung wegen, gerne als Ziel ihrer Ferialwanderungen.

Ein unscheinbarer Quell springt an der Ostseite ans der schönen Wölbung des Berges hervor und sucht, ein rasch wachsender Knabe, in eiligem Laufe den Weg zur Ebene. Prächtig ist der Weg, den er durch Wald und Felsen nimmt! Und als hätten die ehemaligen Herren dieser Gegend, die Grafen von Rottal, einen so schönen Punkt für ein Häuflein Menschenkinder auf immerwährende Zeiten festhalten wollen, veranlaßten sie hier die Gründung eines Dorfes, das sich nach ihnen Rottalowitz benannte. Wenn auch klein und weitab von dem Wege gelegen, den die sogenannte Cultur mit ihrem Heil und Unheil geht, hatte dies Dörfchen doch genug unter den Wirkungen großer historischer Ereignisse zu leiden, so namentlich in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges; denn die Bewohner waren lutherischen Glaubens und wollten sich, als die Gegenreformation begann, auf keine Weise katholisch machen lassen. Wir wissen, was für Mittel dabei angewendet wurden, und müssen daher umsomehr die Standhaftigkeit unserer Dorfbewohner bewundern. Endlich verfielen die maßgebenden Personen auf ein neues, allerdings harmloses Mittel: sie bewogen eine Anzahl katholischer Bauernfamilien sich in Rottalowitz anzusiedeln. Dadurch sollte der Protestantismus nach und nach verschwinden, da seine Anhänger von keiner Seite eine Verstärkung zu hoffen hatten, daher ihnen nur zwei Wege offen waren, auszuwandern oder aber nach und nach in den sich rasch vermehrenden Katholiken aufzugehen. Aber sie blieben — und es gelang ihnen, Protestanten zu bleiben bis auf den heutigen Tag. So kommt es, daß in diesem Dörflein die eine Hälfte bloß von Katholikin, die andere bloß von Protestanten bewohnt ist. Jede von beiden Gemeinden hat ihren Pfarrer, jede ihre Kirche; die der Protestanten ist allerdings ein einfaches Blockhaus auf einer Wiese; auch ihr Pfarrer ist auf ein kärgliches Einkommen gewiesen, während die Katholiken eine ganz hübsche Kirche haben und ihr Pfarrer sich ganz hübscher Einkünfte erfreut... Aber trotzdem die trübe Zeit der Religionskämpfe längst vorüber ist und die Glaubensparteien, gesetzlich und gesellschaftlich gleichgestellt, in Ruhe und Frieden zusammenleben, so macht unser Dörfchen doch eine Ausnahme. Soweit die ältesten Leute zurückdenken, standen sich Katholiken und Protestanten in harter Feindschaft gegenüber und verfolgten einander in bitterem Hasse. Doch nein! immer war's nicht so gewesen, in den letzten zehn Jahren gewiß nicht... halten ja doch die beiden Herren Pfarrer... halt, das ist's ja gerade, was wir erzählen wollen. —

Die Nacht war mit ihrem schwarzen Schleppgewand fortgezogen und hinter ihr war ein Maimorgen aufgestiegen, so wunderbar frisch und sonnig, daß auch der gewöhnlichste Bauer sich so merkwürdig angemuthet fühlte; gar die Weiber und natürlich auch die Kinder waren lustig. Aber was war das gegen die fröhliche Bewegung, die heute auf der evangelischen Hälfte herrschte! — Dort war Alles auf den Beinen, nicht um zur Arbeit zu gehen, nein, festlich gekleidet waren sie Alle, und die Häuser geschmückt mit Blumen und Kränzen, und vornehme Gäste waren da; heute fand ja die Installation des neuen protestantischen Pfarrers Dr. Leding statt; es gab einen Festgottesdienst, aber nur Wenige fanden in der kleinen Holzkirche Platz, die große Menge stand außen auf der Wiese, und der Chorgesang gieng ohn' alles Hindernis hinauf zum Himmel. Nach dem Gottesdienste unterhielten sich die Gäste über die Verhältnisse der kleinen

Digitized by Google

Gemeinde und ein großer, grauer Herr, der wie ein pensionierter General aussah, ließ etwas fallen vom Gustav Adolf-Verein, er wolle sich verwenden wegen einer neuen würdigen Kirche... Und der junge Pfarrherr verbeugte sich dankbar... Dann fand ein großes Festmahl in dem kleinen Pfarrgebäude statt; wieder fanden nur Wenige Platz, die Andern standen wieder draußen... dann zerstreuten sie sich; die Jungen flogen auf Wiesen und Wald, die Alten giengen in's Wirtshaus...

An dem nächsten Morgen, der seinem Vorgänger in nichts nachstand, klopfte es an die Thür, die zu dem Arbeitszimmer des jungen Pfarrers führte. Sie öffnete sich und herein trat der katholische Pfarrer Neumann.

Die mittelgroße, wohlbeleibte Gestalt zierte ein runder Kopf, geschmückt mit dichten, weißen Haaren, die zu dem vollen, rothen Gesichte prächtig standen; über das Ganze war der Hauch der Güte und Jovialität gegossen, daß Jedermann von dieser Persönlichkeit einen angenehmen Eindruck empfieng, und Jeder, wenn er auch das erstemal mit ihm zusammentraf, erkannte in dem Pfarrer einen Mann, der ein gutes Herz hatte und in der Beurtheilung guter Weine erprobt war.

„Gott zum Gruße, Herr Bruder!" rief er dem jungen Manne entgegen.

Der sprang rasch auf, erwiderte den Gruß und bemühte sich in halb herzlicher, halb verlegener Weise den Gast zum Platznehmen zu bewegen.

„Ach, lassen Sie mich," protestierte der alte Herr, „sehen Sie mich nur an, dann werden Sie begreifen, daß ich das Sitzen soviel als möglich vermeiden muß; nur herumgehen, wenig Essen, keinen oder auch nur sehr wenig Wein, haha, so predigt mein Arzt, und ich folge ihm, indem ich fort herumgehe, ausgenommen, wenn ich schlafe, und beim Schachspiel... Sie spielen —"

Dr. Leding unterbrach ihn rasch. „Eine Flasche von der Sorte, die Ihnen gestern bei der Tafel so ausnehmend schmeckte, habe ich für Sie bei Seite geschafft."

„Haha, sagen Sie lieber, vor dem Bezirkshauptmann gerettet... nicht wahr, der versteht sich darauf, der weiß gleich, was gut ist, aber ein braver Mann ist er, ich kenne ihn seit fünfzehn Jahren, als junger Mann kam er in die Stadt; so oft er hier zu thun hat, erholt er sich Raths über dies oder das, aber sehr oft bloß über Wein. Ist ein braver Mann; überhaupt halte ich alle Jene für gute Menschen, die gerne Wein trinken und Schach spielen... Sie spielen —"

Jetzt unterbrach er sich selber; sein Blick war auf das Porträt einer schönen, jungen Frau gefallen, und er trat mit einem bewundernden Blicke und einem „ah" näher.

„Es ist das Bild meiner Schwester," beeilte sich Leding zu bemerken, gleichsam als müsse er sich entschuldigen.

In Pater Neumann's Kopfe hatten die Gedanken indessen einen eigenen Weg genommen.

„Ja, Ihr habt es gut, Ihr protestantischen Brüder," sprach er in gutmüthig grollendem Tone halb für sich, „Ihr könnt heiraten, hm...." und zu Leding sich wendend, fuhr er fort: „Also auch unverheiratet, wie Ihr Vorgänger! So, so!... übrigens, hier geht es nicht anders, die Einkünfte sind so klein — ich bedaure das wirklich lebhaft — daß davon unmöglich eine Pfarrerin erhalten werden kann, und gar Kinder, haha... und die protestantischen Herren Brüder, die machen es in der Kinderzahl ganz wie die Rabbiner, haha... immer sehr viel!" Und er hielt sich den Bauch mit fröhlichem Lachen, in das der Pastor herzlichem einstimmte. Nachdem er sich die Thränen aus dem noch lustig zuckenden Antlitz gewischt, setzte er sein gemüthliches Geplauder

Digitized by Google

fort: „Sie werden das natürlich anders machen; Sie sind Doctor — übrigens Luxus — das beweist Ehrgeiz; Sie betrachten den Posten hier offenbar nur als Durchgangsstation; ein paar Jährchen geh'n vorüber, der Herr Bruder panken sich hier einige Paradepredigten ein und erlangen eine hübsche Pfarre; der Herr Bruder biegen sich eine schönere Hälfte bei und so ist wieder ein Paar ordentlicher Menschenkinder für ihr Lebtag geborgen. Hm ja," jetzt flog es wie ein Schatten über sein Gesicht, „Ihr Vorgänger, der Pfarrer Spät, hat's freilich nicht so gefunden, der blieb hier kleben bei seinem Schach ... Sie spielen doch —"

„Mein ehrwürdiger Vorgänger," fiel Leding rasch ein, „war eine zurückgezogene Natur, die das Tagesgeräusch gerne vermied."

„Ja, ja, so war er; ein guter Mensch, an den ich mich sehr gewöhnt hatte, sehr gewöhnt ... was blieb mir übrig? Die beiden Dorfhälften hatten wir endlich nach jahrelangem Hader zur Versöhnung gebracht, wir waren Beide ohne Frau" — dabei warf er einen scheuen Seitenblick auf den Pastor — „so schlossen wir uns eng aneinander, besonders als meine brave Marianne, meine gute Wirtschafterin starb; Schach, Schach war das Einzige, was für uns nächst dem Gottesdienste existierte ... Doch nein, ich hatte nebstdem eine Schwäche für einen guten Schluck Wein und er für seine todten Thiere."

„Todte Thiere?"

„Nun ja, ich meine seine Käfer und Schmetterlinge, die er in wunderschönen Sammlungen zusammenstellte ... und auch die mußten beim Schach herhalten .. Sie spielen doch —"

„Beim Schach? Wie das?"

„Mein Gott, wir hatten uns das Schachspiel so angewöhnt, daß wir täglich mehrere Stunden spielten — und das mehr als zehn Jahre hindurch; wie das gekommen und welche Bedeutung das Schach für uns und die beiden Gemeinden hat, wissen Sie ja vielleicht schon. Also wir spielten täglich mehrere Partien; um die Ehre zu spielen, war uns nachgerade langweilig geworden, und so bestimmten wir, daß ich für jede verlorene Partie ein Glas Wein, er dagegen Käfer oder Schmetterlinge geben müsse ... haha, merken Sie was? Den gewonnenen Wein trank er aus, ich aber konnte seine Insecten nicht essen; deshalb sammelte ich sie heimlich, und wenn eine Schachtel voll war, schickte ich sie in seinem Namen an dieses oder jenes Gymnasium, an diese oder jene Volksschule. Nun können Sie sich denken, wie er sich ärgerte, wenn er ein Dankschreiben bekam oder gar in irgend einer Zeitung eine gedruckte Danksagung an seine Adresse fand; so wurde er, der doch aller Oeffentlichkeit aus dem Wege gieng, als geschickter und fleißiger Sammler in der ganzen Gegend berühmt — durch mich. Diesem Spuk kam er übrigens lange nicht auf den Grund; als es aber doch geschehen war, da lachte er wohl, bat aber, die Insecten in gestopfte Pfeifen bei verlorenen Partien umwandeln zu dürfen. So geschah's auch. Da saßen wir und tranken und paßten und spielten unser Schach ... unser liebes Schach, das unserem Dorfe den Frieden gegeben. Das Schach ist mir unentbehrlich und deshalb bat ich auch den Bezirkshauptmann gleich nach dem Tode meines armen Spät, er möge bei der Besetzung dieses Postens seinen Einfluß dahin geltend machen, daß der neue Pfarrer gut Schach spiele ... Was sehen Sie mich so an? Mußte ich das nicht thun, bei der Wichtigkeit, die das Schach für unsere Gemeinden hat? — Doch, ich plaudere Ihnen da die beste Arbeitszeit weg; ich kam wegen einer kurzen Anfrage und stehe schon eine halbe Stunde da ... Ich kam, Sie zu fragen, wann wir mit unseren Schachpartien beginnen werden?"

Digitized by Google

„Schach?“ fragte Dr. Leding mit ängstlichem Gesichte.

„Nun ja, Schach ... Sie spielen doch —“

„Schach?! — Nein, aber Mariage,“ lautete die unsichere Antwort.

Pfarrer Neumann wurde bei diesen Worten kirschroth und sank auf einen Stuhl. Entsetzt sprang Leding zu ihm; es war ihm, als hätte seinen greisen Amtsbruder der Schlag gerührt. Nahe war allerdings diese Möglichkeit. Der Greis rang mühsam nach Athem und tastete mit den Händen in der Luft, als suche er eine Stütze; die Hand Leding's stieß er aber bei Seite. Nach und nach erholte er sich jedoch und, nachdem er sich den Schweiß abgetrocknet, vermochte er sich auch zu erheben; dann griff er mit zitternden Händen nach Hut und Stock.

„Sie spielen also nicht Schach?“ fragte er nun im dumpfem Tone.

„Nein, Herr Bruder,“ entgegnete bescheiden Leding.

„Pfui!“ rief der Pfarrer aus, drehte sich majestätisch um und verließ das Zimmer. — Jetzt war's Leding, der auf den Stuhl sank.

* * *

Pfui!! — Bei diesem Worte aus einem solchen Munde erschrickt sogar die Feder des Erzählers und wir fühlen die Verpflichtung, dem Leser Alles das mitzutheilen, was geeignet erscheinen könnte, die plötzliche Umwandlung in dem Benehmen des Pfarrers zu erklären; daß das Schach hiebei eine Hauptrolle spielt, wird der Leser längst gemerkt haben. Also:

Wir haben oben erwähnt, daß zwischen der evangelischen und katholischen Hälfte eine tiefe Kluft bestanden hatte, daß aber dies unerquickliche Verhältnis vor beiläufig zehn Jahren einem freundlicheren Zustande gewichen war. So weit die ältesten Leute zurückdachten, herrschte in unserem Dorfe entweder offener Religionskrieg oder wenigstens bewaffneter Friede. Obwohl die beiden Gemeinden kirchlich und politisch getrennt waren, so gab es doch der gemeinschaftlichen Berührungspunkte so viele, wo der religiöse Haß zum Ausbruch kommen konnte: die Dorfgasse, die Jeder passieren mußte, die Felder draußen und die Wirtshäuser; und gerade bei letzteren zeigte sich etwas Merkwürdiges. Die Leute ließen sich bei der Wahl des Wirtshauses durchaus nicht, wie man glauben sollte, durch die Confession des Wirtes leiten, sondern gerade die Protestanten giengen zum Katholiken und umgekehrt. Und erst, als nach Beginn der neuen Zeit, wie sie's nannten, der Jude Mayer Syrup in's Dorf kam, das Wirtshaus in der katholischen Hälfte pachtete und nebenbei ein „Geschäft für Alles“ etablierte! da giengen sie Alle zu dem Juden in's katholische Gemeindewirtshaus, gleichsam als ob es gegolten hätte, einen neutralen Boden für den Kampf zu gewinnen. Wahrlich, ein ewiger Kampf war's zu nennen! Die gesetztesten Bauern konnten nicht eine Viertelstunde beisammen sitzen, ohne von dem leidigen Glauben anzufangen; bald wurde aus dem leichten Wortgeplänkel ein tüchtiger Streit, in welchem die im theologischen Dispnt aufgewachsenen Bauern die merkwürdigsten Ideen zu Tage förderten, so daß unbefangene Zuhörer leicht der Meinung werden konnten, sie seien Zeugen einer Dispntation zu weiland Luther's Zeiten. Dann erhitzten sich die Köpfe, es ward geschimpft. gerauft ... und Mayer Syrup war der „Dritte“, der sich lachend die Hände rieb; denn das Geschäft florierte dabei ganz vortrefflich. Und wie die Männer, so auch die Weiber und Kinder. Gezänke und Gehader, Verlästerungen und Verhöhnungen, Verbitterung des ohnehin kläglichen Daseins durch fortwährende Streitigkeiten — und das Alles wegen des Glaubens; ja „Evangelist“ und „Katholik“ waren bei den

Digitized by Google

Kindern lang schon als ausgiebige Schimpfwörter im Schwunge.

Vergebens hatten im Laufe der Jahrzehnte die verschiedenen Seelsorger der beiden streitigen Hälften auf mehr oder weniger ernste Weise den Streit auszumerzen oder zu mildern versucht; umsonst die Müh'! War einmal ein Quartal ohne erheblichen Exceß gewesen, so konnte man sicher sein, den Haß in der nächsten Zeit in größerem Maße auflodern zu sehen, gleichwie Zank und Streit immer wieder von Neuem entstehen zwischen Eheleuten, die nicht zusammenpassen und sich doch zeitlebens angehören müssen.

Umsonst waren auch die oft strengen Maßregeln der Behörde gewesen, in deren Archiv ein ganzer Kasten mit Acten gefüllt war, die sich auf die Religionsfehden in Rottalowitz bezogen; umsonst alle weisen Ermahnungen des Erzbischofs, wie des Superintendenten, die sich übrigens in dieser Angelegenheit nicht allzusehr erhitzten, wobei einer auf den andern stillschweigend die Schuld schob . . .

Solche Zustände hatten auch geherrscht, als Pfarrer Neumann und einige Jahre nachher auch Pfarrer Spät ihr Amt antraten. Lange Jahre versuchten sie mit den gewöhnlichen Mitteln gegen die tiefwurzelnden Uebelstände zu wirken, durch Predigten, Ermahnungen, Drohungen, freilich ohne dauernden oder erheblichen Erfolg. Ein gegenseitiges Anschließen und dann eine mögliche Verständigung war ausgeschlossen: denn die Kluft, die die beiden Hälften schied, war auch für die beiden geistlichen Häupter ein unübersteigliches Hindernis . . . . . Doch da kam mit einem Male „von oben" der rettende Moment und mit ihm der Segen. Das Namensfest des Kaisers hatten sie in ihren Kirchen, dann draußen im Freien gefeiert, natürlich die Katholiken hüben, die Protestanten drüben; da aber hatte der Herrgott einen tüchtigen Regen heruntergeschickt und das zerspaltene Volk nach Hause gejagt; Weiber und Kinder saßen nun in den Stuben, die Männer aber mit dem Pfarrer, hüben wie drüben, noch in festlicher Stimmung, beschlossen zu Mayer Syrup zu gehen. Wie zwei kampfbereite Scharen, jede den Pfarrer als Führer an der Spitze, waren sie bei Mayer Syrup eingezogen, und der hatte gelächelt; er hatte gelächelt, wo er traurig sein sollte, denn das, was kam, bedeutete Aufhören des Streites, mithin Rückgang des Geschäftes . . . . . Die beiden Gruppen maßen sich mit befremdlichen Blicken, die Pfarrer sahen einander mit ahnungsvoller Miene an. Sie setzten sich; es wurde Gleichgiltiges gesprochen, dann auf das Wohlsein des Kaisers getrunken; die Köpfe wurden warm. Da meinte ein Bauer: „Es ist doch gut, daß der Kaiser Katholik ist" . . . . Unheimliche Stille tritt ein, Pastor Spät sieht seinen Amtsbruder mit langem Blicke an; Pfarrer Neumann aber steht auf und tritt zu dem, der eben gesprochen. „Michel", sagt er dann, „da bist Du, ein Katholik, dort ist Wenzel Sommer, ein Protestant, und hier ist Mayer Syrup, ein Jude . . . . aber der Kaiser ist so gut Dein Kaiser, wie der Kaiser des Protestanten und des Juden. Sprich das nicht noch einmal, sonst finden die Andern, daß sie gescheiter sind als Du, und werden Dich nicht unter sich dulden, weil sie nicht raufen wollen . . . . ." Wieder war's still, nur die Pfarrer sprachen leise mit einander, dann gab der Pastor mit erfreutem Gesichte dem Wirte einen Wink und der brachte ein Schachbrett; und die beiden Pfarrer spielten, indes die Bauern ringsherum standen und schwiegen, theils um nicht zu stören, theils weil sie dies eigenartige Spiel mit seinen Figuren interessierte. — Um kurz zu sein, dies kleine Ding war es, das den Fluch eines Jahrhunderts zum langsamen Verschwinden brachte, das Schach. Täglich spielten die Pfarrer

Digitized by Google

im Wirtshause und die streitbaren Bauern mußten das Maul halten, wie sie selbst sagten, wenn sie in der Stube bleiben wollten; dann aber lernten die Gescheiteren von ihnen dieses Spiel, Pfarrer Neumann ließ ein neues Schachbrett kommen, mit sehr großen Figuren, die den groben Händen der Bauern entsprachen, und so entwickelte sich nach und nach die Leidenschaft des Schachspiels, erst im Wirtshause, dann im übrigen Dorfe; denn die Frauen und Mädchen bemächtigten sich mit Eifer des neuen Zeitvertreibes. So ward der Streit in den Stuben immer mehr eingeschränkt; die Klügeren spielten oder sahen zu; falls sich ein Stänkerer fand, blieb er ohne Unterstützung oder er wurde hinausgeschoben. . . . . Und so erlahmte die ererbte Kraft des Kampfes und Streites in der Brust der überwiegenden Menge, gleichwie ein Gift im Körper, durch ein Gegengift in seiner Wirkung gehemmt, seine verderbliche Kraft verliert. Die Jugend wuchs auf, ohne daß sie Glaubensstreitigkeiten hörte, und lieferte so Männer, die in der Nachbarn nicht den Glaubensgenossen, sondern nur den Nächsten sahen . . . . . , sie lieferte Mädchen, die ihre Gunst nicht nach dem Glauben, sondern nach Gestalt und Gemüth vergaben . . . . .

Die beiden Pfarrer waren aber auf das Schachspiel wie versessen. Täglich kamen sie zusammen, meist in der Wohnung des Pastors und setzten sich nach einigen einleitenden Worten zu ihrer Partie . . . . . Wochen- und monatelang gieng dies so, bis es endlich bei den zwei bejahrten Herren, die so wenig andere Bedürfnisse und Zerstreuungen hatten, zur festgewurzelten Gewohnheit wurde, die sie heilig hielten; war ja doch durch dieses Spiel Ruhe und Friede zwischen die zwei Hälften gekommen.

Nun wird es der Leser aber auch begreiflich finden, daß der alte Pfarrer in unbeschreibliche Wuth gerieth, da er einen Collegen vor sich sah, der kein Schach zu spielen verstand. Im Nu war der Gedanke in ihm aufgestiegen, daß mit einem Male die ganze große Errungenschaft verloren gehen könnte, wenn das Schachspiel der Pfarrer aufhörte . . . . . Was würde er mit seiner Zeit beginnen? Kein Schach mehr spielen können! . . . . Mit den Bauern konnte er's nicht . . . . es paßte nicht . . . . o, und daß der Bezirkshauptmann so gar nicht die angedeutete Bedingung höherorts vertreten und die Anstellung eines schachunkundigen Pfarrers zugegeben hatte! Zu Ende war es mit all' den stillen Vergnügungen, die das Schachspiel geboten, zu Ende mit der schönen Eintheilung der langen Wintertage in diesem kleinen Dorfe! . . . . Jetzt wird Dir nichts übrig bleiben, Neumann, als Dich für einen gebrechlichen Greis zu erklären, Dich pensionieren zu lassen oder höhernorts um einen Aushilfskaplan zu bitten; denn mit den Schachpartien ist Deine geistige und körperliche Kraft verloren gegangen, Du gehörst zum alten Eisen . . . .

Solchergestalt hatten die Gedanken in dem Kopfe des alten, guten Herrn hin und hergezuckt, und dieserwegen war es gekommen, daß er den ganzen Schmerz der Enttäuschung und seine ganze Wuth in ein einziges Wort zusammenpreßte, indem er sein „Pfui" ausrief.

* * *

Am nächsten Tage erschien Pfarrer Leding in der katholischen Hälfte und richtete seine Schritte gegen das Pfarrhaus; es wurde ihm rasch geöffnet und er betrat den Hausflur. Kaum hatte er die Frage nach dem hochwürdigen Herrn gestellt, als ein junges Mädchen aus dem Zimmer trat. Der Pfarrer gerieth in Verlegenheit; es war das erste hübsche Mädchengesicht, das er in dem Dorfe erblickte, noch dazu geschah es dort, wo er es gar nicht erwartet hatte; anstatt der

Digitized by Google

grollenden Miene des Herrn Amtsbruders strahlte ihm ein frisches Mädchengesicht entgegen, mit runden Backen und herzlicher Freundlichkeit... Der Pastor stand da wie in dichtem Nebel; er hörte wohl etwas sagen, daß der Herr Pfarrer seit gestern krank sei, wenn auch nicht ernstlich, und daß er angeordnet habe, jeden Besuch fernzuhalten; doch klang's und sang's ihm um die Ohren, und wie die Sonne ohne Strahlen durch den Nebel glüht, leuchtete ihm die Erscheinung des Mädchens entgegen. Mechanisch schob er sich zur Thür hinaus und erst draußen, als ihm die frische Luft um die Wange wob, erwachte er aus diesem eigenthümlichen Zustande.

Des Pfarrers Nichte war aber nicht weniger durch den Pastor erregt worden. War's doch wieder einmal ein offenes, freundliches Männergesicht gewesen, in das sie hineingeblickt, noch dazu ein wohlgebildetes! — Ach, wie selten ward Ihr solches zutheil! Als des Pfarrers Nichte, und seit einiger Zeit seine einzige Stütze, war sie nie in der Lage, in passende Gesellschaft zu kommen, weder zu jungen Mädchen noch zu Männern. Im Dorfe gab's dergleichen nicht, und was im Pfarrgebäude zu kurzem Besuche vorsprach, waren Beamte aus der Stadt oder der Umgebung, meistens verheiratete und ältere Herren; freilich, die ließen es selten an Complimenten und Unterhaltung fehlen; doch das geschah nur wegen des guten Weines und der guten Braten, die allemal auf der Pfarre zu finden waren, das fühlte sie deutlich. Einmal, im verflossenen Winter, hatte die Gemahlin des Bezirkshauptmannes sie auf einige Tage von dem Oheim ausgebeten und sie in die Stadt auf einen Ball genommen. Sie hatte dort wohl viel getanzt, aber wie schnell war der Abend vorübergegangen, und was hatte er hinterlassen? Kaum die Erinnerung....

Sie hielt noch immer die Klinke, nun schloß sie die Thür. —

Am Nachmittage trat Sidonie mit einem Körbchen aus dem Pfarrgebäude und schlug den Weg nach der breiteren Thalsohle ein, wo ein üppiger Wiesengrund sich vom Bache bis zur Berglehne hinzieht. Sie hatte nicht gerade die Absicht einen Spaziergang zu machen, denn sie hatte das Körbchen mitgenommen, um Sauerampfer zu pflücken, den der Oheim liebte. Eigentlich aber hatte ein unbestimmtes Gefühl sie hinausgetrieben aus der Stube, die ihr zu eng wurde, hinaus in's Freie, wo sie so ganz allein und ungestört ihren Gedanken nachhängen konnte, deren Gegenstand ausschließlich der junge Pfarrer war. Wie bei jedem Menschen, der lange in Abgeschlossenheit und Einsamkeit lebt, die Neigung zu einer kleinen Sünde größer und jede Gelegenheit gefährlicher dazu wird, so war Sidoniens Gemüth durch die unerwartete Erscheinung des Pfarrers in ungewohnte Befangenheit gerathen, in einen Zustand, der angenehm und zugleich peinlich war; denn war es für sie, eine Katholikin, noch dazu des Pfarrers Nichte, nicht sträflich, an einem Protestanten Gefallen zu finden, noch dazu an einem protestantischen Pfarrer selbst? — Und was wohl er über sie denken mochte?

Sie wußte gar nicht, daß das Körbchen schon voll von Sauerampferblättern war; sie hatte auch schon die Wiese quer durchschnitten und stand am Waldrande. Sie machte noch einige Schritte zu der großen Buche hin, deren Fuß ringsherum von einem dichten Moospelze bedeckt war; auf diesem weichen Sitze pflegte sie oft zu ruhn, oft auch mit dem Oheim, auch jetzt wollte sie die kurze Zeit bis zur Abendbeschäftigung hier verbringen. Wie aber erschrak sie, als hinter dem breiten Stamme Tritte rauschten und Pfarrer Leding vor sie trat! Sie hätte in die Erde sinken mögen? Eigentlich zwar nicht, daß sie so unerwartet mit dem Gegenstande ihres Sinnens zusammentraf, sondern, daß

Digitized by Google

sie so über und über roth geworden. Was mußte er sich von Ihr denken! Mußte sie ihm nicht gar zu naiv oder ungeschickt wie ein Dorfmädchen erscheinen? Doch auch des Pfarrers Sicherheit war bei dem plötzlichen Erscheinen des Mädchens ins Wanken gerathen, nun faßte er sich aber.

„Wie schön sich das trifft, Fräulein!“ rief er aus, „nun können Sie mir wohl ausführlicher sagen, wie es meinem verehrten Amtsbruder, dem Herrn Oheim geht?“

„Besser, besser“, entgegnete Sidonie; auch ihr war besser, da die erste Pause vorüber war.

„Ah, wie mich das freut! Seinetwegen; auch Ihretwegen, da Sie ja doch durch die Pflege des lieben Kranken allzusehr in Anspruch genommen würden, und endlich auch meinetwegen, da ich ja doch auf Ihre — auf des Herrn Pfarrers Gesellschaft in dem Dorfe hier angewiesen bin.“

„Der Oheim ist ein gutherziger Mann, er liebt Gesellschaft und mit Ihrem Vorgänger stand er auf dem freundschaftlichsten Fuße.“

„Wie gerne möchte ich meinem Vorgänger auch in dieser Beziehung nachfolgen! Nicht wahr, er kam wiederholt zu Ihnen, ich meine, in die katholische Pfarre?“

„Selten. In Ihrem Hause kamen die beiden Herren zusammen, wenn die Stunde des Schachspiels schlug. Sie spielten nämlich —“

„Ich weiß, ich weiß,“ versetzte der Pfarrer mit betrübter Miene, „sie spielten Schach und ich habe mich heute von meiner alten Wirtschafterin, Frau Cäcilia, unterrichten lassen, welche Bedeutung das Schachspiel für unser Dorf hatte und hat. — Hm, also nicht bei Ihnen — Schade —“

„Der Oheim machte das mit Pfarrer Spät so ab, damit dieser bei seiner schwächlichen Gesundheit nicht bei schlechtem Wetter das Haus verlassen müsse; dem Oheim aber ist Bewegung ein Bedürfnis.“

„Sowie das Schachspiel —“ ergänzte wieder betrübt der Pfarrer.

Etwas verwundert fragte das Mädchen:

„Sie spielen doch —

„Schach? — Nein, Fräulein, nur Mariage.“

Da erschrak Sidonie gewaltig; denn auch sie kannte die Verhältnisse so gut, daß es ihr unfaßbar erschien, wenn Jemand in Rottalowitz auf die Dauer bestehen wollte, ohne Schach spielen zu können. Leding aber, der den Auftritt von gestern in milderer Form wiederholt sah, mußte unwillkürlich lächeln; es war zwar eine kleine, aber doch so ganz eigenartige Welt, in die er da gekommen war; und doch fühlte er sich so angemuthet von diesen Menschen, deren langer Zank und Hader in ein harmloses Spiel ausgeklungen war; und das Mädchen, das ihm dies zu verstehen gab, erschien ihm noch lieblicher als am Morgen.

„Nein, ich spiele nicht Schach!“ Dann stockte er und es entstand eine Pause; endlich fragte er:

„Aber Sie spielen es?“

„Allerdings, und wie der Oheim meint, auch gut.“

„So!“ machte Leding und sann nach, sie aber that unwillkürlich einen Schritt; er folgte ihr, und so giengen sie eine Weile stumm neben einander. Dann aber begann er wieder zu sprechen, leise und eindringlich — wir können nicht sagen, was er sprach, wir blieben rücksichtsvoll bei der Buche zurück. — Bei seinen Worten war sie zuerst stark erröthet, dann hatte sie nachdenklich zugehört; endlich hatte sie zustimmend genickt und er hatte erfreut ihre Hand erfaßt..... so waren sie weiter waldeinwärts gegangen. —

Die Goldamsel hatte gehört, was die Beiden gesprochen, aber sie blieb stumm; von Liebe hatten die Beiden

Digitized by Google

nicht geredet, sonst hätte die Goldamsel, wie es ihre Art ist, laut ihre Freude gesungen! —

* * *

Es erzählten sich's die Bauern und Bäuerinnen, die Katholiken da, die Protestanten dort, daß der neue Pfarrer fast täglich einen langen Besuch in dem katholischen Pfarrhause mache, natürlich um Schach zu spielen; und man fand es begreiflich, daß bei der Jugend des Pastors die frühere Gepflogenheit umgekehrt worden war und die Partien im katholischen Pfarrhause gespielt wurden. Ja, wenn sie aber gewußt hätten, daß Leding kein Schach verstehe! — Alle aber fanden es doch nicht begreiflich und mancher schüttelte den Kopf, wenn die Rede darauf kam; denn der und jener, besonders aber die und jene, wollten bemerkt haben, daß der Pastor gar häufig seinen Besuch machte, wenn Pfarrer Neumann ausgegangen war... hm! Dieses seltsame Gerücht gieng erst behutsam, dann aufdringlicher in den beiden Dorfhälften um und gelangte endlich auch durch gütige Vermittlung einer Nachbarin zu den Ohren Frau Cäciliens, die Leding als Hausverwalterin von seinem Vorgänger übernommen hatte. Diese stutzte, dann lächelte sie befriedigt. „Etwas muß dahinter stecken, sonst würden die Leute nicht reden," dachte sie bei sich; darauf setzte sie sich mit dem Strickstrumpf nieder und als sie ein paar Reihen mit blitzartiger Fertigkeit zu Stande gebracht hatte, war in ihrem Kopfe ein kühner Plan aufgebaut, der dem jungen Pfarrer Unheil bringen sollte. Schon am zweiten Tage nach der Einsetzung Leding's hatte Frau Cäcilia gesehen, daß die schöne Zeit der Selbstherrschaft vorüber sei, begraben mit den sterblichen Ueberresten des braven Pfarrers Spät. Anstatt ihr das Hausregiment zu überlassen, hatte Leding die Hausverwalterin zur gewöhnlichen Köchin herabgedrückt, sie nie eines längeren Gesprächs gewürdigt.... oh, das konnte sie sich auf ihre alten Tage nicht gefallen lassen....

Leding saß in seinem Arbeitszimmer und brütete über einer Predigt. Frau Cäcilia aber schlang heimlich ein großes Tuch um Kopf und Schultern und fuhr zur Thür hinaus, der Hexe vergleichbar, die auf feurigem Besen zum Schlot hinausfährt, nächtlichen Unfug zu begehen. Sie lenkte ihre Schritte dem katholischen Pfarrhause zu. Dort klopfte sie leise und fragte, da die Magd öffnete, ob der hochwürdige Herr zu sprechen wäre; sie hätte von Pfarrer Leding etwas zu melden.... Bald stand sie vor dem alten Herrn und hub ihre Erzählung an.... Ach! Die zweite Aufregung für den alten, braven Seelenhirten, seit der junge Pfarrer in das Dorf eingezogen war! Zuerst mußte er das niederschmetternde Geständnis Ledings vernehmen, daß derselbe nicht Schach zu spielen verstehe, und kaum hatte er sich nach einigen Wochen in stiller Zurückgezogenheit erholt, als er jetzt die Mittheilung vernehmen mußte, Leding halte hinter seinem Rücken geheime Zusammenkünfte mit seiner Nichte! Das war zu viel! Fast hätte er über die Bringerin dieser Post die Schale seines Zornes gegossen, wenn diese nicht wiederholt betheuert hätte, sie habe sich zu dieser Mittheilung entschlossen, um einem neuen Zerwürfnisse unter den Dorfbewohnern vorzubeugen und ihr Gewissen zu erleichtern. Die letztere Begründung war dem alten Herrn im Grunde gleichgiltig, denn er kannte sie als stehende Entschuldigung klatschsüchtiger Weiber; aber das erstere war ein gewichtiges Argument und leuchtete ihm ein.

„Ich danke, Frau Cäcilia," sagte er und entließ sie mit grollender Miene; „ich hoffe, Sie werden gegen Jedermann davon schweigen?"

Digitized by Google

„Natürlich, hochwürdiger Herr,“ flötete Frau Cäcilia und huschte fort. Der Pfarrer aber sank seufzend in seinen weichen großen Stuhl und sann nach; und als ein Weilchen vorübergegangen war, da hatte wieder er einen Plan aufgedaut....

Frau Cäcilia aber trat leise in das Zimmer Leding's und fragte gar demüthig, ob der Herr Pfarrer nicht irgend etwas wünsche; auf sein kurzes „Nein“ zog sie sich zurück und lächelte im Finstern. — O entfesselte Weiber! Ihr seid doch überall dieselben! —

Der nächste Tag war ein Sonntag, und die Sonne stand in eitler Pracht am Himmel, als wüßte sie, daß heute ihr Tag sei. Pfarrer Leding hatte seine Predigt gehalten, ohne Ahnung, welch' ein Gewebe Frau Cäcilia ihm bereitet hatte. Frohgemuth saß er, wenn auch allein, am Mittagstische und dachte mit Vergnügen an den Besuch, den er heute, wie seit einiger Zeit, im Pfarrhause machen sollte. Dort aber saß Pfarrer Neumann auch bei Tische, aber weniger gut gelaunt. ja Unheil brütend, wie ein Meer vor dem Sturme. Sidonie vermochte nicht ihn umzustimmen; ihre Fragen erhielten nur kurze brummende Antworten Bald war die Tafel aufgehoben, und der Oheim zog sich zurück, um, wie er heute ausnahmsweise betonte, sein Schläfchen zu machen. Als sich die Thür seines Zimmers hinter ihm geschlossen hatte, begann er mit großen Schritten auf und ab zu gehn. Bald sollte die Katastrophe eintreten. Frau Cäcilia hatte ausdrücklich gesagt, daß Leding seine Besuche meistens dann mache, wenn der alte Herr schliefe. O, heute wollte er den gewohnten Schlaf opfern, um die Beiden zu überraschen und so dem scandalösen Verhältnisse seiner Nichte, eines gut katholischen Mädchens, mit dem protestantischen Pfarrer ein Ende machen.

Eine halbe Stunde mochte wohl vergangen sein, als er plötzlich vor seinen Fenstern Frau Cäcilia gewahrte, die ihm durch eine Handbewegung andeutete, daß Leding in die Falle gegangen. Mit Verachtung wandte sich Neumann ab und verließ mit schwerem Herzen das Zimmer. Sidonie hatte ihr Gemach auf dem andern Gange, gegen den Garten zu. Vor der Thür hielt der alte Herr an und lauschte; allein er hörte nichts als das Klopfen des eigenen Herzens. Was war das? Waren die Beiden nicht darin? Sollte sich die Haushälterin getäuscht haben? Oder war das saubere Pärchen gar vielleicht in den Garten gegangen, im stillen Busch zu kosen, derweil der Alte in der Stube schlief? — O gewiß nicht, das traute er Sidonien doch nicht zu, auch dem jungen Pfarrer nicht ... Doch da! Was war das? War das nicht das Räuspern eines Mannes gewesen? Ja! Jetzt wieder! Sie waren also doch darinnen, und so stille.... Dem Pfarrer schlug das Herz, daß er glaubte, es werde ihm die Brust sprengen; zitternd tastet er nach der Klinke, da hört er den Pastor jubelnd ausrufen, er reißt die Thür auf.... Der Anblick, der sich ihm bietet, bannt ihn auf der Stelle fest. Auf dem Tische stand ein Schachbrett, davor saß Sidonie, tödtlich erschrocken, während der Pastor, der den Eingetretenen noch nicht erblickt hatte, einmal über das anderemal jubelnd rief: „Matt, matt!“ — Nur wenige Augenblicke dauerte diese Scene, aber dem alten Herrn genügten sie, um ihm Alles klar zu machen; die hastigen Erklärungen des nicht wenig überraschten Pastors brachten vollends Alles in Klarheit.

„Ach, Herr Collega.“ rief Leding. „Sie sehen mich da in einer seltsamen Situation; doch ich versichere, es ist alles correct. Die hohe Wichtigkeit des Schachspiels und Ihrer Freundschaft für mich erkennend, bat ich Fräulein Sidonie, mich in diese Kunst einzuführen. Sie war so freundlich, dies zu thun; heute habe ich meine erste

Digitized by Google

Partie gewonnen und wollte morgen zu Ihnen gehen, um Ihnen zu sagen, daß einem freundschaftlichen Verkehre zwischen uns Beiden, wie Sie ihn wünschen, nichts im Wege stehe. Leider sind Sie zu früh gekommen."

„Frau Cäcilie verständigte mich von den Zusammenkünften."

„Frau Cäcilia? Frau Cäcilia! — Zusammenkünften?" —

„Ja. Sie sehen, daß die Welt draußen geneigt ist, Alles übel zu beurtheilen, was auch harmlos sein mag. Sie kamen also wirklich nur hieher, um mit Sidonien Schach zu spielen?"

„Gewiß," betheuerte Leding.

„Doch warum wählten Sie sich gerade Sidonien zur Lehrmeisterin? — Frau Cäcilia spielt auch Schach."

Da wurden Leding und Sidonie roth, sehr roth sogar und schwiegen und standen da vor dem alten Pfarrer wie Brautleute. Und der Alte wußte Alles! Er errieth, daß die Beiden, wenn sie auch nur Schach gespielt und wenig geredet hatten, doch von Liebe zu einander erfüllt worden. Da wurde er traurig. Er war ein zu guter Katholik, als daß ihn solch' ein Verhältnis seiner Nichte nicht tief verstimmt hätte; andererseits erwog er das Glück des Mädchens. Er beschloß, Alles sofort ins Klare zu bringen. Auf einen Wink verließ sie dann das Zimmer. Zu Leding gewendet sprach er sodann: „Herr, welche Gefühle bringen Sie, ein Protestant, diesem katholischen Mädchen entgegen?"

Da richtete sich der junge Pfarrherr hoch empor, daß er dastand wie eine Tanne, schlug seine Augen voll auf und sagte mit fester Stimme: „Herr Pfarrer, ich besitze ein Herz, wie jeder andere ehrliche Mensch, und da ich Ihre Nichte zum ersten Male sah, empfand ich Liebe zu ihr; aber ich fragte nicht, welchen Glaubens sie sei. Und der mich so fragt, hat wohl nie des Herzens echte Regung gefühlt... nun sage ich nichts weiter, als: ich liebe Ihre Nichte, Herr Pfarrer. Ich werbe um sie." —

Da stand der alte Herr etwas verdutzt da; dann aber faßte er sich und fragte freundlich lächelnd:

„Und Sidonie? Liebt sie Dich, Du junger, stürmischer Freund?"

„Ich glaube — ein wenig," lautete die verschämte Antwort; Leding war wieder klein geworden.

„So komm' in meine Arme, mein Sohn!"

Sie umarmten sich; so lagen sich Alter und Jugend, Katholicismus und Protestantismus in den Armen.

„Sidonie!" rief darauf der Oheim zur Thür hinaus, und als das Mädchen erschien, da legte er die Hände der zu Tode Erschrockenen in jene des Pastors und segnete.

„Kinder," fuhr er fort, „das heutige Ereignis befestigt einen Entschluß, den ich seit Monaten in mir herumtrage. Ich bin alt geworden und will mich zur Ruhe setzen."

„Lieber Oheim!" rief das Mädchen und barg das weinende Antlitz an der Brust des Greises.

„Seien Sie überzeugt," sprach Leding, „daß ich Ihre Nichte glücklich machen werde."

„Nichte?" sagte Neumann und blinzelte unter Thränen zu Leding hinüber.

Als Leding am Abende in seine Behausung trat, kam ihm Frau Cäcilie lauernden Blicks entgegen. Der Pastor reichte ihr die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen; Sie haben heute das Glück zweier Menschen beschleunigt."

Digitized by Google

Das Hirtenmodell.

Aus der Sommerfrische eines Malers, mitgetheilt von P. K. Rosegger.

Vor einem Jahre war ich in einen Gesundheitszustand gerathen, nach welchem die Aerzte mir riethen, ja nachgerade mir befahlen, mein Atelier in der Stadt mit Allem, was d'rum und d'ran ist, zu verlassen und mich wenigstens für einige Monate lang auf das Land zurückzuziehen. Gute Luft, Wald und vor Allem Ruhe. Ich gestehe es, sie hatten mir etwas stark zugesetzt da drinnen, aber es war schwer, mich loszureißen von meinem Element, und anfangs glaubte ich im Dorfe vor Langeweile vergehen zu müssen.

Mein einziger Trost war der Reichthum von Objecten, der mich überall umgab, auf Schritt und Tritt verfolgte. Ich fühlte mich zurückversetzt in frühere Jahre, wo ich das Land durchwandert und Gegenstände gesucht hatte, um sie zu zeichnen. Damals *suchte* ich noch Gegenstände, ohne zu wissen, daß das Nächstliegende das Natürlichste und das Beste ist.

Mitunter kann das Nächstliegende aber auch das Eigenartige und Seltene sein, wovon mein alter Sebastian ein niedliches Beispiel ist.

Ich dürfte ihn vielleicht übersehen haben, wenn er mich nicht eines Tages auf der Gasse etwas entschieden, aber sehr höflich angebettelt hätte.

„Sie haben gewiß etwas Geld bei sich, geschätzter Herr," sagte er, „und es wird Ihnen unangenehm sein, wenn einer Ihrer Mitbrüder heute ohne Abendbrot schlafen geht."

Ich reichte ihm eine Münze. Er hielt sie eine Weile in der flachen Hand, als ob er mir Zeit lassen wollte, mich zu besinnen und sie durch eine andere auszutauschen. Als das nicht geschah, neigte er wiederholt das Haupt und schmunzelte. Da er sich bei dieser Gelegenheit ein wenig aus seiner sehr gebückten Stellung aufrichtete, sah ich, was das für ein schöner Greisenkopf war. Ich arbeitete damals an einem Altarbild, die Geburt Christi darstellend, welches eine bekannte hohe Persönlichkeit für ihre neue Schloßcapelle bestellt hatte. Ich hatte schon längere Zeit nach einem Modell für den Nährvater Josef gesahndet, um die landläufige Schablone dieses Heiligen einmal umgehen zu können. Daran dachte ich, als ich nun den alten Mann betrachtete, aber bald war mir klar, daß dieser verwilderte, knochige Kopf mit der übergroßen Glatze und dem struppigen, grauen Vollbart, mit der langen, scharfkantigen, stark bronzirten Nase und den glühenden, fast wirren Augen nichts war für den gottseligen Zimmermann aus Nazareth. Hingegen ein köstlicher Hirtenkopf, eine charakteristische Schäfergestalt, wie sie um Bethlehem gewesen und zur Krippe zusammengekommen sein sollen.

„Freund," sagte ich also zu dem Alten, „wollt Ihr nicht morgen am Vormittag ein wenig zu mir kommen? Ich wohne beim Mohrenwirth."

„Was soll ich Ihnen denn?" war seine Frage.

„Nichts als ein Stündchen bei mir sitzen."

„Ich will wohl kommen," sagte er, „als die besseren Zeiten gewesen sind, bin ich oft beim Mohrenwirth gesessen."

„Ist möglich, daß es auch wieder was zu trinken gibt," meinte ich, worauf er fragte, ob er nicht lieber gleich mitgehen solle.

Digitized by Google

Wir bestimmten aber doch den nächsten Morgen.

Er kam lange vor der festgesetzten Stunde, blieb aber an dem Einfahrtsthor des Mohrenwirthes stehen bis die Glocke schlug; und damit die Zeit nützlich angewendet würde, bettelte er die Vorübergehenden an. Die Leute giengen an ihm vorüber, ohne seiner zu achten; Einer oder der Andere rief ihm die Worte: „Schon fleißig, Sebastian?“ zu, oder irgend einen harmlosen Spott, und gab auch nichts. Der Bettler machte sich nichts d'rans, und mit dem Glockenschlag pfiffelte er die Treppe herauf zu meiner Stube.

Ich hatte für ihn Brot und gewässerten Wein bereitet und für mich das Zeichenheft. Der Alte hatte einen schlotternden Lodenhabit an; um die Schäden des Beinkleides zu verdecken, hielt er eine blaue Schürze umgebunden, aber auch diese Schürze hatte ein großes Loch. Als er merkte, daß er gezeichnet werden sollte, suchte er sich rasch herauszuputzen, kämmte seinen Bart mit den Fingern durch, legte seine Mütze so auf den Schoß, daß man das Zerrissene an der Schürze nicht sah; aber die Mütze hatte ebenfalls ein Loch. Die rechte Hand hielt er mit ausgespreiteten Fingern an die Brust gedrückt, an den Fingern hatte er nämlich mehrere Ringe aus Messing und Pakfong.

Bevor er sich in diese Stellung gebracht, hatte er vom Weine getrunken. Nach dem ersten Schluck hüstelte er, zog seinen Mund unter die Nase hinauf und sagte: „Ah, das ist stark!“

„Ich habe ihn ja gewässert.“

„Darum sage ich's ja, es ist stark. Es treibt alle Mühlen. Ich trinke es sonst nur, wenn's Branntwein zu löschen gibt da drinnen.“

„Gift nehmt Ihr?“

„Schon seit dreißig Jahren.“

„Das hat Euch zum Bettler gemacht.“

„Laß' ich gelten,“ antwortete er, „und glückselig hat es mich auch gemacht. Oft, sehr oft! Wir armen Leute müssen unser Gutsein im Brennwasser suchen oder im Wein, aber das Brennwasser ist wohlfeiler. Man möchte sich in was hineindenken, und es geht nicht. Der Branntwein heizt unter die Gedanken, da heben sie an zu kochen und brodeln so. Um drei Kreuzer bin ich wieder der Ebensteinhofer, als den sie mich vor sechsundzwanzig Jahren abgetreunt haben. Um sechs Kreuzer bin ich gar schon einer von den Herren, die mich abgetreunt haben — heißt das, wenn's ein Wachholdener ist.“

„Und nun erst um zehn Kreuzer?“ war meine Frage.

„Um zehn, da ist's freilich noch am besten, da lieg' ich draußen neben der Straße und schlaf'.“

„Sagt mir einmal, Vetter,“ sprach ich, indem ich den Stift spitzte, „wie ist Euch denn zu Muth, wenn Ihr die wohlhabenden Leute anbettelt, die an Euch vorübergehen, und sie geben Euch nichts?“

„Wie soll mir denn da zu Muth sein?“ war seine Gegenfrage, indem er sich immer noch Mühe gab, durch Hin- und Herrücken und Glattstreichen der Falten eine feine Figur hervorzukehren.

„Ich meine, da müßte man ja in Zorn gerathen,“ sagte ich.

„In Zorn? Ueber wen?“

„Ueber die herzlosen Leute.“

„Heiliger Gott!“ rief er schnarrend zwischen seinem Bart heraus, „wenn die Leut' ein Herz hätten, giengе Alles betteln. Sind ihrer ohnehin schon zu Viele. — Sollen nur schuldig bleiben, das Almosen, werden es mit Zinsen geben. Es ist aber halt doch auch schön, mein lieber Herr, wenn man so auf der Straße unter allerhand gebildete Leute kommt und lernt ein Benehmen, und wenn Einer sagen kann: Ich bin bettelarm! Man hat keinen Dieb, keinen Borger und Neider, und man hat alleweil sein Unglück aufzuzeigen, da weiß man

Digitized by Google

doch, weswegen Einem armſelig iſt. Reichen Leuten iſt auch oft armſelig, und ſie wiſſen nicht warum. Das muß erſt ein Elend ſein."

„Alſo ſeid Ihr zufrieden?" fragte ich.

„Wer ſagt denn das?" entgegnete der Alte und drückte den Mund gegen die Naſe hinauf, daß der Schnurrbart noch ſtruppiger gegen die Wangen hin ſtand. „Kein Menſch iſt zufrieden auf der Welt, auch nicht der Bettelmann. Mir geht es ſchlecht genug. Ich warte aber auf's Beſſerwerden."

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen gedieh das Bildchen, und als ich dem Alten ſein Conterfei zeigte, wendete er das Blatt hin und her und beſchaute es und ſagte endlich: „Recht brav! recht ſauber! Aber der Fuß iſt ein klein wenig zu lang worden."

Ich erſchrak ſchier bis zu Tode über das künſtleriſche Sehvermögen dieſes Mannes. Es war auf dem Bilde weder Fuß noch Hand, ich hatte nur das Haupt gezeichnet, und da hatte er denn die Naſenlinie für einen Fuß gehalten. Ich machte gar keinen Verſuch, ihm das Bild zu erklären, er freute ſich aber doch darüber. Ich legte es in die Mappe, lud ihn noch für den nächſten Tag zu mir und bedeutete ihm, daß er nun gehen könne.

An der Thür blieb er ſtehen, als ob er noch ein Anliegen hätte. Endlich kehrte er um und fragte in vertraulichem Tone, ob dieſes ſein Bild zum Papſt käme?

„Zum Papſt? Warum nicht gar!"

„Ich thät' wohl bitten, wenn es zum Papſt käme," ſagte er mit treuherzigem Blick.

„Zum Kaiſer vielleicht, wenn es Glück hat."

„Wäre ſchon auch recht. Aber lieber wäre es mir wollten viel, wenn es zum Papſt thät' kommen."

„Warum denn, Alter?" ſagte ich.

„Schau, wir gehören dem Kaiſer zu, dem ſind wir eingeſchrieben. Der Papſt weiß nichts von uns und verlangt ſich vielleicht auch nichts zu wiſſen."

„So!" verſetzte jetzt der Bettelmann, „nichts zu wiſſen von ſeiner Chriſtenheit! — Mich kennt er. Ich hab' ihm eh' Zeit Peterspfennig geſchickt. Er hat mir den Segen geſchickt und den Ablaß. Den Himmel hat er mir verſprechen laſſen, auch Glück auf der Welt, denn — daß ich's nicht verleugne — ich bin ihm nicht zu ſparſam geweſt."

In ähnlicher Weiſe fuhr er fort, und aus ſeiner mitunter verworrenen Erzählung gieng hervor, daß er einmal ein wohlgeſeſſener Bauer geweſen ſei, daß aber ſeine Sache der Kirche zugefloſſen, theils durch ein größeres Legat ſeitens ſeines Vaters, theils von ſeiner eigenen Perſon, durch Zureden der Stiftsfreunde und in der Abſicht, damit den Segen des Himmels zu gewinnen. Dieſer Segen war aber bisher ausgeblieben, es war ihm, je frömmer er geweſen, deſto ſchlechter ergangen, und je mehr er dem Kloſter zufließen ließ, deſto weniger blieb ihm merkwürdigerweiſe ſelbſt, bis Alles dahin war; und dann konnte er von dem Vorrechte der Auserwählten Gebrauch machen und — betteln. Da mußte wohl ein Verſehen mit unterlaufen, denn er hatte ſich den Segen des Himmels anders gedacht. Und ſo wollte er nun mit ſeinem Bilde ſich beim Papſt in's Gedächtnis rufen.

Das Alles hatte er mir mit einer gewiſſen Aufregung dargethan, daß ich wohl merkte, es gehe ihm tiefer, als er im Allgemeinen ſcheinen laſſen wollte, und er gehöre zu Denen, die durch heimliches Grämen und Spintiſieren allmählich im Kopf ein wenig kraus zu werden pflegen.

Ich habe den Greis nun darauf aufmerkſam gemacht, daß die geiſtlichen Herren den Segen Gottes gemeiniglich nicht für dieſe Welt, ſondern für jene Welt meinen.

„Das hat mir unſer Pfarrer auch geſagt," entgegnete er, „und habe ich ihm darauf ſcharf Antwort gegeben: Daß der geiſtlich' Herr nur ſelber ſo

Digitized by Google

viel nach Geld und Gut trachtet und sich um den weltlichen Segen alleweil stärker bekümmert als um den ewigen! Das verstehe ich halt nicht."

„Ich auch nicht," war meine Entgegnung.

„Alsdann auf solche Weise wären wir die Angeschmierten," pfauchte er und machte wieder seine Grimasse, wobei die rothe Nase fast ganz in den Bart hineinkroch.

Ich suchte ihn auf andere Gedanken zu bringen und fragte, ob er ein Freund vom Christkindlein sei? Ob er nicht auf einem schönen Altarbilde stehen wolle als einer der Hirten, die das Kind anbeten? Ich würde ihn als solchen malen.

Er kraute sich den Bart und schaute mich so von der Seite an. „Wenn mir's der Herr", meinte er endlich mit einiger Befangenheit, „wenn mir's der Herr schon so gut meinen, so hätte ich wohl eine andere Bitt'."

Und rückte endlich damit heraus. „Auf dem Altarbild, ja, das wäre freilich eine Ehr' und Fürnehmheit," sagte er, „aber wenn ich schon aufrichtig sein soll, lieber wäre mir doch ein Glasel Schnaps."

* * *

Das Altarbild ist nun fertig. Die Leute loben daran das Eine und tadeln das Andere. Der anbetende Hirte aber mit dem weißen Bart und dem seligverzückten Auge gefällt Jedem. — Wenn sie wüßten, was die Ursache dieser seligen Verzückung ist!

Das entfesselte Ungethüm.

Eine Schilderung von Viktor Hugo.

Ein englisches Kriegsschiff segelte gegen die Kisten der Bretagne. Es war zur Zeit der französischen Revolution. Victor Hugo erzählt diese Fahrt in seinem Romane „Dreinndneunzig". Es hatte sich auf derselben etwas zugetragen, an das wohl kaum Einer denkt, der mit dem Seeleben nicht vertraut ist, etwas, das wohl selten so anschaulich, wie durch den französischen Romancier geschildert worden sein mag.

Es war Nacht, der Capitän sprach eben mit seinem Lieutenant La Vieuville über einen Fremden, der angeblich als Passagier auf dem Schiff war, in der That aber eine politische Persönlichkeit, die dasselbe befehligte und zu Felde zog gegen die Revolution.

Während des Gesprächs der beiden Männer ertönte unten im Zwischendeck etwas, das nichts sonst Gehörtem gleichkam, und ein Verzweiflungsschrei scholl herauf aus den unteren Schiffsräumen.

Die Männer stürzten zum Zwischendeck, vermochten jedoch nicht, in dasselbe einzudringen. Alle Artilleristen stürmten ihnen fassungslos entgegen.

Ein furchtbares Ereignis hatte stattgefunden.

Ein Geschütz der Batterie, ein Vierundzwanzigpfünder, war losgerissen.

Im ganzen Seeleben gibt es vielleicht keinen gleich schrecklichen Moment. Es ist dies das Furchtbarste, was einem Kriegsschiffe auf offener See begegnen kann. Ein Geschütz, das seine Bande entzweibricht, verwandelt sich urplötzlich wie in ein übernatürliches Wesen. Die Maschine ist zum Ungeheuer geworden und diese Masse rollt nun mit den Sprüngen einer

Digitized by Google

Billardkugel auf ihren Rädern umher, seitwärts, wenn das Schiff der Breite nach, vorwärts, wenn es der Länge nach bewegt wird; sie kommt und geht, steht still, als sänne sie über etwas nach, rast dann von Neuem wieder auf und davon, wie ein Pfeil von einem Ende des Fahrzeugs zum andern fliegend: das schlägt Pirouetten und entwischt, schnellt hin und bäumt sich, stößt, schmettert, mordet, vernichtet. Es gleicht einem Sturmbock, der nach Willkür eine Mauer berennt; dabei ist der Sturmbock von Erz und die Mauer von Holz. Es ist, als ob sich die Materie, dieser ewige Sclave, befreit hätte, um Rache zu nehmen, als löse die Bosheit der sogenannten leblosen Dinge sich los und breche plötzlich vor, die Geduld abschüttelnd, dumpf räthselhaft autobend gegen Alles; es gibt nichts Unwiderstehlicheres als solch Wüthen der willenlosen Masse. Der tollgewordene Metallblock vereinigt die Sprungkraft des Panthers mit der Schwerfälligkeit des Elephanten, der Behendigkeit der Maus, der Ausdauer der Axt, der Unberechenbarkeit der Windsbraut, dem Zickzack des Blitzes, der Taubheit der Gruft; er wiegt zehntausend Pfund und hüpft hin und wieder wie der Spielball eines Kindes, in sinnverwirrendem Wechsel zwischen schwindelnden Kreisen und geradwinkligem Abspringen. Und was vermag da der Mensch? Was soll er beginnen? Ein Sturm legt sich, ein Wirbelwind saust vorüber, ein Orkan erlahmt, ein geborstener Mast läßt sich ersetzen, ein Leck verstopfen, eine Feuersbrunst löschen. Wie aber soll man vor dieser kolossalen erzenen Bestie bestehen? wo sie anfassen? Einem Köter kann man zureden, einen Stier stutzig machen, eine Schlange einschläfern, einen Tiger fortschrecken, einen Löwen zähmen; diesem Ungeheuer, dem losgebrochenen Geschütz gegenüber vermag man nichts: man kann es nicht tödten, es ist leblos, und dennoch hat es eine Existenz, eine grausige, von Naturkräften ihm verliehene Existenz; das Schiff, dessen Fußboden es schaukelt, wird von den Wellen und diese werden von dem Wind in Bewegung erhalten; die Vertilgungsmaschine ist ihr Spielzeug; Schiff, Wellen, Windstöße, Alles greift in einander und haucht ihr eine elementarische Seele ein. Wie ist diesem Causalsystem beizukommen? Wie diesem übermenschlichen Räderwerk des Schiffbruchs Halt zu gebieten? und wie läßt es sich berechnen, dieses abwechselnde Kommen und Gehen, Wiederkehren, Stehenbleiben und Anprallen? Jeder einzelne Stoß gegen die Verkleidung des Fahrzeugs kann sie entzweisprengen. Wie die Ursachen dieses männdrischen Herumtobens ergründen? Man hat es mit einem Geschoß zu thun, was sich fortwährend eines Bessern zu besinnen, die vermuthete Richtung zu ändern, räthselhafte Absichten zu haben scheint. Kann man etwas aufhalten, dem man ausweichen muß? Die fürchterliche Kanone tummelt sich, stürmt voran, zurück, schlägt nach allen Seiten aus, entwischt, braust vorbei, spottet aller Voraussicht, rennt jedes Hindernis über den Haufen, zermalmt die Menschen, als wären es Fliegen. Die ganze Entsetzlichkeit der Situation liegt in der Beweglichkeit des Fußbodens: wie läßt sich ankämpfen gegen eine schiefe Fläche, deren Lannen ewig wechseln? So ein Fahrzeug trägt gewissermaßen einen Blitz zwischen den Lenden, der ans dem Kerker hinausstrebt, etwas wie ein Donnerschlag, der über einem Erdbeben dahin rollt.

In einer Secunde war die ganze Mannschaft auf den Beinen. Verschuldet hatte Alles der Stückmeister, der die Schraubenmutter der Kette nicht genug geschlossen und die vier Räder des Geschützes mangelhaft befestigt hatte, wodurch die Schwelle und die Einfassung gelockert, die zwei Scheiben aus dem richtigen Verhältnis gebracht und schließlich die Anhalttaue verschoben worden waren; so gieng denn das Stückwerk auseinander, und die Laffette war

Digitized by Google

gelockert. Feste Anhalttaue, die den Rückstoß verhindern, wurden zu jener Zeit noch nicht gebraucht. Als nun eine starke Welle gegen die Stückpforte anprallte, wurde die nachlässig befestigte Kanone zurückgetrieben, die Kette riß, und das verhängnisvolle Rasen durch das Zwischendeck nahm seinen Lauf.

Um sich dieses ungeheuerliche Hingleiten deutlich zu machen, braucht man bloß an das Herabrinnen des Tropfens längs einer Fensterscheibe zu denken.

Im Augenblick, wo die Kette riß, waren die Artilleristen im Zwischendeck zugegen, einzeln oder in Gruppen, mit den Vorbereitungen beschäftigt, welche Seeleute für den Fall eines Angriffs zu treffen pflegen. Durch eine Senkung des Schiffes nach vorn ins Rollen gebracht, bohrte die Kanone sich durch all' diese Leute hindurch und zermalmte mit einem Ruck vier Mann, dann schnitt sie, durch eine Seitenbewegung des Fahrzeugs aus der Bahn geschleudert, einen fünften Unglücklichen mitten entzwei und rannte gegen Backbord auf ein Geschütz, das sofort von der Lafette stürzte. In diesem Augenblick war der oben vernommene Verzweiflungsschrei ertönt. Alle Artilleristen stürmten die Leitertreppe hinauf, und im Handumdrehen stand das Zwischendeck leer.

Das kolossale Geschütz blieb sich selber überlassen, sein eigener Herr und Herr über das ganze Schiff, das nur seinem Wüthen preisgegeben war. Die Matrosen, lauter Leute, die im Kampfgewühl nur ein Lachen hatten, jetzt standen sie zitternd da, in unbeschreiblichem Entsetzen.

Der Capitän Boisberthelot und La Vieuville, sein Lieutenant, sonst die Unerschrockenheit selber, starrten noch immer wortlos, farblos, rathlos vom Treppenrand hinab, als sie sich plötzlich bei Seite geschoben fühlten durch Jemand, der auch sofort ins Zwischendeck hinunterstieg.

Es war ihr Passagier, von dem sie eben zuvor gesprochen hatten.

Auf der untersten Sprosse der Leitertreppe stand dieser Mann stille.

Wie der leibhaftige Wagen aus der Apokalypse fuhr die Kanone im Zwischendeck ab und zu, und der zitternde Schein der Laterne, die unter dem Vordersten der Batterie hieng, unwob die ganze Erscheinung mit einem zwischen Licht und Schatten schwindelnd hin- und herwogenden Flimmer. Die Umrisse des Geschützes verschwanden in der Schnelligkeit seiner Flucht; bald huschte es schwarz durch die Helle, bald schimmerte es weißlich durch das Dunkel. Es führte sein Vertilgungswerk immer weiter: vier andere Kanonen hatte es bereits zertrümmert und in die Schiffswand zwei Lücken gebrochen, glücklicherweise über der Wasserlinie, aber doch so, daß bei stärkeren Windstößen die Wellen hineinschlagen mußten. Tollwüthend stürmte es gegen das Fugenwerk an; zwar leisteten die sehr starken Spanten noch Widerstand, denn das Krummholz besitzt eine eigenthümliche Festigkeit; aber man hörte sie unter dieser ungeheuern Keule krachen, die in unfaßlicher Allgegenwart von jeder Seite zugleich auf sie einhieb. Das Schrot, wenn man es in einer Flasche hin- und herschüttelt, schlägt nicht toller und unmittelbarer um sich. Immer wieder rasten die vier Räder über die Todten weg und zerschnitten, zerlegten, zerrissen die fünf Leichen in zwanzig herumgeschleuderte Fetzen; die Köpfe schienen noch aufzuschreien, und auf dem Boden folgte ein rieselnder Blutstrom den Schwankungen des Schiffes. Die mehrfach beschädigte Schiffsverkleidung gieng bereits auseinander. Und bei alledem fortwährend der dämonische Lärm.

Der Capitän, der seine Fassung bald wiedergewonnen hatte, ließ durch die Luke Alles ins Zwischendeck hinabwerfen, was den wilden Lauf der Kanone irgendwie hemmen konnte, die Matratzen, die Hängematten, die Segel- und Tauvorräthe, die Säcke der Mann-

Digitized by Google

schaft und die Ballen falscher Assignatscheine, von denen eine ganze Ladung an Bord war, denn diese Niederträchtigkeit hielt man englischerseits für kriegsrechtlich erlaubt. Aber was nützte das Alles, da sich Niemand hinuntertraute, um es so zu ordnen, daß ein Vortheil daraus hätte erwachsen können? Wenige Minuten und das Ganze beinah' war zu Charpie zerfetzt.

Die See gieng gerade hoch genug, um dem Unheil möglichst Vorschub zu leisten. Ein Sturm wäre noch wünschenswerther gewesen, denn er hätte die Kanone vielleicht umgeworfen, und sobald sie nur einmal nicht mehr auf den Rädern lief, konnte man ihr beikommen. Unterdessen wurden die Verheerungen immer bedrohlicher. Schon waren die Masten, welche, im Balkenwerk des Kiels wurzelnd, durch alle Etagen der Fahrzeuge wie große runde Pfeiler emporragen, stellenweise gesplittert und sogar geborsten. Der Fockmast hatte unter den convulsivischen Stößen des Geschützes einen Riß bekommen, und selbst der Mittelmast war beschädigt. Die Batterie gieng in die Brüche; von dreißig Geschützen waren zehn bereits kampfunfähig. Die Lücken in der Schiffsverkleidung mehrten sich, und das Wasser begann schon einzudringen.

Der alte Passagier unten an der Treppe des Zwischendecks schien zu Stein erstarrt. Regungslos und mit strengem Blick schaute er der Verwüstung zu. Ein Schritt vorwärts schien ein Ding der Unmöglichkeit. Jede Bewegung der entfesselten Kanone rückte den Untergang näher. In kürzester Frist konnte der Schiffbruch nicht mehr abgewendet werden. Sterben oder dem Unheil Halt gebieten, zu etwas m u ß t e man sich aufraffen, aber zu was? Und welch' ein ungleicher Kampf! Galt es doch diesen entsetzlichen, wahnsinnigen Block festzuhalten, mit einem Blitze zu ranken, einen Donnerschlag niederzudonnern.

„Chevalier," fragte Boisberthelot, „glauben Sie an Gott?"

La Vieuville antwortete: „Ja, heißt das nein, oder zuweilen doch."

„Beim Sturm?"

„Ja, und in Augenblicken wie jetzt."

„Uns kann in der That auch nur Gott weiter helfen," sagte Boisberthelot.

Alles schwieg, nur der höllische Lärm der Kanone nicht, und von außen antwortete die andringende Flut den Schlägen des Geschützes mit den Schlägen ihrer Wellen; es war, ob zwei Hämmer einander wechselseitig ablösten.

Plötzlich erschien in dem unzugänglichen Raume, wo die Kanone wie in einem Circus umhertollte, ein Mann mit einer Eisenstange. Es war der Urheber der Katastrophe, jener Stückmeister, dessen Fahrlässigkeit Alles verschuldet hatte, und der nun, da er den Schaden angerichtet hatte, ihn auch wieder gut machen wollte. Er hatte mit der einen Hand nach einer Nothspake, mit der andern nach einem geschlungenen Tau gegriffen und war so durch die Luke ins Zwischendeck gesprungen.

Und nun begann ein titanisches Schauspiel: das Ringen der Kanone mit dem Kanonier; eine Schlacht zwischen Materie und Intelligenz, ein Zweikampf zwischen Mensch und Sache.

Der Mann hatte in einer Ecke Posto gefaßt und wartete, Stange und Tau krampfhaft festhaltend, mit der ganzen Spannkraft seiner Muskeln wie auf zwei ehernen Säulen wider eine Spante gestemmt und im Boden wurzelnd, todtenbleich, in tragischer Ruhe.

Er wartete auf den Moment, wo das Geschütz an ihm vorbeirollen würde.

Der Kanonier war mit seiner Kanone vertraut, und ihn dünkte, auch sie müsse ihn kennen. Hatte er doch schon lange Zeit mit ihr zusammen gelebt und — wie so oft — seinem dienstbaren Ungeheuer die Hand

Digitized by Google

in den Rachen gesteckt. Jetzt redete er sie an, wie der Herr seinen Hund: „Komm her!“ Vielleicht war sie ihm lieb geworden. Er schien es zu wünschen, daß sie auf ihn zukommen möge. Aber auf ihn zukommen hieß so viel wie über ihn kommen, und dann war er ja verloren; wie konnte er der Zermalmung entgehen? Das war die Frage, und Alle starrten entsetzt auf ihn herab. In jeder Brust stockte der Athem, nur vielleicht in der des Greises nicht, der als finsterer Zeuge bei den zwei Fechtern im Zwischendeck stand. Auch ihn konnte die Kanone zerschmettern. Er rührte sich nicht, und unter den Füßen Aller lenkten die blinden Wellen die Schlacht.

Im Augenblick wo der Artillerist seine Kanone zum Zweikampf Brust an Brust herausforderte, fügten es die Schwankungen der Flut zufällig so, daß das Geschütz auf einen Moment wie vor Staunen innehielt: „So kommt doch!“ sagte der Mann. Es war, als ob ihn das Ding verstünde. Plötzlich sprang es auf ihn zu. Der Mann wich aus, und die unerhörte Schlacht begann; das Zerbrechliche rang mit dem Unverwundbaren, der Thierbändiger von Fleisch und Bein griff die erzene Bestie an, die Seele eine Kraft. Das Alles gieng in einem Helldunkel vor sich, gleich einem verschwimmenden übernatürlichen Gesicht. Eine Seele! seltsam; es war, als ob auch die Kanone eine hätte, aber eine Seele von lauter Haß und Wuth. Dies blinde Ungeheuer schien Augen zu haben und dem Menschen aufzulauern. Es steckte, wenigstens hätte man es fast glauben mögen, etwas Hinterlistiges in diesem Klumpen. Auch er wartete den günstigen Zeitpunkt ab. Man hätte ihn für ein Rieseninsect aus Eisen mit oder scheinbar mit der Willenskraft eines Dämons halten können. Stellenweise sprang er, eine kolossale Heuschrecke, bis zur niedrigen Decke der Batterie empor, fiel dann, wie der Tiger auf seine Klauen, auf seine vier Räder zurück und machte wieder Jagd auf den Menschen. Dieser, geschmeidig, behend, gewandt, glitt gleich einer Schlange zwischen den züngelnden Blitzen einher. Alle Stöße aber, denen er so flink zu entschlüpfen verstand, trafen das Schiff und setzten die Zerstörung fort.

An der Kanone war ein Stück von der zerrissenen Kette zurückgeblieben und hatte sich, wer kann sagen wie? um die Schraube hinten am Knauf geschlungen, so daß eines der Enden an der Lafette hieng, während das andere, freie, in wilden Kreisen um das Geschütz herumflog, zehnmal beweglicher noch als das Geschütz selber. Die Schraube hielt es wie mit geschlossener Hand fest und nun schlug diese Kette, mit zehn Geißelhieben für jeden Hieb des Sturmbocks, in gräßlichem Wirbel um sich, eine eiserne Peitsche in eherner Faust. Dadurch war der Kampf noch schwieriger geworden. Und dennoch kämpfte der Mensch weiter. Hie und da war sogar er der Verfolger. Er schlich mit seiner Stange und seinem Tau längs der Schiffsverkleidung hin, und die Kanone, die ihn zu verstehen und eine Ueberlistung zu befürchten schien, entfloh, hinterher der gewaltige Jäger. Dergleichen Dinge können nicht von Dauer sein. Auf einmal, als ob sie zu sich selber gesagt hätte: Nein, jetzt muß es ein Ende nehmen! blieb die Kanone stehen. Man fühlte, daß die Entscheidung herannahte. Hinter dieser scheinbaren Unentschlossenheit schien oder war — denn Allen galt das Geschütz für beseelt — ein gräßlicher Vorsatz verborgen. Plötzlich stürzte es auf den Artilleristen los. Dieser sprang bei Seite und rief ihm lachend da capo! nach. Wie um sich zu rächen, rannte das Ungeheuer eine Backbordkanone um und fuhr dann, von der unsichtbaren Schlender, der es als Stein diente, wieder fortgeschnellt, nach Steuerbord, wo es anstatt des abermals ausweichenden Mannes drei Kanonen niederriß. Dann, wie blind und

Digitized by Google

seiner selbst nicht mehr bewußt, wandte es dem Mann den Rücken, durchmaß die ganze Länge der Batterie, beschädigte die Steven und schlug eine Lücke in die Vorderwand. Der Mann hatte sich neben die Treppe geflüchtet, nicht weit von dem zuschauenden Greis, und hielt die Nothspake bereit. Das schien die Kanone zu merken, und ohne sich die Mühe des Umwendens zu geben, flog sie rücklings mit der Schnelligkeit eines Axthiebes auf den Mann zu, der, eingekeilt in seinen Winkel, verloren war. Die ganze Mannschaft that einen Schrei. Aber der bisher so unbewegliche alte Passagier, rascher als jene gräßlich verkörperte Raschheit selbst, hatte vorstürzend und auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden, einen übergebliebenen Ballen falscher Assignate erfaßt und vor die Räder der Kanone geschleudert. Diese entscheidende, halsbrecherische That mit mehr Sicherheit und Genauigkeit auszuführen, wäre selbst einem Solchen nicht gelungen, der mit allen im Buche von Dunosel über „das Exercieren mit Marinegeschützen" beschriebenen Kunstgriffen vertraut gewesen wäre.

Der Ballen war von durchschlagender Wirkung, wie oft auch ein Kiesel einen Felsblock festhalten oder ein Baumzweig einer Lawine eine andere Richtung geben kann. Die Kanone strauchelte. Der Artillerist seinerseits wußte sofort diesen ungeheueren Vortheil auszubeuten und stemmte seine Eisenstange einem der Hinterräder zwischen die Speichen. Das Geschütz stand still; dann neigte es sich etwas seitwärts. Der Mann benutzte die Stange so lang als Hebel, bis er es ins Schwanken brachte, und endlich, als die schwere Masse mit dem Getröhne einer herunterfallenden Glocke niedergesunken war, stürzte er blindlings, von Schweiß strömend, darüber her, um dem zu Boden geworfenen Scheusal die Schlinge seines Tau's um den Hals von Erz zu legen. Es war vorüber. Der Mensch hatte gesiegt, die Ameise gegen den Mastodonten Recht behalten, ein Zwerg den Donner zu seinem Gefangenen macht.

Die Soldaten und Seeleute klatschten Beifall. Mit Tauen und Ketten eilte die ganze Schiffsmannschaft herbei, und um ein Handumdrehen stand die Kanone wieder an Ort und Stelle.

Der Artillerist sagte salutierend zum Passagier: „Mein Herr, Ihnen verdanke ich das Leben". Der Greis aber hatte seine theilnahmslose Haltung wieder angenommen und antwortete mit keiner Silbe.

Wohl hatte der Mensch gesiegt, aber dasselbe ließ sich auch von der Kanone behaupten, denn die Gefahr eines unmittelbaren Schiffbruchs war zwar geschwunden, aber die Corvette damit keineswegs gerettet. Die Wirkungen des Unfalls zu beseitigen, schien ein Ding der Unmöglichkeit. An der Schiffsverkleidung zählte man bis zu fünf Lücken, wovon eine sehr beträchtliche beim Bugspriet; zwanzig Kanonen auf dreißig lagen darnieder. Auch das eingefangene, wieder an Ort und Stelle gebrachte Geschütz verfagte den Dienst, weil die Knaufschraube verdreht war und man es in Folge dessen nicht mehr hätte richten können. Die Batterie war auf neun Stück zusammengeschmolzen. Ein Leck machte sofortige Abhilfe durch die Pumpen nothwendig.

Das Zwischendeck bot jetzt, da man es betreten durfte, einen gräßlichen Anblick. Das Innere eines Käfigs, in dem ein Elephant gewüthet, weist keine größere Verwüstung auf.

Wie viel der Corvette auch daran liegen mußte, (vom nahen Feinde) nicht erblickt zu werden, so lag die gebieterische Nothwendigkeit der unmittelbaren Rettung doch mgleich näher, und man sah sich gezwungen, zur Beleuchtung des Verdecks an den Brüstungen einige Laternen anzubringen.

Während der ganzen Dauer dieses tragischen Zwischenfalls, wobei die Lebensfrage alles Denken in Anspruch nahm, hatte man sich um die Außen-

Digitized by Google

verhältnisse blutwenig gekümmert. Indessen hatte sich der Nebel verdichtet und die Witterung verändert; der Wind war mit dem Schiffe ganz nach Gutdünken umgegangen; die Route war nicht eingehalten worden. Die See gieng höher; mächtige Wellen leckten mit gefahrverkündenden Zungen an den offenen Wunden der Corvette. Das Meer wurde bedrohlich; die Brise artete in Windsbraut aus; es war ein Unwetter, vielleicht auch ein Sturm im Anzuge. Ueber die vierte Woge hinaus konnte man nichts mehr unterscheiden.

Während die Seeleute die Beschädigungen im Zwischendeck, soweit dies vorläufig in aller Eile möglich war, ausbesserten, die Lücken beseitigten und die verschont gebliebenen Geschütze wieder in Stand setzten, war der alte Passagier wieder auf das Verdeck gestiegen und lehnte am Mittelmast.

Ihm war eine Bewegung, die in der Nähe stattgefunden, ganz entgangen; der Chevalier von La Vieuvielle hatte nämlich auf beiden Seiten des Mittelmastes die Marinetruppen in Schlachtordnung aufstellen und die in der Takelage beschäftigten Matrosen durch einen grellen Pfiff auf Raaen commandieren lassen. Nun trat Graf du Boisberthelot zu dem Passagier hin; hinter ihm her schritt ein Mann in beschmutzten Kleidern, verstört, athemlos, und doch mit einem Ausdruck der Zufriedenheit auf dem Gesichte; es war der Artillerist, der sich zu so gelegener Zeit als Thierbändiger ausgezeichnet und die Kanone bemeistert hatte.

Der Graf salutierte vor dem Greise und sagte: „Herr General, hier wäre der Mann.“

Der Artillerist blieb aufrecht, mit gesenktem Blick in vorschriftsmäßiger Positur stehen. „Herr General,“ setzte Graf du Boisberthelot hinzu, „sind Sie nicht der Meinung, in Anbetracht dessen, was der Mann soeben geleistet, könnten seine Vorgesetzten schon etwas für ihn thun?“

„Der Meinung bin ich.“

„Wollen sie demnach befehlen,“ antwortete Boisberthelot.

„Befehlen Sie; Sie sind der Capitän.“

„Sie aber der General,“ entgegnete Boisberthelot.

Der Greis betrachtete den Mann; dann sprach er: „Tritt näher.“ Hierauf that der Artillerist einen Schritt vorwärts.

Der Greis wendete sich gegen den Grafen du Boisberthelot, nahm das Ludwigskreuz von dessen Brust und heftete es an den Kittel des Kanoniers.

„Hurrah!“ riefen die Matrosen. Die Marinesoldaten präsentierten das Gewehr. Der Passagier aber fügte, auf den von seinem Glück geblendeten Artilleristen deutend hinzu: „So, nun führe man ihn zum Tode!“

Digitized by Google

Das verluderte Theater.

Heute ein Nothruf, morgen ein Schrei der Entrüstung, so tönt es oft und öfter herüber aus der Kaiserstadt an der Donau, und so wiederhallt es unheimlich in der Ferne. Ob denn doch etwas an der Sache ist? Der Wiener hat sich immer in's eigene Nest gesetzt, so lange er warm darin saß und wird stets erst patriotisch in der Fremde. Die neuesten Erscheinungen aber sind ernsterer Natur, als die altbekannte Raisonniererei der Wiener. Mit tiefer Bitterkeit klagt manche gewichtige und ernstzunehmende Stimme über schwere Wiener Sünden, sei es in der Politik, sei es in der Volkswirtschaft, sei es in der Journalistik oder in der Kunstwelt.

Ein neues literarisches Unternehmen „Gegen den Strom" (Wien, Karl Gräser) will es wagen, die schweren Schäden rücksichtslos aufzudecken und Umkehr zu predigen. Bisher haben sich diese Prediger in der Wüste hinter Wolken versteckt gehalten, vielleicht um glauben zu machen, daß gesellschaftlich hochstehende Persönlichkeiten hier zu uns reden. Wozu dieses Versteckenspiel? Warum sollen wir nicht wissen, daß die Broschüre Numero Eins: „Nur nicht österreichisch" von Dr. Ilg herrührte und daß die, Numero Zwei: „Wien war eine Theaterstadt" von Müller von Guttenbrunn ist? Besonders Letzterer braucht sich nicht zu schämen mit seiner That. Ja, es ist eine That, die Theaterverhältnisse Wiens in einer Weise zu behandeln, wie es hier geschieht. Durchstreifen wir die interessante Schrift und lassen wir einzelne Streiflichter derselben auf uns wirken.

„Die modernen Aesthetiker," sagt der Verfasser, „sprechen der Kunst im Allgemeinen und dem Theater im Besonderen jeden erziehenden Zweck ab und degradieren die Künste, indem sie dieselben zu erhöhen glauben, zu einem geistigen Luxus."

* * *

„Das Carl-Theater war unter Ascher eine Musterbühne geworden, es concurrierte im feinen Lustspiel und dem modernen Gesellschaftsstück mit dem Burgtheater, da kam die Operette und das ganze Theater verluderte künstlerisch und moralisch, denn dieser Bastard der Kunst, den ein Börsenjobber mit einer Pariser Cocotte gezeugt haben dürfte, schlug durch und brachte dem Director viel Geld ein. Das Theater, das bis dahin von der Kunst gelebt, verfiel über Nacht der rohen Speculation, dem Fieber des Gelderwerbes. So übernahm es später Jauner und er führte es im selben Geiste weiter. Auch das Theater an der Wien verfiel dem Operettenschwindel und es wäre ihm schon damals ausschließlich ergeben geblieben, wenn nicht wie durch ein Wunder, als Notheinlage zwischen einer durchgefallenen und einer noch nicht genügend vorbereiteten Operette, „Der Pfarrer von Kirchfeld" Anzengruber's an dieser Bühne an's Licht getreten wäre."

* * *

„Es ist, als ob die Wiener Theatermänner verblendet, als ob ihnen die einfachsten Geschäfts- und Vernunftbegriffe abhanden gekommen wären."

* * *

Digitized by Google

„Die Zerfahrenheit der Wiener Theaterverhältnisse wird vielleicht am besten an einem Beispiele klar. Als Jauner noch das Carl-Theater leitete, standen auf dem Repertoire seiner Bühne folgende Stücke: „Fernande", „Die Reise um die Erde", „Angot", „Durch's Ohr" und „Mein Leopold". Diese Bühnenwerke vertheilen sich in Berlin ganz genau auf fünf verschiedene Theater: Die französische Effectkomödie wird im Residenztheater, das Ausstattungsstück im Victoriatheater, die Operette im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater gegeben, das feine deutsche Lustspiel gehört der Hofbühne, das spießbürgerliche, der Schwank und die Posse dem Wallnertheater. Jedes dieser Theater lebt glänzend, keines macht dem anderen Concurrenz, jedes spielt für ein anderes Publikum ein anderes Genre — keines kann die Schauspieler des anderen brauchen. Sollte denn aus diesem Beispiel gar nichts zu lernen sein für unsere Theatermänner? Welch' einen Personalstand bedingt nicht ein Repertoire, das demjenigen dieser fünf Bühnen gleichkommt! Wie viel mißvergnügte und oft monatelang unbeschäftigte Mitglieder hat ein Wiener Theaterdirector nicht zu bezahlen, wenn er sich z. B. durch Glücksumstände gezwungen sieht, ein Genre mehr als das andere zu cultivieren! „Die Reise um die Erde in achtzig Tagen" stand hundert Tage auf dem Zettel des Carl-Theaters, manche Operette noch länger, und das Personal des Schauspiels, des feinen Lustspiels und des Volksstücks saß mißmuthig, unbeschäftigt und vom Publikum vergessen monatelang an der vollen Tafel dieser Erfolge, die den Director zu einem Millionär hätten machen können."

* * *

„Daß das Theater an der Wien an ganz denselben Erscheinungen wie die Bühne Jauner's krankte, ist selbstverständlich. Zwischen O. F. Berg und einer Operette wurde „Ciprienne" gegeben, und dann kamen Rosen's Lustspiele und wieder Operetten. Auf Schauspieler wie die Herren Grève und Bassermann, die für 6000 fl. an einem Theater engagiert waren, das nicht leben und nicht sterben konnte, kamen im Laufe eines Winters zwei Rollen! Und Herrn Girardi sah man heute eine verlogene Berg'sche Volksfigur, morgen einen Operettentrottel und übermorgen einen feinen französischen Liebhaber in „Ciprienne" darstellen. Von der Belastung des Hauses mit den hohen Gagen von Schauspielern, die man gar nicht zu beschäftigen wußte, kann man nur mit Hohn sprechen, wenn man weiß, daß die Direction schon zahlungsunfähig war, ehe sie jene Engagements auf drei Jahre abschloß. Die Zustände an diesem Theater waren überaus kläglich! Die Herren Schweighofer und Girardi traten nie auf die Scene, ehe ihnen nicht der Cassier von der Abendeinnahme ihr Honorar in die Garderobe gebracht, und die Gasgesellschaft drohte wiederholt, das Haus nicht zu beleuchten, wenn sie kein Geld erhalte, und einmal hat sie diese Drohung auch ausgeführt. Das Theater mußte an diesem Abend geschlossen bleiben. Daß Alles dies möglich gewesen, trotzdem das Haus täglich ausverkauft war, das sollte für unsere Theatermänner denn doch belehrend sein!"

* * *

„Es ist natürlich, daß ein solches Theater, das alle Gebiete der theatralischen Production bebauen will, auf keinem etwas Rechtes leisten, daß es auf jedem bloß dilettieren kann. In einem Repertoire wird es ein solche Bühne niemals bringen und die verschiedenen Gattungen der dramatischen Kunst werden gesprengt und durcheinandergemengt werden von seinem

Digitized by Google

Personal, das einer wahrhaft künstlerischen Zucht entbehrt. Und die Thatsachen geben mir Recht. Es gehört zu dem Bedürfnis dieses Theaters, seinen ersten Komiker so viel als möglich zu beschäftigen, da derselbe aber in der Operette groß geworden, so verpflanzt er, in das feine Lustspiel gestellt, den Operettenhanswurst in jeden Salon, den er betritt. Aber nicht nur für eine solche Bühne ist es in Wien schwer, sich ein Repertoir zu bilden."

* * *

„Der alte Schlendrian und die Großmännigkeit in Theatersachen haben in Wien entschieden abgewirtschaftet und ein wahrhafter Freund des Theaters kann heute nur immer und immer wieder den Ruf erheben: Theilt Euch in die Arbeit! Spielt im Carl-Theater Possen, Schwänke und das spießbürgerliche Lustspiel, baut meinethalben ein Theater für französische Sensationsdramen, aber vergeßt nicht an ein Volkstheater für das Beste und Edelste, das im Volksstück geschaffen wurde, und dem Theater an der Wien laßt, da sie nun einmal nicht todtzuschlagen ist, die Operette! Nur auf diesem Wege können wir zu Kunstinstituten für jedes einzelne Genre, wie Paris und Berlin sie besitzen, und zu billigen Theatern gelangen. Der Etat eines jeden Theaters, das sich auf ein bestimmtes Genre beschränkt, kann sogleich um die Hälfte verringert werden, denn sein Material (die Schauspieler und Sänger) wird ein viel kleineres sein dürfen und es wird auch im Preise sinken, wenn die Concurrenz um dasselbe aufhört oder doch sich vermindert. So lange in Wien nicht alle Theaterdirectoren sich verbinden, so lange sie nicht, anstatt dramaturgisch zu abenteuern, wie bisher, zu ehrlichen bürgerlichen Geschäftsunternehmern werden, so lange werden sie die Gagen bezahlen müssen, die man von ihnen fordert. Diese Gagen aber sind, bei allem Respect vor den Leistungen unserer Künstler, entschieden zu hoch, sie stehen in einem zu starken Mißverhältnis zu allen anderen bürgerlichen Existenzbedingungen. Auch ist es durchaus nicht einleuchtend, warum gerade Wien, das Wien der unaufhörlichen Theatermisèren, den Schauspielern noch heute, wie in der vorkrachlichen Zeit, die höchsten Gagen, die in Deutschland bezahlt werden, bieten soll. Am Berliner Hoftheater sind 12.000 Mark die höchste Gage, am Burgtheater erhalten blutjunge Anfänger zehnjährige Contracte mit steigender Gage von fünf- bis zu siebentausend Gulden, und ein Wiener Vorstadtbonvivant läßt in allen Zeitungen verkünden, das Carl-Theater zahle ihm 14.000 fl. Gage. Wenn vier davon erlogen sind, so bleibt die Summe noch immer eine horrende und man begreift solchen Erscheinungen gegenüber plötzlich, warum dem Volke und dem gesammten Mittelstande von Wien die Theater verschlossen sind, warum in Wien nur Börsenjobber auf jenen Plätzen sitzen, die in anderen Städten die gebildeten Stände einnehmen, d. h. jene Kreise der Bevölkerung, die einen bürgerlichen Beruf ergriffen haben, die Kaufleute, Gelehrte, Professoren und Lehrer, Privat- oder Staatsbeamte geworden sind und die von einem ganz bestimmten, gewöhnlich nicht sehr hohen Einkommen zu leben haben. Wo ist dieses Publikum in Wien? Die Wenigen, bei denen die Theaterlust so groß ist, daß sie, um dieselbe zu befriedigen, selbst ihrem berechtigten Stolze ein Opfer bringen, diese Wenigen sitzen auf den Gallerien unserer Theater und die Anderen bleiben ihnen ganz ferne."

* * *

„Bei uns kostet ein Sitzplatz auf der allerletzten Gallerie des Burgtheaters sammt der unvermeidlichen, echt wienerischen Vorverkaufsgebühr

Digitized by Google

1 fl. 30 kr., in dem in der Welt ganz einzig dastehenden Premièren-Abonnement sogar 2 fl. 30 kr. Dazu die Garderobe und ein Theaterzettel — macht (auf der vierten Gallerie!) fast 3 fl. Garderobe und Theaterzettel! Nur in einem Lande, in dem die Trinkgeldertheorie in einem ehemaligen Minister ihren Vertheidiger gefunden, konnte ein solcher Wucher in so kleinen Dingen einreißen, wie bei uns. Einen Theaterzettel, der nicht den Wert eines Viertelkreuzers repräsentiert, bezahlen wir mit zehn Kreuzern, und die Aufbewahrung eines Regenschirmes, die man in Deutschland um einen Groschen besorgt, kostet bei uns so viel wie der famose Theaterzettel."

* * *

„Mehr als irgendwo in deutschen Landen, herrscht in Wien in der Kunst wie im Leben das Weib. Jahrzehnte hindurch wurde namentlich das Wiener Theater von den Frauen beherrscht. Hie Gallmeyer! Hie Geistinger! hieß es in der Vorstadt, und im Burgtheater haben wir seit drei Generationen das Glück, immer eine große Tragödin zu besitzen. Man weiß, was das zu bedeuten hat. Selbst im Stadttheater Laube's wußte sich sogleich eine Nebenregierung mit der Tragödin und der Naiven aufzuthun, und Laube ist zum großen Theil daran gescheitert."

* * *

„Jene großen weiblichen Talente waren ein Fluch und ein Segen zugleich für das Wiener Theater, sie haben es entnannt und berühmt gemacht, und sie haben ihre tiefen Spuren zurückgelassen in Kunst und Literatur."

* * *

„Auf Frauenrollen wurde stets das Hauptgewicht gelegt und so besitzen wir nur wenige Schauspieler, die Männer darstellen können, und kein Publikum, daß sich für den „Mann" interessiert. Wilbraudt's „Nero" war genau so schlecht wie seine „Messalina", und doch gieng jener unter und diese lebt. Das ist charakteristisch."

* * *

„Unter diesen unwürdigen Verhältnissen leidet Niemand mehr als die Kunst und die anständigen Künstlerinnen. Die Gage keiner Einzigen reicht aus zu dem fabelhaften Toilettenluxus, den man von ihr fordert, und jedes Mädchen, das in Wien zum Theater geht, steht in Gefahr, an dieser Klippe zu scheitern. Mit ihrem Talente allein wird sie nie und nimmer zu Bedeutung gelangen! Selbst solche Schauspielerinnen, deren schlechter Ruf nichts zu wünschen übrig ließ, brachten es in Wien oft zu 50.000 fl. Schulden bei ihren Schneiderinnen. Und welche Consequenzen zieht dieser wahnsinnige Luxus nach sich! Naive Gemüther fragen verwundert, warum unsere erste Tragödin jedes Jahr nur eine große moderne Rolle spielt. Wer da weiß, daß ihre fünf Roben zur „Feodora" 12.000 fl., also eine Jahresgage, verschlungen haben, der wird ihr auch für diese eine Rolle noch dankbar sein."

* * *

„Als Laube das Stadttheater für immer verlassen hatte, da war es die erste Aufgabe seines Nachfolgers, den Etat des Hauses zu entlasten. Und wie fieng er das an? Er begann mit den Autoren zu feilschen und setzte im Princip die Tantièmen derselben von zehn auf fünf Procent herab — d. h. die Tantièmen der deutschen Autoren, denn die Franzosen dictierten ihre Bedingungen auch ihm. Mit dieser ersten That war der ganzen Directionsführung ihr Stempel aufgedrückt. Beim Theater denkt eben kein

Digitized by Google

Mensch daran, daß die Bühne von dem geistigen Capitale der dramatischen Schriftsteller lebt, daß vom Ertrage dieses Capitals Ministergehalte an Schauspieler gezahlt und tausende Existenzen geschaffen werden, die fast ausnahmslos denjenigen unserer ersten Autoren überlegen sind, trotz der zehn Procent, die sie sich nach langen Kämpfen errungen haben. Und ein erstes Wiener Theater strich diesen Männern die Hälfte ihrer Einnahmen! Nur dem Possenschreiber, dem Hanswurst gestand es Alles zu, was er begehrte."

* * *

„Das heißt das Mißverhältnis zwischen Kunst und Handwerk potenzieren, und wir werden unter solchen Verhältnissen niemals der Schmach ledig werden, daß unsere preisgekrönten Tragödiendichter hungern, während unsere Possenfabrikanten Millionäre werden."

* * *

„Und auch nach einer anderen Richtung hat dieses Stadttheater der letzten Aera eine unwürdige Neuerung geschaffen. Als Laube die volksthümlichen Nachmittagsvorstellungen zu halben Preisen einführte, da wählte er die edelsten Stücke seines Repertoires hierzu, denn er gedachte ja für das Volk zu spielen, und er wußte sehr wohl, daß für dieses das Beste gerade gut genug sei. Das war ein Standpunkt, der jenem gleichkommt, den Schiller vertritt, wenn er die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet. Was aber that Laube's Nachfolger? Er setzte die blödesten Pariser Schandpossen als volksthümliche Vorstellungen an und trug die Pestilenz auch in jene Kreise, die sich zum Glück zu seinen Abendvorstellungen keine Sitze bezahlen konnten. Am Abend durchgefallene französische Stücke, die aber im Vorhinein bezahlt worden waren, gab er Sonntag Nachmittags, um auf seine Kosten zu kommen. Und dieses Vorgehen hat Nachahmung gefunden bei den Idealisten des Carl-Theaters. „Der Vergnügungszug" hieß die zweite Posse dieser Bühne, und dies Stück fiel so gründlich ab, daß es nur an zwei Abenden gegeben werden konnte. Man gab dieses elende Machwerk aber noch an zwei Sonntagen als volksthümliche Vorstellung, trotzdem es so nahe lag, die für den Abend fallengelassenen classischen Stücke am Sonntag Nachmittags aufzuführen. Man ziehe nur einmal die Consequenz aus solchen Erscheinungen. Die ursprünglich edle Absicht Desjenigen, der auf dem Wiener Boden vom Theater herab für die moralische Erziehung des Volkes wirken wollte, ist von seinen Nachäffern in ihr bares Gegentheil verkehrt worden, sie ist untergegangen in dem Sumpfe des Wiener Theaterlebens. Das, was für das Abendpublikum zu schlecht ist, wird jetzt dem Volke vorgesetzt, diejenigen, die ihren Sparpfennig in's Theater tragen, um sich einen Festtag zu machen, werden geprellt und betrogen von den Speculanten, die aus einer sittlichen Idee eine entsittlichende Institution gemacht haben. An dieser Verkennung des Volksgeistes, der nach Edlem lechzt und die gewaltigste Stütze des Theaters sein würde, wenn man ihn zu finden wüßte, an dieser Verblendung wird das Wiener Theater zu Grunde gehen!"

* * *

Als nach dem Ringtheaterbrande im Parquet des Burgtheaters ein Mittelgang hergestellt werden mußte, da sollte der Ausfall an der Tageseinnahme auf irgend eine Art gedeckt werden. Unser Herr Intendant aber hatte trotz seiner financiellen Vorbildung nicht die Einsicht, den Preis der Logen für Millionäre um einen Gulden zu erhöhen, nein, er nahm dem Publikum der letzten Gallerie

Digitized by Google

auf beiden Seiten einige Bänke seiner Sitzplätze (zu 40 kr.) weg und wandelte sie in „Sperrsitze“ (zu fl. 1.30) um! So wird in Wien vom Theater herab das kleine Publikum behandelt. Mit einer Consequenz, die ihres Gleichen sucht, erschwert man dem naiven, nach künstlerischen Genüssen dürstenden Publikum aus den Mittelständen den Weg in's Theater.“

* * *

„Daß all' diese verhängnisvollen Irrthümer in Wien begangen werden können, daran trägt zum großen Theile auch die Wiener Presse Schuld. Jeder Journalist weiß oder könnte Alles das wissen, was ich hier ausgesprochen habe, wenn er es wissen wollte. Aber unter unseren großen Wiener Blättern gibt es kein einziges, das gänzlich unabhängig wäre gegenüber den Theatern, und das Publikum ahnt dies schon längst. Die vornehme und zumeist vernichtende Kritik, die im Feuilleton an den Novitäten geübt wird, weiß nichts vom vielgelesenen Notizentheil des Blattes, und dieser kümmert sich nicht um das Feuilleton. Vorne wird ein Stück „verrissen“ und hinten werden die in den Theater-Directionskanzleien abgefaßten Reclamenotizen für dasselbe Stück abgedruckt. Und als Aequivalent für diese Dienste gibt es für die ganze Redaction jahraus jahrein Logen und Sitze. Daß die schlechten Stücke der Wiener Journalisten in lächerlichster Weise protegiert und gelobt werden, ist selbstverständlich, doch vieles Andere, das noch geschieht, ist es nicht.“

* * *

„Die Corruption des guten Geschmackes geht in Wien gerade von jener Stelle aus, die sich das ganze Jahr zum Hüter desselben macht, von den Journalisten und Schriftstellern. Nichts ist diesen Herrn exotisch und bizarr genug als Reizmittel für ihre Vorstellungen und wenn sie einmal den Namen eines wirklichen Dichters an einem solchen Abend auf den Zettel setzen, so thun sie dies nur, um ihn zu mißbrauchen. So hat man z. B. eine „Concordia“-Vorstellung des „Verschwender“ erlebt, in der die Concerteinlage länger dauerte, als das ganze Stück, das dadurch zu Grunde gerichtet war.“

* * *

„Wien selbst soll sich ein Theater bauen! Das Volk von Wien, das fünfzehn Millionen für ein Haus seiner Stadtväter ausgeben sah, es darf getrost eine einzige Million fordern für einen Kunsttempel zur Erhebung und geistigen Veredlung der Kinder dieser verschwenderischen Väter. Eine Stadt, die sich den Luxus eines so herrlichen Rathhauses gestatten konnte, die sollte sich naturgemäß auch den eines Volkstheaters erlauben dürfen. Kann sie dies nicht, dann war jener stolze Bau die That eines Parvenu, der nicht weiß, daß der innere Comfort eines Hauses seinem Aeußern entsprechen muß, wenn derselbe den Eindruck der Wohlhabenheit und nicht den der Protzigkeit hervorrufen soll.“

* * *

„Der theuerste Sitz eines solchen wirklichen Volkstheaters dürfte nicht mehr als einen Gulden kosten und die besten Stücke, classische und solche, die sich volksthümlicher Art nähern, müßten darin gegeben werden. Jenes blasierte Publikum, das unsere anderen Theater füllt, wäre von vornherein aus diesem verbannt, und das würde ihm zum Segen gereichen. Die theatralische Kunst könnte in Wien nur auf diesem Wege wieder das werden, was sie war, ein Factor im Volksleben, ein Quell der Freude, der Erquickung und Bildung für die Massen.“

Digitized by Google

Bekenntniſſe aus meinem Weltleben.

Plaudereien von P. K. Roſegger.

XI.

Wieder einmal über die Vorleſerei.

Viel zu oft kommt es vor, daß man gerade das Gegentheil von dem thut, was man will und als das Richtige erkennt. Z. B. möchte der Eine gern ſtets im Kreiſe ſeiner Familie ſein und ſitzt doch die meiſte Zeit allein in der Arbeitsſtube, oder ſchlagt ſich allein auf ſtillen Spaziergängen um und hängt Dingen nach, die nach ſeiner Anſchauung viel weniger Wert haben, als das heitere Sein bei Weib und Kind. Ich z. B. ſtelle das ländliche Leben und die Natur unvergleichlich höher als die ſtädtiſche Exiſtenz und ihr Treiben, und habe doch mein Heim in der Stadt aufgeſchlagen. Mir grant vor großen Städten, ich halte ſie für ein Unglück, und doch zieht's mich von Zeit zu Zeit mit Gewalt in ihr unheimliches Bereich, aus dem ich freilich ſchon nach kurzer Zeit ſchaudernd fliehe. Ich finde ſo vielerlei geſellſchaftliche Einrichtungen, Sitten und Modeſachen thöricht und mache ſie zum Theile doch ſelber mit. Da ſieht ein Poet vor Allem die Kraft eines Dichters in der Concentration ſeiner Arbeitskraft auf wenige, aber bedeutende Gegenſtände, und zerſplittert doch ſein geringes Geiſtesvermögen ſozuſagen nur für den täglichen Gebrauch. Ich z. B. habe eine Abneigung davor, mich dem Publikum hinzuſtellen, meine literariſchen Früchte perſönlich zu vermitteln, einen zuſammengelaufenen Haufen fremder Leute zu unterhalten und ſeinen Beifall als das Ziel des Tages zu ſetzen; und doch folge ich immer wieder von Neuem den Einladungen aus Nah' und Ferne, um Vorleſungen in ſteieriſcher Mundart zu halten.

Ich gebe zu, daß dieſer Zwieſpalt zwiſchen Wollen und Handeln zum Theile äußeren Urſachen entſpringt, aber eine ſtarke Seele dürfte ſich davon nicht beſtimmen laſſen. Uebrigens muß man noch froh ſein, wenn die Einheitlichkeit zwiſchen Wollen und Handeln in Dem nicht zu ſehr ſchwankt, was wirklich gut oder böſe iſt, und wenn man den Maßſtab für dasſelbe im kleinlichen Alltagsleben nicht aus den Augen verliert. Die Conflicte in Kleinerem können wohl auch ein Menſchenleben mit Unruhe, Unbehagen und Unluſt erfüllen, aber da ſie ſchon einmal nicht ganz zu vermeiden ſind, ſo muß man ſich mit ihnen zur Noth abfinden.

Man könnte die Sache von der praktiſchen Seite anpacken und damit den Geldſack ſpicken. Wäre das einleuchtendſte Motiv, vor dem nach allgemeiner Auffaſſung jeglicher Conflict aufhören müßte. Aber Jedermann's Sache iſt es nicht. Wo man jedoch in der Lage iſt, nebſt ſeinem Vortheil auch etwas Gemeinnütziges auf ſcheinbar ſo leichte Weiſe zu fördern, als es durch eine meiſt intereſſante Vorleſerreiſe geſchehen kann, da iſt es, bei Gott, ſchwer, nein zu ſagen. Und doch muß ich geſtehen, daß es mir von Jahr zu Jahr mehr Ueberwindung koſtet, vor das große Publikum zu treten und ihm Bauernſchwänke vorzuleſen. Nicht etwa, weil ich fürchten müßte, ſie würden in der ſteieriſchen Mundart ſchlecht verſtanden. Volksthümliche Bilder und Auffaſſungen werden überall verſtanden und nicht eine

Digitized by Google

einzige Stimme — weder im Norden, noch im Süden oder Westen — habe ich vernommen, die sich etwa darüber beklagt, man wäre daraus nicht klug geworden. Auch würde mich nicht beeinflussen eine irgendwo beliebte gewisse Art von Gleichstellung des Rhapsoden mit wandernden Spielleuten und Taschenkünstlern; und das väterliche Lehramt der Tagesrecension, es kann mich nur fördern und freuen, wie jene Kritik eines Provinzblattes, die es gerne öffentlich registriert hat, daß ich, freigebig, wie Dichter schon sind, über das Programm hinaus Eins zum besten gegeben hätte, ohne dazu aufgefordert (ich las dreist: ermächtigt) gewesen zu sein. Ich hatte das überzählige Stücklein lediglich der sechzig Minuten zu Lieb' gelesen, da ich mir stets einbilde, wenn man seine fünfundzwanzig Meilen weit hergeholt wird und sich die Zuhörer schon einmal opferwillig in die Gefahr begeben haben, soll man die Stunde sowie das Publikum auch wacker ausnützen. Da ich so gottlos geworden bin, selbst die Kritik zu kritisieren, so kann auch der Respect vor ihr nicht Ursache sein an meiner Abneigung, öffentlich zu lesen. Die Zeitungen sind ja liebenswürdig über alle Maßen und manches vaterländische Blatt glaubt Seeschlangen, neuentdeckte Kometen und Epizootien nicht öfter verbuchen zu sollen, als den R., der in irgend einem Winkel der Erde wieder eine Vorlesung in steirischer Mundart hält. Zu den höchsten Annehmlichkeiten einer Vortragsreise gehören auch die lustigen Pankenstöße rühriger Verleger in dem Inseratentheile der betreffenden Localblätter, welche Annoncen auf mich den gleichwohl unverdienten Glanz eines praktischen Geschäftsmannes werfen. Zu diesen Pankenstößen kommt naturgemäß das Trommeln der Unternehmer und Anordner der Vorlesung, die Geld brauchen — und bei solch' türkischer Musik zieht man wie ein Cäsar in die Stadt ein, in welcher man dann mit Festessen, Ehrenkneipen und anderen Herrlichkeiten so lange gefeiert wird, bis man ohnmächtig wieder in das Eisenbahncoupée sinkt.

Was bedeutet's, wenn in den Journalen Huldigungsgedichte erscheinen, wenn in Localblättern sogar das Schoßkind aller Redactionen, der Leitartikel, der Biographie des „hochgeehrten Gastes" Platz machen muß? Wenn es im Saale frische Guirlanden gibt und Lorbeerkränze mit hellen Seidenschleifen? Und was bedeutet's denn, wenn sich das Publikum in solchen Massen zum Vortragssaale drängt, daß man ersucht wird, denselben Vortrag an einem Abende zweimal zu halten, weil sich der Saal zweimal füllt! Was bedeutet es denn, wenn Damen um Papierschnitzel sich balgen, die der Vorleser zufällig verstreut hat, wenn die Autographenjäger und -Jägerinnen mit den reizendsten Artigkeiten anrücken und endlich die Feder für einen wohlthätigen Zweck versteigert wird, womit die Autographen geschrieben worden? Was bedeutet es, wenn beim Festcommers die Hymnen klingen von den Lippen der Sänger und der Redner, Hymnen auf den „Gast aus der grünen Steiermark, der sich aus eigener Kraft emporgeschwungen und dessen Name weit über die Grenzen u. s. w." — Was bedeutet all' das?

Nichts.

Nichts bedeutet es, als eine schlaflose Nacht. Trotzdem man sich sobald als möglich in die stille Schlafkammer flüchtet und es sich immer wieder klarmacht, daß all' derlei nichts bedeutet, kann man einer gewissen Aufregung doch nicht Herr werden, während sich bei mir nach gelinden Mißerfolgen (auch solche sind schon dagewesen) allemal bald der Schlummer eingestellt hat.

Die Freundlichkeit der Leute, die mich allenthalben so warm umweht, sie öffnet mir rasch das Herz und der jetzt noch fremde Zirkel ist mir in einer Stunde schon ein trauter Kreis. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit

Digitized by Google

den Menschen ist ein großer Gewinn. Alles Uebrige sind Plagen. Jedoch, soll man darob übermüthig werden? Oder kleinmüthig? Ich werde Beides nicht, sondern bloß freimüthig, und somit sage ich, diese Plagen sind vielleicht lästig, aber immerhin zu ertragen.

Etwas Possierliches, aber auch Unbehagliches hat ein anderer Umstand. In dieser Zeit der nationalen Parteikämpfe beliebt man nämlich da und dort mit der Anwesenheit des unbedeutenden Waldpoeten politische Demonstrationen zu machen. Aus der harmlosesten Bemerkung sucht man eine politische Aeußerung herauszuhören. Wenn ich z. B. in irgend einer mährischen Versammlung sage: „Ich bringe Euch einen schönen Gruß aus Steiermark, meiner Heimat, in deren Mundart ich Euch einige Geschichten und Schwänke erzählen will —," so heißt's im Zeitungsblatt des nächsten Tages: „Er hielt eine schwungvolle politische Rede, in welcher er die Solidarität der Deutschen in Steiermark und Mähren und das einheitliche Vorgehen derselben gegen den nationalen Feind in glänzender Weise zum Ausdruck brachte."

Ich kenne den Ort, wo sich in der Versammlung brausender Jubel erhob, als ein Recitator das Schiller'sche Gedicht vorzutragen begann: „An der Quelle saß der Knabe, Blumen wand er sich zum Kranz —" „Kornblumen waren es, Kornblumen!" rief Alles in heller Begeisterung und ohne das Gedicht zu Ende declamieren zu lassen, brachten sie ein brausendes Hoch dem deutschnationalen Schiller.

Uebrigens sind solche oft unzeitige und unkluge Demonstrationen erklärlich bei der hochgradigen Erbitterung, die in jenen Gegenden zwischen Deutschen und Slaven herrscht, und bei der Frechheit, mit welcher letztere den ersteren immer wieder entgegentreten.

Ich pflege bei meinen Vorlesungen in steirischer Mundart keine politische Reden zu halten; bei mir muß die deutsche Sache schon zufrieden sein mit der bescheidenen That. Bisher war es mir gegönnt, zu Gunsten des deutschen Schulvereines an verschiedenen Orten achtzehn Vorlesungen bei meist überfüllten Häusern zu halten, und ich gebe Jenen, die mich gerne der nationalen Gleichgiltigkeit beschuldigen möchten, zu bedenken, ob eine solche Thätigkeit nicht doch zweckmäßiger sei, als das immerwährende verbitternde Lärmen?

Ich habe als Vorleser mein Augenmerk auf Anderes zu lenken. So muß ich mich zuweilen fragen, ob Eines oder das Andere, was die Darstellung volksthümlicher Sitten und Anschauungsweise so mit sich bringt, nicht in irgend einer Weise unter den Zuhörern Aergernis erwecken werde. Im Saale gibt es allerhand Leute und Keiner wird sein Eintrittsgeld gezahlt haben, um durch etwas im Vortrage verletzt oder auch nur unangenehm berührt zu werden. Ein solches Aergernis ist am leichtesten möglich in Sachen der Liebe und in Sachen der Religion, wenn sich der Zuhörer nicht auf den Standpunkt des naiven und übermüthigen Volkes zu stellen weiß. Das ist Unmündigkeit des Publikums, und sie muß berücksichtigt werden. Allerdings stehe ich nicht an, in meiner „steirischn Londsgschicht" zu sagen, daß bei den Kreuzzügen die christlichen Ritter in's heilige Land gezogen seien, um Gott zur Ehre Heiden zu erschlagen. Dieser Ausspruch hat mir von einem clericalen Blatte einen strengen Verweis eingebracht; selbiges Blatt hat mich Lügen gestraft und mich belehrt, daß bei den Kreuzzügen kein einziger Heide erschlagen worden sei und daß demnach mein Ausspruch böswillige Entstellung historischer Thatsachen oder crasse Unwissenheit wäre; letzteres müsse man allerdings einem Menschen verzeihen, der vom — Ziegenbock auf den Pegasus gekommen. Das vom Ziegenbock ist eine geistvolle Anspielung auf meine

Digitized by Google

einstige Schneiderschaft. Aber der ehrenwerte Kleidermacherstand wird nicht recht wissen, wieso er meinetwegen von jenem Blatte öffentlich verspottet worden ist.

Indes, die erschlagenen Heiden bei den Kreuzzügen nehme ich nicht zurück, sie würden doch nicht wieder lebendig. Hingegen hätte ich damals in Wien mitten in meinem Vortrage am liebsten abgebrochen. Ich las meinen „Pinggaleitna Pforra." Es ist eine Reihe von alten an und für sich harmlosen Anekdoten, die ich zum größten Theile selbst aus dem Munde lustiger Landgeistlicher vernommen, die sich nun aber — wie ich während des Vortrages mit Schrecken bemerkte — im lauten Lesen dem großen fremden Publikum gegenüber durchaus nicht so harmlos darstellten, als im kleinen gemüthlichen Kreise oder in der Lectüre. Mitten war ich drinnen in den kirchlichen Handlungen der Predigt, der Beichte, der Messe. Da dachte ich mir: Der größte Theil Deiner Zuhörer besteht aus Katholiken. Wenn Dich jetzt Einer unterbricht und zur Rede stellt, wieso Du den Cultus einer gesetzlich anerkannten Kirche profanieren könnest, so geschieht Dir recht. — Der Vortrag des Stückes gieng ohne Unglück zu Ende. Nach demselben sagte ich in einigen Worten, daß die Geschichtchen ganz harmlos gemeint seien und nichts als den Volkswitz darstellen wollten, der, weil sein Ideenkreis so gegenstandsarm, gerade oft an kirchlichen Dingen sein Müthchen zu kühlen liebe. Freilich meinten hierauf etliche Leute, sie hätten eine solche Erklärung vollkommen überflüssig gefunden; aber ich war sie mir selbst schuldig und rathe jedem öffentlichen Vorleser, in solchen Dingen lieber um zwei Grade zu viel Scrupel zu haben, als um einen zu wenig.

Die Satire ist ja gewiß eine gute und natürliche Waffe der Sittlichkeit, aber sie wird gegen allgemein schädliche Laster, Fehler und Lächerlichkeiten gezückt und nicht gegen Dinge, die wohl dem Einen nichtig sein können, dem Andern aber zum Stabe und zur Erbauung dienen.

Nicht ganz ohne Gefahr für den unbehilflichen Vorleser ist überhaupt das erste öffentliche Lesen eines neuen Stückes. Er kennt nicht die Wirkung auf das Publikum und nicht die Wirkung auf sich selbst. Mehrmals ist es mir schon passiert, daß die Dichtung mit mir durchgieng; entweder das Komische in derselben brachte mich selbst zum Lachen — und es ist ein Unding, wenn der Komiker das Beste an seiner Sache selber weglacht; oder Ernstes gieng mir plötzlich zu Gemüthe, daß die Stimme, die Geberde litt und die Sache mich in Gewalt hatte, anstatt ich sie. — Niemals weiß man, was passieren kann, wenn man ein Stück das erstemal liest. —

Der eigentliche Grund, warum mir das Vorlesen zuwider ist, besteht in meiner Eitelkeit. Ich möchte als Vorleser mich selbst gerne aufmarschieren lassen. Wenn ich Schwänke erzähle und Anekdoten, die ich gleichwohl selbst verfaßt oder bearbeitet habe, so bin das nicht eigentlich ich. Wenn man schon einmal auf dieser unerhörten Welt ist, so viele Wünsche hat, so viel leiden muß und so viel Steuer zahlen, so fühlt man in sich endlich doch einen tieferen Lebenszweck, als den, seinen Mitmenschen Possen und Schnurren vorzumachen. Im Freundeskreis gelegentlich, ja, da kann man eine Schnurre losſprengen, sie zu Spaß und Tort wohl einmal auch drucken lassen, aber mit wunder Brust in der Welt herumreisen, um den Leuten sein eigenes Bild zu fälschen, das ist nicht gut.

Es ist ein wohlklingender Rath, wenn demnach Einer sagt, ich solle eben einmal etwas von den größeren Werken lesen, die tiefer aus dem Wesen des Verfassers herausgewachsen wären, als die losen Schwänke. Daß ich diesen guten Rath nicht befolge,

Digitized by Google

hat zwei Gründe: erstens darf ich's nicht, zweitens kann ich's nicht. Die Leute wollen weder belehrt noch gerührt werden, sie wollen lachen. Die Tiefen einer Seele sind ihnen zu dunkel, auf der wohlbekannten Oberfläche wollen sie trippeln und verlangen gar nichts, als daß man ihnen diese Fläche ein wenig bunt bemalt und mit hölzernen Figuren besetzt, wie ein Schachbrett. Das conventionelle Vergnügen zu stören, wer darf es?

Und wenn ich mit Theilen aus dem „Gottsucher" z. B., oder aus dem „Waldschulmeister" vorrücken dürfte, so könnte ich es nicht. Denn meine Zunge spricht noch lange nicht so gut hochdeutsch, wie meine Feder, deren Fehler man gütigst bloß für Austriacismen hält, als wären mit dieser Bezeichnung schon alle Fehler entschuldigt. Meine Zunge hat in der Jugend nicht turnen gelernt und hat die Schwerfälligkeit plumper Bauern, die wohl auf rauhem Dorftanzboden flink hopsen und gelegentlich Einen niedermachen können, auf dem glatten Salonparquet aber selber niederfallen.

Es gäbe vielleicht einen Ausweg, dem Publikum und mir zur Noth gerecht zu werden, und man versucht ihn gelegentlich. Bauernschwänke in Mundart verbindet man mit hochdeutschen Brücken, die aber für mich gefährlich sind, weil sie kein Geländer haben. Auf jeden Fall muß mich meine Vorlesung selbst ergötzen können: Denn mich zufriedenzustellen, das ist mir dabei die Hauptsache.

Aber es ist unberechenbar. Meine Abende sind in Bezug auf den Vortrag höchst ungleichwertig. Bei mir kommt Alles auf die Stimmung an, mit schauspielerischer Berechnung kann ich nicht arbeiten, mit absichtlichen dramatischen Mitteln keine Wirkung erzielen. In schlechter Stimmung oder bei körperlicher Erschöpfung verfalle ich zumeist in den Fehler des Schreiens, während ich bei guter Disposition mit gewöhnlicher Stimme besser nuanciere, meine wenigen Mittel beherrsche und also leicht verstanden werde. Ein geschreener Vortrag deutet bei mir also nicht auf eine gefestigte Gesundheit, wie ein Wiener Blatt einmal wohlgesinnt bemerkt hat, sondern auf das Gegentheil. Mögen die Zuhörer zum Schlusse einer Vorlesung noch so lange klatschen da draußen im Saale, wenn ich mit mir selbst nicht zufrieden war, so gehe ich nicht mehr herfür.

Es gehört eine gute Portion Egoismus dazu, um vor der Menge festzustehen. Zu viele Rücksicht auf das Publikum bringt leicht in's Schwanken; daher gedenke ich meinen Conflict auf solche Weise zu lösen, daß ich nicht sowohl das gebe, was sie gerne haben möchten, sondern das, was ich geben will. Es wird nichts Giftiges sein, und wenn es ihnen nicht überzuckert genug ist, dann verzichten sie wohl auf den störrischen Waldpoeten, der freilich nicht ganz so spießig und bösartig ist, als es manchmal den Anschein haben mag, aber auch lange nicht so liebenswürdig, als es böse Leute ausgesprengt haben.

Digitized by Google

Ueber Briefschreiben.

Von Karl von Bruyck.

„Ich glaube fast, daß das eigentliche, intimere Briefschreiben nach und nach ganz verschwinden und zu den historischen Curiositäten gezählt werden wird." So äußerte ich einmal, vor bald drei Decennien, auf einem Spaziergange gegen Hebbel. Diese Aeußerung wurde aber von dem, überdies gerade unwirsch gestimmten Dichter der Judith sehr ungnädig aufgenommen und mit einer gewissen Heftigkeit erwiderte er: „Der Brief entspricht einem ewigen Bedürfnis der menschlichen Natur, wird daher so lange fortbestehen, als die Menschheit selbst."

Daß, so lange Menschen und menschliche Cultur bestehen, auch werden Briefe geschrieben werden, daran zu zweifeln konnte mir natürlich nicht in den Sinn kommen. Davon bin ich so sehr überzeugt, als daß auch in hundert, wahrscheinlich sogar in ein paar hundert Jahren noch wird componiert werden (selbst rein instrumental — was man in der höheren Kunstsprache: absolute Musik nennt), gemalt und gebildhauert, obgleich nach R. Wagner's Theorie (welche mir in dieser Beziehung nicht ohne einen sehr soliden Kern zu sein scheint) die „Einzel"-Künste ihr (wahres, gesundes, natürliches, höchstes) Leben bereits erschöpft hätten.

Auf (relativ) ziemlich frühen Culturstufen begegnen wir schon dem Briefe. Wenigstens berichten uns schon das homerische Epos und die Bibel von solchen. (Uriasbrief.)

Aber in dem Sinne, in welchem jene Aeußerung von mir gemeint war, dürfte derselben mindestens ein eben so fester Kern innewohnen, wie der Wagner'schen Kunsttheorie.

In der Riesenhalle der Weltliteratur nimmt die Briefliteratur eine ganz ansehnliche Stelle ein. Man gedenke nur all' der zahlreichen Briefsammlungen, welche wir von hervorragenden, ausgezeichneten Männern und Frauen besitzen! Ein Menschenleben würde kaum ausreichen, um sie alle kennen zu lernen. Am fruchtbarsten aber dürfte hierin wohl die zweite Hälfte des vorigen und die erste Hälfte dieses Jahrhunderts gewesen sind; dieser Geschichtsabschnitt möchte zu dieser Literatur das stärkste Contingent gestellt haben.

Die Ursachen davon lassen sich auch unschwer erkennen, wir wollen aber hier nicht näher darauf eingehen, außer auf dem Wege indirecter Reflexe.

Ich glaube nun aber wirklich, daß ein Literator des 20. Jahrhunderts, oder auch nur ein Liebhaber dieses Genres, welcher einmal diesem Literaturzweige, wie er sich seit den letzten Decennien fortbildet, „sein Interesse" zuwenden wird, schwerlich eine solche Ausbeute gewinnen möchte, als die erwähnte Periode darbietet. Insbesondere meine ich hier jene Classe von Briefen, in welcher ein starker persönlicher Puls schlägt, so daß sich in ihnen mehr oder minder scharf die ganze Persönlichkeit des Autors spiegelt.*)

Eine Classe von Briefen hat seit jener Zeit ganz gewiß quantitativ außerordentlich zugenommen: jene der Geschäftsbriefe. Es will mir vorkommen, als ob auch der „Privatbrief" (welcher nemlich keine Geschäfts-, literarische oder dergleichen Angelegenheit behandelt,

* Eben um dessentwillen schrieb Goethe dem Briefe eine so hohe Bedeutung, so „unschätzbaren" Werth bei.

Digitized by Google

wenigstens in erster Linie) immer mehr nach dem Modell des Geschäftsbriefes gebaut würde, so daß also seine vornehmste Eigenschaft: möglichste Kürze bildet. Dieser vorherrschenden Neigung zur gedrungensten Kürze, welche ich seit manchem Lustrum in den verschiedensten Kreisen (ohne Unterschied der Geschlechter) reichlich zu beobachten Gelegenheit habe, entspricht auch ganz wunderfam die moderne Institution der Post- und Correspondenzkarten, ja es scheint fast, als ob der Wunsch der Gesellschaftsmajorität, ihre Kurzathmigkeit, ihre Neigung zu aphoristischer Kürze auch äußerlich motiviert zu sehen, selbst diese — bequeme Form geschaffen hätte. Gewiß werden sich Personen genug finden lassen, welche gar keine Briefe mehr schreiben, sondern Alles, was sie auf dem Herzen haben — oder vielmehr meist *nicht* auf dem Herzen haben — in solchen Karten zusammenpacken.

Wofern meine Beobachtung universell gegründet und nicht vielleicht bloß aus zufälligen persönlichen Erfahrungen abgeleitet ist: worauf mag dann diese Brief-Kargheit unserer Tage (im Vergleich zu jüngstverflossenen), dieser Mangel an Mittheilungstrieb beruhen? Es dürften sich der Ursachen mehrere ergeben: vor Allem das Zeitgedränge und die hastige Unruhe, in welcher der größere Theil der cultivierten europäischen Menschheit heute lebt; dann das so riesig angewachsene Zeitungswesen, durch welches so viele Stoffe publice gearbeitet werden, so daß der stärkste Anreiz, sie in Privatcorrespondenzen zu verhandeln, wegfällt; endlich aber auch, und gewiß nicht zu allerletzt, ein gewisser Mangel an Herzenswärme und an Behaglichkeitsgefühl, welche beide Qualitäten in den letzten (politisch-industriellen) Decennien sehr gegen frühere abgenommen haben dürften.

Von mancher literarischen Celebrität, insbesondere von der journalistischen Gattung, mit welcher ich in Correspondenz gestanden, habe ich *brieflich* nie etwas erhalten, woraus ein mit derselben Unbekannter auf deren Geistesqualitäten hätte schließen können. Es machte mir dies nicht selten den Eindruck, als ob solche Männer Alles, was sie an Geist besitzen, sorgfältigst für den — *Geschäftsgebrauch* zusammen hielten. Kommt ihnen während des Briefschreibens ein aparter Einfall, so wird er (so denke ich mir) notiert für — künftigen Geschäftsgebrauch, für einen bloßen Privatbrief (der nota bene nichts einträgt) wäre er zu — kostbar. Ja, man könnte, glaube ich, von manchen dieser Männer behaupten, sie *haben* nur Geist, wenn sie im Dienste des Geschäftsgeistes arbeiten (wofür man sich besonders präpariert), sonst gleichen sie sehr stark den gewöhnlichsten Menschenkindern.

In welcher Manier zur Zeit in europäischen Landen correspondiert wird, davon habe ich freilich (zumal auch der Zahl nach) namhafte Erfahrungen nur mit Correspondenten machen können, welche auf „specifisch" deutschem oder österreichischem Boden (als welche — genau zu unterscheiden sind) leben. Meinen Erfahrungen nach besteht zwischen beiden und ihren Maximen ein bemerkenswerter Unterschied.

Ich habe z. B. nie oder doch nur selten Briefe an „auswärtige" Redactionen und Firmen gerichtet, ohne — in der einen oder andern Form — Antwort zu erhalten, meist sogar in der kürzesten Frist. Dagegen ist bei Wiener Redactionen und (avec permission) Firmen, das Gegentheil etwas sehr Gewöhnliches.*) Wie viele Briefe, die ich an Männer in künstlerischen oder literarischen Angelegenheiten unter Wiener Adresse richtete, und welche durchaus, wenn auch noch so kurz, hätten erwidert werden sollen, sind gänzlich unbeantwortet, unbeachtet geblieben! Die Gewissenhaftigkeit also,

*) Wenige lobenswerte Ausnahmen beweisen nur die Regel.

Digitized by Google

welche dem Minister Gladstone kürzlich einmal nachgerühmt wurde, scheint bei uns zu Lande keinen Cours zu haben. Ich hätte wohl glauben können, daß nur vielleicht mir gegenüber, aus diesen oder jenen Gründen, ein solcher Mangel an Urbanität (um mich parlamentarisch auszudrücken) beliebt wurde, und glaubte es auch lange Zeit. Da fiel mir aber vor Jahr und Tag das renommierte, bei Gerold gedruckte Buch „Briefe eines Unbekannten", in die Hände, dessen Autor lange Zeit, als Legationsrath in Wien lebte. Derselbe war auch dilettierender Componist. Als solcher scheint er einmal ein Quartett für Streichinstrumente an H. gesendet zu haben, wahrscheinlich mit dem Wunsche, daß es zur Aufführung gebracht werde. Einer seiner correspondirenden Freunde, welcher von der Sache wußte, schreibt ihm mehrere Wochen oder Monate darnach: „H. wird Ihnen wohl hinsichtlich Ihres Quartettes schon etwas mitgetheilt haben?" Darauf erwiderte jener: „O, was sind Sie noch für ein unschuldiges Kind, zu glauben, daß mir H. geantwortet haben möchte. *Das thut ein Wiener und ein Musiker niemals. Nicht einmal Wiener Geschäftsleute antworten, wenn man ihnen schreibt.*"

Solches zu lesen — nota bene in einem in neuerer Zeit gedruckten Buche — war mir ein kleiner Trost für so viele erlittene Unbill. Wenn das einem hochansehnlichen Herrn Legationsrath begegnen konnte .....

In der That, die nonchalance, welche bei uns zulande (nach meinen Erfahrungen) im Beantworten von Briefen üblich ist, hat etwas Barbarisches an sich; aber die nonchalance, welche hinsichtlich des Zurückstellens entlehnter Bücher und Musikalien gepflogen wird, bildet ein würdiges Gegenstück dazu. Davon, daß das Beantworten von Briefen zu den gesellschaftlichen Pflichten gehört, scheint innerhalb unserer Grenzpfähle nur eine kleine Minderzahl einige Vorstellung zu haben. Und doch gehört nicht nur das Beantworten von Briefen überhaupt (im Allgemeinen!) zu den Höflichkeitspflichten, sondern auch die Zeit der Beantwortung und — selbstverständlich vor Allem der Inhalt (inbegriffen die Form) sind keine gleichgiltigen Dinge. Von gewissen Namenstags- und Neujahrs-Correspondenzen ist hier natürlich nicht die Rede.

Wenn man aber mit Jemand in Correspondenz steht, die nur einigermaßen auch sachlicher Natur ist, so gleicht jeder Brief, den man abgesendet, einer Frage oder einer Anrede. Es ist aber etwas verzweifelt Peinliches und Langweiliges, wenn man auf solche (fast *immer*) erst nach vielen Wochen, wo nicht gar Monaten Antwort erhält (wo man kaum mehr weiß, was man geschrieben, und nur zu häufig ist dies auch aus der sogenannten Antwort nicht zu entnehmen. Der Effect ist ungefähr der gleiche, als wenn mir bei mündlicher Unterredung Jemand auf eine an ihn gerichtete Frage erst nach einer Viertelstunde Bescheid geben würde.

Allgemeine *Regeln* lassen sich dafür natürlich keine aufstellen: die Individualität und die individuellen Lebensverhältnisse sind hier in erster Reihe maßgebend. Es gibt ohne Zweifel unzählige Fälle und Lebenslagen, welche das mehr oder minder lange Zögern in der Beantwortung oder Erwiderung von Briefen hinreichendst motivieren und entschuldigen, wo nicht gar unmöglich machen. Und ich bin tolerant genug, hieher auch (weil durch eigene Erfahrung darüber belehrt) alle stärkeren, tieferen Gemüths- und Geistesverstimmungen, welchen gerade das nervose Geschlecht der Gegenwart ganz besonders ausgesetzt ist, zu zählen, deren Macht, berechtigten und fast unvermeidlichen Einfluß ich also vollständig anerkenne. Es kann in der That oft lange Zeiträume geben, wo uns jeder Brief, den wir schreiben *sollen* (welcher

Digitized by Google

doch immer gewisse Anforderungen stellt und der nur zu leicht Zustände unseres Innern widerspiegelt oder doch durchschimmern läßt, die wir lieber verbergen möchten) schlechterdings zur Pein wird. Ohne dringendsten Anlaß also schieben wir unsere Erwiderungs-Epistel so lange als möglich hinaus und kein billig und fein Fühlender, zugleich Erfahrener wird uns dies verdenken.

Es gibt auch Individuen (und geistig sehr hochstehende zählen eben so häufig zu ihnen, wie geistig beschränkte), welche eine mehr oder minder große, zuweilen fast unüberwindliche Antipathie gegen alles Briefschreiben überhaupt hegen. (So z. B. hat dies Geibel in einem Gedicht bekannt und ich glaube nicht, daß Shakespeare ein großer Briefschreiber gewesen sein wird.) Von einem mir nahe befreundet gewesenen Manne, mit welchem ich zwölf Jahre lang in intimstem Verkehr stand, habe ich in solch' langer Zeit, trotz mancherlei Anlässe und zeitweiliger persönlicher Trennung, niemals eine schriftliche Mittheilung erhalten, so daß ich nur vermuthen kann, daß er der edlen Buchstabenschreibekunst doch (wenigstens in ihren Elementen) eben so sehr mächtig gewesen sein werde, wie der Notenschreibekunst.

Aber ich glaube die Beobachtung gemacht zu haben, daß es bei meinen werten Landsleuten nur zu häufig die bare — Rücksichtslosigkeit ist, welche sie so sammselig in Erfüllung von Correspondentenpflichten macht. Man schreibt Jemandem z. B. (nehmen wir an, einem Vielbeschäftigten) einen längeren Brief, welchem wir eine Anfrage oder Mittheilung einflechten, auf deren Beantwortung oder Eindruck wir äußerst gespannt sind, ja welche bald zu erhalten für uns von größter Wichtigkeit sein kann. Ist nun der Betreffende nicht in der Laune oder erübrigt er nur schwer und mit (nicht zuzumuthenden) Opfern die Muße, einen solchen Brief ebenmäßig zu erwidern, so bedarf es aber in den meisten Fällen doch keiner besonderen Stimmung, um auf jene Anfragen oder Mittheilungen mit einigen Worten das Entsprechende zu erwidern. Hierzu hat auch Jedermann immer — außerordentlichste Fälle ausgenommen — Muße, da es sich dabei meist nur um den Aufwand einiger Minuten, ja weniger, handelt. Aber auch dies zu unterlassen, rein nur aus Bequemlichkeit, ohne alle Rücksicht auf die Spannung, mit welcher der Andere einer Erwiderung entgegenharrt, kann ich nicht umhin, ein wenig — brutal zu finden. *)

Und mit diesen, ich leugne es nicht, durch Erfahrungen eingegebenen Bemerkungen sei dieser Excurs über Briefschreiben einstweilen geschlossen.

Allerdings ist auch Briefschreiben (im höheren Sinne) eine Art Kunst. Und diese edle Kunst scheint mir eben sehr im Aussterben begriffen zu sein.

*) Eine feste Zeitregel für die Beantwortung von Briefen aufstellen zu wollen, wäre natürlich absurd. Aber ich möchte wohl sagen, daß es sich empfiehlt, einen (überhaupt beantwortenswerten) Brief ohne besonderer Hindernisse und bei leidlich entsprechender Verfassung nicht länger als höchstens vierzehn Tage unerledigt zu lassen. Dagegen empfiehlt es sich eben so sehr im Allgemeinen, eine Zeitfrist von mindestens 6—8 Tagen verstreichen zu lassen, um den Partner nicht zu überhasten. Indessen ist es schon nicht das Wahre, wenn man in ersterer Beziehung nicht von einem inneren Drang geleitet wird, sondern erst durch ein conventionelles Regulativ bestimmt werden soll.

Digitized by Google

Volkstypen aus dem Böhmerwalde.

Von Johann Peter.

II.

„Bua“ und „Diandle.“

Zu den ausgeprägtesten und originellsten Volksgestalten des Böhmerwaldes gehören unstreitig der „Bua“ und das „Diandl“ oder das „Mensch.“ Sie sind die Blüten des Waldvolkes, das lebendig-rührige Element des Hochwaldes, die Repräsentanten des echt gemüthlichen, einfach-naiven Volkslebens: Der „Bua“ der wilde, unbändige Naturgeist, der gleich dem reißenden Waldbach Alles zu beseitigen sucht, was sich ihm hindernd und hemmend entgegen stellt; das „Diandl“ die liebliche, anmuthsreiche Naturseele, die jugendfrische Blume des Hochwaldes, der leuchtende Stern der Waldnacht, die überall mit stiller Bescheidenheit und Gefühlsinnigkeit auftritt und in das Leben des Burschen Rosen der Liebe und Gesittung flicht. Sie ist der kräftige Magnet, der des Burschen Lebenswandel, dessen Streben und Handeln leitet und regelt, und nur dann, wenn dieser Magnet zu wirken aufgehört, überschreitet der „Bua“ die Grenzen des Anstandes, der Gesittung und Humanität und geberdet sich bei einzelnen durch das Volksleben bedingten und bestimmten Anlässen höchst unausstehlich und ruhe- und sicherheitsstörend.

Der „Bua“ des Böhmerwaldes gleicht dem saftigen, markigen, in seiner vollsten Kraft prangenden Tännling des Hochwaldes, und ist wie dieser voll Urwüchsigkeit und strotzender Lebenskraft. Vom sechsten bis zum sechzehnten Lebensjahre wird er allgemein als „Rozbua“ oder als „Lausbua“ betrachtet. Sobald er aber das sechzehnte Lebensjahr überschritten, tritt er in die Gilde und Rechte der „Buama“ (Mehrzahl von „Bua“) ein. Er kann nun ungehindert zur Tanzmusik gehen, kann ein „Diandl hom“ (haben), kann in lauer Vollmondnacht mit den Kameraden singend die Dorfstraße entlang ziehen, und wenn er bereits ein Schätzlein erworben, so steht es ihm auch frei, an dessen „Fensterl“ zu gehen und Einlaß in's „Kämmerlein“ zu begehren. — Dieses erste Stadium des Burschenalters ist reich an charakteristischen Eigenheiten. Da sinnt der Schelm auf nichts anderes, als auf lose Streiche und Possen, die er den Dorfleuten „spielen“ will, und er ruht nicht eher, als bis er den Entschluß seines Uebermuthes durch die That verkörpert hat. Am meisten müssen selbstverständlich die dem Jugendgebahren feindseligen alten Weiber, die sogenannten „Betschwestern,“ und ältere, „weltverdrossene“ Männer leiden. Zur Veranschaulichung derlei harmlosen Uebermuthes diene die Reproduction folgender Vorfälle: In einem Grenzdorfe, am Fuße des Schwarzberges, wohnte ein Wirt, der dann und wann gerade nicht abgeneigt war, mit den „Doafbuam“ „a weng üba d'Schnur zu han'n,“ mit ihnen zu zechen und zu „spaßeln“. Sie nannten ihn spott- und scherzweise „Gatsch“ (Hahn), weil sie in seiner Physiognomie etwas Hahnartiges bemerkt haben wollten. So gut nun mit diesem „Gatsch“ einerseits zu scherzen war, so „hitzig“ konnte er andererseits werden, wenn man ihm den Vorschlag machte, sein Wirtshaus durch ein Aushängeschild als solches

Digitized by Google

erkennbar zu machen. Der liebe Mann, jeder weltgemäßen Neuerung abhold, äußerte sich ein- wie allemal: „Dos wär a Schond!“ Die Dorfburschen beschlossen deshalb, diesem sonderbaren Kauz einen Possen zu spielen, „an dem er genug haben würde“. In einer lieblichen Augustnacht nun hiengen sie vor die Hausthür des Wirtshauses ein mit einem stattlichen Hahn bemaltes und mit der Aufschrift: „Gasthaus zum Galsch“ versehenes Schild. Des andern Tages kommt der Wirt in vollster Hast zum Dorfrichter gerannt und verlangt von demselben Ermittelung der Thäter und strenge Sühne. Was war da zu machen? Der „Richter“ lachte, Alles lachte, bis endlich der Wirt selbst mitlachte. Das Gasthaus aber führt noch heutzutage den ehrenvollen Namen: „Zum Galsch“.

Ebenso ergieng es einem Filz von Zolleinnehmer, der den Kreuzer wohl hundertmal umdrehte, bevor er ihn aus der Hand gab. Derselbe hatte eine junge Tochter, die eher einer egyptischen Mumie glich als einem minniglichen Jüngferlein und fortwährend in total zerrissenen Schuhen gehen mußte. Da bescheidet eines Tages der Einnehmer den alten Dorfschuster ins „Zollamt“ und beauftragt denselben, des „Fräuleins“ Schuhe ja „recht schön zu flicken“. Der ehrsame Meister macht gute Miene zum bösen Spiel und verspricht in unterthänigster Dorfhöflichkeit, sein Bestes zu thun, um die Schuhe wieder „zurecht zu bringen“.

Damit entfernt er sich, und weil es bereits zu dunkeln beginnt, beschließt er, in der Dorfschenke eine „Halbe Bayerisch“ oder „Fürstlich“ (Bier aus fürstlich Schwarzenberg'schen Bierbrauereien) zu trinken. Gedacht, gethan! Bald sitzt er in gemüthlicher Redseligkeit am Wirtshaustische unter den Dorfältesten und plaudert dies und jenes. Der edle Gerstensaft erweckt in seinem bereits verdorrten Leibe tausend Lebensgeister und die Zunge geräth in eine ungewöhnliche Beweglichkeit. Da erzählt er seinen Tischnachbarn die lustige Mär' von den Schuhen und zeigt dieselben zum allgemeinen Gaudium aller Anwesenden vor. Abseits an einem langen Tische saßen die zechenden Dorfburschen. „Das ist a Hetz für uns!“ flüstern sie sich gegenseitig zu — und in kurzer Zeit gelingt es ihrer List, in den Besitz besagter Schuhe zu kommen. Bald ist der Plan ihres Witzes ausgedacht und verwirklicht. Sie nehmen eine lange Stange, befestigen an deren Ende das zerrissene Paar Schuhe, fügen demselben einen Zettel mit der Bemerkung: „nicht mehr des Flickens wert“ bei und pflanzen diese Stange vor dem Zollamte auf. Der arme Schuster mochte sich freilich vor seinem Aufbruche vom Wirtshause „zu Tode gesucht haben“, denn er gieng fluchend und brummend vom Schenkhause weg. Dessenungeachtet erfreute er sich, wie er selbst nachher gestand, eines gesunden Schlafes. Des andern Tages aber wurde er in aller Frühe ins Zollamt gerufen, um sich vor dem Zolleinnehmer ob seiner Missethat zu rechtfertigen, weil nur er nach des Einnehmers Ansicht dieses „Gassenstückl“ ausgeführt haben konnte. Die ganze Geschichte endigte abermals mit einer allgemeinen Lacherei. Wer aber nicht mitlachte — war der beschämte, geizige Zoll-Einnehmer.

„Der „Bua“ des Böhmerwaldes ist eine jugendfrische, kerngesunde Erscheinung. Blühendes Roth umflort das bartlose Gesicht und die blonden Haare sind immer sauber gekämmt; denn der „Bua muß immer nett beisamm' sein, daß sein Mensch mit ihm a Freud hat“. Seine Körperkraft ist allenthalben bekannt, und wer sie allenfalls nicht kennt, der kann sie bei einer Rauferei, bei einem „Graff“, entweder erproben oder bewundern lernen. „Stark“ ist er gerne, und es gereicht ihm zur größten Freude, wenn

Digitized by Google

man ihm den Vorzug der Stärke zuerkennt. Jeder Bursche will im Dorfe der „Stärkste“ sein. Deshalb pflegen die Dorfburschen mit Leidenschaft das Ringkampfes. Am Sonnabende versammeln sich nämlich die „Doafbuam“ auf der Wiese oder auf dem „Anger“ und „ringen“ oft zwei bis drei Stunden lang, oft bis spät in die Nacht hinein bei Sternenglanz und Vollmondschein. Dorfmädchen, Männer, Weiber und Kinder bilden dabei das zusehende und beifallspendende Publikum, und derjenige Bursche, der den Sieg im Ringkampfe davonträgt, gilt als der „Stärkste“ und wird als solcher gefürchtet und bewundert. Er ist bei jeder Rauferei der Donangeber und der am meisten Gefürchtete. Auch das sogenannte „Hageln“ ist eine unter den Dorfburschen des Böhmerwaldes allgemein verbreitete Sitte und wird aus dem einfachen Grunde so fleißig geübt und gepflegt, weil man dadurch die „Stärke probieren“ kann. Zwei Burschen sitzen an den beiden entgegengesetzten Tischenden und „hageln über'n Tisch“. Dabei verflechten sie sich mit den gekrümmten Mittel- oder Zeigefingern und nun trachtet jeder mit größtem Kraftaufwande seinen Gegner an sich zu ziehen, „aufzuhageln“. Wer früher nachgiebt, oder wer „aufgehagelt“ wird, der hat „verloren“ und der Sieger lächelt stolz und fordert in seinem Siegesbewußtsein auch die anderen Burschen auf, mit ihm zu „hageln“, welcher Aufforderung dieselben mit aller Bereitwilligkeit nachkommen. Oft dauert dieses „Hageln“ ganze Sonn-Nachmittage und nicht selten artet dieses harmlose Vergnügen in eine allgemeine Rauferei aus, weil mitunter manch ein Bursche einen „Vorthl“ (Vortheil), eine List dabei anwendet, die verboten und unstatthaft ist.

Auf saubere Kleidung hält der „Bua“ sehr große Dinge. Zwar gestattet ihm sein Stand nicht, an Werktagen „schön herum zu gehen“, aber an Sonn- und Feiertagen, da zieht er sein Bestes an. Der schwarze Filzhut oder die blaue Soldatenmütze sitzt keck auf dem in die Höhe gerichteten Kopfe, das Auge blinzelt bald nach dieser, bald nach jener Seite oder Dirne hin und den Mund umschwebt ein ewig heiteres, ironisch angehauchtes Lächeln. Das Halstuch darf nicht fehlen, es gehört „zum Ganzen“, und der kurze Rock muß aus „feinem“ Tuche „gemacht“ sein. Handschuhe, Fingerringe (mit Ausnahme solcher Silberreifen, die er vom „Mensch“ bekommt) und andere Schmucksachen kennt er nicht. Dagegen aber hält er sehr viel auf eine Uhr und auf die dicke, schwere, silberne Uhrkette.

Das Hemd ist aus „harwener“ (feingewebter und weißgebleichter) Hausleinwand genäht und muß stets rein sein. Unter der rechten Hosentasche hat er noch eine andere schmälere aber tiefere Tasche, „Messasog“ (Messersack) genannt, worin sich das „lange“ scharfgeschliffene „Raufmesser“ befindet, mit dem er sticht und rauft. — — Leder- und Kniehosen kennt man im Hochwalde nicht, Während der „Bua“ am Wochentage Holzschuhe trägt, tanzt er am Sonn-Nachmittage in feingewichsten Stiefeln mit „hohen Stockln“ (Absätzen). —

In psychologischer Hinsicht unterscheidet sich der „Bua“ wesentlich vom „Monn“. Mit der Religion nimmt er es nicht so genau. Er geht nicht in die Kirche, um dort zu beten, sondern vielmehr darum, um mit seinem „Schotz“ zusammenzukommen. Am Kirchwege ist er kreuzfidel und lauter Witz- und Scherzreden entschlüpfen seinem losen Munde. Da geht er ganz ungezwungen und frei in seinen Manieren an der Seite des „Diandls“ und weiß demselben allerhand schöne Sachen ins Ohr zu erzählen. Oft erlaubt er sich ein zu sehr gewagtes Wort, weil er gewiß ist, daß es von Seite der Dorfschönen

Digitized by Google

nicht gar zu übel aufgenommen wird. Sowohl vor als auch nach der Kirche führt er sie „zum Bier“ und singt dabei seine lustigen „Liadln“, „Gsangln“. Ruft dann die Glocke zur Andacht, so drängt er sich mit der stauenden Menge ins Gotteshaus und verbringt daselbst die Zeit bis zum „letzten Segen“, vor welchem er bereits die Kirche verläßt, um draußen „am Kirchenplatze“ sein „Mensch“ zu erwarten. Nun rotten sich hier die „Valiabt'n“ zusammen und gehen ins Wirtshaus „auf a Semmel und a Bier“. Dort vergnügt man sich auf die mannigfachste, mitunter unschicklichste Art und Weise. Selbst das züchtigliche Mädchengeschlecht — wird zuweilen sehr frei in der Wahl seiner Worte und secundiert dem Burschen in einer nicht wenig erstaunenswerten Weise. Ja manches „Mensch“ übertrifft selbst den frivolsten Burschen in unmoralischen Reden und Witzen. Nicht selten werden bei derartigen Kirchgängen die heimlichen Zusammenkünfte „ausgemacht“, und was einmal „ausgemacht“ wurde, das wird auch „gehalten“. Die Folgen dieser unlauteren Zusammenkünfte sind bekannt.

Das „Diandl“ des Böhmerwaldes gleicht in Temperament und Lebensweise ganz und gar dem „Buam“. Es hält viel auf ein schönes „Gwond“, auf die „Musi“ (Musik), auf eine „Liabschoft“ und auf „a guad's Ess'n“. In der Wahl des „Gwondes“ ist es sehr heitlich. Das „Werktagwond“ besteht zumeist aus blaugefärbtem Leinwandrock, aus der „rupfanen Pfoad“, aus dem obligaten steinfest gebundenen „Kopftüachl“, zuweilen auch aus einem um den Mund gebundenen „Mäntüachl“, ferner aus zwei Strümpfen und Holzschuhen. Am Sonntage dagegen, da putzt sich die Jungfer gar stattlich heraus. Da werden drei bis vier Unterröcke angezogen, damit der Unterleib recht „gschaupat“ (breit) wird; darüber kommt nun das „Feitoggwond“, entweder der „schofwoilane Kidl“, oder der „batistene Kidl“, oder der „hoibseidene Kidl“. — Je schreiender des Ueberkleides Farben sind, desto schöner das Ansehen einer Dorfschönen. Denn so will es der Dorfgeschmack. Das „Kopftüachl“ wird auch am Sonntage beibehalten, aber das „Feitogtüachl“ besteht aus Seide und ist somit nobler und der Weihe des Tages angemessener. Das Oberkleid wird noch mit dem „Füada“ (Fürtuch = Schürze) umhüllt und an den Füßen sitzen zwei geschnürte Lederschuhe oder Pantoffel. Die Haare sind in lange Flechten geformt oder sie werden glatt an den Scheitel gekämmt und zu einem „Schopfe“ (Zopfe) zusammengebunden; im „Schopfe“ steckt der „Horkampl“ (Haarkamm). — So des „Diandls“ Kleidung.

Das „Diandl“ ist die Singdrossel unter den Menschen des Böhmerwaldes, denn mit dem frühesten Morgen beginnt ihr glockenreiner Gesang, dauert fort bei der Arbeit und endet erst mit dem Ende des Tages. Ungemein lieblich hört es sich an, wenn die Dorfmädchen Abends aus dem Walde, wo sie entweder Gras oder Waldstreu gesammelt hatten, singend ins Dorf zurückkehren. Da erklingen die zweistimmigen Jodlerchöre weithin durch die stille Abendlandschaft, um in den nachtdunklen Bergen in sanften, hinsterbenden Klängen zu verhallen.

Groß und aufrichtig ist die gegenseitige Freundschaft der Böhmerwald-„Diandln“. Leid und Freud, Liebe und Kränkung werden gegenseitig mitgetheilt; da stört selten eine geheime Eifersucht die Harmonie der Seelen, eine lebt mit der andern und für die andere. Abends sieht man sie gemüthlich beisammen in der „Rockenstube“, an Sonn- und Nachmittagen versammeln sie sich in irgend einem Hause oder im Waldschlage, um sich durch Spiel und Gesang oder durch

Digitized by Google

„Bialklaum" (Beerenklauben) die Zeit zu vertreiben.

Im Verhältnisse zum „Buam" sind die meisten „Mensch" treu und aufrichtig, ergeben und duldsam. Wie sich die Geschlechter in der Jugend gebahren, so leben sie auch im Stande der Ehe — ihre ganze Obsorge ist dem Wohle der Familie gewidmet.

„Näl" und Nal."

Bekannte und ehrwürdige Volksgestalten des Böhmerwaldes sind der „Näl" und die „Nal" — Großvater und Großmutter. — Die gesunde, oxygeniumreiche Gebirgsluft, das klare, reine Quellwasser, sowie die naturgemäße Kost und Lebensweise tragen ihr Wesentlichstes bei zur Erreichung eines hohen Lebensalters und demzufolge begegnet man im Böhmerwalde Greisen und Greisinnen, die mitunter eine Last von hundert Jahren auf dem Rücken tragen. Der „Näl" oder der Großvater und die „Nal" oder die Großmutter leben im sogenannten „kleinen Ausnehmerstübl" im Ausgedinge, im Ruhestande, ausruhend von des Lebens Müh'n und Lasten, ihren stillen, ruhigen, mild-gesegneten Nachkommen und zumeist mit gutem Gewissen überschauen sie die lange Epoche ihres Pflanzens und Strebens, ihres Wirkens und Werkens, das sich in ihren Kindern und Enkeln erneut und wiederholt. Mit unsäglicher Sorgfalt hüten und leiten sie die kleinen, ihrer Führung anvertrauten Enkelkinder und hätscheln und pflegen dieselben mit rührender Selbstaufopferung. Das schönste und sprechendste Beispiel solcher Großelternliebe erzählt uns Stifter in seinem „Granit", wo sich der Großvater des unwissentlich schuldig gewordenen Adalbert annimmt.

Da sitzt die „Nal" mitten im Kreise der spielenden Kinder in grüner Wiese unter Blumen und meterhohen Gräsern, labt sich an dem unschuldigfröhlichen Treiben der Kleinen und träumt dabei ihren goldenen, verschwundenen Jugendtraum wieder. Dort führt der „Näl" den wißbegierigen Jungen an der Hand und erzählt ihm allerlei nützliche, gemüthsveredelnde Geschichten, Märlein und Sagen, an denen der Böhmerwald so reich ist. Jetzt sitzen sie am Raine, der Knabe zieht das Buch hervor, der „Näl" versieht das Amt eines Lehrers und läßt den Jungen „aufsagen". Die „Nal" wiederum macht den Schiedsrichter zwischen den sich beim Spiele zerworfenen Kindern und ermahnt sie zu Verträglichkeit, Einigkeit und Liebe. Da plötzlich ertönen des Dorfglöckleins milde Klänge und mahnen zum Gebete. Die „Nal" kniet nieder, faltet die altersdürren Hände und betet vor, während die im Halbreise herumknieenden Enkel händegefaltet nachbeten. Dann erzählt ihnen die „Nal" vom egyptischen Josef von den sieben Raben u. dgl. m. und die Kleinen horchen mit lebhafter Neugierde. Tugend und Gottesfurcht sind die zwei hehren Ziele, die die Großeltern bei der Führung ihrer Enkel anstreben und das vermögen sie mit so einfältigen Mitteln, daß der Berufs-Erzieher wohl Manches an dieser Erziehungsmanier gewinnen könnte. Dabei geben sie selbst das würdigste Beispiel durch ihr ehrfurchtgebietendes Alter und ihre ungeheuchelte Gottesfurcht. — Mitunter kann Großmütterchen nicht mehr gehen; die Last der Jahre hat das Weibsen niedergedrückt, sie ist unvermögend und hinfällig worden. Da scheut sich nun der Sohn oder der Enkel keinesfalls, die ehrwürdige Greisin zur Kirche oder zum Kreuzbilde am Feldrain zu führen, wo sie ihre langdauernden Gebete spricht. Im Hause haben die Großeltern trotz ihrer Zurückgezogenheit vom wirtschaftlichen Leben die Führerrolle, der Sohn befolgt achtungsvoll

Digitized by Google

den einsichtsvollen Rath des altersgrauen Vaters und die „Schnur“ (Schwiegertochter) ehrt mit hingebender Liebe ihre Schwiegereltern: den „Schwecha“ und die „Schwiga“. Sie bringt ihnen das „Eff'n“ in's Bett, hält den zitternden Händen derselben Teller und Schüsseln vor, reinigt und säubert sie wie die eigenen Kinder und pflegt sie in der Krankheit wie die leiblichen Eltern. Daraus erklärt sich nun das gute Einvernehmen, die innige, naturwahre Herzlichkeit und rückhaltlose Gegenliebe, womit die junge Bauernfamilie mit ihren Eltern im Ausgedinge lebt.

Der „Näl“ und die „Nal“ werden aber auch von der ganzen Dorfjugend verehrt, denn sie sind es, die während der langen Winterabende in der Rockenstube die Dorfjugend durch allerlei wunderbare Erzählungen und Gschichten unterhalten und beglücken, die Poesie und Leben hineinzaubern in das fröhliche Treiben der Geschlechter und die es zu Zeiten nicht „verreden“, am Tanzboden einen gemüthlichen „Schleifer“ nach altmodischer Art mitzutanzen. Und wie das die beiden Alten können! —

Und stirbt dann so ein ehrwürdiger Dorfgreis oder so eine silberhaarige Greisin, so werden sie vom ganzen Dorfe zu Grabe begleitet und manche Thräne fließt an ihrer letzten Ruhestätte.

Der „Näl“ und die „Nal“ sind gewissermaßen des Waldvolkes Lehrer und Erzieher, Propheten und Seher, denn sie wissen von allem Guten und Nützlichen Bescheid und können mitunter sogar auch ein Wörtlein von der Zukunft „geheimster Saat“ sprechen: – sie sind das ehrwürdigste, nachahmungswürdigste Element des Böhmerwald-Dorfvolkes.

Unter den „Ratschern“.

Eine Jugend-Erinnerung von **Ed. Jg. Freunthaller.**

Zur selben Zeit, als unser Herr auf dem Berge Golgotha den Kreuzestodt erlitt, kamen Finsternisse über den ganzen Erdenkreis und die Erde erbebte in ihren Tiefen und Gründen. Kein Schall sollte sein und die Wasser sollten aufhören zu fließen und sollten erstarren. Aber sie hörten nicht auf zu fließen und erstarrten auch nicht; ruhig, als wenn nichts geschehen, flossen sie weiter, und trugen Schifflein und trieben Mühlen. So mußte von da ab um Weihnachten alles Wasser erstarren und in der Leidenswoche des Herrn lärmen die „Ratschen“. Wenn aber um Weihnachten die Erde grünt, dann muß sie zu Ostern sich weiß bekleiden und erstarren müssen alle Gewässer, auf daß sie weder Schifflein noch Mühlen treiben.

Und am „Antlaß-Pfingstag“ (Gründonnerstag) ziehen alle Glocken nach Rom zur heil. Beichte und kehren erst am Charsamstag wieder, und verkünden mit Hall und Schall die „Glorie des Herrn“. In der Zeit aber, da alle Glocken schweigen, lärmen und kreischen die „Ratschen“ der Buben zum ewigen Gedächtnis an das sündhafte Geklapper der Mühlen in jenen traurigen Tagen, als die Wasser nicht wollten erstarren.

„Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruß,
Den jeder katholische Christ beten muß!“

Digitized by Google

So hat mir einst die Mutter erzählt und ich habe ihrer schönen Sage mit kindlicher Andacht gelauscht und hab' ihr geglaubt.

Nicht überall gieng es so seltsam und eigen zu, als bei uns in jenen Tagen der Leidenswoche, und ich habe genug zu erzählen davon.

Die Charwoche war auch die Leidenswoche meines Vaters, da er als Regenschori und Meßner tagsüber vollauf beschäftigt war, nicht allein in der Kirche, auch im Pfarrhofe. Zufolge dessen hatte ich in jenen Tagen viele freie Stunden und wurde diesem Schlaraffenleben erst im achten Lebensjahre gewaltsam entrissen.

* * *

Die altehrwürdige Kirche stand inmitten des ummauerten Friedhofes, hatte den Pfarrhof zur Rechten und das einstöckige Schulhaus zur Linken, das nächste Dorf aber lag eine gute Viertelstunde weitab im Thale. Gegen Mitternacht hin zog der Hügel höher und auf seinem Rücken lief die uralte Römer-Hochstraße der Donau zu. Sie kam von der zerfallenen Osterburg, dem einstigen Asturis, wo zu den Zeiten der Römer eine Reiterabtheilung aus dem fernen Asturien lag, und sie zog gegen Melk hin, dem einstigen „Namare", wo ehemals eine mauritanische Abtheilung seßhaft gewesen. (Mauer, den Namen meiner Heimat, leite ich von „Mauros ad Namare").

Oestlich und westlich fielen die letzten Ausläufer des Dunkelsteiner Waldgebirges dichtwaldig und finster ab und im Süden blaute und streckte sich die lange, lange, schier unabsehbare Kette der Voralpen und hatte den Altvater Oetscher in ihrer Mitte.

Ich stand beim Marterkreuz und schaute und sann, und meine Gedanken und Blicke verloren sich mitsamen in den fernen Bergen.

Da schellten die Glocken vom Thurme, und als der letzte Hall erstarb, da schaute ich unverwandt in die Lüfte.

„Jetzt müssen sie aus dem Thurmfenster, denn sie müssen fort nach Rom zur Beichte!" dachte ich und schaute und spähte — bis mir alles Sehen vergieng.

Ich habe nicht eine Einzige fortziehen gesehen.

Nach dem Hochamte strömten die Andächtigen heimwärts — bis auf die neun Ministrantenbuben mit ihren hölzernen fahnenartigen, bildergeschmückten „Ratschen".

Ich machte mich heimzu.

Im Lehrzimmer oben unterhielten sich die Buben mit ihren „Ratschen", deren Geräusch mir allemal durch das siebenjährige Mark und Bein drang und mir daher höchst widerlich und ohrenquälend war. Blieb aber dennoch, weil mich das seltsame Thun und Treiben der Buben lebhaft interessierte.

Kurz vor der Mittagsstunde — unser Kirchthurm war ohne Uhr, die Zeit wurde nach der Schulmeisteruhr bestimmt und geregelt — kam der Vater und pfiff den neun Buben. Sofort nahmen diese ihre Ratschen zur Hand, liefen die Stiege herab und marschierten hin zum Pfarrhofgebäude. Schier mitten im Friedhofe machten sie Halt und Front. Ich selber aber gieng ihnen nach und schaute unfern zu.

Der „Ober-Ratscher", d. i. der Aelteste und Vornehmste unter den Ratschern, that vorerst einen kurzen Blick auf die lange Reihe der Buben, riß hernach seinen Helm vom Kopfe, warf ihn auf einen Grabhügel und commandierte: „Hut ab, wer kein Judas-Iskariot ist!" Und alsbald flogen die Mützen von den Köpfen der Uebrigen. Und jetzt hob der Vormann die Ratsche hoch — er gab das Zeichen zum Gebet. Es war aber kein Gebet, es war ein Gelärme, ein tolles Geschrei. Mit mächtiger Stimme schrien sie den ersten

Digitized by Google

Absatz des englischen Grußes, das darauf folgende „Ave Maria“ aber lärmten die nenn Ratschen. Und sie schrien alsbald den zweiten Absatz des englischen Grußes und verratschten das folgende Ave-Maria. Und wieder schrien sie den dritten Absatz und verlärmten das Ave-Maria mit ihren Ratschen, daß es ein höllisches Spektakel gab und mir alles Hören verging.

Nun zogen sie fort — dem nächsten Dörflein giengen sie zu. Ich aber schritt zum Marterkreuz, wo nebenan die Straße sich höhlte, dort blieb ich, dort lauschte ich dem seltsamen Treiben der Buben im Dorfe. Sie giengen einzeln und auf verschiedenen Wegen und ratschten sich von Haus zu Haus

Ich lauschte. Hier begann Einer sein „Ratschen“, dort Einer sein Gebet, dort aber ratschten und schrien ihrer gleich vier kunterbunt zusammen, daß es ein Greuel war. Das ganze Dorf hallte, es war, als kreischten alle Kaffeemühlen der Welt oder der Sturmwind wüste auf den Schindeldächern, und der wirre Lärm zog halberstickt an mein Ohr, daß dieses sogleich zu klingen begann.

Ich erschrak in mir selber.

Sollten die Ohr-Glöcklein nicht ebenfalls nach Rom ziehen?“ fragte ich mich. „Hast gewiß recht viele Todsünden?“ warf ich mir noch weiter vor.

Nachmittags kamen die Ratscher vereinzelt, aber jeglicher keuchte unter der schweren Last eines mächtigen Schaubes Stroh, zweier Decken und Polster. Außerdem hatte noch dieser und jener Bube seine Flasche voll Most, Wein oder Schnaps, jeder aber gewiß seinen Laib Brot und seine — Ratsche.

Alles schleppten sie hinauf in das Lehrzimmer, das im ersten Stockwerke lag, und als alle Buben beisammen waren, hoben und schoben sie die Bänke und bauten eine mächtige Barrikade damit. Auf dem frei gewordenen Platze aber bereiteten sie ihr vieles Stroh und betteten sich ein bequemes Lager; denn sie mußten hier im Schulhause zwei lange Nächte verbringen.

Abends giengen sie mit ihren Ratschen zum zweiten Male aus und begannen vor dem Pfarrhofe wieder ihr seltsames Gebet. Zuletzt aber schrien sie noch: „Angst Christi!“ — Schrien das im Chore und aus vollem Halse und darauf folgte ein andauerndes Schlußgeratsche.

Im Dorfe aber gieng bald ein Lärmen an — zu guterletzt hielten die Buben ein gemeinschaftliches Abendmahl bei einem gutherzigen Bauern, „Sto-Suppe“ aßen sie — heim kamen sich erst spät Nachts. Kamen heim in das Schulhaus, polterten die Stiege hinauf, tranken oben vom mitgebrachten Schnaps, Most und Wein sich toll und voll und lärmten dazu.

Im Morgengrauen weckte und ernüchterte sie der Pfiff meines Vaters. Sie nahmen die Ratschen, polterten die Stiege herab und enteilten.

Jetzt — ich that es nur ein einziges Mal, nicht öfter — schlich ich ihnen nach bis zum nahen Marterkreuz.

Der Morgenwind strich kühl und frisch um meine Schläfe und am Himmel begannen die Sterne zu erbleichen. Im Dorfe aber unten gieng wieder dasselbe Lärmen an, wie gestern, nur um Vieles lauter und deutlicher. Es war, als wären alle Teufel los und zerbrächen die sämmtlichen Zäune mit unsäglicher Wuth.

Ich kehrte bald um und heim, und träumte davon.

Mittags gieng es wieder los und Nachmittags kamen die Leute aus den verschiedenen Dörfern, giengen in einzelnen Scharen, singend und betend. Sie giengen beten zum heiligen Grab. Ich selber aber trieb mich irgendwo spielend herum mit dem Buben, bis der Vater kam und mich abrief.

„Wo Du allzeit steckst, das möcht' ich schon wissen auch!“ zürnte er. Ich entschuldigte mich mit den Worten: „Umtreiben thun wir!“

Digitized by Google

Da nahm mich der Vater bei der Hand und sagte: „Marsch in die Sacristei! Ziehst Dich gleich schwarz an und hältst Wache beim heiligen Grab!“

Er wollte mich nur fern wissen von den Buben.

Ich gieng und that also.

Doch — es war kein richtiges Wachten. Erst kniete ich freilich gar sittsam und betete andächtig auf der Treppe eines schmucklosen Seitenaltars, und überdachte mir die Wichtigkeit meines augenblicklichen Berufes gar tief und innig. Aber alsbald begann das Unruhe-Teufelchen in mir sich zu recken und zu strecken und gewann die Oberhand.

„Wofür ist Dein Sein da?“ fragte es und schob mich und drängte mich richtig so weit seitab, daß ich wieder aufstehen und zum anfänglichen Platz mich hinknieen mußte. Das Teufelchen ließ mir keine Ruhe.

„Wofür Du eigentlich da kniest?“ fragte es und beschwichtigend antwortete ich: „Zur Wacht halt!“

„Ha, zur Wacht!“ hub das Teufelchen wieder an, „ist denn die ganze Kirche nicht gefüllt mit Leuten und hat nicht Jedermann sein Paar gesunde Augen? Wozu dient Deine Wacht?“

„Auf daß Niemand in das heilige Grab dringe!“ lautete meine Entgegnung. Doch das Teufelchen sagte wieder hohnlächelnd: „Wo? — Zeige mir das heilige Grab?“

Ich erschrak, denn es war wirklich kein Grab vorhanden, ja nicht einmal die geringste Spur.

„Die Buben, was spielen die draußen?“ gieng mich wieder das Teufelchen an. Da erhob ich mich im Gottes Namen, gieng in die Sacristei, zog mein schwarzes Kleid aus und gieng den Vater suchen.

„Vater, ich brauche ja gar nicht einmal zu wachten!“ sagte ich bestimmt.

„So — und warum?“ fragte er überrascht.

„Einmal sind ohnedies viel Leute in der Kirche, die besser Obacht geben mögen, und hernach haben wir ja nicht einmal ein heiliges Grab!“

Der Vater fuhr mit der Hand über den Mund, kehrte mir stumm den Rücken zu und gieng. Ich gieng auch, aber auf die Waldwiese, wo ich hernach mit den Buben den „Judas Iskariot“ fieng. Der Judas Iskariot aber war der Thalbauernbub.

Am Charsamstag schallten schon die Glocken und verkündeten die „Glorie des Herrn.“

Die Buben nahmen fröhlich die Ratschen zur Hand, nahmen ihre Decken und Polster auf die Schultern und zogen heimzu. Meine Mutter faßte das viele zerrüttete Stroh im Lehrzimmer zusammen und trug es in den Stall und streute den Schweinen.

* * *

Un der Ratscher-Lohn? — Der Ratscher-Lohn blieb nicht aus, die Buben bekamen ihren reichen Lohn für ihr Lärmen vor dem Pfarrhofe und im Dorfe.

Es geschah am Oster-Montage, zur Zeit der Vesper. Die neun „Ratscher“ eilten mit Handkörben, die nicht allzu klein waren, in die Kirche und nach der Vesper in den Pfarrhof.

„Die Ratscher-Buben bitten um ihre Gab'!“

Sie bekamen von der Pfarrhofköchin neun rothe Eier und einen Zwanziger.

Nun gieng's im vollen Trab dem Dorfe zu. In jedes Haus, in jedes Häuschen traten sie.

„Die Ratscher-Buben sind da!“ Und setzten noch ein Sprüchlein hinzu.

Sie bekamen hier und dort Geld, hie und da Backwerk und rothe Eier überall.

Beim letzten Bauer zählten sie ihre Eier, verkauften sie billig und zufrieden an den Bauer, der sie wieder mit Gewinn an Mann brachte, und theilten hernach.

Digitized by Google

Einmal bekam so ein Ratscher siebzig Kreuzer, fünfzig rothe Eier und eine Menge Backwerk noch dazu. Nach der Theilung, beim Heimgange aber gesellten sich eierlose und sonst lose Buben zu ihnen, und hierauf wurde an entlegenen Orten fleißig Eier getuscht, gestoßen und gesteckt. Es braucht nicht besonders erwähnt zu werden, wer gewann; es versteht sich von selber, daß die „Ratscher" den Kürzeren zogen.

Tags darnach giengen die Buben wieder aus mit Körben, doch dieses Mal begleiteten sie auch große und kleine Mädchen. Dem „Göd" und der „Godl" galt der Gang, aber es wurde auch so mancher guter „Vetter" und so manche gute „Muhme" unterwegs heimgesucht.

Es war ja die tolle Ei-Woche; und all das ist so der Brauch im Lande und wiederholt sich von Jahr zu Jahr.

Krieglach.

Ein Spaziergang in der Heimat von P.

Der Eilzug kennt es nicht; mit einem kurzen Pfiff rast er vorüber. Aber ein Krieglacher Local-Dichter singt: „Wir manchen Pfiff auf einem Zuge getrunken han, ehvor der erste Zug den ersten Pfiff gethan". Das mag sein, wird sein, es ist nicht der einzige gute Zug, den man den Krieglachern nachsagen kann.

Daß der Eilzug hier nicht hält, sagt mehr, als es scheint; es sagt, daß Krieglach noch ein ländlicher Ort ist, in dessen Gasthäusern nicht der Kellner steht — hinten mit dem langen Frack, vorne mit der langen Rechnung. Es sagt, daß hier noch keine Zinskaserne steht und keine Herrenvilla mit viel Prunk und wenig Gemüthlichkeit. Es sagt, daß hier noch keine Gassen gepflastert sind, aber auch keine gekehrt werden durch Damenschleppen. Es sagt, daß hier die Feld- und waldfrische Idylle noch nicht verdrängt worden ist, weil die Courierzüge noch keine Börsenjobber ausspeien und die Spatzen auf den Schindeldächern noch keine Courszettel singen.

Krieglach ist ein großes Dorf von 116 Häusern und über 900 Einwohnern — die meisten darunter Gewerbetreibende und Bauern. Es darf, wenn man die nächste Umgebung mitrechnet, seines stattlichen Eisenwerkes und seiner Grob- und Zeughämmer wegen ein wenig als Industrieort gelten, ohne daß aber viele Schlote die reine Luft verdürben, oder die Werksarbeiter das ursprüngliche Bauernthum, den Frieden des ländlichen Lebens.

Krieglach ist in seiner Anlage und Form ein echt steirisches Dorf, welchem freilich bereits einzelne moderne Gebäude über die Köpfe wachsen. Drei krystallklare Bächlein flüssen durch den Ort. Als besonders malerisch fällt den Fremden die Brunngasse auf, und der „untere Platz" mit dem im deutschen Styl erbauten Teutschischen Hause und dem Gasthof Höbenreich's.

Die Geschichte des Ortes verliert sich, wie das bei den meisten unserer Dörfer der Fall ist, im Dunkel des Mittelalters. Die Historie schläft und ihr Traum ist die Sage. Die Sage lallt von einem großen See, der einst vom Gansstein bis zum Wartberg,

Digitized by Google

also im ganzen oberen Mürzthale gelegen sei. Im See sei oftmals ein schwimmendes Krüglein gesehen worden, in welchem ein Bildnis des heiligen Apostels Jakobus gestanden wäre. Als der See hernach die Thalenge am Wartberg ausgebrochen habe und abgeflossen sei, wäre der Krug neben dem Rinnsal auf dem Sande stehen geblieben, wie die Arche auf dem Berge Ararat: da hätte sich ein Einsiedler an Ort und Stelle eine Hütte gebaut und den heiligen Apostel, wie nicht minder den Krug gepflegt und verehrt. Allmählich habe sich dann um diese Hütte ein kleines Dorf angesiedelt, genannt am Krügelbach, oder Krüglach.

Die Sprachgelehrten wollen von dieser Deutung nichts wissen und sagen, nicht Krüglach wurde geschrieben, sondern Krieglach, was auf Kampf- und Krieg hinweise. Die Krieglacher hinwiederum wollen vom Krieg nichts wissen, sondern halten sich lieber an's Krügel. Es wird ja wohl viele Orte, Flecken und Städte geben in unserem theuren Vaterlande, die ihren Ursprung dem Kruge verdanken, der Herberge, dem Wirtshause, das an der Heeresstraße gestanden. — Krieglach hat, seiner Sage treu, dem Apostel Jacobus eine feste Kirche gebaut und auf dem Thurm das Krügel gemalt, dessen Cultus mit Fleiß und Andacht gepflegt wird bis auf den heutigen Tag. Jedenfalls bedeutet hier mehr wie anderswo der Krug das Labende, Erquickende, Erfrischende, was sich freilich weniger theoretisch beweisen, als praktisch erproben läßt. Wenn schon der fromme Fischer von Galiläa, der heilige Apostel Jakobus, voreinstmal im Kruge gesessen und denselben als Kahn erkoren hat, so kann das doch unmöglich ein schlechter Ort sein. Und in der That, es wohnt ein guter Geist darin. Der Krieglacher war von jeher im Thale bekannt wegen seines gemüthlich heiteren, harmlosen und geselligen Wesens. In neuerer Zeit hat er noch andere Vorzüge entwickelt, die für einen kleinen Ort ganz respektabel sind; er weist in seinem Dorfe einen Lesevereins, einen Armenhausverein, einen Verschönerungsverein auf, eine freiwillige Feuerwehr, einen Gesang- und Musikclub; Bahnhof, Post- und Telegraphenstation besorgen den ziemlich lebhaften Verkehr. Täglich fünf Eisenbahnzüge in der Richtung nach Wien und ebensoviel in der Richtung nach Graz stehen für Krieglach zur Verfügung. Eine vierclassige Schule ist in einem stattlichen Neugebäude untergebracht, zwei Aerzte überwachen die leibliche, zwei Priester die geistliche Gesundheit der Gemeinde. Der Gesundheitszustand soll nach beiden Seiten hin ein ganz befriedigender sein — wenigstens beklagt sich des der Todtengräber. Reger Gemeinsinn und Interesse für idealere Genüsse steigert sich von Jahr zu Jahr. Es giebt auch hier wiederhaarige Elemente, wie ja überall, aber das Fähnlein der Aufrechten hält fest und treu zusammen, läßt unter sich keinen Zwiespalt aufkommen; und wo der Einzelne stark genug ist, manchmal ein Sonderinteresse dem Allgemeinen unterzuordnen, da gedeiht das Wohl im Ganzen und Keiner kommt dabei zu kurz. Besonders wesentlich scheinen mir hierin die freiwilligen Feuerwehren. Nicht bloß, weil sie unsere Habe, vielleicht unser Leben schützen in den Stunden der Gefahr, als noch vielmehr, weil sie in dem Einzelnen den Muth erwecken, den Gemeinsinn stärken, die Opferfreudigkeit für Andere erhöhen, also jene herrlichen Tugenden fördern, die den Mann erst zum ganzen Manne machen. Gottlob, wir sehen heute diese Urstand des deutschen Mannes vielfach in unserem Lande, und daß mein Krieglach zu den ersten dieser wackeren Landgemeinden gehört, die sich aus alter Versumpfung aufgerafft haben zu frischerem, idealerem Menschenthum — das freut mich von Herzen.

Digitized by Google

Ich weiß nun wohl, daß ich mich von jetzt an bei meinen engsten Landsleuten eine Weile nicht mehr blicken lassen darf; nicht Jeder liebt es, öffentlich zur Schau gestellt zu werden, und hätte er auch reine Wäsche am Leib. Sollte indes die Aechtung länger währen, als es billig ist, so weiche ich freilich wohl dem Orte aus, streiche aber rings in den Feldern, Wiesen und Wäldern umher, immer noch so nahe, daß ich die Glocken hören kann vom Thurme des heiligen Jakobus.

Im „Heimgarten“ III. Jahrgang, Seite 684 habe ich Gelegenheit genommen, meine Leser flüchtig durch das Thal der Mürz zu führen. Ich hoffe, sie werden sich mir heute nicht minder gern anschließen, wenn ich ergänzende und auch neue Spaziergänge in der Umgebung meines Heimatsortes mache. Diese sollen ja nicht gar zu subjectiv ausfallen, sondern vor Allem das berühren, was jedem Naturfreunde von einigem Interesse sein kann.

Ich streife nun der Mürz entlang, an deren Ufern die schimmernden Weiden stehen, in deren klarem Wasser die Forellen schwimmen mit ihrem rothen Sternlein an den stahlgrauen Flanken. Ich stehe auf der Lippbauernbrücke und schaue in die Schachen und Auen hin gegen Langenwang, und schaue das klare Wasser und den weißen Sand und die Bänme und den malerischen Bauernhof und Alles in Nah' und Ferne, und fühle, wie das schön ist. Ich gehe in die „Kühhald“, ein Waldpark, dessen Pflege wir dem Eigenthümer Baron Victor Seßler-Herzinger zu verdanken haben. So nahe an der Eisenbahn, so nahe am Orte und umnagt von Wiesen und Feldern, behauptet dieser Schachen doch seinen Urwaldfrieden, und ewig empfindet sich im Herzen des Rastenden hier das Gedicht: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'. An einem Baume prangt das Bild des heiligen Josef mit dem Christkinde. Am Waldwege stehen Ruhebänke, die der Verschönerungsverein aufgestellt und ein Besucher zu Ehren des Waldeigenthümers „Victorskraft“ und „Helenenruh'“ getauft hat. Weiter hin auf grünem Anger, den die hohen Waldbäume so still und treu umstehen, breitet sich eine wohlgepflegte Baumschule, in welcher unter Anderem auch die Jünglinge erzogen worden sind, die heute an der Westseite des Grazer Schloßberges stehen und die Häuser der Sackstraße vor niederfahrenden Steinen zu schützen haben werden.

Gegen den Ort einbiegend komme ich zur „Seßlerlinde“ mit ihrer schattigen Rundbank, eine beliebte Nachmittagsraststelle, und ich komme zur Sommer-Residenz des Barons Seßler-Herzinger, dem Hönighofe mit seinem reizenden Park und seiner Aussicht thalab- und thalaufwärts, der schönste Punkt bei Krieglach.

Hinter demselben steige ich zwischen Feldern und einzelnstehenden Bauernhäusern den Sommerberg hinan, ein Spaziergang, der sich lohnt. Das Bild, das man auf dieser Höhe vor sich hat, besonders wenn es vom Abendsonnenschein beleuchtet wird, hat schon manchem Besucher das Herz entzückt. Unten zu unseren Füßen liegt Krieglach ganz stattlich und ganz bescheiden zugleich. Jenseits des Thales stehen die bewaldeten Berge des Gölk, der Freßniß, des Wackenberger- und Königskogel, die Berge bei Langenwang mit der malerischen Ruine des Hochschloß. Im Hintergrunde bauen sich die Pretuller Alpe, das Stuhleck und der Sonnwendstein. Im breiten Thal unten, von der weißen Landstraße, der gerade gezogenen Eisenbahn und der schlängelnden blauen Mürz durchzogen, schimmert das Schloß Feistritz, das Schloß Hohenwang, der Kirchthurm von Langenwang. Der Gansstein mit der Steinbauernhöhe schließt unserem Auge das Thal, im Hintergrunde starrt die Kampalpe mit ihrem weißen Felsenkrönlein auf dem Haupte, und der spitze Binkenkogel, an dessen jenseitigem Fuße das Sem-

Digitized by Google

meringhotel steht. Der Ausblick thalabwärts findet tief zu unseren Füßen das Eisenwerk, weiter hin, zwischen freien Feldern, auf mäßiger Höhe reizend hingelagert, den stattlichen Rainhof und am Fuße des Berges das Kirchlein am Gölk. Die Dörfer Freßnitz, Mitterdorf und Wartberg liegen noch da im breiten Thale, wo einst der Krug auf dem See geschwommen und jetzt die schönen Landhäuser stehen. Von der Ferne blauen die höheren Berge der Hochalpe, der Mugel bei Leoben, das Rosek bei Bruck und das Rennfeld.

Von diesem Aussichtspunkte, genannt die „Weikerhöh'", gehe ich zum Weikerhof hinein, der auf der grünen Einsattelung freundlich daliegt, und kann dann hinabsteigen in das enge, stundenlange Seitenthal der Masing mit seinen vielen Bauernhäusern, Eschenbäumen und Mühlen. Ein scharfes Bächlein gischtet mir entgegen, das kommt vom Hocheck herab und aus jener Waldschlucht, wo ich vor dreizehn Jahren die Idee zu meinen „Schriften des Waldschulmeisters" gefunden habe. Wenn ich das Hocheck oder weiter rechts hin den Roßkogel besteigen will, so sehe ich in das Thal von Neuberg, Altenberg und Mürzsteg hinab, ich sehe die Rax, die Schneealpe, die Veitsch in ihrer vollen Wucht, ich sehe ein großartiges Hochgebirgsbild.

Von der Masing linker Hand kann ich über den Berg in das freundliche Dorf Veitsch gehen und von dieser nach Mitterdorf. Dort wo das enge Veitschthal ins Mürzthal ausmündet und plötzlich die lichte Weite mit dem ätherischen Bergrund da ist, jauchzt meine Seele allemal und ich sehe immer wieder vom Neuen, daß ich nicht für's Engthal geboren bin, daß mein Auge einen weiten Flug vor sich und mein Herz einen weiten Himmel über sich haben muß.

Am vierthürmigen Schloß Pühel, der Geburtsstätte des steirischen Dichters Kalchberg vorüber, eile ich durch Mitterdorf und dem jenseitigen Waldhange zu. Die glatte breite Straße führte schnurgerade nach Krieglach hinein, aber ich mag es noch nicht wagen, suche den Reitersteig auf, der am Fuße des Berges über Matten und waldige Anhöhen, gegen den Freßnitzgraben führt. Auf diesem Reitersteig sind zur Franzosenzeit auch die Flüchtlinge dahingehuscht, die Dorfleute mit ihren Lasten, um die Habe vor dem Feinde in Sicherheit zu bringen. Der Ausblick von den Matten ins Thal zeigt wieder ein neues, gar liebliches Bild — die ganze Gegend mit ihren Dörfern und Einzelhöfen, mit ihrem frischen Wiesengrün, Feldergold und Waldesdunkel athmet Wohlstand und heiteren Frieden, wenigstens für Den, der letzteren in sich trägt und ersteren überall sieht, wo die Leute munter arbeiten und rothe Wangen haben. An diesem Reitersteig wirft heute noch mancher Baum denselben Schatten, in welchem ich vor Jahren kindliche Stunden des Glückes verträumt habe. Denn ich war und bin Einer von denen, die ihr Glück nicht leben, sondern träumen und damit zufrieden sind. Einen hungerigen Magen kann man im Traume nicht sättigen, aber ein hungeriges Herz läßt sich betrügen, wenn die Sinne nur ein wenig dichten können.

Lustig ist's bei der „Postmühl'", zu der ich jetzt komme. Das Wasser treibt die Räder und der Wein die Zungen. Der Fußboden der Weinstube ist die Brücke über den Mühlbache: gleichzeitig ist diese Weinstube der Schützenstand für die Scheibenschützen, deren Zielscheibe drüben am Waldrande steht. Da geht denn Alles durcheinander: das Wasserrauschen, das Mühlenklappern, das Gläserklirren, das Stutzenknallen, und der Mühljunge kann Zitherspielen und die Kellnerin kann jodeln — da glaubt man

Digitized by Google

sich gar im siebenten Himmel oben, der so hoch ist, daß man ganz schwindelig wird. Was war das hier oft für ein heiteres Zechen mit gleichgestimmten und gleich durstigen Freunden! Die Dichter Weilen, Schlögl und Grasberger haben hier getrunken. Die Mimen Baumeister, Martinelli und Starke haben hier getrunken, Bildhauer, Maler und Musiker haben hier getrunken — durstig ist ja Alles, was im Bannkreise des heiligen Jakobus steht.

Jetzt verlasse ich wieder das Thal und biege südöstlich ein in den Freßnitzgraben. Vor Allem höre ich das rasche Athemholen und Nagen einer Bretterſäge, die jahraus, jahrein die Wälder zerkaut, welche weiter hinten im Gebirge in hoher Reife fallen und immer wieder neu erstehen. An den Berghängen stehen Reste abgekommener Huben, dort und da noch ein bewohntes Bauernhaus, dessen Fenster auch schon immer ausluegen nach einem Käufer und Erlöser, weil ihm unheimlich wird zwischen jung aufsprossenden Wäldern, aus denen die Rehe und Hirsche kommen und ihm das Kraut fressen.

Ich gehe am Freßenbach aufwärts; der wird immer wilder und rauschender, und das Thal wird so eng, daß kaum dieser tobende Bach und der Weg Platz hat, und der Wald wird finsterer. Der Weg ist vor wenigen Jahren von Baron Seßler-Herzinger hergestellt worden, er führt durch die schönste und interessanteste Partie, die man von Krieglach aus zu machen pflegt. Das ist Wald in seiner ganzen ursprünglichen Wesenheit. Steil auf steigt dieser Wald an beiden Seiten, kaum ein Sonnenstrahl sickert durch ihn herab auf den wurzeligen steinigen Boden. Weiter oben knistert dürres Gefälle und Geäste, weil der Hirsch darüber hinwegspringt, herunten in der Schlucht hört man freilich sonst nichts, als das Geschrei des Baches, der seine mähnige Stirn an die bemoosten Felsblöcke rennt. Seitab in den tiefen ruhigen Tümpeln, die halb mit Baumgewurzel überflochten, mit Wildfarren bestanden sind, treiben die Forellen ihr lautloses Spiel. Die alten unter ihnen sind noch abergläubisch und halten den Freitag für einen Unglückstag; die Jungen wissen es, daß ihr Erbfeind, der Mensch, seitdem er keinen katholischen Fasttag mehr hält, an jedem Wochentag Fische ißt.

Die Schlucht ist fast zwei Stunden lang, wendet sich bald rechts und bald links, zeigt immer ein neues Waldbild, da wohl gepflegt, dort noch wildnisartig wuchernd — und von den Höhen nieder, unter tiefblauem Himmel leuchtet der Wald in goldigem Sonnenscheine.

Endlich weitet sich ein wenig das Thal, der Bach ist stiller, denn er rinnt zwischen Wiesen hin, dort und da steht halb verloren ein Haus, eine Kohlstatt, eine verfallende Mühle. Es ist die absterbende Gemeinde Alpel. Die Felder und Weiden verwachsen und hoch im weiten Bergring ist Wald, Wald und nichts als Wald. Dort von dem Hange herab leuchten die hellen Holzwände des gastlichen Auenhofes mit dem Jagdhause, in letzten Jahren von Städtern viel besucht. Das Fremdenbuch erzählt von manch' interessantem Gaste.

Den Rückweg in's Mürzthal nehme ich über den Alpsteig. Das ist eine gute Bergstraße, die den Verkehr mit dem Hinterlande, dem „Jackelland“ *) vermittelt. Der Punkt, wo mein Weg zu ihr stößt, heißt „der Höllkogel“, von ihm habe ich einen schönen duftigen Ausblick ins Mürzthal und auf die Hochgebirge, die sich weit hinten bei Mürzsteg und dem „Todten Weib“ erheben. Mächtig auf Auge und Gemüth wirkt der gewaltige Koloß der hohen Veitsch, der hier trotz seiner bedeutenden Entfernung das landschaft-

*) Siehe „Heimgarten“ VI. Jahrgang, Seite 607.

Digitized by Google

liche Bild beherrscht. Auf dem Steingipfel des Höllkogel soll der Sage nach ein Heidentempel gestanden und versunken sein. Zur Zeit meiner Kindheit noch wollen die Leute die Thurmspitze davon aus dem Steinhaufen hervorragen gesehen haben, und in stiller Mitternacht hätte man die Glocken gehört, die im versunkenen Tempel geläutet worden. Am Höllkogel steht ein Kreuz, vor dem der Sarg auf die Erde gesetzt wird, wenn sie von Alpel einen Todten nach Krieglach tragen. Sie warten hier zusammen, bis alle Leidtragenden den Berg herauf nachkommen, auch die alten mühseligen Humpler, damit sich auf der breiten Straße die Schaar schließen und in lautem Gebete vereinigen kann. — Meine Vorfahren alle haben an dieser Stätte ihre letzte Wanderrast gehalten, und hier war es auch, wo einst auf dem Sarge eines in der Blüte dahingerafften Mägdleins ein Finkenpaar sich flatternd niederließ und scherzend einen schmetternden Doppelsang hielt, daß wir, die wir abseits auf dem Rasen knieten und leise die „Fünf Wunden Christi" beteten, nicht wußten wie uns geschah.

Rechterhand unten liegt der Treibachgraben mit seinen steilen Sonnleiten, an welchen zerstreute Bauernhäuser stehen. Wenn wir ganz still sind, hören wir den Treibach ein wenig rauschen. Unsere Straße zieht eine Weile auf der Höhe eben dahin und dann sachte abwärts, immer durch jungen, frischen oder hochstämmigen Wald. Wie oft in meiner Jugend ist mir dieser liebe Alpsteig ein Kreuzweg gewesen, wie oft ein Blumenpfad! Wie geschäftig ist heute noch meine Seele im Sinnen und Dichten, wenn ich allein dahinschreite auf dieser Waldstraße. Wenn Einer sagt, der Mensch habe bestimmte Tage, die ihm gedeihlich und freundlich sind, so gebe ich d'rauf, er hat auch bestimmte Wege, die allemal eine gewisse Seite in seinem Wesen anklingen, die ihm allemal was Gutes geben, so oft er sie wandelt. Wir haben da am Alpsteig die finstere Wildnis, wir haben die steilen Abgründe, wir haben Martertafeln und Kreuze zum Gedächtnisse hier Verunglückter, wir gedenken der Todtentruhen, die auf den Schultern der Träger schwankend durch diese Wälder getragen worden sind — und doch ist es ein fast jauchzendes Wohlgefühl, das mich auf dem Alpsteige allemal bewegt — ich weiß ja selbst nicht warum. Mein Großvater hatte einst die Großmutter kennen gelernt in diesen grünen Wäldern. Vielleicht ist es das.

Nach einer Stunde böscht sich der Berg mit unserer Straße in das Thal aus. Wie ein Garten liegt die Schwöbing da mit ihren zahlreichen Höfen und Obstbäumen. Im Schachen, genannt das Krieglacher-Hölzl oder das Morgenwaldl, biege ich ab in das Gantgehölz, das mitten im Thale liegt, als Rest eines größeren Waldes, welcher sich noch vor wenigen Jahrzehnten zwischen Krieglach und Langenwang ausgebreitet hatte.

In diesem Gant finde ich die stillen Wege, Rasen und Sitzbänke, wo ich meinen Goethe, meinen Jean Paul, meinen Adalbert Stifter gelesen, wo manche Eigenfrucht in mir gezeitigt ist, wo ich mit geliebten Menschen so oft dahingewandelt bin in seligen Freuden. Einen Angerplatz, mit hohen Fichtenbäumen umstanden, habe ich die „Amenruh'" geheißen. Unten am Waldrande steht das Kreuz, in dessen Schatten die Idee zu meinem „Gottsucher" aufdämmerte. Weiter hin stand der Apfelbaum, von dessen moderndem Stock aus in den Wald rufend man das scharfe Echo hat. Sang einmal ein Dichter sein Lied hinein und hörte eine kreischende Recensentenstimme zurück. Weiter über den Feldweg hin komme ich zum „Sandbüchelkreuz", einer auf freier Anhöhe stehenden Kapelle mit dem Kalvarienberge und daneben einer Nische mit dem heiligen Grab. Die hier errichtete Bank hat Jemand „Sommers-

Digitized by Google

torff-Sitz" getauft, als Erinnerung an den Schauspieler Sommerstorff, der im Bürscherhofe, welcher da unten am Rande des Dorfes liegt, seine Heimat hat.

In nächster Nähe unten liegt das Dorf Krieglach, hoch von der Pfarrkirche überragt. Die Pfarrkirche ist in neuester Zeit durch Munificenz des Gutsbesitzers W. Knaur restaurirt worden. Der Thurm ist ganz eigenartig. Es gibt in Steiermark zwar ähnliche Keilthürme, die von Architekten als die eigentlichen steirischen Kirchthürme erklärt werden, aber in seiner Art so schön ist keiner, als der zu Krieglach. Man behauptet, es gäbe keinen zweiten Thurm auf der Welt, der sich mit diesem ganz vergleichen ließe.

Von der nahen Schießstatt knattern die Kugelstutzen und Böllerfalven lustig zu mir herauf, doch mir scheint ein weiterer Rückzug in die Wälder gerathen. Ich eile durch das anmuthige Wiesenthal der „Höll", oder „Hell", wie es griechische Mythologen zu nennen pflegen, einem lieblich rieselnden Wässerlein entlang, zum Fuß des Gölk hinan. Wenn die Krieglacher Sommerfrischler wüßten, was es dort für stille Waldsteige und reizende Plätzchen gibt, es wäre nicht so einsam still daselbst. Der „Hellweg", der in die Falten des Berges führt; der „Erdbeerschlag" mit seinen wuchernden, blühenden, duftenden, fruchtreichen Sträuchern und Kräutern; die „Hohe Rast", ein Felsvorsprung, von dem man über die Baumwipfel hin einen gar malerischen Ausblick in die Gegend hat; die „Margritzerhöh'", die „Wildfrauenlucken", das „Wasserthal" mit der hohen Brücke und dem „Postteich", das „Postkögerl", die „Hausbauernhalt", und wie die ungezählten und unbenannten Plätzchen und Winkel heißen, die sich an den Gölk schmiegen, sie sind alle schön, bescheiden schön und anheimelnd. Großartig, im Sinne des Pitoresken oder ‚Romantischen", ist die Gegend nicht, trotz ihres durchaus alpinen Charakters (der Ort liegt an 600 Meter über dem Meere). Aber sie bietet überall so viel des Erquickenden und Stimmungsvollen, daß man sich schwer von ihr losreißt, wenn das Locomotiv uns dahinruft.

Das Stimmungsvollste aber, was das ganze Thal aufweist, ist die kleine neue Kirche Maria am Gölk. Sie ist von Baron Seßler-Herzinger erbaut worden und enthält die Familiengruft dieses Hauses, dem Krieglach und die ganze Umgegend vielerlei zu verdanken hat. Von der Kirche am Gölk ist im Heimgarten, VII. Jahrgang, Seite 138, des Näheren die Rede.

Oberhalb des Kirchleins, wo der Weg in den Wald führt, ist die „Tendlerbank," geweiht dem Andenken des berühmten Kunstantomaten Tendler, der ein geborner Krieglacher war.

Ich hätte noch dies und das zu besuchen, denn eigentlich wüßte ich von jedem Baum, von jedem Stein etwas zu plaudern und endlich gar noch die Wolken des Himmels zu beschreiben, die in Krieglach sicherlich merkwürdiger sind, als anderswo. Doch lassen wir's sein.

Im Thale hebt es an zu dämmern; ein blauer Duftstreifen zieht sich über dem Mürzflusse; der zarte Rauch aus den Schornsteinen steigt schnurgerade gegen Himmel, wie das Opfer des Abel. Auf den Spitzen des Wackenbergerkogels und der Kampalpe verglüht eben erst der Rest des sonnigen Tages. Nach langem Hochsommertage gehen die Mähder oder die Schnitter heim — still und ernst, wie von einem Gottesdienste. Im Grase klingt der Grillensang. Zu dieser friedvollen Abendstunde gehe ich hinab über die Felder. Zwischen solchen, auf einer von Hohlwegen abgegrenzten Höhung liegt der Friedhof. Die weißen Kreuze und Steine stehen in der Dämmerung, es ist, als ob eine Art Mondlicht von ihnen ausstrahlte. In den Lüften schwingt und singt noch eine Lerche. Fast einladend ist's hier zu ruhen.

Digitized by Google

Aber — sollten die Krieglacher auch noch im Tode —! Sind das nicht Krüge auf jenen Postamenten? Nicht doch, Aschen-Urnen sind es. — Da gehe ich wohl noch lieber ein paar hundert Schritte weiter und ins Dorf hinein. Beim „Maurer", oder beim „Hirschvogel", oder beim „Scholz", oder beim „Wampel", oder beim „Wallner", oder beim „Hirschler", oder beim „Würzel", oder in einem anderen der zwanzig Wirtshäuser, haben die Krüge gedeihlicheren Inhalt. Und wenn ich gar in dem Gasthofe der Mutter Höbenreich einkehre und mich dort in der trauten Stube des Lesevereines einheime, so werde ich keine Noth leiden an diesem Tage, es wird sich zum munteren Trunke auch ein munteres Wort gesellen, vielleicht gar ein froher Sang und eine Stunde nach Mitternacht wird die Hochherzigkeit meiner lieben Krieglacher so weit sein, daß sie mir Verzeihung gewähren für die Indiscretionen dieses Aufsatzes.

A wenkerl a Hamur, a wenkerl.

A Noani Tratschlerei in da steirischn Gmoansproch.

Mir, wos mir Wold und Bergbaurn sein, mir! Mir sein gmüatlichi Lent. Oba däs moan ih nit. Mir sein gspoasigi Lent. Oba däs moan ih ah nit.

Wos moan ih dan?

Mir sein oansälti — und däs is unser Weisheit, mir sein orm, und däs mocht an gringen Sinn. Sein mar in Frendn, so müassn ma schrein va lanta Lust, daß s gellt in Wold, sein mar in Elend, so mochn ma keck an Gspoaß drüba. Mit unsern Herrgottn sein mar auf Du und Du, mitn Teufl sein mar ah auf Du und Du — und däs is unser Hamur.

Lent, de in da stoanan Stodt banondahnckn, de kinens go nit begreifn, wias do obn ban uns in Gebirg ausschaut oder noh vor Kurzn ausgschaut hot. Do is da finsteri Wold — sein Reh und Hirschn drinn. Durt is da liachti Gletscher — fliagt der Odla drüber. Af da Wiesn is Moorgrund, daß ma knut vasinkn sa weit as ma klobn is; afn Feldern sein d Stoangräbel, daß da Pflnag Funkn schlogt. Nix kan Eisnbohn, nix ka Telegraf und d Wagn af da bugladn Strossn beidln oan d Seel aus. In tiafn Thol duckn sih die Dörfer, as wia wan sa sih thatn fürchtn va die schanderli wildn Berg. Aufn Biheln und Leitnen stehn oangschlichti Häuser und Hüttn und schaun mit eanerl funkelndn Fensterler aussi ins Thol. In da Tiafn rauscht da Wildboch — schwima d Forellu um. Entn sumpad die Knaglockn, obn af da Hech knollt in Jaga sei Schnß. Durt von hochn Birg krocht a Schneelahn nieda, reißt Felsn ansanond, bricht die Bam in Wold wia Zündhölzln oh, schütt't gonzi Schlnachtn ou, daß s Wossa nit weita kon und a See entsteht. In Lentn wird ongst und bong und eahna Herz snacht an ewign Hern, der bormherziger und stirker is wia s wildi Birg. Von gspitztn Kirchthurn klingt a Glöckerl her, af der Olm obn singt scha wieda d Schwoagerin und über oll däs holtn die storrn Bergriesn eahna hochi Wocht.

D Welt is mit Stoan vamaurt, sogt der Alpler — und wohr is s. Mit Müah und Plog dagrobt und dajogt er sih sei hort Stückl Brot und wan er imeramol richti a wenk Buda

Digitized by Google

draufstreicht, in Gottsnom, sa werds n ah drum nit neidi sein. D Leut do obn webn und strebn wir überoll; juchazn und woanen, werbn und sterbn und — wern wieda geburn. Koana möcht ausbleibn, Oll möchtns wieder aufstehn mit a frischer Seel und an neign Leib.

Und a so is enk däs a bsunderi Welt. Da Hergott legt a großes Kreuz drüba, oba däs is viel z groß für die engen Schlnachtn und Grabn, däs liegt wul afn hochn Berg auf und druckt nit ollzschwar nieder ins Thol. Wan d Olntent eahnen Hamur nit hätn, jo, do wars freili wul trauri. — Ober a schlechta Hamur is ah nix nutz — ih moan in gnatn, der von Himel follt afs Menschnherz, wir a milda Summerregn afs hoassi Erdreich.

Uebern Hamur redn is a horti Soch. Ausdeutn kon ma den so wenk, as wia mar in Rosuduft ausdeutn kon. D Rosn zu da Rosn — und in Hamur selber aufmarschirn lossn, wan er nit eppa z gschami is und daß er sih vasteckt. Gleichschaun thats n.

Leicht is s gschechn, daß ma sih vagreift und gstott n Hamur a Trum Gspoaß oder a hondvul Gmütatlihkeit dawischt.

Wan da Baur af da Kirwah sogt: „Heint is s lusti, heint unaß grafft wern! — sa dont ih für an selchtn Hamur.

Wan der olt Hulzknecht Fronz da da Nocht von Wirtshaus hoamgeht und mitn Mondkipfl an Dischkurs onhebt: „Du Mond, a Musterkerl bin ih, vagleichs Deina, Du bist olli Monat amol vul und ih olli Tog!“ Oda wan er zan Johanneswürml sogt: „Jegerl, däs is brav, do kimt mar in da stockfinstern Nocht a Suniwendkäferl entgegn mitn Loternl!“ sa is däs gonz a gmütatlicha Kampl.

Ah noh long nit da richtigi Hamur is s, wos da Häusla Naß hot thon. Da Naß baut Korn on und mocht a Wollfahrt auf die gnati Moanung, daß s brav wochsn sult. Oba wia da Suma kimt, stehts schlecht mitn Korn. Sogt da Naß zan Pfora: „s Betn hilft ah nix meh. Is däs a Korn für an Christn?“ — „Aber lieber Freund,“ moant da Pfora, „Ihr werdet halt nicht gedüngt haben?“ — „Jo,“ sogt da Baur, „won ih Mist hon, brauch ih koan Hergott nit.“

Da richtigi Hamur, der schwimt long nit in an iada Suppn, den bringt ka Witz und ka Gscheitheit zwegn. Ih möcht sogn, da Hamur is a Wintafrucht. Bei den Jungen is er seltner z finden, wia bau Oltn, bei den Reichn seltner wia bei den Ormen, bei schöngwochsnen Leutn seltner, as wia bei den Krüppeln; daß ih s kurz sog: In Glück seltner as in Elend und in da Valossnheit. Oft, wo s bluatigi Herz aufschreit in hoassn Weh, zidert und zuckt a wenkerl a Hamur dabei.

Mitn Sprichwort: „Da Bauer is a Schlauer!“ bin ih ganz einvastondn, und denn muaß ih sogn, daß er in vieln Stucka, wo andri Leut eahnan bestn Geist vapuffn, go recht oanfälti is. Ih denk hiaz af die kirchlichn und religiösn Sochn. Af unsern Hergottn hot da Wald- und Bergbaur a Sorg, däs lost sih nit laugna. Und doh pockt er n gern da da lustign Seitn. Die ganz Bibel mocht er steirisch, wans n einfolt. Meintswegn gleih da da Geburt Christi. Do lost er d Hirtn in da steirischn Trocht aufmarschirn, mit Hirschlederthosn und Federhut und de betn vor da Krippn s Christkindl on: „Gelobt sei Jesu Christ, der am Kreuz für uns gestorben ist!“ und d Engl fliagn wia d Spotzn üba da Betlehemstodt hin und her und singen: „Gloria in excelsis deo — dulieh, dulieh, dulieh!“

Und erst wan er valiabt is, der Alpler, do hot er scha gor sein gwissn Hamur. Nit bold wird Oana sa frum valiabt sei, wia da Steira. Zan unsern Hergottn selba hobn die valiabtn Leut nit viel Vatraun, der is olls z streng in selchtn Sochn. Do stecken

sie sih scha liaba hinta die Heiligu, de hobn selba wos probirt und wissn, wia s' Oau gehn kon af da Welt. s moasti Znatraun hobu s noh za da Muada Gottes. Däs is a Weib, ba der greifts Bittn on. Sein s in a Kronkhat, de Leut in Woldlond, oder in andra Gfohr — se ruafn d Muada Gottes. In Feur, Wosser und Sturm, brechn Rauber ins Haus oda pockt da Geir a Hen — se ruafn d Muada Gottes. In Sterbn und in Sündinga, in Herznsnot und brenhoassa Liab — se ruafn d Muada Gottes.

Oba nit ollamol af selchti Manier, wia da selbi Roßdiab. Der hot da Mariazella Muada Gottes a pfundschwari Opferkirzn vasprochn, wan da Diabstohl guat ausgeht. Wir er oba dabei erwischt worn is, do sogt er: „Die Zella Muada Gottes is ah scha lutherisch worn, weil s af a gweichti Opfakirzn nix meh thuat haltn." — Lump, der schlechti!

Gonz an ondern Hamur — gwiß oft an recht unfreiwilligu — hot die liabi Ormuat. As wia da sewi Gebirgspfora, der borfuaß vasechn is gonga, weil sein oanzigs por Stiefel ban Flickschnaster is gwest. „Hot mei liaba Gott, der sih von mir afn Händn loßt trogn, ah koani Stiefel ou," sogt er, „ih wills nit bessa hobn. Per pedes apostolorum in Sauleder frum sein war gor dum."

Do vastehts da hausirendi Klosterbruada scha bessa, der in seiner braun Kuttn und mit da zinanen Buglbirn in Gebirg von Haus zu Haus geht und mildi Gobn somelt für sei Klosta. Der tritt ins Haus und hebt den Spruch on: „Gelobt sei Jesu Christ! Da heiligi Antoni (oda wir er grod hoaßt, da Patron va sein Klosta), der loßt Dih schön grüaßn, Du mudlsaubері Schmolzkochbäurin, Du rechtschoffni, und loßt Dih frogn, wos da s Christkindl sul bringa. An braun Mon, oder a foasti Sau, oder a Hen und an Haun, oder a schneeweißes Blüaberl, a kloans, mit krausn Hor, olli Johr oans oder a por. Und daß ih nit vagiß, loßt Dih bittn, leicht kuntst eahm verehrn a Stückl Buder oder a Wuzerl Flochs, oder a Schwarterl Speck, in heiligu Antoni, daß er sih a Pfoaderl kunt mochn und sei Süppel kunt schwolzn, da heiligi Antoni . . ."

Kints enk denkn, daß er wos trogt, in Klosterbruada sei Hamur.

Ah Einleger und Bedellent pockn eahner Ormuat ban gmütlichn Knöpfl ou. Do obn nn Aussee herum lebt an olta Stoanbrecha, der hot ollahand Sprüchein und Einfall und hot die Gwohnheit, af Olls, wos a Stondesperson sogt, sein Kren draufzgebn. Sogt meintswegn da Pfora da da Christnlehr: „Gott ist gegenwärtig überall," so redt da Stoanbrecher akrat drein: „Nur nit in Rom, dnat hot er sein Stotholta". — Moant eppa da Dorfrichter in seina Weisheit: „Alles mit Maß!" sa sogt da Stoanbrecha gwiß drauf: „Däs hot ah da Schneida gsogt, wir er sei Weib mit der Ellu hot todtgschlogu."

Hoasfn au ober an Giftschipel, d Leut, den Stoanbrecha.

An lustign Hamur hobu holt d Schwagerinnen af der Olm in frischn Wind und guldanen Sunschein.

Ollahond Monalent steign auffi af d Hech und do gibts nochha viel Spott- und Trutzliadln hin und her.

Is s Dirndl trutzi, sa singt da Bua:

„So schön as wia Du bist,
So schön bin ih ah.
Weiß und roth bist Du nit,
Braun bin ih ah."

Is da Bua blöd, sa singt eahms Dirndl zua:

„A Blüaberl hon ih kent,
Der ka Dirndl hot gliabt,
In Himel is er keman,
Oba Schlag hot er kriagt."

An ausglossna Jagabua vakündt:

„Dreizehn Dirndln thur ih liabn,
Olle sein s in oan Kronz,
Wan da Teufl oani hult,
Bleibt s Dutzad noh gonz."

Digitized by Google

Hiaz ober erst d Jager und d Wildschützn! Va denen eahnern Hamur, do gehts oft grob her, do gibts nix z lochn:

Haut da Jaga Josef an ongschwirztn Wildschützn mitn Gwehrkolbn oans üban Kopf. Da Wildschütz bricht zsom und kreißt: „Ober a so schlogn!“

In Jaga dabormt er hiaz. „Steh auf!“ sogt er dewi.

„Oh na,“ sogt da Wildschütz, „ih wort af Dih.“

„Wia moanst dos?“

„Mei liaba Josef,“ sogt da Wildschütz, „mir stehn mitanander auf zan jüngstn Tog.“ —

Wos da wohri Hamur wert is, däs, meini Leut, zoagt sih in da höchstn Noth, in Sterbn.

s Leben, däs kinens, d Naturmenschn, do draussn, und s Sterbn, däs kinens ah. Die reichn Leut, schauts, de dabeissn sih oft so tief eini in Weltgenuß, as wia d Madn in an Kas, daß s woan, as müassad eahner ollaweil guat gehn und as kunt go nit onderste sein. Und wans af oanmol umschlogt, do hobn s ka Geduld, kan Ergebnheit, ka Hoffnung afn liabn Gott, zidern Tog und Nocht in Ongst vorn Tod oda rennen eahm aus Vazweiflung schnurgrod in Rochn.

Da Naturmensch, der bleibt z moast lusti, so long as s geht, und gehts amol neamer, aft gibt er sih drein.

Wan er afn Todtnbett liegt, so an olta Hascha, afn schlechtn Stroh, nit amol gscheit a Hil zan znadeckn, do redt er noh ollahond aus mit sein Leutn und schofft on, wos z gschechn hot, wans dabei is. „Die schwoz Hosn thnats mar on,“ hot der olt Woldseppl gsogt, „und s weiß Pfoadl. Und selm hinta die Thür af die lonk Bonk legts mih hin, oba nit go z gleim zan Ofn. Und gebts a wenk Ochtin af die Kotz, däs Rohnviach geht af an iadn Koda los. Untn in da Pforkirchn nit z long bimeln — kost Geld und hilft nix. Mei Lodnjoppn, de schenkts an Ormen. — Muaßt nit woanen, mei Weib, mir ghörn doh noh zsom, und wan mar unsa liabi Frau beisteht, wir ih da schon a worms Platzl aufhebn in Himel, nebn meina. — Und daß ih da noh sog, wan ih ols Geist zu Dir sul kema müassn, schreck Dih nit. Ih thna da nix. Immer a Boderunser thnast betn für mih — und daß die Kinder bravi Leut wern — sunst valong ih nix, ih. — Hiaz, Weiberl zünd s Liacht on — ih muaß fuat!“

Mit den Wortn is er in d Ewigkeit gonga, der olt Hänsla Sepp. —

Aso beiläufi gibt er sih, den Leutn eahna Hamur.

Wan ih weita wult dazähln in dera Dickn, as hät kan Ort und kan End. Wos ih do hon dazählt, as is nur a Tropfn von Miir. A Thautropfn, leicht gor a Bnatstropfn.

Oba däs Miir — af den d Leut zwischn Zeit und Ewigkeit hin und her sa lusti Schifferl gfohrn sein — as hebt stark on zan sinkn.

D Waldungen wern kleaner und liachta, in den Schluachtn und Grabn geht da Dompfwogn, üba Berg und Felsn hot d Welt die neumodischn Zitherusoatn gspont — in Telegrafn. Auf den Zitherusoatn klingt a uengs Liad, lockt die Kloanhäusler aus n Wold und d Holta va der Olm — lockts ausst in die weiti Fremd, in die grossn Städt und Fabrikan, wo eahna worms, oanfältigs und in der Oanfolt weises und glücklgs Seelenlebn z Grund geht.

Und zu Deusebign, de dahoam bleibn in Gebirg, keman die Fremdn mit eahna neign Mod und mit eahnan neign Glaubn. Und wia d Wold- und Berglent eh va Zeitn in Kompf um's Dosein führn hobn müassn gegn die Elementa, so müassn s u hiaz führn gegn die Weltleut. Do is freili mit da Geduld, Ergebnheit und Herzushoatakeit nix mehr ausrichtn, do müassn onderi Worsn sein. Und a so nimts den Lauf: s Gefühl wird Be-

Digitized by Google

rechnung, d Weisheit Schlauheit, da Hamur wird Witz, s Herz wird zsompreßt und da Kopf is üba.

Ih laugus jo nit, daß da Baur heint bessa wohnt und an feinern Rock hot, as wir eh; s is jo wohr, daß er mehr Geld badeant und ah mehr braucht. Ober einwendi in eahm, do is heint etwos nit mehr aso, wia s amol gweſt is. Da Zeitgeiſt hot eahm viel gebn, oba noh mehra hot er eahm gnoma.

Do follt ma holt ollamol der Olmhiaſl ein, und fei Bruada, da Waſtl. Sein bravi, luſtigi Leut gweſt ehmols; die hortn Zeitn hobn ſ friſch üba d Ochſl gſchupft von oaner af die onder und unſa Herrgott is eahna beßta Komerod gweſt. Und wia hiaz ſa ſchön noch und noch die neig Zeit und die neign Leut keman mit da neign Weltweisheit, do hobn da Hiaſl und da Waſtl ah an neign Hamur kriagt. — Kloan vazogt ſteht da Hiaſl do af ſein ſtoanan Feld und ſchaut in Obgrund nieda, wo da Wildboch rauſcht, und legt ſei kolti Hond af die hoaſſi Stirn und ſimuliert: „Hiaz möcht ih wiſſn für wos! Do kimt da Menſch af d Welt und muaß ſo viel leidn. Und paßt da Tog zu Tog afs Glück — und as kimt koans. Sunſta, wans oan go z weh hot thon, wan oan ongſt und bong is worn af dera Welt, do hot ma mit noſſn Augnan zan Himel aufgſchaut — und is oan leichta worn. Und hiaz! Wan ih denk, daß däs Lebn, däs Hoffn und Leidn olls umaſunſt ſul ſein ..."

„Umaſunſt!" ſogt ſei Bruada, da Waſtl, „ah na, umaſunſt nit. Muaßt jo dafür Steuer zohln!"

Und däs — däs is da neigi Hamur.

Erklärungen. Hamur: Humor. ſa weit as ma klobn is: ſo lang die Beine ſind. beidln: ſchütteln. Leitnen: Lehnen, Hänge. entn: drüben. ſumpad: ſchrillt. Hech: Höhe. ausdeutn: erklären. Kirwah: Kirchweih. zan: zum. Buder: Butter. Wuzerl: Büſchchen. Pfoad: Pfaid. ſein Kren draufgebn: ſein Salz, ſeinen Witz dazugeben. meintswegn: ſo viel als: Zum Beiſpiel. ongſchwirztn: im Geſichte geſchwärzten. kreißt: ächzt. dewi: heiſer. gleim: nahe. achtin gebn: acht geben. in dera Dickn: in der Weiſe.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Wie iſt der See ſo tief!

Gedicht von **Rudolf Baumbach.**

Ein Schifflein ſah ich lenken,
Drin ſaßen auf den Bänken
Ein Knab' und eine Maid.
Stumm ſaß ſie bei dem Fergen
Und thät die Augen bergen
In großem Herzeleid.
Wie iſt der See ſo tief.

„Willſt Du zum Reigen fahren?
Du trägſt in Deinen Haaren
Von Myrten einen Kranz.
Und wenn ich bei der Linde
Dich Traute wieder finde,
Verſagſt Du mir den Tanz?"
Wie iſt der See ſo tief.

„Mich lockt zum Ringelreigen
Nicht mehr der Klang der Geigen,
Der Flöten und Schalmei'n.
Vorbei iſt Luſt und Wonne,
Muß werden eine Nonne
Im Kloſter Sanct Marein.
Wie iſt der See ſo tief.

Er ließ das Ruder ſinken,
Zwei Thränen ſah ich blinken
Und fallen auf den Grund. —
„Muß ich den Schleier tragen,
Will ich Dir nicht verſagen
Zu küſſen meinen Mund."
Wie iſt der See ſo tief.

Es ſchlang die weißen Arme
In übergroßem Harme
Um ſeinen Hals die Maid.
Der Kahn gerieth in's Schwanken,
Die beiden Minnekranken
Vergaßen all ihr Leid.
Wie iſt der See ſo tief.

Digitized by Google

Von einem Volksmanne.

Der tolle Fasching-Dienstag ist dies Jahr für Steiermark ein Trauertag geworden. Wir haben an diesem Tage Moriz von Kaiserfeld begraben.

Oesterreich weiß es, was Kaiserfeld gewesen ist: ein einflußreicher Politiker, ein ehrlicher, bedeutender Staats- und Parteimann — uns war er mehr.

Die Biographie Kaiserfeld's wäre eine Geschichte der Steiermark seit 1848, ja eine Geschichte der Hauptepochen Oesterreichs während dieser Zeit. Es wird Einer kommen und sie schreiben. Wir können hier nur eine kurze Andeutung seines Lebenslaufes geben.

Dr. Moriz v. Kaiserfeld wurde am 24. Januar 1811 zu Pettau in Steiermark als Sohn eines Gutsbesitzers geboren. Nachdem er zuerst bei einem Patrimonialgerichte die erforderliche Praxis gewonnen und sich sodann eine zeitlang der Verwaltung des seither in seinen Besitz übergegangenen Gutes Birkfeld gewidmet hatte, begann für ihn im Jahre 1848 eine Aera politischen Schaffens als Abgeordneter des steierischen Großgrundbesitzes für den provisorischen Landtag. Ein Jahr später sandte ihn die Stadt Graz in das Frankfurter Parlament. Nach seiner Rückkehr hatte Dr. v. Kaiserfeld mit nachdrücklichster Wirkung zur Feder gegriffen. In der „Grazer Zeitung" waren zwischen 1848 und 1850 formvollendete, inhaltsreiche Aufsätze erschienen, welche meteorhaft die politische Lage beleuchteten und einen wesentlichen Beitrag zu deren Erkenntnis bildeten. Weit über die Grenzen der Provinz hinaus machte sich der Einfluß jener Artikel geltend, welche ein Decennium später in der Grazer „Tagespost" ihre Fortsetzung fanden, wo Kaiserfeld bald mit epigrammatisch ätzender Schärfe, bald mit staatsmännischer Geistesklarheit für sein Staatsideal kämpfte. In der constitutionellen Aera entwickelte sich seine politische Laufbahn rasch. Im Jahre 1861 wurde er von den Landgemeinden Weiz, Gleisdorf und Birkfeld in den steierischen Landtag gewählt und alsbald durch die Ernennung zum Landeshauptmann-Stellvertreter ausgezeichnet. In den Reichsrath entsendet, fiel ihm dort bald die Rolle eines Parteiführers zu. Von größter Rechtsliebe erfüllt, stellte er sich an die Spitze Jener, welche das Staatsrecht Ungarns anerkannten. Er begründete die Partei, welche den Ausgleich mit Ungarn auf ihre Fahne schrieb. An den ungarischen Ausgleichsverhandlungen im Jahre 1867 nahm er hervorragenden Antheil. Im Februar 1868 wurde er zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt. Gleichzeitig war er Vicepräsident der Reichsraths-Delegation. Nach Eröffnung der Reichsraths-Session 1869—1870 wurde er abermals zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt. Später wurde er als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen, in welchem er nur selten mehr hervortrat. Von 1870 an bis zum vorigen Jahre war er Landeshauptmann von Steiermark und hat sich in dieser Stellung unvergängliche Verdienste um sein engeres Vaterland erworben. Die Städtevertretungen von Graz, Bruck und Radkersburg, ferner die Stadt Aussig in Böhmen haben ihm in der Verleihung der Ehrenbürgerwürde ihre Verehrung zum Ausdrucke gebracht. Im Vorjahre wurde er zum Geheimrath ernannt.

Im Sommer 1884 trat er im Angesicht seines hohen Alters in das Privatleben zurück und lebte nun ganz zurückgezogen auf seinem stillen Landgute in Birkfeld. Leider war es ihm nicht gegönnt, den Nachsommer seines thatenreichen Lebens zu genießen. Er begann zu kränkeln, und am 14. Februar l. J. schloß er die Augen.

* * *

Wir würdigen an diesem Manne vor Allem drei Haupttugenden: Seine Freiheitsliebe, seine Gerechtigkeit, seine Humanität.

Seine Freiheitsliebe offenbarte sich das erstemal während der großen Ereig-

Digitized by Google

nisse 1848. Leider fand der steirische Abgeordnete das Frankfurter Parlament in jämmerlichster Zersetzung. Zu rechter Zeit in der Paulskirche eine Rede Kaiserfeld's von dem Schlage, den wir später an ihm kennen lernten, wer weiß, wie ganz anders es geworden wäre!

Seinen Gerechtigkeitssinn bewies Kaiserfeld durch die Anerkennung und durch die mit Rechbauer und Anderen erzielte Verwirklichung der Rechte der Ungarn als selbstständige Nation. Diese Sache, deren Hauptträger er gewesen, mag im deutschen Mann und Politiker manchen Zwiespalt erweckt haben, aber schließlich muß der Gerechtigkeitssinn stärker sein, als der Drang, auf Kosten alles Anderen immer nur die Eigeninteressen, und nichts als diese zu suchen. Als sich später in Oesterreich eine ähnliche, nur weit verwirrtere Frage noch schärfer zuspitzte, vermochte es Kaiserfeld weder, dem Rechte die Nationalität, noch der eigenen Nation das Recht zu opfern, er trat vom Kampfplatz zurück und seine letzte öffentliche Kundgebung war eine Mahnung zur Versöhnung, zum Frieden. — Andere mögen darin die Müdigkeit des Greises sehen, ich höre daraus den Ruf des Weisen.

Die Humanität Kaiserfeld's trat in seinem mannigfachen Wirken als Volksmann in's hellste Licht. Er stand ein für die Loslösung der Schule von der Kirche, für ihre Selbstständigkeit, er war überzeugt von der sittlichen Macht der Schule, gieng aber nicht so weit, wie andere, die da glauben, eine Volksschule ohne kirchliche Oberhoheit bedeute eine Schule ohne Religion. Wie hoch Kaiserfeld die religiösen Gefühle des Volkes hielt, wie ängstlich er besorgt war, dieselben nicht zu verletzen, davon zeugen nicht allein seine großen Parlamentsreden, davon zeugt auch sein Privatleben und sein Verkehr mit den Landleuten. Man hätte von gewisser Seite dem Todten im Nekrologe in dieser Beziehung gerne Eins versetzt, aber es gieng schlechterdings nicht an. Das war einer jener Allerwenigsten, die so echt sind und einheitlich in sich geschlossen, daß selbst die Mißgunst nichts gegen sie aufzubringen weiß.

Als Landeshauptmann in Steiermark hat Kaiserfeld unvergängliche Spuren seines hochherzigen Wirkens hinterlassen; besonders auch zu erwähnen der großen Verdienste, die Kaiserfeld sich als Obmann der steiermärkischen Landwirtschafts-Gesellschaft erworben hat. Viel hat er auch gethan für die Vervollständigung der Grazer Universität, für die Errichtung der technischen Hochschule, für die Wiedereinrichtung des Joanneums, sowie für zahllose öffentliche wohlthätige Institute seines Heimatlandes.

So stand Kaiserfeld den Völkern Oesterreichs als unerschrockener Anwalt ihrer Güter und Rechte, so war er ein treuer Hüter aller hohen culturellen Errungenschaften, so war er ein Wohlthäter seiner engeren Heimat.

Er war eine der edelsten Erscheinungen des parlamentarischen Lebens Oesterreichs, er war in Bezug auf das deutschösterreichische Gefühl von der Schule Grillparzer's und Anastasius Grün's. Weil er die Extreme vermied, so war er geachtet von den Besten aller Parteien.

Als Persönlichkeit war Kaiserfeld schlicht, bescheiden, zurückgezogen, bedächtig, offen und gütig. Die Grundeigenschaften seiner Landsleute waren in seinem Charakter concentrirt. Als Redner hatte er nicht die Mittel des Cicero, eher etwas von der Weisheit des Sokrates, darum fesselte er stets mit tieferem Interesse, und ein Ereigniß war es im Parlament, wenn Kaiserfeld sprach. Wer sähe ihn nicht noch im Geiste, wie er, die Hände in den Hosentaschen, etwas vorgebeugt sein graues Haupt, fast unbeweglich dastehend, seine Rede hielt! Ein wenig eintönig war's zu hören, wenn er sprach, aber an Form mustergiltig und jeder Satz voll Gehalt. Ernst und scharf, ohne persönliche Gehässigkeit oder gar Flegelhaftigkeit — wie das leider im Parlamentsleben Mode zu werden beginnt — war sein Wort; es war getragen von der Würde einer großen Sache.

Kein Makel lag auf Kaiserfeld's Charakter, und wie bei Deak und Rechbauer, ward auch bei ihm diese Reinheit zur

Digitized by Google

Macht wider die Feinde. Kaiserfeld gehört zu jenen Männern, die den moralischen Reichthum eines Volkes ausmachen.

Zu seinem Begräbnisse im weltabgeschiedenen, idyllischen Birkfeld strömten die Leute zusammen von Nah' und Fern' und beteten an seiner Bahre. Der einfache Bauer kann nicht ermessen, was ein solcher Mann bedeutet, aber er ahnt es. Steiermark tranert an Kaiserfeld's Grab, aber die Ideale dieses wahren Patrioten sind nicht mit ihm hinabgesunken in die finstere Tiefe; sie wirken fort und — so trostlos es jetzt auch aussehen mag — sie werden siegen, denn mit ihnen ist das Unsterbliche, das Göttliche — das Recht.

R.

An Ernst von Wildenbruch.

Das heil'ge Licht glomm trübe, fast erblindet,
Verödet stand der Tempel und verlassen.
Hier hatte sich des Volkes Herz entzündet
In edlem Lieben und zu stolzem Hassen;
Hier hatte Gott der Menschheit sich verbündet,
Sie mit der ew'gen Schöne zu umfassen —
Treulos verließ das Volk die Weihestätte,
Kein Starker kam, der es gefesselt hätte.

Da bauten sie Altäre fremden Götzen,
Dem falschen Blendwerk ohne Scham zu fröhnen;
Die heil'gen Banner rissen sie in Fetzen,
Feindselig hausten sie im Reich des Schönen;
Den Thoren war es frevelndes Ergötzen,
Die Größe ihrer Vorzeit zu verhöhnen;
Es schwieg die Muse, die so zarterschreckte,
Ach, kein Messias kam, der sie erweckte!

So schwanden Jahre. Da erstand die Stunde:
Auf's Neue lohten hehre Himmelsflammen,
Erstaunt vernahm das Volk die frohe Kunde,
Zum ernsten Spiele strömte es zusammen;
Bald flog ein Jubelruf von Mund zu Munde,
Wo Söhne nur von deutschen Eltern stammen:
„Der Priester fehlte, jetzt ist er gefunden,
Heil, deutsche Kunst! durch ihn wirst Du gesunden!"

Der Dichter ruft — und sieh'! In alter Stärke
Erwacht der Angelsachsen Held zum Leben,
Wir zieh'n mit ihm zum blut'gen Opferwerke
Und müssen seinem Leide Mitleid geben.
Wie stammt im Liede Harold's Heldenstärke!
Es rankt an ihr ein süßes Mädchenleben,
Und tiefergriffen staunt die fromme Menge
Ob der Gestalten stulendem Gedränge.

Glorreiche Macht der stolzen Karolinger,
Dich selbst zerstörend, konntest Du erschlaffen;
Du warst Dein Schicksal, Deines Ruhm's Bezwinger!
Ein Denkmal hat der Dichter Dir geschaffen:
Die heiße Leidenschaft der Kronenringer,
Den wilden Klang der brüderlichen Waffen
Hat er vermählt mit jungfräulicher Milde
Zur großen Einheit in dem großen Bilde.

Aus seines Vaterlandes jüngern Tagen
Hat er des Volkes große That gesungen,
Die That des Helden, der mit kühnem Wagen
Zuerst — und sterbend — Freiheit hat errungen.
Du Bote Schill's, der Du in's Herz des Zagen
Mit Flammenodem siegreich bist gedrungen,
Wie jener Menonit Dir zugeschworen,
So ist Dein Wort auch heute nicht verloren!

Es sank die Nacht, blutroth erschien der Morgen.
Wie mild die Luft! Wie sonnig die Gefilde!
Viel Trist'res, das die Finsternis verborgen,
Starb in des jungen Tages Frühlingsmilde.
Die große Freude heilet kleine Sorgen,
Zum Segen wandelt sich der Fluch, der wilde,
Und für das Leid, das uns're Väter litten,
Ward Sühnung mit der Söhne Blut erstritten.

Noch laß' mich, Meister, dankerfüllt gedenken
Der jüngsten Schöpfung, die Dein Geist geboren:
Dem Sänger Englands Lebenskraft zu schenken,
War nie ein And'rer so wie Du erkoren.
In's tiefe Herz des Dichters Dich zu senken,
In Marlow's Leben, leidenschaft-verloren,
Und auszuspr'ih'n die Gluten seiner Seele,
Gab Dir der Himmel göttliche Befehle. —

Du hast gethan, was nur die Größten thaten.
Wo ihre Namen steh'n, dort glänzt der Deine.
Heil, Heil dem Volk'! Es erntet Deine Saaten,
Es krönt Dich mit dem hellsten Glorienscheine.
Ja, wer Dich schmäht, der hat sein Volk verrathen,
Der Schönheit Göttin, sie ist nicht die seine!
Du laß' sie ruhig mäkeln, die Hebräer:
Wir lieben Dich, den gottbegabten Seher.

Hermann Kienzl.

Digitized by Google

Der Portel treibt 's Handwerk.

Ein Wirtshausbildchen von H. A.

Beim Ochſenwirt geht's heute wieder zu! Die ganze Gaſtſtube voller Bauern und Alles ſchreit nach Moſt oder Bier oder Wein, und Viele wollen auch was zu eſſen haben, wenn's was Gutes gibt.

„Kellnerin!“ ruft einer der Bauern ganz in der Ecke drüben, „ich hätt' gern ein Gſchneidel!“ — Gſchneidel nennt man in Oberſteier das gehackte Eingeweide in Suppe gekocht.

„Ein Gſchneidel!“ ſchreit die Kellnerin zum Küchenſchalter hinaus.

„Ich möcht' auch ein Gſchneidel!“ ruft ein zweiter Gaſt.

„Mir auch eine Portion Gſchneidel!“ ruft ein alter Bauer.

„Eine Portion Gſchneidel!“ ſchreit die Kellnerin.

„Ein Gſchneidel!“ ſchreit's anderswo.

„Ein Gſchneidel!“ ruft die Kellnerin zum Schalter hinaus.

„Heut' iſt Alles Gſchneidel,“ ſagt ein Stammgaſt, der Fibelſchneider, zur Kellnerin, „heut' muß es gut ſein.“

„Freilich iſt es gut, das Gſchneidel.“

„Beſſer wie ſonſt?“

„Das juſt nit,“ verſetzt die Kellnerin zum Fibelſchneider heimlich, „aber heut' haben wir viel Gſchneidel vorräthig und iſt gar keine Nachfrag' darnach; Alles will Semmelſuppen. Da müſſen wir's ausrufen, daß die Leute glauben, es wird verlangt, das Gſchneidel. Der dort im Winkel, der zuerſt gerufen hat, iſt unſer Knecht, kriegt eine Schüſſel voll geſchenkt für's Geſchrei. Der Andere iſt auch mit eingeſtimmt. Nur ein Einziger hat bis jetzt angebiſſen, und wenn ich in die Küche hinausſchrei: Eine Portion Gſchneidel, das gilt wirklich.“

„Mir Gſchneidel, eine Portion!“ ruft ein Gaſt.

„Schauen Sie,“ flüſtert die Kellnerin, „der kriegt ſchon Appetit darauf,“ und beſtellt die Portion.

„Ein Gſchneidel!“ ruft es weiter.

„Mir auch eine Portion Gſchneidel!“ ſchreit ein Anderer.

„Mir auch eine Portion!“ ein Weiterer. Und ſo geht es fort. Die Nachfrage iſt im beſten Gang.

Aber plötzlich, wie der Stocktabel-Toni ruft: „Eine Portion Gſchneidel!“ heißt es: „Gſchneidel iſt keines mehr. Sonſt was recht?“

„Nachher laß ich's gut ſein,“ ſagt der Stocktabel-Toni.

Im ſelben Augenblick ſchreit Jemand: „Ich möcht' gern ein Stückl Suppenfleiſch!“

„Ein Suppenfleiſch!“ ruft die Kellnerin zum Schalter hinaus.

„Mir auch ein Suppenfleiſch!“

„Mir auch eine Portion Suppenfleiſch!“

„Mir auch eine Portion!“

„So kannſt mir auch eine Portion Suppenfleiſch bringen,“ ſagt der Stocktabel-Toni, der ſchon entſchloſſen geweſen war, nichts zu eſſen.

„Sehen Sie!“ kichert die Kellnerin dem Fibelſchneider zu, „ſo macht man's. Was Einer hat, wollen Alle haben. Und am Ende ißt doch Jeder, nicht was er will, ſondern was wir wollen.“

„Ich verſtehe, der Portel treibt 's Handwerk,“ ſagt der Fibelſchneider, „bring' mir die Jungfer halt auch eine Portion Suppenfleiſch.“

Der Poetenwinkel.

An die Erde.

Laß mich Dich Mutter nennen,
Erde, ſchwellende, quellende,
Mutter biſt Du ja ganz, denn
Ewig gebärſt Du,
Gottesgeſegneter Schoß!
Es entweichen gebundene Kräfte
Deinem finſteren Grunde,
Werden frei im Lichte
Und entfalten alle Herrlichkeit;
Und zerſtreute Kräfte, ſie
Sammeln in Dir ſich zu
Neuer Macht.
Was lebt, hat in Dir ſeine Wurzel,
Du ſäugeſt, was athmet und iſt,
Und was geliebt und was gelebt,
Auf nimmſt Du es wieder,
Mütterlich und gut,
Verſammelſt wieder in deinem Schoße
Deine geängſtigten Kinder,

Digitized by Google

Und empfängst geduldig,
Was das Leben getödtet,
Aus des Todes Hand —
Letzte Zuflucht unendlicher Qual!
Darum segnet Dich, Erde, der Mensch,
Dem gestorben, was er geliebt,
Weil er geborgen in Dir
Weiß, was er ewig beweint.

Fritz Lemmermayer.

Ritornelle.

Dich fällt, o Palme,
Dich, stolze, starke, der Sturm —
Ob auch bewegt, es steh'n im Feld die
kleinen Halme.

Du Eiche,
Du bist der Deutschen Baum,
Du große, mächtige, ruhmesreiche!

Die Cypressen
An den Gräbern steh'n und flüstern:
Bald, o Mensch, bist Du vergessen!

Vergißmeinnicht,
Du kleine, blaue, sollst die Todtenblume
sein —
Das Bleichgesicht der Todten mahnt: vergiß
mein nicht!

Liebes, kleines Veilchen,
Hab' Dich kaum geschaut und willst schon
welken;
Bitte, bitte, warte noch ein Weilchen.

Flieder,
Frühlingsbote, bringest Duft und Hoffnung;
Dankend singt dir die Lerche die ersten Lieder.
Blaue Glocken,
Wundersam läutet im Wald Ihr den Sommer
ein;
Folgen möcht' gerne mein Herz dem süßen
Locken.

Kornblume,
Stehest zart zwischen Aehren:
Schönes und Gutes zugleich schenkt uns die
Ackerkrume.

Guter Mohn,
Sei bedankt! denn du schenkest uns Schlummersäfte,
Die uns vergessen lassen des Lebens Hohn.

Reseda,
Du holde, zarte, ruf'st:
O Mensch! wozu die ew'ge Fehde?

Georgine,
Herbstesblume, lange Nacht und Sturm
Kündest Du mit ernster Miene.

Fritz Lemmermayer.

Abendstimmung.

Himmlisch reine, helle
Glockenstimmen tönen durch die grüne Flur.
Jede Weiherwelle
Kündigt lispelnd Abendfrieden der Natur.

Leiser von den Aesten
Schallt der müden Waldessänger sanfter
Chor;
Golden ragt im Westen
Noch ein Stück des flieh'nden Sonnenballs
hervor.

Friede wird nun Allen. —
Langsam steigt der Mond herauf in seiner
Pracht.
Nur der Nachtigallen
Klagend, zartes Lied durchzieht die stille
Nacht.

Alois Straßmayer.

Im Reigen.

Hei, was lustig die Fiedel erklingt
Da draußen im Hausflur!
Wie das Völkchen sich drehet und schwingt,
Großväterchen, sieh nur! —

Laß sie tanzen und drehen nur zu
Beim Klange der Geigen!
Bald, mein Bübelein, dreh'st Dich auch Du
In fröhlichem Reigen. —

Laß, mein Büblein, sie tanzen und dreh'n,
Die Jugendzeit nützen;
Denn das Alter kommt schnell, und sie geh'n
Wie ich bald auf Stützen. —

Und gar wenige Jahr, mein Kind,
Dann ist es vorüber.
Ueber's Grab fegt im Tanze der Wind
Das Laub hinüber.

Schalk.

An der Mur.

Frisch braust und wogt ein Strom dahin
Durch dunkle Wälder, lichte Au'n,
Ein Silberband durch üppig Grün
Ist er in seinem Bett zu schau'n;
Es sind die Ufer sondergleich
An Burgen und an Städten reich,

Von jenem Hügel winket schlicht
Ein niedliches Gehöfte her,
Hier blinken schlanke Thürme licht
Und freundlich aus dem Häusermeer,
Dort aber mahnt so trüb und stumm
Ein wüster Schutt an alten Ruhm.

Digitized by Google

Da drüben steigt aus weichem Moos
Empor der mächt'ge Rabenstein;
Auf seinem Rücken glänzt ein Schloß
Gar hell im milden Sonnenschein,
Sich spiegelnd in des Stromes Flut,
In der sein Bild bezaubernd ruht.

So reiht sich prachtvoll Bild an Bild,
Dem Aug' ein herrlicher Genuß;
Zur Tiefe nieder stürzt jetzt wild
Und rasch der aufgeschreckte Fluß,
Dort grünt ein Wald so dicht belaubt,
Und da hebt ernst ein Fels das Haupt.

Nun breitet plötzlich sich das Thal
Gleich einem blüh'nden Garten aus,
Und dort in endeloser Zahl
Erhebt sich mächtig Haus an Haus,
Wo kühn ein Felsberg tritt hervor
Und stolz gebietend steigt empor.

Im ganzen Thale weit und breit
Die Saaten wogen, Gärten blüh'n,
Auch herrscht des Handwerks Thätigkeit
Durch regen Fleiß und redlich Müh'n,
Und mit des Volkes Arbeitskraft
Vereint sich Kunst und Wissenschaft.

Und durch das reizende Gefild
Strebt rasch dem Osten zu die Flut,
Wo sie zum letztenmale wild
Aufbraust mit ungestümem Mut;
So zieht durch Steiermark die Mur,
Ein lichter Streif in grüner Flur.

Franz Tiefenbacher.

An die Lobredner des Weines.

Es rühmen laut vergnügte Zecher,
Wenn aus krystallnem, reinem Becher
Man trinke gold'nen Feuerwein,
Verschwinde Gram und Sorg und Pein.

Dies Mittel, das sie alle loben,
Beschloß ich weislich zu erproben
Und setzte mich zum vollen Faß
Und schlürfte das gepriesne Naß.

Und weil mich just viel Kummer plagte,
So trank ich weiter, bis es tagte,
Und leerte rührig Glas auf Glas,
Bis ich die Leiden all' vergaß.

Doch kaum erwacht' ich mit dem Morgen,
So kamen all' die alten Sorgen
Und neue noch ein ganzes Heer:
Der Kopf war wüst, die Tasche leer.

D'rum schlecht ist Euer Rath erfunden:
Wollt' heilen ich der Seele Wunden,
Da müßt' ich ohne Unterlaß
Im Keller sitzen bei dem Faß.

Aurelius Polzer.

Bücher.

Sommerblumen und Herbstblätter. Gedichte von Josephine Freiin von Knorr. (Wien, Rosner, 1885.) Es ist ein reifes Dichtertalent, das dem Leser hier entgegentritt. Weibliche Zartheit des Empfindens vereint mit männlicher Gedankenkraft. Ueber dem Ausdruck und dem Vers liegt in diesen Gedichten ein gewisser weicher Schmelz als Abglanz einer edlen Weiblichkeit, und doch ist es eine ernste, manchmal fast herbe Reflexion, die sich in so melodischer Weise vernehmlich macht. Ueberwiegend ist in diesem Büchlein die Wettbetrachtung; ein lebendiger historisch-ethnographischer Sinn verschwistert sich, wie bei einem Freiligrath oder Hermann Lingg, mit der Poesie zu warm colorierten und sinnreichen Schilderungen. Hervorragend sind in dieser Art die Cyklen „Japan" und „Paris". Möge diese neueste Spende der Dichterin, die kein Neuling auf dem deutsch-österreichischen Parnaß, nicht unbeachtet bleiben in der großen Masse des Mittelmäßigen, und, wenn man will, selbst Guten, welche dem Publikum die Auswahl auf dem literarischen Markte immer mehr erschwert. h.

Das Geheimnis des Dichters.

O all Ihr Freuden, die das Leben schmücken:
Ihr großen, seltnen, die uns fast erdrücken,
Ihr vielen kleinen, die uns still beglücken!
Wie dankbar bin ich schon, weil ich Euch sehe,
Wie selig, daß ich Euch so ganz verstehe
Und gleich, als wärt ihr meine eigne Lust,
In meinem tiefsten Herzen mitempfinde!

Wie bin ich mir so sehr des Heils bewußt,
Des höchsten, das ich für den Menschen finde:
Daß ich die Wonnen jeder fremden Brust
In einem Vollgenuß in mir verbinde,
Zum Einklang, wo ich dennoch jeden Ton
Und jede Stimme deutlich unterscheide.
Der jubelnde, beglückte Erdensohn
Freut sich für sich und ich mich für uns Beide!

Denn ich, in meinem luftigen Revier,
Ich bin zugleich in mir und außer mir.
Ich seh' der Menschheit ganzen Jubelreigen
Und tefe klar in allen frohen Seelen.
Ich weiß, was sie dem Freund sogar verschweigen,
Und weiß auch das, was sie sich selbst verhehlen.
Kein Alter, kein Geschlecht ist ausgenommen,
Kein Stand, noch Rang; denn mit des Blitzes Schnelle
Versetz' ich mich an jedes Andern Stelle,
Das Glück umarmend, welches ihm gekommen.

Digitized by Google

Und gäb' es Freuden auf der Erdenwelt
So viel als Sterne sind am Himmelszelt,
Und mögen jene auch unzählbar scheinen
Wie diese: ich bin zwischen sie gestellt
Und zähle sie, die großen wie kleinen!

Und wahrlich ja, das ist das ganze Geheimniß — der Dichter ist das Herz seines Volkes. Erst Herr und Genießer der Welt, aber wie in einen Brennpunkt sammelt sich in seiner Seele auch das allgemeine Leid. Und weil so viel Glück und Weh' zu schwer ist, um von einem einzigen Wesen ertragen werden zu können, so muß er es mittheilen, ausrufen, aussingen, ausgestalten, und wird so zum Munde der Menschheit, zum Verdichter ihrer Stimmungen, Gedanken, Empfindungen, zum Schöpfer einer Welt, welche den Menschen in richtigem Sehwinkel gegenübersteht, und in welcher sie ihr eigenes Wesen und Wünschen, ihre eigenen Thaten und ihr Dulden wieder erkennen. — Das ist des Dichters Geheimniß. Und das beiläufig hat Faust Pachler in seinem Werkchen „Das Geheimniß des Dichters (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1885) ausgesprochen. Er hat es darzustellen gesucht in einer Reihe von Bildern aus dem menschlichen Leben und Herzen, er hat zu zeigen getrachtet, wo und wie der Dichter überall zu Hause sein und Bescheid wissen müsse — und es ist ihm gelungen. Wie die meisten Poeten zeigt auch dieser eine recht geringe Meinung von den Leuten, die man nach dem Dutzend schätzt, und ihrem alltäglichen Hasten und Treiben, das sie so lächerlich wichtig machen und das so jämmerlich nichtig ist. Aber wie die meisten Poeten hegt auch dieser Liebe zu den Menschen in ihrem Glück und Leid, und wird Theilnehmer und Führer dort, wo große moralische Güter zu erringen sind. — Der echte Dichter ist Schöpfer, er baut eine Welt, einen Himmel, eine Hölle aus Nichts? Nein, er baut und erschafft aus besonderem Materiale — aus seinem Herzblut. Das angeführte Büchlein kann in uns wohl eine Ahnung davon erwecken, wie unvergleichlich das Glück eines Dichters ist — im Leben wie überreich, und noch im Sterben, wie groß und selig! R.

Ausgewählte Gedichte. Von Wolfgang Kirchbach, Leipzig (Wilhelm Friedrich). Wolfgang Kirchbach, der Autor des „Salvator Rosa", der „Kinder des Reiches", tritt mit einem Bande Gedichte vor die Oeffentlichkeit und erweist sich in demselben auch auf dem Gebiete der Lyrik als ein durchwegs eigenartiger Geist mit gesundem Wollen, kräftigem Können, der, frisch und energisch, wie er ist, festen Willens zu sein scheint, seinen eigenen Weg zu wandeln. Es weht ein Zug von Energie und Thatkraft aus diesen Versen, welche an die moderne deutsch-realistische Schule gemahnt. Die „Seligen Fanne" sind eine höchst beachtenswerthe Arbeit voll tiefer origineller Gedanken und eigenartiger Bilder, nicht minder der Cyklus „Der neue Hiob"; ganz besonders gelingen dem Autor jedoch jene Gedichte, für welche er die Stoffe, Motive aus alten deutschen Sagen oder Märchen entlehnt. So „Frau Holle," „Der Acker," „Kornmuhme," „Vom Brüderlein und Schwesterlein" u. dgl.

Hnst. Andr. Keßel.

Ein Manuskript. Von B. v. Suttner. (Leipzig, W. Friedrich). Daß sind geistreiche Briefe, die eine Mutter ihrer neuverheirateten Tochter schreibt über Allerlei, was letztere interessiren muß und woraus sie Nutzen ziehen kann. Da ist z. B. die Rede von Eigensinn, Poesie, häuslicher Einrichtung, Treue und Liebe, Kirchgang, Hausthealer, Bällen, Toiletten und Kindern. Ein Kapitelchen über Schwiegermütter drucken wir gelegentlich aus dem anregenden Buche ab. M.

„Des Rabbi Vermächtnis." Roman in drei Abtheilungen von August Becker. Zweite Auflage. (Leipzig, Johannes Lehmann, 1884.) Wenn ein Roman in unserer raschlebigen Zeit nach siebzehn Jahren eine zweite Auflage erlebt, so ist dies das beste Zeichen für seinen wahren Werth. Denn selbst Gutzkow, dem das Publikum vor zwanzig bis dreißig Jahren, so oft ein neues Buch von ihm erschienen, zugejubelt hat, wird von der heutigen Generation kaum mehr gelesen. Und Becker ist ein Geistesgenosse Gutzkow's sowohl in der ungeheuren Breite, mit der er seine Erzählung angelegt hat, als auch in der Fülle der Figuren, in der romantischen Complication der Handlung. Viele, die Becker's Buch zur Hand nehmen, werden etwas darin finden, was sie anzieht; das jugendliche Gemüth wird sich an der Handlung selbst erfreuen, der romantische Sinn sich an der Person des Helden erbauen, der ernstere Geist mit Spannung und Interesse die Schilderung halb vergessener Religionssecten verfolgen, unter denen die Anhänger Frank's wohl die eigenthümlichste und interessanteste ist. Wer Zeit und Geduld hat und dazu Freude am Guten, dem sei Becker's Roman empfohlen.

N. Z. Zt.

Das Kunstgewerbe im Alterthum. Von H Blümner. II. Abtheilung. Die Erzeugnisse des griechisch-italischen Kunstgewerbes. („Das Wissen der Gegenwart," XXXII. Bd.,

Digitized by Google

1885, Leipzig, G. Freytag, — Prag, F. Tempsky.) Nachdem in der ersten Abtheilung dieses Werkes die Technik und Stilistik des antiken Kunstgewerbes dargestellt worden, behandelt nun der vorliegende Band die mannigfachen Erzeugnisse desselben mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung und Verwendung im privaten und öffentlichen Leben des Alterthums. Das Haus und seine Ausstattung bildet naturgemäß den Ausgangspunkt für die Betrachtung des Mobiliars, der Geräthe für Beleuchtung, Heizung, Vorrathskammer und Tafel, des Bade- und Toilettengeräths, des Cultus im Tempel und Privathaus, der Schmucksachen, Waffen, Wagen — mit einem Worte, aller Geräthschaften und Habseligkeiten, die der Mensch zum mannigfachen Dienst seines Lebens um sich her versammelte und, indem er sie künstlerisch gestaltete, ihnen unbeschadet der praktischen Nutzbarkeit auch die höhere Aufgabe stellte, sein tägliches Thun und Treiben zu schmücken und zu erheitern und, indem sie ihn durch ihre stille Gegenwart leise und stetig auf etwas Höheres hinwiesen, ihn zu erheben und zu veredeln. Diese Stimmung, die, solcher Art von den stummen Gefährten des Lebens ausgehend, sich sanft wie ein feiner Duft durch die Räume verbreitete, in denen der Mensch sein Dasein verbrachte, bildete ein so wesentliches Element desselben, daß, wer irgend über das Aeußerliche hinaus in die Aesthetik und Ethik des antiken Lebens eindringen will, der Kenntnis dieser Gegenstände nicht entbehren kann. V.

Die pyrenäische Halbinsel. Von M. Willkomm. II. Abtheilung. Spanien. Politische Geographie und Statistik. Schilderung von Central- und Nordspanien. („Das Wissen der Gegenwart," XXXI. Band, 1884, Leipzig, G. Freytag, — Prag, F. Tempsky.) Mit eigenartigen Gedanken sprechen und lesen wir heute über Spanien, die einstige Herrin der Meere und fremden Continente, ein Volk, das nur eine märchenhafte Erinnerung an jene große Vergangenheit herübergerettet zu haben scheint in eine Gegenwart des inneren und äußeren Verfalls, einen Staat, der, ob Königtum oder Republik genannt, bis in die neueste Zeit nur Anarchie war oder doch beständig in Gefahr schwebte, dieser immer von Neuem zur Beute zu werden. Gewiß ist dies der Grundzug dessen, was heute in weiteren Kreisen von Spanien gewußt, gesagt und geglaubt wird. Das vorliegende Werk nun bietet jedem, der sich über jene allgemeinen Ansichten hinaus ein auf gründlicher Kenntnis des Thatsächlichen und Einzelnen ruhendes eigenes Urtheil bilden will, das dazu nöthige Material, geschöpft aus eigener Anschauung, geordnet und gestaltet nach jenen Gesichtspunkten, welche der modernen Länder- und Völkerkunde maßgebend sind. V.

„Unsere Kunstpflege!" (Wien, Graeser.) Diese Schrift bespricht die zum großen Theile nur geheuchelte Kunstliebe unserer modernen Gesellschaft, die Stellung der Presse zur bildenden Kunst und den Mangel einer energischen Initiative von Seite des Staates in der Förderung der Kunst und künstlerischer Talente. Schließlich wird noch die dringend nothwendige Regelung des Concurrenzwesens in der bildenden Kunst ausführlicher besprochen, als eines der Mittel, welche vielleicht geeignet wären, die jüngere Künstlergeneration in ihrem schweren Kampfe gegen die Ungunst der Verhältnisse zu unterstützen. Die Broschüre bildet die Fortsetzung der „Flugschriften einer literar.-künstlerischen Gesellschaft: Gegen den Strom." V.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. IV. Der Roman, bei dem man sich langweilt. (Verlag von Carl Graeser in Wien.) Schneidig, mit Geist, Witz und beißendem Sarkasmus ist in dieser Broschüre eine ganze Richtung der deutschen Belletristik verhöhnt, und zwar der sogenannte „idealistische" Roman und die mit falschem Idealismus prunkenden Familienblätter mit ihrer Wasserfuppenliteratur. V.

Steiermärkische Geschichtsblätter. Herausgegeben von Dr. J. v. Zahn, Landesarchiv-Director in Graz. (Verlag von F. Goll, Graz.) Jährlich vier Hefte zu mindestens vier Bogen. Die „Steiermärkischen Geschichtsblätter" treten jetzt in ihr sechstes Jahr. Sie haben in dem abgelaufenen Zeitraume gesucht, den Gedanken der Veröffentlichung sogenannter kleiner Quellen für die Geschichte zuvörderst der eigenen Heimat zu verwirklichen und auch fremdem Materiale aus heimischen Quellen, das sonst unbekannt und unbenützt vorkäme, Geltung zu verschaffen. Wir weisen hin besonders auf folgende Artikel: „Oesterreich um 1797. Staatsbericht des Ministers Saurau." „Zur Geschichte des österreichischen Finanzwesens, 1805—07." „Denkschrift über die Wiederherstellung der Verfassung des Deutschen Reiches, 1815." „Drei Briefe über den wahren Sachverhalt bei Kg. Joach. Murat's Verhaftung, 1815." „Aufzeichnungen vom Hofe Kaiser Leopold's I. zu Regensburg (1664)." Für Rechtsleben: „Privilegien steiermärkischer Städte und Märkte, 1270

Digitized by Google

bis 1373." „Romfahrten im Interesse deutscher Prälaten, 1559—1673". „Correspondenz der Päpste mit dem Hofe zu Graz, 1568—1619." „Zur Statistik der Religionsbewegung in Steiermark, 16. u. 17. Jahrh." „Waarenpreise zu Graz um die Mitte des 15. Jahrh." „Der Bauernaufstand in und um Murau, 1525." „Der Knappenaufstand zu Eisenerz, 1683." Die artistischen Beilagen gaben in reicher Abwechslung Ansichten, wie Nachbildungen alter, von Steiermark handelnder Drucke, Ortsbilder sehr seltener Art von Admont, Graz und Steinach, Autographe, Kriegsbilder u. s. w. V.

Von „Otto Spamer's Illustriertem Conversations-Lexikon" (neue, zweite, gänzlich umgestaltete und bedeutend erweiterte Auflage, Leipzig) liegt der erste Band vollendet vor. Dieser Band, den ganzen Buchstaben A enthaltend, ist mit 1162 Text-Abbildungen ausgestattet; es sind demselben ferner 16 Karten und sieben Tonbilder beigegeben. Es vereinigt sich hier gediegenste Ausstattung in Satz, Druck und Papier mit dem eleganten Gewande eines soliden Halbfranz-Einbandes. Nach Durchsicht des ersten Bandes, beziehentlich der trefflich geschriebenen zehntausend Artikel desselben, darf der Redaction und der Verlagshandlung die Anerkennung nicht versagt werden, daß sie es in der That mit außergewöhnlichem Geschick verstanden haben, ihre nicht leichte Aufgabe zu lösen und ein Werk zu schaffen, welches innerhalb eines beschränkten Raumes über jeden Gegenstand des menschlichen Wissens und Könnens schnelle und gründliche Auskunft ertheilt. An dem Aufbau des Werkes ist eine große Zahl rühmlichst bekannter Fachgelehrten und Künstler fortdauernd thätig. Jedenfalls ist Otto Spamer's Illustriertes Conversations-Lexikon als ein auf der Höhe der Zeit stehendes Werk zu bezeichnen. Im Ganzen wird dieses Werk acht Bände mit mehr als 6000 Beigaben (Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten) umfassen. V.

Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Bearbeitet Von Franz Brümmer. (Leipzig, Phil. Reclam jun.) Ein flüchtiges Stück unermüdlichsten Sammelfleißes und ernstesten Forschens liegt hier vor uns. Brümmer ist auf dem Gebiete seines literarischen Schaffens eine Specialität geworden. Als er vor Jahren bei Krüll und Eichstädt sein rühmlichst bekanntes Dichterlexikon erscheinen ließ, erhielt die deutsche Literatur zum erstenmale ein derartiges Sammelwerk in umfassender Vollständigkeit und gewissenhaftester Gründlichkeit. Seitdem sind mehrfache ähnliche Lexika erschienen, aber — das Brümmer'sche haben sie nicht erreicht. Nun legt uns der Autor in einem stattlichen Bande ein zweites derartiges Werk auf den Büchertisch; ein mit demselben gleichlaufendes, das 19. Jahrhunderl behandelndes, soll ehebaldigst folgen. Gewissenhafteste Gründlichkeit, ein klarer übersichtlicher Blick treten hier dem Leser aus jeder Zeile entgegen und legen treffliches Zeugnis ab, wie ernst der Autor seine Aufgabe genommen, und wie er derselben Herr geworden ist. Kein Name, der irgend etwas zur deutschen Literatur seit den ältesten Zeiten bis in unser Jahrhundert hineinragend beigetragen, wird in dem Buche vermißt, jeder Aufsatz gibt in kurzer, aber prägnanter Weise ein klares Bild des Lebens und Bildungsganges jedes einzelnen Dichters, das hierauf folgende genaue Verzeichnis seiner sämmtlichen Schriften verleiht dem Werke einen hohen bibliographischen Werth.

Gust. Andr. Resset.

Die vollständig umgearbeitete vierte Auflage von Brockhaus' „Kleinem Conversations-Lexikon", hat soeben zu erscheinen begonnen. Das erste Heft, Anfang März ausgegeben, zeigt Reichhaltigkeit. Das ganze Werk wird 60 Hefte in 2 Bänden umfaßen.

F. Keim's „Stefan Zadinger, ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern" erscheint zu Ostern im Verlage von Carl Gräser in Wien.

Dem „Heimgarten" sind ferner zugegangen:

Die Tebalds. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Jordan. Zwei Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1885.)

Gräfin Karah. Roman in zwei Bänden von Georges Ohnet. In's Deutsche übertragen von J. Linden. (Stuttgart, J. Engelhorn, 1884.)

Apotheker Heinrich. Von Hermann Heilberg. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Margaretha Menkes. Realistischer Roman von Hermann Friedrichs. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1885.)

Im Finsterlande. Novellen von Hugo Klein. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger, 1885.)

Frauenlob. Ein Mainzer Culturbild aus dem 13. u. 14. Jahrh. von Gerhard Amyntor. Zwei Bände. 2. Auflage. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1885.)

Kinder des Hochlands. Eine Dichtung aus Schottlands Bergen von John Henry Mackay. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1885.)

Digitized by Google

's Nullerl. Gedicht in oberösterreichischer Mundart von Leopold Hörmann. (Linz, Druck v. J. Wimmer, Selbstverlag des Verfassers, 1885.)

Bergpredigten. Gehalten auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel und zu Schimpf und Spott, unseren Feinden den Schwächen, Lastern und Irrthümern der Cultur gewidmet von P. K. Rosegger. (Wien, A. Hartleben, 1885.)

Auf Wegen und Stegen. Erzählungen, Plaudereien und Sprüche von Heinrich Pfeil. (Leipzig, Hermann Schlag, 1885.

Worin besteht die Unsterblichkeit? Ein Beitrag zur Versöhnung des Gefühls mit der Einsicht von Hans Guttzeit. (Berlin, H. Th. Morse.)

Zur Bismarckfeier. Drei Lieder nach bekannten Melodien nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Fürsten Bismarck. Von Georg Lengin. (Karlsruhe, Macklot'sche Buchhandlung, 1885.)

Aus drei Decennien. Gedichte von Anton Ganser. (Wien, Karl Konegen, 1885.)

Eine Königsreise. Von Friedrich Bodenstedt. Dritte Auflage. (Leipzig, Johannes Lehmann.)

Der letzte Wikinger. Erzählung von Thomas Lange. Nach dem Dänischen von A. Michelsen. (Leipzig, J. Lehmann, 1884.)

Briefe aus der Hölle. Von M. Rowet. Frei nach dem Dänischen. Dreizehnte unveränderte Auflage. (Leipzig, J. Lehmann, 1884.)

Der Anekdotenschatz oder Pillen gegen üble Laune und Langeweile. Gesammelt von Friedrich Kurzweil. Zehnte, reichlich vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage von Hieronymus Jobs. (Wien, A. Hartleben.)

Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Geographisch-statistisches Handbuch mit besonderer Rücksicht auf politische und Culturgeschichte für Leser aller Stände. Von Professor Dr. Friedrich Umlauft. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 150 Illustrationen. Neue Subscription. Erscheint in 20 Lieferungen. (A. Hartleben, Wien.)

Siegfried. Zeitschrift für volksthümliche Dichtung und Wissenschaft. 2. Heft. (Beerfelden. Meinhard.)

Die Minerale des Herzogthums Steiermark. Von Dr. Eduard Hatle. (Graz, Leuschner und Lubensky, 1885.)

Chronik des österreichischen Touristen-Club. Jahrgang 1884. (Wien, Verlag des Vereines.)

Heimatskunde des Herzogthums Schlesien. Von B. Schirmer. Dritte Auflage. (Neisse, J. Graveur's Verlag. 1885.)

Mittheilungen des unter dem Protectorate Ihrer k. u. k. Hoheit der durchlauchtigsten Kronprinzessin, Frau Erzherzogin Stephanie stehenden k. k. steiermärkischen Gartenbau-Vereines an seine Mitglieder. Verantwortlicher Redacteur: Lorenz Kristof, k. k. Professor. (Graz, Februar, 1885.)

Die Textilkunst. Von Otto v. Schorn. Eine Uebersicht ihres Entwicklungsganges vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart. („Das Wissen der Gegenwart" 33. Band, 1885, Leipzig, G. Freytag. — Prag, F. Tempsky.)

Vegetarische Rundschau. Monatsschrift für naturgemäße Lebensweise. V. Jahrg. (Selbstverlag des „Deutschen Vereins für harmonische Lebensweise", Vegetarier-Vereins). Im Buchhandel zu beziehen durch Julius Bohne, Berlin W., Wilhelmstraße 35.)

Postkarten des „Heimgarten".

Stammbuch, Warnsdorf: Haben keine Lust, uns in Kritiken über private Stammbuchverse einzulassen.

J. L., Innsbruck: Gedicht zeugt von tüchtiger Gesinnung, geht aber der Vergleich zwischen 1809 und jetzt nicht an.

Ch. W. J., Frantenau: Natur und Seele, richtig. Aber schauen Sie in Ihren Gedichten doch nicht Alles in die Natur hinein; schauen Sie doch auch einmal etwas aus ihr heraus.

P. G., Kassel: Die bewußten zwei neuen Preisausschreiben ertäßt die Firma Max Hesse's Verlag in Leipzig. Das erste ist für lustige Lieder für gemischten Chor, das zweite für weltliche Lieder für eine mitttere Singstimme mit Clavierbegleitung. Zur Vertheilung gelangen je 10 Preise.

E. E., Wien: Versuchen Sie es einmal, eine Thatsache, genau wie sie Ihnen erscheint, zu erzählen, ohne aber zu sagen, was Sie darüber denken. Denken wird schon der Leser.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google

An die Steiermark.

Gottbegnadet Land! Zur Maienzeit
Sei Dir, Styria, ein Strauß geweiht.
Du bist göttlich schön. — Die Felsenstirn
Stolz gekrönet mit diamant'nem Firn!
Leuchtend Dir im Aug' die klaren See'n,
Wo als Brau'n die heiligen Tannen stehn.
Hier die gold'nen Aehren, dort die Reben
Froh um Deinen Busen Kränze weben.
Und allda, wo anderwärts der Spaten
Nichts zu finden weiß, als ewigen Schatten,
Tief in Deiner Berge treuem Herzen
Bist Du reich an unschätzbaren Erzen,
Deren Kraft der Erde Frucht erneut,
Deren Klang das reine Herz erfreut,
Deren Schall die Feinde macht erbeben.
Schön bist Du und herrlich, mild und stark,
Hoch im Grabe weltaufbauend Leben
Birgst Du, hochgeliebte Steiermark.

Digitized by Google

's Haſcherl.

Eine Dorfgeſchichte aus Steiermark von P. K. Roſegger.

Auf dem Anger des Unterhaldhofes ſtand ein alter Kirſchbaum und unter demſelben hockte auf den ſchuhloſen Beinen ein etwa ſiebenjähriges Mädchen und naſchte ſchwarze Kirſchen. Es fiel mitunter ein Kirſchenträublein nieder vom Baume und in ihr blaßrothes Schürzchen, das ſie zu dieſem Zwecke an den Eckzipfeln aufhielt.

Der Baum war hoch wie ein Kirchthurm und durch das Laubwerk, in welchem ſchon gelbe Blätter leuchteten, ragten dürre Aeſte hervor. Der vielarmige Stamm ſelbſt war auf der halben Höhe kahl und voller Flechten, aber am Wipfel trug er wieder Laub und Frucht. Auf dem höchſten knorpeligen Aſt der Krone klebte ein ſchwarzes Rauplein.

Dieſes Rauplein war der kleine Hadrian vom Weberhäuſel. Das Weberhäuſel ſtand weiter oben, hinter den Feldern an der ſteilen Lehne, wo der Wald anhebt. Von dieſem Häuſel war der kleine Hadrian herab gewatſchelt zur Zeit, als die Unterhaldhoferin ihrem Geſinde die Jauſenmilch vorſetzte. Es fiel nämlich auch für ihn, wenn er juſt zugegen war, mitunter ein Töpflein voll Milch oder ein Schnitten Weißbrot aus. Aber heute, als er wieder zugegen war, gieng ihn das Hanstöchterlein, die Daſel an, auf den Baum zu ſteigen und ihr Kirſchen herabzupflücken. Wenn ſie genug habe, dann dürfe er auch ſelber eſſen.

Nach einer Weile, als er wie ein Eichhörnchen flink von Aſt zu Aſt gekrochen war und der Daſel Träublein um Träublein herabgeworfen hatte, fragte er mit ſeinem dünnen Stimmchen — ſie langte kaum herab vom hohen Baum — ob ſie ſchon genug habe?

„Oh, noch lang nit!“ rief das Mädchen, „ſchmeiß nur her. Aber die Mutter hat geſagt, Du ſollſt nit herabfallen“.

„Das thu ich auch nit“, antwortete der Junge, „Du weißt gar nit, wie ſchön es iſt, da heroben. Ich ſehe über Euer Hausdach hinüber und unſer Weberhäuſel. Da paß auf! Es kommt ein Siebenträuberl, wenns nit hängen bleibt unterwegs“. Es rieſelte ſachte zwiſchen den Aeſten nieder und ihr juſt in das Schürzel.

„Was lachſt denn?“ fragte ſie, als er oben kicherte.

„Ja, über die Füß' laufen mir immer die kleinen Ameiſen und Spinnen, und die kitzeln ſo. — Haſt ſchon genug“.

„Frag' nit alleweil und ſchmeiß her“.

Nun zog der Hadrian ſeine ſchwarze Zipfelmütze vom Kopf und pflückte Kirſchen ohne Stengel hinein, weil das beſſer ausgab. Inzwiſchen warf er manches Gablein herab, daß die Daſel nicht ungeduldig wurde. Der Kleine hatte ſich vorgenommen, keine einzige Kirſche in den eigenen Mund zu ſtecken, ſo lange das Dirnlein unten auf dem Raſen nicht vollkommen befriedigt war. Jetzt, als die Zipfelmütze ein mannsfauſtgroßes Bündel geworden war, band er ſie mit einem zähen Zweige zu und rief herab: „Guck, jetzt kommts groß!“

Als es ſchwer niederſchlug in das Gras und die Daſel haſtig darnach griff, jagte draußen vor dem Zaune der Knabe des Scheintreibers vorbei. Der Scheintreiber war der Großnachbar und der Knabe war ein ſchlanker, aufgeweckter Burſche von etwa zehn Jahren. Er jagte einem Holzreifen nach, den er mit einem Buch vor ſich hertrieb. Er kam eben

Digitized by Google

aus dem Dorfe her, vom Pfarrhof, wo er Lateinſtunde gehabt hatte. Denn der Stefan ſoll ſtudieren!

„Stefan!“ rief ihm das Dirndl zu.

Der Knabe hielt an und ließ ſeinen Reifen drollernd hinfallen.

„Magſt Kirſchen!“ fragte ihn die Daſel.

„Gib her,“ ſagte er und ſtreckte ſeinen Arm durch den Zaun.

Sie brachte ihm die gefüllte Zipfelmütze, Beide ſtellten ſich eng an den Zaun und aßen ſelbander.

„Die ſind aber viel beſſer als die unſerigen,“ bemerkte der Knabe, warf auch ſein Lateinbuch zum Reifen hin und griff mit beiden Händen zu.

Als der Inhalt zur Neige gieng, die Finger wie die Lippen dunkle Schatten zeigten, nahm der Stefan eine Kirſche zwiſchen die Finger und ſagte: „Halt her, Daſel, ich will dir rothe Wangen machen.“

„So mach,“ verſetzte ſie und hielt ihr rundes Geſichtlein hin, auf dem das helle Leben blühte. Der Knabe malte mit dem Saft der Kirſche zwei Flecken auf ihre Wangen, dann haſchte er nach Buch und Reifen und lief davon.

Nun kam vom Bamm der Hadrian niederwärts gekrochen. Das war ein ſehr blaſſes Bübel und hatte ganz lichtfalbe Haare, die quer ſtirnüber geſtrichen waren. Die Lippen waren roth und aufgeworfen — noch ein recht eigentliches „Kindergöſcherl“. Die Augen waren ſcheibelrund und lichtgrau und guckten klug und gutmütig zwiſchen das Aſtwerk, um die Daſel zu ſuchen. Daß er barfuß war, kam ihm ſchon darum gut zu ſtatten, weil ſichs ſo beſſer klettern und mit den Zehen ſchärfer an die Baumrinde krallen ließ. Das Gewandel, das er an ſeinem zarten blaſſen Leiblein trug, war von feinem, kohlſchwarzem Tuch; ein paar Flicken, die es beſonders hinterwärts ſauber aufgenäht hatte, waren aber von anderer Farbe und gröberem Zeug.

Sein Vater, der Weber Polykarp, hatte nämlich einen kohlſchwarzen Bruder, der war Pfarrer in der Reinau drüben und ſchickte manchmal einen alten Rock oder gar etwas von der Kutte, daß die Weberin ihrem Bübel daraus ein Kleid machen konnte. So kam der kleine Hadrian zum ſchwarzen Gewand. Nun war er vom unterſten Aſt auf den Raſen gehüpft, ſtand vor dem Dirndl und ſchaute es verblüfft an. Endlich begann er hell zu lachen.

Sie hatte ihr Köpfchen ein wenig ſelbſtgefällig vorgeneigt, aber als er nun ſo lachte, da ward ihr unheimlich.

„Wie Du ausſchauſt!“ rief er und klatſchte in die Hände.

Da hub ſie zu weinen an und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Damit wards nicht beſſer, im Gegentheil eine rothblaue Wildniß breitete ſich aus über Wangen, Backen und Naſe, am Ablatſch ihrer Hände erſt merkte ſie die Größe des Unheils.

Hadrian nahm ſie an der Hand, „komm mit zum Brunnen,“ ſagte er, „ich will Dich waſchen. — Haſt du's ſelber gemacht?“

„Der Scheintreiber Stefan,“ ſchluchzte das Dirndl.

„Du weberiſcher Nirnutz Du!“ zeterte jetzt die Unterhaldhoferin von der Hausthür her, „wie abſcheulich er's Dirndl hat ang'ſchmiert! Zu Dank für's Kirſcheneſſen! Marſch heim, Köter! Mir kommſt noch einmal nur Eſſen! Mit dem Stecken jag ich Dich weg! Unzücht, verdächtigs!“

Den kleinen Hadrian meinte ſie, und der lief erſchrocken davon.

Als er daheim ſeiner Mutter den Hergang weinend erzählte, zog ſie ihn an ihren Buſen und ſagte: „Mit Dir machen ſie halt was ſie wollen, Du biſt all's z'gut und kannſt Dich nit wehren, laßt Dich ausnutzen und unter die Füß' treten. Haſcherl Du.“

* * *

Es ward Abend. Neben dem Webſtuhl, der in der kleinen Stube den

Digitized by Google

meisten Raum einnahm und doch nichts mehr erwarb, hatte der kleine Hadrian sein Bett. Er schlief schon darin, als der Vater heimkam. Ein hageres gebücktes Männlein, trat er, den Stock fest auf den Boden stemmend, hastig und aufgeräumt zur Thür herein.

„Hast was ausgerichtet!“ fragte ihm das Weib entgegen.

„Die Jager!“ schnaufte er und setzte sich an den Tisch, „jagen thun sie drinnen im Reißboden. Der ganz' Wald ist voller Leut! Ihrer Hundert oder Sechshundert sind gewiß!“

„Kindisch!“ versetzte das Weib.

„Was sagst!“ fragte der Weber, denn er war etwas schwerhörig.

„So viel nit, Polykarp!“ rief sie ihm zu. „An dreißig werden sein, mit sammt den Treibern. Sind ja da vorbeigegangen.“

„Der Kaiser auch? Hast ihn gesehen?“

„Gar keine Red' vom Kaiser. Die Beamten von Birkfeld werden's sein und der gnädige Herr, der Kaiserfeld, dabei.“

„Und nit der Kaiser!“ sagte der Weber Polykarp mit langem Gesicht, „alsdann hätt' ich unrecht verstanden! Und bin die längste Zeit drin im Reißboden umgangen, daß ich den Kaiser kunnt sehen.“

„Was hat denn der Herr Vetter gesagt?“ fragte das Weib.

„Welcher Vetter?“

„Dein Bruder, der Herr Pfarrer, was er gesagt hat, des Hadrian wegen?“

„Ah, der Pfarrer z' Reinau meinst. Ist er dag'west!“

„Aber Polykarp,“ rief sie, „bist ja Du bei ihm drüben g'west.“

„Ich! Ich bin nit drüben g'west z' Reinau. Ich bin auf dem Reißboden drinnen g'west. Dorten thun sie jagen, dorten. Ihrer zwei-, dreihundert Jager sein g'wiß. Soll auch der Kaiser dabei sein, hab' ich gehört“.

Die Weberin schlug ihre Hände zusammen und jammerte laut: „So ist er und so ist er! Hat er heut' wollen zum Reinauer Pfarrer hinübergehen und bitten von wegen dem Bübel, ob nit ein Mittel thät' sein, daß er wo unterkommen und was lernen kunnt. Hat sich das alte Kind unterwegs bei den Jagern verweilt und auf Alles vergessen. — Einen solchen Vater haben!“ klagte sie über den schlummernden Knaben hin, „Hascherl, armes!“

Am nächsten Morgen, als Hadrian erwachte, war eigentlich ein ganz ähnlicher Tag, wie gestern. Genau so schien die Sonne zum Fenster herein und genau so malte sie ihre goldrothe Tafel an das Ofenmäuerlein und an den Bartwisch, der daran hieng. Genau so stiegen die zwei Hühner auf Tisch und Herd herum und genau so klaschte die Mutter in die Hände, um das Gethier von den ehrenwerthen Stellen zu verscheuchen. Es war aber doch auch was Anderes, als gestern. Eine Magd vom Eignerhaus war da, die hatte sich erst eine Weile verwahrt gegen das Verscheuchen der Hühner, weil sie gemeint, es geschehe ihretwegen. „Uh Narrl, laß' sie gehen, die lieben Piperln, mir sind sie nit im Weg; uh bei uns gehts auch nit anders her, steigen halt umeinander, weiß man so. Thun sie recht legen? Hast keinen Hahn dazu Weberin? Uh, nachher können sie freilich nit legen. — Stickel (steil) hast herauf zu Deinem Häusel. Daß ich nit vergeß, mein Bauer laßt Dich bitten, Weberin, daß Du uns heut Nachmittag dein Bübel wollteſt leihen. Zum Schöber treten; wenns schön bleibt, ist's zum Heuheben.“

„Kann gern geschehen,“ antwortete die Weberin und weiß also der Hadrian, was heut für ein Tag ist. Ein Schöbertrettag beim Eigner.

Sehen wir also auf dem Schober das schwarze Käferlein um die Stange kreisen und die Knechte werfen mit großen Holzgabeln die Heubuschen hinauf, daß es nur so fliegt und der

Digitized by Google

Kleine augenblicklich eingemauert wäre im Heu, wenn er ſich nicht ununterbrochen mit Beinen und Armen emporarbeitete, die Heuſchichten immer enger um die Stange windend, bis er endlich an der Spitze iſt, den vom Knecht hinaufgelangten Heukranz auf die Stange ſtreift, ihn fein feſttritt und dann von einem der Knechte mit dem Gabelſtiel hinabgeſtoßen wird. Der Halskragen iſt inwendig voller Heu, das Höslein iſt inwendig voller Heu, daß es überall ſticht, und kaum ſich der Kleine ein wenig ausſchnaufen will, wird er ſchon wieder zu einem neuangefangenen Schober gejagt.

So geht es fort, bis die Schatten wachſen und es zu thauen anhebt auf der Wieſe. Hingegen kriegt der Hadrian ein gutes Nachtmahl; nur Schade, daß er aus lauter Müdigkeit noch vor demſelben einſchläft.

Ein andersmal meldet ſich nun den Knaben die Ratſchen-Schuſterin. Dieſer iſt der Stubenofen ſchadhaft geworden; ſie braucht Lehm, um ihn wieder zu flicken. Jetzt weiß ſie aber keinen Ort, wo Lehm vorkommt, und ſo will ſie den Hadrian, daß er ihr helfe Lehm ſuchen.

„Kennſt Lehm?“ fragt die Weberin den Kleinen, um ſeine Tauglichkeit für den neuen Beruf zu prüfen.

„Ja, das iſt ſo eine Erden,“ antwortet der Hadrian.

„Was für eine Erden?“

„So eine, aus welcher der Herrgott die Leut' macht.“

„Ich brauch ihn aber zum Ofenpicken,“ ſagt die Ratſchen-Schuſterin, „und Deine jungen Augen werden beſſer ſuchen können, als wie meine alten.“

Als ſie den Knaben hat, weist ſich's aber, daß ſie den Lehmplatz — in der Kühthalſchlucht iſt er, nah' am Bach bei der großen Tann' — recht gut kennt. Sie braucht den Hadrian nicht zum Suchen, ſondern zum Tragen. Sie gräbt und bürdet ihm einen ganzen Sack auf. Sie ſelber geht mit einen kleineren Bündel hinterdrein, und wie ſie merkt, daß der Knabe zu ermüden beginnt, hebt ſie an, ihn zu loben: „So brave junge Burſchen wird's wenige geben im Kühthal und auch anderswo, als des Webers Hadrian. Wie der's den alten Leuten gut meint! Dem wirds noch einmal recht gut gehen auf der Welt! Und ſtark iſt er! Immer ein Anderer möcht' ſich gleich als zu führnehm halten, daß er mit der armen Schuſterin wollt' Lehm tragen. Die hoffärtigen Racker, die! Aber der Hadrian, der wohl, der! Oha! ſtolper nit, das Aufſtehen iſt ſchwerer, wie das Umfallen. Allemal. Wart' nur, Bübel, ich will Dir was ſchenken, was recht Schönes — einmal — wenn ich was hab'.“

Und bei keinem Eſel thut die Gerte ſo viel, als beim Hadrian ein gutes Wort. Er ſchleppt und ſchleppt ſo lange er kann. Aber wie ſie unterwegs einmal auf einen Scheiterſtoß abraſten, da ſinkt der Knabe todtenblaß aufs Heidekraut hinab und rührt ſich nicht mehr. Die Schuſterin reibt ihm mit kühlen Gras die Stirne bis er wieder zu ſich kommt. „Zu ſtark wachſen thut er,“ ſagt ſie, „das kommt davon.“

Wachſen thut er zwar nicht zu ſtark. Die Leute rathen ihm immer nur ſieben Jahre an, und er iſt ſchon über zehn hinaus. Aber zu ſchlecht eſſen thut er, meine liebe Ratſchen-Schuſterin, weil er nichts Gutes kriegt, und zu ſchwer tragen thut er, weil es faule Weibsbilder gibt. Davon kommts, daß er ohnmächtig hinfällt.

Einmal — es war gegen das Allerheiligenfeſt hin — kam in das Weberhäuſel die „krumpp Nähderin“, ein armes Weib und weitläufige Verwandte der Weberin.

„Gelt, Schweſter,“ redete ſie ſchnurgerade auf den Kern los, „Du biſt ſo gut und leihſt mir Deinen Hadrian?“

„Haſt ja eh ſelber vier Kinder!“ rief die Weberin.

Digitized by Google

„Aber nachher hätt' ich fünfe. Kunnten unser sechse — wenn ich selber auch wer bin — Allerheiligenstrizel sammeln gehen. Thäts all's mehr abgeben."

Ist's nämlich in der Gegend Brauch, daß am Allerheiligentage arme Leute von Haus zu Haus ziehen; in jedem Bauernhof kriegen sie so viele kleine Brotlaibchen, als ihrer Personen sind. Manche Bäuerin vertheilt an diesem Tage mehrere hundert solcher Allerheiligenstrizel, wovon manche arme Familie den ganzen Winter über zu beißen hat.

„Alsdann zum Betteln willst ihn brauchen, meinen Buben?" sagte hierauf die Weberin. „Lieber Gott, zu dem Geschäft kunnt ich ihn selber verwenden. Zu harter Noth, daß wir vom Tagwerken leben können. Der Webstuhl tragt nichts mehr, seit das Baumwollgewand aufkommt. Mein Mann webert nur noch am Hungertuch, sag' ich allemal."

„Was ist's?" fragte jetzt der alte Weber Polykarp drein, der im Ofenwinkel saß und mit langem Messer von einem Scheit Leuchtspäne klob.

„Den Buben will sie haben! Zum Strizelsammeln!" berichtete ihm sein Weib.

Er ließ das Zeug fallen und klaschte mit der flachen Hand auf seinen Oberschenkel.

„Sappermosthosen! Da gibt's was ab. Da gibt's Weißbrot und Schmalzkoch ab, beim Strizelsammeln. Neuzeit auch Krapfen, hab' ich gehört, und Most. Daß nächst' Jahr wieder Segen Gottes kommt. Weiß wohl, weiß wohl. Nimmst mich auch mit, Nähderin?"

„Bei meinem Mann ist allerweil Alles wohl und toll," lenkte die Weberin ab, „der ist mehr dort, wie da. Der ist nicht mehr zu raiten (zählen). Weil Du's bist, so soll er in Gottesnamen mitgehen, der Hadrian. Aber Achtung geben, daß er auf einmal nit zu viel ißt. Ist's ungewohnt."

Und so gieng der kleine Hadrian mit der Nähderin und ihren vier Kindern betteln. Seine schwarze Zipfelmütze war nicht mehr, hingegen trug er einen feinen schwarzen Strohhut mit breiten Krempen, die sich aber schon stark zu lösen begannen, weshalb ihn der Reinauer Pfarrer nicht mehr für den nächsten Sommer aufheben wollte, sondern dem Nesslein für den Winter geschickt hatte. Schuhe trug der Kleine von der Mutter, und so war gar nichts an ihm auszustellen, als daß er an den Hausthüren den üblichen Spruch mit den Uebrigen im Chor nicht laut genug schreien wollte: „Gelobt sei Jesus Christus! Bitt gar schön um einen Allerheiligenstrizel und bringen den lieben Gottessegen für Haus und Stall, für Feld und Wald, für Zeit und Ewigkeit. Amen."

Da gab es denn wieder zu tragen. In manchem Hause fragten sie die Nähderin, ob das kleine saubere Bübel denn schon stark genug wäre für seinen Sack?

Sie kamen auch zum Unterhaldhof und wurden betheilt wie überall. Als sie abzogen, kam die Dasel hervor. Sie trug einen Spinnrocken und that schon ganz groß. Sie war's aber auch wirklich und ihr Gesicht war noch runder und blühender geworden, und so fein und mild, als ob niemals Kirschenblut darangewesen wäre. An den Armen war die Pfaid zurückgestreift, was auch darauf hindeutet, daß man schon erwachsen ist, oder es gerne sein möchte. Der Hadrian war im Abzug der Hinterste, sie zwickte ihn am Brotsack, da merkte er nichts, sie zupfte ihn am Arm, da blieb er stehen und schante ihr fast beklommen in die Augen.

„Wenn Du es für Dich allein behältst, schenk ich Dir das!" Damit zog sie einen großen Allerheiligenkrapfen hervor, den sie hinter der Schürze verborgen gehalten hatte.

Fast schüchtern nahm der Junge das Backwerk in Empfang, lächelte die Geberin treuherzig an, lief den Genossen nach und zeigte freudig auf, was er bekommen hatte.

Digitized by Google

„So!“ sagte die Nähderin und humpelte sogar wieder einige Schritte zurück, um ihm das Ding aus der Hand zu nehmen. „Gar einen Krapfen! Du, den darfst nit essen, Du bist so was nit gewohnt. Ich hab's Deiner Mutter versprechen müssen. — Da, Kinder!“ Sie zerbrach den Krapfen in vier Theile und gab jedem ihrer Sprößlinge davon, die begierig darnach haschten. Der Hadrian schaute ihnen zu, wie sie drein bissen und kauten und unwillkürlich bewegten sich auch seine Kiefern mit. Dann aber tröstete er sich damit: „Ich bin so was nit gewohnt, mir könnte es schaden.“

Ein klein wenig leid war ihm nur darum, weil die Dafel den Krapfen gegeben und ihm vermeint hatte.

So und ähnlich gieng es allemal; den Hadrian thaten sie überall dazu, und immer übervortheilten sie ihn. Daß sie ihn in Gesellschaften, zu welchen er gezogen ward, foppten und zum Stichblatt ihrer Laune machten, versteht sich wohl von selbst. Der Hadrian ließ sich ruhig foppen und lachte mit, wenn sie ihn auslachten, und war immerwährend der kleine, blasse gutmüthige Junge.

Die Versuche, die seine Eltern beim geistlichen Herrn Vetter gemacht hatten, und die dieser wieder höheren Orts gemacht hatte, um den Knaben — der sich für körperliche Arbeit zu schwächlich zeigte — in eine Lehranstalt zu bringen, waren gescheitert. Der Reinauer Pfarrer schickte immer wieder alte Kleider und ließ sagen, sonst könne er für den Burschen leider nichts thun. Der Scheintreibersohn, der war freilich schon lange im Seminar zu Graz. Der kann in fünf Jahren schon ausgeweiht werden. Leicht Stunden machen, wenn man Geld hat, wie der Scheintreiber! Uebrigens, Zwerge und Krüppel, sagt man, wollen sie gar nicht ins Priesterhaus nehmen. Der Herrgott hat auch die hübschen Leute lieber, als die verkümmerten. Also, Hadrian, das wäre nichts.

Da die Eltern daheim keine rechte Beschäftigung für ihn hatten — zum Weben hätte er ja viel zu schwache Beine und zu kurze Hände gehabt — so ward der kleine Hadrian nun Gemeingut der Gegend. Fehlt irgendwo ein Schafhalter, ein Ochsentreiber — der Hadrian thuts; ist ein Botendienst — der Hadrian richtet ihn aus. Einmal hat der Schmied Nägel auszuklauben, das anderemal hat der Wirth den Viehhof zu säubern, oder es ist ein Garbentragen, oder ein Kukuruzschälen, oder der Metzger braucht einen Anhalter, der dem Schwein die Haut und den Speck abziehen hilft, oder der Bauer braucht auf seiner Mühle, auf der er aus Heuspreu Viehmehl mahlt, einen Aufseher — der Hadrian ist recht; oder Bursche, die in Samstagsnächten zu den Fenstern ihrer Liebsten gehen, benöthigen einen Aufpasser, der an der Hausecke steht — der Hadrian thuts.

Schon machmal, wenn Andere im Glücke der Samstagsnacht schwelgten, hatte sich der Hadrian an der Hausecke Finger und Zehen verfroren. Und einmal bekam er sogar den Ochsenziemer, den ein Anderer verdient hatte.

Das Hascherl!

* * *

So hatte sich der Hadrian fast schon durch sein zweites Jahrzehent gelebt. Und er sah immer noch aus wie ein Schulknabe, gleichwohl er ein solcher eigentlich niemals gewesen. Er sah nicht zwergenhaft aus, sondern knabenhaft jung und schlank, und sein freundliches Gesicht — obgleich es nichts weniger als einen Bart hatte — war für manches Dirnlein eine Augenweide.

Allmählich schien er aber zu wichtigeren Dingen heranzuwachsen.

Kam eines Tages der Dohlen-Franz in das Weberhäusel, steckte die beiden Daumen hinter seinen Ledergurt, den er breit über den Bauch geschnallt hatte, blickte mit Wohlgefallen auf den

Digitized by Google

Hadrian, der just daran war, aus Tuchenden, die er vom Schneider geschenkt erhalten, einen Hanspatschen zu flechten.

„Kerl, kleiner, wie alt bist denn eigentlich Du?“ so fragte er ihn.

„Das neunzehnte hebt an,“ antwortete der Junge.

„Hast noch zwei Jahr bis zum Soldatenleben.“

Der Hadrian lachte auf. Er lachte selten keck auf, aber diesmal war's geschehen.

„Da gibts gar nichts zu lachen,“ sagte der Dohlen-Franz mit großer Ernsthaftigkeit. „Heut' freilich, heut' bist noch um einen guten Kopf zu klein, heißt das von unten herauf gemessen, obenauf hast Deinen guten Kopf schon heut'“.

„Bin halt ein Restel,“ sagte der Hadrian.

„Kannst noch aufschießen! Ich weiß mehr Solche, die erst mit zwanzig Jahren anheben zu wachsen.“

„Die Leut' thäten mir's eh gut meinen,“ versetzte der Bursche, „hängen mir ohnehin den Brotkorb recht hoch, daß ich mich recken und strecken soll. 's hilft halt nichts.“

„Ich wollt,“ versetzte der Bauer, „mein Michel hätt' Deine Figur!“

„Bauer!“ sagte jetzt die Weberin, die zur Nachdrücklichkeit ihres Ausspruches vom Herde bis zum Dohlen-Franz herantrippelte, „Bauer, versündige Dich nicht mit Deinen Buben! Gott kann ihn um einen Kopf kürzer machen, wann er will!“

„Leicht eh, leicht eh!“ versetzte der Dohlen-Franz, „mit einer Kanonenkugel bei den Soldaten!“

„Ich wollt', mein Bub thät taugen zu den Soldaten.“

„Der meinige *wird* taugen! Da schau, da habe ich den Stellungsbefehl. Auf die nächst' Wochen schon. Den baumstarken Lümmel lassen sie mir nimmer heimgehen, das weiß ich. Kann ihn aber nit g'rathen (entrathen) in der Wirthschaft. Die Anderen, die ich habe, sind noch Kindlein. — Bis auf den Poldl, der ist freilich auch schon stark. Jetzt, den Poldl wollen die Herren sehen. Wenn er noch schwach ist, der Poldl, haben sie gesagt, und mir nit recht helfen kunnt in der Wirtschaft, so wollten sie den Michel dies Jahr verschonen und daheimlassen. Leicht wär' er alsdann ganz zu befreien. Ein paar Ochsen wollt' ich springen lassen, wenn ich den Michel kunnt loskriegen.“

„Zwei Ochsen wird er wohl auch wert sein,“ sagte die Weberin.

„Da ist es mir schon eingefallen,“ fuhr der Dohlen-Franz zögernd fort, „ob's nit gieng', daß man — — Weißt, die Herren thun mit uns auch was sie wollen, und fragen nit, ob's recht ist. — Vorzeit haben sich die Rekruten geflüchtet in die Wildnis, in's Hochgebirg. Ist auch gut gewest, haben nit mehr Schlachten verloren als heutzutag. — So ist's mir schon eingefallen, ob man nit einen Andern kunnt schicken für den Poldl, der schwächlicher und jämmerlicher wäre als mein Poldl, und daß die Herren thäten sehen, mit so einem Hascherl kunnt der Bauer nit wirthschaften, der selber schon stark in die alten Tage geht, und daß sie mir den Michel alsdann wollten lassen. Und da hab' ich mir gedacht, die Weberlent' sind schon so gut und leihen mir ihren Buben, daß er mit mir oder dem Michel zu den Herren mitgeht, als mein Poldl, und daß er sich halt — wenn er gefragt wird — im Namen nit irren thät. Poldl heißt er, ist ja gscheit, der Hadrian, und verlang' ich die Aushilf' nit umsonst. Gelt, Weberin, Du laßt ihn mitgehen, Deinen Buben, zum Anschauenlassen?“

Die Weberin setzte die Pfanne über das Feuer, war Wasser d'rin; sie that hartgedörrte Brotkrumen hinein, und Rübenschnitten und Salz. Das sollte das Abendmahl werden. Beim Umrühren des Gebräu's antwortete sie dem Dohlen-Franz: „Wenn's auf-

Digitized by Google

kommt, werden wir allmiteinander eingesperrt."

„Wie soll's denn aufkommen, wenn es der Bub' nit selber sagt!" so der Bauer.

„Was habt's denn für ein Getratsch miteinand?" fragte jetzt der Weber Polykarp, der im Winkel hinter dem Webstuhl hockte und mit Tuchenden an einem zweiten Stubenpatschen flocht.

Mit gesteigerter Beredsamkeit wiederholte der Dohlen-Franz dem Alten seinen Plan und verhieß dem Hadrian einen neuen Lodenanzug, grün ausgefäumt, mit Hirschhornknöpfen, und einen Steirerhut mit Hahnstößel dazu, wenn er mitgienge zu den Herren.

„Bist ein Narr, wenn Du nit zugreifst, Hadrian!" rief der alte Weber mit krächzender Stimme aus dem Winkel hervor. „Daß Du endlich einmal zu einem ordentlichen Gewand kommst! Schaust gleich größer und mannbarer aus im Steirergewand, wirst es sehen. Bist eh nur desweg so zwergelhaft blieben, weil Du alleweil Kramertuchfetzen auf dem Leib hast tragen. Festes Bauernweberzeug, das ist ein gesundes Tragen. Ich bin auch so klein gewest einmal, wie der Bub, und hab' erst angefangen zu wachsen, wie ich die ersten Lodenhosen hab' kriegt. Laßt's nur Zeit ein paar Jahr, was das noch für ein prächtiger Bursch wird, mein Hadrian! Desweg sag' ich alleweil, nur jetzt keine bettelhafte Liebschaft anheben, er wird sich's noch aussuchen können unter den Schönsten und Reichsten. Wird nit der Erste sein, der mit seiner sauberen Figur sein Glück hat gemacht. Mit zwei Rössern wird er in die Kirchen fahren, Sonntags, aber nimm keine ungarischen, Hadrian, wenn Dir Dein Vater was rathen darf; die ungarischen sind all's zu hitzig und kannst leicht Malheur haben. Einstellst beim Löwenwirth, nur vergiß nit und trag' dem Hausknecht auf, daß vom Wagen die Kotzen nit gestohlen werden, herentgegen —"

„Vater!" unterbrach ihn die Weberin, „gehen schon wieder die Fabeleien mit Dir durch? Schau dazu, daß Du mit Deinem Patschen fertig wirst, bastelst schon eine halbe Wochen damit um."

Der Alte sagte nichts mehr, sondern wendete sein Flechtwerk langsam über und über, und beguckte es von allen Seiten.

Mittlerweile gab der Hadrian seine Einwilligung zu dem Begehr des Dohlen-Franz. Er war's einmal so gewohnt, Allen zu Diensten zu sein, die seine Dienste begehrten.

* * *

Einige Tage später, als der Hadrian in das Dorf hinabgieng, um die fertig gewordenen Patschen zu verkaufen, sah er den Studenten. Der Scheintreiber-Sohn war auf die Vacanzen heimgekehrt. War das doch ein hübscher junger Mann geworden! So schneeweißer Halskragen und so rothe Wangen und so munntere Augen! Und so freundlich mit den Leuten, nicht ein bissel stolz! Selbst den Hadrian hatte er angesprochen, hatte ihm die Hand gereicht und gefragt, ob bei ihm daheim Alle gesund wären! Was er alleweil treibe, wie lange er an so einem Paar Hausschuhen arbeite? und daß sie recht warm und bequem sein müßten! — Andere spotten ihn immer aus, der Patschen wegen und heißen ihn selber einen Patschen (Einfaltspinsel). Und der Herr Student ist so gut mit ihm, und selbst als sie auseinandergehen, reicht er wieder die schöne weiche Hand, als ob er sein bester Freund wäre. So ist sonst Keiner mit dem Hadrian und er freut sich auf den Sonntag, um den Studenten wieder zu sehen. — Ja wohl: 's ist ganz etwas Eigenes um so einen Bauernstudenten. Die Naturfrische und das feinere Betragen und die städtische Kleidung, in der er sich so schlank und gelenkig ausnimmt im Vergleich zu den übrigen verknorrten, plumpen und

Digitized by Google

ungepflegten Bauernburschen! Dabei steht er im Geruche der Gelehrsamkeit, weiß allerhand Schnurren, kann allerlei Künste, vereint die Würde des Weisen mit dem kecken Uebermuth der Jugend, und ist auf seinen Vacanzen daheim Jedem interessant und Jedem liebenswürdig.

Was der kleine Hadrian über den Seminaristen denkt, das spricht das ganze Dorf von ihm. Alles — Mann wie Weib — ist nachgerade in den artigen, stets aufgeräumten Burschen verliebt.

„Um den ist's Schade!" flüsterten die Dirndln zu einander, „ein Jahr noch, nachher wird er schon geweiht."

Alles machte lange Hälse, wenn er irgendwo vorbeigieng, und Alles suchte ihm etwas Angenehmes zu sagen, zu thun; er wollte nachgerade in kein Haus mehr treten, weil er überall essen und essen mußte. — Einzig des Unterhaldhofers Dasel hielt sich vor dem Studenten zurück und lugte nur verstohlen nach ihm aus. Sie hatte die Geschichte vom Kirschbaum noch nicht vergessen und schämte sich, daß sie sich von ihm hatte annalen lassen.

Eines Morgens konnte man den Hadrian, sorgfältiger als gewöhnlich zusammengestiefelt, von seinem Häusel herabsteigen sehen gegen das Thal. In der Hand hatte er einen Stock, der länger war als er selber, und unter dem Arm trug er ein blaues Bündelchen. Ein Holzschläger, dem er begegnete, fragte, wohin denn die Reise gehe, das schaue ja aus, als mache er sich auf die Länderpassier!

„Ich passier auch," antwortete der Hadrian.

„Weit?"

„Nach Reinau, zum geistlichen Herrn Vetter."

Das war aber nur zum Theile wahr. Allerdings gieng sein Weg an Reinau vorbei. Beim Grabenwirth in der Au soll ihn der Dohlen-Franz erwarten. Für's Erste ist ihm beim Grabenwirth ein gutes Mittagsmahl versprochen. Der Dohlen-Franz hatte ihn gefragt, was er zu Schweinsbraten mit Salat sage? Und zu einem Glas Rothen? Da hatten ihm gleich die Zähne gewässert, während sich aber der Franz schon gedacht, mit dem Rothen wird's besser sein, man läßt ihn im Faß, sonst sagt er mir — der Hadrian — wenn er ihm zu Kopf steigt, der Wein dem Hadrian — was Unliebsames bei den Herren.

Als der Bursche am Unterhaldhof vorbeigieng, stand hinter dem Hause die Dasel, eben beschäftigt, frisch gewaschene Pfaiden auf den Zaun zu hängen, zum Trocknen. Es war ihr recht zuwider, daß sie der Hadrian bei dieser Arbeit sah, es war eine Arbeit für die Mägde, und nicht für die Haustochter. Weil aber die Zeiten schlecht waren, so hatte ihr Vater keine Dienstleute; er selber war sein bester Knecht und Weib und Tochter mußten Mägde abgeben. Die Dasel beschloß, sich aber jetzt an dem Burschen zu rächen dafür, daß er so dahergehe, und anstatt ihm zum Angriff Zeit zu lassen, was sie denn da mache, wem die Pfaidlein gehörten und so weiter, kam sie ihm zuvor.

„Uh, schau!" rief sie, „gehst leicht kirchfahrten nach Maria Zell!"

„Mein' nicht," antwortete er, „dazu hab ich zu wenig Frömmigkeit."

„Oder auf den Ochsenhandel?"

„Dazu hab' ich zu wenig Geld."

„Oder gar brautwerben?"

„Dazu hab' ich zu wenig —"

„Was lauter?"

„Zu wenig Knrasch'."

„Irgendwo mußt aber doch hingehen, weil Du gar einen dritten Fuß bei Dir hast!"

Sie fragte so keck und da ward er verlegen. Und als sie ihn scharf und munter mehr und mehr in die Enge trieb, sein Auge sich auch in eines der aufgespannten Weiberpfaidlein unselig verwickelt hatte, kam er so sehr aus der Fassung, daß er ihr gestand, er gehe in die Kreisstadt zur Soldaten-

Digitized by Google

stellung. Er hatte erwartet, daß sie auflachen würde, denn es lachte allemal Alles, wenn von seinem Soldatenleben die Rede war, aber die Dasel lachte nicht, sondern fragte fast weichmüthig theilnehmend: „Bist schon an der Reih', das Jahr? Da muß ich Dir aber doch gleich einen Rekrutenbuschen geben!“

Sie eilte in den nahen Garten und dieweilen der Bursche unentschlossen dastand, brachte sie ihm einen Strauß von Rosmarin und hellrothen Nelken. Ihm war zum Weinen vor Rührung, daß sie ihm's so gut meinte, und als sie nach seinem Hut — es war wieder ein schwarzer Strohhut — griff, hielt er ihn fest und sagte: „Nein, Dasel, Dich kann ich nicht anlügen, Dich nicht, und wenn's den Kopf kostet. Ich soll jetzt mit dem Dohlen-Franz in die Kreisstadt und dort seinen Poldl vorstellen, weil ich so klein bin, und damit sein Michel die Befreiung kriegt.“

„So!“ antwortete das Dirndl, „da hast Du ein schönes Geschäft. Und was kriegst denn dafür?“

„Ein neues Gewand, wenn ich Dir schon Alles sagen will.“

„Das ist nit viel. Ich hab' gemeint, er gibt Dir sein Haus dafür.“

Das war scharf und schneidend gesagt. Er stand vor ihr wie ein armer Sünder. Plötzlich setzte das Dirndl ruhig und sanft bei: „Hadrian, das thät ich nicht an Deiner Stelle.“

Der Bursche stand noch so ein wenig da, guckte nach rechts zu Boden, guckte nach links zu Boden, machte dann zwei Schritte, daß er ganz nahe bei ihr stand, haschte nach ihrem Arm und sagte: „Dasel! Einmal hast Du mir einen Krapfen geschenkt, den hab' ich wieder hergeben müssen. Aber was Du mir jetzt hast geschenkt, das ist mein. — Ich pfeif' auf die Dohlen-Franz-Leut' und geh' wieder heim.“

Den Stock warf er weg und eilte bergan gegen das Weberhäusel. Sie schaute ihm nach — und ich werde mich nicht groß irren, wenn ich vermuthe, sie merkte es jetzt, wie herzlich gut sie ihm war. So ist's ja auf dieser Welt. Einen, den man etwas Gutes gethan, hat man gern, und oft lieber als Einen, von dem man Gutes empfangen. Daher war ihr jetzt ein wenig bang, ob er sich nicht etwa kränken werde darüber, daß sie ihn belehrt. Wie sie nur auch dazu kommt — sie, die junge, übermüthige, eitle Dirn', die selbst oft nicht weiß, was sie will — einem Andern zu sagen, was er thun und lassen soll? Aber ist das wie der Will, um den Hadrian wäre ihr doch leid gewesen, wenn er die Dummheit begangen hätte.

Der Dohlen-Franz hatte am selbigen Tag beim Grabenwirth vergebens gewartet auf den Hadrian. Endlich hatte er den bestellten Schweinsbraten mit Salat allein gegessen und soll selbiger ihm schlecht bekommen haben. Weil's nicht gesund ist, wenn man etwas in Wuth und Zorn hineinißt. —

Kurz darauf war im Dorfe ein Kirchenfest; der Marktplatz war voll von Buden, die Kirche voll von Menschen. Schon hatte das Hochamt begonnen und noch immer drängten Leute herein zum Thor und am Weihbrunnenkessel stand ein alter schwarzer Kohlenbrenner, der fortwährend mit seinen Fingern Weihwasser über die Köpfe der Hereindrängenden spritzte, die selber nicht zum Kessel konnten, bis ihm ein kecker Bursche fast laut zurief: „Wasch' Du Dich selber, Kohlenbrenner, wir sind eh weiß!“ Der Michel war's, der Sohn des Dohlen-Franz, er ragte mit einem halben Kopf über die Anderen hinaus und warf unternehmende Blicke sowohl auf die Mann's-, als auf die Weib'sleut.

Jetzt kam auch der Student, da drückte sich Alles und suchte ihm Platz zu machen, daß er voran konnte zum Altar. Als er an dem Michel vorbei kam, klopfte er diesem auf die Achsel und flüsterte ihm zu: „Gratulier!“

Der Michel warf ihm einen wüthenden Blick zu, er nahm es für

Digitized by Google

Spott, daß ihm jener zu seinem Soldatenstand gratulierte. Denn er war geblieben, da die Herren seinen Bruder Poldl — der sich endlich doch selber eingestellt — für tüchtig genug fanden, dem alten Dohlen-Franz die Wirthschaft führen zu helfen. Dem Michel war das Soldatenleben gar nicht nach Sinn, und mit seltsamem Blick schaute er bisweilen auf den Hadrian hin, der etwas weiter vor ihm unter der Menge stand und erst sichtbar wurde, wenn sich zufällig das Gedränge um ihn ein wenig lockerte.

Als der Student auf seiner heute etwas beschwerlichen Wanderung durch die Kirche an dem Hadrian vorüberkam, kneipte er den Kleinen ein wenig am Arm, lächelte ihm freundlich zu und wand sich vorüber. Immer suchten die Leute aus Respect eine Gasse vor dem Studenten frei zu machen, dieser aber sagte plötzlich: „Ah pah, beim Altar werde ich noch oft genug stehen, ich bleib da.“ Und blieb stehen mitten in einem Knäuel von Männern und Weibern. Ganz nahe bei ihm stand die Dasel. Er flüsterte ihr zu, sie solle nur recht fleißig beten; darüber ward sie roth und die Andacht war dahin für den ganzen Gottesdienst.

Als derselbe mit feierlichen Orgelklängen austönte, erhob sich das Gedränge von Neuem. Die Dasel mußte sich im Gewoge schieben und drücken lassen, und konnte sich nicht helfen. Der Student schützte sie mit seinen Ellbogen so gut es gieng, wurde aber dabei einmal mit solcher Gewalt an das Dirndl gepreßt, daß seine Wangen an ihr Haar streiften. Im selben Augenblick erfuhr die Dasel, was das heißt, an einen Theologen streifen — das fährt einem glutheiß bis in die Zehen hinab. . . .

Die Wirtshäuser lärmten und lockten mit Musik und entzückenden Düften, aber der Hadrian gieng gerades Wegs nach Hause. Als er im engen Kühthal dahin gieng, wo es schattig war, wo der Lärm des Kirchtags nicht mehr toste, wo nur das klare Bächlein rieselte im Grund, da dachte auch der Hadrian an eine Erquickung. Der heiße Sommertag hatte ihn durstig gemacht; auf den schmalen Holzsteg, der über den Bach führte, legte er sich hin, um mit hohler Hand aus dem Bache Wasser zu schöpfen und zu trinken. — Als er sich nach tiefbehaglichem Trunke wieder emporrichten wollte, konnte er nicht mehr. Auf seinem Nacken fühlte er zwei starke Fäuste und eine Stimme pfauchte ihm zu: „So, mein Knaberl, itzt sind wir zwei beisammen, was schon lang meine Lust wär' gewest, itzt will ich's abzahlen, was ich Dir schuldig bin worden!“

Der Michel war's, der Sohn des Dohlen-Franz.

„Laß mich los!“ sagte der Hadrian. Der Andere schlug einen Lacher, ließ sich mit seiner ganzen Körperschwere auf den Hadrian nieder, preßte ihn zwischen die Beine und klammerte sich mit den Knien an den schwankenden Steg, daß der Kleine nur so eingeschraubt war.

„Und itzt,“ pfauchte der Michel, er war glühendroth im Gesicht, „itzt muß ich mich bei Dir bedanken, daß Du so sauber Wort gehalten hast, mein lieber Hadrian!“ Damit bog er den Hals des Kleinen über den Steg hinab.

„Laß mich aus!“ wollte der Hadrian noch schreien, war aber schon zu spät, sein Kopf war unter Wasser. Das sprudelte und gurgelte ein wenig, war aber nichts weiter, und die Fäuste hielten den Jungen fest. — Nach einer Weile riß der Michel den Kopf des Hadrian wieder empor in die Luft. Mit starren Augen schaute ihn der Junge an, aber sprechen konnte er nicht sobald; endlich stöhnte er: „Da — das ist — kein Spaß mehr!“

„Soll auch keiner sein!“ sagte der Michel und tauchte ihn noch einmal unter. Da krampfte der arme Kleine die Finger in's Gewand des Feindes,

Digitized by Google

noch ein heftiges Zucken des Körpers, dann hieng er bewegungslos in's Waſſer. Der Rekrut machte mit dem Körperlein noch etliche Schläge im Waſſer, riß den Jungen dann empor, warf ihn an den Bachrand hin unter Ampferſtrupp und Huflattich — dort ließ er ihn liegen und eilte davon.

Jetzt kam von der Waldecke, um die der Weg bog, der alte Weber Polykarp dahergehumpelt. Er kam ebenfalls von der Kirche und redete unterwegs mit ſich ſelber: „Man ſollt' meinen, ich geh' nit ſtad (langſam), aber ſo eine Heuſchreck', wie mein Bub' iſt, hol ich doch nit ein. Juſt früher hab' ich ihn noch laufen geſehen, jetzt iſt er gewiß ſchon die Leiten oben. Ein flinkes Bübel iſt's. Gern hab' ich's, mein Bübel. Gern hab' ich's."

Damit war das Männlein über den Steg getrippelt und vorüber an dem Ampferſtrupp und den Huflattichen.

Dem Alten folgte die Daſel. Ihr war das Kopftuch hinabgerutſcht, es hieng am Nacken wie eine Kapuze. Jetzt ſtrich ſie mit flacher Hand über ihr nußbraunes Haar, ob nicht doch etwas daran hängen geblieben vom Studenten. — Nun will ſie aber einmal auf etwas Anderes denken. Schau, das ſchöne Kühfutter, das da noch ſteht am Bach! Das muß ſie morgen niedermähen, braucht ſie's nicht von der Unterwieſe zu holen. Das ſchwarze Zeug — das da drinnen liegt! Aber Gott, was liegt denn da drinnen? Gar ein Mannsbild! Wird einer ſein, der zu viel getrunken hat! — Mit dieſen Gedanken wollte das Dirndl vorüberhuſchen. Da fiel es ihr ein: Schauen muß ich aber doch, wer es iſt. — Einen Schrei ſtieß ſie aus; ſie hatte den Hadrian erkannt.

„Naß biſt!" rief ſie in abgeſtoßenen Sätzen und begann den Jungen zu rütteln, „in's Waſſer gefallen? Alle Heiligen im Himmel ſteht mir bei! Ertrunken! Hadrian! Biſt aber doch nit geſcheit! Was haſt denn gemacht? Hadrian! Hadrian! Jeſus Maria, kommt denn Niemand zu Hilf'! Wart' ich weiß was, ich weiß was!" Bei den Füßen riß ſie ihn empor und als nun das Waſſer aus dem Munde ſchoß, kam er zu ſich.

Die Daſel weinte und lachte vor Freude, ſie ſchüttelte ihn, ſie rieb ihm den Nacken, die Bruſt, ſie walzte und knettete ihn ſo lange, bis er wimmerte: „Hör auf! Was machſt aber denn mit mir?"

So hatte die Daſel den Hadrian gerettet. Als nun auch andere Leute von der Kirche des Weges kamen, die Knechte des Unterhaldhofes, der Unterhaldhofer ſelber, da ſchleppten ſie ihn zum Hauſe hinan. Den Berg konnte er heute nicht hinauf zum Weberhäuſel, die Daſel wollte ihn in ihrem Hauſe haben und pflegen und hüten. Er kam ihr jetzt vor wie ihr Kind, ſie hatte ihm ja das Leben gegeben.

Im Stüblein des Unterhaldhofes, wo Hadrian auf friſchem Strohſack lag, kam er erſt recht zur Beſinnung und zum Nachdenken, was ihm geſchehen war und wie es dabei zugegangen. Ein erquickender Schlaf war dann gekommen und eine kräftige Milchſuppe hatte ſie ihm gebracht, die Daſel, da ward er ganz munter. Es war der Abend und die Wände ſeines Stübleins wurden immer dunkler; ſie Alle giengen ſchlafen im Hauſe. Der Hadrian fühlte ſich friſch und froh und war voller Dankbarkeit gegen das Dirndl, das in der Nebenkammer ſchlief, ganz nahe bei ihm, nur durch eine Bretterwand getrennt. —

Noch ſpät war das Dirndl zur Thür gekommen und hatte herausgeſagt: „Hadrian, wenn Dir was fein ſollte in der Nacht, ruf' mich." Und hatte die Thür nur halb angelehnt. —

Da hatte er allerlei Gedanken. Wenn er jetzt aufſtünde, ſo fiel es ihm ein, und in die Kammer gienge, und an ihrem Bett niederkniete und ihr ſagte, daß er ſie lieb habe um alles Leben und Sterben, daß er ſie lieb habe ohne Grenzen! . . . .

Digitized by Google

Aber er ist still gewesen unter seiner Decke wie ein Mäuschen, und am andern Morgen ist er hinaufgegangen zu seinem Weberhäusel.

* * *

Durch all' diese Ereignisse wurde das Herz Hadrian's immer unruhiger. Es war ein schweres Glück darin, das er allein nicht mehr tragen konnte. Da kam es ihm allerdings gar sehr zurecht, als er eines Tages, da er für Jemanden einen Botengang gemacht, auf dem Wege mit dem Studenten zusammentraf. Ihr Weg führte über eine Waldhöhe, auf welcher aber die Fichtenbäume geschlagen worden waren und nun entästet und entrindet in Kreuz und Quer, einer über dem andern, dalagen auf und zwischen den Reisighaufen. Die stille Abendluft war voll des starken Harzduftes. Am Rande des Geschläges, wo wieder der finstere Wald anhub, stieg noch ein wenig Rauch aus dem Feuer auf, das die Holzhauer angemacht und nun verlassen hatten.

Auf diesem Waldwege hatten sich die beiden jungen Burschen getroffen und giengen selbander gegen das Kühthal nieder.

„Ja, mein lieber Wald," sagte der Student, „jetzt werde ich Dich bald wieder verlassen müssen."

„Mir wird's wohl auch leid thun," versetzte der Hadrian, als ob er im Namen des Waldes antworten müsse. „Sie sind so gut mit mir."

„Geh, wirst Sie sagen, Hadrian!" verwies der Theologe, „wir sind ja Kameraden von Kindheit auf."

„Ich wollt', ich hätte einen Freund, der so gut wär', wie Du," sagte der Hadrian weichmüthig.

„Den hast Du ja!" rief der Student und gab ihm die Hand.

„Ich habe halt gar keinen Menschen, vor dem ich mich ausreden kunnt," versetzte der Hadrian, und nun begann sein Herz überzuströmen. Zuerst erzählte er von dem Haß, den die Dohlen-Leut' auf ihn hätten, weil er sich nicht zum Betruge habe brauchen lassen.

„Da hast Du wohl Recht gehabt, Hadrian, nur immer redlich sein! Ehrlich währt am längsten."

„Und weißt Du, wer mir die Augen aufgemacht hat?" fragte der Hadrian, „des Unterhaldhofers Dasel, die kennst Du."

„Die Dasel, ich glaub', ich werde sie kennen," warf der Student hin.

„Schau, und die hat mir die Augen aufgemacht. Ein dreidoppelter Spitzbub' wär' ich heut', wenn die Dasel nit gewesen. Und maustodt wär' ich auch schon, wenn die Dasel nit gewesen."

Und nun gestand er seine Lieb und Leidenschaft zum Mädchen, und auch seine Zaghaftigkeit. Er gestand seine Hoffnung, daß sie ihn ein wenig gern haben dürfte und seine Furcht, daß sie ihn abtrumpfen könne, wenn er ihr die Liebschaft ankünde. Gestand seine Blödigkeit, und wenn er sich's noch so klar ausdenke, wie er es anfangen müsse, sobald der Ernst dazukäme, falle im die Kuraſch in die Hosen und er ärgere sich über sich selbst, daß er nicht so keck und flott dreingehen könne, als andere Burschen.

Der Student war während dieser Geständnisse ruhig nebenhergeschritten. Jetzt, da der Hadrian nichts mehr sagte, blieb der Theologe stehen, legte seine Hand auf die Achsel Hadrian's, daß auch der stehen bleibe, und sagte: „Du weißt, Hadrian, daß ich Dein Freund bin, aber ich weiß es nicht, ob Du es von mir annehmen wirst, wenn ich als Freund zu Dir spreche."

„Ich bitte Dich darum," hauchte der Junge.

„Du siehst diese Bäume", begann der Student, „sie wurden gefällt von der Axt des Holzhauer und kommen in den Feuerofen. Jetzt denke Dir, wenn das am unschuldigen Holz geschieht, was wird erst mit dem Men-

Digitized by Google

schen geschehen, der die Gebote übertritt! Oder kannst Du sie heiraten, die Dasel?"

„Mein Gott, wenn das möglich wäre!" seufzte der arme Hadrian.

„Es ist wahrscheinlich nicht möglich. Und Du trägst den Gedanken, das unschuldige Dirndl hinter den Rücken ihrer Eltern zu umgarnen, zu verlocken, sie von ihren Wegen ab und in's Verderben zu führen! Und so willst Du ihr's lohnen, daß sie einmal Deinen Leib und einmal Deine Seele vom Tode errettet hat?"

Das Gesicht des Hadrian war dunkelroth geworden vor Scham. Er wußte nicht, wohin er dieses Gesicht jetzt wenden sollte.

„Nein," fuhr der Theologe fort und suchte seine Hand zu fassen, „schlecht bist Du ja nicht. Du hast es nur nicht bedacht, wohin das führen könnte. Schau, Hadrian, mußt nicht leichtsinnig sein."

„Die Versuchung ist oft so schwer," sprach der Bursche. Die Stimme wollte ihm versagen vor innerer Erregung.

„Sie ist schwer," gab der Student bei. „Ich weiß es. Wir Alle müssen es erfahren. Aber Gott hat uns Mittel dagegen in die Hand gegeben. Zum Beispiel das Gebet."

„Ach ja, das Gebet!" rief der Hadrian aus, „ich hab's versucht. Hilft gar nichts."

„So halte Dich an die Arbeit," rieth der Student; „stete Beschäftigung, körperliche Anstrengung stärken Körper und Seele, glaube es mir. Du mußt ja noch wachsen und wirst noch wachsen. Und bist Du erst tüchtig zur Arbeit, wirst Du auch ein Mädchen finden, das für Dich paßt und Du heiraten kannst."

„Was hilft mir das, wenn's die Dasel nicht ist!" sagte der kleine Bursche ganz verzagt.

„Warum soll sie's denn nicht sein!" entgegnete der Student, „sie kann's ja sein. Ihr seid beide noch jung genug zum Warten. Ich sehe nicht ein, was Euch jagt, wenn nicht Ihr selber!"

„Wenn ich's bedenke," sagte jetzt der Hadrian etwas gefaßter, „Du hast wirklich recht. Mir ist gerade, als ob ich Dir eine Beicht hätte abgelegt, nur weiß ich halt nicht, ob Du mir leichter gemacht hast oder schwerer!"

„Sei gescheit, Hadrian, und folg' mir!" sprach der Student und drückte dem Burschen die Hand. „Und jetzt, ich muß da hinab in's Dorf. Du kannst mit dem Holzknecht gehen, dort, der will gewiß auch in den Kühgraben hinab. Gute Nacht schön, wir sehen uns ja noch, bevor ich einrücke. Folg' mir, sei gescheit."

So giengen die zwei jungen Leute auseinander. Dem Hadrian war recht weh. Er gieng eine Weile allein für sich hin auf dem abendlichen Waldweg. Aber so im Nachdenken über allerlei wurde er noch traurigen, daher schloß er sich endlich dem alten Holzknecht an, der ihm langsam und schwerfällig voraus gegangen war. Der trug außer seinem Werkzeug auch noch eine Ladung Brennholz auf dem Rücken, wahrscheinlich für seine kleine Wirtschaft daheim. Der Hadrian trug sich an, dem alten, ohnehin von dem langen Tagewerk erschöpften Mann das Werkzeug zu tragen und siehe, unter dieser Last vergaß er ein wenig den Kummer seines Herzens.

Da erinnerte er sich daran, was einmal seine Mutter gesagt hatte: „Wenn Du recht schwer betrübt bist, mein Kind, daß Du meinst, kein Mensch auf der Welt kannt Dich trösten, so thue Jemandem was Gutes, und gleich wird's besser sein."

* * *

Die Sommerszeit gieng zur Neige. Die Wiesen- und Feldfrüchte waren unter Dach, es war Segen gewesen dies Jahr und so hatte der Dorfwirt auch heuer wieder, wie fast alljährlich gegen Ende September, eine Freimusik

Digitized by Google

veranstaltet, einen öffentlichen Bauernball, und die Betheiligung war eine große. Alles war da, was das Dorf Jugendliches und Lustiges aufwies. Selbst der Hadrian war dagewesen, weil er die Kränze flechten half, mit denen der Wirt sein Hausthor und den Tanzboden verzieren ließ. Er war auch noch unter der Stiege gestanden, als die ersten Paare den Tanz eröffneten, dann war ihm zu Muthe geworden: er passe nicht her da — und hatte sich davongeschlichen. Wer nicht hopste oder im Takt mit den Musikanten strampfte und mit den Händen klatschte, oder jodelte und jauchzte, der saß oben in der großen Stube an den langen Tischen oder unten im gewöhnlichen Gastzimmer. Der Wirt brachte kaum genug Leute auf, um aus Küche und Keller das schreiend Begehrte beizuschaffen und ließ schon wieder den Hadrian suchen, daß er komme und helfe.

Im Extrastübel saßen der Herr Pfarrer, der Schullehrer, der Gemeindevorstand, der Student mit seinem Vater, dem Scheintreiber, der auch zu den Ehrenleuten des Dorfes gehörte, seit sein Sohn in der „Studie" war. Es saßen im Extrastübchen auch noch der Förster und der Schmied, Letzterer ein gar handfester Geselle und bereit, falls es Unfrieden gibt im Haus, den Arm des Gesetzes zu machen.

Diese kleine Gesellschaft war nicht minder fröhlich, als die Tanzenden draußen im Vorsaal und sie gestatteten den Abend allmählich zu einem Abschiedsfeste für den Studenten, der am nächsten Tage schon in's Priesterhaus einzurücken hatte. Das hinderte den Sohn des Scheintreibers durchaus nicht, heute gar weltlich munter zu sein, mit dem Schmied und dem Förster allerlei Schwänke zu treiben, mit dem Schullehrer Studentenlieder und endlich auch Schnaderhüpfeln zu singen. Das lockte die Leute an die Thür des Extrastübels zusammen, um zu horchen. Der Student hatte eine frische und zugleich weiche Tenorstimme, die dem Hörer in's Blut gieng. Einige Dirndl — auch die Dasel war darunter — sie hatten schon etwas Rosen vom Tanz und dem ungewohnten Trunk auf den Wangen, — standen armverschlungen und die Köpfchen einander auf die Achsel legend in einem Winkel und sahen dem Studenten zu, wie er zum Sang den hübschen Blondkopf wiegte und dabei mit den Augen so schalkhaft zwinkerte. „Das ist ein lieber Kerl!" flüsterten sie sich einander zu.

Jetzt klingelte plötzlich etwas und unterbrach die Herren in ihrem Gesang. Der Gemeindevorstand — Meister Müller war's — hatte sich erhoben und mit dem langen Pfeifenrohr an sein Bierglas geschlagen. Er wollte eine Rede halten. Die Musik und das Gejohle draußen kehrte sich nicht daran, aber im Extrastübel ward es still; auch der Mädchenreigen hatte sich sachte und ein wenig verschämt nähergezogen, um zu sehen, was da komme — und der Mann hielt seine Rede.

Dieselbe war mehr als tüchtig. Er wies gleich Anfangs darauf hin, wie heute noch Einer in ihrer Mitte sitze, der morgen nicht mehr in ihrer Mitte sitzen würde. Das wäre Einer, aus niederem Stamme entsprungen, und hätt's so weit gebracht, der ganzen Gemeinde zur hohen Ehr! Heute sei er noch im weltlichen Kleid, als der frische Student, dem Keiner Feind sein könne, er sei so viel ein gemeiner (leutseliger, wollte der Redner sagen) lieber Herr. Aber wenn er wieder komme über's Jahr — Gott geb's, daß wir's Alle erleben! — so werde er schon das weiße Binderl haben um den Hals — die Geistler-Halfen — und das Glatzerl auf dem Kopf. Daß er gesund wieder komme, auf das erhebe er sein Glas.

Der alte Scheintreiber ließ sich die Rede tiefer zu Herzen gehen, als der Student; fortwährend strich er seine

Digitized by Google

dünnen, aschenfarbigen Haare über die Glatze hervor und hatte Angst, es könne plötzlich irgend ein Lärm, ein Johlen oder gar Raufen hereindringen und die Rede unterbrechen. Schweiß stand ihm auf dem Gesicht, als der Sprecher endlich glücklich zu Rande gekommen war, und er gieng mit seinem Glase weit umher, daß er mit Jedem anstoße und die wohlverdienten Ehren einheimse. „Ja!“ sagte er zu Jedem, der es hören wollte, „Geld braucht's, bis man's so weit bringt. Der Bub' hat mir mehr als drei paar Ochsen gekostet!“

„Nehmen Sie Ihr Glas und gehen Sie auf den Tanzboden hinaus, anzustoßen. Die Leute getrauen sich nicht herein,“ so erinnerte der Pfarrer den Studenten. Dieser ließ sich's nicht zweimal sagen, unternahm den Gang hinaus durch das Gedränge und — kam nicht mehr zurück.

Jedes lief eiligst zu seinem Glas, manches der Weiber mußte sein Becherlein sogar vom Ofenwinkel herholen und war der Wein drin ganz trüb vor lauter Zuckersatz und Semmeltunken. Für Jeden hatte der Student ein freundliches, lustiges Wort, und als er zur Dasel kam, welche hochgeröthet und ganz schämig vor ihm dastand, sagte er: „Mit Dir stoß ich nur an, wenn Du nachher austrinkst!“

Das wäre eine Kunst, kicherte das Dirndl, denn es hatte ein leeres Glas.

„Wart', da werden wir gleich helfen!“ sagte der Student und goß rasch den größten Theil seines Weines in ihr Glas über. Sie wollte zucken, aber er hielt ihr den Arm, und so ließ sie's geschehen. Sie stieß mit ihm an und trank aus.

„Jetzt bist Du brav, Dasel!“ rief der Student, „jetzt wollen wir Eins tanzen miteinander!“

Da gieng's drunter und drüber. Der Theolog konnte es wie der keckste Bauernbursche, er schnalzte mit den Fingern, klatschte auf die Oberschenkel, sang allerhand Schelmenliedchen und war eitel Lust und Leben, so daß die Dirndln völlig locker wurden in den Armen ihrer Tänzer und nach dem Studenten hinlugten.

Spät war's schon in der Nacht, als die Dasel wahrnahm, wie zerfahren ihre Gewandung war. Das Busentuch aus seiner Lage, die Schürze gelockert, das Kopftuch verschoben, die Haare verwirrt. Er war mit ihr aber auch so unbändig herumgefahren auf dem Tanzboden, der Student! Jetzt, da er sich just mit einer Andern zu schaffen machte — mit einer weitläufigen Muhme von ihm, nu ja, ein wenig muß er doch auch mit dieser was reden — jetzt macht sich die Dasel aus dem Staube. Nicht etwa, daß sie schon nach Hause gienge, sie wartet bis Alle gehen, aber einen Winkel sucht sie, um sich wieder in Ordnung zu bringen, sonst möchte der Student eine saubere Erinnerung mitnehmen — was doch diese Bauerndirnen zerzaust und zerrissen sind über und über!

Der Dasel war heiß, das bißchen Wein gieng ihr durch alle Glieder. Auch draußen war es schwül und die Nacht fast sternenlos; sie warf einen Blick zum Himmel: Mein Gott wie es doch lustig ist auf dieser Welt! — Hinter den Bergen zuckte zwischen Wolkenballen ein matter Blitz. Rückwärts am Hofe, in dem Reisig- und Streumooßschoppen fand sie das ruhige Plätzchen, um sich wieder herzurichten. Sie hatte erst damit begonnen, als sie Schritte hörte. In der Absicht, sich eilig hinter Mooshaufen zu verstecken, stolperte sie über einen Balken. Auf dieses Geräusch nahten sich die Schritte dem Schoppen. Das Dirndl schmiegte sich zu Boden. Der Unbekannte zögerte ein wenig, als überlege er, ob er vordringen und die Ursache des Geräusches untersuchen, oder ob er das bleiben lassen solle. Ein Mann war's, so viel ließ sich nun unterscheiden. Jetzt that er ein paar rasche, entschlossene Schritte heran, jetzt tastete

Digitized by Google

er sich an der Wand in den Schoppen. Die Dasel hielt den Athem an, aber nun glaubte sie, er müsse das Pochen ihres Herzens hören. — Wenn's ein Dieb ist oder ein anderer Bösewicht? Ob sie rufen soll? Sie versucht's, sie kann nicht. — Plötzlich zuckte die Flamme eines Streichhölzchens auf. Dasselbe zwischen den Fingern, steht — der Student vor ihr. Als er sieht, wer da ist, wirft er das brennende Hölzchen zur Erde und tritt mit dem Fuße drauf....

* * *

An einem nebeligen Octobertag gieng der Hadrian den Waldweg hin. Er gieng aus, um Arbeit zu suchen, denn gegen den Winter zu war es allemal am schwersten, irgendwo ein paar Groschen zu erwerben. Die Bäume waren heute weiß bereift und die blattlosen Besen des Heidekrautes waren voll von eisigen Zähnlein.

Als er das vorigemal diesen Weg gegangen, war der Student bei ihm gewesen; es ist just kein süßes Erinnern an das Gespräch, das sie miteinander geführt hatten. Fast war es dem Burschen wohl, den Studenten in der fernen Stadt zu wissen und er sagte sich doch wieder: „Es ist schon recht, er hat Dir's gut gemeint. Wird auch befolgt, was er gesagt hat, so lange es geht. Und geht's einmal nicht mehr, dann soll der Geistliche predigen was er will — jeder Käfer sucht seine Käferin."

Als er hinauskam auf den Punkt, wo sich der Wald lichtet und man sonst so schön hinabsieht in die Gegend von Rainau, war auch dort nichts, als finsterer Nebel und es schien, als müsse man sich mit einer Eishacke durch ihn den Weg aushauen, daß man weiter könne.

Nun hatte der Hadrian aber plötzlich etwas ganz Besonderes vor sich. Einer der Baumstämme, die in seiner nächsten Nähe aus dem Nebel tauchten, war an seinem Fuß lebendig, ein menschlicher Kopf und menschliche Beine zuckten daran hin und her. Am Baume stand ein großer, starker Mann und zwar der Michel des Dohlen-Franz. Beide erschraken fast vor einander, aber der Michel blieb wie angenagelt am Stamme stehen. Der Hadrian wollte vorübereilen, da rief ihm der Michel zu: „Kamerad! Du kommst mir gerade recht. Hast Du ein Messer bei Dir?"

Davor erschrak unser Bursche noch mehr, denn er glaubte, hier handle es sich nun einen Zweikampf. Aber der Andere fuhr fort: „Dich hab' ich allewei gern gehabt, Hadrian, weil Du einen Spaß verstehst, sonst hättest Du dazumal, des Baches wegen, bös werden müssen auf mich. Ist ein dummer Spaß gewest von mir; hab' mir oft gedacht, den Hadrian sollt' man in den besten Guldenwein tauchen und nicht in's Wasser. Der verdient's. Du, geh her ein Bissel! Wenn Du selber kein Messer bei Dir hast, so greif' mir da in's linke Hosentaschel, da hab' ich meinen Feitel drinnen. Mit dem schneidest Du mir den sackerments Strick ab."

Jetzt erst sah es der Hadrian, der unwillkührlich stehen geblieben war, daß der Michel seine Arme hinter dem Rücken drüben hielt, und daß sie dort fest zusammengeschnürt und an den Baum gebunden waren.

„Aber Michel, was treibst Du denn da?" fragte der Hadrian.

„Der Dudel wegen geht's her," versetzte der Michel in raschen Wortstößen, „Du wirst sie ja kennen, die Schingel-Dirn. Ist ihretwegen schon lang' eine Feindschaft gewest zwischen mir und den Holzbauern-Buben. Da haben sie mich heut', wie ich Streu hacken geh, im Wald erwischt, — ihrer Drei gegen Einen. Wehr' Dich! — Mit meinem eigenen Streustrick haben sie mich an den Baum gebunden, diese Mistvieher, die verdammten! — Geh', Hadrian, schneid' ab, ich dank Dir's mein Lebtag!"

Digitized by Google

„Ist ein rechtes Glück, daß ich heut just diesen Weg zu gehen hab', er hätt' zu Grund' gehen können!“ so dachte sich der Hadrian, trat hin, zog dem Michel das Taschenmesser aus dem Sack und schnitt den Strick entzwei.

„Du bist ja auch noch mit einem Kettel gebunden!“ bemerkte der Hadrian.

„Stecken einen Baumast durch und sprengen es ab,“ war die Antwort des Recken. Ein kräftiger Ruck und Alles war los.

Das Erste, was der Sohn des Dohlen-Franz that, als er seine Arme frei hatte: er schlenderte den Hadrian hohnlachend an den Baum und floh durch Wald und Nebel davon.

Eine Weile währte es, bis sich unser Bursche von dieser neuen Ueberraschung erholen konnte. Er blutete aus Mund und Nase. Da war auch schon eine dritte Ueberraschung davor ihm stand ein Gendarm mit aufgepflanztem Gewehr und that die ingrimmige Frage nach dem Dohlen-Franz-Sohn.

„Den habe ich losgeschnitten, er war dahier angebunden,“ erzählte der Hadrian.

„Du hast dem Deserteur zur Flucht verholfen!“ knirschte der Gendarm wüthend und packte den Burschen am Kragen. „Dafür kommst jetzt Du mit mir!“

„Aber um Gottes Willen!“ Diesen Aufschrei that er noch, der arme Hadrian, dann preßte er seine Lippen zusammen und ließ sich fesseln. Plötzlich jedoch hielt der Gendarm in der Fesselung inne, riß die Bande wieder auf und fluchte: „Geh' zum Teufel!“ Und machte sich selbst davon.

Wenn wir schon Alles verrathen wollen, Ursache an diesem Hergang war die Schnapspeterin, ein mordsauberes Weibsbild. Der Nebel verhüllt ihre Hütte, aber selbe ist in allernächster Nähe. Der Gendarm, wenn es ihm nach einem „Stamperl Kranabetenen“ gelustet, hätte ja den eingefangenen Soldatenflüchtling in die Stube mitnehmen können, das wohl. Bei dem jedoch, was der Gendarm mit der Schnapspeterin zu plaudern hatte, war der Bauernlümmel überflüssig, und hat ihn daher der löbliche Landwächter draußen am Baum dieweilen angebunden. Würde er nun den nichtigen Weberburschen mit in's Kreisgericht geschleppt haben, um ihn ob der Befreiung des Deserteurs zur Rechenschaft zu ziehen, so hätte der Gendarm die ganze Geschichte erzählen müssen — da fand er's klüger — den Dohlen-Franz-Sohn — gar niemals erwischt zu haben.

Er untersuchte seine Waffen und machte sich neuerdings auf die Jagd nach dem Entwichenen.

Der Hadrian gieng tief gebeugt seines Weges und wußte nicht, was er sich von diesem Begegnisse denken sollte. Trotz des dichten Nebels dämmerte es in ihm so weit auf, daß er zu ahnen begann: Vom Michel, es ist doch wieder ein Spitzbubenstreich gewesen!

Noch am selben Tage fand der Bursche in der Nennühl Arbeit zum Korndreschen. Des war er froh, denn er arbeitete gern und hatte auch gern munt're Leute um sich.

Es war unter den Dreschern viel die Rede von dem Deserteur; die Knechte des Nennüllner's waren selber Soldaten gewesen und sagten: „Soll's nur auch probieren, dieser Dohlen-Franzische, den schadet's nit, wenn er etliche Jahr gerüppelt wird! Muß eh nit weit weg sein, weil wieder der Standar umstreicht da draußen!“ Dem Hadrian war unheimlich und nicht ohne Grund. Einmal, als er vom Uebergeschoß Korngarben herabwarf zu den Knechten auf die Tenne, erfaßte er unter den Garben einen Menschenfuß. Der Michel stak drin, mit gerungenen Händen bat er den Hadrian, ihn nicht zu verrathen.

„Der Flüchtling! der Flüchtling!“ rief der Bursche so laut als er konnte,

Digitized by Google

da stürmten die Knechte mit hellem Halloh in das Obergeschoß. Dort hub ein scharfer Kampf an. Zuerst entwanden sie dem Deserteur das Messer; weil er sich mit den Zähnen wehrte, so stopfte man den Mund mit einem Ballen Stroh voll; dann band man ihm mit Strohbändern Hände und Füße und ließ ihn liegen. Er wand und bäumte sich wie ein Wurm, aber vergebens.

Die einzige boshafte That, die Hadrian in seinem ganzen Leben verübt, war die, daß er jetzt einen Strohhalm nahm und den Michel an der Nase kitzelte. „Und jetzt, mein lieber Michel!“ sagte er dann, „jetzt gehe ich den Standarn holen“.

* * *

Im Frühsommer des nächsten Jahres finden wir die Weberfamilie nicht mehr in ihrem Häuschen. Dieses ist vergantet — die Weberin arbeitet als Taglöhnerin bei den Bauernhäusern herum und der alte Polykarp — regiert.

Er ist in die Armenversorgung gekommen und wenn das Wetter schön ist und er seinen „guten Tag“ hat — so einem alten Einleger wird nur selten einer zugerufen — so geht er mit seinem Buckelkörbchen im Dorfe und auf den Feldern um, schaut den Leuten bei ihrer Arbeit zu und commandiert mit ihnen, als ob er der Herr wäre. Nachher bettelt er sie um „eine Pfeifen Tabak“ an, und wenn Einer oder der Andere sagt, er habe keinen Tabak, weil er selber nicht rauche, so meint der alte Polykarp allemal: „Das macht nichts, das, kannst mir's ja in Geld geben. Ich kaprizier' mich nit, und was der Mensch nit kann, das kann er nit.“

Wenn er im Baumschatten sitzt, gar armselig und erschöpft, so muntert er die Feld- oder Waldarbeiter zur Arbeit auf: „Nur recht fleißig sein, meine lieben Leut', daß Ihr auch einmal einen Herrn spielen könnt's und nachher rasten, nachher. Ich hab' auch müssen arbeiten, bis ich's so weit hab' bracht. Schlecht ist's mir niemals gangen, nit. Gott Lob und Dank, jetzt geht's mir schier ganz gut, jetzt, und bis ich mich erst satt hab' gessen — wenn ich was krieg' — nachher schon gar, nachher!“

Den Hadrian sehen wir Sonntags in einem neuen Steirergewand mit aufgefedertem Hut. Wie er nur dazu gekommen sein mag! Etwan doch vom Dohlen-Franz? Ich dank' schön.

Beim Neumüllner war der Hadrian als Knecht eingestanden und hatte sich so brav und fleißig gezeigt, daß der Neumüllner ans Eigenem auf den Gedanken kam, den stillen Herzenswunsch des Burschen beim Schneider ausarbeiten zu lassen. Und es war schier, wie der alte Weber Polykarp gesagt, im lodenen Bauerngewand hub der Hadrian an zu wachsen, und zeigte er sich zu mancher schwereren Arbeit fähig, die man ihm nicht zugetraut hätte.

Nun — denkt er — wird's Zeit sein, mit der Dasel zu reden.

Allein, das Dirndl war seit einiger Zeit so eigen geworden, so eigen. Auch Andere sagten es. Sie war nicht auf dem Felde und nicht auf dem Kirchweg zu sehen. Das muntere, blühende Dirndl von früher, wo war es denn? Wer sie doch einmal sah, der konnte nicht genug verwunderlich thun, wie verschlossen und blaß sie geworden! Allerlei Bemerkungen und Anspielungen konnte man hören über die Unterhalde-Tochter. Einmal hatte der Hadrian wegen derlei sogar einen schlimmen Handel. An einem Sonntag war's, im Dorf, just vor dem Bäckerladen. Sagte ein rothhaariger Bursche zum Bäckermädel: „Hat die Unterhalderische noch keinen Kresenstritzel bestellt?“

Darüber war lautes Gelächter.

Der Hadrian stand daneben. Der verstand die Bemerkung vom Kresenstritzel und fragte den Rothhaarigen,

Digitized by Google

was er damit sagen wolle? Der gab ihm einen unfläthigen Spott zurück. Der Hadrian ward glutroth im Gesicht und rief: „Halt' Dein Lugendorf, sonst! sonst!"

Der Rothe stellte sich, die Hände in dem Sack, mit ausgespreiteten Beinen vor den Hadrian hin und sagte: „Oho! 's Hascherl wird munter! Das thät' mich g'freuen!"

„Schlechter Lump!" schrie der Hadrian, „ein braves Dirndl schimpfen! Schlechter Lump! Ich will Dir's zeigen! Lump! Schlechter Lump!"

„Was willst denn Du von mir, Kindlein?" lachte der Rothhaarige, „so? beleidigen willst mich? Oh Hascherl, das kannst Du ja nit, laß' gut sein."

„Lump!" schrie der Hadrian.

„Lump, Lump!" antwortete der Andere, „wenn das Dein ganzes Aufbegehren ist, nachher ist's traurig. Das kann die Mostflaschen auch, wenn ich ihr aus dem Hals trink: Lump, Lump!"

„Bist auch einer!" rief der empörte kleine Bursche, „ein Lump bist, ein schlechter Lump!" Den heißesten Zorn hatte er, und nichts fiel ihm ein, den Zorn loszubrennen, als dieses lumpige Lump. So geht's, wenn man nichts gelernt hat, nicht einmal das Schimpfen. Aber dem Gemeindediener war das schon zu viel, er trug dem Burschen auf der Stelle den Kotter an, wenn er nicht augenblicklich still sei.

Da war er freilich still, aber sein Herz blutete wegen der Dasel.

Zur Zeit, als die Kirschen reif waren, fiel es dem Hadrian eines Sonntagsnachmittags ein, er wolle zum Unterhald gehen und dort ansuchen, daß man ihn ein wenig auf einen Kirschbaum steigen lasse. Es waren genug andere Kirschbäume in der Gegend, neben jedem Hause standen deren etliche, auch beim Neumüllnerhaus. Aber dem Hadrian gieng's just einmal nach den Kirschen des Unterhaldhofes. Dort hatte er schon als kleiner Knabe Kirschen gegessen, er wußte es noch.

Als er zum Hof kam, sah er auf dem Anger im Schatten eines Kirschbaumes die Dasel sitzen. Sie saß in einem Lehnstuhl, zugedeckt mit altem Gewand. Ihr Haupt lehnte sie an ein blaues Kissen. Es war zum Erschrecken, wie blaß und eingefallen und verändert sie aussah. Ihr Haar hieng schwer nieder auf den Nacken; sie sah aus, wie die Mutter Gottes unter dem Kreuze, das auf dem Kirchhofe steht.

Der Hadrian blieb einige Schritte vor ihr stehen. Er war plötzlich lahm, dann hub er an zu zittern, wollte sich wenden und vorübergehen, und konnte nicht.

„Hadrian!" sagte das Dirndl mit heiserer, fremdklingender Stimme und hob ein klein wenig ihre Hand. Da gieng er ganz zu ihr hin und sank vor ihr auf die Knie. Sie legte ihre Hand auf sein Haupt. Beide weinten.

Nach einer Weile trocknete sich die Dasel mit dem Aermel Augen und Wangen und sagte noch schluchzend: „Es ist nit mehr anders. Ich will gern büßen und sterben. Aber — Deinetwegen, mein Hadrian — ist mir so weh . . . ."

Sie redeten kaum noch ein Wort miteinander. Der Bursche taumelte hinweg — betäubt, halbverloren. Als es schon dämmerte, saß der Hadrian in der Schlucht des Kühthales auf einem Stein. Er wußte selbst kaum, wie er dort hingekommen.

* * *

An dem Tage, als sie die Dasel nahe an der Kirchhofsmauer in ein schmales, tiefes Grab gesenkt hatten, erhielt der Hadrian vom Postboten einen Brief.

Abseits vom Dorfe in der Schlucht, wo Felstrümmer und Haselsträucher

Digitized by Google

ſind, wo das graue Sand- und Steinbett des verſiegten Baches iſt, dort irrte der Burſche dahin. Der Kopf war ihm wirr, ſein Inneres wie geſtorben. Seit Tagen war er allein umgeſtrichen, planlos, es war kein Wachen, es war kein Schlafen. Es war kein Licht mehr auf der Welt. Alles Dämmerung. Auf den Strunk eines gebrochenen Buchenſtammes ließ er ſich jetzt nieder und hub an, das Schreiben zu entziffern. Dieſes war aus Graz und von dem Sohne des Scheintreibers. Es lautete wie folgt:

„Lieber Freund Hadrian!

Morgen erhalte ich die Weihe. Wäre es kein Frevel, ich müßte ſagen, der Tag iſt für mich furchtbar, wie das jüngſte Gericht. Ich weiß, was daheim geſchehen iſt. Der Schullehrer hat mir Alles geſchrieben. Ich leugne nichts. Ich erinnere mich auch noch, was ich vor einem Jahr zu Dir geſagt habe, als wir zuſammen durch den Wald giengen. Gott verzeihe dem Schwachen ſolchen Phariſäerſtolz! Es iſt Alles vorbei und nichts mehr zu ändern. Aber in den Prieſterſtand kann ich nicht treten, ohne Dich, Hadrian, um Verzeihung zu bitten. Glaube mir, es iſt fürchterlich, mit dem Bewußtſein, zwei gute Menſchen unglücklich gemacht zu haben, von dem Weltleben Abſchied zu nehmen. Es iſt ſchrecklich, mit einer ſo großen Schuld vor den Altar zu treten. Mit ihr muß ich's ausmachen vor Gott; Dich bitte ich bei unſerer Seligkeit: Verzeihe. Du wirſt ja doch noch glücklicher werden als ich. Du haſt keine Schuld. Verzeihe mir und bete für den armen

Stefan Scheintreiber."

Das war der Brief. Der Hadrian hatte noch eine Weile auf das Blatt geſtarrt, aber nichts gedacht. Die Hand ſank ihm auf's Knie. Dort ſpielte der Wind ſachte mit dem Blatt Papier. Endlich wehte es hinweg, hüpfte ein Veilchen auf dem Boden hin und flog über das Geſtrüppe davon.

Auch mit den Haarlocken des Burſchen ſpielte der Wind, ſie fächelten an der Stirne hin und her. Der Hadrian hatte ſich verloren in ein tiefes Träumen ... Allmählich ſank ſein Oberkörper zurück an die Lehne eines Aſtes, ſanft fielen die Augenlider zur leidloſen Raſt.

Erota.

Von **Sophie von Khuenberg.**

Francesco Tomaſi war ein ſehr armer Mann, obwohl er reich war. Seine Kaſten waren mit Geld gefüllt, aber er war alt und einſam. Er hatte weder Weib, noch Kind, nicht einmal einen Hund, der ihm die faltigen Hände leckte. Seine Diener hielt er für falſch und ſie liebten ihn nicht, weil er ihnen Alles mißgönnte, am meiſten ihre gute Laune, die immer wiederkehrte, wenn ſie verloren gegangen. Er hatte keine Freunde, weil er Niemand für uneigennützig hielt und Allen mißtraute. Er ſaß vor ſeinen Geldſtücken, ſtarrte ſie an und ward grau und traurig dabei. Ob er immer ſo geweſen, daß wußte Keiner zu ſagen, weil Niemand mehr da war aus ſeiner Jugendzeit, aber ſie glaubten es Alle. — Die ihn kannten, ſeit er vor mehr als dreißig Jahren nach Bologna gekommen, die ſchworen darauf, daß er der herzloſeſte Geizhals ſei, den jemals der italiſche Boden getragen. Aus

Digitized by Google

seinen grauen, ruhlosen Augen blitzte oft etwas wie ein Funke Irrsinn, dann nahm sein Antlitz plötzlich wieder einen gedankenlosen, apathischen Ausdruck an.

In einer Nische seiner öden, kahlen Wohnung hieng ein vereinzeltes Bild. Ein Frauenkopf in verwitterten Farben und verblaßtem Rahmen. Dorthin schleppte er oft sein Geld und schüttete es aus mit höhnischem Gelächter. „Da hast Du's nun, Philippa," sagte er. „Geld, viel Geld, ganz so, wie Du's haben wolltest, als ich Dir's nicht geben konnte. Ja, ja, die Mädchen sind verteufelt klug geworden — und Du warst die Allerklügste, Philippa! Aber auch die Schönste! Dein knisterndes Goldhaar, Deine Smaragdaugen waren Schuld daran, daß Du immer an Geld und Edelgestein denken mußtest! Und um i h n hast Du mich aufgegeben, um den reichen, elenden Schurken! . . ." Er ballte die Faust gegen das Bild und sammelte das Geld in die abgegriffenen Beutel, mit zitternder Hand. Dann schlich er müde gebückt von dannen und suchte seine Schlafstelle auf . . . .

So lebt Francesco Tomasi Tag für Tag; die Mahlzeiten, die ihm nicht munden, die spärlichen Besuche und Spaziergänge, die ihn nicht befriedigen, miteingerechnet. In seinem abgenützten Pelzrock, den dunklen Filzhut hereingestülpt, die Hände in den Taschen vergraben, so geht er auf den Straßen. Ihn fröstelt immer, auch bei glühender Sonne; er will keinen Stock tragen, wiewohl er sich oft mühsam aufrecht hält. Sein Gesicht ist nicht unbedeutend, aber ein menschenfeindlicher Zug lauert in den Mundwinkeln und sein Blick ist ruhlos und unverständlich. Ganz Bologna kennt ihn. Die Kinder drücken sich scheu an ihm vorbei, die jungen Leute witzeln über ihn, die Frauen blicken ihn scheel von der Seite an, kein Bettler streckt ihm den zerfetzten Hut entgegen . . .

Armer Francesco!

Eines Morgens — es war um die Weihnachtszeit — begehrte ein junges Weib ihn zu sprechen. Der grauhaarige Diener Capraro wies sie ab, denn sie war dürftig gekleidet. „Hier werdet Ihr nichts erbitten können, Signorina," sagte er, und musterte das vielfach geflickte Spitzentuch auf ihrem blonden Haupte, das blasse, süße Gesicht, die zarte Gestalt.

„O bitte," sprach sie mit einer weichen, lispelnden Stimme, „bitte, lassen Sie mich zu ihm; was ich ihm zu sagen habe, er muß es anhören, ich fürchte mich nicht vor ihm."

Capraro zuckte die Achseln und gieng ihr voran an eine mittelhohe Thür, die er fast ehrfurchtsvoll für sie öffnete.

„Da sitzt er d'rinnen," sagte er, und sie schritt leicht und ohne zu zögern über die Schwelle.

Francesco Tomasi lehnte in seinem weiten, ledergepolsterten Schlafsessel. Ein greller Sonnenstreifen beleuchtete scharf das alte, verwitterte Antlitz und von da weg, sprang er hinüber auf die eintretende Gestalt und spielte in dem Goldhaar, von dem der Schleier zurückgesunken. Sie näherte sich ihm leise, denn er schlief. Unschlüssig, ob sie ihn wecken solle, stand sie vor ihm und betrachtete ihn mit neugieriger, scheuer Zärtlichkeit. Da schlug er die Augen auf.

„Philippa," schrie er und hob sich mühsam empor, „Philippa's Geist!" Ein Zittern überlief die greise Gestalt, die Augen wurden groß, unheimlich groß.

„Nein, nicht Philippa," sprach das junge Weib und umschloß den niederhängenden Arm mit beiden Händen, „aber Philippa's Enkelkind," und sie sah zu ihm auf mit den sanften, braunen Augen. „Ich komme von weit her, Signore, und ich habe soviel auf dem Herzen, das Sie wissen müssen. Ich bringe Ihnen den Gruß einer Verstorbenen, meiner Großmutter Philippa" . . . . sie machte eine kleine

Digitized by Google

Pause, denn ihre Stimme umflorte sich und der alte Mann blickte mit verwirrtem Erstaunen auf sie hin.

„Sie hat mir Alles erzählt," fuhr sie fort, „ich habe meine Eltern kaum gekannt, als sie starben, und da hat mich die Großmutter Philippa bei sich gehabt und für mich gesorgt und gearbeitet, damit ich lernen und malen konnte — aber vor sieben Wochen, da — o, Ihr wißt wohl, die Cholera in Neapel — sie hat uns monatelang nichts anhaben können, und plötzlich, im Erlöschen schon — hat sie die Großmutter dahingerafft . . . ."

Das junge Mädchen sprach hastig und mit Mühe, über die rosigen Wangen hinab rollten zwei schwere Thränen.

„Todt" — sagte der alte Mann wie zu sich selbst in dumpfem Tone.

„Wenn sie mein Weib geworden wäre, damals, in Ferrara, als ich sie so liebte! Nach Ferrara würde die Cholera nicht gekommen sein, und ich habe dann viel verdient, aber sie wollte den — Reichen haben, den Schuft, der kein Herz hatte, nur einen — Goldklumpen!"

„Großmutter Philippa ist todt," wiederholte das Mädchen. „Ihr dürft nichts Schlimmes gegen sie reden, denn sie muß Euch doch vom Herzen lieb gehabt haben — sonst hätte sie nicht so viel von Euch gesprochen und mir nicht so feierlich an's Herz gelegt, Euch diesen Brief zu bringen, wenn sie todt sei . . . ."

Sie zog ein vielfach gesiegeltes Papierstück aus der Tasche ihres Kleides und gab es ihm. Er öffnete es nicht gleich, sondern blickte in das liebe junge Gesicht, wie von einem Zauber befangen.

„Du bist gut und schön," sagte er mit weicher, zitternder Stimme. Es war ihm, wie einem Erstarrten, dem ein erster Sonnenstrahl über das Haupt gleitet. Seit jenen heißen, blühenden Junitagen, wo Philippa ihm einstmals glühend an's Herz gesunken, hatte er keinen zweiten Augenblick des Glück's gekannt, es war immer kälter in ihm geworden, frostige, sternlose Nacht . . . .

Und jetzt regte sich's in ihm — das Mädchen sah ihn an mit glücklichen, vertrauenden Kinderaugen.

Da brach er den Brief auseinander, langsam, mit ungelenken, bebenden Fingern. Es war eine alte, krause Schrift, wie er sie selber schrieb. Er zog eine Brille aus seinem faltigen Rock und neigte sich zum Fenster hinüber. Aber er kam lange nicht zu Ende damit, denn seine Augen trübten sich und er konnte das Briefblatt nicht festhalten. Die Worte, die da standen, tanzten im Kreise um ihn herum, er las und las und eine heiße Blutwelle schoß ihm jählings in's Haupt, so daß es leise auf den Lehnstuhl zurücksank und die Augen sich schlossen. —

Ein kurzer Angstschrei kam von den Lippen des Mädchens, dann hatte sie das Glas ergriffen, das noch bei den Frühstücksresten auf einem Seitentischchen stand, und mit geschäftigen Händen ließ sie die kühlen Tropfen auf die Stirne des alten Mannes niederrieseln, während sie liebevoll seinen Namen rief. Es währte nicht lange, so schlug er die Augen auf und in vollem Bewußtsein lächelte er ihr dankbar zu.

„Erota," sagte er mit weicher Stimme und hob seinen Arm nach ihrem Haupte empor. Sie neigte es mit lieblichem Erstaunen und er deutete stumm auf den Brief, der von seinen Knieen hinabgerollt war. Sie hob ihn auf und las.

„Großvater," kam es jubelnd von ihren Lippen, und sie kniete vor ihm und legte die Arme um seinen Hals. „Du bist also mein echter, rechter Großvater," jauchzte sie, „o, ich hab' es gleich gefühlt, daß wir uns lieb haben werden und ich werde bei Dir bleiben und Dich pflegen, und wenn Carlo mich einmal heiraten kann, so werd' ich ihm sagen, daß ich nur dann seine Frau sein will, wenn Groß-

Digitized by Google

väterchen zu uns zieht, und das wirst Du, nicht wahr, Du einzig lieber Großvater . . . . .“

So sprudelte es von dem rothen Munde Erota's und das blonde Gelock flog in freien Wellen um die erhitzten, lieblichen Wangen. Im Herzen Francesco's war es Tag geworden, ein leuchtender Weihnachtstag. —

Draußen klangen die Glocken und in bunten, lärmenden Wogen zog es vorüber an den Fenstern des Einsamen. Er war nicht einsam mehr! Ein blondes Haupt schmiegte sich dicht an seine rauhe Wange und eine süße Stimme sprach ihm von allen schönen Tagen, die nun kommen sollten!

Der alte Caprano, der sich nicht genug wundern konnte, daß sein Herr die junge Frauensperson so lang bei sich duldete, öffnete, von Sorge und Neugierde getrieben, behutsam die Thür und spähte hinein. Mit grenzenlosem Erstaunen sah er das Mädchen zu Füßen seines Herrn und mit noch größerem hörte er sie „Großvater“ sagen und seinen alten, harten, griesgrämigen Signore einen Kuß auf ihre Stirne drücken . . . . Da hielt sich Caprano nicht länger.

So rasch seine altersdünnen Beine es erlaubten, stürmte er hinaus, das Unerhörte in den Straßen von Bologna zu verkünden. Nach wenigen Minuten wußten es alle Gäste der nächstgelegenen kleinen Osteria, und von da weg gieng es wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund . . . . .

Der alte Francesco aber hielt eine Weihnachtsfeier in seinem Gemüthe ab, von der alle die Klatschseelen Bologna's nichts ahnten. Den nächsten Morgen flog ein Telegramm über die Berge und Thäler dahin, das einem jungen Maler, Namens Carlo Pisani zu Rom, in's Haus gebracht wurde. Er riß es auf und überflog es mit einem seligen Lächeln. Dann packte er seinen Koffer und reiste nach Bologna.

Ueber die Gefilde hin blitzte die Wintersonne und in seinem Herzen klang es wie nahe Lenzbotschaft: Erota, Erota!

Heiratslustig.

Eine kleine Großstadtgeschichte von **Paul Lindenberg.**

„Du glaubst also wirklich, daß ein solches Heiratsgesuch reell, ganz reell sein könnte, daß es nicht nur zum Dupieren veröffentlicht wurde und daß sich der Empfänger dann mit seinen Freunden lustig über die eingegangenen Briefe macht? —“ und Aennchen sah ihrer Freundin erregt in das Gesicht und wies wohl schon zum zehnten Male auf eine bestimmte Stelle der vor ihr liegenden „Vossischen Zeitung“ hin.

„Möglich ist es, wie ich es Dir schon gesagt, aber auch nicht, durchaus nicht unmöglich, daß es ernst gemeint ist. Zeig' noch einmal her, wie lautete es doch,“ und die Freundin griff nach dem Blatte.

„Ach laß' nur, laß' nur,“ rief Aennchen erregt, „ich kenne es schon bald auswendig, also höre,“ und sie las hastig:

„Ein hochgestellter Beamter, in den besten Jahren, vermögend, wünscht sich mit einer jungen Dame zu vermählen. Es wird nicht auf Vermögen, sondern nur auf Vorzüge des Geistes und des Körpers gesehen. Reflectan-

Digitized by Google

tinnen beliebten ihre Adressen unter X. Y. Z. in der Expedition der „Voss. Ztg.“ abzugeben.“

„Das klingt eigentlich ganz ernsthaft,“ meinte die Freundin, „aber schließlich — was interessiert es Dich weiter? Du mit Deinen siebzehn Jahren wirst Dich doch nicht etwa durch die Zeitung verheiraten wollen?“

Der etwas spöttische Ton schien Aennchen noch mehr zu erregen; sie sprang von dem Sessel auf und stellte sich mit kampfeslustigen Mienen vor Lucy hin: Ich, warum ich nicht? — Würdest Du es mir verbieten wollen? — Ich kann Dir nur sagen, daß ich dieses Leben hier ziemlich satt habe und daß ich fest entschlossen bin, ihm ein Ende zu machen, zwar kein tragisches — erschrick nicht! — aber immerhin ein Ende, welches ich für am besten und — nützlichsten halte!“ —

„Durch eine Heirat einfach, nicht?“ — und die um mehrere Jahre ältere Lucy brach in herzliches Lachen aus.

Du hast Recht, ja, durch eine Heirat,“ fuhr das blondlockige Aennchen lebhaft fort. „Liebe, liebe Lucy,“ und sie setzte sich auf den Rand des Fauteuils der Freundin und schlang ihren Arm um deren Hals, „ich muß es wahr- und wahrhaftig thun. Und wenn Du mich anhörst, so wirst Du mir zugeben, daß ich vielleicht doch richtig handle. Sieh, Papa ist fortwährend mit Elisen, die das Glück — oder ist es Unglück?! — hat, fünf Jahre älter zu sein als ich, fort, „auf der Brautfahrt.“ Sie machen alle Gesellschaften mit, alle Vergnügungen, und ich muß stets hier allein in der großen Wohnung zurückbleiben, „das Haus hüten,“ wie Papa sagt, aber wie Elise meint, weil ich noch zu jung und unreif bin! — Thöricht, nicht wahr? — Den alleinigen Grund kenne ich freilich! ich soll Elise nicht auf ihrer bis jetzt stets ohne Erfolg gebliebenen Männersuche stören! — Ich habe ihr es auch schon oft genug gesagt. — — Ich könnte sie ja zwar nicht in den Schatten stellen,“ und ein muthwilliges Lächeln, welches sie selbst Lügen strafte, glitt über ihr Gesicht, „aber ich würde zu ihrem Alter eine unbequeme Folie bilden. Siehst Du, süße Lucy, deshalb diese ewige Verbannung. Ich möchte aber nun hinaus, ich möchte auch tanzen und plaudern und mich moquieren und namentlich amüsieren; ich will, ich will, ich will nicht mehr hier bleiben,“ und das Füßchen stampfte zornig den Teppich. „Ach, siehst Du, liebe, liebe Lucy,“ und sie drückte sich fester an die Vertraute, „deshalb bin ich beim Lesen des Inserats auf den närrischen Einfall gekommen, mich zu verheiraten. Der Gedanke ist mir ja nicht so ganz fremd, aber zuerst lachte ich über seine nun geplante Ausführung herzlich, dann befreundete ich mich mehr und mehr mit ihm, und jetzt — will ich ihn ausführen! — Schließlich ist es ja auch nur ein Versuch, eine Spielerei, ein Amüsement.“ —

Die Freundin hatte ihr überrascht zugehört und sah nun lächelnd in Aennchen's fieberhaft geröthetes Antlitz. „Und Alfred?“ — frug sie mit einem leichten ironischen Anflug.

Ueber Aennchen's Stirn flog eine düstere Zorneswolke. „Ach der —“ versetzte sie gedehnt, „der hat sich seit acht Wochen gar nicht bei uns sehen lassen. Nicht wahr“ — rief sie lebhaft, „zuerst schien er sich für mich zu interessieren, aber jetzt — — —. Papa sagt, er stecke im Assessor-Examen, aber selbst wenn es ein Präsidenten-Examen wäre, so brauchte er uns nicht dermaßen zu vernachlässigen. Auch Papa ist ihm nicht gut gesonnen, und Alfred weiß es sehr wohl, er hat mir selbst sogar den Grund mitgetheilt, er hat nämlich Papa'n „gekränkt“, und wie mir Alfred das sagte, machte er dabei die Bewegung des Geldzählens. — Ach, Lucy, ich fürchte, ich fürchte, er hat ihn öfter „gekränkt“! — Nein, nein, mit dem ist es nichts. — Aber mit

Digitized by Google

dem Andern, Lucy, mit dem hier in der Zeitung, und Du, Du sollst mir behilflich sein, ihn zu bekommen. — Du willst nicht? — Liebe, liebe Lucy, Du mußt," und sie erstickte fast die Freundin mit ihren Umarmungen. „Du schreibst mir den Brief an den Unbekannten, ich dictiere ihn Dir, und wir Beide — doch da haben wir noch Zeit zum Ueberlegen. Liebste Lucy, ich will Dir ja auch ewig dankbar sein, erweise mir nur diesen kleinen, diesen einen Gefallen," und sie drang so inständig und so bittend in die Freundin, daß diese ihr endlich willfahrte.

* * *

Mit fast krankhafter Erregung sah Aennchen in den nächsten Tagen einem Briefe entgegen, nach welchem sie fast stündlich durch einen Dienstmann auf dem Postamte, wohin sie die Antwort postlagernd beordert hatte, fragen ließ. Endlich, endlich am dritten Tage erhielt sie die erwarteten, scheinbar mit verstellter Hand geschriebenen Zeilen. Dieselben lauteten:

„Mein gnädiges Fräulein!

Es wird mir zur großen Ehre gereichen, Ihre werthe Bekanntschaft in der S.'schen Conditorei, Charlottenstraße, kommenden Mittwoch Nachmittag 5 Uhr zu machen. Als Erkennungszeichen gilt eine rothe Rose.

Ganz ergebenst

Ihr

Unbekannter."

* * *

Am Mittwoch schritten um die angegebene Zeit zwei schlanke Mädchengestalten durch die Behrenstraße der Charlottenstraße zu.

„Du willst also wirklich das Rendez-vous annehmen?" — frug Lucy ihre zierliche Begleiterin.

„Natürlich, Lucy, warum denn auch nicht? — Sieh', ich betrachte ja das Ganze nur als einen Spaß. Du wirst doch nicht etwa denken, daß es Ernst ist, Gott bewahre." Die Stimme aber, mit der das gesagt wurde, klang zaghaft und furchtsam und konnte den beabsichtigten scherzhaften Ton durchaus nicht treffen.

„Nun, wie Du willst, Närrchen," versetzte heiter die Freundin, „ich sehe es wenigstens als einen vorzeitigen Faschingsscherz an, und ich bin ihn nur eingegangen, damit durch die trockene Prosa Deine romantischen Ideen zerstört werden."

„Oho, romantische Ideen, ich bitte Dich, bedenke doch, daß ich — —."

„Daß ich heiratslustig bin — das wolltest Du doch sagen," lachte Lucy, „nun die Enttäuschung wird ja nicht ausbleiben — doch, wir sind hier am Ziel — vorwärts denn," und sie öffnete die Thür der Conditorei.

„Hier komm' in diese Nische," rief Aennchen ängstlich, „wir ziehen die Portièren zu und sind dann vollständig ungestört. Beeil' Dich doch, Lucy, wenn er jetzt käme —"

Sie ließen sich an dem Marmortischchen in der Fensternische nieder und zogen die Vorhänge zusammen; auf diese Weise konnten sie jeden Eintretenden betrachten und wurden selbst nicht gesehen.

„Wie mir das Herz pocht," flüsterte Aennchen vor sich hin, „ob er alt oder jung, hübsch oder häßlich ist, ob er eine Brille trägt oder eine Glatze hat? — Heiraten —" und sie seufzte schwer, „ist doch wirklich nicht so leicht, wie man es sich gewöhnlich denkt."

In dem Augenblick klappte die Thür und Aennchen spähte neugierig durch den Spalt, aber sogleich sank sie mit einem leisen Schreckensruf in den Stuhl zurück.

„Mein Gott, Aennchen —"

Aennchen machte hastig eine Bewegung des Schweigens, dann stieß sie athemlos hervor: „Alfred — Alfred — und Papa!"

Digitized by Google

Die beiden Herren hatten sich dicht vor der Nische niedergelassen.

„Die Rose mußt Du mir geben, Onkel, sie soll mir eine gute Vorbedeutung für meine Carriere und dem neugebackenen Assessor ein verheißungsvoller Blumengruß sein," und er suchte dem Rath eine rothe Rosenknospe zu entwenden. „Sie ist wohl gar von schöner Hand und bringt dann doppelt Glück."

„Von schöner Hand zwar nicht," versetzte der Rath heiter, „aber vielleicht für schöne Hand."

„Onkel," scherzte der Assessor lustig, „ich habe Dich im Verdacht, daß Du noch auf Deine alten Tage Liebesgeschichten anfängst."

„Und wäre denn das gar so Schlimmes?" frug der Rath etwas piquiert. „Bin ich nicht noch in den besten Jahren, unabhängig, in guter Stellung, habe ich nicht — —"

„Zwei erwachsene Töchter, die Beide schon heiraten können?"

„Ach was, laß mich mit den Töchtern zufrieden, die eine ist bereits über das Heiraten hinaus und die andere noch nicht so weit."

Ein leises „Oho!" ließ sich plötzlich ganz in der Nähe vernehmen, so daß Alfred befremdet aufhorchte; dann versetzte er: „Onkel, da muß ich Dir doch widersprechen — Anna, die doch schon achtzehn Jahre —"

„Siebzehn," klang da ein leises Stimmchen.

Alfred blickte angestrengt zu den Portièren hin, dann lächelte er verschmitzt, er hatte einige unvorsichtige blonde Löckchen und zwei schelmische braune Rehaugen gesehen. Ohne dies scheinbar zu beachten, fuhr er lebhaft in seiner Rede fort: „Ja, ja, Du könntest Recht haben, Anna ist wohl auch noch zu jung zum Heiraten" — ein zorniges Tassengeklapper wurde hörbar — „und Du würdest sie wohl auch noch nicht einmal fortgeben, am wenigsten einem mittellosen Bewerber?"

Der Rath lächelte malitiös und sagte dann möglichst harmlos: „Du hast ganz Recht, mein Junge, nein, nein, ich gebe sie noch nicht fort, am wenigsten einem mittellosen Bewerber, so z. B. etwa einem Juristen, der an ein flottes Leben gewöhnt ist und vor vier Jahren keine besoldete Stellung erhält, in welcher er dann erst seine alten Schulden abtragen kann. —"

Dem Assessor schien dieses Thema plötzlich unangenehm geworden zu sein, er sah besorgt nach der Gardine, dann, mit dem Bestreben, von etwas Anderem zu sprechen, versetzte er: „Wie sonderbar, daß wir uns hier trafen? — Wie kommst Du denn in diese Gegend?"

Der Rath hüstelte erst verlegen, dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, er rückte näher an den Assessor heran und begann vertraut: „Ich kann es Dir ja ruhig erzählen, es ist ja eigentlich nur ein Spaß, eine Marotte, eine Idee. Also höre: ich habe meine Rolle als Ballvater herzlich satt. Jeden Abend fort aus der gemüthlichen Wohnung, eine lange Fahrt in der zugigen Droschke bei Schnee und Kälte, dann in einem heißen Tanzsaal oder in menschenüberfüllten Zimmern die ganze Nacht zubringen, von der Tochter die Lamentationen anhören, wenn sich keine Tänzer finden, schließlich noch selbst Ersatz beim Contre bilden, und endlich am frühen Morgen, matt und müde und oft sogar noch hungrig, nach Hause, das Leben führe, wer will! — In einer solchen moralischen Katzenjammer-Stimmung dachte ich: wie hübsch wäre es, wenn Du nun Abends bei den Büchern bliebst und Deine Frau führte Deine Töchter auf den Ball. — Aber woher eine Frau bekommen? Wer nimmt aus den bekannten Kreisen den Vater erwachsener Töchter? — Und da, in meiner elenden Laune, dachte ich an die Zeitung — schrieb eine Annonce, und nun, und nun — —"

Digitized by Google

„Und nun sitzt Du hier und wartest auf die holde Unbekannte, ach, das ist ja köstlich, das ist ja köstlich," und der Assessor brach in ein übermüthiges Lachen aus und ein helles Stimmchen, nur von ihm bemerkt, accompagnierte ihm dabei.

Der Rath sah verlegen vor sich hin, dann aber überzog heller Freudenschein seine Mienen. „Was willst Du denn," rief er fröhlich, „Du bist es ja, der auf die Unbekannte wartet, Du hast ja die Rose" — und er deutete auf die dem Rath geraubte Blume im Knopfloch des Assessors — „welche als Erkennungszeichen gilt. Viel Glück, mein lieber Neffe, viel Glück und viel Vergnügen. Meinen Segen hast Du zu Deiner Auserwählten!"

„Deinen Segen habe ich, Onkel," frug hastig der Assessor, „Du sagtest doch so, nicht? Du willigst ein, daß ich —"

„Daß Du die schöne Unbekannte heiratest, freilich, freilich," und der Rath lachte so, daß ihm die Thränen an den Wangen heruntertropften.

„Nun denn, Onkel, nehm' ich Dich beim Wort," und der Assessor sprang auf, riß die Portièren auseinander und zog das über und über erröthende Aennchen an seine Brust. „Hier," rief er jubelnd, „ist die rosengeschmückte Unbekannte, und nun segne uns noch einmal."

Der Rath saß fast erstarrt da; diesen Ausgang hatte er wahrlich nicht geahnt. „Was — was ist denn das?" stotterte er.

„Was das ist" — rief nun die auch hervortretende Lucy, „was das ist? — Ein glückliches Brautpaar!"

Bei hohen Herren.

Erinnerung aus den Märztagen von Alfred Meißner.*)

Es ist immer hübsch, wenn der Mensch von sich sagen kann, er habe einen Grafen kennen gelernt. Wenn man den ungeheuren Abgrund in Betracht zieht, welcher zwischen den Sprossen des wahren Adels und den Nachkommen der Hörigen gähnt, ein Abgrund, über welchen eigentlich weder Talent noch Kenntnisse, noch wirkliche Verdienste eine Brücke zu schlagen vermögen, so darf man immerhin darauf stolz sein, wenn ein höheres, blaublütiges Wesen die Bekanntschaft eines einfachen Erdensohns zu machen wünscht.

Ich nahm die Einladung zu einem Thee beim Grafen D.... an.

Der Graf war aber auch eine stadtbekannte Persönlichkeit. Einem uralten Geschlechte entsprossen, Besitzer mehrerer großer Herrschaften und Güter, hätte er sich, wie die Uebrigen seines Standes, ganz von den bürgerlichen Menschenkindern isoliren können, aber er mochte das nicht, er war nun einmal, um mit Aristoteles zu sprechen, ein ζῶον πολιτικόν, ein politisches Geschöpf.

Mitglied des ständischen Landtages, einer Corporation, die damals zu gewissen Zeiten mit einem rothen Fracke bekleidet, in einem großen Saal erscheinen, dort die Anträge der Regierung zu vernehmen und diese zu

*) Der Autor hat uns gestattet, diese charakteristischen Schilderungen aus der „Geschichte meines Lebens" (Teschen, Karl Prochaska, 1884. Siehe „Heimgarten" IX, Seite 383) auszugsweise abzudrucken. Die Red.

Digitized by Google

bejahen hatte, fühlte er den Beruf in sich, eine noch höhere politische Stellung zu erringen. Als nun merkwürdige, unerhörte Gewitterschläge von jenseits des Rheins herüberdröhnten, mit Erderschütterungen Hand in Hand gehend, die den ganzen Bestand der alten Gesellschaft in Frage stellten, hatte der Graf, als ein Mann, der eine ganze Welt von Rettungsplänen in seinem Kopfe trug, das Bedürfnis gefühlt, diese Rettungsgedanken in einem größeren Kreise zum Vortrag und zur Debatte zu bringen. Diesem Drange dankte ich die Einladung. Schwarz befrackt, in gehörig feierlicher Stimmung betrat ich die vornehmen Räume.

Ich sah hier zum ersten Male den böhmischen Geschichtsschreiber Franz Palacky und den Doctor Ladislaus Rieger, zwei Männer, an Jahren ungleich, die später in Böhmen eine so große Rolle spielen sollten. Der Erstere war eine hagere Gelehrtengestalt, dessen Gesicht die gelbliche Farbe der Pergamente angenommen hatte, mit denen er sich seit Jahren ausschließlich beschäftigte, der Letztere ein interessanter, ja schöner junger Mann von gewinnendem Wesen, brünett, mit feurigen Augen. Ein geistvoller Advocat, mit spitzer Feder, Doctor Pinkas, einige Finanzmänner, deren Blick und Bildung über den Comptoirtisch hinausreichten, vervollständigten den Kreis. Auch Moriz Hartmann, vor Kurzem aus Leipzig in Prag eingetroffen, war anwesend. Schließlich fehlte es nicht an Statisten. Man sprach von der Flucht Louis Philipp's, von der Einsetzung der Republik, von Lamartine und Louis Blanc. Es war klar, daß die Bewegung Frankreichs nicht ohne Einfluß auf die Nachbarländer bleiben könne.

Der Graf begann seine Ideen zu entwickeln, und wir erfuhren, wie viel Freiheit er uns gönne. Er war, wenn der Ausdruck gestattet ist, ein liberaler Hochtory, dessen Ideal England gewesen wäre, wenn es dort nicht neben dem Haus der Lords auch ein Haus der Gemeinen gäbe. Nur der Großgrundbesitz verlieh, seiner Auffassung nach, dem Sterblichen politische Rechte. Er erklärte uns ganz deutlich, wie es sich damit verhalte. Was wir „Staat" nennen, ist ein gewisses Quantum von Quadratmeilen Bodens; natürlich kann nur Derjenige Vertreter des Staates sein, der ein paar Quadratmeilen — ja nicht weniger — dieses Bodens besitzt. Daß das Volk, die Menge der vielleicht schon demnächst dem Hunger preisgegebenen Menschen, nicht regieren dürfe, war klar, aber auch der sogenannte Mittelstand war hiezu keineswegs berufen. Sollte der Besitz eines großen Hauses, einer gut eingerichteten Fabrik oder einer gefüllten, feuersicheren Casse Jemanden befähigen, an der Gesetzgebung theilzunehmen? Nimmermehr! Häuser, Fabriken und feuersichere Cassen sind nichts Ursprüngliches; Häuser brennen ab, Fabriken fallieren, Cassen schützen ihren Inhalt wohl vor Feuer und Diebshänden, nicht aber vor Entwerthung, nur der Boden, die Erde selbst, ist das Ewige, Fundamentale, Unzerstörbare. Also: Wo kein Grundbesitz, keine Sicherheit, somit keine Garantie guten Verhaltens, keine ruhige Empfänglichkeit für das Große, Schöne, Bleibende. Der Wohlstand wurzelt im großen Grundbesitz, alles Uebrige ist Flugsand. Auch die Vaterlandsliebe ist nur beim Grundbesitzer zu finden, denn dieser besitzt ja eben Land, einen Theil des Vaterlandes. Kurz, der Grundbesitz war ihm der Acker aller großen Tugenden, in ihm wurzelte die „Gabe der Gesetzgebung" und aller Einsicht in das Wesen des Staatslebens.

So sprach der Graf; möge ihn Niemand für engherzig oder egoistisch halten, weil er uns eigentlich gar nichts gönnte! Er konnte nicht anders. Sein Sinn gieng in's Hohe und Große. Aber welches Vertrauen er doch zur Kraft der Wahrheit hatte!

Digitized by Google

Und was traute er nicht Alles seiner Beredsamkeit zu! Keiner von uns Allen, an die er seine Worte richtete, war ein Großgrundbesitzer, uns Allen mußte er für die Zukunft jede Wirksamkeit absprechen und dennoch traute er es sich zu, uns zu bekehren. Er war fest überzeugt, Alle, die ihn gehört, würden sagen: Ja, wir sehen es ein, wir sind nicht berufen, ein Parlament zu bilden, denn wenn wir auch Bedürfnisse, Wünsche, Verstand, Ideen haben mögen, wir haben keinen Grundbesitz. Und wenn dann an einem der nächsten Tage das Volk draußen zusammenträte und spräche: Ihr habt gesprochen, während Alles schwieg, Ihr habt über die Grundlagen eines vernünftigen Verfassungsbaues nachgedacht und sie, so gut ihr konntet, entwickelt, wir wählen Euch zu unseren Vertretern — wir müßten antworten: „Danke, danke, wir müssen Eure Wahl ablehnen! Was man Staat nennt, ist ein Quantum von Quadratmeilen und keine einzige davon ist unser Eigen!"

Der Graf hatte sich vom Ständehaus ein stetes Docieren in parlamentarisch-oratorischer Form angewöhnt, er trug in dieser Art, nur zeitweise von Aeußerungen des Bedenkens und kleinen Einwendungen unterbrochen, die Grundzüge seines Systems vor. Der schmetternde Ton, mit welchem er das Wort Grundbesitz! Grundbesitz! unseren Gemüthern einprägte, klingt mir noch immer in den Ohren!

Es war um diese Zeit die sogenannte sociale Frage stark an der Tagesordnung; auch auf diesem Terrain hatte der Graf seine reformatorischen Pläne. Während ein Fisch in einer vortrefflichen Mayonnaise serviert wurde, entwickelte er uns den Plan einer eigenthümlichen Bank, die keine geringere Wirkung haben sollte, als rasch nach ihrer Einführung der Armut auf der Welt ein Ende zu machen. Ihre Wirkung war einem artesischen Brunnen zu vergleichen, der in einer Wüste gegraben wird. Rings herum bildet sich ein exotischer Pflanzenwuchs, durch dessen Absterben entsteht ein üppiger Pflanzenboden, und ehe man sich's versieht, ist eine Oase da. Damit war allen Proletariern geholfen. Es wäre zu wünschen, daß Andere sich gemerkt hätten, wie diese Bank organisiert gewesen, ich erinnere mich nur, daß trotz allen Respects vor der Autorität des Vortragenden die größten Zweifel an ihrer Möglichkeit laut wurden. Nur einem Einzigen, einem quiescierten Großindustriellen, waren alle Absichten des Grafen klar. Er erkannte in dieser Bank die einzige Lösung der socialen Frage und erbot sich, wenn der Herr Graf Finanzminister geworden, ihr als Director vorzustehen. Dieses Gesuch wurde ihm gewährt.

Gelangweilt und den Kopf voll ganz anderer Gedanken, war ich während dieser Vorträge und indes noch allerlei Zugaben zum Thee serviert wurden, in einer Ecke des Canapées sitzen geblieben, ich fühlte, daß mich die ganze Sache nichts angieng. Ich war ja weder Grundbesitzer, noch Proletarier, mir konnte nicht geholfen werden. Ich sehnte mich nach einer Cigarre. Und, als habe mein Wunsch magnetische Gewalt, schritt der Graf, der eben zu Ende gesprochen, auf ein Stufengestell zu, von dem er ein unscheinbares Kästchen herabholte, nahm es unter den Arm und begann in feierlich streng oratischer Form und, wie er es gewohnt war, in österreichischem Cavalierdeutsch folgendermaßen:

„Wir haben uns soeben, meine Herren, ziemlich eingehend mit den Proletariern, beschäftigt" (der Graf hatte eine eigenthümliche Art, die Worte hervorzustoßen und die Consonanten, besonders die t's, f's und s zu verdoppeln, wenn nicht zu verdreifachen). Hier, meine Herren, erlaube ich mir nun, Ihnen eine Cigarre anzubieten, die von mancher Seite heftig angefeindet und mißachtet, unter einem

Digitized by Google

ungerechten Drucke seufzt und als der Proletarier der österreichischen Cigarren bezeichnet werden kann. Meine Herren, ich rede von der Kreuzer-Cigarre und stehe keinen Augenblick an, das Vorurtheil, das auf ihr lastet, als ein ungerechtfertigtes zu bezeichnen. Meine Herren, die Kreuzer-Cigarre ist besser als ihr Ruf. Unsere Regierung, von der es nicht zu leugnen ist, daß sie sich ein offenes Auge wenigstens für die materiellen Bedürfnisse, Anliegen und Interessen ihrer Unterthanen zu bewahren gewußt hat, diese Regierung, sage ich, hat es nie außer Acht gelassen, uns in richtiger Erkenntnis der volkswirtschaftlichen Wichtigkeit des Gegenstandes, ein in der That brauchbares Rauchmaterial zu liefern. Meine Herren, ich behaupte keck, daß dieser Proletarier unserer Regie sich mit den besseren Producten aus den Fabriken der Hansestädte messen kann!

„Reif sein ist Alles, sagt Hamlet, und von dieser Cigarre" — er nahm eine in die Hand, zeigte sie und ließ sie wieder fallen — „sage ich nur: sie muß abgelagert (er wollte sagen: abgelegen) sein. Meine Herren, es gilt die Rehabilitation eines ungerecht zurückgesetzten, echt österreichischen Productes — der Kreuzer-Cigarre! Greifen Sie zu!"

Dieser schöne, von oratorischer Wärme durchglühte Erguß des Grafen war zu eindringlich, als daß nicht viele von uns eine eingewurzelte Abneigung überwunden hätten. Selbst mehrere Cigarren-Feinschmecker machten gute Miene und versorgten sich aus dem bescheidenen Kästchen; wir thaten es umsomehr, als wir gewiß waren, den Grafen uns nachfolgen zu sehen. Um so außerordentlicher war es, als dieser nach beendigter Austheilung mit größter Ruhe und wahrhaft souveräner Kaltblütigkeit in die Brusttasche griff, ein Etui herauszog, es öffnete, daraus eine Havannah, welche mit Recht den Namen einer königlichen, einer Regalia, führte, nahm und diese mit der vollendeten Ruhe eines Cavaliers an der nächsten Wachskerze anzündete.

Diese kaltblütige That überraschte Alle, aber Niemand äußerte eine Bemerkung. Von mir weiß ich nur, daß ich mit nachdauernder Verwunderung diese Havannah betrachtete, als ob etwas Ungewöhnliches an ihr sei, dann aber den verruchten Glimmstengel, den ich dem unscheinbaren Kästchen entnommen, eiligst wegwarf.

Ein paar Wochen vergiengen, bis ich der erneuerten Einladung des Grafen, in seiner Soirée zu erscheinen, wieder Folge leistete. Die Geschichte mit der Cigarre gieng mir nicht aus dem Kopfe.

Als ich mich wieder bei dem Grafen sehen ließ, fand ich diesen tief verstimmt. Er ließ die Berechtigung einer Revolution nur insofern gelten, daß sie ihm und seinen Standesgenossen zu einer lebenslänglichen Pairswürde verhelfen solle — doch nicht darüber hinaus. Er sah die Dinge im trübsten Lichte und weissagte Anarchie. Rings verlangte die Welt constituierende Versammlungen. Und nachdem er nun noch über einen beliebten Gegenstand, die organische Gliederung der Stände im Staate, gesprochen und insgesammt „patriotische Selbstgenügsamkeit" empfohlen hatte, welche nichts Fremdes copiert, keinen Schwerpunkt draußen sucht, weder fremden Beifall noch fremde Hilfe beansprucht und ausschließlich auf der Basis eigenster Interessen steht, nahm er wieder das bewußte Kästchen unter den Arm und begann: „Wir haben soeben, meine Herren, von der patriotischen Sebstgenügsamkeit gesprochen. Diese patriotische Genügsamkeit, meine Herren, bethätigen wir nicht nur, wenn wir von Frankfurt nichts wissen wollen, sondern auch, indem wir, hinwegsehend von überseeischen Producten, zu unserem einheimischen Rauchmaterial zurückgreifen u. s. w." Nun gieng der

Digitized by Google

Spruch zu Ehren der Kreuzer-Cigarre in ruhigem Flusse weiter.

Indessen hatte der Streich mit der echten Havannah die Gemüther so aufgerüttelt, daß jetzt, wie ich sah, nur Wenige zugriffen. Palacky behauptete, daß er nicht rauche, Rieger, daß er etwas Halsweh habe, Herr v. Lämmel das Erstaunlichste: daß er selbst derlei Cigarren bei sich führe! Ich aber machte mich eines furchtbaren Vergehens schuldig, indem ich meine Cigarrentasche hervorziehend, mit einer frevelhaften Kühnheit erwiderte, daß sich meiner Meinung nach das Recht, eine gute Cigarre zu rauchen, nicht an den Grundbesitz knüpfe. „Ich mache es," sagte ich, „wie Sie, Herr Graf, und rauche etwas Importiertes."

Und da mir ein Blick auf die Pendeluhr eine vorgerückte Stunde wies, nahm ich von der nahen Fensternische den Hut und wandelte fort, um nicht mehr zu erscheinen.

* * *

Der Sturm, der in Frankreich die Julimonarchie niedergerissen, war indessen über den Rhein gegangen. Die Rufe: deutsches Parlament, Centralgewalt, wurden immer lauter und dringlicher. Auch in Prag steigerte sich die Aufregung. Eine schwüle, dumpfe Luft lag über der hundertthürmigen Stadt, es gährte in allen Kreisen.

Am elften März war der Aufruf zu einer Bürgerversammlung im Wenzelsbade ergangen. Ihr nächster Veranlasser war Peter Faster, seines Zeichens ein Gastwirth, ein wackerer Mann von geringem Talent, aber kräftiger Art, einer von Jenen, die, wo es noththut, vorangehen, während die Uebrigen unentschlossen zaudern. Er trug im eigentlichen Sinne des Wortes seine Haut, die allerdings kein feiner Saffian war, zu Markte: denn eine solche Versammlung war zu jener Zeit höchst ungesetzlich; Metternich saß ja noch fest am Ruder. Wirklich fanden sich mehrere hundert Personen ein, einige energische Redner entwickelten kurz die Sachlage. Man stellte ein „Was wir wollen" auf: elf Artikel, elf Forderungen, deren weitere Entwickelung einer demnächst einzuberufenden Volksvertretung anheimgestellt werden sollte. Ein komischer Zug darf dabei nicht in Vergessenheit kommen. Da keine Druckerei sich mit der Publication dieser elf Punkte befaßt hätte, mußte man ihre Verbreitung lediglich wie in alter Zeit durch geschriebene Zettel erzielen. Da man nun rasch viele Schreiber brauchte, eilte Dr. Johannes Spielmann, ein Genosse unseres Kreises, in die Irrenanstalt, wo er Secundärarzt war und ließ die Forderungen durch seine Pflegebefohlenen copieren. So waren es Narren, welche sich um die vernünftige Klärung der Köpfe verdient machten.

Auch von Wien aus waren Reformen angekündigt, doch ohne daß man über den Umfang oder die Richtung derselben sich irgend eine klare Vorstellung hätte machen können. Da kamen die Nachrichten von den Vorgängen am denkwürdigen 13. März. An diesem Tage hätten die niederösterreichischen Landstände zusammentreten sollen. Da kam ein Zug heran von Studenten und Bürgern: die Stände sollten ein Gesuch um Preßfreiheit und Reformen aller Art dem Kaiser vortragen. Die Massenhaftigkeit des Zuges, der drohende Charakter desselben, dabei der blutige Conflict und die gefallenen Opfer waren von einer Wirkung, die mit der Sache selbst in gar keinem Verhältnis zu stehen schien. Darauf der Sturz Metternich's — Aufhebung der Censur — Verleihung einer Constitution — Volksvertretung: es regnete Wunder vom politischen Himmel, zahlreicher als Sternschnuppen in einer Septembernacht.

Ein Steinchen hatte die Lawine in's Rollen gebracht, nun gieng es im

Digitized by Google

Sturmlauf vorwärts. Die Nachrichten verbreiteten sich blitzschnell, der Altstädter-Ring bedeckte sich mit Gruppen, die Menschenmenge wogte in den Straßen. Kein Soldat, kein Polizeimann ließ sich sehen, die Behörden, klug oder voll Furcht, ließen Alles gewähren. Vorerst war Alles Freude, Jubel. Es freute sich Jeder, dem dereinst die unwürdigen Zustände unter Metternich die Schamröthe in's Gesicht getrieben; Jeder, der von Hausdurchsuchungen, Denunciationen, Paßplackereien zu leiden gehabt. Es freuten sich Alle, welche glaubten, eine Volksvertretung werde künftig besser für die Bedürfnisse des Landes sorgen, als eine starre Bureaukratie es gethan. Die Studenten waren die glücklichsten von Allen.

Nun aber kam das Gefühl, daß alle diese Errungenschaften nur eben abgerungen seien und mit den Waffen in der Hand vertheidigt werden müßten. Es bildeten sich Legionen, man zog zu den Zeughäusern, viertausend Gewehre wurden vertheilt. Die Studenten traten zusammen, hielten Sitzungen über Sitzungen, Alles wollte Waffen haben und sich in Waffen üben: die jungen Leute exercierten von nun an Tag und Nacht in den weiten Höfen des Clementinums. Verwundert sahen die alten schwarzen, festungsartigen Mauern des Prager Jesuitencollegiums auf die Scharen hinunter, die sich beim Schein der Fackeln militärisch übten.

Und wieder gab es unheimliche Tage, wo sich die Massen stumm drängten und ein besorgtes Flüstern durch die Gruppen gieng. Der Vorfrühling brachte seine eiskalten Stürme und der Himmel hieng tief und schwer herab und man sprach davon, daß sich große Militärmassen in der Umgebung Prags sammeln, so daß mancher Bauer achtzehn bis zwanzig Mann Einquartierung im Hause habe. Und die Besitzenden munkelten vom heutegierigen Proletariat und weissagten Uebles. Und die Bürger, die Waffen trugen, schlossen die Stadtthore und ließen nur die Seitenthüren offen für Fußgänger. Die Studenten aber waren in einer Stimmung, daß sie am liebsten gleich gegen feindliche Batterien geführt werden wollten.

Ich sah mich in diesen Ereignissen plötzlich in ein Mitglied des böhmischen Nationalausschusses verwandelt. Nun hieß es, hinüber auf die Kleinseite! Es galt, den Statthalter, den Oberstburggrafen Graf Stadion von den Beschlüssen des Volkes in Kenntnis zu setzen. Als wir Gewählten aus dem Garten heraustraten, fanden wir in den Straßen ein dichtes Gedränge. Bürgergarden scharten sich um uns und gaben uns das Geleit durch die Stadt, diese führen, jene giengen; in einer Stunde hatten wir uns im Statthaltereigebäude einzufinden.

Es war eine wunderliche Scene, als der Statthalter vor uns trat.

Er war ein hochgewachsener Aristokrat in den mittleren Jahren, eine elegante, fast geckenhafte Erscheinung von englischem Zuschnitt. Er hatte seine Toilette gemacht, auf seinem wohlgeformten Gesichtsvorsprung wiegte sich ein Nasenklemmer am breiten schwarzen Bande. Es freute ihn ungemein, uns zu sehen. Männer, die das Vertrauen des Volks genießen, — ja, das wollte er betonen, — es freute ihn — es war nicht zu viel gesagt, eher zu wenig — dieser Kreis — es war ein ehrenwerter Kreis tüchtiger Männer, bewährter Namen. Er — einestheils im Dienste der Regierung stehend, andererseits die Sache des Vaterlandes vor Augen. —

Aber seinen rednerischen Erguß, der ihn, die Götter wissen, wohin geführt hätte, schnitt in diesem Augenblick Peter Faster mit barbarischer Derbheit ab.

„Herr Graf," sagte er barsch, wie wenn er zu einem seiner Bräunechte rede, „wir sind nicht hierher gekommen, Phrasen zu dreschen. Wir haben lange

Digitized by Google

genug Phrasen gehört. Die Zeit der Phrasen ist vorüber. Es ist Ihnen nicht zu verdenken, wenn sie uns zum Teufel wünschen, aber wir sind nun einmal da. Es ist kurz so: wir sind vom Volke gewählt und haben den Auftrag übernommen, die Vorlagen für eine künftige, vom ganzen Lande gewählte Volksrepräsentation auszuarbeiten; denn es muß Alles schnell gehen. Ueberdies werden wir Maßregeln treffen, wie sie die Zeit erheischt."

Dem Grafen war bei dieser Anrede das Pince-nez wie schreckbetäubt von der Nase gefallen. In diesem Tone hatte ihn gewiß noch Niemand angefahren. Er antwortete, mühsam nach Fassung ringend, daß er Alles billige — das heißt, im Princip. Er habe selbst das Bedürfnis gefühlt — die schwere Verantwortlichkeit der Lage — mit Andern zu theilen. — Er würde die Thatsache über die Wahl nach Wien berichten — er lade uns ein, in den Conferenzsaal zu treten — um über unser Sitzungslocal zu berathen — einen Beschluß zu fassen....

Wir traten in ein größeres Zimmer und nahmen um einen großen, mit grünem Tuch ausgeschlagenen Tisch, auf dem viele Tintenfässer standen, Platz. Wir befanden uns im Synedrium der Statthaltereiräthe.

Der Graf, der an der Spitze des grünen Tisches Platz genommen hatte, war während der nun folgenden Debatte wie geistesabwesend. Er mochte sich seinen Mangel an Fassung vorwerfen, er mochte an Auswege denken. Was Alles, während wir beriethen, ihm der Zwicker zu thun gab, bleibt mir ewig unvergeßlich. Bald sah er ihn mit staatsmännischem Ernste an, bald zog er einen Foulard hervor, ihn zu reinigen, bald setzte er ihn mit gedankenvoller Würde auf, bald ließ er ihn wieder fallen. In seiner Verlegenheit hielt er ihn mehrmals geschlossen in die Nähe der Nase, eine nervöse Erregung ließ ihn einen Druck auf die Feder thun, der Nasenklemmer schnappte auf und versetzte ihm einen heftigen Nasenstüber. Und über den erlebten kleinen Schreck milde lächelnd blickte der Graf im Kreise umher.

Es wurde festgestellt, daß wir vor der Hand unsere Sitzungen im Gewerbeverein abhalten und vor Allem die Verhältnisse der Grundentlastung zur Behandlung bringen sollten, da die Zustände der arbeitenden Landbevölkerung vor Allem Abhilfe forderten.

Noch einmal, als der Graf Renitenz zeigte, wandte Faster das derbe Mittel gewaltsamer Einschüchterung an, dann verließen wir das Statthaltereigebäude.

Als wir auf die Straße hinaustraten, sahen wir alle Straßen und Plätze mit Menschen bedeckt. Zurufe schollen uns entgegen, aus unzähligen Fenstern wurden weiße Tüchlein geschwenkt. Jetzt erst kam mir in den Sinn, daß ich seit der Frühe nichts gegessen, daß es jetzt etwa fünf Uhr Nachmittag sei und daß es gerathen wäre, nach Hause zu gehen.

„Du gewöhnst Dir ein sonderbares Vagabundenleben an!" meinte mein Vater. „Wir haben eine gute halbe Stunde mit dem Mittagsmahl auf Dich gewartet. Sero venientibus ossa."

„Lieber Vater, in dieser Zeit ist die gewohnte Tagesordnung nicht einzuhalten. Es war ein wichtiger Tag für Böhmen: das Land hat eine Regierung erhalten, die —"

„Ei, das wäre! Wer sind denn die —"

„Lieber kein unangenehmes Wort! Ich gehöre mit dazu."

„Du bist wohl nicht bei Sinnen?"

„Ich glaube doch."

„Dann bedauere ich Dich um so mehr. Wenn Du bei klaren Sinnen in eine verwegene Rotte —"

„Es sind die ruhigsten Leute, die geachtetsten Männer dabei."

„Zum Beispiel ein Bierwirt."

„Cromwell war ein Bierbrauer."

Digitized by Google

„Und Cleon ein Gerber. Und was für Narretheien wollt Ihr anfangen?“

„Ordnung machen, eingreifen, wo die Regierung nichts thut, oder ihren Verſprechungen Entgegengeſetztes, Geſetze ausarbeiten —“

„Und hofft am Ende einen kleinen Convent von 1793 daraus zu geſtalten?“

„Vielleicht.“

„Mit einer Guillotine etwa?“

„Ich will nicht behaupten, daß wir vom Volk auch das Recht über Tod und Leben bekommen haben. Alles hängt davon ab, ob das Volk hinter uns ſteht und wir die Fähigkeiten und Energie beſitzen —“

„Du gehörſt in's Tollhaus!“

Daß ein Mittageſſen, mit ſolchen Zwiſchenreden gewürzt, trotz der neu erlangten Würde mir beſonders hätte ſchmecken ſollen, wäre zu viel verlangt geweſen. Und doch war meine Stellung keine ungewöhnliche. Die neue Zeit hatte nicht den Frieden gebracht, ſondern das Schwert.

Ein Kranz Poeſie um den Erdkreis.

Gedichte aus den Literaturen der Völker, entzogen der Anthologie „Orient und Occident“ von Julius Hart.*)

Chineſen.

Das verlaſſene Vaterland.

Tſchi-King.

O Maulbeerbaum, der Du zur Zeit
Ernährt viel tauſend Würmer,
Wo iſt Dein Laub? Dich hat entkleid't
Der Nord, der arge Stürmer.

Es iſt mein Kleid als wie Dein Kleid,
Und Sitt' und Brauch ſich gleichen;
So ſollt' uns auch dasſelbe Leid
Im ſelben Land erreichen.

Es war wohl ſchwer des Reiches Laſt
In langen tauſend Jahren,
Du biſt dem Himmel wohl verhaßt,
O Volk mit ſchwarzen Haaren.

Wer brachte uns in dieſe Noth,
Wer hat uns ſo umklammert?
Es traf nun ein, was uns bedroht,
Und keiner uns bejammert.

So wie man hält entfernt die Hand
Von einem glüh'nden Tiegel,
So ſcheut man auch, o Vaterland,
Zu faſſen Deine Zügel.

Wer ſtreckte ſie wohl dafür aus,
Kühn für Dein Heil zu fechten!
Es wär' umſonſt, trotz Sturmgebraus
Erläg' er böſen Mächten.

D'rum laßt auf ſchmalem Land uns gleich
Nur unſ're Saat beſchicken,
Denn beſſer iſt es, als am Reich,
Dem halbverfall'nen, flicken.

Cramer.

Indier.

Verſchiedener Umgang.

Bhartrihari.

Fällt ein Regentropfen
Auf ein glühend Eiſen,
Siehſt Du ihn nicht mehr.

Aber auf dem Blatte
Eines Lotos liegend,
Glänzt er wie die Perle.

Fällt zur guten Stunde
Er in eine Muſchel,
Wird er eine Perle.

Alſo wird durch Umgang
Auch der Menſch zu nichts,
Wenig oder viel.

*) Minden. J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

Freundschaft.

Bhartrihari.

Anfangs groß, allmählich schwindend
Wie der Schatten Vormittages,
Ist die Freundschaft mit den Bösen,
Anfangs klein, doch nachher wachsend
Wie der Schatten Nachmittages
Ist die Freundschaft mit den Guten.

Ebräer.

Sehnsucht nach Jerusalem.

Jehuda Ha-Levi.

O Stadt, Du Welt, Du, schön in holdem Prangen,
Aus fernem Westen sieh nach Dir mich bangen.
Es wogt der Liebe Strom, denk' ich der Vorzeit,
Des Tempels — wüst, der Pracht, die nun vergangen.
O, hätt' ich Adlersflug, zu Die entflög' ich,
Bis Deinen Staub ich netzt' mit feuchten Wangen.
Mich zieht's zu Dir, ob auch Dein König fort,
Ob auch, wo Balsam troff, jetzt nisten Schlangen.
O, könnt' ich küssen Deinen Staub, die Scholle,
Wie Honig süß dem liebenden Verlangen.

Sachs.

Araber.

Abschied von der Welt.

Ibn Sebun.

Für immer schied ich von der Welt mich
Und sprach zu ihr: genug! genug!
Nichts hab' ich mehr mit Dir gemeinsam,
Nicht blendet mich fortan Dein Trug.

Ein Gärtchen liegt an meinem Hause,
Nichts weiter will ich von Dir schau'n;
Ein Buch genügt mir zum Begleiter,
Ihm mein Geheimnis zu vertrau'n.

Es lehrt mich Kunden alter Zeiten
Und wie's vordem auf Erden war;
In ihm, als einem edlen Schatze,
Find' ich die Wahrheit voll und klar.

Ein Mißgeschick jedoch beklag' ich:
Daß, wenn mein Leben ausgelebt
Und sie mich in die Gruft bestatten,
Nicht Einer weiß, wen man begräbt.

Perser.

Ja, so lang' für Wein und Weinhaus.

Hafis.

Ja, so lang' für Wein und Weinhaus noch wird Nam' und Zeichen sein,
Werd' ich wohl vom Weg zur Schenke nimmer zu verscheuchen sein.

Gehst Du einst vorbei an meinem Grab', um Gnade bete dann;
Wallfahrtsort für alle Zecher wird es ohne Gleichen sein.

Von Beginn der Zeit trag' ich des alten Wirtes Ring im Ohr;
Was wir waren, sind wir, werden's auch, bis wir erbleichen, sein.

Geh' nur, geh', Du eitler Frömmler, denn von meinem Aug' und Deinem
Wird das ew'ge Weltgeheimnis nimmer zu erreichen sein.

Seht, mein schöner Herzensfänger, trunken zog er heute aus;
Wem wird's vorbehalten, hinter ihm zu keuchen, sein?

Jene Stell' am Boden, welche Deiner Füße Spuren zeigt,
Betplatz wird sie Allen, die sich widmen den Gebräuchen, sein.

In der Nacht, die einst mein sehnend Haupt in's Grab legt, wird mein Auge
Bis zum Auferstehungsmorgen sehend unter Leichen sein.

Wenn auf diesem Wege Hafis für sein Schicksal Hilfe sucht,
Wird des Liebchens Lock' in fremder Hand als Siegeszeichen sein.

Keßelmann.

Afghanen.

Schenke ein!

Ghuschal-Chân.

Aus der hellen Azurflasche,
Schenke, schenke ein!
Denn ich denke: Wein,
Den ich nippend, kostend nasche,
Wird der beste Tröster sein.

Sprich mir nicht vom ird'schen Schunde —
Alles leerer Schein,
Du Bekehrer! nein,
Gehe auch mein Haus zu Grunde,
Laß mich mit der Flasch' allein!

Digitized by Google

Bettler, bettle vor den Schenken,
Suchſt Du Kronglanzſchein;
Dort nur ganz allein,
Auf den zecherreichen Bänken
Find'ſt Du Kron' und Glanz im Wein.

Dich vom Dir [1]) zum Düç [2]) hinwenden?
Zu der Zellen Pein?
Schau' den hellen Wein!
Nimm den Kelch aus Schenkenhänden
Schließ' Dich an den Freudenreih'n!

Knab', mit Brauen mondlichtträumend,
Antlitz ſonnigrein,
Schenke wonnig ein!
Her den Becher! überſchäumend,
Soll Chuſchâl er Glück verleih'n.

Türken.

Trinklied.

Azami.

Sei das Glas gebrochen,
Bleibt uns nur die Flaſche ganz,
Sei die Hand zerſtochen,
Faßt ſie nur den Becher ganz!
Bringe mir den Becher,
Schenke, angefüllt mit Wein,
Frei ſei es dem Zecher,
Mit der Rebe frei zu ſein.
Zünd' den Docht der Herzen
Vor dem Schrein der Schönheit an,
Daß ſie Dir als Kerzen
Leuchten auf der Liebesbahn.

Hammer.

Griechen.

Das Los der Seligen.

Pindar.

Der Sonne Licht ſtrahlt den Frommen
Des Nachts, wie am Tage;
Kein Schmerz, keine Laſt drückt ſie mehr;
Sie brauchen nicht mehr
Um armſeligen Gewinn
Tief im Staube wühlen, nicht
Mühſam durch Meer und Sturm
Lenken ihren Kiel.
Sie ruh'n, Göttern gleich, Göttern lieb;
O glückſel'ges Daſein:
Erlöſt finden ſie
Den Lohn ihrer Treue.
Zu ewiger Pein aber ſind
Der Frevler Seelen beſtimmt.

Wer ohne Schuld dreimal lebte,
Und hier, wie im Hades,
Sich rein Leib und Geiſt ſtets erhielt,
Der hat vollendet
Des Zeus Bahn und er gewinnt
Kronos' Burg, jenes Land,
Wo am Strand, mild und lind,
Meereslüfte weh'n,
Und wo Blumen goldſtrahlend blüh'n;
Sie blüh'n auf dem Baume,
Der ſtolz ſteht und prangt,
Sie blüh'n ſtill am Bache —
Ein ſüßer Schmuck, holder Kranz
Für aller Seligen Stirn.

[1]) Schenke.
[2]) Kloſter.

Spanier.

Wiegenlied der heiligen Maria.

Lope de Vega.

Die Ihr dort wallet
Unter den Palmen,
Heilige Engel!
Sehet, es ſchlummert
Lieblich mein Kind:
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind.

Palmen von Bethlehem,
Welche mit Brauſen
Zürnende Winde
Wirbelnd durchſauſen,
Schweiget, o ſchweiget,
Es ſchlummert mein Kind,
Laß von den Zweigen,
Zürnender Wind.

Müde vom Weinen
Hier auf der Erde,
Schlummert der Kleine;
Daß ihm im Schlummer
Ruhe doch werde,
Schweige, o ſchweige,
Sauſender Wind,
Stille, Ihr Zweige,
Es ſchlummert mein Kind.

Grimmige Kälte
Droht ihn zu wecken,
Ach, und mir fehlen
Schützende Decken,
Heilige Engel,
Die Ihr dort flieget,
Kommet und wärmet,
Kommet und wieget
Mein göttliches Kind!
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind.

Diepenbrock.

Portugieſen.

Das Süßeſte.

Manuel de Barbosa de Bocage.

Wohl iſt es ſüß, im Lenze ſich, im neuen,
Das Haupt zu kränzen mit durchflicht'gen Blüten
Und an den Fluten, die das Ufer hüten,
Beſpülend Kies und Blumen, ſich zu weiden.

Digitized by Google

Und ſüß, zu lauſchen, wie nach ſeinem Treuen
Das Vogelweibchen ruft zum minn'gen Brüten;
Abwechſelnd flöten ſie, die Lieberglühten,
Durch ſchatt'ge Gärten, welche Düfte ſtreuen.

Und ſüß, die Augen im Azur zu weiden,
Von dem der Himmel leuchtet und die Seen,
Zur Roſenzeit der Herzen und der Heiden.

Doch ſüßer, offen Deinen Arm zu ſeh'n,
Den Tod aus Deinen Augen zu erleiden,
Todt für die Welt, an Deiner Bruſt vergeh'n.

M. Beitzhack.

Italiener.

Der Tod.

Giovanni Prati.

Was malt Ihr ſtets den Tod ſo ſchwarz behangen,
So hart, ſo wild, ſo voll von Grabesfeier,
Daß ſchaudernd unſ're Herzen vor ihm bangen,
Als wär' er nur ein düſt'rer Schmerzverleiher?

Nein, malt ihn mir mit jugendlichen Wangen,
Um ſeine Glieder werfet weiße Schleier,
Laßt ſeine Hand den Friedenszweig umfangen,
Und in die Arme legt ihm eine Leier.

So dacht' ich immer mir den Tod im Stillen,
Und als er ſo erſchien in meinen Träumen,
Da hab' ich nicht den Blick von ihm gewendet.

Warum ſein Bild mit Schrecken ſtets enthüllen?
Wie ſoll ſich das mit ſeiner Herkunft reimen?
Iſt's doch ein Gaſt, den uns der Himmel ſendet!

Gerri.

Franzoſen.

Wie war ſie ſchön.

Charles Rodier.

Wie war ſie ſchön, am Morgen ohne Putz,
Wenn ſie des Gartens jungen Reiz durchſpähte,
Die Bienen ſah in ihres Neſtes Schutz,
Hinwallend um die duft'gen Blumenbeete!

Wie war ſie ſchön, am Abend auf dem Ball,
Wenn Lichterglanz auf ihrer Stirne bebte
Und ſie, geſchmückt von bunter Blüten Strahl,
Voran im luſtig tollen Tanze ſchwebte!

Wie war im feuchten Hauch der Nacht ſie ſchön,
Der ſpielend aufhob ihres Schleiers Schatten,
Wenn wir, entzückt, ſie nur von fern zu ſeh'n,
Beim Blinken eines Stern's uns leiſe nahten!

Wie war ſie ſchön! Wie gab ihr jede Stunde
Ein rührend Sehnen, neuen Reiz genug!
Nur Liebe fehlt' in all' des Schönen Bunde —
Doch ſtill! Dort geht durch's Feld ihr Leichenzug!

A. Büchner.

Engländer.

Perlenkranz.

William Shakeſpeare.

I.

Glück iſt gleich einem Schalle flüchtig,
Wie Schatten wandelbar, wie Träume kurz,
Schnell, wie der Blitz, der in geſchwärzter Nacht
In einem Nu Himmel und Erde entfaltet;
Doch eh' ein Menſch vermag zu ſagen: ſchaut!
Schlingt gierig ihn die Finſternis hinab;
So ſchnell verdunkelt ſich des Glückes Schein.

II.

Des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die ſchwang're Phantaſie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Geſtaltet ſie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts und gibt ihm feſten Wohnſitz.

III.

Der gute Name iſt bei Mann und Frau
Das eigentliche Kleinod ihrer Seelen.
Wer meinen Beutel ſtiehlt, nimmt Tand;
's iſt etwas
Und nichts; mein ward' es, ward' das Seine nun,
Und iſt der Sklav' von Tauſenden geweſen.
Doch wer den guten Namen mir entwendet,
Der raubt mir das, was ihn nicht reicher macht,
Mich aber bettelarm....

A. W. Schlegel.

Digitized by Google

Nordamerikaner.

Das Vaterland.

James Russel Lowell.

Wo iſt das wahre Vaterland?
Iſt es, wo Zufall uns an's Licht
Der Welt rief? Zürnt die Seele nicht,
Die freie, ſolchem engen Band?
O doch: des Menſchen Heimat ſei
Wie Himmels Blau, ſo weit und frei!

Iſt es, wo Gott und Menſch man ehrt,
Wo Freiheit eine Stätte fand?
Ob nicht das Herz zum Vaterland
Noch einen größern Raum begehrt?
O doch: des Menſchen Heimat ſei
Wie Himmels Blau, ſo weit und frei!

Wo Leid das Herz in Feſſeln ſchlägt,
Und Luſt mit Myrten es umflicht;
Wo Menſchengeiſt nach heller'm Licht
Voll Mut die ſtarken Schwingen regt:
Da iſt das wahre Vaterland,
Und alle Welt umfaßt das Band!

Wo Hilfe noth thut, wo als Knecht
Ein Menſch noch ſeufzt, wo Freiheit ſchwand —
Auf, Brüder, ſteh'n wir zu dem Land:
Gott Lob für ſolch' ein Heimatrecht!
Das iſt das wahre Vaterland,
Und alle Welt umfaßt das Band.

A. Boltheim.

Deutſche.

Gruß.

Volkslied.

Soviel Stern' am Himmel ſtehen,
Soviel Schäflein als da gehen
In dem grünen, grünen Feld,
Soviel Vöglein, als da fliegen,
Als dahin und wieder fliegen:
Sovielmal ſei Du gegrüßt.

Soll ich Dich denn nimmer ſehen?
Ach, das kann ich nicht verſtehen,
O, Du bitt'rer Scheidensſchluß!
Wär' ich lieber ſchon geſtorben,
Eh' ich mir ein Lieb' erworben,
Wär' ich jetzo nicht betrübt.

Weiß nicht, ob auf dieſer Erden
Nach viel Trübſal und Beſchwerden
Ich Dich wiederſehen ſoll.
Was für Wellen, was für Flammen,
Schlagen über mich zuſammen,
Ach, wie groß iſt meine Noth.

Mit Geduld will ich es tragen,
Alle Morgen will ich ſagen:
O mein Schatz, wann kommſt zu mir?
Alle Abend will ich ſprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Schatz, gedenk' an mich.

Ja, ich will Dich nicht vergeſſen,
Wenn ich ſollte unterdeſſen
Auf dem Todbett ſchlafen ein.
Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb' thut wiegen ein.

Niederländer.

Der Schwan.

Joost van den Vondel.

Wenn Weltall endet ſeine Bahn,
Wo bleibt der Schwan?
Wo bleibt der Schwan,
Der Schwan, der frohe Geſelle der Flut,
Nie ſatt vom Lieben,
Der ſtets geblieben
Voll Minneglut?

Auf der Flut hat er ſein Neſt gebaut,
Dort pflegt er traut,
Dort pflegt er traut
Mit der Gefährtin das ſüße Glück.
Sie trägt verborgen
Die Mutterſorgen,
Bebt nie zurück.

Flatternde Junge um ihn her
Folgen zum Meer,
Folgen zum Meer.
Er taucht mit ihnen in ſprudelnde Flut,
Wäſcht ſein Gefieder,
Schwebt auf und nieder
Bei Abendglut.

Singend ſtirbt er und vergeht,
Wo Riedgras ſteht,
Wo Riedgras ſteht.
Dem Tod ſelbſt jubelt froh er zu,
Haucht leis und ſüße
Die letzten Grüße,
Und geht zur Ruh'.

Sterbend kehrt er das müde Geſicht
Zum ewigen Licht,
Zum ewigen Licht.
Zum Brautſchatz, den Natur ihm gab,
Der ihm geblieben
Zu frohem Lieben,
Und ſinkt in's Grab.

Digitized by Google

Dänen.

Volkslied.

Parmo Karl Plough.

Weißt Du noch im Herbst, als vom Feld
wir giengen zurück,
Sah'st Du groß mich an mit fragendem Blick;
Da ward's mir plötzlich klar,
Daß blind bisher ich war.
Sag', was Du, klein Karen! Dir dabei
gedacht?

Weißt Du noch im Winter, wir saßen
am Herd, ich und Du,
Ich erzählte Märchen, und Du hörtest zu;
Oft blicktest Du zu mir empor,
Bis ich den Faden verlor;
Sag', was Du, klein Karen! Dir dabei
gedacht?

Weißt Du, als zu Weihnacht bei Geigen
und Flötenklang
Lustig auf der Diele ich mit Dir mich
schwang
Und tief in's Aug' Dir sah,
Wie Du erröthetest da;
Sag', was Du, klein Karen! Dir dabei
gedacht?

Jetzt ist Lenz, es schmückt sich der Wald
zum Hochzeitsfest,
Alles sproßt, und die Vögel bauen ihr Nest,
Was sich des Lebens bewußt,
Träumt jetzt von Liebeslust.
Sag' mir, klein Karen! was meinest Du jetzt?

Bendix.

Norweger.

Verborgene Töne.

H. J. Welhaven.

Lang kann in Deiner Seele schweben,
Erinn'rung gleich, ein heimlich Lied,
Leis kann sein Ton Dich wohl durchbeben,
Wie Blumenduft Dich süß umzieht.
Wie aus der Heimat klingen Saiten,
Doch schaust Du nichts in Näh'n und Weiten,
Wie sehr sich auch Dein Auge müht.

Da dieses Lied so tief Dich rühret,
War's wohl kein flüchtiger Gesang
Hat es zur Lust Dich einst geführet?
Hat es gestillt der Sehnsucht Drang?
War's eine Hoffnung, still bewahret,
Vergessen, neu jetzt offenbaret?
Ist's ihres Echos süßer Klang?

Geheimnisvoll zieht's Dich zur Quelle
Des Liedes — sag', wo sprudelt sie?
Du horchst? Wo wallt die frische Welle?
Hörst Du, die holde Melodie?
Das Lied, das neu im Innern sprießet,
Hat es Dir bitt're Weh versüßet?
Stirbt Dir in ihm die Hoffnung nie?

Ach, wär' das höchste Glück des Lebens
Vielleicht dies Lied? Bedeckt von Nacht?
Riefst Du es immer nur vergebens,
Weil's zu erlösen fehlt die Macht?
Nein, nein, versuch's, Du wirst's erinnern,
Das Lied wird quillen aus dem Innern,
Wenn's Herz zum Leben recht erwacht.

Schweden.

An eine junge Witwe.

Elias Tegnér.

Die Witwe betet still mit frommen
Jähren,
Ihr Lebensglück, es liegt im Staube hier.
„Nimm mich hinab," so flüstert das Entbehren,
Doch Hoffnung spricht: „Nimm mich hinauf
zu Dir!"

Lobedanz.

Russen.

Sitz' am Tisch allein.

Alexéi Holzoff.

Sitz' am Tisch allein
Und ich denke nach,
Wie es traurig ist,
So allein zu sein!

Liebe in der Brust
Und kein junges Weib —
Keinen treuen Freund
In der weiten Welt.

Schätze nicht, selbst kein
Warmes Winkelchen,
Egge nicht, noch Pflug,
Keinen Ackergaul —

Ach, nichts hinterließ
Mir mein Väterchen,
Außer Armut und
Rüst'ger Leibeskraft.

Und auch die ist hin,
Ist schon längst geknickt,
Seit mich bitt're Noth
In die Fremde trieb.

Sitz' allein am Tisch
Und ich denke nach,
Wie ich bis zum Grab
Leben muß allein!

Bodenstedt.

Digitized by Google

Polen.

Die Lerche.

Vincenz Pol.

Hört Ihr wohl die Lerche singen
Und die Flüglein rauschend schwingen?
Lieder aus der Erdenwelt
Sendet sie zum Himmelszelt.

Lerche, worum bittest Du?
Um des eig'nen Nestleins Ruh?
Um das Körnchen, winzig klein?
Um das Wasser, kühl und rein?

Mutter Gottes Sänger bin ich,
Bete für das Dörfchen innig;
Wenn ich gut bin zu den Leuten,
Werden sie mir Schutz bereiten.

Darum flieg' ich zu den Höhen,
Thau vom Himmel zu erflehen
Und der Wolke Segenskraft,
Die der Flur Gedeihen schafft:
Frieden, Wärme, Sonnenlicht,
Das erbitt' ich, And'res nicht!

Heinrich Ritschmann.

Böhmen.

Das große Buch.

Wl. Nebeský.

Ach, welch' großes Buch, voll heil'ger Gotteskunde
Oeffnet feierlich dem Herzen sich im Dunkeln,
Wenn das Aug' am Himmelsdom in stiller Stunde
Stern an Stern, unendlich! tröstlich hell sieht funkeln!

Nie hab' ich Euch noch verstanden, heil'ge Worte!
Aber, wenn ich nächtlich auf dem Lager wache,
Trüb', verweint, voll Gram — und schau' zum Himmelsorte,
Dann erst, Sternenbuch, versteh' ich Deine Sprache!

Volk.

Serben.

Das liebende Mädchen.

Volkslied.

Als wir gestern in der Herberg' waren,
Speisten wir ein herrlich' Abendessen
Und wir sah'n ein schönes Mädchen stehen,
Auf dem Haupt ein Kranz von Perlentulpen.
Und ich gab mein Roß ihr, es zu führen,
Da zum Rosse sprach das Mädchen flüsternd:
„Sag' mir, Brauner, mit den gold'nen Mähnen,
Sag' mir, hat Dein Herr sich schon vermählet?" —
Und das Roß entgegnete ihr wiehernd:
„Nein, beim Himmel! noch nicht, schönes Mädchen,
Ist mein Herr vermählet; doch im Herbste,
Nächsten Herbst denkt Dich er heimzuführen."
Und das Mädchen sprach zum Braunen freudig:
„Wenn ich wüßte, daß dies Wahrheit wäre,
Möcht' ich meine Spangen gleich zerschmelzen,
Deinen Halfter Dir damit beschlagen,
Mit dem reinen Silber es beschlagen
Und mit meinem Halsschmuck es vergolden."

Ungarn.

Heimweh.

Karl Kisfaludy.

Meiner Heimat schöne Marken,
Werd' ich je Euch wiedersehen?
Wo ich wand're, wo ich weile,
Muß ich stets nach Euch nur spähen.

Kommt ein Vogel, frag' ich eilends:
Ob Ihr blühet wie vor Tagen?
Und so muß ich jede Wolke,
So die Winde muß ich fragen.

Doch sie trösten nicht und lassen
Mich mit meinem Schmerz alleine;
Bin verwaist mit meinem Kummer,
Wie das Gras am Felsensteine.

Kleine Hütte meiner Wiege!
Bin so weit von Dir verschlagen,
Fiel so ferne, wie das Herbstblatt,
Das nun alle Winde jagen.

Kertbény.

Rumänen.

Ballade.

D. Bolintineanu.

„Komm und gib mir einen Kuß, mein süßes Leben!
Will ein Röckchen Dir und einen Halsschmuck geben!"

„Herr, für einen Rock und einen Halsschmuck — wißt —
Hab' in meinem Leben niemals ich geküßt."

Digitized by Google

„Küſſe mich mein liebes Kind, für Deine Ohren
Habe ich ein perlenreich' Gehäng' erkoren."

„Perlen trag' ich nicht für einen Kuß und Gold;
Niemals ſchmückt' ich meinen Leib um ſolchen Sold."

„Komm und küſſe mich, verſchämtes Kind; ſonſt ſchleife
Dich ein Pferd in wilder Flucht an ſeinem Schweife."

„An den Schweif des wilden Renners kannſt Du binden mich,
Aber nie, Gebieter, niemals küſſ' ich Dich."

Schnaubend kommt ein Renner, ſtampfet mit den Füßen;
„Willſt Du, junge Schöne, nun mich endlich küſſen?"

„An den Schweif des wilden Renners kannſt Du binden mich,
Aber nie, Gebieter, niemals küſſ' ich Dich."

Da im Kreis von ſeines Hofes Herrn und Frauen
Läßt ſich Wode Radu mit dem Mädchen trauen.

Schuſter.

Maria in den Roſen.

Eine Maifahrt von Hans Malfer.

„Lieber Freund!

Hättest Du nicht Luſt, den ſchönen Tag zu nutzen und mit mir heute eine Maifahrt nach Maria in den Roſen zu machen? Abfahrt um drei Uhr von meiner Wohnung. Erweiſe mir den Freundſchaftsdienſt und komm!

Dein dankbarer

Roderich."

Dieſe auf ein Kärtchen geſchriebenen Zeilen erhielt ich an einem ſonnigen Frühlingstag. Maria in den Roſen, ſo heißt ein Frauenkirchlein, das eine Stunde von der Stadt entfernt, von Wäldern umgeben, in einem wahren Wildgarten ſteht. Es ſteht auf einer Höhung, die mit Himbeer- und Brombeerſträuchern, mit Schlehen und Weißdorn, mit wilden Kirſch- und Birnbäumen üppig bewachſen iſt. Dazwiſchen ragen weiße Schäfte von Birken auf mit ihrem lichten, luftigen Laubwerk und wo auf dem Boden ein freies Plätzchen iſt, da wachſen die hellrothen Eriken und die weißen und gelben Maiblümchen, es wachſen ganze Buſchen von Vergißmeinnicht, an ſteinigen Stellen Gundelreben und Kreuzblumen, die gelbe Waldtulpe auch und der Frühlingsenzian und die Pechnelken und zu ihrer Jahreszeit die blauen Veilchen. Die Mauern der zwei Häuſer und des Kirchleins hinan ranken ſich an Holzſpangen friſche Reben und wildes Roſenſtrauchwerk, welches im Sommer ſeine glühende Herrlichkeit entfaltet. Gar zu den Fenſtern ranken ſie hinein und das Frauenbildnis drinnen, eine weiße Marmorſtatue, ſteht mitten unter immergrünen Gewächſen, verſchiedenen Pflanzen und Geſträuchen, deren manche ſogar in rauher Jahreszeit blühen, als gehe von dem lieblichen Angeſichte der heiligen Jungfrau Licht und Wärme aus, wie von der Maiensonne. Das Bildnis — an deſſen Fuß aus rothem Marmor Roſen gemeißelt ſind — ſteht auf einem natürlichen Felſen, der aber von dieſen Gewächſen ganz bedeckt iſt, ſo daß es ſcheint, als ob ein klares Brünnlein, welches aus dem Felſen quillt, aus dem Laubwerk und den Roſen ſpringe.

Digitized by Google

Von der Stadt aus gesehen, ragen die zwei Thürme der Kirche schlank und weiß aus den dunkelnden Wäldern auf, in denen es steht. Schon dieser Anblick in der Ferne ist labend für uns Bewohner des Steinmeeres, für uns Kinder der Welt.

Mein Freund hatte für dieses Maria in den Rosen eine besondere Vorliebe. Und wahrlich, es ist kein Wunder. Gerade ein Jahr ward es, seit er in der Hut jenen Kirchleins mit seinem Mädchen getraut worden. Ich stand daneben und habe das süße Glück, das niederthaute auf dieses Paar, mitempfunden, so gut es ein einsamer Nebenstehender mitzuempfinden vermag. Ich hatte aber dabei meine besondere Freude. Mein junger Freund war nämlich von seinem Geschicke verzärtelt worden, daß ihm die Blasiertheit gedroht hätte, wenn sein Gemüth nicht so empfindsam gewesen wäre. Der Blasiertheit entkam er, aber der Weltschmerz fraß ihn an. Dazu begann er auch die Fachwerke des Pessimismus zu lesen, den Schopenhauer, den Hartmann, endlich gar die greisenhaft müde Philosophie der Orientalen. Allerlei hatte ich versucht, um den jungen Mann von diesem Roste des Menschenherzens zu befreien. Ich hatte auf die Schriften unserer großen Dichter, auf die weltfrendigen Kunstwerke der Gottbegnadeten gewiesen. Ich hatte ihm die Augen zu öffnen gesucht für die Größe der Natur, für die Gerechtigkeit, welche in ihr waltet, die aber freilich mit kurzsichtigem Eintagsauge nicht gemessen werden kann. Ich hatte ihm Meere von Glück der Mitmenschen gezeigt und Meere von Elend; denn das Leid ist oft ein heilsameres Mittel gegen jugendliche Weltschmerzelei, als Freude und Genuß. Es half nichts, es half Alles nichts. Ich öffnete ihm so zu sagen den Himmel, ich öffnete ihm das Grab — er entschied sich stets für das Letztere. Da kam die Liebe und bekehrte den Pessimisten an einem Tage.

In einem Schreiben des Bekehrten aus jener Zeit heißt es: „Ein Mensch, der die Liebe nicht kennt, soll schweigen, er hat nicht das Recht mitzureden von Welt und Menschenleben; er ist ein Embrio ohne Zunge, ohne Gehör, ohne Augenlicht, ohne Herz."

Und darum hatte ich meine besondere Freude am Altare zu Maria in den Rosen. Mein Freund hatte sich vom Grabe ab- und der Wiege zugewendet.

Wer das marienhaft schöne, junge Weib stehen sah an seiner Seite, da der Priester die Myrte um ihre Hände that, der konnte die freudige Auferstehung einer Menschenseele aus den Nebelgründen des Nirvana wohl begreifen. Sie standen — mit innigem Blicke unverwandt sich anschauend — bei Maria in den Rosen gleichsam im Paradiese. Und von der Fensterrose nieder ergoß sich ein wahrer Katarakt von Sonnenschein, wie man es auf alten Bildern sieht, daß auf die Auserwählten ein goldener Strom des Strahlenlichts vom Himmel fällt.

Seit jenem Tage däuchten mir — wenn ich von einer Zinne der Stadt hinausblickte — die Thürme der Marienkirche wie ein aus Waldfrieden hochaufstrebendes Doppeldenkmal eines glücklichen Paares.

Sehr gerne war ich also zur Maifahrt bereit und fand mich zur bestimmten Stunde in Roderichs Wohnung ein. Er kam mir entgegen, blaß im Gesicht und ernst. Er führte mich in das dämmerige Gemach seiner Frau. Sie lehnte — mit aufgelöstem Haar — auf dem Bette und weinte still in ein weißes Tuch hinein.

„Was ist Euch!" fragte ich erschrocken. Mein erster Gedanke war natürlich: Eine kleine Meinungsverschiedenheit in etwas Häuslichem oder dergleichen. Mein Gott, so etwas kommt vor. Aber als ich sah, wie sich der Mann zu ihr niederbeugte, wie sie ihre Arme um seinen Nacken schloß, wie sie Beide weinten, da ward mir

Digitized by Google

doch bange. Welch' ein Unglück war in dieses Haus getreten? Ein Verlust an Geld und Gut? Dabei bleibt ein Mann nicht müßig in seinen vier Wänden. Ein Todesfall in der Verwandtschaft! Sie hatten weder Eltern noch Geschwister, sie hatten sich sachte losgelöst von aller Welt, waren in sich selbst aufgeblüht, wendeten ihre Blumenkelche nur sich selber zu. Welch' ein bitterer Tropfen war es denn, der in solchen Kelch der Liebe gefallen?

Mein fragendes Auge erhielt Antwort, als Roderich zögernd und zitternden Armes die Thür in das Nebenzimmer aufmachte. Dort war ein Garten von grünen Gewächsen und auf dem Tische stand eine im rothen Glase brennende Ampel und ein kleines geschlossenes Metallsärglein. Ein herzförmiger Kranz aus Veilchen und Epheulaub lag darüber und auf dessen weißen Schleifen standen mit Goldbuchstaben die Worte: „Unser Victor."

„Das ist die Wiege," sagte Roderich, seine Stimme drohte in der Kehle zu ersticken.

„Ein Kind —?"

„— Verloren," unterbrach er mich. „Verloren, ohne es eigentlich besessen zu haben. Vor einer Woche ward es geboren, erfüllte unser Haus mit Freude, unser Leben mit neuem, in seiner Größe bisher ungeahntem Glück, unsere Zukunft mit Inhalt. Dort steht der Schrank voll mit Linnen und Geräthschaften für das Kind; ja schon Blechtrompetchen zum Hineinblasen, bunte Ballen zum Schleudern und Fangen. Dort steht das Bettchen, in dem wir seit Wochen im Geiste unsere Freude, unsere Hoffnung gewiegt haben. Jetzt ist eine Leere darinnen und überall, als hätte man das Weltsystem aus der Ewigkeit gerissen —"

„Fasse Dich, Freund," sprach ich, ihn an der Hand haltend, denn seine Worte sprudelten wild wie ein Blutquell aus der Wunde.

„Alles war bereit," fuhr er fort, „Alles war fertig — seine Kinderjahre, seine Schuljahre, seine ganze Erziehung — Alles im Plane. Wie viele Freude haben wir erlebt an diesem Kinde, zu erleben verhofft. Ach, wir haben ihm seine Jahre vorweg genommen, wir haben die Luft seiner Jugend geathmet — da mußte er freilich ersticken. Ein Sonntagskind, geboren im hellen Mai! Als es seine Aeuglein aufthat, war es mir, als gienge das erstemal in meinem Leben die Sonne auf. Alles Andere, was ich für Licht gehalten, war Morgenroth gewesen. Wir waren unerfahren in unserer Freude und wurden übermüthig. Wir haben vergessen, daß es der Erdboden ist, auf dem sich Alles vollzieht. — Nach wenigen Tagen schon begann eine kleine Krankengeschichte, die unsere Stimmung noch auf das Höchste spannte. Und gestern Morgens, als der rothe Sonnenschein zu uns in's Zimmer kam, fand er das Leichlein."

Die junge Frau wiederholte mir dasselbe, ich hörte es mit Rührung, und ich gebrauchte die üblichen Trostworte, die nichts Anderes wirken und wirken können, als des Tröstenden Theilnahme zu zeigen. Es gibt Leute, die ihren Schmerz gerne in sich versenken wie in ein enges, tiefes Grab, und Blumen darauf pflanzen, daß die Welt den Schatz nicht ahnen soll — denn auch heiliger Schmerz ist ein Schatz, der in der Tiefe unseres Wesens wunderbar läuternd wirken kann. Aber mehr noch gibt es solche Leute, die ihren Trauerflor in der Sonne bleichen, ihr Leid ausstreuen auf Felsgestein, Dornen und fruchtbares Erdreich, um dort eine Phrase des Beileides, hier einen wohlgemeinten Ausdruck ohnmächtiger Theilnahme zu ernten. Und das sind ja doch auch begreifliche Menschen, die mit der Welt sich freuen, dann aber auch verlangen, daß die Welt mit ihnen leiden solle. Und so suchte sich

Digitized by Google

das junge Ehepaar zu zerstreuen und den Schmerz zu füttern dadurch, daß es dem todten Kinde Kränze wand, daß es die Todtennachricht auf schwarzberändertem Papier mit lebhaftem Ausruf des Leides verbreitete, daß es an die Aufstellung eines Grabmonumentes dachte, daß es mit Umgehung des pfarrortlichen Friedhofes eine besondere Ruhestätte für den kleinen Liebling suchte draußen in den Wäldern. In hunderterlei Formen weinte, klagte, trug es seinen Schmerz aus, es erleichterte sich damit und in Anbetracht dessen ward mir nicht schwer, diesen vielfältigen Ausdruck zu ehren.

„Aber Roderich," sagte ich endlich, „daß Du unter solchen Umständen von einer Maifahrt sprechen konntest!"

„Verzeihe es mir," antwortete er, „wenn ich leide, bin ich allemal auch mißtrauisch gegen die Menschen. Mein Weib wird im Leide erst recht vertrauend, sie meint, die ganze Stadt müßte und würde sich unserer Begräbnisfeier anschließen. — Nicht einmal mein bester Freund, sagte ich, würde sich den prächtigen Maitag durch eine Fahrt auf den Kirchhof verderben lassen. Ich will aber nicht allein sein auf diesem Wege, ich habe Dich mit List ins Haus gelockt und frage Dich nun, ob Du mir das Opfer bringen willst und mich begleiten nach Maria in den Rosen, wo ich das Kind begraben will."

„So sind sie, die eingefleischten Pessimisten, selbst die bekehrten; wenn ihnen das Geschickt nicht immer den vollen Freudenbecher an die Lippen hält, und noch beständig lockt: Trinke! Es ist süß, trinke bis auf den Grund, ich habe noch mehr! — wenn das nicht immer ist, so fallen sie wieder in ihre Krankheit zurück." Das sprach ich. „Wie hattest Du von mir das Recht zu denken, daß ich Dich verlassen würde in trüber Stunde, wenn Du nach mir verlangst, meiner bedarfst? Ich fahre mit Dir nach Maria in den Rosen. Ich will den kleinen Schrein, in welchen Ihr Euer junges Glück habt legen müssen, auf meinem Schoße halten, ich will ihn mit meinen Armen in den der Erde legen und ihr sagen, daß sie Euch fröhlichen Ersatz beschere nach Jahresfrist."

Fast fühlte ich, die letzte Bemerkung wäre nicht wohl angewendet zu dieser Stunde, doch dachte mir, daß sie Anklang finde bei den jungen Leutchen, und so war man nach meiner Meinung dem richtigen Trost auf die Spur gekommen.

Dann trugen wir das Trühlein hinaus in den sonnigen Tag. Das junge Frauen- und Mutterherz mußte zurückbleiben im dunklen Gemach. An der Thür hörte ich noch ihr Schluchzen, es gieng mir durch Mark und Bein....

Ich habe geliebte Menschen sterben sehen. Das Zudrücken der gebrochenen Augen ist nicht so hart, als das Hinaustragensehen aus dem Hause, das Hinabsenken in das enge tiefe Grab. Warum ist es, daß uns der Verlust ihrer Seele nicht so wehe thut, als der ihres Leibes?

Der Tag, in den wir das Leichlein hinaustrugen, schlug uns grell in die Augen.

„Sie höhnt mich noch!" sagte Roderich.

„Wer höhnt Dich?"

„Die Natur. Dieser glühende Sonnentag ist mir wie ein schreiendes Auflachen eines Dämons über mein Leid."

Wir stiegen in einen geschlossenen Wagen. So lange wir zwischen den blendenden Mauern der Stadt waren, that auch mir der Maitag wehe, und braucht man dazu keinen Sarg auf dem Schoß zu tragen, um zu fühlen, daß eine heiße, staubige, dampfende Stadt unter der Maiensonne ein Unding ist. Endlich waren wir auch an den Vororten vorüber gekommen, unser Weg bog von der Heeresstraße ab und gieng durch Gärten und Felder und Wiesen. Verspätete Apfelbäume schneiten ihre

Digitized by Google

weißen Blüten zum Wagenschlag herein auf den Veilchenkranz und auf das Todtenkrühlein.

„Ist das auch noch Hohn?“ fragte ich den Freund, auf den rosigen Schnee weisend.

„Ich habe in der Stadt einen Fiaker mit zwei Rappen gesucht,“ sagte Roderich.

„Wozu!“

„Zu unserer Fahrt auf den Friedhof.“

„Trauerpferde? Lieber Freund! mit großem Schmerze kann man nicht spielen. Du sollst auch mit dem Deinen nicht spielen. Wenn Du schon eine besondere Farbe für diese Fahrt wählen wolltest, so hätten es Schimmel sein müssen. Wohl nehme ich die Elternherzen aus, sie begraben mit ihrem Kinde eine Hand von ihrem Leib. Nicht immer kann die Hand wieder nachwachsen, bei Euch wächst sie nach. Trotzdem nehme ich Euch aus, wenn ich sage: man mag denken wie man will, in der Bestattung eines neugebornen Kindes kann man kein Unglück sehen. Es hat kaum gelebt, das Licht der Welt hat seinem Auge nur wehe gethan, an der Luft die es athmen mußte, hatte es nur Unbehagen empfunden und Unbehagen war ihm bisher all' das gewesen, was wir Leben nennen. Es hätte viele Wochen leben müssen, bis es sich zum Gegengewichte, zur Freude am Licht, am Schall, zur Freude an Vater und Mutter durchgeschlummert und durchgewimmert haben würde. Es läßt keine Erinnerungen zurück; sein Verlust ist, wie der Verlust einer Sache, an die man Hoffnungen geknüpft, aber nicht wie der Verlust eines Menschen, mit dem man ein Stück Leben, ein Stück Herz, eine Welt von Freude und Glück mitbegräbt.“

„Du bist grausam,“ versetzte mein Freund.

„Verzeihe es mir, Roderich,“ fuhr ich fort, „mich hat der Maitag verführt. Ich sehe wie die Felder wallen da draußen, ein grünlich blauendes Meer im frohen Hauch, ich sehe das Prangen der Wiesen, der Bäume, ich höre den Jubel der Vögel, die auf den Zweigen wiegen und um die Wipfel kreisen. Die wollig zarten Wölklein am Himmel, sie machen den Tag noch lichter. Berauschender Wohlduft weht überall. Oh wie schön ist dieses Maien! Aber es hat kein Herz, und ich der Mensch, Dein Freund, sollte auch kein's haben! Nein, Roderich, Du begräbst Dein Kind, Du kannst nicht wissen, ob es nicht auch Dein letztes ist, wie es Dein erstes war, ob Du in diesem kleinen Leibe heute nicht Deine Zukunft, Dein Geschlecht ins Grab legst.“ Der Wagen machte einen Ruck nach rückwärts; der Kutscher hätte beinahe eine alte Frau mit weißen Haaren und einer Krücke niedergefahren. Erschrocken taumelte sie jetzt an den Straßenrand.

„Die alte Kathrin,“ murmelte Roderich, da waren wir schon vorüber. „Wie stolz so ein Herrenkind noch im Tode dahinfährt, daß es einen Lebendigen niederrennen kann, wenn er arm ist und mühselig.“

„Wenn Du,“ fuhr ich fort, „an diesem Tage zurückkehrst in Deine Wohnung, wird eine schwere Dämmerung in ihr sein und die unheimliche Stille einer ausgestorbenen Kinderstube. Denn Du hast nicht allein das neugeborne Kind hinausgetragen, sondern auch den munterspielenden Knaben, dessen Händchen Dich des Morgens aus dem Schlafe gezupft, der Dein heiterer Spielgenosse war an den Feierabenden, Dein gelehriger Schüler und das Entzücken Deines Weibes, und der stille Stolz Deines Vaterherzens und das zitternde Glück von Euch Beiden. Denn Alles das habt ihr Euch gedacht und ausgemalt und angelebt, und Alles das liegt jetzt in diesem Sarge — und ein Kranz darauf, das ist Alles, was Ihr ihm geben könnt, die Ihr Euer Gut und

Digitized by Google

Leben für das Kind zu opfern bereit gewesen wäret."

Roderich ergriff meine Hand: „Ich danke Dir. Das spricht anders als der Maitag, das spricht wie ein mitfühlendes Herz. Ja, der Trost besteht nicht allemal in dem Bestreben Anderer, zu zerstreuen, aufzumuntern, vergessen zu machen, nicht in klugen Redensarten und Abhandlungen über den Gang der Welt, den Niemand ändern könne, in den man sich fügen müsse. Der Trost besteht weit öfter noch in Mitklagen und Mitweinen Anderer oder wenigstens im Bewußtsein, in seinem Schmerze verstanden zu werden."

Der Wagen hielt. Wir stiegen aus, denn es gieng bergan. Wir giengen über eine Brücke, unter welcher der schöne klare Fluß rann. Am Ufer standen rieselnde Weiden. Am Rande der Brücke stand ein Pfahl mit einem am Kettchen hängenden eisernen Nagel, einer der „drei Nägel, mit welchen Christus an das Kreuz geschlagen wurde." Am Pfeiler eine hölzerne Hand querwegsabweisend: Weg nach Maria in den Rosen. Ein Mann nahm mir das Särglein ab und trug es den glatt ausgetretenen Waldsteig hinan zwischen Eichen, Kiefern und Fichten. Wir giengen ihm nach. Am Wegrande prunkender Flieder, die Blüten des Sauerklee, des Ehrenpreis, die blühenden Heidelbeersträuche und Erdbeerpflanzen. Ueber unseren Fußsteig tummelten sich Käferchen, Ameisen, Mücken und Waldbienen summten, bunte Schmetterlinge gaukelten, und jetzt erst hörten wir den ganzen Chor der Vögel, der Finken, der Amseln, des Kukuks auch und der Lerchen. Wir hörten es zirpen auf den Bäumen und im Grase, und der Dufthauch des Waldes, des blühenden Heidekrautes, der Johannesbeerblüten umwehte uns. Zwischen den schwarzen Schatten der Aeste nieder leuchteten die sonnigen Wipfel und darüber stand die blaue Nacht des Firmamentes.

Die kleine Anhöhe war erstiegen, auf derselben that sich eine Lichtung auf, eine heideartige Niederung lag da mit blühenden Büschen und grauen Steinen darunter, und auf der jenseitigen Höhe, uns gerade gegenüber, stand die weiße Kirche Maria in den Rosen.

„Hier wäre es dazu angethan, ein wenig Rast zu halten," sagte ich. Wir setzten uns in den Schatten. Roderich streckte die Arme nach dem Särglein aus: „Komm her, Knabe, ich will Dich schaukeln!"

Auf's Knie nahm er die kleine Truhe und zeigte mir ein Marienkäferchen, das auf dem Sarge langsam dahinkroch.

„Roderich," sagte ich, „man ist fünfzig Jahre alt geworden, man hat viele zu Grabe geleitet, arme Leute und vornehme Herrschaften, aber ein so schönes Leichenbegängniß hat man noch nicht gesehen."

„Ja — es ist ein wahrer Genuß!" entgegnete Roderich bitter. Da merkte ich erst, ich hätte wieder etwas Ungeschicktes gesagt. Man müßte zwei Seelen haben auf solcher Straße, eine zum Jubeln und eine zum Trauern.

„Freund," sagte ich, „die Welt ist schön, nicht Jeder sieht sie, erkennt sie, genießt sie wie ich, und doch bange ich nicht davor, in einer solchen Wiege zu liegen.

„Bist Du schon einmal gestorben?" fragte mein Freund. „Ich denke es ist wohl ein Unterschied, sachte und süß in den Schlaf zu sinken oder mit dem Tod zu ringen."

Hierauf entgegnete ich: „Freund, ich bin schon oft gestorben. Ich habe meine Eltern, meinen Bruder, mein Weib, mein Kind sterben gesehen, ich habe andere liebe Menschen sterben gesehen — und ich bin allemal mitgestorben, nur daß meine Pein, mein Todeskampf nicht aus war, als sie ihr Auge schlossen — daß ich fortlitt und in meinen Leidensstunden heute die Schläfer beneiden möchte, wenn sie noch schliefen. Ja, der Sarg ist eine Wiege, und wer das Wort vom ewigen

Digitized by Google

Schlaf erfunden hat, der hat weder etwas Schönes, noch etwas Wahres ausgesprochen; und wer die Auferstehung von den Todten leugnet, der widerspricht nicht nur der Religion, sondern auch der Wissenschaft. Oh, wenn Alles todt bliebe, was da seit jeher todt zur Erde hingesunken ist, es wäre nichts Lebendiges mehr unter der Sonne. Und doch ist Alles voller Leben."

„Du hast ein Weltherz," gab mir Roderich halb verloren zurück, „ich habe nur ein Menschenherz, ja heute bloß ein Vaterherz, da kann ich fremdes Leben und Glück nicht brauchen, wenn mein eigenes dahin ist."

Drüben in der Kirche begann eine helle Glocke zu klingen. Sie rief uns, wir erhoben uns und trugen das Schatzkästlein hinüber.

Hinter der Kirche war ein Anger, bunt bestanden von Maßliebchen, Löwenzähnen und blühendem Klee. Er lag im Schatten einiger Linden. Zwei oder drei graue, verwitterte Holzkreuze standen in geneigter Richtung da, daran erkannte man, daß der Anger ein Kirchhof war. Am Rande dieses Angers sah man zwei Hügel, dicht mit Laubwerk und Rosen bestreut; zwischen diesen Hügeln war eine enge tiefe Grube, doch sah man keine Handbreit Erde, Alles mit Rosen bedeckt, die Wände wie der Grund, so daß es war, als blicke man nieder in einen Blumenkorb. Dahin waren wir geführt worden, und das war das Grab.

„Wer hat mir Dieses gethan!" sagte Roderich und aus seinen Augen stürzten Thränen.

Eine arme Frau sei da gewesen, erzählte der Gräber, und die habe seit frühem Morgen gearbeitet, das Grab zu schmücken.

„Eine arme Frau, wie hat sie ausgesehen."

„Wie eine arme Frau hat sie ausgesehen, einen gelben Rock hatte sie an und eine alte schwarze Seidenhaube trug sie."

„Hatte sie weiße Haare?"

„Schneeweiße Haare. Und einen Krückenstock."

„Die alte Kathrin'!" rief Roderich und wandte sich zu mir. „Lieber Freund," sagte er, „Du hast mir schöne und auch trostreiche Worte gesagt unterwegs; sie waren gut gemeint, sie wären sehr erbaulich gewesen für Jeden, der sein Kind nicht zu Grabe trägt. Aber der sein Kind zu Grabe trägt, siehe, für den hat die arme alte Frau mehr gethan, als alle Weltweisheit und poetische Auslegung thun kann. Du hast das Grab meines Kindes auch mit Rosen geschmückt, aber es waren nur Rosen in Worten, sie sind verhallt, ich sehe sie nicht, ich rieche sie nicht. Die alte Kathrin', die einfältige Bettelfrau, der mein Weib mitunter eine Gabe reicht, hat mir wirkliche Rosen gegeben, siehe, da sind sie. Und in dieses Rosenbett lege ich meinen Victor jetzt hinein, und mit Rosen decke ich ihn zu und so lange ich lebe, werde ich es nun fühlen, wie weich und wohl er ruhet."

Nun kam der Priester, sprach sein Gebet und sprengte Wasser über das Särglein und in das Blumengrab. Als der Gräber die kleine Truhe auf einem schiefen Brett hinabgleiten ließ, gab es mir einen Stoß im Herzen. Roderich hörte das Stöhnen und blickte mich an. — Ich habe es im Geiste plötzlich gesehen, wie sie vor sechzehn Jahren einen schlanken Sarg mit Stricken in ein tiefes Grab gesenkt. In jenem Sarge lag mein einziger, zehnjähriger Sohn....

Es war bald vorüber, nur daß ich dem Freunde noch sagen konnte: „Dir war der Himmel gütiger als mir. Streue die Schaufel Erde hinab, sie fällt nicht dumpf und hohl auf den Deckel. Nach zehn Jahren würde Dein Herz vor dem Rollen einer solchen Schaufel voll Erde erbeben, als stürzten Berge ein. Aber dann freilich, dann wäre es stich- und hiebfest für sein Lebtag."

Digitized by Google

„Es ist gut," sagte Roderich. Er sagte das Wort in das Grab hinab.

Der Gräber krante die Blumen ins Grab, scharrte die Erde hinab mit kräftiger Hand — nicht zwei Minuten lang dauerte es, und wo das Grab gewesen, war ein Hügel frisch-brauner Erde.

Als wir uns gewendet hatten, sagte Roderich: „Soll ich auf's Grab ein Kreuz pflanzen oder Blumen."

„Den Menschen geziemt es, das Kreuz zu pflanzen; die Blumen wachsen von selber. Sie lassen sich nicht zurückhalten, nicht von Nacht und Sturm und Schnee; sie haben tausend Feinde: die Sense, den Hagel, den Sonnenbrand, den Frost — und sie siegen doch — sie sind nicht auszurotten. Die Veilchen bringen Dir die blauen Augen, die Rosen das Herzlein Deines Kindes wieder herauf."

„Haben sie auch Dir Deinen Sohn wieder gebracht? fragte Roderich.

„Sie haben mir meinen Sohn nicht gebracht. Aber er ist doch nicht mehr todt und das, was aus seinem Grabe erstanden ist, hat mir die Offenbarung gebracht, wie nahe ich mit allen Wesen die mich umgeben verwandt bin. Und seither lebe ich ein tausendfältiges Leben, freue mich und leide an Allem mit, kann aber nicht mehr übermüthig sein in meinem Glücke, nicht mehr trostlos in meinem Leide, ich habe eine fliegende Seele; welkt die Blume, auf der sie ausgeruht, so fliegt sie auf den Baum, fällen sie den Baum, so weht sie in der Luft davon oder flattert im Vogel, und schießen sie den Vogel aus der Luft, so kehrt sie ins Menschenherz ein. Und muß das Menschenherz brechen und modern, dann steige ich im Halm wieder zum Licht empor und wiege mich in einer Blüte. Also bin ich eigentlich gar nicht umzubringen."

„Es möge Dir wohlergehen bis ans Ende der Welt," sagte mein Freund, „mir ist die ewige Ruhe lieber."

„Die ruhen wollen, sie mögen im Frieden ruhen!" mit diesen Worten verließen wir den Friedhof und das liebliche Maria in den Rosen.

Grüß Gott! wenn's erlaubt ist.

Nicht selten hört man die Volksschullehrer klagen, daß Kinder auf dem Lande, sobald sie der Schule entwachsen sind, nicht mehr grüßen wollen. Da trottelt so ein vierzehn-, fünfzehnjähriger Laff daher, glotzt dem Lehrer — oder wer es eben sei — in's Gesicht oder wendet sich verlegen ab und schlenkert, die Hände in den Hosentaschen, vorüber.

Er hat in der Schule einen Gruß gelernt, hat ihn auch geübt, aber seit er nun dem Bannkreise des Lehrers entwachsen ist, schämt er sich dieses Grußes, der bei Erwachsenen nicht gebräuchlich ist, den nur Betbrüder und Betschwestern im Munde führen; und ein anderer ist ihm nicht angewöhnt worden. Jetzt hat er also gar keinen.

Der Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" ist durch die Pietisten stark in Mißcredit gekommen, und weil ihn Sixtus der Fünfte mit dem „hundertjährigen Ablaß" geschmückt hat, ist er — besonders in unserer Zeit — bei manchen religiösen Menschen etwas unpopulär geworden.

Ich bedauere das. Wir sind Christen, unsere Sittengesetze, unsere Staaten stehen auf christlichen Grundsätzen, unsere socialen Bestrebungen sind erst

Digitized by Google

heute auf dem Wege der Verchristlichung, und je näher wir unseren humanitären Idealen kommen, desto näher kommen wir der Lehre Christi. Alle sind freilich nicht mit uns, daher wäre ein Losungswort erwünscht, durch welches man den Gleichgesinnten erkennen möchte.

Der Spruch: „Gelobt sei Jesus Christus!“ war einmal so ein Losungswort für Gleichgesinnte. Heute, wo man sich's klar gemacht hat, daß nur die Eitelkeit „gelobt“ sein will, klingt Manchem der obige Gruß nicht würdig genug, ja fast kindisch. Ich habe als junger Mensch einen alten Flickschuster gekannt, der schien auch über die Sache nachgedacht zu haben, sein Gruß, wenn er auf der Straße Jemandem begegnete oder wenn er in ein Haus trat, lautete stets: „Die Ehr' sei Jesum Christum!“ Das leuchtet mir ein, die Ehre ist schon etwas Würdigeres, als das Lob.

Im Jahre 1848 gieng in meiner Heimatsgegend ein Mann um, der wollte den Gruß aufbringen: „Heil dem Kaiser!“ Es gelang ihm aber nicht recht; so gerne sie den Kaiser haben mochten, für diese Art patriotischer Propaganda hatten sie doch kein Zeug. Ein Jahr später grüßte obgedachter Mann die Vorübergehenden mit dem Worte: „Heil dem Kossuth!“ Auch darauf sind unsere Gebirgsbauern nicht eingegangen, so viel Reiz für sie auch die Kossuth-Banknoten hatten, die damals heimlich umgiengen. Mir ist also schon zu jener Zeit bewußt worden, daß man den Gruß zu einem Bekenntnisse, zu einem Schilde machen könne, daß er gleichsam ein Lüften des Visiers sei, und als solches gewann mir auch der christliche Gruß tiefere Bedeutung.

Ich dachte mir das so: Ein Mann wandert im fremden Lande. Ueber seinem Haupte ragt wildes Gebirge, es drohen Lawinen und die Felsgestalten oben starren mit grinsenden, schreckbaren Gesichtern auf ihn her und möchten niederfahren und den Wanderer zermalmen. Die Wolken verfinstern den Himmel und kriechen in gespenstischen Gestalten an dem Gebirge herab. Zu den Füßen des Wanderers sind Abgründe, tief und dämmernd, und man hört das Brausen ruheloser Wässer. Ueber schwankende Stege führt der Weg, durch nächtige Urwälder zieht er, dort das Heulen eines Wolfes, das Huschen unheimlicher Gestalten. Dem Wanderer graut und er weiß nicht, wann diese Wildnis enden wird. Da begegnet ihm ein Mann und vorüberschreitend sagt dieser: „Gelobt sei Jesus Christus!“ — Das heißt so viel, als: Ich gehöre auch zu Denen, die in Noth und Gefahr einen Heiland glauben, ich bin auch Einer, der seinem Nächsten beisteht, wenn er in Noth ist, der den Feinden verzeiht, den Hungerigen speist, den Irrenden weist, den Betrübten tröstet, der ein reines Herz höher stellt als alle Freuden der Erde, der an die Auferstehung des Guten glaubt und an dessen ewiges Leben. — Bist Du ebenfalls Einer von Denen?

Der Wanderer antwortet: „In Ewigkeit.“ Das heißt: Ich bin auch Dein Genosse. Sei gegrüßt, Bruder!

Das Grauen ist verschwunden, der Muth ist erwacht, der Wanderer weiß, daß er nicht allein ist, daß er jener großen Gemeinde angehört, deren unzerstörbares ewiges Reich nicht von Felsen erschlagen, nicht von Abgründen verschlungen, nicht von Wölfen zerrissen werden kann.

Und gleichzeitig ist ja durch solchen Gruß gesagt, daß die Begegnenden bereit sind, einander beizustehen in Gefahr und Leid.

Das war meine Auffassung von dem christlichen Gruße, und in diesem Sinne — mein' ich — dürfte er sich auch heute noch bei gebildeten Menschen hören lassen, wenn er eben — wie angedeutet — durch die Frömmler und Zeloten nicht allzusehr in Mißcredit gekommen wäre.

Digitized by Google

Aber warum wird in der Volksschule mitunter noch eine Grußformel als officiell gelehrt, die im praktischen Leben nicht durchführbar ist, mit der man in städtischen Kreisen nachgerade ausgelacht werden würde! Da ist schon wieder, wie so vielfach in unserer Zeit, die Lehre in Zwiespalt mit der Anwendung. Der Religionslehrer leitet den Schüler zu einem Gruß an, den er selber nicht gebraucht. Gebraucht er einen geeigneteren, warum lehrt er ihn nicht dem Kinde?

Nun, ich ziele weiter. Unsere Wunschgrüße sind — nehmen wir an — stets wohlgemeint, aber im Grunde höchst prosaisch und mitunter sehr lächerlich. „Guten Morgen!“ hört man oft, da es doch schon gegen Abend geht. „Guten Appetit!“ wird Manchem zugerufen, der nichts zu essen hat. „Ergebener Diener!“ sagt man Manchem, dem man nur so über die Achsel anzuschauen pflegt. Ein sehr eigennütziger Gruß ist unser: „Ich empfehle mich!“ aber auch ein recht unbescheidener, denn er will so viel sagen, als: Ich rühme mich Ihnen an, ich bin wert, daß Sie mich protegieren! und auch ein gar dummer, weil man Manchem nicht empfohlen sein möchte, dem man sich empfiehlt. „Mein Compliment!“ ist noch einer unserer besten Grüße, weil er zu jenen gehört, die gar nichts sagen. In unseren Städten klingt es beständig: „Ich habe die Ehre!“ Welche Ehre? Ich habe die Ehre Ihnen zu begegnen! will man sagen, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, oder von Ihnen gegrüßt zu werden. Manchmal ist's auch in der That eine Ehre, aber eben so oft oder öfter denkt man bei der Begegnung: ah, da kommt dieser lästige Mensch, oder gar dieser Lump; es ist recht ärgerlich, daß man ihn grüßen muß. Und in leutseligster Weise ruft man ihm: „Ich habe die Ehre!“ zu, tauscht mit ihm noch etliche nichtssagende Worte aus, und mit einem: „Es war mir ein Vergnügen! Auf Wiedersehen!“ trennt man sich. Ich will andere unserer landläufigen Formeln gar nicht berühren, denke nur, daß es eines gebildeten Volkes unwürdig ist, wenn es gerade zur Begrüßung der Mitmenschen die nichtssagendsten, schalsten Worte anwendet. Man pflegt bei derlei Begrüßungen nichts zu denken, das ist richtig, aber man sollte sich dabei wenigstens was denken können. Der wünscht mir einen „guten Tag“! Das ist doch auch ein Gedanke, aber der Gedanke wie der Wunsch ist ein sehr kümmerlicher. Warum gönnt mir der Kerl nicht ein gutes Jahr oder wenigstens eine gute Woche? „Guten Morgen!“ wünscht er mir, der Knicker, mit dem Abend muß ich mich selber behelfen. Und übrigens, nützt mir sein Wunsch etwas? Hat dieser Wunsch eine Kraft? Thut der Mann auch nur das Mindeste, seinen Wunsch zur That werden zu lassen? — „Entschuldigung, Mussjeh!“ sagte jener Berliner Nachtstrolch zu dem im Morgengrauen durch eine öde Gasse Wandelnden, „geben Se mal Ihre Börse her! Und Ihre Uhr, wenn ich Ihnen bitten darf! Schön. Ist das wohl Alles, Brüderchen? Na denn. — Juten Morgen!“ — In ähnlicher Weise wünscht Mancher seinem Mitmenschen einen guten Morgen.

Die Alten grüßten: „Sei gesund, Freund!“ „Sei froh!“ Wenigstens glaubt man solchen Worten lieber, daß sie aus dem Innern kommen und in's Innere gehen können. Der Orientale sagt: salem! — „Friede sei Dir!“ Wie windig nimmt sich dagegen nicht unser „ergebenster, unterthänigster Diener!“ aus.

„Servus!“ rufen sich unsere freien Studenten zu, „ich bin Dein Unterthan!“ Wollte Einer den Andern beim Wort nehmen: Gut, sei Du mein Unterthan! — es gäbe sofort ein Duell.

Und vollends das militärische „Tschan!“ es bedeutet gewiß nichts Schlechtes, doch hielt ich es lange Zeit für den Gruß der polnischen Juden,

Digitized by Google

deise haben aber einen unvergleichlich schöneren, als solches widerliche Wort: Tschau.

Der Mann, der mir ein biderbes „Grüß Gott!“ zurufi, kann ein Dummkopf, ein Gauch sein, aber er gibt mir wenigstens ein gutes Wort. Und ein gutes Wort ist eine Gabe und freiwillige Spende, die nicht bloß für den Augenblick währt, wie ein Stück Brot, die in uns lebendig bleiben kann, innerlich wirken und äußerlich Frucht bringen mag, wenn der Acker nicht zu schlecht ist. —

„Grüß Gott!“ Das ist ein Fingerzeig nach den Höhen. Alles Große, Edle, Schöne, das in der Menschheit sich offenbart, die ewige Gesetzmäßigkeit in der Natur, der unendliche Geist, der sich ununterbrochen zeigt im Großen und im Kleinen, im beseligenden Siege des Guten, Wahren, und im Unterliegen des Unechten — die scheinbaren Siege des Letzteren sind ja nur Pyrrhussiege voll Unlust und Friedlosigkeit — dieser große richtende, segnende Geist, den wir im Worte „Gott“ zusammenfassen, er möge mich grüßen, er läßt mich grüßen.

Ein solcher Gruß ist schon des Dankes wert. Das „Behüte Gott!“ ist leicht im gleichen Sinne aufzufassen, und wem schon das gut deutsche Wort zu hausbacken ist, der mag sich mit dem französischen Adieu! behelfen — die Sache ist hüben wie drüben dieselbe.

Es ist eine recht schiefe Auslegung, daß dieses „Grüß Gott“ oder „Adieu“ als Gruß für Untergebene gegenüber den Vorgesetzten, für Kinder gegenüber den Eltern nicht passe. Die sehr hohen und vornehmen Herren pflegt man ohnehin nur stumm zu grüßen, weil man ja in „Ehrfurcht erstirbt“, und die Sterbenden sind der Sprache nicht mehr mächtig. Wenn sich ein untergeordneter Beamter vor seinem Chef mit einem „Grüß Gott!“ verneigt, so kann es dem Chef zufällig allerdings einfallen: Das verräth just nicht viel Lebensart vom lieben Gott, daß er mich durch die Dienerschaft grüßen läßt. Anständiger Weise pflegt man die Karte abzugeben. — Daß jeder Mensch, der an uns herantritt, besonders jeder Arme, eine Visitkarte vom lieben Gott ist, das fällt dem Herrn Chef wohl nicht ein.

Ich habe bei meinen Kindern das „Grüß Gott“ eingeführt. Es ist mir auch recht wahrscheinlich, daß die unschuldigen, herzensfreudigen Kinder zu Gott noch in einem näheren Verhältnisse stehen, als ich alter weltumsponnener Mann; und von Gott freut es mich ganz besonders, daß er die lieben Kinder als Boten nimmt; mit solchen Zwischenträgern richtet er bei uns immer am leichtesten was aus.

In meinem Leben ist schon manche dunkle Stunde gewesen. Ich war in schwerer Trauer, ich war in qualvoller Verzweiflung, ich rang mit der thierischen Natur in mir und ward ihr Sklave, die Sünde warb um mich mit Lockungen und List; Eigennutz, Haß und Rachedrang umgarnten und stachelten mich. Oefter als einmal hat mich in solchen Lagen das Kind befreit mit dem treuherzigen „Grüß Gott.“

Ein Grußwort ist kein leerer Schall, aber das rechte muß es sein, in welchem Sinn und Bedeutung liegt, oder in welches Sinn und Bedeutung gelegt werden kann. Es ist ja doch möglich, daß der Mensch auch einmal nachdenkt über ein Wort, welches er hundert und hundertmal hört; daß er einmal nachdenkt über den Sinn und Inhalt des Umgangsgrußes, durch welchen sich unser geselliger Verkehr, unser Verhältnis zum Mitmenschen, unser Wohlwollen für denselben andeuten soll.

Ich bin nach derlei Erwägungen auf die Meinung gekommen, man möge den Kindern in der Schule das ideale, allgemein passende und treuherzige „Grüß Gott“ lehren und angewöhnen. Dieser echt menschliche Gruß heimelt an, ist religiös und

Digitized by Google

weltlich zugleich, paßt für jede Zeit, für jede Confession, für jeden Stand, für jedes Volk. —

Doch, ich entsinne mich. Ich habe eine ganz unrichtige Auffassung von der Sache, und daß die Leute in ihrem Grüßen zweck- und gedankenlos sind, das ist falsch. Die Grußform ist nicht da, um zu verbinden, zu verbrüdern, sondern ganz im Gegentheil, um zu unterscheiden, sie ist ein charakteristisches Merkmal der Bildungsstufe, der Stände, des Ranges u. s. w. Der Untergebene nutzt den Gruß, um seine Ergebenheit gehörig und wo möglichst fruchtbringend auszudrücken; der Vorgesetzte nutzt den Gruß, um seiner Geringschätzung eine gehörige Form zu geben. Bei einigem Scharfblick und gutem Gehör ist es kein großes Kunststück, den gesellschaftlichen Rang, den Reichthum, den Charakter und den Geistesgrad eines Menschen nach der Art seines Grußes zu schätzen. Bei Manchem glaubt man in seinem hochmüthig jovialen Gruß die Millionen seines Vermögens nur so klimpern zu hören. In manchem Kopfe wiederhallt unser Gruß so eigenthümlich hohl, als rufe man in ein leeres Faß hinein. Und ich konnte vorschlagen, diese unschätzbaren Merkmale zu verwischen und einen allgemeinen farblosen Gruß aufzubringen? In der That, manchmal bin ich höchst einfältig. Was einen so ausgesprochenen praktischen Wert hat, das soll man lassen stahn.

Für meine Person übrigens bleibe ich bei meiner Meinung. Wer sie theilt, den grüß' Gott! den behüte Gott! Und wer sie nicht theilt, den behüte Gott nicht. R.

Eine Vortragsreise nach Hamburg.

Schilderung von **P. K. Rosegger.***)

Im Spätherbst 1884 bin ich von der Hamburger Section des deutschen und österreichischen Alpenvereines eingeladen worden, in Hamburg eine Vorlesung zu halten. Die große Entfernung, meine Kränklichkeit und Ueberbürdung, sowie das Bedenken, so hoch im Norden möchte die steirische Mundart nicht verstanden werden können, ließen mich anfangs ablehnen. Aber die wiederholte freundliche Einladung, die Versicherung, wie sehr man dort für unsere Alpen und ihr Volksthum Interesse habe, sowie der lebhafte Wunsch, Hamburg wieder einmal zu sehen und damit Gelegenheit zu nehmen, auch meiner Frau das deutsche Reich und deutsche Städte zu zeigen — all' das zusammen trug den Sieg davon. Ich entschloß mich zur Reise und wir bestimmten die Vorlesung in Hamburg für den 5. März 1885.

Als Gegenstand der Vorlesung wählte ich den „Volkshumor in den deutschen Ostalpen."

Mit dieser Reise in Verbindung ließ sich eine größere Anzahl von Einladungen annehmen, aus Städten,

*) Mehrfachem Wunsche entsprechend stelle ich hier eine flüchtige Schilderung meiner diesjährigen Vorleserreise nach Norddeutschland. Es hat zwar die Sache keine Wichtigkeit, aber da eine Vorleserreise doch einmal etwas Oeffentliches ist, so mache ich sie zum Gegenstande einer kleinen Beschreibung. Es sind unmittelbare Reiseeindrücke und Erfahrungen, die ich ohne besondere Rücksicht auf mich oder Andere der Wahrheit gemäß darstelle. Daß hier viel von den Freuden und Leiden des Vorlesers die Rede sein wird, ist naturgemäß und wird dem Verfasser hoffentlich nicht mißdeutet werden. Die Aufgabe ist, von so einer „Vorleserreise" ein richtiges Bild zu geben.

Digitized by Google

die nicht zu weit ab vom Wege lagen, als von Wien, Prag, Tetschen, Magdeburg, Dresden, Marienbad, Pilsen u. s. w. und somit gewann die Sache für mich in mehrfacher Weise an Bedeutung.

Schon im Laufe des Februar begann ich die Witterungsanzeichen, sowie meinen Gesundheitszustand genauer zu beobachten, und da sich besonders Verdächtiges nicht zeigte, rüsteten wir uns zur Reise. Doppelt freute ich mich auf dieselbe, da ich diesmal Deutschland ja nicht mit zwei, sondern mit vier Augen sehen sollte. Der Mitgenuß an dem ersten Sehen und den Eindrücken, die ein geliebtes Wesen in der weiten Welt genießt, ist oft köstlicher, als das persönliche Schauen.

Freilich, um so verwaister ließ ich unser Haus und Heim zurück, und am Morgen des 28. Februar nahm ich eine geheime Audienz beim lieben Gott, in welcher ich ihm die besondere Obsorge für unsere Kinderlein während unserer Abwesenheit recht innig ans Herz legte.

Munter sprangen sie uns nach bis zur äußeren Thür: „So behüte Euch Gott, Vater und Mutter!"

„Und auf das Siegespferd nicht vergessen!" rief noch der kleine Hans. Ja, wir hatten versprochen, ihm von Berlin ein „Siegespferd" mitzubringen.

Am 28. Februar, 8 Uhr 22 Minuten Vormittags fuhren wir aus dem Bahnhofe zu Graz gegen das Oberland, in welchem noch der tiefe starre, nebelige Winter war.

Auf dem Bahnhofe zu Krieglach stand das Väterlein im grauen Lodengewand mit dem frischrothen Gesicht und den bleichen Haaren. Wann wir wieder zurückkämen? das war seine Frage.

„In siebzehn Tagen, so Gott es will."

„Das ist wohl recht spat!"

„Wir reisen durch viele Königreiche und ich muß in großen Städten ihrer zehn Vorlesungen halten."

Das liebe Männlein schüttelte den Kopf. „Was das wieder für Sachen sind beim Peter, daß er mir so weit fortgeht!"

Da bewegte sich der Zug und der Vater stand im Schnee und schaute uns nach.

Auf dem Semmering schien die helle Sonne: „Schaut Euch die Berge noch einmal an. Es stehen ihrer nicht überall!"

Der Winter war hinter uns. Um 4 Uhr breitete sich vor unseren Augen der Dunstkreis von Wien, hoch über demselben ragend der Stefansthurm.

Die erste Affaire in Wien ist selbstverständlich der Streit mit dem Comfortabl. Da ein solcher vom Bahnhof in die Stadt einen Gulden bekommt, so gab ich ihm — um weiteren Einwand zu vermeiden — einen Gulden und zwanzig Kreuzer. Sofort begehrte er — wir hatten ja ein Kofferchen bei uns — einen Gulden fünfzig!

Nach dieser kleinen Brandschatzung stiegen wir wohlgemuth in der Wohnung meiner Schwiegereltern auf der Wieden ab. Der Ruhe bedürftig that es mir leid, alsbald einige gewiß recht angenehme Besuche abweisen zu müssen. Um sieben Uhr stand schon der Wagen vor dem Thore, der mich in den Gewerbevereinssaal brachte, wo ich für den Verein „Frauenheim" eine öffentliche Vorlesung zu halten hatte. Die Vorstandsdamen des Vereines waren, als ich eintrat, gerade in Bestürzung. Die Polizei wollte der Ueberfüllung wegen nicht Alle in den Saal lassen, die Karten hatten. Mitterweile stand ich im Conferenzzimmer vor dem Herrn k. k. Polizei-Commissär um Rechenschaft abzulegen über den Inhalt meines zu haltenden Vortrages. Wien ist ja im Belagerungszustand. Ich versicherte den Herrn Justizrath, daß meine „lustigen Geschichten aus Steiermark" -- wie der Vortrag betitelt war — für Haus Oesterreich ganz und gar unschädlich wären.

Digitized by Google

Somit konnte ich in den Saal treten. In Wien zu lesen, das war freilich ein Leichtes. Vom Billeteur, der sich durch das Publikum hinwindet, bis herauf zum Cultusminister Baron Conrad, der in der ersten Reihe mir gerade gegenübersitzt — wie viele Steirer! Da darf keine Silbe verloren gehen. In Wien lese ich, wie vor meinen Bauern im Oberland. Ich brachte ein neues Stückchen: „A wenkerl a Hamur, a wenkerl", ferner „Die droschnen Dreschen" und „Dem Deckerveitel sei leßta Gspoafs."

Unmittelbar nach der Vorlesung ergriff ich die Flucht ins Bett.

Am 1. März waren wir zur guten Stunde und mit gutem Befinden am Staatsbahnhof. Dem Conforlabl gab ich diesmal einen Gulden und fünfzig Kreuzer. Hierauf sein Einwand: er sei noch vor sieben Uhr aufgenommen worden und bekäme einen Gulden sechzig. Schön! — Auf dem Staatsbahnhof ist schon etwas babylonischer Thurm: Ungarn, Deutsche, Tschechen, Polen, Rumänen, Türken — Alles durcheinander, und Einer versteht den Andern nicht. Der Reisegepäckcassier irrte sich bei unserem 30 Kilogramm schweren Koffer für die Strecke bis Prag um 86 Kreuzer. Natürlich zu meinem Nachtheil. Hingegen that uns andererseits die Gastfreundschaft der Staatseisenbahngesellschaft wohl, die uns bis Bodenbach zweite, respective erste Wagenclasse zur freien Verfügung stellte. Um 7 Uhr 45 Minuten Früh dampften wir mit Courierzug ab. Auf dem großen Halbkreis, den die Bahn um Wien macht, zeigte sich uns die herrliche Stadt im Morgensonnenschein. Bald gieng's über die Donau. Zwei Minuten lang fährt der Eilzug über den gewaltigen Strom, der auf seinem, seit der Regulierung, schnurgeraden Lauf seine schweren grauen Wogen unter der Brücke dahinwälzt. Ueber den Baumkronen des Praters und der Auen winkt noch die silberigschimmernde Rotunde, noch einmal im Dufte der Ferne die Nadel des Stefansthurmes, dann noch eine Weile der Kahlenund Leopoldsberg, endlich flacht sich's gegen das Marchfeld hin.

Auf der Staatseisenbahn frägt man sich erst, warum man auf anderen Bahnen die Grausamkeit, die gegen Conducteure geübt wird, so ruhig hinnimmt, als ob die Schaffner nicht auch Menschen wären. Wie diese Leute bei Tag und Nacht, in Wind und Sturm draußen an den Trittbrettern dahin klettern müssen von einem Coupé zum andern! Und wie der Passagier sich auf seinen Sammtpölstern nur behaglich fühlen kann, wenn er weiß: Draußen ist ein Mensch in Todesgefahr! Warum hat die Staatseisenbahn Waggons erfunden, in welchen der Schaffner den geschützten Gang hat, ohne die Reisenden in ihren Coupés belästigen zu müssen? Steift sich diese Bahn hierin auf ein Privilegium? Gewiß nicht. Man soll ihr die Waggons nachmachen, die um soviel breiter sind, als die gewöhnlichen, daß innerhab derselben auf einer Seite ein schmaler Gang sich hinzieht, in welchen alle Coupéthüren zweiter wie erster Classe münden, so daß die Inhaber verschiedener Coupés zusammenkommen können. Auf diesem Wege kann man auch zu jeder beliebigen Minute während der Fahrt von jedem Coupé aus die zu gewisser Zeit hochbeliebten Orte aufsuchen, ohne darum auch nur einen Menschen behelligen zu müssen. Da die Coupéthüren große Glasfenster haben und die äußere Wand des gemeinsamen Ganges mehr aus Glas als aus Holz ist, so leidet auch die Aussicht nicht. Allerdings sind diese in so vieler Beziehung vortheilhaften „Durchgangswaggons" nur für erste und zweite Classe; ich frage, was der allgemeinen Einführung derselben entgegensteht?

In der zweiten Stunde unserer Fahrt sahen wir auf den Bahnhöfen schon die tschechischen Aufschriften.

Digitized by Google

Die freundlichen Thäler der Iglawa, das malerische Brünn, das reizende Adamsthal, die Wälder bei Wildenschwert und Chotzen, der Schloßberg bei Pardubitz, die Stadt Kolin flogen vorüber wie Nebelbilder. Um 2 Uhr Nachmittags hatten wir an unserer Seite schon die aus dem Riesengebirge sich herabschlängelnde Elbe, noch jung und klein. Wir haben großentheils mit der Elbe denselben Weg und werden sie nach wenigen Tagen in ihrer Herrlichkeit sehen. — Die Landschaft war sonnig, dort und da grünten schon die Felder und am Horizont standen sommerliche Wolken. Ich reise lieber im Winter und Frühjahre, als im Somme, da habe ich zwei Plagen weniger: die Hitze und die überfüllten Coupés.

Um 3 Uhr 26 Minuten waren wir in Prag. An diesem Tage, und zwar schon um 5 Uhr Nachmittags, hatte ich in der Stadt Karolinenthal bei Prag eine Vorlesung zu Gunsten des deutschen Schulvereines zu halten. Mehrere Mitglieder des Vereines waren am Bahnhof, um uns in Empfang zu nehmen. Auch ein Bruder meiner Frau hatte sich aus Tabor, wo er Gutscontrolor ist, eingefunden, ferner war das mir durch längeren brieflichen Verkehr befreundete Ehepaar Eichmann aus dem fernen Pilnikau hergekommen, um uns in der Hauptstadt seines Landes zu begrüßen. Und so waren wir aus der Einförmigkeit der Fahrt plötzlich mitten in eine wogende und freundliche Welt versetzt.

Eine Stunde später — kaum wir in unserem Hotel „zum blauen Stern" das Mittagsmahl eingenommen, ich einige Besuche, Abgeber von Manuskripten für den „Heimgarten", Bittsteller um Freikarten für die Vorlesung, abgefertigt hatte — rollte mich der Wagen nach Karolinenthal hinaus in's Théâtre Variété.

Meine Frau besucht niemals eine Vorlesung von mir, und zwar aus Rücksicht für mich. Das fremde Publikum geniert mich nicht, das ist eine hundertköpfige Masse, wovon ein Kopf den andern aufhebt. Wenn ich aber in dieser Menge einen mir näherstehenden Menschen weiß, der für mich fühlt und um mich Angst hat, dann ist meine Unbefangenheit dahin. Meine Frau unternahm also an diesem Abende mit ihrem Bruder eine Wanderung durch Prag, besuchte die Teynkirche, den überaus interessanten jüdischen Friedhof und hierauf das deutsche Theater, in welchem „Rienzi" gegeben wurde.

Ich fand das Variété-Theater, in dem ich lesen mußte, bereits voller Leute. Das Podium war mit grünen Sträuchen geziert, auf dem Tische fand ich prächtige Sträuße. Wenn der rauschende Applaus zum Empfang und Abgange mehr, als Höflichkeit wäre, so müßte er mich stolz machen. Ich nehme ihn als das was er ist, und neige mich verbindlichst. In Karolinenthal hat man mich die wenigen Minuten unmittelbar vor der Vorlesung freundlich geschützt, anderswo bin ich allemal froh, wenn ich all' den mir die Stimmung durchkreuzenden Vorstellungen von Personen, Complimenten u. s. w. im Wartezimmer entkomme und vor dem Publikum stehe. Hier bin ich wieder bei mir und bei meinem Gegenstande daheim.

Ich las über den „Humor in den Alpen."

Nach der Vorlesung officieller Commers in den Räumen des Variété-Theaters. Um mich doch endlich einmal ein wenig auszuschnaufen, warf ich mich in den Wagen und fuhr nach Prag in das deutsche Theater, wo ich in der uns liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellten Loge eine Stunde neben meiner Frau saß und erschöpft und halb betäubt die Klänge der Oper auf mich wirken ließ. Dann war es Zeit, dem Versprechen, mich mit meiner Frau beim Commers einzufinden, nachzukommen, und wir fuhren nach Karolinenthal, wo wir

Digitized by Google

beim überfüllten Saale mit den Klängen des deutschen Liedes begrüßt wurden. Bald huben schmeichelhafte Toaste an; ein Gesangverein trug alpine Lieder vor, darunter auch Zehngraf's Composition von „Dörf ich 's Dirndl liabn", und gemüthliche Gelegenheitsgedichte wurden declamiert und mir überreicht. Eine Deputation von Prager Studenten, deren viele in Couleur anwesend waren und dem Feste besonderen Glanz verliehen, lud mich zum Besuche der Lesehalle der deutschen Studenten Prags ein. Leider ist es mir diesmal nicht möglich geworden, das auch außerhalb Prags renommirte Institut zu sehen. Von den vielen Freunden, deren Gegenwart mich an diesem Abende erfreute, nenne ich die geschätzte Mitarbeiterin des „Heimgarten", Frau Nora Görner, Dr. Alfred Klaar und den Schauspieler Martinelli.

Trotz der gehobenen Stimmung zwang mich nach dem anstrengenden Tagewerk die Erschöpfung, um Mitternacht in das Hotel zurückzufahren — freilich nur zu einer schlaflosen Nacht, die mich nach solchen, doch immerhin aufregenden Sachen stets zu erwarten pflegt.

Am 2. März lag eine leichte Schneeschichte auf den Dächern Prags und über den Hradschin her schnitt ein eisiger Wind. In einer Carosse, die uns von der Familie Eichmann zur Verfügung gestellt wurde, fuhren wir des Grabens entlang; das ist die schönste Straße Prags, in welcher besonders die prunkhaften dreiarmigen Candelaber auffallen, welche am Abend der belebten Straße einen Glanz verleihen, der dem des Grabens in Wien, der Zeile in Frankfurt nicht viel nachgibt.

Es kann mir nicht beikommen, Städte beschreiben zu wollen, dazu müßte, abgesehen von Anderem, unser Aufenthalt viel zu flüchtig sein. Nicht was wir berührten, merke ich an, sondern was uns unmittelbar berührte. Das war nun in Prag freilich vor Allem die steinerne Brücke mit ihrer berückenden Aussicht auf den Hradschin und auf die vielthürmige Stadt. Mittelpunkt der Brücke ist bekanntlich noch immer der heilige Johannes von Nepomuk — mein alter Oheim hatte immer gesagt „Nebelmuk". Aber lange kann es nicht mehr dauern, daß die Tschechen anstatt dessen ihren Huß wieder aufstellen, wahrscheinlich zur großen Ueberraschung der Ultramontanen, die ihnen jetzt in Wiederaufrichtung des Wenzelreiches so bereitwillig beistehen.

Von den mehr als eine Viertel Million zählenden Einwohnern Prags ist kaum ein Fünftel mehr deutsch, und dieser Rest rührt sich nur schwach. Man sieht bei öffentlichen Anlässen darauf, die Tschechen nicht zu beleidigen. Wenige Monate früher ist mir in einer nordböhmischen Stadt nahegelegt worden, in meinem Vortrage den Tschechen etliche Merkstabel zu versetzen, was ich meines Stoffes wegen nicht zu thun in der Lage war. Die Prager Deutschen hingegen baten mich dringend, bei einem geplanten nächsten Vortrage daselbst doch ja Alles zu vermeiden, was die Tschechen irgendwie unangenehm berühren könnte. Tags zuvor mein Beispiel von dem alpinen Humor auf Martertafeln, daß „hier am 10. Märzen 1861 eine Schneelawin' sechs Personen und drei Böhm' derschlagen" habe, war schon zu viel gewesen. — Ich achte ja auch den Grundsatz, in kleinlichen Dingen den Partner nicht zu reizen.

Auf dem Hradschin ließen wir uns von einem Manne, der nur zur Noth deutsch radebrechte, durch die Burg und den Dom führen. Ich bin kein Freund von Ciceronis und ihren hölzernen Herableiern der Merkwürdigkeiten, so schlug ich mich in den Gebäuden allein herum und ließ die Dinge unmittelbar auf mich wirken. Zugestanden, daß man manchen berühmten Stein oder Eisennagel über-

Digitized by Google

sieht, aber die Gesammtwirkung eines schönen Gebäudes, eines Landschaftsbildes steht mir höher, als derlei. Der Veitsdom auf dem Hradschin hat wunderschöne Partien, der silberne Sarg des heiligen Johannes, sowie das Fenster der Burg, wo der Same zum dreißigjährigen Krieg zur Erde hinabgestreut worden ist, und vieles Andere, hat großes Interesse. Das Schönste weitaus aber auf dem Hradschin ist der herrliche Anblick der Stadt Prag.

Nach der Rundfahrt fand ich ein Stündchen zur Rast im Hotel, nur unterbrochen von zwei Autographenjägern und einem Briefträger, der sich von mir nach höflichster Ueberreichung der Post ein — kleines Trinkgeld erbat. Wo sich's um derlei Gratificationen handelt, spricht der Tscheche am besten Deutsch.

Um 1 Uhr waren wir bei der lieben Familie Eichmann zum Diner geladen; allzurasch giengen die gemüthlichen Stunden vorüber. Um halb vier Uhr stiegen wir — reich mit Blumen und schönen Erinnerungen beladen, in den Eilzug, um weiterzufahren nach Bodenbach.

Von dem Casino- und dem kaufmännischen Verein in Tetschen, war ich geladen, dort an demselben Abende die Vorlesung über den „Humor in den Alpen" zu halten.

Da ich alles uns Bewegende und Anregende verbuchen will, so darf ich am wenigsten der Fahrt von Prag nach Bodenbach vergessen, auf welcher wir im rückwärtigen Waggon des Zuges hockten. Was das unter Umständen heißt, wird der Reisende wissen. Das Schiff auf hoher See schaukelt Einen sachte und wiegend, aber der hüpfende Waggon am Ende eines Schnellzuges schnellt und stößt Dich hin und her, als wärest Du ein Weberschützchen. Wem es das erstemal passiert, der ist aus Angst vor Entgleisung versucht, das Nothsignal zu geben. Hierauf bliebe der Zug gerade so lange stehen, daß der Signalisierende Zeit hätte, die Straftaxe von 20 Gulden zu zahlen.

So schaukelten wir zwischen den kahlen Bergen dahin bis Melnik, wo der böhmische Vöslauer wächst, über die Ebene von Theresienstadt hinein in die malerischen Gegenden der böhmischen Schweiz. In Aussig dachte ich der freundlichen Tage, die ich sechs Wochen früher dort, sowie im nahen Teplitz verlebt hatte, gedachte der schönen Orte Trautenau, Reichenberg, Warnsdorf, Asch, Karlsbad und anderer prächtigen Punkte des nördlichen Böhmens und ihrer wackeren Bewohner, die ich auf meinen früheren Vorlesertouren kennen gelernt hatte.

Um den Einbruch der Dämmerung waren wir auf dem Bahnhofe in Bodenbach. Der Empfang durch die Comitémitglieder der Vereine, deren Gast man ist, die Einquartierung im stets vorzüglichen Hotel, die Vorlesung und der darauf folgende Geselligkeitsabend bleiben sich im Ganzen ziemlich gleich.

Es war, glaube ich, das Hotel zur „Krone", in welchem wir in Tetschen wohnten. In demselben befand sich auch der Vortragssaal. Schon eine Stunde vor der angesetzten Beginnfrist der Vorlesung begannen sich die Räume zu füllen, die Treppen waren voll von herbeiströmendem Volke und meine Frau bemerkte nicht ohne Befremden, daß es zumeist Arbeiter, Handwerker, Hausknechte, Fleischer und Dienstmädchen waren, die den großen Saal füllten. — Doch ein vorgeschrittenes Volk, die Nordböhmen, dachte ich, wo auch die unteren Classen schon in Vorlesungen gehen und sich für das Geistes- und Seelenleben eines anderen deutschen Volksstammes interessieren. Die Enttäuschung folgte auf dem Fuß. Als ich in den gefüllten Saal treten wollte, gaukelten dort schon halbnackte Akrobaten und zwei Clowns traktierten sich zur allgemeinen Belustigung just mit Ohrfeigen auf allerlei Wangen.

Digitized by Google

Bald darauf ward ich in meinen Saal geholt, der war freilich kleiner, hingegen gefüllt mit einem Publikum, dem meine Auffassung des Humors doch besser entsprochen haben dürfte, als jenem bei den Seiltänzern. Wenigstens behauptete später das Localblatt, daß man in Tetschen noch keinen Vortrag gehört, welcher die Zuhörer sosehr gepackt und zum Lachen unter weinenden Augen bewegt habe, als den über den Volkshumor.

Aber es sollen — wie ich mir später erzählen lassen — auch Jene bei den Gauklern soviel gelacht haben, daß ihnen schon das Wasser in den Augen stand.

Am 3. März, Morgens um halb sieben Uhr reisten wir nach Dresden ab.

Das Erste was meiner Frau auf der sächsischen Bahn auffiel, war das höfliche chavaliermäßige Wesen der Schaffner. („Conducteure" gibt es dort nicht). Stramme stattliche Männer, fast vornehm ajustiert, mancher mit dem schönen deutschen Kronprinzen-Gesicht und Bart — jeder ernst und gefällig zugleich. Als Zweites der auf die Fahrkarten gedruckte Fahrpreis, eine in Deutschland allgemeine Einrichtung, die für den Cassenwart bequem, für den Passagier angenehm ist. Und so kamen nun im Kleinen und Großen die Einrichtungen des deutschen Reiches an uns heran und wir bewunderten, wie alle Reisenden, die vom Süden nach dem Norden kommen, die große überall sich zeigende Ordnung im Gemein- und Staatswesen.

Aber Regenwetter kann selbst das geordnetste Staatswesen nicht verhindern. Und so ragten uns die niedlichen, leider durch die zahlreichen Steinbrüche sehr geschädigten Felsen der sächsischen Schweiz in regnenden Nebel auf. Zu unseren Füßen kam träge die gelbe Elbe, bewegt nur durch den großen Verkehr von Frachtschiffen.

Auf einmal waren die Berge verschwunden und der trübe Himmel senkte sich nieder auf die Ebene, aus welcher bald die Thürme von Dresden auftauchten. In Dresden nahmen wir einen Aufenthalt von zwei Stunden, um eine Droschkenfahrt durch die schöne Königsstadt zu machen. Herr und Frau Professor Hugo Möbius gaben dabei in sehr liebenswürdiger und instructiver Weise unsere Führer ab. Hugo Möbius ist der Verfasser des Werkes: „Heinrich Schammberger sein Leben und seine Werke" (siehe Heimgarten, VIII. Jahrg. Seite 74) und vieler kleinerer Schriften pädagogischen und literarischen Inhaltes. Uns brachte besonders die gemeinsame Geschmacksrichtung in der Literatur einander rasch nahe. Möbius überbrachte mir eine Einladung vom Dresdner Gewerbeverein, auf meiner Rückreise im genannten Vereine eine Vorlesung zu halten. Ich hatte in meinem Reiseprogramm gerade noch eine Lücke von einem Tag und konnte also die Einladung annehmen.

Eine große Ueberraschung ward uns, als wir zum Bahnhof zurückkehrten. Als ich dem Droschkenkutscher die Fahrt bezahlte und wir in die Halle traten, eilte uns der Kutscher nach: „Mein Herr, Sie bekommen ja zwanzig Pfennige zurück. Sie gaben mir eine Mark, die Fahrt aber kostet achtzig Pfennige."

Ich, wie meine Frau, in Wiener Erinnerungen befangen, wußten kaum wie uns geschah. Das Ehepaar Möbius meinte in seiner sächsischen Naivetät, das sei doch ganz in der Ordnung, wenn der Mann das zurückgebe, was nicht ihm gehöre.

„Auf Wiedersehen nach acht Tagen!" Und somit dampften wir um 10 Uhr ab nach Berlin. Wir hatten die Strecke über Zosen als die kürzeste gewählt. Sie hat leicht die kürzeste zu sein, wenn sie schnurgerade über die Ebene hingezogen ist. Mir fiel auf dieser Strecke, und auch später auf dem Wege von Berlin nach Hamburg und von da nach Magdeburg, die geringe Anzahl der Ortschaften

Digitized by Google

auf. Unabsehbare Heiden und Wiesenflächen, bisweilen stundenlang kein Gehöfte, geschweige ein Dorf, ein Flecken, eine Stadt. Nur dort und da auf Anhöhen eine Windmühle. So fragte ich mich wiederholt: Wo in denn eigentlich das deutsche Volk? — Und irgend etwas gab mir allemal zur Antwort: Sei getrost, wo Windmühlen sind, da sind auch Leute!

Da auf jedem Bahnhofe, sowohl die Zahl der Kilometer angegeben ist, die man von Dresden bereits zurückgelegt hat, als auch die der bis Berlin noch zurückzulegenden, so ist man mit Zeit und Raum immer genau im Laufenden. Als wir an drei Stunden gefahren waren, ward die Gegend, in die wir hineinfuhren, immer finsterer, ein dickes schmutziges Grau lag wie ein Gewitter weithingebreitet auf der Ebene. Es war der Dunstkreis der Hauptstadt des deutschen Reiches. Neben uns zur Rechten sahen wir eine Eisenbahn laufen, bald auch neben uns zur Linken, die Schienenstränge vervielfältigten sich immer mehr und mehr, und endlich huben fast unvermittelt, dort in langen Reihen zusammenhängend, dort zerrissen, die Häuser an. Lauter neue hohe Häuser, dazwischen schnurgerade gezogene breite Straßen, Eisenbahnbrücken, Fabriken — immer massiger wirds, immer lebhafter zu beiden Seiten, und endlich fährt man langsam in die Riesenhalle des Anhalter Bahnhofes ein.

In Wien geht für den Aussteigenden das Geschrei und die Hetzjagd an nach einem Wagen. In Deutschland habe ich nichts zu thun, als mir vom Pförtner des Bahnhofes eine Marke in die Hand drücken zu lassen. Die Marke enthält die Nummer einer Droschke, die nun auf mich wartet. In größter Ruhe geht Alles ab, bis der Passagier im Wagen sitzt und der Koffer auf dem Bock. In Berlin gibt es lauter Einspänner und zwar mit sehr billigen Taxen — die Fahrt ist freilich auch darnach.

Wir wurden am Bahnhofe von mehreren Herren erwartet, die uns in das bestellte Hotel Töpfer in der Luisenstraße begleiteten. Ich wollte in Berlin diesmal nichts zu thun haben, als auszuruhen — was mir sehr noth that — und mit meiner Frau ruhig die Stadt zu sehen, wie sie sich eben mühelos sehen ließ. Ich hatte daher meine Ankunft den lieben Berliner Bekannten und Freunden einstweilen nicht mitgetheilt. Trotzdem erhielt ich schon in der ersten Stunde meines Aufenthaltes daselbst zwei Einladungen, in Vereinen zu lesen, eine zu einem Commerse, eine zu einem mir geplanten Unterhaltungsabende der Section des Alpenvereines und zwei zu Mittagsessen in Familien. Ich mußte Alles ablehnen, um noch lebendig nach Hamburg zu kommen.

Einzig in der trauten Gesellschaft meines engsten Landmannes und Freundes Otto Sommerstorff, Schauspielers am deutschen Theater in Berlin, nahmen wir unser Mittagmahl, und zwar in einer Wiener Restauration, denn wir waren bereits so weit von der Heimat entfernt, um patriotisch zu werden. Hernach machten wir eine Fahrt unter den Linden und durch mehrere andere Straßen (Gassen gibt es in Berlin nicht), ich fühlte mich aber so sehr ermüdet und von Athembeschwerden gequält, daß ich mich ins Hotel zurück zog und am selben Tage von nichts sonst, als von Ruhe wissen wollte. Meine Frau besuchte Abends das Central-Theater, um eine Berliner Posse: „Der Walzerkönig" zu sehen. Sie schlug sich überhaupt — auch ohne ihren Vertreter des starken Geschlechtes, der im Hotel halb ohnmächtig auf dem Sofa lag — sehr tapfer durch Berlin. Ich fand übrigens zu Hause nicht Ruhe, der Briefträger brachte mir einen Arm voll der aus Graz nachgeschickten Post, mit Heimgarten-Manuscripten, verschiedenen Anliegen, allerlei Correspondenten, und einen dreibändigen Roman in Handschrift, mit der dringenden Bitte

Digitized by Google

von der mir unbekannten Verfasserin, denselben sofort zu lesen und einen Verleger dafür zu suchen. Unwirsch darüber, nirgends und nirgends auch nur eine Stunde Ruhe finden zu können, warf ich die Sachen in den Winkel und bestellte sofort die Nachsendung der Post ans Graz ab. Da kam noch nachgehumpelt ein Brief aus L. an der Donau, von wo aus ich eine Woche früher zum wiederholten Male auf eine Vorlesung eingeladen worden war. Damals um die Bedingungen gefragt, nannte ich meine übliche Forderung; denn offen gestanden, ich lese gerne für wohlthätige Zwecke, denen dadurch auch zumeist recht namhafte Beträge zufließen, aber ich muß haushalten mit meiner geringen Kraft und begehre Vergütung der Zeit, Mühe und Auslagen. Der betreffende Verein in L. ließ sich nun aufs Feilschen ein, ob ichs nicht doch um 10 fl. billiger thun könne? Früher war mir während meines achtjährigen Vorleserlebens derlei nur zweimal geschehen, und jedesmal — aus der schönen Stadt L. an der Donau. So schrieb ich den Schachrern nun endlich den Rath zurück, sie möchten sich ihre Vorleser bei der Greislerin kaufen, da bekämen sie sie billiger.

Am 4. März — ein frostiger, windiger Tag — frühstückten wir im glänzenden Kaffee Bauer. Dann machten wir eine Fahrt durch Berlin. Der „Heimgarten" wird demnächst in der Lage sein, von anderer Feder eine treffliche Schilderung des Eindrucks zu liefern, den das heutige Berlin auf den Fremden macht. Ich begnüge mich hier nur mit dem Geständnisse, daß ich nun das drittemal in Berlin war, und daß mich Berlin als Stadtbild das drittemal enttäuscht hat. Als Stadt läßt sich Berlin mit Wien nicht vergleichen und wird einen solchen Vergleich auch niemals aushalten können. Berlin als Stadt macht, trotz seiner vielen herrlichen Gebäude, den großen Plätzen und wohlgepflasterten Straßen, einen nüchternen, um nicht zu sagen langweiligen Eindruck. Wo sind hier die Thürme und die Kuppeln, die eine Stadt zieren? Nur wenige sehe ich. Wo die geschwungenen Straßen, welche die richtige Perspective der Gebäude ermöglichen? Alles geradelinig, ohne eigentliche Centrale, selbst die Häuser und Straßen sind stramm, wie ein preußischer Lieutenant. Ganz anders jedoch verhält sichs, wenn man das Leben, den Verkehr betrachtet, die öffentlichen Anstalten, die Organisation dieser werdenden Weltstadt, die Tüchtigkeit, das ernste zielbewußte Streben, die Solidität in Handel und Wandel — hierin steht Berlin weit über Wien. Der Verkehr auf den Straßen, den Canälen unterirdisch, wie über den Häusern (die Stadtbahn), sowie überhaupt die gewaltigen Verhältnisse dieser Stadt gemahnen an London. Auch Berlin hat die Schäden der Großstadt, aber das kühlere und praktische Wesen des Norddeutschen hat bisher die allgemeine Fäulnis noch nicht so tief greifen lassen, als es anderswo der Fall ist. Mir ist im Allgemeinen das Berliner Leben sympathisch, obgleich mich Berlin schon am zweiten Tage krank macht, wie jede andere Großstadt. Daß Einem das dienende Volk in Berlin das Geld nicht vampierartig aus dem Säckel saugt, daß man in Berlin keinem Bettler begegnet, daran sind gewiß nicht die fünf Milliarden Ursache, mit denen der Berliner Boden gedüngt worden ist. Ob man es nicht ohne Milliarden anderswo auch so gut haben könnte, wenn man ernstlich wollte!

Das Rührendste in Berlin war für mich die Schlichtheit, mit der sich Kaiser Wilhelm unter sein Volk stellt. Er wohnt nicht im alten Schlosse an der Spree, sondern unter den Linden, in einem einstöckigen Trakt. Sein Arbeits- und Audienzzimmer ist hochebenerdig, so daß der alte Wilhelm die unteren Fensterscheiben mit gehäkelten weißen Tüchelchen verhängen muß, wenn er nicht von der Straße

Digitized by Google

aus beobachtet werden will. Wenn der Kaiser jedoch aufrecht steht, so kann jeder Vorübergehende seine Glatze sehen. Zwei Wachmänner am Hausthor sind das einzige äußere Zeichen, daß hier ein hoher Herr wohnt. Kaum weniger schlicht, aber viel abgeschlossener ist das Palais des Fürsten Bismarck in der Wilhelmstraße. Gerade an diesem Tage hielt Bismarck seine Rede über die äußere Politik. Ein Bekannter von mir hörte sie und erzählte, daß man sich Bismarck als Redner ganz anders vorstelle, als er sich gibt. Der reckenhafte Mann hat eine nicht laute, fast dünne Stimme, mit welcher er im Tone des Plauderns seine weltbewegenden und welteinschüchternden Reden hält. Was die Form der Reden anbelangt, sei Bismarck der richtige Feuilletonist.

In einer ganz anderen Stellung sah ich die beiden Männer im Panorama zu Berlin, das wir besuchten, um die „Schlacht bei Sedan" zu beschauen. Mit Stolz muß den Deutschen dieses Bild erfüllen, und die Demut muß er bewundern des Mannes, der dort auf der Höhnng am Gehölz bei Sedan vor dem niedergeworfenen Frankreich die Worte sprach: „Durch Gottes Fügung!"

Am Nachmittage verschloß ich mich in meine Stube und genoß zwei köstliche Stunden der Erholung.

Abends saßen wir im eleganten, aber traulichen Raum des deutschen Theaters. „Viel Lärm um Nichts," wurde gegeben und ich sah meinen Landsmann Sommerstorff das erstemal auf der Bühne. Obzwar nicht sein Fach, spielte er den Benedict mit so viel Feinheit und Humor und wieder mit hinreißenden Gemüthsaffecten, daß ihn das Publikum durch wiederholten enthusiastischen Hervorruf besonders auszeichnete.

Nie sah ich in einem Theater so viel Stimmungseffect, als an diesem Abende bei der Trauungsscene in der katholischen Kirche. Wir Katholiken sind eben nicht gewohnt, einen von vielen Kerzen beleuchteten Altar mit Crucifix und Monstranze auf der Bühne zu sehen. Dazu der volle katholische Ornat des Priesters, der Chorgesang der Mönche und das Sonnenlicht, welches hoch vom gothischen Fenster nieder auf den Altar und in den emporqualmenden Weihrauch scheint — es war geradezu berückend und ich wünschte nur, daß in den katholischen Kirchen auch immer so viel Pietät und Weihe herrschen möchte, als hier bei dieser Scene auf der Bühne.

Nach dem Theater im Restaurant unseres Hotels ein gemüthliches Plauderstündchen mit Sommerstorff. Um diese Zeit hebt für Berlin eigentlich erst der Tag des Genießens an, der hier vom Tage der Arbeit wohl unterschieden wird. — Wir aber müssen alles Weitere, was wir von Berlin noch haben wollen, verschieben für den Aufenthalt bei der Rückreise. Somit heute zur Ruhe, morgen bedarf ich frischer Kraft — morgen gehts nach Hamburg.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Volkstypen aus dem Böhmerwalde.

Von Johann Peter.

III.

Der Richter.

Wie jede öffentliche Gemeinschaft, so will auch die „Gmoa“ (Gemeinde) ihren Vorstand, ihr „Owahaupt“ (Oberhaupt) haben. Die Dorfgemeinden des Böhmerwaldes sind nicht besonders groß; zählt ein Dorf über hundert Nummern, so gehört es schon zu den größten seiner Art. Aber die der politischen Gemeinde zugetheilten „Ortsgemeinden“ verleihen mitunter auch einer Dorfgemeinde Größe und Ansehen. „Ortsgemeinden“ sind solche, die ihrer geringen Häuser- und Einwohnerzahl wegen die Hegemonie der größeren, selbstständigen Nachbargemeinde anerkennen müssen. Die Ortsbewohner müssen beim Gemeindevorsteher ihre Steuern entrichten, müssen dort die Gemeinde-Angelegenheiten ordnen, müssen ihre Kinder in die Hauptgemeinde zur Schule schicken u. s. f. Daß sie doch einigermaßen den Schein der Selbstständigkeit an sich tragen, so wird ihnen die freie Wahl eines „Ortsvorstehers“ aus der Mitte des gemeinschaftlichen Gemeinde-Ausschusses gestattet. Dieser „Ortsvorsteher“ steht im Range eines ersten Gemeinderathes, und muß zu seinen Maßregeln und Anordnungen die Bewilligung des „Gemeindevorstehers“ einholen. Ferner muß er in „seiner“ Ortsgemeinde ausführen, was ihm von Seite des „Gemeindevorstehers“ aufgetragen wird. Oft gehören fünf bis sechs Dörfer zu einer Gemeinde.

Der Gemeindevorsteher wird nun in den Dörfern des Böhmerwaldes „Richter“ genannt. Die Würde des „Richteramtes“ wird von den ehrgeizigen Bauern (und ehrgeizig sind sie ja Alle!) ungemein hoch aufgefaßt, und „Dorfrichter“ zu sein, ist die größte Ehre, die dem Bauer im Leben zutheil werden kann. Freilich wissen die Dorfinsassen nur zu gut, daß sie für das Richteramt einen Mann haben müssen, der doch wenigstens des Lesens und des Schreibens kundig ist. Und offen gesagt, es gibt der Dorfältesten nur wenige, die diesen Anforderungen der Zeit und der Mitbürger entsprächen; denn in den Jugendtagen hatte man in einer verschimmelten Schulstube nicht das Glück, die Segnungen der heutigen Volksschule zu genießen; in vielen Walddörfern gab es ja gar keine Schulen, und so mußten die Kinder oft stundenweit in die Schule des Nachbar-Pfarrortes wandern, was nun die Unmöglichkeit eines steten Schulbesuches, besonders zur Winterszeit erklärt. Zudem aber wurde in diesen stinkenden, armseligen, kerkerähnlichen, mittelalterlichen Dorfschulen nicht viel des Lebensnützlichen gelehrt. Wo Katechismus, Evangelium und Bibel, Stock und Ruthe, Fluch und Donnerwetter, Tortur und Kutte herrschten, da konnten sich unmöglich die Regungen des Menschengeistes entfalten: da thronte die unverschämteste Dummheit, während die aufflammende Geistesfreiheit mit Gewalt erstickt wurde.

Also das Dasein eines geweckteren Kopfes im Böhmerwald-Dorfvolke ist nahezu als ein Mirakel anzusehen.

Digitized by Google

Doch läßt sich andererseits wiederum die Thatsache nicht weglegnen, daß beinahe jeder Waldbauer seinen sogenannten gesunden Menschenverstand besitzt, der ihn im Momente der Nothwendigkeit nie ganz verläßt. Und diesen Menschenverstand gab ihm Mutter Natur.

Der Dorfweiseste wird nun zum Dorfrichter gewählt, wiewohl sich auch Candidaten um das Richteramt bewerben, denen das a und z spanische Dörfer sind, die keine Idee davon haben, wie man seinen höchsteigenen Namen zu schreiben habe. Die Richterwahl erfolgt in periodischen Zeiträumen von je drei Jahren. Bei der „Gmoawoih" (Gemeindewahl) geht es mitunter recht lebhaft zu. Die Bauern sitzen am langen Tisch, entweder im Wirthshause oder in der großen Stube des Richters und „schreiben" unter lebhafter Discussion ihre Stimmzettel. Schon „vor der Wahl" haben einzelne Bauern den Wählern des dritten Wahlkörpers Bier u. dgl. m. versprochen, daß diese ihnen „ihre Stimmen geben". So bilden sich einzelne Parteien, und wenn dann das Wahlergebnis verlautbart wird, entsteht unter denselben die erregteste Debatte, die zuweilen selbst in Thätlichkeiten ausartet. Meistentheils wird der „alte Richter" wieder zum Dorfregenten gewählt, denn er hat nach des Dorfvolkes Ansicht und Einsicht schon „a Prax" (eine Praxis), er ist der „Gscheideste" und verdient demzufolge das meiste Vertrauen der ganzen Gemeinde. — So kommt es, daß hie und da ein Bauer zwanzig und noch mehr Jahre ununterbrochen das Amt eines Dorfrichters verwaltet. Ja in manchen Dörfern erbt sich die Richterwürde sogar bis auf den Sohn und Enkel fort, wie es in Buchwald, einem lieblich trauten Dörfchen am Moldau-Ursprunge, in der Familie Peter vom Urgroßvater bis auf den Enkeln zweiter Linie sich fortpflanzte.

Der Dorfrichter wacht über die Ordnung und Sicherheit im Dorfe und vertritt dasselbe nach außen, ordnet und schlichtet die Streitigkeiten der Dorfbewohner und spricht Recht und Gebot. — Bricht im Wirthshause „a G'raff" (eine Rauferei) aus, so gebietet er kraft seines Richteramtes Ruhe und Frieden. Wird seinem Befehle nicht sofortige Folge geleistet, so macht er von seiner Richtergewalt gebrauch, läßt die „Rasser" (Rauser) in Ketten legen und durch die Gendarmerie dem Gerichte vorführen.

Auch dem Wirte gebietet er sodann Abschluß der Lustbarkeit und beruft sich dabei auf die „Polizeistunde". Jedoch nicht immer läuft solch' ein Fall so einfach ab; oft werfen sich die beraufchten Burschen auf den Herrn und Gebieter und „bearbeiten" ihn mit Faust- und Stockhieben und nicht selten sogar mit Messerstichen derart, daß er blutend die Wahlstatt verlassen muß. Freilich behauptet die Gerechtigkeit ihren Sieg, die Thäter werden tagsdarauf durch die Sicherheitswache dem Bezirksgerichte eingeliefert und abgestraft.

Am Wirthshaustische sitzt der „Richter" obenan und führt das „große Wort". Die Anderen erkennen seine Entscheidung in streitigen Gesprächen als die maßgebende an, denn er ist ja der „Gscheideste" unter den „Manern" (Männern), der „am Ende doch Alles am besten verstehen muß". Besonders stolz ist die „Richterin" auf die Würde ihres Mannes. Sie ist nach der „Lehrerin" und der „Försterin" die „erste Frau" des Dorfes. Am Kirchgange „führt sie das große Wort" und in der Kirche sitzt sie am „erst'n Ploz" (am Ehrenplatze).

Wenn im Richterhause Gemeinde-Angelegenheiten ausgeglichen werden sollen, wenn „Gmoasitzung" (Gemeindesitzung) abgehalten wird, so „spricht sie auch ein Wörtlein mit." Sie unterstützt den in verwickelten Geschäftsfällen verlegenen Mann durch Rath und That. Und seltsam! Manches

Digitized by Google

Bauernweib bekundet dabei solch' eine Energie und Klugheit, daß es mitunter für den Richter ein Glück ist, solch' ein „kuraschirts Weib" zu besitzen. Da es mitunter auch vorkommt, daß der „Richter" in seinem eigenen Heim von groben Parteien oft auf das Gröbste insultiert wird, so schafft das energische, auf seine Hausehre bedachte Weib Ruhe und Ordnung dadurch, daß es dem Ruhestörer die Thüre weist. Und das wirkt! Schweigend und grollend entfernt sich der Excedent.

Beim „Richter" wird am Sonn-Nachmittage die „Christenlehre" abgehalten, bei ihm werden die öffentlichen Feilbietungen vorgenommen, bei ihm werden zeitweise die Reichs- und Landesgesetze vorgelesen, besprochen u. dgl. m. Materiellen Lohn erntet er für seine Richterthätigkeit nicht; im Gegentheile nicht selten wird er angefeindet und gehaßt, wenn er nach Pflicht und Ueberzeugung handelt, während er andererseits recht gut mit den Dörflern harmoniert, wenn er in ihrem Sinne regiert. Zweimal angenehm ist also das Richteramt gerade nicht, und solche Männer, die es nach allen Seiten hin gekostet, sind froh, wenn sie wieder dieser Würde los werden, weil sie zur Einsicht gelangen, daß nicht aller Glanz Gold ist, daß dem gerechten, der Wahrheit entsprechenden Schalten und Walten nicht der verdiente Lohn gezollt wird.

Der Wildschütz.

Eine furcht- und grauenerregende Erscheinung des Böhmerwaldes ist der „Wild- oder Raubschütz", der Schrecken des Hochwildes, der Feind des Jägers. Er ist der ureigentliche Sohn des nachtfinsteren Bergwaldes, den er nur zeitweilig, zumeist an Sonn- und Feiertagen verläßt, um ins Heimatsdorf zu den Seinen zurückzukehren, oder um seine im Forste erlegte Beute bei den Dorfwirten oder sonstigen „geheimen" Bestellern zu verkaufen. Freilich beobachtet er dabei die größte Vorsicht und wandert nur in heiligstiller Nacht den weiten Tann entlang dem menschlichen Wohngebiete zu, während er sich tagsüber in alten Burgen, an denen der Böhmerwald so reich ist, oder in großen, verworrenen Dickichten und Felsklüften aufhält, um vor des Jägers Nachstellungen gesichert zu sein. In mitternächtlicher Stunde, wenn im Dorfe Alles ruht und nur der Mühlbach leise rauscht, kommt er ans Fenster seines Häuschens oder Inwohnerstübchens geschlichen und gibt der in bangen Sorgen seiner harrenden Gattin durch leises Klopfen an die Fensterscheibe zu verstehen, daß er mit reichlichem „Verdienste" glücklich und unversehrt zurückgekehrt sei. Ein herzliches Wiedersehen! Denn wenn der Mann aufs „Wildern" ausgeht, kann er nicht mit Bestimmtheit sagen, ob er wiederkehrt. — Das „Wildern" ist freilich ein einträgliches Geschäft, aber leider! ein Geschäft auf Leben und Tod.

Vorsichtig und geräuschlos wird nun der erlegte Bock oder die Gais in irgend einem abgelegenen Hauswinkel verborgen, bis der Besteller kommt und ihn nach Erlag der ausbedungenen Kaufsumme (meist 5 fl. per Stück) abholt, was selbstverständlich wieder in nächtlich einsamer Zeit geschieht. Hatte der Wildschütz das „Glück", zwei oder drei Rehböcke zu erlegen, so bringt ihm sein „Handwerk" ein „schönes" Geldchen ein und dann läßt er sich's im Kreise der Seinen so lange wohl gehen, bis der letzte Kreuzer „ausgeflogen" ist; während dieser Lebezeit spielt er im Dorfe den unschuldigen, strebsamen und wirthschaftlichen Hausvater, besucht fleißig Kirche und Schenke, um seine „Andacht" zu verrichten und mit seinen nichtsahnenden Nachbarn ein Gläschen Bayerisch

Digitized by Google

zu trinken und ein froh' Stündlein zu verplaudern. Kommt aber die Zeit, wo es abermals gilt, Geld und Lebensmittel für den Hausbedarf zu verschaffen, dann nimmt er ganz gemüthlich die Büchse von der Wand, berußt sein Gesicht, entstellt dasselbe durch Flachsbärte bis zur Unkenntlichkeit, legt zerrissene, schmutzige Kleider an, setzt den schmutzigen, mit bunten Vogelfedern geschmückten Filzhut auf den Kopf, nimmt Abschied von Weib und Kind und wandert in stiller Nachtzeit dem gespenstisch rauschenden Hochwalde zu. Hier hat er bereits seine Schlupfwinkel, die ihn schützen vor Kälte und Nässe, vor Tod und vor Gefahr. Den Wald kennt er im Umkreise von einer Meile ganz genau; jeder Weg und Steg, jede Lichtung und Anpflanzung, jeder Quell und jedes Bächlein ist ihm bekannt. Ja noch mehr: er weiß auch, welche Stellen des Waldes von der Jägerei am häufigsten besucht werden, er kennt die Lieblingsplätze derselben und meidet sie in Folge dessen mit größter Vorsicht. Denn der Jägersmann ist sein geschworner Feind, der Dorn in seinem Auge, mit dem er nicht gerne in Berührung kommen will. Nicht Feigheit oder engherzige Furcht ist es, die ihn der Försterei fern zu bleiben räth — nein, ein ethisches Gefühl ist es, das ihn auf seinen Irr- und Lasterwegen dennoch schützend leitet, damit er seiner Menschlichkeit in diesem wüsten ungebundenen Naturleben nicht ganz und gar vergißt und sich nicht einen Meuchelmord aufs Gewissen lädt, den er bei derlei Gelegenheiten so leicht ausüben könnte.

Den Moment eines etwaigen Begegnens mit der Jägerei meidet jeder Raubschütze, denn da gilt es entweder die Freiheit oder das Leben. Die Jägerei ist moralisch verpflichtet, die Wilddiebe mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu verfolgen. Gelingt es ihr, sich eines Wildschützens entweder bei frischer That oder in seinem Heim zu bemächtigen, so wird er gebunden der Gendarmerie und durch diese dem Strafgerichte überliefert. Oft muß dann der arme Sünder ein bis zwei Jahre „sitzen" und Weib und Kind können dann während dieser Zeit „das Maul auf den Nagel hängen", sie müssen hungern und betteln. Im Kerker hat nun der Wildschütz Muße genug, über sein und der Seinen Schicksal nachzudenken und dabei bemächtigt sich seiner solch' eine glühende, thierische Rache gegen die Urheber seines Unglücks, gegen die Jägerei, daß er ihr Tod und Verderben schwört. Und leider führt er auch nicht selten nach seiner Entlassung aus der Haft diese gräßlichen Vorsätze durch die That aus. Jetzt geht er auf ganz anderes Wild aus — der Jäger soll erlegt werden! Hat er früher die Wildstellen gemieden, die von der Jägerei am häufigsten besucht zu werden pflegten, so sucht er jetzt dieselben absichtlich auf, verbirgt sich in einem sicheren Hinterhalte und blitzschnell sendet er dem nichtsahnenden Jägersmann die todbringende Kugel aus dem Rohre seiner Flinte nach und mit höllischer Lache flieht er die Stätte des Unheils. — Jetzt ist seine Rache gestillt; doch erräth man im Dorfe meistentheils den scheußlichen Thäter — der Verdächtige wird einer gerichtlichen Untersuchung unterzogen, die in den seltensten Fällen zu einem positiven Resultate führt; Beweise und Zeugen fehlen und der „Wilderer" geht frei und gerettet aus!

Freilich kommen derlei Mordfälle nur höchst selten in Jahren vor, aber ihre Thatsache läßt sich nicht wegleugnen. Namentlich auf baierischen Gebiete des Waldes geht es zwischen Wildschützen und Jägerei mitunter „scharf zu"; es gesellen sich die verwegensten Raubschützen der Umgebung zusammen und nun durchziehen sie vereint den Hochwald. Kommt ihnen ein Forstmann zu Gesicht, der ihnen

Digitized by Google

nicht „zweimal paßt", so wird ihm „oas affi 'brennt" und sodann bleibt er seinem eigenen Schicksale überlassen. Zuweilen finden dann die Graserinnen den Leichnam des Langvermißten unter Geäst oder Dickichten. Mit diesem Factor wissen jedoch die Jäger des Böhmerwaldes wohl zu rechnen; denn, wenn es gilt, eine „Raubschützenbande" zu besiegen, dann wird der Strauß nicht von einem Tollkühnen gewagt, sondern ein ganzes Jägercorps betheiligt sich an dem Kampfe für Recht und Pflicht. Der Wald wird nach allen Richtungen durchstreift und das Rendez-vous zwischen den „Grünen" und „Schwarzen" gestaltet sich mitunter sehr blutig. Meistentheils sind die Jäger ob ihrer Ueberlegenheit im Vortheile; dann ergreifen die „Wilderer" die Flucht oder sie werden eingefangen, ihrer Waffen entledigt, zum „Richter" gebracht, einem Verhöre unterzogen und durch die Gendarmerie dem Gerichte eingeliefert. Das ist der endliche Ausgang derartiger Waldschlachten zwischen Jägerei und „Wilderei". Nicht selten erliegt dabei ein frisches Jägerblut oder eine verwegene „Schützenhaut" der tödtlichen Kugel.

Das „Wildern ist im Böhmerwalde so zu sagen zur Leidenschaft, namentlich des jüngeren Dorfvolkes, herangereift; ein im Laster ergrauter Wildschütze sucht die verwegensten Dorfburschen für seine Zwecke zu gewinnen, was ihm, leider! nur zu leicht gelingt. Solche junge Leute gehen dann von Tag zu Tag immer sichtlicher ihrem körperlichen, wie geistigem und sittlichem Verfalle entgegen: sie ergeben sich dem Müßiggang, dem Trunke, dem Spiele, der Unzucht, füglich dem Diebstahle, werden händelsüchtig und raufluſtig, kalt und gewissenlos, fristen ein armseliges Dasein, gemieden von Jedermann, und nehmen schließlich ein höchst trauriges Ende.

Ein im Dorfe ruchbar gewordener Raubschütze aber wird vom ganzen Dorfvolke vorsichtig gemieden; er wird als eine Art Gespenster- und Teufelswesen angesehen, vor dem man sich eher bekreuzen als ungezwungen bewegen wollte. So steht er nach der Zeit bald isoliert da, was sodann zur Folge hat, daß er ernst, finster und unheimlich wird. Menschenhaß und Rache beleben seine Brust dämonisch, und nach diesen zwei negativen Gemüthsseiten richtet sich dann auch sein ganzes Thun und Handeln. Er ist und bleibt das Stiefkind des Volkes.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Einſt ſchlug ich auf ein altes Buch.

Als Prolog einer Wohlthätigkeitsakademie zur Unterſtützung armer Kinder.

Um Mitternacht, als Alles ſchlief,
Nur meine Zweifel wachten,
Und Weltverdruß mir drohte tief
Das Herze zu umnachten,
Da ſchlug ich auf ein altes Buch,
Zu ſpäh'n nach einem Labeſpruch,
Um ganz nicht zu verſchmachten.

Und ſieh, da war ein helles Licht
Im Herzen mir entglommen,
O laßt — ſo eine Weiſung ſpricht —
Die Kleinen zu mir kommen!
Ob arm, verlaſſen, es iſt gleich,
Sie bringen Dir das Himmelreich! —
Und als ichs ſo vernommen,

Da ſtieg ich ſelig ſternenwärts,
Den Heiland zu verehren,
Der winkte mir, ich ſollt' mein Herz
Zurück zur Erde kehren:
„Was Du den Armen Gutes thuſt,
Das bringt zu meiner Vaterbruſt.
Kannſt mir Du es verwehren?"

Die Botſchaft war's, und ſeitdem mag
Ich leben, leiden, ſegnen,
Ich kann ja doch mit jedem Tag
Dem lieben Gott begegnen.
Aus jedem Kind und armen Mann
Blickt mich mein treuer Heiland an,
Bereit, mein Werk zu ſegnen.

Wenn keines Kindes Aug' einſt ſchwimmt
In Leid's- und Freudenzehren,
Wenn keines Bruders Hand mehr nimmt,
Was Du ihm willſt beſcheren,
O dann erſt hat ſich Gott vom Land
Des Sündenfluches abgewandt,
Und wird auch nimmer kehren.

Drum laßt, ſo lang' noch Arme flehn,
Uns lindern ihre Leiden,
Die Hungernden zu Tiſche gehn,
Die Frierenden bekleiden.
Dann wird für Reich und Arm zumal
Dies grabdurchfurchte Jammerthal
Zur Quelle reiner Freuden.

P. K. Roſegger.

Digitized by Google

Frühlingsschnee.

Ein Zweigespräch zwischen Kindern.

„Maria Verkündigung! kommen die Schwalben wiederum," rief mein älterer Knabe fröhlich aus seinem Bettchen hervor, als er am Morgen des genannten Tages die Augen aufschlug und das weiße Licht im Zimmer sah.

Sein jüngeres Brüderlein kniete schon im Hemdchen auf den Bette, starrte zum Fenster hinaus und sagte erschrocken: „Schnee!"

Gestern waren Beide heimgekommen, jeder mit einem Buschen von Primeln, Veilchen und zarten Maßliebchen; Palmkatzelzweige hatten sie auf den Hüten und Einer wie der Andere konnte nicht wunders genug erzählen von der grünen Wiese, und auf allen Bäumen die Finken und Amerlinge, und auf dem Wege krabbelnde Käfer und in der sonnigen Luft ein blaurothes Falterlein. Der Bauer pflügte schwarze, dampfende Erde auf, in den Gärten zügelten Weiber Gemüse und Blumen und das junge Hühnervolk hüpfte piepsend und froh auf den Planken um.

Der Frühling ist wieder da und es kommt eine lange Zeit der Lust auf dem Anger, am Waldrain, am Bach, am Teich, im Baumgarten, im Erdbeerhag — überall!

So hatten sie es gestern noch gesehen, mit dem Auge des Kindesherzens träumend und jauchzend geschaut, und heute — Schnee! Die kahlen Baumäste haben wieder weiße Pelze, wie mitten im Winter, die Pfähle und Thorsäulen und Brückenköpfe wieder hohe Hauben, ein Mann geht auf dem glatten weißen Plan dahin, wo gestern noch der staubige Weg war, er ist über und über beschneit, auf den Hutkrämpen liegt ein ganzer Wall und die Füße treten bis über die Knöchel in den weichen Schnee. Ohne Unterlaß fliegen die Flocken vom grauen Himmel, sie fallen nicht senkrecht, sie fliegen wagrecht, bald von rechts nach links, bald von links nach rechts, manchmal sogar aufwärts, daß es sich spielt wie ein lebendiges Geflechte, in welchem zuckende Fäden sich fortwährend in einander weben und verwirren, und der Wind jagt vom Boden weiße Wolken auf, und treibt von den Bäumen und Dachern scharf den stäubenden Schnee.

Als vor fünf Monaten eines Morgens dieselbe Erscheinung war, da jubelten die Kinder. Der Winter ist da! Schneeballen! Schneemänner! Schlittenfahren! Der Nikolo! Der Christbaum! — All' diese Dinge waren abgebraucht und vorüber, Frühling war die Losung — und nun der neue Winter, rauh und streng gewillt, die aufgelebende Erde wieder unterzukriegen auf lange Zeit.

Nun schaute auch der größere Knabe an das Fenster hin, an dessen Rahmen frischer Schneestaub klebte, und auch er sagte mit gedämpfter Stimme: „Schnee!"

Das kleine Brüderlein rieb sich mit den Fäusten die Augen und begann zu weinen.

Da stand der größere Knabe von seinem Bette auf, setzte sich zu Füßen des Kleinen und sagte: „Du wirst sehen, Hans, es geht gut aus!"

Der Kleine blickte ihn fragend an.

„Mein Vater hat gesagt," fuhr der Größere fort, „wenn ein Greis und ein Knabe mit einander ringen, so gewinnt endlich der Knabe. Der Greis wird immer schwächer und der Knabe immer stärker. Und siehst Du, so ists mit dem Winter und dem Frühling. Aber der Frühling, der braucht sich gar nicht zu wehren, der hat in der heutigen Nacht gewiß gut geschlafen und als ihm der Schnee ins Gesicht fiel, ist er wach worden und hat gesagt: Schnei zu! und hat sich auf die andere Seite gelegt. Er macht sich nichts draus, er weiß, er ist Herr zu jeder Stunde, wenn er will. — Siehst Du!" und dabei machte der Junge ein sehr munteres Gesicht, „jetzt hat sich der Frühling gewiß hinter die Wolken versteckt, und bald guckt er mit seinen blauen Aeuglein durch ein Loch ein wenig hervor, versteckt sich wieder, guckt wieder hervor und sieht den großen Schneehaufen auf der Welt und sieht, wie es immer noch stürmt und sagt:

Digitized by Google

Schnei' nur zu! — Und wie die Nacht kommt, und der Winter an den Dachrändern Eiszapfen spinnt und den Bach zufrieren will, und wie der Morgen kommt, und der Winter immer noch Schnee wirft, daß man das Frauentafert gar nicht mehr sieht am Wegrand, und wie sich der Winter mit allem Ernst wieder einnisten will im Land, da ruft der Frühling: Jetzt ists genug! und zerreißt die Wolkendecke von einem End' zum andern, und zerreißt sie in tausend Fetzen, und wirft die Fetzen dem Wind vor: So, Winter, das hast Dein Theil! Und mitten im Himmel steht die brennende Sonne und die Schneehauben purzeln von den Bäumen und Sträuchern und Pfählen und von den Dächern schießen ganze Bäche nieder und die Schneeberge auf der Erde sinken in sich zusammen, wie Eieranflauf, wenn der Vater zu spät zum Essen kommt, und in etlichen Tagen ist der ganze Winter wie weggeblasen."

Der Kleine hüpfte bei dieser Erzählung des Bruders, daß die Bettpfosten ächzten und rieb sich die Hände und rief: „Nachher ist der böse Winter hin!"

„Ja," versetzte der ältere Bruder, „aber der Erdboden sagt: Vergelts Gott! Und der Schneehaufen ist ihm schon recht gewesen. Er hat Durst gehabt und sich sattgetrunken an dem Schneewasser und jetzt ist er wieder stark und kann Gras und Blumen und Korn wachsen lassen, so viel man will. — Und die liebe Sonne brennt, daß die Luft zittert über dem Boden, wirst sehen; hernach kommen die finsteren Wolken mit Blitz und Donner, und der Regenbogen —"

„Sommer! Sommer!" jauchzte der Kleine, „und der böse Winter ist ganz, ganz fort!"

„Man darf ihm aber nicht traun," belehrte der größere Knabe. „Schau, wie sich jetzt der Frühling hinter den Wolken versteckt hält, so im Sommer der Winter. Und weil er dann nicht schneien kann und auch nicht darf, so ballt er aus Bosheit die Schneeflocken zu Küglein zusammen und schleudert sie durch die Wolken herab auf die Erde, und die Küglein sind der Hagel und schlagen das Korn zusammen und werfen die Fenster ein. — Und so streiten sie immer miteinander, der Winter und der Sommer, und Einer thut dem Andern was an, wo er kann. Und denke Dir, können doch Einer den Andern nicht entbehren. Wenn der Sommer nicht mit seiner Sonne dahinter stünde, könnte der Winter gar nicht schneien und windwehen, er würde in sich selber einfrieren und starr werden und kein Winter mehr sein. Und wenn der Winter mit seinem Frost nicht dahinter stünde, so könnte der Sommer nicht thauen und nicht regnen, es müßte Alles verdorren, die Blumen und die Bäume, und die Vögel verdursten und die Menschen verschmachten."

„So ist auch der Winter brav?" fragte der Kleine.

„Ja, der ist auch brav."

„Und sind die Vögel todt, die gestern gesungen haben?"

„Wenn sie eines Ofens gewohnt wären, wie wir, so könnten sie todt sein. Sie machen sich aber nichts draus, hüpfen auf den Aesten herum und macht ihnen Spaß, wenn sie beim Hüpfen den Schnee recht herabschütteln. Und mitten im Schneien thun sie dem Winter den Spott an und singen ihm keck ins Gesicht. Und weißt Du, Hans, was bei den Vögeln das Beste ist, wenn sie den ganzen Tag umsteigen?"

„Was denn?"

„Daß sie der nassen Strümpfe wegen nicht ausgezankt werden."

„Warum denn nicht?"

„Weil sie gar keine Strümpfe an haben."

„Sepp! Sepp!" rief der Kleine plötzlich und streckte sein Fingerlein kerzengerade aus gegen das Fenster. Draußen am Fensterrahmen hockte ein Spatz und pickte.

„Vöglein, Vöglein, pick, pick, pick. Mach doch auf einen Augenblick!" deklamierte der kleine Hans.

„Wart', Vogerl, wart!" sagte Sepp und öffnete das Fenster, das innere und

Digitized by Google

das äußere — da flatterte der Vogel durch die großen fliegenden Flocken hin lustig davon.

Jetzt kam die Mutter. „Das sind doch Rangen! schrie sie, „reißen bei diesem Grauswetter die Fenster angelweit auf. Wartet nur, wenn es Euch zu gut ist in der warmen Stube, ich will Euch noch auslüften lassen!“

„Sepp! Sepp!“ rief der Kleine und wies hinaus auf ein lichtes Fleckchen in den Wolken, durch welche die Sonne schimmerte: „Sepp! Er guckt herfür!“

Der Himmel hat sein Blatt gewendet.

Der Himmel hat sein Blatt gewendet.
Grau war's den ganzen Winter lang.
Ein tiefes Blau ist's, das er sendet
Ins Menschenauge, sehnsuchtsbang!

Zwar wirbelt durch die klaren Räume
Vorüberzieh'nd noch Schneestanz!
Doch träumt das Herz schon Frühlingsträume
Vom rosenreichen Maienkranz.

Und ahnt es schon das Neuerstehen
Aus der noch schlafestrunk'nen Flur,
Und weiß, daß oben Stürme wehen,
Verhüllt auch Nebel ihre Spur.

Und dies sei meine Frühlingsfeier:
Fallt, Nebel der Melancholie!
Und hinter Euren trüben Schleier
Erscheine wieder: Poesie!

Du bist Natur, du bist das Leben,
Du bist des Frühlings junge Saat,
Und da will ich mich ganz erheben
Wenn Veilchenzeit und Lenzhauch naht!

Ich will Dir in die Arme fallen,
Und bitten: „Neige Dich mir hold,
Wenn nach dem Schlag der Nachtigallen,
Die Lerche flieht ins Sonnengold!

Lebt wohl, Melancholie und Winter,
Gegrüßt seid, Lenz und Harmonie!
Der Himmel blaut! Es tönt dahinter
Der Sterne leise Melodie!

Schon fühl' ich's, mich zu Thaten treiben,
Sei Du mein Blatt, o Himmelszelt!
In Sturmschrift laß mich göttlich schreiben,
Mich schaffen golden Welt an Welt!

Ich ahne Stürme in der Bläue.
Ich ahne Lieder in der Brust,
Und kommt nicht Lied, nicht Sturm auf's Neue,
War doch die Ahnung Götterlust!

Alfred Friedmann.

Karl Stieler.

Von Karl Erasmus Kleinert.

„Stirn und Wangen fühl' ich beben
Fieberbleich und fieberroth —
O, wie selig ist das Leben!
O, wie bitter ist der Tod!“

Karl Stieler, diese Idealgestalt des deutschen Dichters, ist todt! Die Trauerkunde ist schwer zu fassen! Er, der vor Kurzem so durch und durch gesunde, geistig und körperlich frische Mann! „O, wie bitter ist der Tod!“ So sang er selbst, der lebens- und liebesfrohe Mann mit dem helleuchtenden blauen Auge! Er war die gesundeste Dichternatur unserer Tage, vollkommen frei von jeder Anwandlung krankhafter Sentimentalität, jeder romantischen Laune oder pessimistischen Schrulle. Wie er sich gab, so war er, als Mensch und als Dichter.

In ihm verliert Deutschland einen seiner größten Lyriker aller Zeiten. Das wissen nicht Alle, die Bücher lesen und Nekrologe schreiben, und in ihm nur und vor Allem den genialen Verfasser oberbairischer „Bergbleamln“ preisen. Karl Stieler's eigentliche Bedeutung liegt in seinen hochdeutschen Gedichten, die zu dem Schönsten und Herrlichsten gehören, was die deutsche Literatur besitzt. In seinen „Hochlandliedern“ ruht eine Welt von Empfindung und Schönheit. Er sendet sie hinaus, die „jungen Weisen“ und ruft ihnen zu: „Sucht Obdach Euch im Land! — Bei tapferer Faust von Eisen, — In kosender Frauenhand.“

In diesen „Hochlandliedern“ weht der Athem Gottes — der Athem der Natur und des Dichters! — „Ich sang Euch in lichter Sonne — Mit leuchtendem Angesicht, — Mein Lohn war meine Wonne — Und and'ren begehr' ich nicht!“

Digitized by Google

So spricht der echte Dichter, der zugleich ein glücklicher Mensch ist. Und glücklich war er, unser lieber Karl Stieler! — Er war in München geboren, am 15. December 1842, als Sohn des bekannten Hofmalers König Ludwigs I., Karl Josef Stieler. So war er schon von seiner Wiege an in einen Künstlerkreis gestellt. Er studierte die Rechte und ward Reichsarchiv-Assessor. Das trockene Studium und das Archiv verscheuchten aber seine Muse nicht. Er fand sie immer wieder im Kreise seiner Lieben, seiner schönen, jungen Frau und seiner reizenden drei Mädchen, Dorothea, Elsbeth und Irmingard! Er war so glücklich und mußte sterben in der Blüte seines Lebens. An seinem geliebten Tegernsee, den er so schön besungen und den er auch im Winter oft aufgesucht, holte er sich den Tod. Die Ostertage waren so heiter und schön, aber die Luft war doch trügerisch. Eine Woche nach Ostern starb er in seiner Vaterstadt München in Folge einer Lungenentzündung.

Als Karl Stieler im December v. J. in Graz war und über das oberbairische Volksleben einen Vortrag hielt, besuchte er auch uns und wir waren so glücklich, ihn an unserem Tische zu haben und mit ihm zu plaudern. Er las uns mehrere seiner neuesten, noch ungedruckten Gedichte vor, die am Tegernsee entstanden waren, Gedichte auf sein Weib, auf seine Kinder, herrliche Lebenserinnerungen in wohllautseliger Sprache. Und wie er las! Welch' inniger Genuß auch ihn selbst durchströmte, wie er so leise und immer leiser las und wir in Bewunderung ihm lauschten.

Er hatte so viele Pläne und fühlte sich in der Vollkraft seines Lebens und Dichtens.

„Die Sterne geh'n am Himmelszelt,
Den Nachtwind hör' ich wehen;
Das ist der alte Weg der Welt:
Verthun, verblüh'n, vergehen!"

So sagt Karl Stieler in seinem Liederbuche: „Wanderzeit", einem kleinen Büchlein, in dem aber die schönsten seiner Gedichte sich finden. Hier offenbart sich die ganze heiße Glut seines Fühlens, der volle Schwung seines Könnens.

„Das braust und stöhnt im Waldgehege,
Es kracht der Baum, die Wolken weh'n;
Ich gehe schweigend meiner Wege —
Ich hab's gelernt, im Sturm zu geh'n.

Die Wogen sprüh'n empor, die weißen,
Der See heult und der Nordwind brüllt,
Sturm, willst Du mir vom Herzen reißen
Auch noch das Leid, das mich erfüllt?

Ich geb' Dir's nicht. — Ich preß die Arme
Um dies gequälte volle Herz,
Erbarmungsloser Sturm, erbarme
Dich meiner! — Laß mir meinen Schmerz!"

Karl Stieler nahm es ernst mit seiner Kunst. Nie hat er ein unreifes Werk in die Welt gesandt, jeden Vers, wie leicht er auch entstanden sein mag, hat er sorgsam geprüft und nie mit drei Worten gesagt, was sich mit zweien sagen ließ. Und immer sprach er seine reinen Empfindungen in den edelsten Worten aus. Soviel über seine zwei Bände „Hochlandlieder" und die „Wanderzeit".

Als Dialectdichter steht er gleichfalls in der vordersten Reihe. In den kurzen Gedichten, deren Tendenz immer klar und deren Spitze immer scharf ist, liegt eine von keinem anderen Dichter erreichte Meisterschaft. „Habt's a Schneid!" nannte er eine seiner Sammlungen, eine andere „Weil's mi freut". In der „Hochzeit in die Berg" bietet Stieler prächtige Verse zu trefflichen Bildern Hugo Kaufmann's, wie er auch zu den bedeutendsten Bildern seines Freundes Defregger originelle Verse geschrieben. Wie Stieler die Dialectdichtung aufgefaßt, davon gibt die Vorrede zu einer seiner Sammlungen Aufschluß.

Er kannte sein Heimatvolk und liebte es wie sein Heimatland. Mit leuchtendem Auge und beredtem Munde schilderte er uns in einem seiner fesselnden Vorträge das Wesen des oberbairischen Bauers, der, stolz und stark wie die Tannen seines Waldes, dem Wettersturm Trotz beut. Aber die mächtigste Tanne erbebt unter den gewaltigen Streichen der Axt und ihr Wipfel schwankt in der

Digitized by Google

blauen Luft und sie sinkt und stürzt und kracht nieder auf das Gestrüpp und die jungen Waldbäumchen.

Karl Stieler war wie der Tannbaum seines Hochlandes, schön, stolz und edel! Warum mußte er sterben im Hochflug seines Schaffens?

Graz, 14. April 1885.

Am Grabe Karl Stieler's.

So ist's denn wahr? Wir senkten Dich hinab,
Du lebenswarmes Herz, in's kalte Grab?
Stumm ward so bald der frohe Sängermund?
Der Wand'rer rastet zu so früher Stund!
Nie singst Du mehr Dein munteres: Weil's mi freut,
Dein jauchzend keckes Trutzlied: Habt's a Schneid?
Das Aug' erlosch, das dieser Berge Ring
Mit freud'gem Aufblick tausendmal umfieng!
Hier, wo Du oft hinflüchtetest, zu ruh'n,
Die letzte enge Ruh'statt fand'st Du nun,
Und Greise, die Dich noch als Knaben sah'n,
Sie werden wankend Deinem Hügel nah'n
Und leise sprechen: Hab' ihn auch gekannt,
Den Stieler Karl — der halt' ein Herz für's Land!
Doch wir, die Freunde, wenn wir thränenvoll
Dir brachten uns'rer Liebe letzten Zoll,
Wir geh'n hinweg und lassen Dich allein
Und nie mehr, nie mehr trittst Du bei uns ein!
Wie sonnig war Dein Aufgang, klar und schön!
Du schrittst mit freier Stirn auf Lebenshöh'n
Und warfst vom Gipfel über'm Bachgebraus
Dein helles Lied weit in das Land hinaus.
Des Volkes Herzschlag war Dir früh vertraut
Und heimisch Deinem Ohr sein tiefster Laut.
In Lust und Leid, in Trutz und Uebermuth
Wie rein Dein Ernst! wie klang Dein Lachen gut!
Und wo Du sangst, da trug der Wiederhall
Von Herz zu Herzen den willkomm'nen Schall,
Ja über Deines Stammes Marken weit
Scholl Deines Hochlandsliedes Lieblichkeit,
Daß, wo die Ostsee blaut, das Nordmeer rauscht,
Man diesem Fremdling hingerissen lauscht',
Und wo er gastlich pocht' an eine Thür,
Mit offnem Arm die Liebe trat herfür.
Doch er, bescheiden, schlicht, von echter Art,
Heim sehnt' er sich auf jeder Ruhmesfahrt.
Nun, lieber Wandervogel, trägt an's Meer
Zu keinem Gastfreund Dich die Schwinge mehr.
Der Frühling nah't, die Halde grünt ringsum —
Dein Flügel brach, und Deine Brust ist stumm.
Nein, nur ein armer Trost ist, der uns blieb:
Jung müsse scheiden, wer den Göttern lieb!
Ein Baum, im frischen Saft vom Blitz gefällt,
Mag herrlich dünken einer fremden Welt;
Doch wer geruht in seinem Schatten oft,
Stets neue Frucht vom neuen Herbst gehofft,
Der senkt mit Recht in bitt'rem Leid das Haupt,
Wenn seinen Liebling ew'ger Frost entlaubt.
O schön ist's, durch ein langes Leben geh'n,
Die Saat, die jung man sä'te, reifen seh'n,
Heranblüh'n seiner Kinder zarte Schar,
Des Weibes Locke, die einst golden war,
Sich silbern färben seh'n, und im Gemüth
Die Jugend hüten, welche nie verglüht!
Dir ward's versagt! Wir rufen bang: Warum!
In's Grab Dir nach — sein dunkler Mund bleibt stumm.
Doch in uns lebt noch Dein beseeltes Wort,
Dein edler Sinn und Deine Treue fort.
In jedes Festes traulichem Verein
Wirst Du uns fehlen — und wirst bei uns sein.
In mancher Stunde, einsam durchgewacht,
Grüßt uns Dein stilles Bild mit Liebesmacht;
Und führt das Leben uns in Wohl und Weh'
Hieher zurück, nach Deinem Tegernsee,
Dann wird uns sein, als hülte diese Gruft
Ein Geist, der zu uns spräch' im Hauch der Luft:
Von seinen Lippen klang des Volks Gemüth,
Ein Quell vom Hochland rauschten seine Lieder.
O seid getrost! Erwachen wird er wieder,
So oft der Lenz in seinen Bergen blüht!

Tegernsee, 15. April.

Paul Heyse.

Aphorismen.

Von Maria von Ebner-Eschenbach.

„Sage etwas, das sich von selbst versteht, zum erstenmal, und Du bist unsterblich." Mit dieser Bemerkung beginnt Maria von Ebner-Eschenbach die lange Reihe ihrer Aphorismen. (Berlin, Franz Ebhardt.) Sie hat deren nun gerade 400 Stück beisammen. Es dürfte wohl schwer halten, heute noch etwas, das sich von selbst versteht, zum erstenmal zu sagen. Aber schon damit, daß etwas Selbstverständliches klar und kurz

Digitized by Google

gesagt wird, ist viel gethan. Und hierin liegt das wahre Verdienst der Verfasserin dieser Aussprüche. Es sind concentrierte Gedanken, die in ihrer Knappheit oft an die Volkssprichwörter erinnern. Da gehört viel Lebenserfahrung und Weisheit dazu, bis irgend so eine Idee im Haupte sich klärt, und da gehört tiefe Bildung und Geist dazu, mit zwei oder drei Zeilen so viel zu sagen, als Andere mit spaltenlangen Abhandlungen. Fast alle diese Sprüche haben Flügeln und sind auf dem besten Wege, volksthümlich zu werden. Ob derlei Aphorismen in der That veredelnd und klärend auf den Leser wirken, was ihre offenbare Absicht ist, wer wüßte das zu sagen? aber einen großen Reiz hat es, etwas hübsch und treffend ausgesprochen zu finden, was im eigenen Kopfe zur Noth schon so weit fertig war, daß man den Ausspruch sofort versteht. Dieses Geist- und Gedankenspiel ist sehr beliebt geworden; und obzwar wir Schriftsteller in letzter Instanz die Absicht haben, wirklich Gutes zu stiften, unmittelbar fassen wir den Leser nur, wenn wir ihn unterhalten und anregen. Zwar, wenn Dir Deine eigenen Fehler und Schwächen geistreich vorgehalten werden, so nennst Du das grob; wenn es auf Andere losgeht, das ergötzt Dich. Du mußt Dir Beides gefallen lassen, und wirst es auch. Maria von Ebner-Eschenbach hat das Wort.

Die jetzigen Menschen sind zum Tadeln geboren. Vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse.

* * *

Die glücklichen Pessimisten! Welche Freude empfinden sie, so oft sie bewiesen haben, daß es keine Freude gibt.

* * *

Der Verstandesmensch verhöhnt nichts so bitter, als den Edelmuth, dessen er sich unfähig fühlt.

* * *

Der Gescheitere gibt nach! Ein unsterbliches Wort. Es begründet die Weltherrschaft der Dummheit.

* * *

Die Leute, denen man nie widerspricht, sind entweder die, welche man am meisten liebt oder am geringsten achtet.

* * *

Wer sich an seine eigene Kindheit nicht mehr deutlich erinnert, ist ein schlechter Erzieher.

* * *

Selbst der bescheidenste Mensch hält mehr von sich, als sein bester Freund von ihm.

* * *

Wenn die Neugier sich auf ernsthafte Dinge richtet, dann nennt man sie Wissensdrang.

* * *

Wenn die Mißgunst aufhören muß, fremdes Verdienst zu leugnen, fängt sie an, es zu ignorieren.

* * *

Sich mit Wenigem begnügen ist schwer, sich mit Vielem begnügen, unmöglich.

* * *

Die Bescheidenheit, die zum Bewußtsein kommt, kommt ums Leben.

* * *

In der Jugend lernt, im Alter versteht man.

* * *

Der alte Satz: Aller Anfang ist schwer, gilt nur für Fertigkeiten. In der Kunst ist nichts schwerer als Beenden und bedeutet zugleich Vollenden.

* * *

Die Frau verliert in der Liebe zu einem hochstehenden Manne das Bewußtsein ihres eigenen Werthes; der Mann kommt erst recht zum Bewußtsein des seinen durch die Liebe einer edlen Frau.

* * *

Wer in die Oeffentlichkeit tritt, hat keine Nachsicht zu erwarten und keine zu fordern.

* * *

Digitized by Google

Für die Anspruchsvollen plagt man sich, aber die Anspruchslosen liebt man.

* * *

Respect vor dem Gemeinplatz! Er ist seit Jahrhunderten aufgespeicherte Weisheit.

* * *

Ein fauler und ein fleißiger Mensch können nicht gut mit einander leben, der faule verachtet den fleißigen gar zu sehr.

* * *

Bewunderung zur Tugend ist Talent zur Tugend.

* * *

Der Staat ist am tiefsten gesunken, dessen Regierung schweigend zuhören muß, wenn die offenkundige Schufterei ihr Sittlichkeit predigt.

* * *

Dem großen Publikum ist ein Buch nicht leicht zu schlecht, sehr leicht aber zu gut.

* * *

Jeder Weltmann verkehrt lieber mit einem wohlerzogenen Böjewicht, als mit einem schlechterzogenen Heiligen.

* * *

Jeder Dichter und alle ehrlichen Dilettanten schreiben mit ihrem Herzblute, aber wie diese Flüssigkeit beschaffen ist, darauf kommt es an.

* * *

Ueberlege einmal, bevor Du gibst, zweimal, bevor Du annimmst, und tausendmal, bevor Du verlangst.

* * *

Wir sind für nichts so dankbar, wie für Dankbarkeit.

* * *

Den Menschen, die große Eigenschaften besitzen, verzeiht man ihre kleinen Fehler am schwersten.

* * *

Wenn man ein Seher ist, braucht man kein Beobachter zu sein.

* * *

Und ich habe mich so gefreut! sagst Du vorwurfsvoll, wenn Dir eine Hoffnung zerstört wurde. Du hast Dich gefreut — ist das nichts?

* * *

In der großen Welt gefällt nichts so gut als die Gleichgiltigkeit darüber, ob man ihr gefällt.

* * *

Man muß schon etwas wissen, um verbergen zu können, daß man nichts weiß.

* * *

Die Unschuld des Mannes heißt Ehre; die Ehre der Frau heißt Unschuld.

* * *

Gedanken, die schockweise kommen, sind Gesindel. Gute Gedanken erscheinen in kleiner Gesellschaft. Ein göttlicher Gedanke kommt allein.

* * *

Der Weltmann kennt gewöhnlich die Menschen, aber nicht den Menschen. Beim Dichter ist's umgekehrt.

* * *

Daß andere Leute kein Glück haben, finden wir sehr leicht natürlich, daß wir selbst keines haben, immer unfaßbar.

* * *

Man bleibt jung, solange man noch lernen, neue Gewohnheiten annehmen und einen Widerspruch ertragen kann.

* * *

In der Jugend meinen wir, das Geringste, was das Leben uns gewähren könne, sei Gerechtigkeit. Im Alter erfährt man, daß es das Höchste ist.

* * *

Digitized by Google

Es gibt Menschen im Barockstil: viele hübsche Einzelheiten, das Ganze abgeschmackt.

* * *

Das Gefühl schuldiger Dankbarkeit ist eine Last, die nur starke Seelen zu ertragen vermögen.

* * *

Die Kunst ist im Niedergang begriffen, die sich von der Darstellung der Leidenschaft zu der des Lasters wendet.

* * *

Beim Genie heißt es: Lasse Dich gehen! Beim Talent: Nimm Dich zusammen!

Bücher.

Eine Königsreise. Von Friedrich Bodenstedt. Der siebente Jahrgang dieser Monatsschrift hat Auszüge aus einer Gebirgsreise mitgetheilt, die der Dichter Friedr. Bodenstedt im Jahre 1858 als Begleiter Maximilian II. Königs von Baiern gemacht hat. Des großen Interesses gedenkend, welches die damaligen Auszüge bei unseren Lesern erweckt haben, theilen wir nun mit, daß Bodenstedt's „Königsreise" bei Johannes Lehmann in Leipzig erschienen ist — in allen ihren Theilen, und ausgestattet zu einem ganz eigenartig anregenden Buche. Man sieht in denselben, wie Könige reisen und wie sich Dichter als Begleiter von Königen ausnehmen. Freilich sind nicht alle Könige so empfänglich für Naturschönheiten und Volksthum, für gemüthliche Feste und geistvolle Unterhaltungen mit bedeutenden Männern, als es Maximilian der Zweite war. Und so ist uns in der „Königsreise" ein hochinteressantes Werk geboten, wie deren in solcher Art die deutsche Literatur nur wenige hat. Die ersten zwei Auflagen sind in sehr kurzer Zeit vergriffen gewesen, es ist die dritte da. Bodenstedt's Bücher trachten in dieser Beziehung alle den „Liedern des Mirza Schaffy" nach, die in deutscher Sprache der hundertsten Auflage nahe sind. M.

Ein alpines Bilderwerk glänzendster Art ist bei A. G. Leibeskind in Leipzig erschienen. Es nennt sich „Schilderungen aus dem Alpenlande." Es bringt dreißig große Lichtdruckbilder nach Gemälden von Karl und Ernst Heyn, zu denen Rudolf Baumbach, der wandernde Geselle, anmuthsvolle Gedichte geschrieben. Die Blätter, auf denen die Gedichte stehen, sind mit reizenden Randzeichnungen (meist Alpenblumen) versehen von Johann Stauffacher — und somit wäre das Buch charakterisirt.

Aber es ist nicht so leicht, sich von ihm zu trennen, diese Bilder haben einen Zauber in sich, als wären sie die leibhafte Hochgebirgsnatur selbst. Ganz besonders fesseln die Ansichten: Am Waldsaum, Am Watzmann, Der Berninagletscher, Der Klosterteller am See, wo der Dichter mit dem Kruge pocht:

„Klipp, klapp! Wieder leer.
Dreht den Hahn um,
Bier her, Bier her,
Oder ich fall' um!"

Ein überaus sonniges Bild ist der Blick ins Etschthal bei Meran; um so schaurig düsterer die Mondnacht in den Dalomiten und das Gewitter am Kochelsee, wozu der Dichter kurz und scharf eine erschütternde Perspective in ein Menschenleben enthüllt.

Eines der herrlichsten Bilder ist die Jungfrau in der Schweiz, wo „sitzt auf ragendem Throne ein hohes Frauenbild, der ewige Schnee ihre Krone und Eis ihr leuchtendes Schild. Rothgolden glüht die Firne im scheidenden Sonnenstrahl, die Mutter küßt die Stirne dem Kind zum letztenmal." Schön ist die Ansicht des Monte Cristallo, dessen Zinnen hoch über dem gischtenden Wildbache des Engthales so berückend locken, doch „bist einmal kein Vogel nicht, drum brauche Deine Beine." Die Ahorngruppe und der Ortler sind zwei packende Bilder düsterer Alpenherrlichkeit, nicht minder der Kirchhof im Hochgebirge, zu welchem der Dichter singt:

„Drei Monden Sommer, neun Monden Schnee,
Ein Gott, ein Dach, zwei Geißen, —
Die Menschen sterben vor Heimatweh,
Wenn in die Fremde sie reisen.

Ein Kirchtag und ein Fastnachtstanz,
Und jährlich dreimal Schlachten,
Ein volles Faß zum Erntekranz
Und Weizenbrot Weihnachten.

Die Greise rühmen die alte Zeit,
Die Mädchen küssen die Knaben,
Es wird geworben und gefreit,
Geboren, gestorben, begraben."

Gegenüber der wilden Hochgebirgswelt von befreiender Lieblichkeit sind die Bilder am Comersee, Isolabella, unter Oliven, und

Digitized by Google

die ernststille Schneelandschaft: Mühle im Winter läßt die Bilderreihe geruhigt ausklingen, in welcher mit feiner Auswahl uns eine Zusammenstellung der charakteristischen Merkmale unserer Alpen geboten ist. R.

Orient und Occident. Eine Blütenlese aus den vorzüglichsten Gedichten der Weltliteratur. In deutschen Uebersetzungen. Nebst biographisch-kritischem Anhang. Herausgegeben von Julius Hart. (Minden, J. C. C. Bruns. 1885.)

Der Titel sagt so ziemlich Alles, was zur Anzeige des Buches nöthig ist. Der Kritiker hätte freilich keine leichte Aufgabe, wollte er prüfen, ob in der That aus dem Besten das Beste hier gewählt worden ist. Der Herausgeber spricht im Vorworte in etwas bitterem Tone von der modernen deutschen Lyrik. Es wäre nur wenig Gutes da. Indes ist er immerhin noch in der Lage, einige hochwertvolle Perlen der neuen deutschen Lyrik zu bieten.*) Die Sammlung hat schon darum ihre Mängel, weil eine solche Anthologie für verschiedenen Geschmack ohne Mängel einfach nicht möglich ist, bleibt aber immerhin interessant und verdienstvoll.

Derselbe Julius Hart gibt bei demselben Verleger eine zweite Sammlung heraus: „England und Amerika. Fünf Bücher englischer und amerikanischer Dichtung in deutschen Uebersetzungen," auf die wir gleichzeitig aufmerksam machen. In derselben fehlt keine hervorragende charakteristische Erscheinung und hat sich der Herausgeber — wie wir ihm wohl auf's Wort glauben dürfen — bei der Auswahl nur von ästhetischen Grundsätzen leiten lassen. Als Einleitung gibt Hart eine klargeschriebene Uebersicht über Geist und Entwickelung der englischen Poesie. M.

Berliner Blut. Von Paul Lindenberg. (Berlin, R. Eckstein. Nachfolger.) Der pikante — aus Wien importierte — Titel (denke an Schlögls: „Wiener Blut") ist allerdings insoferne willkürlich gewählt, als die in dem Werkchen erzählten Geschichten größtentheils auch anderswo hätten geschehen können. Aber das ist nun gerade wieder ein Vortheil, weil es auch dem Interesse der Süddeutschen und Ostdeutschen — wie wir uns nennen könnten — gerecht wird. Mancher der hübsch erfundenen Stoffe ist mit etwas flottem Uebermuth behandelt — denn psychologisirender Spitzfindler ist Lindenberg gerade nicht — aber die netten Sachen haben die Eigenschaft, daß für Leser leichten Genres es nachgerade unmöglich ist, sich bei dieser Lectüre zu langweilen. Der „Heimgarten" theilt das „Heiratslustig" mit, die Bluette mag den Geist des Büchleins verrathen. M.

*) Nebst den Deutschen sind die Perser, Spanier und Engländer am reichsten vertreten.

Einen scharf ausgeprägten lyrischen Charakter trägt die reizende Dichtung in fünf Gesängen von John Henry Mackay: **„Kinder des Hochlands,"** Leipzig, Wilhelm Friedrich. Eine grandiose Schilderung der eigenartigen rauhen Natur des schottischen Berghochlands mit seinen starren nackten Felsen, Klüften, Schluchten, Wasserfällen und der wechselnden Scenerie bei Nebel, Regen, Sturm und Gewitter, bildet den Grundton der schlichten poetischen Erzählung vom armen Hirten, der Fischermaid und dem reichen Pachterssohn. Die Dichtung ist in der Diction edel und schwungvoll, die Form ist correct, die Schilderungen stets fesselnd, nirgends zu breit und ermüdend, und das Bändchen wäre somit angethan, die Aufmerksamkeit der Recitatoren auf sich zu lenken. F. W.

Die große illustrierte Prachtausgabe von **Goethe's Werken,** welche die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart ihrem „Shakespeare" und „Schiller" angereiht, liegt jetzt mit dem Erscheinen der letzten Lieferungen 81—90 vollendet vor und drei der größten Dichterheroen aller Zeiten haben nunmehr ihre würdige Illustration durch die Hand hervorragender Künstler der Gegenwart, durch die ersten Werkstätten der Xylographie, durch Meisterleistungen der Typographie gefunden. Bei einem so reichen Genius wie Goethe, der in allen Zweigen der Dichtung sich bewegt, war es eine große Aufgabe, immer den richtigen Künstler für das einzelne Werk zu finden: aber die Erfahrung, welche der Verlag durch seine illustrierten Zeitschriften und die vorangegangenen Dichterheroen hatte, bot ihm das Verständniß und die Mittel, eine nicht minder glänzende Ausgabe Goethe's zu veranstalten, die, wie wir zu constatieren uns freuen, bereits eine überraschend große Verbreitung gefunden — ein Zeugniß, daß Goethe heute immer mehr in die Herzen der Nation dringt, populär wird wie Schiller. Dieser Ausgabe ist ein Text zu Grunde gelegt, der, von der Hand eines der größten Goethekenner, des Dichterbiographen Heinrich Düntzer, auf's Sorgfältigste ausgewählt und revidiert, dem

Digitized by Google

Werke eine erhöhte Bedeutung verleiht, die sich auch nach der kritischen Seite zu einer Dichterausgabe ersten Ranges erhebt.

V.

Klein, Dr. H. F., Anleitung zur Voraus-bestimmung des Wetters. (G. Freytag, Leipzig.) — Für die große Anzahl derjenigen, die ein Interesse an der Vorausbestimmung des Wetters haben, ist eine Schrift erschienen, die ihnen in allgemein verständlicher Weise Anleitung gibt, Wetterprognosen für ihren Wohnort selbst aufzustellen. Besonders die Landwirte werden dem durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten wohl bekannten Verfasser Dank wissen, daß er sie in leichter, angenehmer Weise in die Geheimnisse der Wettervorkündigung einweiht. V.

Aufzeichnungen über die europäische Gesellschaft von Georg Dahlen. (Berlin, Paul Lenz, 1885.) Das Werk enthält folgende Besprechungen: Die Vorrechte der Geburt und die europäische Gesellschaft. — Aristokratie, Plutokratie und Demokratie in den europäischen Verfassungsstaaten. — Der Parlamentarismus und seine Gebrechen. Fürst Bismarck und sein Heilmittel. Der politische Unterricht in unseren Verfassungsstaaten. Die Männer der Wissenschaft und ihr Einfluß auf die modernen Staatsverfassungen. — Der altliberale Zopf und die sociale Frage. Anarchisten, Nihilisten, Dynamitmänner, Nytroglycerinisten und die epochale Initiative des Reichskanzlers. Die Theorie von der Staatsdividende und ihre Zukunft. Nationalstaat, Culturstaat, Brotstaat und die Zukunft Europas nach den Ansichten der Manchester-Schule. — Wissenschaft, Literatur und Kunst in Staat und Gesellschaft. Sängerinnen, Balletteusen, frivole Romandichter, pikante Feuilletonisten, Jünger der Vagabondenliteratur und die Martyrer anstrengender Geistesarbeit. — Die Frauen, ihre Sitten, ihre Erziehung und ihr Einfluß auf Staat und Gesellschaft. — Die russische Verfassungsfrage. Neger-Emancipation und Pascha-Wirthschaft, der wunde Fleck von Europa.

Wenn sich der Verfasser vor Uebertreibungen gehütet hätte, so wäre dem Werke ein bedeutend größerer Wert zuzuschreiben, als es thatsächlich hat. M.

Brockhaus' Conversations-Lexikon, dreizehnte mit Abbildungen und Karten reich illustrirte Auflage, ist mit Heft 150 beim Schluß des zehnten Bandes angelangt. Dieser Band (Kadett—Lenzkirch) enthält 8056 Artikel. Es genüge, hier beispielsweise folgende Artikel zu nennen: Kolonien (ein sehr zeitgemäßer Aufsatz), Kamerun, Kapkolonie, Kelung (auf Formosa), Korea, Kapital, Katheder-Sozialisten, Krankenversicherungsgesetz, Krankenhäuser, Kommabacillen, Keramik, die Städte Köln und Leipzig (mit Plänen), Königgrätz (mit Plan des Schlachtfeldes). Derselbe auf das Praktische und Zeitgemäße gerichtete Sinn wie beim Texte spricht sich auch wieder in der Wahl der Illustrationen aus, die 23 Bildertafeln, 7 Karten und 86 eingedruckte Holzschnitte umfassen. Unter den Karten nehmen die Uebersichtskarte der Kolonien europäischer Staaten, die Karte der Kapstaaten und Konstantinopel mit Umgebung unser besonderes Interesse in Anspruch.

V.

Deutsch-österreichische National-Bibliothek. (Prag: Dr. Hermann Weichelt's Verlag; Wien: Moriz Perles.) Bis heute sind ferner erschienen: „Der letzte Ritter." Romanzenkranz von Anastasius Grün. „Arnold Frank." Ein Lebensbild von Stephan Milow. „Die Verjuchungen der Armen." Novelle von Ferd. Kürnberger. „Der Sohn der Wildniß." Dramatisches Gedicht von Friedr. Halm.

Dem „Heimgarten" sind ferner zugegangen:

Buch der Unschuld. Neue Novellen. Von Oskar Welten. Berlin, Wilhelm Jßleib. 1885.)

Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung von K. E. Franzos. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1885.)

Klekan Jadinger. Ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern von Franz Keim. (Wien, Karl Graeser. 1885.)

Wahnsinnig auf Befehl. Erzählung von Max Ring. (Leipzig. Denicke. 1885.)

Fünfundzwanzig Jahre zur See. Tagebuch des Capitän (Waterschout) J. F. Juge zu Libau. Bearbeitet von Dr. E. Neckenstedt. (Leipzig. Denicke. 1885.)

Der Jugendborn. Erzählung von Frederik Paludan-Müller. Aus dem Dänischen von Dr. A. Michelsen. (Leipzig, Johann Lehmann. 1885.)

Kleiner Schelm oder glückliche Kinder. Lustige Geschichten aus dem Familienleben der baltischen Lande. Für Kinder und Kinderfreunde von Tante Alice. (Dorpat-Riga. Schnackenburg.)

Deutsche Elegien von Stephan Milow. Mit starkveränderter und vermehrter Auflage des Elegiencyklus: „Auf der Scholle." (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1885.)

Digitized by Google

Gaudeamus. Liederbuch für frohe Kreise in 2 Ausgaben. Ausgabe mit Clavierbegleitung in schönem Notenstich hergestellt, Ausgabe in schmalem Taschenformat, ohne Clavierbegleitung. (Quedlinburg, Th. F. Vieweg.)

Französische und magyarische Dichtungen in metrischer Uebersetzung von Heinrich Melas. (Wien. Karl Graeser. 1885.)

Eine Orientreise. Beschrieben vom Kronprinzen von Oesterreich. Mit zahlreichen Illustrationen nach Originalzeichnungen von Franz von Pausinger. Bis zum 7. Heft. (Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei.)

Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 300 Illustrationen hervorragender Künstler, 18 colorirten Karten ꝛc. In 30 Lieferungen. (A. Hartleben, Wien.) Bisher 12 Hefte erschienen.

Philosophischer und naturwissenschaftlicher Monismus. Ein Beitrag zur Seelenfrage von Dr. M. L. Stern. (Leipzig, Th. Grieben. 1885.)

Faschings-Brevier für das Jahr 1885. Herausgegeben von Johannes Bohne und Hermann Conradi. (Zürich, Verlagsmagazin.)

Die Heilung der miasmatischen Bräune oder Diphtheritis durch das antimiasmatische Heilverfahren. Von A. Dyns. (Leipzig, C. A. Haendel. 1885.)

Abänderung und Ergänzung der Gewerbeordnung durch das Gesetz vom 8. März 1885. (Graz, Leykam. 1885.)

Der Schillerverein in Triest. Chronologische Darstellung seines Wirkens von 1860—1885. Jubiläumsschrift, herausgegeben vom Vereinsvorstande, zusammengestellt vom Vereinsdirector Regierungsrath Dr. Josef Rabl. (Triest, Schillerverein.)

Lehrbuch der Kurzschrift. (Wien, III. Reisnerstraße 21.)

Kurzschrift-Zeitung. Herausgeber und verantwortl. Redacteur Oskar Hampel. (Wien, Quellengasse 57.)

Die Gesellschaft Realistische Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von M. G. Conrad in München. Erscheint seit Anfang 1885. (Leipzig, Otto Heinrichs.)

Katalog der Volksbibliothek der Stadt Kehl. Zusammengestellt von Puntschert jun.

Verzeichnis von Vorlags-Werken für decorative Malerei und Bildhauerei, vom keramischen Gesichtspunkt aus betrachtet und besprochen von A. Schmidt. 1. Theil. (Berlin, Th. Claesen.)

Die Kunst der Feuerwerkerei. Anleitung zur Anfertigung sämmtlicher Feuerwerksobjecte, als aller Arten von Leuchtfeuern, Sternen, Leuchtkugeln, Raketen, der Luft- und Wasserfeuerwerke. Mit 45 Abbildungen. (A. Hartleben. Wien.)

Postkarten des „Heimgarten".

Müller v. G., Graz: Das drastische Gedicht Lindemeiers für ein Volksblatt leider nicht geeignet.

L. H. A., Wien: Wir sehen keinen Grund, den Mann zu beleidigen, und bei Besprechung seiner Gedichte wäre das unausbleiblich.

A. W., Teplitz: Wenn es auf uns allein ankäme, wollten wir Ihnen die Freude gerne machen, aber die Leute wollen derlei Gedichte heute halt einmal nicht estimiren.

Dr. J., Prag: Die Sache war folgende: Vor einiger Zeit ward der Kritiker eines größeren deutschen Blattes beschuldigt, daß derselbe Bücher nur bespreche, wenn der Verleger dem Recensionsexemplar eine Geldnote beigelegt habe. Der Kritiker leugnete nicht, sondern vertheidigte sich dergestalt, daß er sagte: Ein Buch zu lesen, das fordere Zeit; das Blatt, in welchem die Kritik zu erscheinen habe, könne den Zeitaufwand nicht honorieren, und wenn der Kritiker immer einen Geldbetrag extra erhalte, so werde er zum Studium des Buches Muße finden und nicht in Versuchung geführt, nur einzelne Bücher des Geldes wegen zu loben. — Es wird behauptet, daß derlei Bestechungen auch bei Theater-, Musik- und Kunstreferenten vorkämen.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google

9. Heft. Juni 1885. IX. Jahrg.

Eine Million verjuxen und sich erschießen!

Erzählung von **Hans Malser.**

Das war vor dem Klosterkeller am See. Draußen glitzerte das Gewässer, jenseits desselben baute sich das Hochgebirge mit den leuchtenden Gletscherschildern, und an meinem Brettertisch, in der grünen Nacht der Lindenschatten, funkelte im Glas der goldene Wein doppelt freundlich. Wahrlich, die Klöster brauchen nicht zu fürchten, von der Erde vertilgt zu werden, so lange sie gute Weine geben. Und die Juden werden niemals zur Herrschaft der Herzen gelangen, so lange jüdische Weinagenten uns mit jenem jämmerlichen Gesüff verfolgen, wie man es in allen Schenken der Straße zu finden, zu trinken und zu verfluchen pflegt.

Der Klosterwein hat schon Manchen zur katholischen Religion bekehrt, und ich selbst schwor zu jener Stunde im Klosterpark, daß in einem solchen Weine die Wahrheit liegen müsse. Auch das Bauernvolk war sicherlich derselben Meinung, das an den übrigen Brettertischen unter den Linden herumsaß, Wein trank, kecke Gespräche führte und Lieder sang.

Auf einmal unterbrach einer der Burschen sein Lied, stieß die Nachbarn mit den Ellbogen und sagte: „Schaut, dort geht er! Dort drüben geht er wieder!"

Die Augen wendeten sich gegen eine Landzunge hinaus, an deren Strand ein schwarzgekleideter Mann hinschritt. Er trug — so viel man von der Ferne ersehen konnte — enge Beinkleider und ein kurzes schwarzes Wams. Und da er den Stock so an die linke Seite preßte, wie einen Degen, gemahnte er fast an den Faust, wenn er im dunklen Sammte neben Mephisto dahinschreitet. Ueber die Schulter hatte unser Wandler am Gestade ein graues Reisetuch geworfen, wie es so die Engländer in's Land gebracht haben. Und auf dieser Gestalt

Digitized by Google

faß ein rother Punkt. Das war der roth bebartete und roth behaarte Kopf, der keine Bedeckung trug. Ganz hart am Waſſer gieng der Mann hin, blieb mitunter stehen, als ob er in den See starrte, schritt dann zögernd fürbaß.

„Er will schon wieder!“ rief die Kellnerin.

„Und getraut sich nicht!“ lachte einer der Bauern.

„Gebt Acht, vielleicht springt er doch hinein!“ sagte ein Dritter.

„Man soll ihm einen Krug Wein schicken, vielleicht bringt ihn das auf andere Gedanken,“ rief ein Vierter.

„Steht sein gestriger noch auf der Tafel,“ sagte die Kellnerin.

„Seinen heutigen schreib' auf die meine!“ sagte einer der Zecher.

„Ist gehupft wie gesprungen,“ versetzte die Kellnerin, „Du zahlst auch nicht.“

„Ich zahl', wie die Klosterbrüder zahlen: Gott vergelt's! Im nächsten Jahr soll er wieder gedeihen.“ So keck redete der Zecher drein. Hierauf schossen sie zusammen, die Bauern und Hirten und Waldleute, die an den Tischen saßen. Der Krug Wein wurde dem Schwarzen nachgeschickt, kam aber wieder zurück, der Wandler am Gestade war nicht mehr zu finden.

Als sich die bäuerlichen Gäste verlaufen hatten, fragte ich die Kellnerin, was es mit jenem Manne denn für eine Sache sei?

„Eine traurige,“ antwortete die Kellnerin und griff an die Stirne: „Er muß da nicht recht sein. Er steigt schon etliche Tage in der Gegend um, sagt, er will sich umbringen und hat die Courasch nicht dazu. Einmal ist er schon in den See gesprungen, muß ihm aber zu naß gewesen sein, weil er sich wieder herausgearbeitet hat. — Da kommt der Pater Anton, der weiß mehr von ihm. Küß' die Hand Hochwürden. Gleich bring ich's.“

So die Kellnerin und lief davon, um dem Ankömmling den gewohnten Trunk zu holen. Der Pater in schwarzem Talar, um die Mitte einen weißen Strick, setzte sich zu mir, gab einen freundlichen Gruß und schaute mich mit seinem runden Gesichte gemüthlich an. Wir waren uns also schon verknüpft; ich wollte etwas von dem räthselhaften schwarzen Manne wissen und der Pater wußte etwas von ihm. So war bald angehackt und der Priester erzählte mir. Etwa eine Woche zuvor sei weiter hin an der Felswand ein fremder Mann aus dem See gezogen worden, nachdem ihn der Fischer um Hilfe rufen gehört. Dann habe der Gerettete dem Retter bittere Vorwürfe gemacht, daß er ihn nicht ertrinken lassen, sei ihm ausgerissen, wieder an's Wasser gelaufen, dort aber am Ufer zusammengebrochen. Hierauf habe man den Armen in's Kloster gebracht, dort geazt und mit Kleidung versehen, denn seine Gewandung sei nur mehr in schmutzigen Fetzen am Leibe gehangen. Im Alter wäre er noch kaum über dreißig Jahre, wer oder was er sonst sei, das wäre nicht aus ihm hervorzubringen, allem Anscheine nach ein Mensch aus gutem, reichem Hause, aber einer Irrenanstalt entsprungen. Bei einem Mahle, an dem er im Kloster theilgenommen, habe er sich als großer Feinschmecker erwiesen. Sein Benehmen sei ein merkwürdiges Gemisch von Höflichkeit und Trotz, manchmal flackere etwas, wie übermüthige Lust in ihm auf, dann sei er wieder tief niedergeschlagen, starre oft bewegungslos lange Stunden in Abgründe, in das Wasser, sitze mitunter in der Tischlerwerkstatt und starre die Werkzeuge an. Einen Revolver habe er anfangs bei sich getragen, der sei ihm abgenommen worden. Dann wandle er traumhaft umher, man sehe ihn drüben an der steilen Wand, man sehe ihn oben auf den Höhen, man sehe ihn draußen bei den Klostermühlen und am Wasserfalle und an der Bretterſäge, wo er seine Augen in das Getriebe vertiefe.

Digitized by Google

Dann wieder laufe er in das Dickicht oder werfe sich auf den Erdboden und klammere sich mit krampfhaften Fingern an den Rasen. Man sei ihm mit der Religion gekommen, dabei wäre er bewegungslos, wie ein Taubstummer geblieben; aber einmal habe er auf den Feldern einem pflügenden Bauer zugeschaut und habe dabei angefangen herzbrechend zu schluchzen und habe sich in die frische Furche gelegt und habe die Erde geküßt, daß der Bauer gar nicht gewußt, was er sich davon denken solle. Einmal am Abend habe er sich bei den Klosterbrüdern bedankt für die Herberge und Gastfreundschaft und gesagt: Morgen, wenn die Sonne aufgeht, bin ich nimmer. Aber als die Sonne aufgieng, war er doch noch und schlich von den Leuten abseits, und da habe man gesehen, wie er sich mit einem Stein an den Kopf schlage, daß helles Blut niederrinne über das Gesicht, dann wimmere er, und endlich, wenn er etwas zu essen bekäme, zeige er wieder guten Appetit. Der Abt sage nun, länger sehe er dem Mann nicht mehr zu, er lasse ihn abliefern in die nächste Irrenanstalt.

Derlei hatte mir Pater Anton mitgetheilt, und dabei war es in meiner Seele unruhig geworden.

„Die Leute sagen," setzte der Pater bei und trank aus seinem Krug, „die Leute sagen, es sei der leibhafte ewige Jude."

„Mag wohl sein," antwortete ich, „zum mindesten ein Stück von ihm."

Bald nachher nahm ich Abschied vom Kloster und zog meiner Wege.

Ich strich bergauf und thalab, im Gebirge umher und dachte unterwegs viel an den seltsamen Mann und hoffte ihn sogar zu begegnen. Das geschah aber nicht und so wendete sich mein Herz von den Grauen einer umnachteten Seele wieder der lichten Herrlichkeit der Hochgebirgswelt zu.

Sonst pflegte man die Klöster in gesegnete Gegenden der Hügelgelände hinzubauen; aber der Erbauer dieser Pfaffei hatte das unwirtliche Hochgebirge vorgezogen. Die Liebe zu solchen wilden Gegenden konnte zu jener Zeit der Klostergründungen nicht Ursache gewesen sein, denn diese Liebe war in alten Zeiten nicht so in den Menschen, wie heute. Eher war es der Schutz, den die wilden Berge vor feindlichen Einfällen gewährten, in Hinsicht dessen diese Stätte gewählt worden. Oder die Sache fieng etwa mit einer Einsiedelei an, oder einem Jagdschlößchen, das die Priester eines fernen Klosters hier erbaut hatten; zum Jagdschlößchen kam eine Kirche, zu dieser kamen Andächtige, es huben Wunder an zu geschehen, der Wallfahrer wurden von Jahr zu Jahr mehr, die Kirche wurde vergrößert, ständige Priester mußten sich niederlassen und es erwuchs ein Kloster, das von dem, was die Gläubigen herbeitrugen und was das ferne Mutterkloster abwarf, reichlich gedieh.

Und so konnte die Abtei des heiligen Antonius ganz behaglich daliegen zwischen den schauderhaften Wänden. Sie lag — von oben herab gesehen — mit ihren weißen vielfensterigen Mauern, mit ihren zwei rothen Kuppelthürmen, mit den Wirthschaftsgebäuden und Baumgärten reizend am Gestade des Alpsees, und hinter ihr war ein kleiner, fast ebener Boden von grünen Matten und Fichtenwäldern. In Urzeiten mochte auch diesen von schroffen Felswänden eingeengten Boden der See bedeckt haben; heute ist er wie ein lieblicher Garten, an zwei Seiten bestanden von einer Schutzmauer. Diese Schutzmauer ist mehr als fünftausend Fuß hoch und im Winter hat das Kloster neun Wochen lang keinen Sonnenstrahl. Stellenweise steigt der blauende Wald streckenweit hinan in das steile Gebirge, am See hin ragen die Wände fast senkrecht empor, ja scheinen an zwei Stellen sogar überzuhängen. Oben sind sie scharf abgebrochen, und wie sich dort das Gebirge zurückzieht und im Hintergrunde zu neuen Massen

Digitized by Google

schreckbar großartig aufbaut, das kann man vom Thale aus nicht sehen.

Wer jedoch oben steht auf einer der Kanten des Vorgewändes, dem schwindelt einerseits vor der Tiefe unter sich, in welcher der See wie eine braune, in's Gebirge eingezackte Spiegeltafel daliegt und daneben im dunklen Grün die winzigen Würfelchen des Klostergebäudes — und andererseits vor der Höhe über sich, in welcher die grauen zerklüfteten Bergwuchten stehen, von deren Häuptern und Hochmulden der versteinerte Schnee niederleuchtet. Diese Felsmassen setzen sich nicht zusammen aus einzelnen Stücken und Schichten, sie haben nicht die Art des Zersprungenen, Zerbröckelnden, in geraden und glatten Linien gezeichnet, so stehen die ehernen quadratischen Blöcke da, mancher im Durchmesser von mehreren tausend Fuß; so liegen ihrer zwei und drei oder noch mehr über einander und die obersten Zinnen überragen die Gebirgswelt und schauen in ihren ätthergrauen, rechteckigen Flächen weit hinaus in die Lande.

Das Gewände jenseits des Sees hat mehr den Charakter des Unregelmäßigen und Plumpen, es baut sich in Pyramiden aus, von deren Schründen gelblich weiße Schuttriesen niedergehen und sich zwischen grünen Wäldern und grauen Klötzen ausböschen in den See. Selten ist das Bild ganz rein, entweder die Gipfel stechen in die Wolken hinein, oder es liegt der Nebel in den Tiefen und die Berge steigen, scheinbar jeder für sich, wie aus einem grauen Meere auf. Oder es schwimmen in der feuchten Luft die Nebelfetzen in halber Höhe hin, hängen wie Wetterfahnen an den Wänden oder dampfen im Morgensonnenschein aus den Steinhäuptern hervor und lösen sich im blauen Aether.

Scheinbar hat der Beschauer die Felswände sich ganz nahe gegenüber, aber wenn er nach Gemsen ausschaut, so sieht er dunkle kleine Punkte, wie Steinflöhe — das sind freilich die Gemsen, aber sie zeigen nur, wie groß der Abstand, wie riesig die Verhältnisse sind, in welchen sich der Beschauer selber wie ein nichtiger Steinfloh vorkommen muß.

Auf solchem Standpunkt wird der Wert des menschlichen Lebens stark verschoben, entweder es verliert gegenüber diesen ungeheueren Naturgewalten alle Bedeutung, oder es stellt sich als Erkenner und Genießer der Natur hoch über sie und ermißt an der seelenlosen Außenwelt seine göttliche Ueberlegenheit.

Als ich in solchen Gedanken dahinging hoch am Grate des Gewändes, das senkrecht in den See hinabtauchte, sah ich plötzlich unter mir auf einem schmalen Felsvorsprung einen Menschen liegen. Er lag in seiner schwarzen Kleidung ausgestreckt auf dem Rücken wie eine Leiche und ich wähnte auch anfangs, es wäre der todte Fremdling, den ich ein paar Tage früher unten am See gesehen. Es war aber der lebendige, wie mich eine Bewegung desselben belehrte. Es war eine Bewegung mit dem Arm, wie bei dem Erwachen aus einem traumschweren Schlaf. Ich erschrak vor dieser Bewegung mehr, als früher vor dem leblosen Bilde, eine einzige Wendung des Körpers, und er mußte in die ungeheuere Tiefe stürzen. Diese Bewegung wurde vermieden, der Mann richtete sich mit Sorgfalt empor und kletterte mit Geschick aber auch mit Zittern und Zagen einem Gemssteige entlang quer heran zur Zinne. Mit einem Sprunge stand er auf der flachen weichen Matte und athmete auf. Dann blickte er wirr um sich und wollte davon eilen.

Ich trat rasch zu ihm und redete ihn an: „Sie können vom Glücke sagen, daß sie heil heraufgekommen sind!"

„Ja wohl," antworte er gedämpft und säumig, „ich kann vom Glücke sagen. Ich kann vom Glücke sagen!"

Digitized by Google

„Wollen Sie nicht mit mir kommen, lieber Freund," lud ich ihn ein, „unten im Kloster erwartet man Sie."

„Wer erwartet mich?" schnauzte er auf, „mich hat Niemand zu erwarten, verstehen Sie? Die Pfaffen sollen mir meinen Revolver wieder geben."

„Das sollen sie auch," sagte ich, „wer im Gebirge reist, muß eine Schutzwaffe haben, nicht der Menschen, sondern der Thiere wegen. Sehen Sie, ich habe auch so etwas."

Damit zog ich mein Terzerol aus der Tasche, er blickte es mit gierigen Augen an und fragte, ob es geladen sei?

„Dreifach. Ich pflege es im Gewände loszubrennen, ich ergötze mich am Echo."

Hierauf gieng er mit mir und wies mehrere Stellen, die ein vielfaches Echo hatten. Dabei merkte ich, daß er mit der Gegend einigermaßen bekannt war und es war überhaupt vernünftig und unauffallend, was er sprach, und stand es zu seinem verwahrlosten Wesen, zu seinem verstörten Gesicht fast im Widerspruch. Das lange rothe Haar und der volle Bart, der das blasse eingefallene Gesicht wie eine Wildnis umwucherte, war verworren und es klebten Baumnadeln und Sandkörner daran.

Ich fragte, ob ihm der Hut denn vom Winde entführt worden wäre?

„Ha, ha," lachte er, „Alles frägt nach dem Hute, als ob der Hut das Wichtigste wäre an einem Menschen. Ja, es ist mir einmal einer auf dem Kopf gesessen. Vielleicht schwimmt er unten im See, wenn Sie ihn haben wollen."

„Mir geht's nicht um den Hut," war meine Entgegnung, „aber wenn ich Sie nach Ihrem Kopf gefragt hätte, wer weiß es, ob Sie mir Bescheid gegeben!"

Auf das versetzte er nichts, sondern gieng still und stolpernd vor mir her, denn der Steig zwischen dem Gestein und Gezirme war sehr schmal. Plötzlich — wir waren so weit in das Hochplateau hineingekommen, daß man nicht mehr zum See und zum Kloster hinabsehen konnte — blieb mein Begleiter stehen, kehrte sich um gegen mich und sagte: „Wenn Sie klug wären, hätten Sie mich jetzt von hinten niederschießen müssen."

„So? Sie halten mich für einen Banditen?"

„Ei, was Sie denken!" rief er und legte seine Hand wie besänftigend auf meinen Arm. „Sie sind ein braver Mann und gerade darum sollten Sie an mir ein gutes Werk thun. Ich bin ein Thor, ich bin dem Wahnsinn nahe, aber ich weiß noch ganz genau, was ich will und habe das Endziel meines Lebens nicht aus den Augen verloren. Leider Gottes, es geht mir nach dem Worte der Schrift: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Mir beben die Beine."

Er setzte sich auf einen breiten Stein, der schief aus der Erde hervorragte. Ich setzte mich ihm gegenüber auf einen zweiten Stein und bot dem Gefährten meine Feldflasche an.

Er that daraus einen durstigen Zug und der Klosterwein brachte seine Mittheilsamkeit in ganz ungeahnter Weise zum rieseln. Nachdem er mehrmals getrunken, sagte er: „So ist das jetzt schon der dritte Monat, seit ich Almosen nehme. Wer hätte sich das je gedacht, daß die Liebe zum elenden Leben stärker sein soll, als der Stolz des Millionärs, als die Weltverachtung eines alten Lumpen! Wer hätte sich das gedacht! Aber ich sage es: das ist noch das Erbärmlichste unter allem Erbärmlichen am Menschen, daß er feig ist — eine feige Bestie. — Also im Kloster erwartet man mich!"

„Und spricht von Ihnen," setzte ich bei, „und ich muß gestehen, daß auch ich seit ein paar Tagen oft an Sie denke."

„Sie denken an mich. Das ist schön."

Digitized by Google

„Nach dem, was man von Ihnen erzählt, vermuthe ich, daß Ihnen die Leute übel mitgespielt haben.“

„Die Leute, meinen Sie! Wenn das wäre, so könnte ich mich rächen!“ rief der räthselhafte Mann lebhaft und wühlte mit den Fingern in seinem Vollbart, was er allemal that, so oft er in Erregung kam; „leider bin ich es selber, der mir schlimm mitgespielt hat und den ich nun mit dem Tode bestrafen soll, weil er einen Menschen zu Grunde gerichtet hat — sich selber.“

„Daß Sie der guten Gesellschaft angehören, ist mir kein Zweifel,“ sagte ich.

„Der guten Gesellschaft!“ lachte er auf.

„Ihrer Aussprache nach sind Sie ein Wiener.“

„Nur ein halber. Ein geborner Prager, studierte ich in Berlin. Als mein Vater starb, war ich dreiundzwanzig Jahre alt und Erbe einer Million. Alsogleich hub ich ein standesgemäßes Leben an, machte Streiche, ward relegiert und gieng nach Wien. In Wien lebt sich's flotter, das Stubium gab ich auf, nachdem ich zweimal gefallen war und ich fand Genossen, die hatten einen guten Grundsatz, der gefiel mir: Die Million verjuxen und sich dann erschießen!“

Mit cynischer Geberde wühlte er wieder in seinem Bart, als wäre ihm das Eine wie das Andere zur Lust, schlenkerte die Arme aus, schnalzte mit den Fingern und wieherte: „Die Million verjuxen und sich erschießen!“

„Hoffentlich,“ so warf ich im Scherze ein, „waren Sie, wie die liebe Jugend, diese ist leichtsinnig und pflegt ihren Grundsätzen nicht treu zu bleiben.“

„Den ersten Theil desselben habe ich auf das Gewissenhafteste befolgt,“ versicherte er. „Ich habe jeden Tag meinen Tausender in die Welt geworfen, habe Lakaien, Pferde, Freunde, Freundinnen gehabt, habe Alles versucht, was sie Genuß heißen; ein dreijähriger Hexensabbath war's, theils in Wien, theils in Petersburg, theils in Baden-Baden und Homburg. Oh, wenn ich ein Tagebuch geschrieben hätte! Es war anfangs ganz ergötzlich, aber eher als man denken kann eine Last, ein Ekel zum Erbrechen. Das Geld mußte fliegen Tag für Tag, die Langweile that sich auf wie ein Abgrund, ich schlenderte Unsummen hinein, manche Stunde fraß das Jahreseinkommen eines Ministers, und die Langweile war nicht zu tödten. Es gibt nichts, worau ich mich nicht übersättigt hätte, noch bevor ich es eigentlich genossen. Es ist mir heute Alles nebelhaft, ich sehe nur zu todgehetzte Pferde, rollende Würfel, üppige Gelage, Weiberbusen mit Schaumwein getauft, blasse Gesellen im Nachtaumel des Katzenjammers. Und nie hätte ich geglaubt, daß diese Welt für einen Millionär so arm ist an Genüssen. Das ewige Einerlei des ruhelosen Wandels, des Schnaubens und Schnappens nach Neuem, Pikantem. Die Sinne wurden stumpfer, ich verschmachtete fast in der Oede des Reichthums.“

„Haben Sie denn nicht Reisen gemacht, waren Sie nicht auf dem Meere, in den Alpen?“ so meine Frage.

„Ich war überall, aber nur als Raubthier,“ antwortete er, „ich sah nicht den schönen Wald, ich sah nur das Reh und den Hirsch. Ich sah nicht das Hochgebirge, sondern nur den Adler und den Lämmergeier, ich sah nicht den klaren Alpfluß, die hohe See, sondern nur die Fische drinnen, und fangen, tödten, an mich reißen — sonst wußte ich von nichts. Ja doch! Eines Tages, es war auf dem Wege von Salzburg nach Berchtesgaden, brach mir auf der Straße ein Wagenrad und während des Aufenthaltes beim Dorfschmied sah ich, wie das Weib des Schmiedes, das auf dem Acker Kartoffeln jätete, zur Zause in der heißen Tageszeit ein Krüglein Wein vom Wirtshaus holen

Digitized by Google

ließ. Eben will sie sich d'ranmachen, da kommt ein alter Mann des Weges gehumpelt, der setzt sich vor der Schmiede auf die Bank, trocknet sich den Schweiß und sagt nichts. Jetzt kommt das Weib mit dem Weinkrug, ladet den Alten ein, sich daran zu laben, er bedürfe der Labe nothwendiger als sie. Da geht mir ein Licht auf: Der Wein ist doch ein großer Genuß, wenn man Durst hat, aber das Almosengeben muß ein noch größerer sein, sonst würde ihn das Weib nicht dem Trunke vorziehen. Den Genuß kann ich mir verschaffen. Ich lasse alles Bettelvolk der Gegend zusammenrufen, alte Männer und Weiber, Krüppel, Cretins, und sage: Jedes bekommt einen Thaler, wenn es über den Wassergraben springen mag, in welchem der Hammerbach rinnt. Ha, wie die Joppen und Röcke fliegen, den meisten glückt der Sprung, aber etliche fallen kreischend in den Bach. Auch diese sollen ihren Thaler haben, sage ich, wenn sie mir auf dem Anger ein Ballet aufführen, während die Kleider am Zaun trocknen. Da ist etwas. Ein alter Mann kommt auf mich zu, spuckt mir ins Gesicht, dann eilen sie schreiend und fluchend hinweg."

Ich war unwillkürlich aufgesprungen.

„Es ist weit mit mir gekommen," fuhr er fort, „aber niemals hätte ich geglaubt, niemals, meine Schande Jemandem so in's Gesicht sagen zu können. Wenn das nicht die größte Schamlosigkeit ist, so ist es Muth, und wahrlich, den hätte ich zu brauchen. — Nach wenigen Jahren war die Million dahin und ich floh vor den Gläubigern. Und nun — das Erschießen! — Wer eine Million verpuffen will, der soll sich zuvor prüfen, ob er nicht zu feig ist für die Consequenzen; sonst geht er einem elenden Leben entgegen, einem verdammten Leben, das zehnmal ärger ist als der Tod und das Fegefeuer."

Er schwieg, ich ebenfalls, denn ich wußte in der That nicht recht, was hier zu sagen war. Theoretisch sehr viel, aber wo ein unglückliches Menschenherz mit im Spiele ist, da muß man die Worte wiegen. Die Wahrheit und die Vernunft und die Moral sind oft zu rücksichtslos; den Sünder richtet man am besten auf, wenn man als Sünder zu ihm spricht.

Der Mann war in sich zusammengesunken, als habe ihn der Schlaf übermannt. Plötzlich fuhr er jedoch empor und starrte mich erschrocken an.

„Habe ich nicht den Hahn eines Revolvers knacken gehört?" fragte er.

„Der Stoppel dieser Feldflasche hat gepafft, antwortete ich, „wollen Sie sich bedienen?"

„Ich kann mich nicht bedienen," war seine Entgegnung, „wenn ich aber einmal fest schlafe und Sie jagen mir die Kugel durch den Kopf, so bedienen Sie mich am besten."

„Sie sind nicht klug!" sagte ich und wahrlich, ich hätte was Klügeres sagen können.

„Mein Leben ist eine Pyramide," bemerkte der unheimliche Geselle. „Auf breiter Basis steht es und in eine scharfe Spitze läuft es aus. Schon die ersten Linien dieser Pyramide vom Grund aus streben der Spitze zu, dem obersten Punkt. Und der ist die Pistolenkugel. Und ich kann nicht. Ein Hundeleben ist eine Götterexistenz gegenüber der meinen. Das Leben verspielt und nicht sterben können! Das Leben verachten, und nicht den Muth haben, es zu enden! Vom Sonnenlicht übersättigt und vor dem Grabe schaudernd! Eine Million verpuffen und sich erschießen! Wie leicht ist's gesagt. Ich setzte mir das Feuerrohr an den Kopf, zehnmal, oh weit öfter als zehnmal, aber mein Finger der am Hahn lag, gehorchte mir nicht, lahm war er, lahm, und ich schleuderte die Waffe von mir. Ich hieng am Hanf und habe die Schlinge gelockert. Ich nahm Gift und flehte den Arzt um Gegengift an. Ich sprang ins Wasser. Es wäre gut gewesen, da

Digitized by Google

kommt der Klosterbruder. Immer habe ich gehört, von den Pfaffen komme nichts Gutes; nie habe ich mich mit ihnen eingelassen und hab's doch erfahren. So ziehen sie mich aus dem See. Nun übe ich mich in Muth und suche meine Schlafstelle da drüben an der Seewand, vielleicht stürze ich einmal unbewußt hinab. — Des Menschen Leben bläst der leise Windhauch aus. Steht's nicht so in einem alten Buche? Oh über die Hypochonder, wenn sie ahnten, wie schwer das Leben abzuschütteln ist! Ausgelebt haben und nicht sterben können!"

„Wie alt sind Sie?"

„Achtundzwanzig Jahre."

„Und wollen ausgelebt haben?" fragte ich. „Freund, Sie mögen den Abschaum des Lebens kennen gelernt haben, aber das Leben nicht. Mit einer Million kauft man sich kein Leben, noch weniger ein Glück. Sie müssen gerungen haben ums tägliche Brot. Sie müssen einmal aus einer schweren Krankheit genesen sein, Sie müssen Gutes empfangen und Gutes gegeben haben, Sie müssen sich ein Haus gebaut haben, und einen geliebten Menschen gefunden, und einen geliebten Menschen sterben gesehen haben, um zu wissen, was Leben ist. Sie haben noch nicht gelebt. Auf Ihrem Herzen liegt der Rost der Uebersättigung, den müssen Sie herausbluten, und es wird wieder jung sein. Sie haben bisher nur ihre rohesten Sinne gefüttert, den eigentlichen Menschen in sich haben Sie wahrscheinlich noch gar nicht bethätigt. Sie haben jene Organe noch gar nicht entdeckt, deren Bethätigung und Befriedigung erst das Glück gibt. Das Sehen des Schönen in der Natur, das stille und beständige Pflegen und Ueben der Liebe zu seinen Mitmenschen, das Wiedergenießen dieser Liebe, das Bewußtsein erfüllter Pflicht, das, mein armer Freund, sind weit tiefere und raffiniertere Lebensgenüsse, als jene thierischen, die Sie sich mit Ihrer unseligen Million erkauft haben."

Der Mann that eine Bewegung mit der Hand, als wollte er damit sagen: Das gäbe es für ihn nicht.

Ach Du arme, vom Schimmel zerfressene Seele, wie hat Dich der Materialismus zugerichtet!

„Sie müssen nicht glauben, daß ich hier bei Ihnen sitze, um mich von Ihnen beschulmeistern und bedauern zu lassen!" sagte der Mann, indem er aufstand. „Ich habe mit Ihnen nicht angebunden, Sie haben es mit mir gethan. Gehen Sie hinab und sagen Sie den Pfaffen, sie mögen mich nicht erwarten und mit Seelenmessen läßt sich an mir nichts verdienen. Ihr seid alle Wichte! Alle! Adien!"

Nun eilte er davon, zwischen Zirmsträuchern hin und schaute gar nicht mehr um. Ich war nicht Samaritan genug, um ihm zu folgen, schwer verstimmt stieg ich niederwärts gegen den See.

* * *

Das war die erste Begegnung mit diesem Menschen in den Tiroler Bergen. Später ergab sich Gelegenheit, mit seinen Schicksalen näher bekannt zu werden. Er hieß Friedrich Kürbaum mit Namen und war der einzige Sohn eines Prager Banquiers. Mit seinen Studienjahren und seiner Million verhielt sich's so, wie er selbst angedeutet hatte. Es wären aus der unsauberen Zeit wunderliche Einzelnheiten zu erzählen, aber mir widerstrebt es und ich denke, es wird auch der Leser kein großes Verlangen darnach tragen, die erbärmliche Existenz eines bis zum Ekel übersättigten Schlemmers zu betrachten. Es war ein Leben ohne Kopf und Herz, es war das Welteinfangen eines menschgewordenen Polypen. Das Beste an seiner Million war, daß sie endlich zur Neige gieng; mit dem Ringen

Digitized by Google

um die Existenz und der Angst vor dem Untergange kamen wenigstens menschliche Regungen in seine Brust. Es gieng ihm das Bewußtsein auf, ein Leben verloren zu haben und das verlorene Leben wie ein unerlöstes Gespenst weiterschleppen zu müssen durch alle Entbehrungen und Demüthigungen hin, und wie so zu sagen sein Gewand und sein Leib stückweise von der gemarterten Seele abfallen müsse, bevor diese ihr Dasein aufgebe.

Mit solchem Jammer trat der durch Ueberfluß und Uebermuth entherzte Verschwender wieder in die Rechte der Menschheit ein, aber es dauerte lange, es bedurfte viel, bis es so weit kam, daß er nicht mehr höhnte und fluchte, sondern daß er weinte.

Lange strich er um im Gebirge; es war, als banne ihn die Größe oder als bedürfe er für seine innere Wildheit und Zerissenheit die Wildheit der äußeren Natur. Planlos strich er um, in dieser Hütte bat er um Nachtherberge und um die Gnade, ihn während des Schlafes zu erdrosseln, in jener Hütte sprach er zu um ein Stück Brot und labte sich an dem freundlichen Laut einer Menschenstimme. Hier bettelte er um den Tod, dort bettelte er um Leben. Es war der allerärmste Bettler, der je in dieser unwirtlichen Gegend umhergestiegen.

Einige Tage war es nach unserer Begegnung auf der Zinne der Seewand, als Friedrich Kürbaum im Walde zu einem halb verfallenem Holzbaue kam. Einst mochten Kohlenbrennerleute darin gewohnt haben, wenigstens war vor der Hütte ein halbrunder Platz mit Kohlenlösche, aus der Nesseln und anderes Krautwerk wuchsen. — Wenn er sich in diese Hütte einschlösse, die Fenster und Löcher verstopfte, mit Kohlenresten darin ein Feuer machte, um daran zu ersticken! — Mit diesem Gedanken stieß Kürbaum den Bretterverschlag auf, der die Thür bildete und trat in den dumpfigen Raum. Sofort merkte er, wie sich in einem Winkel der Hütte etwas bewegte und eine Stimme war: „Mein Gott hat mich erhört. Friedrich! wie danke ich Dir, daß Du uns aufgesucht hast!“ Dann hörte er nur noch ein leises Schluchzen.

Als sich seine Augen an die Dunkelheit etwas gewöhnt hatte, sah er im Winkel auf Heu ein junges Weib kauern, am Busen ein kleines Kind. Er erkannte sie sofort. Vor Jahresfrist auf einer Reise in die Schweiz war er ihr das erstemal begegnet in einem Flecken bei Innsbruck. Ein frisches, unschuldiges Landmädchen, das war noch etwas Ungewöhnliches für ihn. Das Schmuckkästchen half nicht, wie beim Gretchen, der Weltling mußte all' seine Verstellungskünste aufbieten, um sie zu gewinnen. Und ein Bauernmädchen ist durch zarte Aufmerksamkeiten, durch glühende Beredsamkeit und leidenschaftliche Schwüre um so leichter zu bethören, als es derlei in seinem eigenen Stande so fein und hinreißend selten erfährt. Nach zwei Wochen zog Herr Kürbaum lustig weiter und hatte das süße Naturkind auch bald vergessen.

Floriana jedoch hatte auf ihn gewartet, anfangs mit Innbrunst, später mit Bangen, endlich in Verzweiflung. Als sie vor ihrem Vater das Geständnis that, wollte er sie tödten, traf mit seinem Schlage aber die abwehrende Mutter, die ohnmächtig zu Boden sank. Das Mädchen floh in's Etschthal, wo ein Oheim von ihr lebte, dort fand sie zur Noth Unterstand für die schwersten Tage, aber des Oheims Weib hielt es der Armen stündlich vor, daß sie hier nicht daheim sei, und so nahm sie das Kind um damit wieder dem Elternhause zuzuwandern. Sie bettelte sich von Thal zu Thal, bis sie vor Erschöpfung endlich nicht mehr weiter konnte und in jener Waldhütte liegen blieb.

Digitized by Google

Das hatte Floriana nun dem Manne erzählt, oft unterbrochen durch ihre Schwäche und durch das Weinen vor Freude, daß er erschienen.

Kürbaum war rathlos, was hier zu thun oder zu sagen sei.

Um einen Schluck Wasser bat sie ihn; er war selber dem Verschmachten nahe. Da bot sie ihm ein Körbchen mit Heidelbeeren, die sie gesammelt hatte.

„Friedrich," sagte sie dann, „hier ist das Kind, Frieda habe ich's geheißen. Sieh es an. Sieh doch auch mich einmal an. Bin ich denn so sehr verdorben, daß Du mich nicht mehr erkennen kannst? Das Kind mußt Du hüten, daß es groß wird und brav. Ich glaube, bei mir ist's zum Sterben." Er wendete sich ab. Sie faltete die Hände: „Friedrich, ich mag noch nicht sterben. Auf der Welt ist es so schön und bist ja Du wieder bei mir! Ich mag nicht sterben. Noch so jung und schon auf die Todtenbahr!"

Er blieb stumm. Nicht einmal die Kraft der Verstellung hatte er mehr, um ihr ein beruhigendes Wort zu sagen.

Das Kind, in Lumpen gehüllt, schlief an der schwerwogenden Brust des Weibes.

„Wenn die Thüre offen wäre!" sagte Floriana. Er öffnete sie. Das Abendroth lag draußen auf den Bäumen.

„Nicht wahr, die Waldluft, sie soll ja gesund sein!" sagte sie.

„Gewiß," versetzte er.

„Meine Eltern laß' ich grüßen. Auch den Vater," fuhr sie wie traumhaft fort. „Aber nicht wahr, mein lieber Mann, Du machest mich gesund. Du bist ja ein großer Herr. Du hast mir Geld geben wollen. Nichts wünsch' ich mir als die liebe Gesundheit. Ich will betteln mit dem Kind, ich will Dir keine Last sein, nur leben laß' mich. Mein junges Leben, nur das verlang nicht von mir!"

„Das meine gebe ich für Dich mit Freuden!" rief er aus. „Nimm es! Nimm es!"

Sie haschte nach seiner Hand: „Du bist gut, Friedrich!" hauchte sie und legte ihre Wange zärtlich an seine Hand und streichelte sie, „ich hab's ja gewußt, daß Du gut bist. Kreuz mußt Du mir keines setzen auf das Grab. Auf's Kind denkest Du ja und mich mußt Du vergessen. Es wäre kein gutes Gedenken. Du wärest brav geblieben und ich bin Dein Unheil geworden. Ich habe auch für Dich gebüßt, mein guter Knab', und Du sollst noch recht, recht glücklich sein auf dieser Welt." Sie schwieg, hielt ihren rasselnden Athem ein, um zu horchen: „Hörst Du es? Hörst Du es?"

Auch er horchte. Nichts war, als der stille Abendfrieden.

„Die Glocken läuten," sagte sie leise.

Es war keine Kirche weit und breit und die kleine Kapelle, die draußen an der Straße stand, hatte keine Glocke.

„Es ist schon die Gebetstunde," sagte sie müde und legte über dem Kinde an der Brust ihre Hände aneinander, „sie läuten zum englischen Gruß. Bete ein Vaterunser, Friedrich!"

Er neigte den Kopf, aber er betete das Vaterunser nicht, denn er wußte nicht mehr, wie es lautete. Sie betete still und er saß neben ihr bewegungslos, wie hingebannt. Im traumhaften Zustande starrte er zur Thür hinaus, das Gold der Wipfel begann zu erblassen, die lichten Aeste und Steine verdämmerten mählig und in dem Schatten sang ein einziger Vogel weiche kurzabgebrochene Töne.

Das Weib war noch immer still und betete.

Herr Kürbaum hatte eine Empfindung wie nie bisher in seinem Leben, es war, als ob in seiner Seele etwas zu thauen beginne. Dieses junge Weib — es war seltsam! seltsam! Fast ward ihm heimlicher, wenn er dachte, mit ihr den Rest seines Lebens gemeinsam zu verbringen.

Digitized by Google

War in diesem kranken, weichen Herzen doch so viel Lebensdurst, so viel Muth zum Ertragen und Entsagen nur des lieben Sonnenlichtes willen! Vielleicht konnte auch ihm etwas davon zu Theil werden. Sollte doch etwa auch er das Glück noch finden. Es muß ja so groß sein, das Glück zu leben, wenn es selbst der Aermste, Verlassenste nicht lassen will.

Als der Mann sich niederbeugte gegen ihr Angesicht, um zu sehen, ob die Betende nicht in den Schlummer gesunken sei, war ihr Auge starr und gebrochen. . . . .

Er rüttelte sie, er rief sie laut beim Namen. Sie war gestorben.

Da besann er sich nicht lange, erfaßte eine Kohlenschaufel, die neben anderen verrosteten Geräthen in einer Ecke lehnte, und gieng, um draußen zwischen den Bäumen ein Grab zu graben.

Er grub und schaufelte mit Hast, aber der Moosboden war zähe, die Baumwurzeln waren hart und wollten nicht weichen. Erschöpft sank ihm die Schaufel aus der Hand. Dieser Leib, dem er eine Million zum Fraß geworfen, vermochte nicht einmal eine Grube zu schaffen für ein armes Wesen, das seinetwegen gestorben war. Ohnmächtig an Seele und Leib, und nicht sterben können!

Erschreckt fuhr er auf. In der Hütte begann das Kind zu schreien. Es war erwacht, es war ihm nicht behaglich an der todten Brust.

Herr Kürbaum wankte hinein und hob das Kind auf. Die Mutter wollte es nicht lassen, ihre Arme schlangen sich starr um den Säugling. Aber als er das junge warme Leben nun an seiner Brust hielt, das Kindlein mit dem rosigen Antlitz, da gieng eine heiße Flut in sein Herz; wie ein Erdbeben der Seele erschütterte es sein Wesen und über seine Wangen rannen heiße Thränen.

* * *

Noch in derselben Nacht ist er mit dem Kinde davongegangen. Ein verspäteter Jäger begegnete ihm, dem theilte er mit, daß in der Waldhütte ein Todter liege, der zu begraben sei.

Er selber mit dem Kinde fand nach langem Irren Herberge und Atzung in einem kleinen Hause, das an einem Steinbruche stand. Dort lebte ein betagtes Weib, das kurze Zeit früher ihren Mann und Ernährer durch den Tod verloren hatte. Der war Steinschläger und Kalkbrenner gewesen. Bei einem Steinsprengen durch Pulver war ihm ein Felsstück an das Haupt geflogen.

„Es ist halt so traurig in meinem Hause," sagte die Witwe.

„So wollt Ihr mir vielleicht das Kind abnehmen," fragte Herr Kürbaum, nachdem er in Kürze die Schicksale desselben mitgetheilt.

„Es wäre recht," antwortete die Witwe „aber der Tod hat mir das Tuch vom Tisch gezogen."

„Wenn ich für Euch steinbrechen wollte?" fragte der Mann.

„Das wäre gut, aber des Steinbrechen allein lohnt sich nicht. Mein Mann hat auch noch die Kalkbrennerei betrieben. Man verkauft den Kalk jetzt gut hinaus nach Zirlschlag."

„Und wenn auch ich die Kalkbrennerei betriebe? Und den Erwerb brächte ich Euch, damit Ihr mir dieses Kind pfleget?"

„Ja, dann sind wir handeleins," sagte die Alte und machte einen Handschlag. „Aber — mit dieser Hand wollt Ihr Steine brechen?"

„Ein anständiger Selbstmord," murmelte Herr Kürbaum, und ist noch ein Verdienst dabei, da ich schon einmal so weit bin, sentimental und im Begriff, ein braver Mann zu werden. Es ist fabelhaft, was aus einem Millionär bisweilen werden kann!"

Einige Zeit mußte er sich von der alten Witwe pflegen lassen, bis er im Stande war, sein Vorhaben

Digitized by Google

zu versuchen. Es war ihm ernst damit, und er selber staunte ob der wunderlichen Wandlung. Und dann geschah es, daß ein Mann, der die vornehmste Erziehung genossen hatte, der zu Lebzeiten seines Vaters zwölf Jahre lang allerlei Wissenschaften betrieb, sich mancherlei bewundernswerte Fertigkeiten erwarb, der hierauf eine Million zu erben bekam, daß dieser Mann bei einem Halbcretin in die Schule gehen mußte, um sich und seinem Kinde das kümmerliche Brot zu erwerben.

Der schiefängige, halbtaube Knecht des Verstorbenen unterwies Herrn Kürbaum, wie man den Eisenschlägel handhabt, wie die Steine am richtigsten zertrümmert würden, daß sie nicht zu groß und nicht zu klein bleiben, wie man sie in Prismen schichtet und mißt und verrechnet; unterwies ihn in der Kalkbrennerei, welche Gattung von Material man nimmt, wie man heizt, röstet, löscht u. s. w.

Kürbaum hätte es nicht ausgehalten, seine ganze Natur bäumte sich oft auf gegen solche Dinge, aber wenn er das Kind sah, das herzige blauäugige Kindlein, das ihn bisweilen so traurig und treuherzig, und dann auch wieder munter anblickte, da gewann er innere Kraft, und mit dieser stählte sich allmählich auch die äußere. Sein Wille erstarkte und rang mit seinen Neigungen, die auch wieder zu erwachen begannen, furchtbare Kämpfe. Ein paarmal drohte ihm das Unterliegen. „Nur den tausendsten Theil von dem, was ich der Langweile und dem Laster in den Rachen geworfen, und das Kind wäre geborgen!“ rief er und wollte das Werkzeug von sich schleudern und in den Abgrund springen. Immer wieder war es das Gedenken an's Kind, das ihn aufrecht hielt.

Nach und nach stellten sich auch Freuden ein. Das Kind lächelte, streichelte mit dem Händchen seine bebarteten Backen, faßte den Lederschild seiner Mütze und lallte: „—ut!“

Die Pflegemutter verstand: „Hut“, der Vater wußte es besser, „Mut!“ rief es ihm zu. Und er gewann ihn ganz zu eigen. —

Nach einer Weile vernahmen die Fratres des Klosters zum heiligen Anton am See, daß der wunderliche Mensch, der seinerzeit aus dem See gezogen worden war, draußen in den Träufundbergen bei einem Steinbruch wacker arbeite. Nach näher eingeholten Erkundigungen ließ der Abt an ihn folgendes Briefchen schreiben:

„Eine Million verjuxen und sich erschießen! Wie jämmerlich! Aber eine Million verjuxen, dann Steine schlagen, das ist tapfer! Das Kloster braucht gegenwärtig einen Straßenmeister. Wollen Sie die Stelle haben, so mögen Sie sich melden.“

So steht es heute. Friedrich Kürbaum ist wohlbestellter Straßenmeister und bewohnt mit seinem heranblühenden Töchterlein und der alten Witwe das im Schweizerstyl gebaute kleine Haus, das rechterhand der Straße steht, wo sie sich gegen den See hineinbiegt und in's enge Klosterthal. Vom Fenster aus sieht man die Seewand und die im Hintergrunde aufragenden Felsriesen.

Ist das Alles? fragt Ihr. Und der Mann, der so fein erzogen worden, der so viel Glanz erfahren, der sich so heldenhaft emporgerafft hat, soll Straßenmeister bleiben?

Was wollt Ihr denn? Das, was Andere suchen und erjagen, hat er hinter sich, die Million. Er weiß, wie hohl sie ist, und diese Erfahrung gibt dem nun Geläuterten Ruhe und Weisheit für den Genuß des kleinen, innigen Lebens in der großen Natur.

Digitized by Google

Der Wunderdoctor.

Eine Dorfgeſchichte von P. K. Roſegger.*)

„Und macht auch ein wenig Waldrauch in den Zimmern!“ rief der Schmiedwirt noch die Treppe hinauf. Dann langte er eine Hane von der Holzwand und begab ſich damit vor das Haus, um das Waſſer über die Straße in den Graben zu leiten.

Es war ein heiterer Juninorgen, aber in der Nacht hatte es ſehr geregnet und das Waſſer ſtand noch in großen Lachen auf dem Wege. Es iſt keine beſchotterte Straße, die hier vorüberführt, es iſt nur ein ſchmaler Fahrweg, der von der entfernteren Poſtſtraße in das entlegene Thal zieht. Das Dorf liegt ſehr abgeſchieden da; das Thal iſt wohl grün, aber es wächst in demſelben nichts, als Gras und Erdäpfel; wer noch ein wenig Hafer, Salat und Kohl bauen will, der muß auf dem Boden Scheiter und Geſträuche verbrennen, um die hartnäckigen Graswurzeln zu vertilgen, er muß ſehr viel düngen.

Ein kleines Bächlein fließt durch das Thal, in deſſen Hintergrunde das kahle Felſengebirge niederſtarrt. Mitten im Dorf ſteht ein einziger größerer Bau von Stein mit einem Holzthürmchen; das iſt die Kirche, der Pfarrhof und das Schulhaus zuſammen. Am Wege ſteht das hölzerne, ſtockhohe Wirtshaus mit den großen, weißgetäfelten Fenſtern.

Und im Wirtshauſe gieng's heute um, wie in einem Bienenſchwarm. Die Schmiedwirtin hatte nicht ihr braunes Kopftuch über, ſondern ſie hatte ihre ſchwarzſeidene Haube auf, und das bedeutet immer was. — Sie eilt treppauf, treppab und durch alle Stuben und Kammern, ſie ſchafft mit den fegenden, ordnenden Mägden und ruft ſich alle fünf Minuten ſelbſt zu: „Ei, ja richtig, deswegen muß ich mir auch einen Knopf in der Naſe machen, deswegen auch!“

Jetzt, da ſie den Befehl ihres Mannes hört, ſagt ſie: „Ja, bin auch nicht erſt heut' vom Himmel gefallen; das weiß man ſo, daß Waldrauch in die Zimmer kommen muß!“

Der Wirt leitet behend das Waſſer in den Graben und dann blickt er erwartend den Weg entlang und murmelt:

„Jetzt dürften ſie ſchon da ſein!“

Der Schmiedwirt erwartet noble Gäſte aus der Reſidenz. Der Graf Funkelblut hat bei ihm für mehrere Wochen eine Wohnung beſtellen laſſen und heute ſoll er mit ſeiner Frau und mit ſeiner Tochter kommen. — Einen Bedienten werden ſie wohl auch bei ſich haben, denkt ſich der Mann ſo im Arbeiten, und das wochenlange Imwirtshauswohnen wird dem Herrn ein wenig theuer kommen; nun, die Leute haben ja wohl 's Geld.

Der Wagnerfaktl, ein buckliger Mann mit langen, röthlichen Haaren, einem kurzen, ſtruppigen Bart und einem ſehr dicken, braunen Hals, hinkte heran. Er kam eben aus der Kirche, in welcher die Meſſe zu Ende war, und ſagte nun zum Schmiedwirt:

„'s wär' nicht uneben, wenn Du eine weißrothe Fahne auf Dein Hausdach ſtecken thäteſt; das haben ſolche Leut' gern.“

„Du, Dalkert, wo nähm' ich denn jetzt eine Fahne?“ entgegnete der

*) Eine hier leicht umgeſtaltete Jugendarbeit des Verfaſſers.

Digitized by Google

Wirt, und spuckte sich in die Hände, daß er den Hanftiel besser fassen konnte.

„Das ist 's Wenigst', so einen Fetzen hab' ich gleich beisammen."

Mit diesen Worten eilte der Bucklige davon und nach einer halben Stunde kam er wirklich mit einem schmucken Fähnlein. Ein Knecht mußte ihm die Leiter an das Dach lehnen, und bald war der Wagnerfaltl auf dem Giebel des Schindeldaches und befestigte die Fahne.

„Sie kommen! Macht's Thor auf, sie kommen!" rief ein Junge am unteren Ende des Dorfes, und die Wirtin im Hause schrie: „Schau, wenn man den Wolf nennt, so kommt er g'rennt!"

Zum Glücke war im „oberen Stocke" Alles fertig und die Mägde stürzten zu den Fenstern.

Zwei schwarze glänzende Equipagen mit braunen Hengsten kamen herangeflogen und auf dem Bocke saßen Herren in schwarzer Kleidung mit hellglänzenden Knöpfen und geschmückten Cylindern.

Der Wirt stellte sich mit der Haue an den Rand des Weges und als die Pferde still standen und die Herren vom Bocke sprangen, zog er ehrerbietig sein grünes Käppchen ab und wollte den Ankommenden seine Hand zum Gruße reichen. Allein diese sahen sich nicht nach ihm um, sie öffneten den Wagenschlag, verbeugten sich, grüßten fein mit den Hüten und waren den Aussteigenden behilflich.

Aus dem ersten Wagen stiegen zwei dichtverschleierte Frauen in rauschenden Seidenkleidern und ein Herr in priesterlichem Anzuge, welcher einer der Frauen beim Aussteigen die Hand küßte. Aus dem zweiten Wagen stieg ein junger Mann in Grau gekleidet, ein älterer Mann in schwarzem Rock und zwei verschleierte Damen, wovon die eine ein weißes Windspiel auf den Armen trug. Alle hatten dunkelbraune oder lichtgraue Handschuhe an und Alle thaten sich nun zusammen, begrüßten sich und halfen sich in dem Kleinsten.

Der Schmiedwirt war ganz verwirrt, er hatte gemeint, es käme nur der Graf und seine Frau und seine Tochter und etwa noch ein Diener, und jetzt waren zehn bis zwölf Menschen da und er wußte gar nicht, welches der Graf und welches die Gräfin sein mochte. Auf gut Glück trat er zur Frau, welcher der Geistliche die Hand geküßt hatte, und mit einem leisen: „Grüß' Gott!" wollte er ihr die seine, etwas rauhe und stanbige reichen, doch blitzschnell zog die Frau ihren Arm zurück und hauchte ihrer Gefährtin zu:

„Mon Dieu, was ist doch das?"

Darauf seufzte sie und die zwei Herren, die auf dem Bocke gesessen waren, hielten sie, weil es war, als wollte sie umfallen.

„Ja, wo ist denn nachher die Gräfin?" fragte der Wirt kleinlaut den Mann im grauen Anzuge. Aber schon fiel der Herr in dem schwarzen Rock dazwischen und lispelte:

„Ihre Excellenz! Da, da! — aber stell' Er sich rückwärts!"

„Sie ist krank," sagte der Mann im grauen Anzuge zum Wirt.

„Ist Er der Herr Graf?" fragte dieser.

„Wohl nicht," entgegnete der Andere lächelnd, „der Herr Graf kommt erst in einigen Tagen nach. Vielleicht werden Euch, da Ihr wohl der Wirt seid, Alle vorgestellt, wenn nicht, so merkt Euch: die Dame dort, die sich an die Diener stützt, ist Ihre Exzellenz, die Frau Gräfin Funkelblut; die, welche ihr jetzt ein Fläschchen hinhält, ist ihre Tochter, die Comtesse Gabriele. Die zwei Damen, wovon die eine den kleinen Hund auf den Armen trägt, sind Gesellschafterinnen, und heißt die mit dem Hund Clotilde, die andere Baronesse Clementine. Der Herr mit dem schwarzen Rock, der jetzt mit den Kutschern

Digitized by Google

ſpricht, iſt der Hofmeiſter und Secretär der Herrſchaft; der Geiſtliche iſt Pater Severin, der Beichtvater der Damen, und ich bin der Lehrer der Comteſſe."

„Ei, wie? Läßt man uns daſtehen in alle Ewigkeit?" rief der Hofmeiſter in das Haus. Da eilte der Schmiedwirt nochmals herbei und ſagte, er ſei der Hausherr und man möge nur hineingehen, es ſei ſchon Alles fertig.

„Ja, wenn kein Wann wär', ſo könnt' man den Teufel zu einem Zugochſen brauchen!" hörte man die Wirtin von Innen heraus, und endlich kam ſie an die Thür', machte Knixe und ſagte:

„Ach Gott und nenn Heiligen, die Frau Mutter iſt gar krank!"

Es brauchte viel, bis die Herrſchaften in's Haus kamen; die Damen giengen auf dem rauhen Boden wie auf Eis, und als ſie die Holztreppe hinaufſtiegen, ſagte die Gräfin: „Oh Gott, wie ſteil? Stützen Sie mich, liebe Clotilde."

Nun wurde eine große Anzahl Kiſten und Koffer in's Haus geſchafft und die Wirtin ſtaunte über die Menge nach ihrer Anſicht unnöthiger Dinge, die man aus der Stadt für die paar Wochen Aufenthalt mitgebracht hatte.

„Als ob wir nichts hätten," meinte ſie; „aber halt ja, wer lang hat, läßt lang hängen!"

Der Wagnerfattl war während all' dem auf dem Dach bei ſeiner Fahne geſeſſen und hatte dem Treiben zugeſehen; jetzt erſt ſtieg er langſam herab und gieng kopfſchüttelnd ſeinen Geſchäften nach. Auf dem Firſte wehte in ſanften Schwingungen das Fähnlein.

Da der Schmiedwirt keine Wagenhütte hatte, ſo wurden die beiden Wagen vorläufig in die Tenne geſchoben, für die vier Pferde mußte eilends der Kuhſtall hergerichtet werden.

„Jetzt, wenn die Alle dableiben!" ſagte der Wirt, „was thäten wir denn, hätten ja keinen Platz!"

„Ja, das iſt der Herr Teufel," antwortete ſein Weib, aber man muß es halt ausmitteln; drei Betten hab' ich in der Gräfin ihr Zimmer ſtellen laſſen und im Grafen ſeinem Zimmer ſtehen auch zwei; die Frauen müſſen halt zu Zweien zuſammenſchlafen, 's geht nicht anders, man kann nicht gleich Alles vom Finger herausznpfeln! Schau nur, Philipp, daß die Roſſ' einen Platz haben, die Küh' kann man nicht auf der Weid' laſſen, oder meinſt, ich werd' der dummen Röſſer wegen meine Küh' beim Schweif aufhängen?"

In dieſem Augenblick wurde die Wirtin zu den Herrſchaften gerufen, und als ſie vor der Gräfin ſtand, die jetzt entſchleiert und ſehr roth war, ſagte ſie:

„Was ſchaffen's? — Schaffen's was?"

„Soll das unſer Appartement ſein?" fragte die Gräfin.

„Ja, die guten Gedanken und die blinden Roſſ' hinken halt alleweil hinten drein; hätt' mir's wohl denken können. Aber, wenn die Frau Gräfin was braucht, ſo thu Sie 's nur ſagen, thu' Sie ganz, wie wenn Sie bei uns daheim wär'. Eine Fleiſchbrüh' hätt' ich; eine warme Suppen iſt gut für einen Reiſenden!"

Später, als die Wirtin allein war, ſagte ſie zu ſich:

„Schicken muß man ſich können zu den Leuten, dann geht's ſchon."

Aber gleich darauf bedeutete ihr der Hofmeiſter, daß ſie das Zimmer Ihrer Excellenz nicht mehr betreten möge; Ihre Excellenz wären ſehr unwohl.

„So, Philipp," ſagte ſie dann zu ihrem Manne, „zuletzt müſſen wir aus unſerem eigenen Haus, und ſie werfen uns noch gar den Strohſack vor die Thür!"

Comteſſe Gabriele ſaß neben ihrer Mutter auf einem Stuhl. Sie hatte den Schleier zurückgeſchlagen, um ihre ſeltſame Umgebung beſſer betrachten

Digitized by Google

zu können. Das Mädchen war halb erwachsen, war bleich und zart und hatte große dunkle Augen. Auf den modern frisierten, fast glänzend-schwarzen Haaren, lag ein reicher Schmuck, ihr faltiges Kleid war aus schwerem Stoffe, aber es ließ etwas viel Hals bloß.

Der Priester sah durch das vergitterte Fenster hinaus in das Gebirge, die Diener waren mit Auspacken beschäftigt. Plötzlich jedoch befahl die Gräfin mit heiserer Stimme, daß man mit dem Auspacken einhalte, da noch heute abgereist werde. Darauf ließ sie den Hofmeister rufen. Dieser küßte ihr die Hand und sagte:

„Excellenz haben befohlen wieder abzureisen — aber — pardonnieren — es geht nicht. Bedenken Excellenz Dero Zustand, dieser verlangt unerbittlich die Ausführung dessen, was wir vorhaben. Daß wir den Aufenthalt hier möglichst kurz zu machen suchen, das versteht sich; ich werde noch heute Anstalten treffen, daß wir den Mann auffinden."

„Ach, ich beschwöre Sie, lieber Herr von Fraisbein, thun Sie Ihr Möglichstes. Bringen Sie den Mann hierher, aber ohne Aufsehen: die Leute dürfen nicht ahnen, um was es sich handelt; und dem Mann sagen Sie, daß es in wenigen Tagen gut sein muß und daß er in diesem Falle sein Glück macht. Aber sagen Sie ihm das. Nur kein Zögern, hier ist es unausstehlich!"

Der Hofmeister war mit einer sehr complicierten Verbeugung davongeeilt. Das Auspacken wurde fortgesetzt. Die Glas- und Papierbilder, die an den weißgeschenerten Wänden hiengen, die Stühle und die Bettüberzüge wurden hinausgeschafft und derlei Dinge durch mitgebrachte ersetzt. Gabriele klagte über den starken Geruch, und wollte, daß alle Fenster angelweit offen seien; die Gräfin fröstelte und befahl, daß man die Fenster schließe.

Der Pfarrer und der Schulmeister, welche von dem Bedrängnisse des Schmiedwirtes hörten, erboten sich, zwei Herren in die Wohnung zu nehmen; sofort zog Pater Severin zum Pfarrer und der Lehrer der Comtesse quartierte sich beim Schulmeister ein. Für die Kutscher und Pferde wurde beschlossen, sie auf einige Tage in den Marktflecken Reichau zurückzuschicken.

* * *

Der junge Mann, der sich dem Wirt als Lehrer bezeichnet hatte, war in seiner neuen Wohnung eben beschäftigt, seine mitgebrachten Bücher auf dem Tisch zu ordnen, als ihn der Hofmeister rufen ließ.

„Lieber Johannes, ich lade Sie auf einen kleinen Spaziergang ein," sagte dieser, „ich habe Ihnen im Namen Ihrer Excellenz Mittheilungen zu machen."

Und als die zwei Männer hinter dem Dorfe über eine Wiese giengen, fragte der Hofmeister den Johannes:

„Wissen Sie wohl, warum unsere Herrschaft für diesen Sommer gerade diesen Gebirgswinkel zum Aufenthalte gewählt hat?"

„Da ich erst seit Kurzem im Hause des Grafen bin, und da ich mich nicht näher um die Familienangelegenheiten bekümmere, als es mein Beruf verlangt, so kann ich das nicht wissen."

„Diesmal aber dürften Sie doch ersucht werden, lieber Johannes, etwas über Ihren eigentlichen Beruf hinaus zu thun. Vor Allem hören Sie. Unsere gnädige Herrschaft hat bisher ihre Sommerfrische immer in einer Villa, in der Nähe der Residenz genossen. Der Aufenthalt hier im Gebirge hat nicht blos den Zweck einer Sommerfrische, sondern auch einen anderen. Sie wissen, daß Ihre Excellenz mit einem, ich möchte sagen, räthselhaften Uebel behaftet sind, welches bisher allen medicinischen Hilfsquellen Hohn gesprochen hat. Die Frau Gräfin leidet schon seit Jahren an einer unbegreiflichen

Digitized by Google

Schwäche und Abspannung, welche sie zu allen Arbeiten und Genüssen unfähig macht. Die berühmtesten Aerzte haben unsere Gnädige schon behandelt; die verschiedensten Heilanstalten mit allen möglichen Bädern sind schon versucht worden — vergebens, das Uebel wird immer stärker. Die Frau Gräfin lebt im Wahne, ihr Blut sei vergiftet; ihr Zustand ist also um so bedauerlicher. Da wollte es vor einigen Wochen der Zufall, daß die Gnädige von einem Wunderdoctor hörte, welcher in einem Gebirgswinkel des Oberlandes leben soll, und der noch Jeden geheilt, welcher sich mit festem Vertrauen an ihn gewendet hätte; besonders in Reinigung und Auffrischung des bösen Geblütes sei er unfehlbar. Nachdem sich die Frau Gräfin die Gegend und den Wohnort dieses Mannes näher beschreiben ließ und nachdem sie ihrem Leibdoctor, der ihr schon sehr lästig geworden, Urlaub gab, traf sie Anstalten, den Wunderdoctor aufzusuchen. Da sie diesen Mann des Aufsehens halber nicht in die Stadt bringen lassen wollte und da sie gehört hatte, daß mit der Heilung auch ein Landaufenthalt in der Nähe des Wunderdoctors verbunden sein müsse, so beschloß die Herrschaft, die diesjährige Sommerfrische in dem betreffenden Gebirgsthale zu nehmen und während derselben den Wunderdoctor zu consultieren. Wir sind nun in diesem Thale. Daß die hiesige, ohnehin vorurtheilsvolle und gleich Alles übel deutende Bevölkerung weder den Zustand der Gräfin, noch die Ursache ihres Aufenthaltes hier ahnen darf, versteht sich von selbst. Nun aber handelt es sich, den betreffenden Wunderdoctor, der in dieser Gegend herum leben muß, vollends aufzufinden. Sie, lieber Johannes, sind aus dem Volke, und verstehen mit demselben besser zu verkehren als etwa wir Anderen. In der Ueberzeugung, daß Sie unserer Herrschaft ergeben sind, würden wir Ihnen nun die Aufgabe zutheilen, den Wunderdoctor aufzusuchen, was Ihnen hoffentlich bald gelingen wird. Lassen Sie es aber nur bei dem Aufsuchen bewenden und geben Sie mir dann Bericht; alles Uebrige ist meine Sache."

Johannes versprach, sogleich an seine Aufgabe zu gehen.

Als er hierauf von einer anderen Seite als der Hofmeister in das Dorf zurückkehrte, begegnete ihm der Bucklige, der auf dem Dache des Wirtshauses die Fahne befestigt hatte. Mit diesem ließ sich der junge Mann in ein Gespräch ein. Er erkundigte sich nach den Zuständen der Gemeinde, nach der Bevölkerung, ob ein gesunder Menschenschlag da sei, wie alt die Leute in dieser Gegend in der Regel würden und ob nicht auch ein Arzt im Dorfe wohne.

„Ist Keiner da," sagte der Bucklige, „so lang' die Leut' arbeiten, bleiben sie hübsch gesund, und werden sie alt und schwach, so sterben sie auch ohne Arzt."

„Aber, wenn Einer ein Bein bricht, oder einen Zahn zu ziehen hat, oder einen Aderlaß braucht, da gibt es wohl den Hufschmied oder so Einen?"

Der Wagnerfaltl sah den jungen Mann schief an und sagte kurz:

„Gibt Keinen. Wenn Euch aber just ein Zahn weh thut, den schlägt Euch Jeder heraus. Ich auch!"

Damit wendete er sich ab und gieng seiner Wege.

„Dieser ist sehr tückisch, oder gibt es wirklich keinen solchen Menschen da herum, wie ich ihn suchen soll?" dachte sich Johannes und schritt weiter.

Ganz nahe am Dorfe traf er den Schmiedwirt, der eben einen Bretterzaun ausbesserte. Als dieser den Lehrer sah, grüßte er und sagte:

„Ihr geht schön herum da auf dem Futter! Aber es macht nichts, es ist meine Wiese und Ihr seid mein Gast. Sagt mir, seid Ihr Alle krank, weil Ihr so blaß und grämig ausschaut?"

Digitized by Google

„Bei mir mögt Ihr nicht weit gefehlt haben, Herr Schmiedwirt.“

„Bin kein Herr, nennt mich kurzhin den Schmiedwirt oder den Philipp, wie mir's noch am liebsten ist. Wie muß man denn Euch heißen?“

„Meine Herrschaft nennt mich Johannes. Ich heiße eigentlich Hans Meier, aber dieser Name ist meiner Herrschaft nicht genehm.“

„Mein Schwager, der Kuhringer, heißt auch Hans Meier, und mein Almbub auch; der Kreuzschuster in der Lacken schreibt sich Johann Meier und in Reichau kenne ich noch drei andere Meier. Ihr auch Meier; nu, so hätten wir jetzt halt um Einen mehr. So so. Und wo fehlt's Euch, weil ich's vorhin bei Euch errathen hätt', sagt Ihr?“

Jetzt muß der junge Mann schon eine kleine Lüge sagen, um vielleicht doch an's Ziel seiner Forschung zu kommen.

„Die Gicht, die Gicht, lieber Philipp,“ sagte er, „ist denn kein Arzt, so ein Bader im Dorf?“

„Ei, wer wird denn gleich zum Bader gehen? Für die Gicht weiß mein Weib das beste Mittel, werd' ihr's gleich sagen, wenn ich in's Haus komm'.“

„Bin aber oft ordentlich ein wenig in der Angst, Schmiedwirt; 's hat mir einmal geträumt, das Blut wär' mir vergiftet.“

Der Wirt sah den jungen Mann an:

„Ist wohl ein Kreuz mit den jungen Leuten heutzutag, gleich haben sie's im Blut. Aber sein mag's schon; müßt's Euch's abbeten lassen, halt ja! Geht einmal zum Wagnerfaltl hinauf, der segnet Euch's schon ab, 's mag Euch gut thun; nun, und hilft's nicht, so schadet's nicht. Zwischen den zwei Fichten dort — schaut einmal — seht Ihr ein graues Bretterdach; dort ist dem Wagnerfaltl sein Häus'l. Geht nur hinauf und sagt, ich hätt' Euch geschickt und Er soll Euch das vergiftete Blut abbeten. O, zum Wagnerfaltl kommen die Leut' von weit und breit; er kann allerhand und ist ein Schwarzkünstler.“

„Dank Euch recht!“ entgegnete Hans Meier. „Da muß ich schon ein wenig hinauf.“

Dann eilte er davon. Jetzt glaubte er's zu wissen. Aber, war seine Mission schon zu Ende, sollte er nicht etwa mit dem Manne auch selbst sprechen? War er es am Ende nicht sich, seiner Neugierde schuldig, den wunderlichen Mann kennen zu lernen, und war er es nicht auch dem Schmiedwirt für den wohlgemeinten Rath schuldig?

Sofort gieng er durch das Dorf hinaus und aufwärts, am Bächlein entlang gegen das ihm beschriebene Häuschen. Dasselbe hat eine fast ganz schwarze Holzwand mit kleinen, kreuzweise vergitterten Fenstern mit schmaler Vertäfelung. Das lichtgraue Bretterdach steht weit vor und deckt auf einer Seite auch eine Hütte, in welcher verschiedene Ladenstücke und Werkzeuge sind. — Am vorüberfließenden Bächlein gieng ein Rad, welches eine zwischen zwei Pfeilern aufrechtstehende Holzstange bewegte. Am oberen Ende dieser Stange war eine Spagatschnur befestigt, welche oben durch die Luft und durch die Wand in das Häuschen gieng und mit jedem Umtrieb des Rades einen kleinen Ruck that.

Hans blieb stehen und sah dem Dinge zu; sollte das etwa das Schild des Wagners sein?

Die Thüre des Häuschens, auf welche viele Holzkreuzchen genagelt sind, war angelehnt. Als sie der junge Mann öffnete, stand er in einer dunklen Vorlaube, deren Fußboden aus gestampfter Erde besteht. Er klopfte an eine zweite Thür; er hörte von Innen ein Geräusch, aber Niemand sagte: Herein! Er öffnete und trat in die kleine Stube.

In der Stube war ein Kind, welches etwa zwei Jahre alt sein mochte und welches sich in einer sonderbaren Vorrichtung befand. Diese

Digitized by Google

Vorrichtung bestand aus einem Brette, das in Form eines ganz niederen Tischchens auf vier Füßen stand. An jedem dieser vier Füße war ein kleines Rädchen, so daß das Tischchen hin- und herrollen konnte. Das Tischchen selbst aber hatte in der Mitte eine runde Oeffnung, in welcher das Kind stand, das auf diese Weise nicht umfallen, wohl aber durch die kleinste Bewegung das Gestelle mit sich fortrollen konnte. Das war zur Uebung im Gehen ohne Gefahr des Fallens. Um den Hals hatte das Kind einen Kranz von verschiedenen Kleinigkeiten, als Holz- und Papierstücke, Steinchen und Wurzeln, welche an einer Schnur hiengen.

Hans lächelte, das Kleine zeigte Furcht und trieb sich gegen einen Winkel.

In der Stube war aber auch noch ein zweites Kind, welches ganz jung zu sein schien und in einer Wiege lag. An der Wiege war jene Spagatschnur befestigt, welche durch die Wand vom Rade hereinkam; diese Schnur bewegte das Bettchen sanft, aber beständig, und das Kind schlief.

An der Stubeneke, wo der Tisch steht, hängen zahlreiche Heiligenbilder, theils auf Glas, theils auf Holz gemalt. Gerade über dem Tisch hängt ein aus Papier geformter Vogel mit ausgestreckten Flügeln. Rings an der Wand in einer gewissen Höhe sind Leisten angebracht, auf welchen Gläser, Tiegel und verschiedene Paketchen ruhen. Alles ist mehr oder minder rußig, nur der Fußboden ist stets rein gescheuert. Die Mauer des großen Kachelofens ist gelblich von dem hervorschlagenden Rauch; hinter dem Ofen stehen zwei Betten mit hellrothen Ueberzügen, und über denselben hängen mehrere Schwarzwälderuhren, deren Getiche bald regelmäßig, bald wirr durcheinander geht. Neben den Betten steht ein großer Kasten, der roth und blau und mit verschiedenen Blumen, Buchstaben und Zeichen bemalt ist.

Hinter diesen Kasten hatte sich das eine Kind mit dem Tischwägelchen geflüchtet.

„Sag' mir, kleiner Schatz, ist Dein Vater nicht zu Hause?" fragte Hans das Kind. Dieses gab keine Antwort, sondern begann laut zu weinen.

Jetzt wurden auf dem Dachboden Schritte vernehmbar und bald darauf trat ein erwachsenes Mädchen in die Stube. Dieses stutzte, als es den Fremden sah, doch der trat ihm entgegen und sagte, des eigenmächtigen Eintrittes wegen fast beschämt:

„Um Vergebung, ich such' den Wagnerfaltl."

„Dann muß Er ein wenig warten, mein Vater ist in den Wald gegangen, und wird gleich zurück sein. Wenn Er sich niedersetzen will?"

Hans that es und das Mädchen besänftigte jetzt das weinende Kind.

Das Mädchen war so gekleidet, wie es alle Weiber jener Gegend sind, wenn sie im Sommer zu Hause Arbeiten haben und nicht weiter ausgehen. Es hatte ein Hemd aus Baumwollenstoff an, welches den Hals und die Arme unbedeckt ließ, und es hatte einen Unterrock aus grober Leinwand, der kaum über die Knie reichte. Das war der Anzug des Mädchens. Die Füße waren bloß, die hochblonden Haare waren einfach zurückgekämmt und rückwärts in einem Knoten zusammengebunden. Das Gesichtchen war voll und ein wenig geröthet, die Augen klar und dunkelblau, das Näschen stumpf, die weißen Zähne sah man nur, wenn es lächelte. Wie alt es sein mochte? Ueber die vierzehn Jahre wohl schon hinaus, das zeigte der volle, ebenmäßige Bau seines Körpers.

Da das Kind sich nicht besänftigen lassen wollte, schlug das Mädchen einige Male mit der rechten Hand auf seinen eigenen linken Arm und sagte, wie schmollend:

„Wart', Du zuwidere Mariann, Du, daß Du das Leuerl so allein läßt, wart' Du!"

Digitized by Google

„Ja, ja, lehr' nur dem Kind das Schlagen recht!" sagte ein älteres Weib, das eben eingetreten war. „Das lernen sie so auch noch früh genug; und thäten sie 's gar nicht lernen, so blieben bei den Großen die Schlägerei'n aus. Hast es schon gehört, Mariann', des verstorbenen Spreitzenhofer Sohn seine Hand wachst aus dem Grab heraus, weil er damit einmal seine Mutter geschlagen hat! Schau jetzt auf die Kinder, ich geh' in den Geißstall strenen."

Das Weib war wieder fort und Mariann' sagte zum Leuerl:

„Hop, hop, sei nur still; 's wird Alles gut, eh' Du heiratest."

„Ist das Spielerei, was Ihr da dem Kinde um den Hals gehangen habt?" fragte Hans.

„Bei Leib nicht, das ist der Zatsch," antwortete das Mädchen; „schau Er, da ist einmal das Fraisssteindl, das hilft für die Fraisen, und das da sind Krebsaugen, die sind gut für das Unziefer, und hier ist eine Feigenwurzel, daß 's Dirndl nicht verschant wird."

„Verschant, was ist das?"

„Er weiß just nicht gar viel. Zu uns kommen alle Tage fremde Leut', weil mein Vater ein wenig doctert und die Krankheiten abbeten kann, und die Leut' schauen die Kinder halt an, und auf der Stell' haben diese nachher die Fieberhitz' und eine harbe Stirn. Wenn wir ihnen aber eine Feigenwurzel anhängen, so schadet das Anschauen nicht."

„Hast Du auch eine Feigenwurzel angehängt, Mariann'?"

„Ja, was nicht noch! Ich bin schon groß und mich mag kein Mensch mehr verschauen, das ist nur bei den Kleinen. Ja, wenn's bei den Großen auch wär', da müßt ich schon lang sterbenskrank sein — wie mich die Leut' anschauen! — Jetzt aber still, Leuerl, schau, der Mann dort, der packt Dich sonst mit!"

Ueber dieses Wort schrie das Weib draußen:

„Wart' Mariann', ich werd' Dir helfen! wenn Du den Kindern so vorsagst, dann fürchten sie sich vor jedem Menschen und vor jeder Maus, daß es Noth thät, man hätt' Einem die Fratzen alleweil an den Buckel bunden!"

Aber das Leuerl war ruhig geworden und die Mariann' schob jetzt die Wiege ein wenig zurecht und ließ sie dann wieder in ihren Gang.

„Das Oswaldel schläft sonst nicht, wenn man's nicht immer wiegt," bemerkte sie, „deswegen hat mein Vater den Wasserwieger hergerichtet; Unsereins hat nicht alleweil Zeit, daß man dablieb."

„Sag' mir einmal, Mariann', was bedeutet dieser Vogel über den Tisch?" fragte Hans.

„Wenn Er ein Christ ist, so wird Er's wohl wissen, und wenn Er keiner ist, so braucht er's nicht zu wissen. Nu, jetzt kommt mein Vater."

In der Vorlaube hörte man eine männliche Stimme:

„Sein Lebtag ist's wahr, was der Kopf vergißt, das müssen die Füße büßen; jetzt bin ich auf dem Rinschlag gewesen und hab' dennoch das Brombeerlaub vergessen für den Kuhringer seinen Fuß. Ist wer kommen derweil?"

„Ja, ein Herr wartet auf Dich drin' in der Stuben," entgegnete das Weib.

Sofort trat der Mann ein.

Hans war neugierig gewesen, wie der „Wunderdoctor" aussehen mochte, und er war nicht wenig überrascht, als jetzt jener bucklige Mann vor ihm stand, dem er vor ein paar Stunden hinter dem Dorfe begegnet war und den er gefragt, ob kein Bader in der Gemeinde sei.

Als ihn jetzt der Wagnerfaltl um sein Begehren fragte, wußte er kaum, was er antworten sollte. Er hatte eigentlich kein Begehren, als den Mann kennen zu lernen, aber dabei durfte es nun nicht bleiben, er mußte sich aus der Klemme zu helfen suchen.

Digitized by Google

„Wenn Ihr mir vor zwei Stunden gesagt hättet, wer Ihr seid," sagte Hans, „so hätt' ich Euch gleich damals gebeten, daß Ihr mir das vergiftete Geblüt abbetet; 's thut mir nicht gut, und ich glaub', ich hab's im Blut."

Der Faltl sah den jungen Mann an: „Ihr im Blut? Thät' Gott danken, wenn ich Euer Blut hätt' — ließ mir's nicht abbeten. Wenn Ihr sonst nichts wollt von mir? —"

Hans war in Verlegenheit, er mußte eine andere Wendung nehmen. Im Geheimen verwünschte er diese Lage, in der er seiner Herrschaft wegen nur sprechen mußte, um seine Gedanken zu verbergen.

„Spaß bei Seite," meinte er endlich, „meine Herrschaft will bei Euch einen Wagen bestellen, das mitgebrachte Gefährte taugt nicht für diese Gegend."

„Einen Wagen will Enere Herrschaft? Hab' zwar mein Handwerk schon an den Nagel gehangen, weil ich so besser fahr', aber wenn Enere Herrschaft mehrere Tage gedulden will, so mag sie schon ein Wäglein haben, wie soll's denn werden?"

„Wird meine Herrschaft erst angeben; vielleicht wolltet ihr Euch einmal unten beim Schmiedwirt anmelden."

Nach diesen Worten gieng der junge Mann. Der Faltl begleitete ihn bis zur äußeren Thür, dort sagte er:

„Ihr seid zu mir kommen um ein Abbeten und um einen Wagen, aber Ihr braucht nicht mein Abbeten und Ihr braucht nicht meinen Wagen. — Was Ihr von mir braucht, das weiß ich heut' noch nicht; ich mach' Euch derweil den Wagen. Sagt das Euerer Herrschaft, oder sagt Ihr es nicht. Behüt' Euch Gott!"

* * *

„Diese Städter sind dumm, wie ein Schaub Stroh", sagte die Schmiedwirtin, als ihr Mann am späten Nachmittag von seiner Zannarbeit zur Jause nach Hause kam; „um zwölf Uhr nehmen sie das Frühstück und jetzt kochen sie erst ihr Mittagsmahl; 's ist doch wahr, wie's heißt, sie gehen zum Mittagsessen, wenn die Hühner aufsitzen, und schlafen, wenn der Hahn kräht; — nein, da muß man sich doch verwundern, wie die Mans beim Vögerl. Und erst die spaßige Kocherei, die sie haben, Alles wollen sie selbst machen, und meinen, Unsereins könnt' nicht fünfe zählen. Guck nur einmal dort hinein in die Küch'; das Kochen steht den vornehmen Leuten just an, wie dem Esel das Zitherschlagen; wie sie herumgreifen, als hätten sie lauter Butter an den Fingern. Ich lach' noch, wenn sie Alles anbrennen und verpfeffern: dann sollen sie's nur ausausessen, wie sie's einbrocken! Ich lach' noch!"

Um fünf Uhr wurde zum Diner gerufen. Die Tafel war im Freien hinter dem Hause und die Sonne fiel auf die silbernen Bestecke, auf die schneeweißen Teller und Tassen und auf die funkelnden Gläser, die sie alle aus der Stadt mitgebracht hatten. Man wollte den Tisch unter den Schatten eines Lärchbaumes stellen, aber die Gräfin protestierte dagegen; sie saß bereits in der Sonne und war in dichtes Pelzwerk gehüllt. Verschleiert war sie nicht. Auch die Comtesse war trotz des Verbotes seitens der Gouvernante ohne Schleier im Hause umhergegangen. Jetzt saß sie neben ihrer Mutter und verzog ein um das andere Mal Näschen und Mund über die ländliche Umgebung.

Endlich nach vielen gegenseitigen Complimenten saßen Alle beisammen und zwei Diener trugen Speisen auf und um den Tisch herum.

Die Schmiedwirtin guckte durch ein Dachfensterlein auf die Gesellschaft.

„Die laufen zum Tisch, wie meine Schwein zum Trog," sagte sie zur Stallmagd, die bei ihr war; „Kein's

Digitized by Google

macht ein Kreuz, geschweige, ein Gebet. Fein ist's schon, wenn mit dem großen Löffel gegessen wird, aber möcht' nicht mithalten. Hast gesehen, Hanni, was sie zum Rindfleisch für eine gelbe Soß auftragen haben? Ich hab' vom Anschauen schon genug!"

„Comment va la santé, Madame?" leitete der Hofmeister ein Tischgespräch ein, indem er sein glattrasiertes Gesicht streichelte.

„Ah, je suis enrhumé; j'ai mal à la tête," antwortete die Gräfin, und sie ließ ihren Teller unberührt.

Später bemerkte der Hofmeister der Gräfin gegenüber, daß der betreffende Mann bereits erkundet sei.

Johannes richtete einige Worte an die Comtesse, schlug für den Abend einen kleinen Spaziergang vor und sprach von schönen Partien, die er bereits entdeckt habe. Die Gesellschafterin war mit dem Spaziergange einverstanden. Gabriele sagte:

„Je reste à la maison."

Pater Severin, der neben dem Lehrer saß, erzählte von einem Ausflug, den er bereits mit dem leutseligen Herrn Pfarrer gemacht habe und daß sie bei einem über hundert Fuß hohen Wasserfall gewesen seien. Die Umgebung sei wundervoll; an den Menschen habe er bemerkt, daß sie sehr gutmüthig wären."

„Aber ein wenig abergläubisch, scheint mir," sagte Fräulein Clotilde, „gerade früher habe ich gehört, daß hier in der Gegend ein Mann lebe, der es verstehe, Krankheiten abzubeten und daß es Leute gäbe, die sich von diesem Manne wirklich aufbeln ließen."

Ein Theil der Gesellschaft lachte.

Der Hofmeister goß Wein in eines seiner Gläser und warf die Frage auf, warum es in ihrem Quartier wohl beim Schmiedwirt hieße, es sei ja kein Schmied in der Nähe.

„Weil auf dem Lande Alles Unsinn ist," bemerkte die Comtesse etwas vorlaut.

„Zu bewundern ist die Auffassungsgabe des gnädigen Fräuleins," sagte Johannes, „kaum acht Stunden hier, vermag es die ländlichen Verhältnisse schon sehr bestimmt zu beurtheilen."

„Das war ein Verweis, Gabriele, bedanke Dich!" sagte die Gräfin und zog ihren Pelzüberwurf enger zusammen. Von den ersten Speisen rührte die „Gnädige" nichts an, nur als das Wildpret und die Mehlspeisen kamen, ließ sie sich etwas auf den Teller legen.

Nach der Tafel fragte Johannes die Gräfin, ob er mit dem Unterrichte des Fräuleins fortzufahren habe; die Dame machte eine Handbewegung und ließ sich durch den Hofmeister in ihr Zimmer führen.

Gleich darauf ließ sich der Wagnerfaltl melden, allein er erhielt den Bescheid, daß er ein anderesmal kommen möge, Excellenz schliefen.

Der Faltl ließ zurücksagen: „Wenn man ihn benöthige, möge man nur zu ihm kommen, er sei zu jeder Tageszeit wach."

Hans holte aus seinem Zimmer einen Stock und ein Buch zu einem Spaziergang, wurde aber noch vor diesem von der Schmiedwirtin gerufen.

„Mein Mann hat gesagt, daß Er die Gicht hat und jetzt hab' ich Ihm ein Ameisbad gemacht und einrauchen thu' ich Ihn auch, wenn Er will; Er schaut eh' aus, wie ein Herrgott aus Hafermehl!"

Hans hatte Mühe, dem Weibe zu entkommen und dieses schrie ihm nach:

„Ja, ja, nur gleich davonlaufen; wer die Medicin nicht ehrt, der ist der Gesundheit nicht wert!"

Der junge Mann gieng thaleinwärts gegen eine Schlucht, dort, wo aus einer Kluft das Wässerlein niederrieselt, setzte er sich auf einen Stein, las in seinem Buche, schrieb in sein Notizheft, und blickte dann empor zu den hohen Wipfeln der Fichten und

Digitized by Google

zu einer luftigen Felsenzinne, auf welcher noch der Abendsonnenschein lag.

Es war ihm, als ob auf der ehernen Felswand goldig seine Kindheit gemalt wäre. —

Hans Meier's Heimatsstädtchen lag auch zwischen hohen Felsen. Diese Felsen und die Lüfte um dieselben waren oft so rein, daß man die Gemsen auf den Wänden herumsteigen sah; dann waren sie wieder so blauduftig, als ob sie in weite Ferne gerückt worden wären, und dann waren sie wieder so wunderbar im Alpenglühen.

Aber Hansen's Vater, der ein Landwirth war, sagte oft:

„Ich wollte, es wären keine schönen Felsen, sondern es läge um uns eine einförmige Ebene, daß wir Brot hätten."

Als Hans studierte, schickte ihm der Vater in den ersten zwei Jahren Geld, im dritten kam ein Brief, der keinen Kreuzer, aber viele Worte brachte — daheim sei große Noth. Wolle Hans weiter studieren, so möge er sehen, daß er gute Menschen fände. Hans fand gute Menschen und studierte weiter. Nach seinen wohl bestandenen Prüfungen wurde er dem Grafen Funkelblut als Hauslehrer empfohlen, und so erhielt er diese Stelle. Er ist zufrieden, obwohl ihm die Lebensweise seiner Herrschaft nicht zusagt. Die Comtesse unterrichtet er in der Grammatik und in der Naturgeschichte. Er hat Glück im Unterrichten, aber das verzogene Fräulein hatte sich anfangs nicht selten über ihn lustig gemacht, da sein Benehmen in der vornehmen Gesellschaft oft ein wenig linkisch war. Hans hat einen schlichten Charakter und gibt sich eben nicht besonders Mühe, allen glatten Regeln der Etikette vollkommen zu entsprechen. Fremdling im Salon, ist er daheim im Volke, dem er sich seinerzeit auch ganz widmen will. — Eine große Freude hatte Hans über den Aufenthalt im Gebirge; diese Zeit soll ihm wieder neue Kraft und Frische verleihen für ferneres Arbeiten und Lernen.

* * *

Das war wieder einmal ein Morgen, an welchem der Natur das Herz lachte und dem Menschen auch.

Die Herrschaft hätte ihn verschlafen, wenn unten im Hofe nicht schon um vier Uhr das Gepolter des Werktages begonnen hätte. Der Stallbub schrie mit seinen Ochsen, der Großknecht ließ einen Karren über den Hof kollern, ein Anderer dengelte Sensen und gab in allen Kammern und Ecken Befehle.

Mißmuthig erhob sich die Gräfin halb aus ihrem Lager:

„Demoiselle, sagen Sie doch diesen Bauersleuten, daß sie ruhig seien — ach, 's ist eine Unmöglichkeit! Oeffnen Sie doch ein wenig das Fenster — ein unausstehlicher Dunst!"

Klotilde, welche mit der Gräfin und der Comtesse in einem Zimmer schlief, warf ein Hauskleid um und öffnete ein Fenster.

Frische Morgenluft strömte herein.

„Dieu, Dieu!" rief die Gräfin aus, „das ist ja ein wahrer Eisstrom! Schließen Sie, ich bitte, schließen Sie!"

Gabriele, welche auch schon erwacht war, blickte von ihrem Lager durch die Scheibe und rief: „Mama!" Sie zeigte gegen das Fenster.

Die Dame hatte sich in Pelze gehüllt, dann ließ sie sich einen Stuhl an das Fenster rücken. Sie sah hinaus. Endlich öffnete sie wieder das Fenster und sah immer hinaus.

Die Comtesse jubelte.

Vor ihren Blicken lag die Alpenwelt zur Morgenstunde.

Da lag die frischgrüne Wiese mit ihren funkelnden Thautropfen, so daß Gabriele ausrief:

„Sind denn die Sterne herabgefallen?"

Digitized by Google

„Und die Silberkette dort, das Bächlein,“ sagte Klotilde.

„Und die schwarzen, großen Bäume und die rothgoldene Wand — ah, die ist ja während der Nacht viel näher gekommen!“

„Wenn man lange zu jener Felsenspitze emporblickt, so glaubt man, sie fällt auf uns her! — Und diese Bläue des Himmels.“

„Wer hat doch die weiße Wolle dort an den Felsen geklebt? Ah, das ist ja ein Wölkchen, welches hoch an der Wand schwebt!“ —

Ein Junge trieb die Herde zwischen den Wiesen hin und gegen den Wald. Das vordere Rind hatte eine Blechschelle um den Hals gehangen, welche klang und schrillte und in der aufgehenden Sonne funkelte. Der Junge sang einen Jodler.

Dort gieng der Wirt in Hemdärmeln über die Wiese; er trug eine Sense auf der Schulter, mit welcher er nun zu mähen begann. Langsam fuhr er durch das nasse Gras und dieses legte sich hin, und hinter dem Manne schlichtete sich in einer langen Reihe das abgemähte Futter und der frische Duft des Grases durchzog die Morgenluft.

Als Philipp bemerkte, daß ihm die Herrschaft von dem Fenster aus zusah, lüftete er sein grünes Käppchen und grüßte. Dann schärfte er mit dem Stein, den er in einem Holzklumpf mit sich trug, die Sense und mähte weiter. Jetzt kam eine Magd mit einem „Buckelkorb“, in welchen sie das abgemähte Futter that und dieses sofort in den Hof trug.

„Kommt's her, die Suppen steht schon auf dem Tisch!“ rief die Hausfrau von der Thür her. Der Mäher wischte seine Sense mit Gras ab und schritt dann langsam gegen das Haus. Im Hofe wurde es still und bald hörte man in der Gesindestube das Summen des Tischgebetes.

Auf das Bitten der Zofe, welche um den Zustand der Gräfin besorgt war, schloß diese das Fenster, aber sie gieng nicht mehr in das Bett zurück, sie ließ sich ankleiden.

Nach dem Frühstück, welches die Herrschaft in der Vorstube eingenommen hatte, schlug der Hofmeister eine Spazierfahrt vor; zwei Pferde seien bereits von Reichau angekommen. Man war einverstanden. Die Gräfin bemerkte, man möge den Weg am Wagnerhäuschen vorüber nehmen, da sie ein Landwäglein zu bestellen gedenke.

Nach der Messe, welche Pater Severin im Dorfkirchlein las, setzten sich die Gräfin, die Comtesse, Clotilde, der Hofmeister und der Priester in den Wagen. Johannes, Baronesse Clementine und der Schulmeister (welcher sich heute einmal erlaubt hatte, die Schulstube zu sperren, weil wegen der dringenden Heuarbeit sich nur Ein Schüler eingefunden hatte) giengen zu Fuß.

Auch ein Gewerke aus Reichau, ein alter Bekannter des Grafen Funkelblut, der heute mit den Pferden der Herrschaft gekommen war, schloß sich den Fußgehern an. Er war ein schon betagter, heiterer Mann, ziemlich corpulent, aber in schmucker Bergmannstracht, auf welche er sich nicht wenig einzubilden schien. Die Gesellschaft nannte ihn Herrn von Sturmhaus.

Herr von Sturmhaus war nach allen Seiten sehr aufmerksam, trug der Baronesse wiederholt den Arm an und zu Johannes sagte er:

„Sehr erfreut, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, Herr von Meier; dem Namen nach habe ich schon lange die Ehre.“

Meier schrieb nämlich mitunter culturhistorische Studien, die in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt wurden.

Der Wagen war thaleinwärts vorausgefahren und hielt vor einem kleinen schwarzen Holzhäuschen. Hans wußte, warum er hielt, aber er sprach mit dem Schulmeister über den zahlreichen Löwenzahn, der vor dem Häuschen blühte. Die Gräfin, Amand, ihren kleinen Lieblingshund auf dem

Digitized by Google

Arm, und der Hofmeister stiegen aus — man möge nur weiter fahren und den Sommertag genießen, sie wollten den Wagnermeister sprechen, dann würden sie zu Fuß in das Dorf zurückkehren.

Herr von Sturmhaus und Baronesse Clementine setzten sich nun an die Stelle der Ausgestiegenen in den Wagen und dieser rollte weiter. Haus und der Schulmeister giengen langsam nach.

Der Hofmeister trat in's Häuschen; die Gräfin setzte sich vor demselben auf ein Holzbänklein.

Der Faltl, der eben auf einem Brettchen malte, das vor ihm auf dem Tische lag, wollte die Dame einladen, in die Stube zu kommen, allein sein Weib sagte:

„'s müßt' doch eine alte Kuh lachen, wenn die Frau in die Stuben gieng; die schaut ja aus, wie der Schweinstall im Advent!"

„Ihre Frau muß nicht ganz gesund sein," bemerkte der Faltl zum Mann, der in schwarzen Kleidern vor ihm stand und sich viel Ansehen zu geben suchte.

„Allerdings ist Ihre Excellenz, die gnädige Frau Gräfin Funkelblut nicht ganz wohl," antwortete der Hofmeister. „Sie bemühte sich eines Wagens wegen zu Euch herauf."

Der Wagnerfaltl gieng mit dem Herrn aus dem Hause und grüßte artig die Dame.

„Meine Gnädige finden mich bei der Arbeit," sagte er, indem er auf seinen vernachläßigten, von rother Farbe befleckten Anzug und auf seine rauhen, beklecksten Hände wies.

„Nichts zu sagen, lieber Mann, wollte Gott, ich könnte auch arbeiten, das heißt — "

„Gnädige wünschen ein Wäglein?"

„Wäglein? — ja wohl, ja, allerdings. Befinde mich leider in einer Situation, die mich selbst auf dem kleinsten Spazierweg des Wagens nicht entbehren läßt. Wollt Ihr nicht ein wenig Platz nehmen, lieber — wie nennt Ihr Euch denn?"

„Faltl, Wagnerfaltl, kurzhin," sagte der Häusler und ließ sich neben der Gräfin nieder, und zwar in minderer Entfernung von ihr, als sie es vielleicht gerne gesehen hätte.

Amand keifte.

„Der Mann ist auch Maler," berichtete der Hofmeister; „ich fand ihn mit Palette und Pinsel."

„Ah!" machte die Dame, schloß dabei die Augen und zog den Schleier über das Gesicht.

„Je nu, ein wenig Markertafeln mach' ich," entgegnete Faltl; „den Leihbüchlerssohn hat vor zwei Wochen ein Donnerkeil erschlagen und da kommt auf die Unglücksstelle ein Kreuz und ein Bild hin."

Die Dame seufzte, dann hielt sie ein kleines Fläschchen vor den Mund.

„Eine Blutfrischung müßt' der Gnädigen gut thun," bemerkte Faltl.

„Nicht wahr?" versetzte die Gräfin lebhaft. „Das sagen die Doctoren ja auch; aber keiner der Männer von esprit scheint im Stande zu sein — ach, c'est une fatalité!"

„Ist ein Unheil, meinen die gnädige Frau Gräfin," fand der Hofmeister schicklich zu bemerken.

„Verstehe schon," versetzte Faltl rasch; „nu, vielleicht bringt der Aufenthalt in dieser kerngesunden Gegend Besserung."

„Das hoffen wir," sagte der Hofmeister.

Die Gräfin machte eine ungeduldige Bewegung:

„Ich wäre inconsolabel, wenn ich längere Zeit in diesem öden Bergwinkel existieren müßte; ich stürbe vor ennui!"

„Excellenz bewunderten doch heute den Sonnenaufgang," meinte der Hofmeister.

„Um so mehr, als man das einzige Hübsche hier, den Sonnenaufgang, bereits gesehen hat."

„Gnädige mögen recht haben, obwohl es hier herum auch noch manch'

Digitized by Google

Anderes gibt, was hübsch und der Gesundheit zuträglich und wert ist," wagte Faltl einzuwenden. „Besonders haben unsere Gegenden Mittel gegen schleichende Krankheiten —"

„So nennt uns doch ein solches Mittel, guter Mann, es wird nicht Euer Schade sein."

Bei diesen Worten hatte sich die Gräfin etwas erhoben, sank aber wieder auf die Holzbank zurück.

Der buckligе Mann knüpfte mit beiden Händen sein rothes Halstuch fester um den dicken, braunen Hals, fuhr dann einigemale über seine struppigen Haare, krauste sich den wirren Bart und murmelte so halb vor sich hin:

„Ja, ja, um's Nennen allein ist's nicht zu thun. Wenn die gnädige Frau Gräfin einen Handschuh ausziehen wollten, so könnte ich vielleicht etwas sagen."

Die Dame war unentschlossen, ob sie es thun sollte, doch endlich streifte sie den linken Handschuh von den Fingern. Als der Häusler nach der kleinen, zarten Hand griff, zögerte sie von Neuem, doch endlich legte sie dieselbe in seine rauhe, allerdings nicht allzureine Rechte.

Der Faltl schüttelte den Kopf: „Allzuviel blaue Adern!" sagte er, „man könnte schier meinen, die gnädige Frau Gräfin hätten blaues Blut!"

Die Dame erhob sich schnell und hauchte: „Hohn!"

Der Hofmeister sagte auf französisch: „Nicht doch, Madame, dieser Mensch scheint mir zu einfältig. Seien wir jetzt freundlich gegen ihn, es handelt sich um die Gesundheit meiner gnädigen Gebieterin."

Faltl hatte sein Kinn in die Hand gefaßt und blieb eine Weile in dieser Stellung, als ob er über etwas nachdächte.

„Gehen thät's schon," sagte er dann, „aber eine kleine Geduld braucht's — in drei Wochen dürft's vorüber sein."

Da preßte die Gräfin ihre Hände in einander:

„Wenn Ihr macht, daß ich diese Gegend gesund verlasse, so — wie viel verlangt Ihr?"

Die kranke Frau sagte das mit bebenden Lippen. Sie ahnte nicht, welcher Demüthigung sie sich unterwarf; sie, die hocharistokratische Dame, die stets mit Verachtung niederblickte auf das Volk; sie, welche ihre Hunde und Katzen mit viel größerer Liebe speiste, als die Armen, die hungernd an ihre Thür klopften; die dem Bettler auf der Straße mit derselben Miene ein Silberstück hinwarf, wie man das etwa einem drolligen Affen thut, daß er es auffange; sie, die sich am liebsten die Nase zuhielte, wenn sie an einem schwitzenden Arbeiter vorüberrauscht — sie bettelte jetzt im kleinlichsten Aberglauben einen armen Mann aus dem Volke um ihre Gesundheit an.

„Wie viel verlangt Ihr?" hauchte sie noch einmal und es überkam sie eine solche Schwäche, daß sie der Hofmeister stützen mußte.

Da versetzte der Faltl: „Ich überlasse es der gnädigen Frau Gräfin selbst, Dero werte Gesundheit zu schätzen."

„Wohlan," sagte die Dame, „die Arbeiterin im Felde dort ist wohl Enere Tochter?"

„Das ist meine Tochter, sie jätet die Erdäpfel," versetzte der Faltl.

„Die Arme scheint keine Fußbedeckung zu haben — wir kaufen ihr gerne ein paar Schuhe, und —"

„Wir danken, meine Tochter verdient ihren täglichen Unterhalt."

„Nein, ich meine," verbesserte sich die Gräfin, „wir legten in die Schuhe auch ein paar Thaler hinein?"

„Wird nicht gut thun, es geht sich hart auf so was," lächelte der Faltl.

„Aber wir ließen sie hübsch mit Seide füttern."

„Taugt nichts. Wir da im Gebirge tragen derbe Schuhe, gut be-

Digitized by Google

ſchlagen und genagelt; und da hätt' ich gemeint, die gnädige Frau Gräfin ließe meiner Tochter wohl ein paar Brautſchuhe machen und dieſelben hübſch mit Silber beſchlagen, daß ſie auch was halten."

„Der Mann iſt ſchlau!" ſagte der Hofmeiſter zur Gräfin. „Doch für das theure perſönliche Wohl meiner Gnädigen iſt kein Preis zu hoch."

„Und da iſt erſt ſeit Kurzem in unſerem Dorfe eine neue Mode aufgekommen," verſetzte der Faltl langſam, „zwar recht geſchmacklos, aber die Pfarrerköchin hat's von der Stadt heraus gebracht; die Pfarrerköchin trägt auf dem Ueberleder ihrer Schuhe zwei Reihen Knöpfe. Und jetzt, wie denn die Weibsbilder ſchon einmal ſind, wollen alle die Knöpfe tragen; und da hätt' ich gemeint, weil ſich meine gnädige Gräfin ſchon einmal ſo viel für die Brautſchuhe meiner Tochter koſten laſſen wollen, auch noch die zwei Reihen Knöpfe Kremnitzer Ducaten beizugeben."

„Ihr ſeid etwas phantaſiereich, Alter," ſagte der Hofmeiſter, „aber wenn es Euch gelingt, binnen drei Wochen die Geſundheit der gnädigen Herrin herzuſtellen, ſo —"

„Sollt Ihr in Gottesnamen die Schuhe haben," fügte die Gräfin bei.

Der Faltl verbeugte ſich.

„Das wäre die erſte Kleinigkeit," bemerkte er dann, „und nun käme die zweite, allerdings etwas unbeſcheidenere —"

„Der Mann blickte gegen das Dorf hinab.

„Ich dächte, unſere Zugeſtändniſſe wären ſplendid genug," rief die Dame haſtig.

„Ganz nach Belieben," ſagte der Alte ruhig; „Sie werden ſelbſt am beſten wiſſen, wie hoch Ihre wünſchenswerte Geſundheit zu ſchätzen iſt."

„Impertinent!" hauchte die Dame und der Hofmeiſter mußte ſie halten, daß ſie nicht in Ohnmacht fiel. Faltl's Weib kam mit einem Trunk Waſſer aus dem Hauſe und ſagte:

„Für einen Trunk Waſſer ſeid Ihr uns noch nicht feil; nur ein wenig in das Geſicht ſpritzen der Frau da, dann wird's gleich beſſer."

„Mein Amand!" keuchte die Gräfin, „wir ſind zu entſetzlichen Menſchen gerathen." Sie ſprach zum Hündchen.

Dann hieng ſie ſich in den Arm des Hofmeiſters und dieſer ſchleppte ſie dem Dorfe zu.

(Fortſetzung folgt.)

Iwan's Leiden.

Eine ruſſiſche Geſchichte von Curt v. Zelau.

Iwan Maritoff, Golowa oder Bürgermeiſter der Gemeinde Tarowna in Kleinrußland, gehörte zu jenen Menſchen, denen das Glück nichts zu wünſchen übrig ließ. Er erfreute ſich bei vorgerücktem Alter der blühendſten Geſundheit, allgemeiner Achtung und Ehren, war von Kindern und Enkeln umgeben, die ſeine Isba (ſein Haus) mit Freude und Heiterkeit erfüllten; — was konnte ein Sterblicher Schöneres träumen, ſelbſt in Rußland? Aber ach, das Glück hat keine Dauer und der herrlichſte Himmel iſt nicht wolkenlos. — Eines ſchönen Morgens war Iwan nicht wenig überraſcht, ein Schreiben des Gouverneurs der Provinz Tſchernigow,

Digitized by Google

des Generals Kusoff zu erhalten, der erst seit Kurzem auf diesen hohen Posten berufen worden und dessen liberale Gesinnung und weitgehende Pläne man mit Vorliebe rühmte. Was mochte wohl dies Schreiben enthalten? Je nun, der Inhalt besagte, daß vor drei Jahren in der Gemeinde Tarowna ein sicherer Petroff Wasili zu dreißig Knutenhieben verurtheilt wurde, dies Urtheil jedoch nicht vollstreckt worden sei. Welch' eine Schmach! Der Gouverneur forderte Iwan Maritoff auf, unverzüglich die nöthigen Maßnahmen zu treffen, damit durch die Straflosigkeit, deren sich jener sichere Wasili erfreue, der Gerechtigkeit nicht länger Hohn gesprochen werde. — Ein arger Zwiespalt drückte sich beim Durchlesen dieser unerwarteten Botschaft in den Gesichtszügen des Bürgermeisters von Tarowna aus. Iwan war ein Mann der Ordnung und die Beschlüße des Gerichtes flößten ihm einen aufrichtigen Respect ein. Gewiß, nichts wäre ihm lieber gewesen, als dem Gouverneur antworten zu können: „Ihre Befehle werden binnen vierundzwanzig Stunden vollzogen werden.“ Doch wo war jener sichere Wasili? Von Tarowna war er verschwunden; war er todt, war er am Leben? wo sollte man ihn suchen, wo ihn entdecken? Von heftiger Aufregung ergriffen, gieng der Golowa lange auf und ab, in seinen Händen die verhängnisvolle Botschaft zerknitternd. Was thun? Er entschloß sich endlich, dem Gouverneur zu antworten, daß ihm die Gründe unbekannt seien, weshalb sich jener sichere Wasili der verdienten Züchtigung entzogen, daß derselbe leider das Dorf verlassen habe, woselbst Niemand über ihn Auskunft zu geben wisse, daß er, Iwan Maritoff, sich daher zu seinem allergrößten Bedauern außer Stande sehe, die Vollstreckung des Urtheils zu verbürgen. — Der Gouverneur mochte allem Anscheine nach diese Schwierigkeit nicht vorhergesehen haben, denn er gerieth in großen Zorn, da er Iwan's Antwort las. General Kusoff glaubte nichts weniger, als daß man ihn zum Besten gehabt. Wahrscheinlich war der Golowa von Tarowna mit dem Schlingel von Wasili im Einverständnisse. Wie, ein zu Knutenhieben Verurtheilter könnte es wagen, den letzten Seufzer auszustoßen oder gar zu verschwinden, bevor er der Gerechtigkeit seinen Tribut gezollt? Das fehlte noch! Der Gouverneur von Tschernigow ist nicht der Mann, solch' eine Unordnung zu dulden. — Er schreibt an Iwan:

„Nicht zum ersten Male muß ich constatieren, daß die schuldige Achtung vor der Obrigkeit abhanden kommt; doch ich werde von den Gesetzesverächtern schon Rechenschaft erlangen. Drei Tage gebe ich Euch Zeit, um den sicheren Wasili auszuforschen; wenn sich der Mann nach Ablauf dieser Frist nicht gefunden haben sollte, so sind die dreißig Knutenhiebe Euch zugedacht, Iwan Marikoff.“

Welch' ein Erstaunen, ein wahrer Donnerschlag! Iwan erblaßte und mit einem Male drängten sich seinem Geiste ganz seltsame Gedanken über die menschliche Gerechtigkeit auf. Er mußte lächeln, da ihm die Achtung in den Sinn kam, welche er sein ganzes Leben lang den Rechtssprüchen gezollt. Wie, der Unschuldige könnte für den Schuldigen Knutenhiebe erhalten, der ehrliche Mann sollte es für den Schurken entgelten? Daran hatte er in seinem beschränkten Landbürgermeister-Verstande wahrlich niemals gedacht, aber der Gouverneur der Provinz mußte es besser wissen als er, und er nahm sich vor, aus dieser Lehre Nutzen zu ziehen. — Drei Tage! Da gab es keine Zeit zu verlieren, um Wasili ausfindig zu machen und, falls der Taugenichts wirklich nicht zu finden, ein Mittel zu ersinnen, die dreißig Knutenhiebe auf einen anderen Rücken fallen zu lassen, als auf den Iwan's. Der

Digitized by Google

öffentliche Ausrufer verkündigte nun in den Straßen von Tarowna, daß wer immer dem Golowa Auskünfte über Petroff Wasili geben könne, eine gute Belohnung zu gewärtigen habe; Derjenige aber, welcher ihn herbeischaffe, werde fünfzig Rubel erhalten. Doch wenngleich die Mehrzahl der Einwohner den Wasili gekannt hatte, so wußte doch keiner zu sagen, was aus ihm geworden sei. So wurde ein ganzer Tag verloren, und es schien keine Aussicht mehr vorhanden, Wasili wiederzufinden. Glücklicherweise sollte die Nacht Rath bringen. — Mit einem sinnreichen Plane im Kopfe, den er während einer langen Schlaflosigkeit ausgedacht, verließ Iwan am frühen Morgen sein Lager. Er berief seine Collegen vom Gemeinderathe und hielt ihnen folgende Ansprache: „Meine Freunde! ich bin alt, durch Arbeit geschwächt und gebeugt durch die Last der Jahre. Ihr kennt die Drohung des Gouverneurs; dreißig Knutenhiebe, das fühle ich, bringen mich in's Grab. Aber nicht der Tod ist es, was mich schreckt; was mir das Herz zerreißt, ist die Schande, die durch meine Strafe auf das Dorf zurückfallen würde, dessen oberste Amtsperson zu sein ich die Ehre habe. Was würde man in ganz Rußland, ja selbst in Europa von Tarowna sagen, wenn man eines Tages erführe, daß dessen Bürgermeister auf öffentlichem Platze dreißig Knutenhiebe erhielt? Lasset uns dies Unheil von dem Dorfe, das wir lieben, abwenden. Ihr fragt mich in welcher Weise? Nun denn, ich wende mich an Eure Einsicht und an Eure Klugheit; ich wende mich vor Allem an die Hingebung des jüngsten unserer hier gegenwärtigen Collegen. Was sind dreißig Knutenhiebe für einen jungen, kräftigen Mann? Ein unangenehmer Augenblick, den man übersteht; doch welch' ein Ruhm, um diesen Preis die Ehre der Gemeinde gerettet und sich die ewige Dankbarkeit ihrer Bewohner erworben zu haben!"

Der jüngste der Gemeinderäthe, Namens Feodor, der erst kürzlich geheiratet hatte, konnte dem Vorschlage des Golowa keinen rechten Geschmack abgewinnen. Voll Ehrerbietung machte er darauf aufmerksam, daß die jungen Männer dem Lande und der Gesellschaft mehr Dienste zu leisten hätten, als die alten, indem sie ein Weib zu erhalten und das Vaterland mit Staatsbürgern zu versehen hätten. Wer vertheidigt Rußland? Die Jungen. Wer bebaut die Erde? Die Jungen. Ein Greis steht am Ende seiner Laufbahn, seine Kinder sind versorgt, und zugegeben, daß er unter den Streichen der Knute erliegt, — was übrigens unwahrscheinlich sei — so würde diese Katastrophe sein irdisches Dasein höchstens um einige Jahre, vielleicht nur um einige Tage abkürzen. Aus allen diesen Gründen beschwor Feodor den hohen Rath, den Antrag des Golowa abzulehnen. Iwan aber beeilte sich, dieser unseligen Debatte dadurch ein Ende zu machen, daß er mit allem Anstand anerkannte, aus Feodor's Munde habe die Weisheit selbst gesprochen. Ein anderer Gedanke hatte plötzlich in dem Geiste des Bürgermeisters Wurzel gefaßt; es gab in der Gemeinde einen armen Teufel, der krank, schwächlich, ohne Eltern und ohne Freunde, so zu sagen in einem Loch lebte, das er nur verließ, um ein Almosen zu erbetteln. Iwan ließ ihn kommen und sagte ihm, welchen Dienst er von ihm erwarte und daß er ihm hundert Rubel Belohnung geben wolle, falls er die Execution überstehe. — „Was hättest Du überdies auf der Welt zu verlieren?" sagte er im zärtlichen Tone, „sie hat für Dich keine Freuden, und der Tod — wenn wir schon das Aergste annehmen wollen — wäre für Dich nur eine Erlösung, und was für einen Ruf würdest Du hinterlassen, nach dieser aufopferungsvollen That!"

Digitized by Google

Iwan wurde weich, pathetisch und weinte vor Rührung, als er dem Bettler ein Bild all' der Freuden ausmalte, die im Himmel seiner warteten. Jener entgegnete jedoch mit der größten Ruhe, daß er, obgleich ohne Geld, ohne Obdach, krank, schwächlich und der Gegenstand des Erbarmens und Ekels für Seinesgleichen, hienieden doch noch ein verhältnißmäßiges Glück genieße und daß er vorziehe, von einem Stück trockenen Brotes zu leben, als zwei Schuh unter der Erde zu verfaulen. — Iwan konnte nicht umhin, den Armen mit seiner Philosophie und seinem relativen Glücke recht unverschämt zu finden.

Mit diesen nutzlosen Unterhandlungen war der zweite Tag verstrichen. Man durfte sich keiner Täuschung mehr hingeben; die dreißig Knutenhiebe mußten den Rücken des Bürgermeisters von Tarowna treffen. Unter den Thränen seiner Angehörigen traf Iwan seine Vorbereitungen zu der traurigen Ceremonie. Welch' bittere Betrachtungen stellte er an diesem trübseligen Tage über die Gefahren an, denen man durch Ehrenämter ausgesetzt ist! Ach ja, der Blitz trifft immer die Spitzen! Iwan richtete die letzten Ermahnungen an seine Kinder und Enkel: „Vor Allem sprach er, lasset Euch nie zu Golowa ernennen." Der Pope versah den Unglücklichen mit den Tröstungen der Religion; die ganze Bevölkerung umstand weinend die Isba; das Schicksal ihres Bürgermeisters, eines so überaus achtbaren Mannes beklagend und sich in heftigen Worten über den Gouverneur auslassend. Auf dem Marktplatze waren alle Vorkehrungen zur körperlichen Züchtigung getroffen worden. In einer Stunde sollte die dem Wasili gebührende Leibesstrafe den ehrlichen Iwan entehrt haben. — Da tritt an die Thür der Isba des Bürgermeisters ein im Dorfe fremdes Individuum, ein handfester Kerl mit wettergebräuntem Gesicht, feinem Schnurrbart, auf dem Kopfe eine Mütze von schwarzem Schafsfell, am Leibe ein rothes Hemd, eine Weste ohne Aermel, und Pumphosen, die in hohen Stiefeln staken. Er wünscht den Golowa zu sprechen, und in der Menge verbreitet sich das Gerücht, es sei dies ein Bote des Gouverneurs, der dem unglücklichen Iwan seine Begnadigung bringe. Man führt den Fremden in's Haus. — „Was begehrst Du?" fragt der Bürgermeister den Unbekannten. — „Einen Paß." — „Es wird der letzte sein, den ich ausstelle." — „Woher kommst Du?" — „Von Odessa." — „Wohin gehst Du?" — „Nach St. Petersburg." — „Dein Alter?" — „Sechsunddreißig Jahre." — „Dein Name?" — „Petroff Wasili." — Iwan gab es auf seinem Sitze plötzlich einen Ruck und sein Gesicht wechselte die Farbe. — „Wiederhole," sprach er, „ich habe nicht richtig gehört." — Darauf der andere ruhig: „Petroff Wasili." — Trunken vor Freude schloß Iwan den erstaunten Wasili in seine Arme: — „Mein Freund, mein lieber Freund, Dich sendet der Himmel!" „Kommt!" rief er seinen Kindern und Enkeln zu, indem er die Thür des Nebenzimmers heftig aufstieß, „unser theurer Wasili ist da. Man bringe ihm Barses (Krautsuppe mit Fleisch), Waremisces (Kuchen mit Rahm und Quark) und den besten Wein aus meinem Keller!" Wasili waren diese Freudenbezeigungen völlig unverständlich. Er verlangte zu wissen, weshalb der Golowa von Tarowna ihm einen so herzlichen Empfang bereite. Bald erfuhr er die furchtbare Wahrheit. — „Ich habe aber meine dreißig Knutenhiebe erhalten!" rief er mit einer Stimme, die die Isba erzittern machte. Er hatte sie wirklich erhalten, wie er sagte und lieferte auch den Beweis dafür, indem er aus seiner Tasche das hierauf bezügliche Protokoll hervorholte. — „Lieber Freund," sagte ihm Iwan, „dreißig und noch einmal

Digitized by Google

dreißig werden zusammen sechzig ausmachen. Aergern wir nicht den Gouverneur; er glaubt Du habest sie nicht erhalten und das genügt; füge Dich fein in Dein Schicksal! der Büttel wartet schon." — Der Büttel schlug auf Wastli mit leichter, beinahe väterlicher Hand los, und Iwan schenkte dem Letzteren hundert Rubel, womit er bald darauf das Mädchen, das er liebte, heiraten konnte. Der Gouverneur wurde befördert. Seit jenem Abenteuer aber bemerkte man, wie der Bürgermeister von Tarowna zuweilen zwischen den Zähnen die Worte murmelte: „Es ist doch eine sonderbare Sache ... um die Gerechtigkeit."

Das Märchen vom verlornen Thal.

Von Franz Keim.

Es war ein Kreis von muntern Gästen,
Wir saßen vor dem Sennerhaus
Und schlürften von des Weines Resten
Und schauten weit in's Land hinaus.

Da ward geschwatzt von seltnen Dingen,
Von Schätzen, die kein Mensch noch hob,
Ein jeder wollt' sein Scherflein bringen,
Und laut begann der Schönheit Lob.

Ein alter Bursch pries Rheinlands Reben,
Ein Fräulein schwärmte für Paris,
Ein Künstler ließ Italien leben —
So stritt man scharf für das, für dies.

Schon fieng das Mondlicht an zu blitzen
Durch dunkle Zweige mild und klar,
Da sah ich einen Jäger sitzen
Mit silberweißem Bart und Haar.

Ich rief: „Was hört man nicht den Alten,
Den Mann, der hundert Märchen weiß?"
Der schien nur stolz an sich zu halten,
Bis Alles still war rings im Kreis.

Dann hob er's Haupt, begann zu sprechen,
Urkräftig klang ein jedes Wort,
Es klang als wie von Bergesbächen,
Wenn sie zur Tiefe rauschen fort.

„Euch mag der Rheinwein köstlich munden,
Schön ist die Welt wohl überall —
Das Schönste doch hab' ich gefunden,
Ich — ich war im verlornen Thal." —

„Verlornes Thal?" So giengs im Kreise,
„Was ist das? alter Mann, erzählt!"
Der schien mit sich zu murmeln leise
Im Traum von einer andern Welt.

„Habt Ihr noch nie von jenem Reigen
Gehört, der so bezaubernd klingt,
Daß alle Erdenstimmen schweigen,
Wenn er zum Menschenherzen dringt?

Ihr fühlt Euch fort und fort gezogen,
Beseligt athmet Eure Brust,
Ihr seid beglückt und seid betrogen,
Ihr folgt dem Zauber unbewußt.

Und also ward auch ich gefangen;
Den Weg verlor ich, Gott weiß wie!
Den ich schon tausendmal gegangen,
So weltfremd war's weitum noch nie.

So endlos war der Wald, der tiefe,
Und so verlockend süß der Schall,
Und immer war's, als ob's mich riefe:
Komm, Bursche, in's verlorne Thal!

Ich fühlte nichts von Dorn und Zweigen,
Ich hörte nur, es ruft, es ruft,
Aufjauchzend klang's wie Tanz und Geigen.
Da lag's vor mir in tiefster Kluft!

Das schönste Thal, rings eingeschlossen
Von Bergen, ewig überschneit,
Von Alpenpurpurglut umflossen,
Stolz, unberührt von Welt und Zeit.

So tiefblau sah ich nie den Himmel;
Ich stieg hinunter wie im Traum
Und mischte froh mich in's Gewimmel
Der Bursche unter'm Lindenbaum.

So seltsam sah ich nie noch Trachten
Von Mann und Weib wo anderwärts,
Und wenn die schönsten Dirnen lachten,
Es gieng mir wie ein Stich durch's Herz.

Digitized by Google

Es war ein Schauder, der mich packte:
Weiß Gott, was das für Menſchen ſind!
Auch fiel mir ein, die Muhme ſagte:
Gib acht, Du biſt ein Sonntagskind!

Ein Bub, am Tag des Herrn geboren,
Wird leicht von einem Alp bethört,
Geht leicht im dunklen Wald verloren
Und hört, was nie ein And'rer hört.

Mein klopfend Herz ward mir zu enge;
Da ſah ich ſteh'n ein ſchönes Kind,
Ich grüßte ſie und in's Gedränge
Zog ich zum Tanze ſie geſchwind.

Das war ein Glüh'n, das war ein Beben!
Wir ſagten leiſ' uns: Du und ich! —
Das war ein neugebornes Leben
Bis zu dem letzten Geigenſtrich!

Noch hatt' ich nie mein Herz verloren
Mit ſolcher Luſt, mit ſolcher Qual,
Noch hatt' ich keiner Dirn' geſchworen
So Süßes, wie der Dirn' vom Thal!

Und ſanft entzog ich ſie dem Treiben
Und rief: Kind, mir gefällt's bei Euch!
Wo wohnſt Du? Laß' mich bei Dir bleiben —
Da ward ſie plötzlich todtenbleich.

„Leb' wohl! Geh' fort, es will ſchon dunkeln,
Kalt durch die Zweige ſtreicht der Wind,
Komm' wieder, eh' die Sterne funkeln,
Doch ſchweig' vor jedem Menſchenkind!

Wenn Du mich liebſt, geh' heim zur Muhme,
Hier iſt nicht gut ſein in der Nacht."
Sie gab mir eine rothe Blume
Und hat geweint und hat gelacht.

Ich küßte ſie auf Mund und Wangen
Und rief: Leb' wohl! Auf Wiederſeh'n!
Ich grüßte ſie und bin gegangen —
Sie aber blieb noch lange ſteh'n.

Ich winkte hoch herab vom Berge,
Dann zog ich Schlucht und Wald hinaus
So raſch, als folgte mir ein Scherge,
Schlich heimlich in der Muhme Haus.

Die aber wachte noch voll Kummer
— Das hatt' ich leider nicht bedacht —
Die gönnte ſich nicht Ruh' noch Schlummer:
„Mein Kind, wo weilſt Du in der Nacht?

Bald tret' ich an die große Reiſe
Zum Vater und zur Mutter Dein;
Ich pflegte Dich, Du arme Waiſe,
Bis heute bliebſt Du fromm und rein."

„Auch heute bin ich's, gute Muhme,
Und bleiben werd' ich's überall!"
Und ſelig zeigt ich ihr die Blume
Des Mädchens vom verlornen Thal.

Und nun erzählt' ich ohne Ende,
Was ich geſeh'n, gehofft, geglaubt,
Sie legte zitternd ihre Hände
Mir ſchwer und ſchweigend auf das Haupt. —

Die Muhme ſtarb. Ich ſchied vom Grabe
Und träumend ſchritt ich durch den Wald,
Wenn ich auch nichts auf Erden habe,
Mein liebes Liebchen find' ich bald! —

Ich bin gewandert manche Stunde,
Ich bin gewandert manchen Tag,
Kein Hirt, kein Jäger gab mir Kunde,
Wo meines Liebchens Heimat lag.

Der Sonne Licht, der Sterne Flammen,
Sie führten mich wohl kreuz und quer,
Und hoffnungslos brach ich zuſammen,
Mein Liebchen ſah ich nimmermehr.

Und ſeht, ſo bin ich alt geworden,
Auf meinem Scheitel liegt der Schnee,
Doch täglich, wenn die Berge dorten
Im Spätroth glüh'n, erwacht mein Weh.

Bald kehr ich heim zur alten Muhme
Beim Alpenglüh'n der Ewigkeit,
Auf meiner Bruſt die rothe Blume —
O, dann iſt's Wiederſehenszeit!

Dann wird vom Aug' der Schleier ſinken,
Jung werd' ich ſein wie dazumal,
Dann wird ſie mir zur Linde winken,
Dann bleib' ich im verlornen Thal!" —

Digitized by Google

Darf der Lehrer die Schulkinder körperlich züchtigen?

Eine Erwägung.

Da streiten sich die Leute herum darüber, ob man die Schulkinder schlagen solle oder nicht. — Ich meine, gerade herausgesagt, man solle sie nicht schlagen.

Da war einmal ein Knabe, ein von Natur ganz gut gearteter Knabe, und der — doch ich will nicht Geschichten erzählen, die Sache war die, der Knabe wurde geschlagen und ist entweder ein Bösewicht oder ein Traumichnicht geworden. Ihr mögt die Weltkugel über und über drehen und das Menschengeschlecht, das vergangene wie das heutige, mit einem Siebe durchsuchen, ihr werdet Keinen finden der durch Schläge ein braver Mensch geworden ist. Dem Weibe — heißt's im Sprichwort — schlägt man mit einem Streiche einen Teufel heraus und neun hinein. Wer nur einmal untersuchen wollte, wie viele man deren dem Kind hineinschlägt!

Ich habe in meiner Schulzeit viele Fehler begangen, aber geschlagen bin ich nur einmal und eines einzigen wegen worden, und zwar weil der Lehrer damals gerade in schlechter Laune war. Ich habe die Schule geschwänzt, ich habe meine Mitschüler verschergt, ich habe einmal aus Trotz das Aufzeigen meiner Aufgabe verweigert — allemal brachte mich der alte Lehrer mit freundlichem Zureden zurecht, daß ich mich innerlich geschämt habe und noch heute Abbitte leiste. Aber einmal mußte es geschlagen sein. Ein Schwabenkäfer war in das Tintenfaß gefallen und wie der drinnen in Todesnoth so herumkrabbelte, flüsterte mein Beißer: „Dem schadet's nicht, der ist ohnehin kohlschwarz!" Darüber kam ich in's Kichern und weil ich es zurückhalten wollte, ward ein ordentlicher Lachkrampf d'raus — klapps, hatte ich Eine in der Wange. Der Schulmeister war sonst so sanft und gut, aber heute hatte er eben seinen Kopfwehtag, und — ich hatte ihn nun auch.

Es ist wohl, weil die Geschichte von dem Tintenfaß herkam: noch heute erscheint mir jener Tag wie ein Tintenklex auf dem sonst leidlich reinen Blatt der Erinnerung aus meiner Bauernschulzeit.

Ja ja, sagt der Schullehrer von heute, das läßt sich Alles recht schön auslegen, besonders wenn man ein Dichter ist. Wir Alle sind am ersten Tage unserer Lehrthätigkeit mit denselben humanitären Idealen in die Schulstube getreten, und in der Absicht, durch Liebe und Sanftmuth zu wirken. Mit Wachs formt man aus einem Steinklotz keine Statue, der Meißel muß härter sein, als das Materiale. Wollen Sie es nur einmal selber versuchen und Lehrer sein bei diesen Rangen. Die Bauernkinder sind ja noch nicht einmal die ärgsten, aber die Kinder der Stadtleute und besonders der Fabriksarbeiter, die werden Sie lehren, wie schlecht und verkommen so ein kleines Geschöpf Gottes sein kann. Mit den unsanftesten Stückeln kommen sie in die Schule und stecken die Anderen an; durch Verweis weckt man nur ihre Bosheit, sie drehen dem Lehrer — freilich noch lieber der Lehrerin — Nasen, zeigen die Zunge. Daß in der Schule für ihren Körper Schonzeit ist, obwohl sie zu Hause mit Schlägen gepflastert werden, das wissen sie. Der Lehrer straft mit Dableiben

Digitized by Google

über die Schulzeit hinaus. Das ist vielleicht dem Kinde just recht, so lange es in der Schule ist, gibt es keine Schläge; der Lehrer straft sich nur selbst, denn er muß einen Theil, seiner ohnehin kurzgemessenen freien Zeit in der dumpfen Schulstube bleiben und den Uebelthäter überwachen. Schließlich, wenn er den Arrest durch Strafaufgaben entsprechend verschärft, droht das Kind noch, ihn bei den Eltern zu verklagen: „Ich werd's der Mutter sagen, die soll Ihnen die Haar' ausreißen!" Ob's da dem Lehrer nicht zucken soll in den Fingern! Oder wenn so ein Schlingel dem Lehrer vorhält, daß er seine Schulden zahlen solle, ehe er Kindern gute Lehren geben möge, oder der Lehrerin vor der ganzen Schule in's Gesicht schreit: „Meine Mutter sagt, Sie sind selber nicht besser, Sie sollen sich schämen, daß Sie mit einem Liebhaber spazieren gehen!" — Das sind noch zahme Beispiele von der Art der Ehrfurcht, die manche Kinder heute ihren Lehrern entgegenbringen. Es gibt auch wilde. Eine Sammlung solcher Fälle aus dem Schulleben mahne unendlich lauter als der Verein Diesterweg, die schlimmen Kinder zu züchtigen, wie man sie immer gezüchtigt: mit der Ruthe, wenn es sein muß mit dem Haselstock. Ja, die Eltern selbst stehen gegen den Lehrer und es ist noch zu wenig, die Kinder zu züchtigen, man sollte oftmals auch ihre Eltern mitprügeln. Der Volksschullehrer ist unter den heutigen Zuständen ein wahrer Märtyrer. —

So sagen die Lehrer, wenn auch nicht alle, so doch leider viele, und ich würde an ihrer Stelle wahrscheinlich auch so sprechen. In Wahrheit aber steht es so: Die körperliche Züchtigung ist nicht so sehr Bedürfnis für das Kind, als vielmehr Bedürfnis für den Lehrer. Oder deutlicher: Im Lehrer ruft nicht sosehr der Pädagoge nach dem Rechte, das Kind züchtigen zu dürfen, als vielmehr seine gefährdete Autorität und der beleidigte Mensch. Der Volksschullehrer hat ohnehin nichts Gutes in seinem Stande, wenn er sich von den Rangen auch noch Alles gefallen lassen soll, wenn er nicht einmal auch seinen gerechten Zorn wirken lassen darf, wenn er sich bezähmen muß, während die Schuldigen toben und frohlocken, als ob er sich selber erziehen müßte und nicht die Kinder — was ist das für eine Existenz?

Eine klägliche, gewiß. Aber wenn geschlagen werden darf, wer bürgt dafür, daß es zu rechter Zeit und in rechtem Maß geschieht? Die Temperamente der Lehrer sind verschieden wie bei anderen Menschen, das eine ist phlegmatisch, das andere reizbar, das weitere zornwüthig. Wer bürgt dafür, daß jedem Kinde sein Recht wird, so die körperliche Züchtigung — wenn auch nur bedingterweise — erlaubt ist. Ein Schlag zuviel ist tausendmal schlimmer, als neun Schläge zu wenig.

Ich erinnere mich aus meiner Jugend an den Bock-Stachel. Das war ein ganz braver, gutmüthiger Knabe und saß auch in der ersten Bank der Schule zu Sanct Kathrein. Aber etwas begriffsstützig. Er saß schon im dritten Jahr in der Schulbank und so groß sein Kopf war, es wollte nichts hinein. Einmal arbeitete der Lehrer eine halbe Stunde, dem Bock-Stachel ein einfaches Rechenexempel beizubringen, aber der Stachel starrte dumm vor sich hin und wußte nach den wiederholten deutlichsten Darlegungen so viel wie vor denselben. „Also Stachel, wenn Dein Vater am Sonntag zwölf Semmeln heimbringt und Euer sind sechs Kinder, unter denen die Semmeln gleichmäßig vertheilt werden sollen, wie viele Semmeln bekommt ein Kind?" Kaute der Junge an seinem Schiefergriffel und sagte: „Sechs."

„Lasse jetzt den Griffel in Ruh und denke einmal recht genau nach, mein Kind," sagte der Lehrer mit

Digitized by Google

erzwungener Sanftmuth und wiederholte nochmals die Aufgabe. „Also?“

Der Knabe starrte dumm in's Leere.

„Sage mir einmal, Stachel,“ fragte nun der Lehrer, „wovon ist denn jetzt eigentlich die Rede?“

Glotzte ihm der Junge in's Gesicht. Er wußte es nicht. Da wurde der Lehrer plötzlich roth im Gesicht, blitzschnell versetzte er dem Knaben ein paar Ohrfeigen, riß ihn aus der Bank, warf ihn zu Boden, versetzte ihm etliche Fußtritte und schlenderte ihn dann an die Wand.

In wiefern der zehnjährige Junge bei dieser „Züchtigung“ körperlich Schaden genommen, das weiß ich nicht. Er blieb an der Wandecke kauern, und als die Schule aus war, schlich er mit seinem blutenden Kopfe davon und ward seither in der Schule nicht wieder gesehen.

Der Schulzwang und die körperliche Züchtigung können nebeneinander nicht bestehen. Oder welchen Eltern darf zugemuthet werden, ihr Kind einem fremden — oft leidenschaftlichen, oft ganz unerfahrenen und unerprobten, selbst noch den Zeiten der Prügelschule entstammenden — Schulmanne anzuvertrauen, auf Gnade und Ungnade!

Also welchen Ausweg haben wir? Es soll gebildet werden. Der Meißel muß härter sein, als das Material, das sage auch ich. Aber nicht der Körper, sondern der Geist soll gemeißelt werden; also braucht man ein geistiges, ein moralisches Werkzeug. Der männliche, unbeugsame Ernst, die strenge Consequenz biegt und bricht die Widersetzlichkeit der Kinder sicherer als alle Schläge. Vor Allem behaupte ich das: Für Knabenschulen taugen weibliche Lehrer nicht. Ist es doch für den männlichen noch zu wenig, daß er einen Bart habe und Hosen an den Beinen, er muß auch geistig ein Mann sein, ruhig, besonnen, gerecht und in seinem Lehramte nicht abhängig von seinen Stimmungen. Die polternde Leidenschaft des Lehrers reizt manches Kind, aber die gemessene, unablenkbare Strenge imponiert ihm. Wer ein ganzer, starker Mann ist, der braucht keinen Stock. Das gilt für das Wandern wie für die Schule.

Nun kann man sich aber eine solche Männlichkeit nicht bestellen, wie ein Paar Stiefel mit Sporen, aber seinen Stand und Beruf kann man wählen. Für den Soldaten genügt zur Noth der ältere Mann, für den Erzieher junger Leute muß auch noch der innere dazukommen.

Der Lehrerstand ist kein Gewerbe, keine Versorgungsanstalt, und wer ihn bloß des lieben Brotes wegen gewählt, der taugt nicht, und weil er fühlt, daß ihm etwas mangelt, so glaubt er, es sei der Prügelstock.

Im Allgemeinen ist der Lehrer von heute gottlob ja tüchtiger, zielbewußter und idealer, als der der alten Schule, und es ist auch nicht die Lehrerschaft als solche, die nach der Knute schreit; wäre das, man müßte verzweifeln.

Der richtige Pädagoge hat übrigens auch in der alten Schule nicht geprügelt. Und wenn er's in außerordentlichen Fällen that, so stets in Gegenwart der Eltern oder des Ortsschulaufsehers, oder er hat von ganz unbetheiligter Seite die Strafe vollziehen lassen, um seine eigenen Hände nicht zu entweihen und um der Strafe den Charakter persönlicher Feindseligkeit zu benehmen.

Nur so dürfte es nach meiner Meinung auch heute sein in den wenigen außerordentlichen Fällen, wo eine exemplarische Körperstrafe noth thut. Das Beste aber wäre für solche Fälle eine Correctionsanstalt, ganz gewiß die sachgemäßeste Ergänzung des für den Schüler so leichten und für den Lehrer so schweren § 24.

Wie empfindlich ist das Kind von Natur aus gegen körperliche Züchtigung, wenn dieselbe den Charakter der Ge-

Digitized by Google

walt und Willkür hat, und wie leicht andererseits ist es abgestumpft! Versucht es einmal, versetzt einem gutgearteten Kinde scherzhaft einen derben Klapps. Es wird sich nichts d'raus machen, sondern munter bleiben. Gebt demselben Kinde ein erstesmal im Ernst oder gar im Zorn einen, wenn auch nur ganz leichten Schlag — es wird in's Herz damit getroffen sein. Also nicht der physische Schmerz, sondern der moralische hat ursprünglich Effect. Aber dieser moralische Schmerz wird durch nichts leichter abgeschwächt und aufgehoben, als durch den physischen. Und dann ist Alles verdorben.

Das Empörendste und Betrübendste unter den Menschen, das erschreckendste Wahrzeichen des Thierischen, des Wilden und Rohen ist die physische Gewalt, die sie gegeneinander ausüben. Sie geht unmittelbar aus dem leidenschaftlichen, rücksichtslosen Egoismus hervor, sei es unter Tyrannen und Knechten, sei es auf den Bauernkirchweihen unter mit Knütteln und Messern auf einander einstürmenden Brüdern, sei es im Kriege zwischen Völkern und Völkern. Unsere Ideale für die Zukunft sind Freiheit, Einigkeit, Frieden. Daher dürfen wir unseren Kindern das Schlagen nicht lehren. Und selbst, wenn man nicht so ideal in die Zukunft blickt, sollte man sich wenigstens daran erinnern, was unsere Mütter gesagt hatten, wenn wir uns balgten: „Pfui, Kinder, das Schlagen ist garstig!" Es ist etwas Ungeheuerliches, wenn ein Mensch gegen den Andern den Arm erhebt, und der Erwachsene, der Lehrer, ausgerüstet mit allen Vortheilen der Erfahrung, der Intelligenz, soll kein anderes Mittel haben, über das schwache ziellose Kind Herr zu werden, als die physische Gewalt?

Ich gebe es zu, die Bändigung und Erziehung roher, boshafter Kinder ist eine schwere Sache, eine Heldenthat, ja übersteigt oft die menschliche Kraft. Feldherrn, Thierbändiger und Schullehrer müssen eben als solche geboren werden, letztere besonders ausgestattet mit moralischer Kraft zur Selbstbesiegung und zur Zähmung und Erziehung Anderer durch das eigene Beispiel. Aber ich kenne auch Lehrer, die sich diese Kraft erst anerzogen, angelebt haben. Und wenn mir gleichzeitig mit dem Lehrer alle Herrschaften der Welt entgegentreten, die diplomierten, die lorbeerbekränzten, die gesalbten und die gekrönten, ich ziehe meinen Hut zuerst vor dem Volksschullehrer, der seiner Zöglinge und seines eigenen Wesens Meister geworden.

Das Eine nur möchte ich Euch zurufen, Ihr Schulmänner, die Ihr alle die Dornenkrone auf dem Haupte tragt, vergesset nicht Eures hohen Berufes, seid den Kindern getreu. Sie mögen roh, ungezogen, boshaft sein, sie wurden es von außen und sind in höchster Gefahr, unter solchen sich in sie allmählig einfressenden Eigenschaften ihr Herz zu verlieren. Pfleget und heget den Rest des kindlichen Herzens und schlagt nicht mit dem Haselstock darauf los; Ihr treffet ja doch nicht die Fehler und Laster, diese weichen den Schlägen katzenhaft aus, Ihr treffet das Gemüth, das ohnehin im Ersticken ist. Strafet, was zu strafen ist, erfindet harte, empfindliche Strafen für die Bosheit und Verderbtheit — aber *schlagt* die Kinder nicht. Denn so könnt ihr nicht züchtigen, wie der leibliche Vater sein Kind. Mich hat einzinzigmal mein Vater mit der Ruthe geschlagen. „Mein Peter!" rief er dabei, „es thut mir weher als Dir, ich will Dir nur Gutes thun und Du sollst Dir's merken zu Deinem Besten!" Im Auge stand ihm eine große Thräne. Ja, diese Züchtigung hat freilich gewirkt; die Streiche hätten es gewiß nicht gethan, aber die herzinnigen Worte, sein nasses Auge hatten mir weh gethan, tief, unsäglich wehe, daß ich auf's Knie fiel vor meinem Vater

Digitized by Google

und bebend und weinend und bittend seinen Fuß umfaßte.

Könnt Ihr so züchtigen? Es geht einmal, und das auch nur dann, wenn Euch das Kind lieb hat.

Ihr Schulmänner mit dem dornengekrönten Leben, Ihr habt die Kinder zu Euch kommen lassen, und nicht die gutmüthigen allein, auch die mit den Fehlern, auch die, denen vielleicht von ihrer ursprünglichen Umgebung die Kindheit zerstört worden — seid ihnen getreu. Suchet nicht allein ihren Geist, suchet auch ihr Herz auf. Seid ihr ernster Führer und Freund. Und wenn Euer Wohlwollen zehnmal der Bosheit begegnet, schicket es auch noch das eilftemal aus, es begegnet endlich der Neigung und Liebe. Und selbst wenn Euch kein Fünklein entgegenglimmt, wenn Alles Asche und Schlacke zu sein scheint und vergebliche Mühe — seid nicht kleinmüthig; einst, wenn die Zöglinge erwachsen sein werden und im Kummer und Streite des gewaltigen Lebens stehen, wie Ihr heute, dann wird, erst zart und schüchtern, allmählich kräftig und warm wie Herzblut das Gute aufgehen, das ihr in die jungen Wesen gelegt habt, und wenn sie dann einmal in ihrem Leben das Wort sagen: „Mein Schullehrer, das war ein strenger, doch herzensguter Mann!“ so wird auf Eurem Grabhügel eine Blume küssend sich niederneigen zu Eurem Staube.

Aber hüte Euch Gott vor der Nachrede: „Mein Lehrer hat mich geschlagen!“ — Traurig und Trostlos, wenn ein mühe- und opfervolles Schulmeisterleben mit solchem Grabspruch gekrönt würde. R.

Volksschule und Schulgarten.*)

Von Prof. F. Pleß.

Gewiß sind die Leser des „Heimgarten“ zugleich Freunde aller Arten von Gärten und lieben also nebst dem Kindergarten auch den Schulgarten, den Haus- und Gemüsegarten, den Stadt- und Blumengarten, die Obst-, Wein- und Hopfengärten und andere; und sie lassen sich ohne Zweifel für die Idee erwärmen, daß die ganze Steiermark zu einer weiten Flucht von Gärten sich gestalte. Diese Idee drängte sich mir auf, als ich vor vier Decennien das schöne Land zum ersten Mal durchwanderte und von mancher Höhe den bunten Wechsel der Landschaften, die üppigen Laub- und Nadelwälder, die saftig grünen und blumenreichen Thäler und Ebenen, die vielen Flüsse und ihre rauschenden Bäche, die Teiche und Seen, und zudem die günstige Vertheilung in Hofwirtschaften betrachtete, und als mein Blick von den freundlichen Weingarthäusern, den zahlreichen Kirchen mit schlanken Thürmen auf den Hügeln oder den blinkenden Schlössern auf den Bergen zu den blauen Alpen schweifte. Seither habe ich den gleichen Gedanken gar oft von Fremden aussprechen gehört und ist auch manches Erfreuliche in dieser Richtung geschehen; aber noch sehr viel bliebe zu thun übrig und im Unterlande ist sogar mancher Rückschritt, namentlich in der Pflege des Weingartens, zu beklagen.

Und doch ist die vorzügliche Eignung für den Gartenbau vollbegründet; denn woher rührt Steiermarks unver-

*) Einrichtung und Bewirtschaftung des Schulgartens. Praktische Anleitung von Alexander Mell. (Berlin, Paul Parey 1885.)

Digitized by Google

wüstliches Grün, welches nicht bloß durch das Banner des Landes documentiert, sondern auch in weiten Kreisen sprichwörtlich geworden ist? Auf diese Frage antwortet der Naturforscher.

Wenn man nämlich die Vegetation eines freistehenden Hügels jahrelang beobachtet und verzeichnet, so findet man, daß sie auf seinem Südost-Abhang am frühesten und reichsten gedeiht; hier schwellen die ersten Knospen, hier treiben die ersten Blätter und Blüten und hier reifen die ersten Samen und Früchte; hier machen wir die größten Fechsungen an Trauben, Obst, Futterkräutern u. s. w. Man sehe z. B. in Graz einmal nach, an welcher Stelle der erste Kastanienbaum zur Blüte gelangt.

Im Winter ist zumeist der Südost, der Süd und Südwest des Hügels von der Sonne erwärmt und beleuchtet, und werden hier Wurzeln und Knospen für das Wachsthum vorbereitet. In der ganzen Zeit zwischen der Frühlings- und Herbstnachtgleiche jedoch wird die Ostseite des Hügels eben dann von der Sonne getroffen, wenn die Pflanzenzellen im vollen Safte stehen, und hiebei gewinnt der Südostabhang das Beste, weil er in den Stunden von 7—10 Uhr Morgens, wenn die Luft am klarsten ist, der Sonne gegenüber liegt. Am Mittag wirkt die Sonne zumeist auf den Südabhang, und brütet hier Farben, Düfte und Zuckerstoffe aus, aber schon beginnen die Blätter zu welken, und dieses Welken schreitet bis zum Abend fort, so daß die Westseite des Hügels durch das Licht weniger gewinnt, denn welkende Pflanzen arbeiten nur mangelhaft. Unterdessen ist die Ostseite bereits in den Schatten getreten und schlägt den ersten Thau nieder, der sich folglich bis zum Morgen in größerer Menge ansammeln kann, als auf der Westseite. — Aber gerade der Südost-Abhang ist es, wo Feuchtigkeit, Licht und Wärme am günstigsten zusammenwirken und das Wachsthum der Pflanzen am meisten fördern; hier also müßte der Besitzer einer solchen Hügelfläche rationell seinen Garten anlegen.

Was nun vom Südost-Abhang eines Hügels gilt, das müssen wir auch im Großen und in den Durchschnitts-Wirkungen an Steiermark und Kärnten beobachten, denn diese Länder bilden den Südost-Abhang des großen Alpenstocks. Und in der That finden bei uns die Sonnenstrahlen gar häufig eine wundervolle Durchsichtigkeit der Luft, und diese Luft ist gewöhnlich so feucht, daß z. B. das Trocknen des Heues und anderer Gegenstände die doppelte Zeit braucht wie anderwärts; wir verzeichnen die zweifache Regenmenge wie in Böhmen, Mähren und anderwärts, und wir haben in der Regel so reiche Thauniederschläge, daß dieselben auf manchen Wiesenflächen zu Bächlein zusammenrinnen, und daß z. B. in den Windischen Büheln die Sammelteiche gegen den Herbst bloß vom sickernden Thau sich mit Wasser füllen. Durch diese Gunst des Klimas werden dem Gartenbau viel Zeit und Mühe erspart, und ich stehe daher nicht an zu behaupten: Eben so wie unsere adriatische Küste mit ihren Wärmereflexen das Treibhaus für Mittel-Europa sein könnte, so ist Steiermark der natürliche Gartenboden für die angrenzenden Länder, und könnte es viele Städte und Industrie-Bezirke mit Obst von allen Sorten und Zubereitungen, mit Blumen, Gemüsen und anderen Küchengewächsen, mit Sämereien, Hülsenfrüchten, Hopfen, mit Milch, Käse und Butter erster Qualität, mit Eiern und feinen Fleischsorten u. s. w. reich und billig versorgen.

Zur Erreichung eines solchen Zieles gehören nebst mäßigem Capital Fleiß und Intelligenz. Um aber diese letzteren im ganzen Volke zu erziehen, ist der Schulgarten unstreitig das beste Mittel. In diesem Sinne ist das oben

Digitized by Google

angezeigte kleine Buch von Professor A. Mell geschrieben. Der Verfasser behandelt in klarer, edler Sprache und mit der Wärme eines Reformators auf 112 gr. 8° Seiten die Einrichtung und Lage des Schulgartens, die Baumschule, den Gemüsegarten, das Versuchsfeld, das Rebensortiment, die Waldbaumschule, den Bienenstand, die Ausschmückung des Schulgartens, die Samencultur, die Compost- und Düngerbeschaffung u. s. w. und bringt im Calendarium, Seite 47—112, die Vertheilung sämmtlicher Arbeiten auf die Monate des Jahres; dabei ist eine große Zahl praktischer Winke und Erfahrungen, z. B. gegen Schädlinge eingestreut und mit vorzüglichen Bildern illustriert.

Der Verfasser war selbst Oekonom, und der große Schulgarten an der Lehrerbildungs-Anstalt zu Marburg, wo Lehramts-Candidaten und in besonderen Fortbildungs-Cursen auch angestellte Lehrer praktische Anleitung erhalten, verdankt ihm seine musterhafte Einrichtung und Pflege.

Mit Recht betont der Verfasser, daß ein Schulgarten nicht wie jeder andere einzurichten sei, sondern dem localen Bedürfnis Rechnung tragen müsse. Nur in einem Punkte werden viele mit dem Verfasser nicht einverstanden sein, nämlich in der idealen Voraussetzung, daß der Lehrer den Schulgarten ganz uneigennützig, aus bloßer Liebe zur Sache pflegen soll.

Denn jede Leistung verdient auch ihren Lohn, und es ist durchaus billig und zweckmäßig, wenn das ganze Erträgnis des Schulgartens dem Lehrer zuerkannt wird. Je größer der Nutzen ist, welchen dieser aus den Anlagen nachweisen kann, desto früher werden die Gemeinden zur Nachahmung angereizt werden und desto eifriger wird die Familie des Lehrers mitwirken.

Professor A. Mell berechnet für den Schulgarten den bescheidenen Raum von 14 Ar; doch meinen wir, daß die Thätigkeit eines strebsamen Lehrers, der auch neue Culturen zum Versuche bringen möchte, nicht durch einen so engen Raum beschränkt werden sollte. Gewiß ist kein Schulbezirk so arm, daß er nicht ein halbes oder besser ganzes Hektar Landes einer Anlage zuwenden könnte, die ihm so wichtige praktische Vortheile verspricht.

Wir müssen noch einem Einwand begegnen, welchen man gegen Schulgärten zu machen pflegt, daß nämlich damit den armen Lehrern eine neue Last aufgebürdet werde.

Allerdings werden oft übertriebene Anforderungen an die Neuschule gestellt und von ihr Wunderdinge erwartet, und nicht selten bieten junge Lehrer den Kindern theoretischen Ueberfluß. Das sind Fehler, welche die Kräfte des Lehrers zersplittern, den Geist der Kinder übermüden und ihre körperliche Entwicklung schädigen. Allein man darf auch nicht übersehen, daß die heutige Cultur von der Schule unabweislich mehr verlangt wie bisher. Der Weltverkehr wird immer leichter, schneller und umfangreicher, und dadurch ist eine Concurrenz aller Erdtheile auf allen Märkten entstanden, welche die Preise der meisten Lebensartikel ungewöhnlich herabgedrückt hat. Diese neue Erscheinung zwingt die europäischen Länder, ihre alte Gewohnheit, die meisten Bedürfnisse selbst erzeugen zu wollen, aufzugeben und in ihrer Production solche naturwüchsige Specialitäten zu wählen, welche den größten Erfolg versprechen. So glauben wir auch, daß Steiermark durch seine Natur vorherrschend auf den Gartenbau angewiesen ist.

Um aber eine so wichtige Neuerung durchzuführen, muß im ganzen Volke ein höheres Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten verbreitet werden. Demnach ist die heutige Schulfrage nicht die: Was können wir in den Lehrplänen streichen, um Lehrer und Schüler zu entlasten, sondern sie lautet vielmehr: Wie können Lehrer

Digitized by Google

und Schüler ohne Nachtheil zu höheren Leistungen befähigt werden?

Wir wollen es versuchen, auf diese schwierige Frage zu antworten. Wenn wir durch richtige Erziehung alle Sinnenkräfte wecken und stärken, wenn wir Auffassung, Gedächtnis und Aufmerksamkeit schärfen und gutes Sprechen und Singen üben, so kommen die Kinder mit einer Vorbereitung in die Volksschule, welche die Arbeit des Lehrers ganz wesentlich erleichtert.

Wenn dann in der Schule die Gegenstände der Lehrpläne mit den Arbeiten im Schulgarten zweckdienlich abwechseln, so werden Lehrer und Schüler sich immer frisch und leistungsfähig erhalten.

Denn Kinder taugen nicht zum langen Sitzen und für gelehrte Vorträge, haben jedoch stets ein reges Interesse für Naturerscheinungen, bei denen sie mitwirken können; und dem Lehrer wird die Gärtnerei auch nach Jahren noch Neues bieten. Im Winter und bei rauher Zeit kann die Thätigkeit des Schulgartens bei Mädchen durch Handarbeiten und bei Knaben durch jene Arbeiten an Metallen, Hölzern und Flechtstoffen ersetzt werden, welche in den dänischen und norddeutschen Arbeitsschulen sich so gut bewähren. Man sagt einstimmig von diesen Arbeiten, daß sie den Kindern eine Erholung bieten und ihren Thätigkeitstrieb so befriedigen, daß die theoretischen Aufgaben in viel kürzerer Zeit bewältigt werden.

Werden nun in den städtischen Schulen vorwiegend diese Arbeiten, in den Landschulen aber der Schulgarten mehr gepflegt, so werden hier der Land- und Gartenbau, und dort die Gewerbe gefördert. Und so erhebt sich der Schulgarten zu einem Princip, ganz geeignet, um dem alten Vorwurf und Spott über Schulstaub, Stubenluft und harte Schulbänke die Spitze abzubrechen. *) Und eben dieses Princip verschafft dem Lehrer auch Gelegenheit, den Schaffenstrieb und praktischen Sinn seiner Zöglinge zu wecken und in den Fortbildungscursen weiter zu bilden, und zugleich auf die Gemeinden durch Beispiel und guten Rath ebenso nützlich einzuwirken, wie es manche intelligente Pfarrer thun, die ihre Höfe rationell bewirtschaften.

Nicht wenig wird der Lehrer in seinem Wirken auch dort unterstützt, wo der Religionslehrer die religiös-sittliche Erziehung mit Vorliebe besorgt.

Wir theilen noch mit, daß das oben angezeigte treffliche Buch von Professor A. Mell seit der kurzen Zeit seines Erscheinens in Deutschland viel Beifall gefunden hat und zum Beispiel in Schlesien und im Aachner Bezirk allen Schulen eindringlich empfohlen wurde.

Und wir schließen mit dem dreifachen Wunsche, daß dieses zeitgemäße Buch bei dem geringen Preise von 90 kr. eine recht weite Verbreitung finde, daß in allen Gemeinden und Bezirken Schulgärten und Kindergärten entstehen; daß die vier Intelligenzen der Schulbezirke, nämlich Kindergärtnerin, Lehrer, Industrielehrerin und Religionslehrer überall recht einträchtig zusammenwirken möchten.

Denn so würden die Steirer es wirklich erleben, daß ihre schöne, grüne Heimat sich in eine einzige Flucht von fruchtbringenden Gärten verwandelt.

*) Ja gewiß, nöthiger auf unseren Dorfschulen als manch Anderes wäre die Einführung eines Curses für Landwirthschaft, den localen Bedürfnissen der Gegend angepaßt. Die Red.

Digitized by Google

Wie lange können die Großstaaten die Militär-Last ertragen?

Von M. Haushofer.

Die praktische Politik hat stets das politisch Nothwendige als oberstes leitendes Princip erkannt. Alle politischen Ideale können nicht gegen dieses Princip ankämpfen; mit überwältigender Wucht drängt es Alles in den Hintergrund.

So klar es aber ist, daß das Nothwendige in erster Linie die Richtschnur aller Politik ist: zweifelhaft kann es immer bleiben, wo die Grenze zwischen dem Nothwendigen und dem bloß Nützlichen ist; und zweifelhaft kann es ebenfalls bleiben, wie es zu halten ist, wenn mehrere politische Nothwendigkeiten in Conflict kommen.

Solche Conflicte weist die Weltgeschichte auf, seit Staaten entstanden sind. Sie finden kein Ende; denn sie liegen in der Natur des politischen Lebens begründet. Ein solcher Conflict ist der Widerspruch zwischen der Wehrhaftigkeit eines Volkes und seiner wirtschaftlichen Thätigkeit.

Dieser Conflict ist nichts Neues. Er ist so alt, als Krieg und friedliche Arbeit sind. Seinen ziffermäßigen Ausdruck findet dieser Conflict in jenen Summen, welche die Militärausgaben der modernen Culturstaaten erfordern, und in jenen Zahlen, welche über den Stand und den Gang des Volksvermögens Aufschluß geben.

Wir dürfen es hier freilich nicht wagen, unseren Lesern solche Zahlenreihen vorzuführen, welche für eine eingehende statistische Untersuchung dieses Conflictes nöthig wären. Wir wollen uns auf möglichst wenige Zahlen beschränken; auf diejenigen, welche als Unterlage weiterer Betrachtungen unumgänglich sind.

Die militärischen Ausgaben der sechs großen Culturstaaten Europas stellen sich in jüngster Zeit folgendermaßen (in Reichsmark):

	Ausgaben überhaupt:
Deutsches Reich (1884/85)	423 Millionen
Frankreich (1884)	663 „
Großbritannien (1882/83)	637 „
Italien (1883)	245 „
Oesterreich-Ungarn(1884/85)	234 „
Rußland (1883)	731 „

	Auf den Kopf der Bevölkerung:
Deutsches Reich (1884/85)	9,35
Frankreich (1884)	17,7
Großbritannien (1882/83)	18,1
Italien (1883)	8,6
Oesterreich-Ungarn (1884/85)	6,4
Rußland (1883)	7,2

Für diejenigen Leser, welche für diese Zahlenaufstellung eingehendere Nachweisungen fordern könnten, sei Folgendes hinzugefügt:

Es ist nicht ganz einfach, eine derartige Zusammenstellung mit unanfechtbarer Richtigkeit zu veranstalten. Mit mathematischer Genauigkeit wird sie schon deshalb nie zu erreichen sein, weil die Budgetaufstellungen in den verschiedenen Staaten nicht für dieselben Zeitabschnitte erfolgen. Daß die Ausgaben für die Kriegsmarine überall mit zu den Ausgaben für Militärwesen überhaupt gerechnet werden mußten ist klar. Aber es erscheinen in den Staatsrechnungen manche Summen, von welchen es zweifelhaft sein könnte, ob sie zur Vergleichung herangezogen werden dürfen, wenn von der ständigen Militärlast die Rede ist.

Digitized by Google

So finden sich im Voranschlage der Ausgaben für das deutsche Reich neben „fortdauernden“ Ausgaben auch noch „einmalige“ Ausgaben. Solche einmalige Ausgaben stellen sich aber jedes Jahr ein, so daß man genöthigt ist, sie als stete Begleiter der fortdauernden Ausgaben zu behandeln. Und ebenso scheint es wohl auch gerechtfertigt, die Ausgaben für Militär- und Marinepersonen zu den militärischen Ausgaben zu rechnen; nicht aber diejenigen des Reichsinvalidenfonds, die ja aus einer besonderen Quelle fließen.

In ähnlicher Weise war bei der Berechnung der Ausgaben des britischen Reiches, wobei der Rechnungsabschluß für das Jahr 1882/83 zu Grunde lag, zu erwägen, ob die besonderen Kosten der Expeditionen nach Afghanistan, Aegypten und Südafrika mit in die Summe einbezogen werden durften. Wir haben diese Summen mit eingerechnet, weil derartige Expeditionen bei dem ausgedehnten britischen Colonialbesitze sich noch oft genug wiederholen werden, und weil ihre Kosten gegenüber der gesammten Militärausgabe nur wenig in's Gewicht fallen.

Aber es möge genügen, auf solche Umstände hinzuweisen, um darzulegen, daß derartige Vergleichungen von Staatsausgaben selbst bei der größten Sorgfalt immer noch einem oder dem anderen Zweifel Raum lassen müssen.

Eines aber ist unzweifelhaft: die Thatsache, daß diese Ausgaben als eine ungeheuere Last von nahezu drei Milliarden Mark auf diesen Culturnationen liegen. Jahr um Jahr müssen diese drei Milliarden geopfert werden, um die Wehrhaftigkeit der Nationen zu erhalten. Und es ist kein Ende abzusehen. Im Gegentheile. Wenn man in der Geschichte auch nur wenige Jahre zurückrechnet, drängt sich eine stets steigende Gefräßigkeit der Militärbudgets als unabweisbare Thatsache auf.

Die Militärausgaben der deutschen Staaten sind seit der Gründung des norddeutschen Bundes um etwa 168 Millionen gewachsen. Diejenigen Frankreichs sind seit hundert Jahren auf das Fünffache ihres damaligen Betrages gewachsen; sie haben sich seit den letzten Friedensjahren des zweiten Kaiserreiches um nahezu 350 Millionen Francs vermehrt. Oesterreich-Ungarn hat seit dem Jahre 1845 seine Militärausgaben mehr als verdoppelt; Rußland die seinigen seit 1866 um ein Drittheil gesteigert. Die britische Militärlast ist jetzt fast doppelt so groß als im Jahre 1850; das italienische Militärbudget ist seit 1867 um 36 Millionen Lire gewachsen.

Aber damit sind die Kosten des Heerwesens nicht erschöpft. Es stehen in den europäischen Großstaaten drittehalb Millionen Männer unter den Waffen; drittehalb Millionen in den besten arbeitskräftigsten Jahren ihres Lebens. Wie viel diese an Arbeitslohn einbüßen, ist auch nicht einmal annäherungsweise richtig abzuschätzen. Würde man annehmen, daß jeder dieser Männer mit einer so anstrengenden regelmäßigen Arbeit, wie sie der Militärdienst ist, sich außer dem einfachsten Lebensunterhalte, den er ja als Soldat auch hat, noch eine Mark täglich verdiente, so ergibt das einen Arbeitsverlust von drittehalb Millionen Mark für den Tag. Diesem Arbeitsverlust wird wohl von anderer Seite entgegengehalten, daß der Militärdienst als eine großartige Schulung der männlichen Bevölkerung erscheine und als solche dauernden volkswirtschaftlichen Gewinn biete.

Man mag immerhin anerkennen, daß die allgemeine Wehrpflicht eine vortreffliche Anleitung zur Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit und Gewandtheit in sich enthält, und daß ein einfacher Taglöhner oder Bauernknecht durch die militärische Disciplin einen gewissen Schliff erlangt, ohne an seiner Berufsbildung Schaden zu leiden; alle anderen Berufszweige dagegen müssen durch die dreijährige Ar-

Digitized by Google

beitsentwöhnung in technischer Erfahrung zurückgehen und daher einen volkswirtschaftlichen Schaden erleiden, der durch jene Disciplin gewiß nicht aufgewogen wird.

Läßt man aber alle derartigen Erwägungen beiseite; hält man sich bloß an die in den Staatsrechnungen stehenden Summen, so wird man unwillkürlich zu der Frage gedrängt: Wie lange können die Culturnationen diese Last noch ertragen?

Um diese Frage auch nur annähernd beantworten zu können, müßten die Ausgabensummen zunächst mit dem Volkseinkommen in Vergleichung gebracht werden. Das Volkseinkommen ist aber eine kaum abzuschätzende Größe, die sich auf Milliarden beläuft und bei deren Berechnung zu viele unbekannte Factoren mit unterlaufen.

Die zuverlässigsten Ergebnisse würden wohl eine Berechnung bieten, welche das Erträgnis der directen Steuern im Zusammenhalt mit denjenigen Procentsätzen, welche durch die Steuern vom Einkommen der Besteuerten genommen werden sollen, zu Grunde legt. Aber bei der Verschiedenheit der Steuergesetzgebung muß auch eine derartige Berechnung höchst umständlich werden. Der Nationalökonom des zweiten französischen Kaiserreiches, M. Chevalier, schätzte seinerzeit das rohe französische Volkseinkommen auf 10 Milliarden Francs, der österreichische Statistiker v. Czörnig das österreichische Volkseinkommen im Jahre 1859 auf 3360 Millionen österreichischer Gulden. Diese Schätzungen sind jetzt von den Ereignissen längst überholt; es ist leicht möglich, daß man heute zur doppelten Höhe jener Summen gelangen würde.

Aber es ist gar nicht nöthig, sich in eine mühsame Berechnung des Volkseinkommens einzulassen. Man kommt auf eine viel einfachere Weise zum Ziel.

Nach der neuesten deutschen Berufsstatistik beträgt die Zahl aller „erwerbsthätigen" Personen im Reiche, Männer und Frauen, auch mit Einschluß der häuslichen Dienstboten, 18,8 Millionen. Beim Militär und der Militärverwaltung befinden sich 451.825 Personen. Demnach trifft auf je 42 erwerbsthätige Personen eine Militärperson, welche aus jenen zweiundvierzig genommen und von den übrigen einundvierzig zu erhalten ist, und für welche eine jährliche Ausgabe von 930 Mark bestritten werden muß. An dem Tische, der von jenen 41 erwerbsthätigen Leuten mit dem Nöthigen versehen wird, essen aber nicht bloß diese, sondern auch ihre nicht erwerbsthätigen Angehörigen, es essen daran im ganzen hundert Köpfe. Wenn nun unter diesen hundert auch der Eine sich einfindet, der in voller Waffenrüstung stets bereit ist, für die Sicherheit seiner neunundneunzig Stammverwandten in den Kampf zu treten: sollte darin ein unerschwingliches Opfer liegen? Gewiß nicht. Das Opfer ist groß und mag Manchem sogar als drückend erscheinen; aber es ist nicht so drückend, daß es nicht auf unabsehbare Zeit hinaus noch zu ertragen wäre.

Und in welcher Form wird dieses Opfer gebracht? Es sind kleine Zuschläge zu den Preisen einiger beliebter Verbrauchsartikel, wodurch jeder einzelne Deutsche jene neun Mark aufbringt, welche auf den Kopf der Bevölkerung für militärische Ausgaben treffen. Zuschläge von 150 Pfennigen jährlich für Zucker, 127 Pf. für Branntwein, 93 Pf. für Salz, 72 Pf. für Tabak, 95 Pf. für Kaffee und so fort. Durch diese Art der Beschaffung des Militäraufwands ist es jedem Haushalt anheimgegeben, sich die Zeit und die Form, in welcher er sein Opfer bringen will, selbst auszuwählen — gewiß eine wesentliche Milderung des Opfers.

Wenn in Frankreich und in Großbritannien die Kopfquoten in militärischen Ausgaben weit höher, in Groß-

Digitized by Google

britannien fast doppelt so hoch sind als im deutschen Reiche, so hängt die Erträglichkeit dieser schwereren Last zusammen mit dem größeren Volkswohlstande, dessen man sich jenseits der Vogesen und des Canals erfreut. Vergleichungen darüber anzustellen, welcher der europäischen Großstaaten verhältnismäßig am schwersten an seiner Militärlast zu tragen habe, wäre zu kühn. Die Vergleichung der Steuersummen, welche an directen und indirecten Abgaben auf den Kopf der Bevölkerung treffen, gestattet jedenfalls die Behauptung, daß wir zum mindesten nicht schwerer zu tragen haben als die übrigen Großstaaten.

Ungleich dunkler erscheint die Frage, ob die beständige Steigerung der Militärausgaben in einem richtigen Verhältnis steht zur Progression des Volkseinkommens. Es ist ein großer Unterschied, ob man zwei in steter Bewegung befindliche Thatsachen zu einem bestimmten einzelnen Zeitpunkte vergleicht, oder ob man das Maß ihrer Bewegung in's Auge faßt.

In letzterer Hinsicht kann man sich schwerer Sorge nicht erwehren. Jeder Krieg pflegt die militärischen Ausgaben enorm zu steigern, während zugleich Volkseinkommen und Volkswohlstand einen Stillstand, wenn nicht gar einen schmerzlichen Rückgang erfahren. Jene Ausgaben dagegen sinken, wie die Finanzgeschichte zeigt, auch nach dem Kriege nie wieder dauernd auf ihren früheren niedrigeren Stand zurück. Es ist daher dringend wünschenswert, daß in einer Reihe von Friedensjahren dem Volkseinkommen gestattet werde, rascher zu wachsen als die militärischen Ausgaben wachsen. Diese Ausgaben sollen und dürfen in Friedensjahren durchaus nicht die gleiche Progression haben wie jene Thatsachen, welche mit dem Volkseinkommen in Zusammenhang stehen.

Diesen Satz auszusprechen ist freilich nicht schwer; die Progression des Volkseinkommens jedoch ist überall in tiefes Dunkel gehüllt, mit Ausnahme von Großbritannien, wo die riesig wachsende Größe des einkommensteuerpflichtigen Einkommens ein glänzendes Licht auf diese Frage wirft.

Noch ist in den europäischen Großstaaten jene Schranke, über welche hinaus eine weitere Steigerung der Militärausgaben absolut unmöglich ist, nicht erreicht. Die finanzielle Spannkraft großer Culturstaaten ist heute noch eine ganz erstaunliche. Es ist eine Elasticität, welche der düsterste Pessimismus bewundern muß. Die Finanzgeschichte der letzten hundert Jahre liefert unwiderlegliche Beweise dafür. Man erinnert sich an die verzweifelten Lagen, in welchen sich der französische, der österreichische, der spanische, der niederländische, der nordamerikanische Staatshaushalt schon befanden und aus welchen dennoch Rettung möglich war. Jedes einzelne Friedensjahr, welches uns zu durcharbeiten vergönnt ist, häuft Schätze in die Kammern unseres Volksreichthums. Wir bedürfen dieser Schätze — auch ohne Kriege; denn die Culturaufgaben der Menschheit sind noch riesengroß und wachsen mit den erreichten Zielen immer weiter.

Nur jener einen großen Culturaufgabe, deren Lösung so dringend ersehnt wird (und die das gewichtigste Merkmal der wahren Cultur wäre. D. R.) dem Völkerfrieden, sind wir seit Jahrhunderten kaum um einen Schritt näher gerückt. Heute noch wuchert im Herzen Europas der Völkerhaß; seine Wurzeln haben eiserne Zähigkeit. Als große dunkle Instincte ziehen sie durch das Wesen der Nationen. Stolz auf eigene Besitzthümer und Neid gegenüber den Fremden, gekränkter Ehrgeiz und unvergessenes Unglück lassen diesen Haß nicht zu Ruhe kommen. Immer auf's Neue wird er genährt durch die Flut der Ereignisse, durch die stets sich erneuenden, immer wieder andere Gruppen bildenden Interessen, durch immer

Digitized by Google

neue Irrthümer der öffentlichen Meinung.

Die Geſchichte verzeichnet alles Leid, das einem Volke von anderen Völkern angethan worden iſt; und wenn es von der Geſchichte nicht verzeichnet würde, ſo würde es in Liedern und Sagen fortleben, um jenen Völkerhaß den Enkeln zu überliefern. Die weiſeſte Politik kann dieſem Völkerhaſſe gegenüber nichts thun, als immer und immer wieder auf die trotzdem beſtehende Gemeinſamkeit großer Intereſſen hinweiſen und daneben die gewaffnete Hand zum Schutze des Eigenſten bereit halten.

„Deutſche Revue.“

Anzengruber als Proſaiker.

Von Guſt. Andr. Keſſel.

Ein Autor realiſtiſcher Schule glaubt der Wirkung ſeines Stoffes im Vorhinein ſicher zu ſein, wenn er alle ſeine Geſtaltungskraft an das Kleine und Kleinliche aufwendet, und er will es dabei eingedenk bleiben, daß ſelbſt die ſchmutzige Scholle ein Stück der Allnährerin Erde ſei. Von Allem, was ihm wohl oder wehe das Herz bewegt, von Allem, was in ſeinem Gehirne ſtürmt oder gährt, trägt er nichts in den Stoff hinein, er will Alles aus ihm herausarbeiten, denn alle herz- und hirnbewegenden Gedanken betrachtet er auch nicht als in ihn ſelbſt hineingelegt, ſondern durch Welt und Zeit, Sonne und Wetter aus ihm herausgereift. Er glaubt, daß von Menſchenbruſt zu Menſchenbruſt ein elektriſcher Draht läuft, an deſſen Ende, unbekümmert darum, ob er unter Cloaken, Gefängniszellen und Bordellen hinzieht, die Botſchaft des Geiſtes ſich in Lettern fertig ſtellt. Er erſpart uns keinen Schrei wehen Jammers, er erſpart uns kein Jauchzen wilder Luſt. Er ſtößt das Elend, das um Mitleid bettelt, nicht von der Ecke; er jagt den Trunkenen, der Alle beläſtigt, nicht von der Straße; Alles, was er bei ſolchen unangenehmen Begegnungen für uns thut, iſt, ſie abzukürzen, nachdem wir aber doch den Eindruck einmal weg haben, Tugend*) und Laſter, Kraft und Schwäche führen bei ihm die Sache in ihrer eigenen Weiſe. Er will das Leben in die Bücher bringen, nachdem man es lange genug nach Büchern lebte.

Er führt Niemand abſeits des Lebens, Jeden führt er inmitten der breiten Straße desſelben, vorbei an wildromantiſchen Gegenden, an friedlichen Dörfern, an reichen Städten und armen Anſiedlungen, an traurigen Einöden und an lachenden Gefilden, er erſpart uns keinen Stein des Anſtoßes, keine Rauheiten des Weges, keine Krümmung; nicht um zu ermüden, ſondern, um uns die Erkenntnis aufzuzwingen, daß, ob nun mit leichter Mühe oder ſchwerer Arbeit, allen Wallern der Pfad gangbarer gemacht werden könnte. Er zeichnet Alles auf, was er zu hören bekommt, von den ruchloſen Flüchen der Ungeduldigen bis zu den ſtillen Seufzern der Ergebenen, Alles, was ſich ſeinem Auge einprägt, von der ſchweißtriefenden Stirne des raſtlos Ausſchreitenden bis zu dem fahlen Antlitze Deſſen,

*) Im Gegenſatz zu Zola's „naturaliſtiſcher“ Schule, in der gerade das Unangenehme am Weitläufigſten ausgeſponnen wird. Die Red.

Digitized by Google

der ziellos forttaumelt, um sterbensmüde an einem Grabenrande zusammenzubrechen. Dort aber, wo der Weg sich unter Grabhügeln verliert, wo der Trost eines Paradieses, das erst werden soll, vor den Qualen des Todes zusammenbricht, dort steht er allein mit dem demüthig stolzen Selbstbewußtsein, mit dem die Wahrheit all' ihre Diener begnadet. Er bringt die Sterbenden aus dem Gelärme des Tages und bettet sie in heilige Stille, er flüstert vertraut mit ihnen über alte Erinnerungen, damit sie dem Sonnenlichte nicht fluchen, zu dem sie einst erwachten, und er deutet ihnen leise all' diese Schauer und Krämpfe als die letzten Anrechte allen und jeden Schmerzes an sie, damit sie die Nacht nicht fürchten, in welche sie jetzt eingehen sollen, langsam, allmählich, wie die Pulse verrollen, der Athem stockt, das Herz stille steht."

Wohl selten hat ein Autor seine Stellung zur Literatur präciser und zutreffender bezeichnet, wie dies Anzengruber mit diesen Sätzen in der Vorrede zu seinen „Dorfgängen" gethan. Er hat in derselben sein literarisches Glaubensbekenntnis in klarster und umfassendster Weise abgelegt, und damit zugleich auch jenes der gesammten deutsch-realistischen Schule aufgestellt. „Für die Verklärung des Lebens spricht Alles, und dagegen nur Eines — die Wahrheit; wir wollen das Leben in die Bücher bringen, nachdem man es lange genug nach den Büchern gelebt"; in diesen wenigen Worten ist Anzengruber und die ganze Richtung, welche er vertritt, so vollauf bezeichnend charakterisiert, daß es keinem Meister der Literaturgeschichte jemals gelingen könnte, sie prägnanter und sicherer zu fixieren. Die Romantik, die Kindheit der Literatur unseres Jahrhundertes mit ihren phantastischen Gebilden ist längst verrauscht, die Periode der 1830—1850ger Jahre, die stürmische Jünglingszeit derselben ist an uns vorübergezogen, die realistische Schule mit ihren Leitsternen: „Wahrheit und Pflichtgefühl" hat die Herrschaft ergriffen, und mit ihr ist unsere Literatur mitten in das reifste Mannesalter getreten.

Seit Otto Ludwig sein „Zwischen Himmel und Erde", dieses Musterbild eines Romanes realistischer Färbung geschrieben, war kein Autor aufgetreten, welcher die sozusagen aller Orten in der Luft schwebende neue poetische Richtung mit festen, energischen Griffen erfaßt, und klar und fertig gestellt dem deutschen Publikum vor Augen gebracht hätte. Da wurde im Jahre 1870 „Der Pfarrer von Kirchfeld" aufgeführt, und der Dichter, dem diese Aufgabe vorbehalten, war uns gleichsam über Nacht erstanden, prächtig und voll austönend, ein echter Dichter jeder Zoll, stand Anzengruber uns gegenüber. Wahrheit und Klarheit, gesunde, tüchtige Lebensanschauung sprach aus jeder Silbe dieses Stückes. Menschen, wie sie sind, mit warmem, vollpulsierendem Blut in allen Adern, mit allen Tüchtigkeiten, aber auch allen Schwächen der menschlichen Natur ausgestattet, zeigten sich uns, sie führten eine ganz eigene, vordem nie gehörte Sprache, aber sie faßte uns, sie drang gewaltig und unaufhaltsam zu unserem Herzen vor, und willenlos mußten wir uns ihr gefangen geben. Seitdem kamen „Meineidbauer" und „Kreuzelschreiber", und haben den „Pfarrer von Kirchfeld" fast übertroffen, Stück auf Stück folgte, ein Siegeszug über die Bühnen der gesammten gebildeten Welt. Was Anzengruber als Dramatiker zu bedeuten hat, darüber ist wohl eben diese gesammte gebildete Welt einig. Breitkopf und Härtel, die altrenommierte Leipziger Verlagsbuchhandlung, bereitet eine Gesammtausgabe der Anzengruber'schen „Dorfgeschichten" vor, und dürfte es daher nicht ungeeignet erscheinen, nunmehr dieses Autors auch als Prosaiker mit einigen Strichen zu gedenken.

Digitized by Google

Anzengruber ist eine durchweg ureigene Erscheinung, wie in seinen dramatischen, so auch in seinen prosaischen Dichtungen, ein durchweg reformatorischer, neu- und umgestaltender Zug in jeder Beziehung nimmt von seinem Namen aus den Weg durch die Literatur unserer Tage. Dorf- und Volksgeschichten, gewiß nicht zweifelhafter Qualität, wurden bereits vor Anzengruber geschrieben — wer würde nicht Auerbach, Herm. Schmid, Gottfried Keller kennen, des Meisters schweizerischer Bauerngeschichte, des vom Publikum wenig gekannten Jeremias Gotthelf, sowie auch Heinrich Schamberger's nicht zu vergessen — aber Volkstypen, wie sie Anzengruber in nacktester Lebenswahrheit mit unnachahmlicher Gestaltungskraft aufstellt, hat uns vor ihm kaum Einer geboten. Dazu die Großartigkeit aller seiner psychologischen Probleme, des Autors Gesinnungstüchtigkeit und hoher sittlicher Ernst, dies Alles zusammen hat Anzengruber zu dem gemacht, was er ist, zu dem Meister der modernen Volksdichtung.

Anzengruber beherrscht fast alle Gebiete prosaischer Dichtung seines Genres, den Roman wie die Novelle, das Genrebild wie die Skizze, die Humoreske wie das Märchen. Gleich sein erster Roman: „Der Schandfleck" zeigte uns den Autor in seinem vollen Können. All' das, was bisher von der Bühne aus an unser Ohr gedrungen, wir erfuhren es nunmehr in traulicher Lesestube, ein gewaltiges Stück Bauernleben spielte sich vor unseren Augen ab, Kernfiguren prächtigster Zeichnung zogen an uns vorüber — ich erinnere vor Allem an den alten Reindorfer, an Magdalene, den Schandfleck selbst — das Herz gieng einem weit auf, inmitten all' dieser Leute. Noch war hie und da Manches auszusetzen, was den Gesammteindruck der Dichtung störte, von dem Momente an, wo die Handlung in die Stadt verlegt wurde, löste sich die Geschichte wenigstens eine Zeit lang in lose aneinander gefügte Detailbilder auf, da griff der Autor zum zweiten Male frisch und energisch zu, die Handlung wurde im Dorfe zu Ende geführt, ein ganzer Band, fast neu geschrieben, prächtige neue Figuren und Charaktere kamen hinzu, der Grasboden-Bauer, dessen Schwiegervater, die Burgerl, der Leutenberger Urban, jedes ein Meisterstück, von der die Handlung bewegenden Charaktertype bis zur kleinsten Episodenfigur hinab, der Charakter des alten Reindorfer und des Florian wurde weiter ausgesponnen, Scenen und Situationen kamen hinzu, wie sie das Buch in seiner ersten Bearbeitung wohl kaum besessen, und ein Meisterwerk deutscher Romandichtung war fertig, ein Dichter in Prosa war erstanden, wie Deutschland nur wenige aufzuweisen hat. — Der „Schandfleck" ist nebst dem „Sündtind" die unbedingt bedeutendste prosaische Arbeit Anzengruber's.

Ein zweiter Roman: „Der Sternsteinhof", allerdings auch voll tüchtiger Entwürfe, tief angelegter psychologischer Probleme, meisterhafter Führung der Handlung hat den „Schandfleck" in seiner Wirkung auf den Leser kaum erreicht. Die Ursache hievon mag wohl vor Allem darin zu suchen sein, daß zwei der in die Handlung meist eingreifenden Personen, eine davon die eigentliche Hauptfigur des Romanes, die Sympathie des Lesers auf keine Weise wachrufen können, sie wirken geradezu abstoßend auf denselben. Auch die übrigen Personen des Romanes lassen fast ausnahmslos ein warmes Gefühl für sie nicht recht aufkommen. Nichtsdestoweniger ist der „Sternsteinhof" eine gewiß hervorragende Leistung. Anzengruber schreibt nichts Unbedeutendes, nichts Geringfügiges. Eines aber hat der „Sternsteinhof" mit dem „Schandfleck", u. zw. mit dem zweiten Theile desselben gemeinsam; es ist die geradezu tadellose Vollendung in sprachlicher Be-

Digitized by Google

ziehung. Anzengruber beherrscht hier den Dialekt mit wahrhaft virtuoser Meisterschaft.

Neben diesen großen Arbeiten Anzengruber's verdienen wohl zunächst dessen kleinere Dorfgeschichten die eingehendste Beachtung; sie sind durchwegs wahre Perlen moderner Novellistik. Wir erwähnen diesfalls nur: „Das Sündkind", „Diebs-Anerl", „Die fromme Kathrin", „Der Einsam", „Oertler", während „Der gottüberlegene Jakob" und „Treff-Aß" treffliches Zeugnis von des Autors ganz eigenartigem Humore ablegen. Anzengruber besitzt wirklichen, echten Humor, welcher Herz und Zwerchfell in gleicher Weise erschüttert, nicht jenes Zerrbild, das als Mosaik von Wort- und Situationswitzen sich so gerne für Humor gibt und gerade in unseren Tagen so arg überwuchert.

„Das Sündkind" ist die entschieden bedeutendste Novelle ernsten Genres, die Anzengruber geschrieben, vielleicht die bedeutendste Dorfgeschichte dieser Art überhaupt, welche unsere Literatur besitzt. Ein Weib, eine Witwe, hat sich drei Jahre nach dem Tode ihres Mannes „versündigt". Ein Kind kommt zur Welt; es ist ein Knabe, er soll „Geistlich" werden, um die Sünde seiner Mutter abzubüßen. Wie sehr sich auch dessen älterer Bruder dagegen sträubt, die Mutter setzt ihren Willen durch. Poldl, so heißt das „Sündkind", wird Priester, büßt den Fehltritt derselben und geht an dieser Buße allmählich zu Grunde. Wie dies geschieht, darin liegt eine furchtbare, allgewaltige Tragik, und Anzengruber hat in derselben Töne erreicht, wie sie ihm nur noch im „Meineidbauer" zu Gebote standen. Ganz einzig aber ist der Schluß der Geschichte. Der Autor führt hier den Leser „einen Weg, der sich unter Grabeshügeln verliert", und bietet ihm, dem das Herz noch bebt und schaudert ob des fürchterlichen Endes des armen „Sündkindes", in ein paar Strichen tröstende Versöhnung. Poldl's Bruder trifft mit der Müllerin, welche jener noch als Bauerndirne geliebt, zusammen. Sie ist seit acht Jahren Witfrau und steht, einen Knaben mit großen blauen Augen an der Hand, an des Priesters Grabe. Dort trifft sie dessen Bruder. Sie ist nicht verlegen, aber sie hat sich einwenig zur Seite gewendet, als sollten sie einander nicht beachten. „Müllerin," sagt Poldl's Bruder, „Du kennst mich vielleicht nimmer, ich bin dess' Bruder, der da unter der Erde liegt, und daß ich Dich da betreff' — was mir gar eigen, wohl und weh' zu Herzen geht — da darüber hast Du Dich nit zu schämen". „Nein," sagte sie, „und wir haben uns über seinem Grab' die Händ' gereicht."

Im „Treff-Aß",*) der unbedingt besten Dorfgeschichte humoristischen Genres dieses Autors, ist man einerseits erstaunt, mit welch' geringen Mitteln der Dichter die denkbar größte Wirkung erzielt, anderseits, aber wie genaue Fühlung derselbe mit des Volkes innerstem Leben und Weben hat. Das an sich so geringfügige Kartenlegen, welches aber im Leben des Volkes oft eine nur zu sehr beachtenswerte Rolle spielt, liefert ihm den Stoff zu einer seiner prächtigsten Geschichten. Der Hanzner-Michel, eine Art Steinklopfer-Hannes, begegnet dem Weishof-Bauern und erfährt von ihm, daß dessen Gattin an einer Gemütskrankheit unaufhaltsam dahinsiecht. Sie hat sich die Karten gelegt, das Treff-Aß fiel ihr zu, es bedeutet ihren baldigen Tod; seitdem denkt sie an nichts mehr als an's Sterben. Die Art und Weise, wie Hanzner-Michel die Bäuerin curiert, ist unnachahmlich, jene aber, wie er derselben schließlich die Karten nach seiner Weise legt, darin liegt ein Stück so tüchtiger Lebensphilosophie, daß man nur wünschen könnte, sie möchte mit allen Fasern in des Vol-

*) Siehe „Heimgarten" VII. Jahrgang.

Digitized by Google

kes Fleisch und Blut übergehen. Endlich sei auch hier noch der trefflichen Novelle aus dem Wiener Leben „Die Freundin" gedacht, ein reizendes Stück so anheimelnden, herzergreifenden Frauenlebens, wie es besser wohl kaum erdacht werden könnte.

Hat Anzengruber die hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiete der Erzählung aufzuweisen, so ist er nicht minder ein Meister des Genrebildes, das er in seiner zierlichen Detailmalerei beherrscht, wie kaum ein Zweiter, er bewegt sich hier auf bäuerischem wie auf großstädtischem Boden mit gleichem Geschicke. „Grünes Reis unter'm Schnee", „Verdorbtes Leben", „Alte Liebe", „Ein Wiedersehen", sie sind durchweg wahre Cabinetsstücke in ihrer Art. Das Gleiche gilt von des Dichters „Märchen", welche in ihrer ganz eigenartigen Färbung zu dem Besten gehören, was uns Anzengruber geboten. Sehen wir hier selbst von den „Märchen des Steinklopferhannes" ab, so hat der Dichter in seinem „Aus der Spielzeugwelt" einen Ton angeschlagen, welcher ihn direct neben Andersen, im „Erbonkel" einen solchen, der ihn direct neben Dickens stellt.

Am Schlusse dieser Skizze hätten wir nur noch ein paar Worte über Anzengruber's Stil zu sagen. Wie eigenartig die literarische Erscheinung dieses Mannes in Allem und Jedem ist, so eigenartig ist auch sein Stil; wer einmal eine Zeile von ihm gelesen, der weiß sofort, wenn er wieder etwas von ihm in die Hand bekommt, das kann nur er geschrieben haben und kein Anderer. Prägnant und markig zeichnet er mit ein paar Strichen seine Charaktere; Reflexion so wenig als möglich, eine Handlung seiner Figuren kennzeichnet ihren Charakter in allen seinen Grundzügen oft mehr, als dies bogenlange Reden vermöchten. „Anzengruber schreibt den Lapidarstil der Leidenschaft," hieß es einmal in einem Blatte; es ist dies die beste Bezeichnung für den Stil dieses Mannes.

Und nun noch Eines über des Autors Weltanschauung. Stark und tüchtig baut sie sich vor unseren Blicken auf; ernst, aber nicht mürrisch, vollkommen zielbewußt, arbeits- und schaffensfreudig sieht er immer unverdrossen in die Welt. Lassen wir ihm noch einmal selbst das Wort, um auszusprechen, wie er über diese und das Leben denkt.

„Im heißen Tagesglanze liegt die Welt! kein Eigen, müh'los zu theilen, großmüthig an Andere zu schenken! Nur mit offenen Augen und rührigen Händen erringen wir unser Theil an ihr und machen nur Andere an unsere Stelle rücken, die es da anfassen, wo wir es gelassen, die müssen, wie wir genußt haben, da einmal jede Kraft, die wir in uns verspüren, sich zu bethätigen drängt.

's ist nicht Geschenktes, das liebe Leben, aber mag es auch nur ein großer Werktag sein, so ist es doch klüger, frohgemuth das Unsere zu thun, bis Feierabend wird, als mürrisch und verdrossen wirken bis an's Ende. Hat dieser Tag doch eine Stunde, die aller Unbill und jedes Mühsals uneingedenk macht, die Stunde, wo man in eine liebende Hand einschlägt, die sich Einem im Treuen darreicht: „Schaffen wir miteinander!"

Digitized by Google

Eine Vortragsreise nach Hamburg.

Schilderung von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Am 5. März 9 Uhr Früh sind wir vom Lehrterbahnhof in Berlin mit Schnellzug abgereist. Das Einfahren in eine große Stadt, sowie das Hinausfahren aus derselben gehört auf Reisen für mich zu dem Interessantesten. Aber Berlin bietet kein Bild. Nur einmal tauchte weit hinter Fabriksschloten der plumpe Thurm des Rathhauses auf. Der dicke, rauchige Nebel hüllte das Wenige ein, was sonst etwa noch zu sehen gewesen wäre.

Die Gegend wird sehr öde. Auen und Sümpfe und teichförmige Wasserbecken, verkümmerte Kiefernwälder, dann kahle, unabsehbare Ebene. Und wenn Du Dich hinlegst und ein paar Stunden schläfst, um endlich wieder einen Blick zum Fenster hinaus zu thun, so ist — als wäre der Zug gar nicht vom Fleck gekommen — noch immer dasselbe Bild: Auen, Wasserflächen, Heiden, Ebene. Dort und da ein Dorf mit rothen Riegelwandhäusern, dort und da eine Windmühle. Spandau, Nauen, Neustadt, Wilsnak, Wittenberge, sind die größten Orte dieser Strecke. Erst im Mecklenburgischen heben hübsche Waldungen an und ich fand wieder meinen Lieblingsbaum, die Fichte, die ich seit der böhmischen Schweiz nicht mehr gesehen hatte. Wir passierten die Städte Ludwigslust, Hagenow, Büchen und Bergendorf.

Einige Stationen vor Hamburg — so war's auch bei Wien, Dresden und Berlin — wurde uns die Fremdenzeitung in das Coupé geworfen, welche den Fremden über Hotels, Sehenswürdigkeiten, Unterhaltungen, Aerzte, Einkäufe, Verkehrswesen u. s. w. orientiert.

Ich hatte auf der ganzen Reise während der Fahrt absichtlich nur wenig gesprochen, um meine Lunge für Hamburg zu schonen. Heute Abends nun soll sie — ich hörte, daß der Vortragssaal sehr groß sei — ihre Aufgabe erfüllen. Schon die Aengstlichkeit allein, die mich vor einer solchen Aufgabe allemal beschleicht, gaukelt mir Unwohlsein und Erschöpfung vor, die oft gar nicht vorhanden sind.

In Bergendorf begann ich unruhig zu werden. Es gieng gegen halb drei Uhr und noch vor dreiviertel drei sollten wir in Hamburg sein. Allmählich begannen parkähnliche Auen, Landhäuser und Ortschaften dazwischen, langgedehnte, riesige Frachtenmagazine, hinter deren schwarzen Dächern bisweilen das Takelwerk von Schiffen zu sehen war. Endlich schwarzgeräucherte, große Stadthäuser und der Bahnhof von Hamburg.

Herr Buchhändler Seippel, der Schriftwart des Alpenvereines, sammt seiner Frau Gemahlin nahmen uns in Empfang und im geschlossenen Wagen fuhren wir in die Stadt. Es war ein trüber Tag und ein eiskalter Wind strich von der Nordsee her. Aus den zahlreichen, mit allerhand Fahrzeugen bestandenen Wasserstraßen, die wir passierten, stieg Theergeruch auf und zwischen den Scharten der Straßen her winkte im Nebelgrau der Mastenwald des Hafens. Plötzlich that sich rechts das Alsterbassin auf und am Jungfernstieg vor dem Hotel zum „Kronprinzen" stand der Wagen still.

Digitized by Google

Im feinsten Hotel Hamburg's, ersten Stock, Nr. 11 und 12, war uns eine Wohnung eingeräumt worden, vermittelst offenen Kamines behaglich durchwärmt, ausgestattet mit Comfort und Eleganz, die eines Fürstenpaares angemessener gewesen wäre, als dem in niedriger Hütte geborenen Poeten aus den Alpen. Aber wohl that's uns doch, die steifen Beine auf weichen Teppichen auszuschlenkern, den zerrütteten Leib auf schwellende Kissen hinstrecken, die Augen durch die Spiegelfenster auf das weite herrliche Alsterbassin hinausfliegen lassen zu können. In diesen Appartements erwartete uns der vollzählige Ausschuß der Section des deutschen und österreichischen Alpenvereines und hieß uns willkommen in Hamburg. Meine Frau wurde mit einem geradezu wunderbaren Rosenstrauß begrüßt, mir starrten die Herren mit schlecht verhülltem Entsetzen in's Gesicht und einer bemerkte, falls ich unwohl wäre, stünden mir im Ausschuß der Section selbst, zwei Aerzte zur Verfügung. Die weite Reise soll mein Aussehen erbärmlich zugerichtet haben. Ich empfand's nicht einmal so, daher konnte ich über den freundlichen Antrag keck auflachen, was die Herren sichtlich zu beruhigen schien.

Nachdem wir den Reisestaub von uns geschüttelt, eine Weile in der Behaglichkeit unserer neuen Existenz, sowie im Anblicke des Bildes, das sich durch die Fenster uns bot, geschwelgt hatten, giengen wir in den Speisesaal. Ein Stück Braten und ein Glas Bier brachte unser physisches wie psychisches Wesen wieder vollkommen in's Gleichgewicht. Ich ergab mich hierauf der Sammlung und Vorbereitung, meine tapfere Frau band frisch mit der Stadt Hamburg an und besuchte Abends das Stadttheater, in welchem das Lustspiel: „Der Hexenmeister" aufgeführt wurde.

Kurz vor acht Uhr wurde ich abgeholt in das Etablissement Sagebiel zur Vorlesung. Mir pochte das Herz doch stärker als gewöhnlich. So weit hatte ich mich mit meiner steirischen Mundart bisher noch nicht nordwärts gewagt. So fernab den Alpen war ich bisher mit meinen Wald- und Bergeschichten noch nie vor ein großes Publikum getreten. Der Vortrag über den Humor in den deutschen Ostalpen war zwar ziemlich allgemein gefaßt, auch die Mundart in demselben hatte ich — in jenen Partien, wo der Vorleser zum Publikum spricht — möglichst dem Hochdeutschen genähert, sofern es die Charakteristik des Alpinen gestattete. In den Beispielen, wo der Bauer spricht, blieb ich jedoch strenge beim Steirischen, nur daß ich diese Partien mit allermöglichster Deutlichkeit zum Ausdruck zu bringen suchen wollte. Ich hatte an diesem Tage den Dialect des Hamburger Volkes, das Dithmarsche und Mecklenburgische sprechen gehört und nicht ein Wort verstanden. Da wollte ich denn um meine Sache schier verzagen.

Völlig geistesabwesend saß ich im Nebencabinet, während das dumpfe Getöse der sich im Saale versammelnden Menge zu mir hereindrang. Endlich war es Zeit. Einen Schluck Wasser noch, und ich trat hinaus. Ein brausender Gruß von den überfüllten Räumen her — ich suchte mit den Augen den Vorlesertisch und fand ihn nicht. An dessen Stelle ragte ein Stehpult. Ich hatte niemals noch stehend gelesen, sondern am Tische sitzend, sowie ja auch der Bauer behaglich am Tische sitzt, wenn er etwas erzählt. Und in Anbetracht meiner Erschöpfung war ein „stehender Vortrag" um so bedenklicher. Allein ich hatte in diesem Augenblick nicht die Geistesgegenwart, eines der nahestehenden Comitémitglieder um Tisch und Sessel zu ersuchen — in einer Minute wäre das herbeigeschafft gewesen — sondern trat zum Pulte, das mir noch dazu fast bis an die Schultern heranreichte.

Als sich der Willkommgruß gelegt hatte, begann ich zu lesen. Bald kam

Digitized by Google

die Stelle — ein kleiner volksthümlicher Spaß — wo sich im Publikum das erste Lebenszeichen zu regen pflegt. Und es regte sich in Hamburg fast lebhafter, als anderswo. Es war gewonnen. Der Grundton dieses Vortrages ist ernst gehalten; weder Witz noch Komik, noch landläufige Gemüthlichkeit hat mit dem Humor was zu schaffen. Ich suchte in Kürze den Humor des Aelplers in der Religion, im Liebesleben, in der Armut, in der Verlassenheit und Noth und im Sterben zu charakterisieren. Da kam der junge Bursche an's Fenster der Liebsten, der Bauer vom Wirtshaus heim, der Herzensfromme und der Betbruder, der arme Gebirgspfarrer, der Klosterbruder, der Hausierer und Bettelmann. Es kam die kecke Sennerin und der finsterer Wildschütze. Es kam der in Seelenruhe sterbende Waldbauer, es kam der Humor des feine Xantippe überlebenden Witwers, es kam der Humor auf den Marktafeln und Grabkreuzen und zum Schluß der Hinweis darauf, wie in neuer Zeit der echte Humor nicht mehr gedeihen wolle, endlich eine kleine Probe des neuen Humors, womit ich schloß.

Im Publikum erfolgten bei Freud und Leid des Aelplers genau dieselben Theilnahmsäußerungen, wie daheim im Süden. Mich beeinflußte die ungewohnte Stellung während des Vortrags wesentlich und ich konnte mich demzufolge nicht so recht in den Gegenstand versenken — was übrigens vielleicht der nöthigen Objectivität des Vorlesers von Vortheil gewesen ist.

Daß man als ein von ferne herbeigeholter Gast nirgends ausgezischt wird, ist selbstverständlich und braucht man sich daher auf den rauschenden Beifall nichts einzubilden. Von allen Beifallsbezeigungen die liebste ist mir immer, wenn, wie es auch hier geschah, nach der Vorlesung das Publikum nicht fortgehen will; man konnte es übrigens auch für eine wirkliche und strenge Kritik halten, als Jemand in Hamburg sagte: „Na, das hat sich 'mal verlohnt, daß Der dieses einzigen Stündchens wegen aus Steiermark herreist!"

Nachdem ich mich eine Viertelstunde ausgeschnauft hatte — erst wenn die Nervenspannung nachgelassen, fühlt man, wie wenig Kraft so ein Vortrag für das Weiterleben übrig gelassen hat — wurde ich in einen anderen Saal geholt, wo man sich bereits versammelt hatte zu einem glänzenden Bankett unter Musik und Gesang. Der Vorstand des Alpenvereines beglückwünschte das Hamburger Publikum und den Vorleser, daß man sich gegenseitig so leicht gefunden und so wohl verstanden habe. Es sei doch eine gewisse Besorgnis vorhanden gewesen, ob die Alpenmundart den Hamburgern nicht etwa zu ferne liege, aber schon die ersten Laute des Vortragenden hätten diese Besorgnis völlig zerstreut und somit hätte der Verein einen Festabend zu verzeichnen. Von allem Schönen, das mir nun von verschiedenen Rednern gesagt wurde, darf ich wohl den allergrößten Theil von meinen Schultern auf die unserer geliebten Alpen und ihrer Bewohner übertragen; unser Land und unsere Leute haben sie dort gern, und diesen überbringe ich die Grüße und Ehren, die mir dort in reichem Maße als dem Gast aus den Alpen gespendet wurden.

Mehrere für diesen Abend verfaßte Gedichte wurden vertheilt, worunter eines, in welchem die Titel meiner Werke lammig in den Text verflochten worden, besonders köstlich war.

Da ich jetzt schon auf der breiten Straße der Unbescheidenheit wandle, so darf ich auch nicht verhehlen, wie sehr ich mich geschmeichelt fühlte, in Hamburg so zahlreiche Leser meiner Schriften zu finden, und die meisten Derer, die zu mir darüber sprachen, wußten in mancher meiner Dichtungen besser Bescheid, als ich selbst.

Digitized by Google

Kaum vor Mitternacht kam ich in's Hotel zurück, aufathmend und froh, daß dieser Tag so glücklich zu Ende gegangen war.

Am nächsten Tage, den 6. März, nutzten wir den uns stets zur Verfügung stehenden Wagen, um eine Fahrt durch Hamburg zu machen. Diese Stadt macht überall den Eindruck des Großartigen und des Reichthums. Bei meinem Aufenthalte vor 15 Jahren in Hamburg gewann ich von Althamburg und dem Hafenleben den Eindruck großer Armut und Verkommenheit der unteren Volksschichten. Meine damalige Aeußerung darüber wurde mir bei Gelegenheit des jetzigen Besuches von mehreren Blättern Hamburgs vorgehalten und daran die Hoffnung geknüpft, Hamburg möge mir nun besser behagen, als damals. Ja freilich ist es ein Unterschied im Eindruck, ob man als armer Student in eine fremde Stadt kommt, sich dort in den billigsten Localen herumtreiben muß, oder ob man mit allen Aufmerksamkeiten in der Großstadt empfangen wird und der Gast eines munificenten Vereines ist, dem die Elite der Stadt angehört.

Hamburg macht — abgesehen von dem Malerischen der vielthürmigen Stadt, von ihrer merkwürdigen Lage zwischen Elbe und Alster, von vielen Wässern umspült — einen originellen, sehr großstädtischen Eindruck. Es ist vermöge seines Welthafens und Welthandels weit mehr Weltstadt, als das stark national ausgeprägte Berlin. Und in dem, was über die Interessen Hamburgs hinausgeht, ist auch die Bevölkerung der freien Reichsstadt von internationaler Gesinnung. Arbeitsamkeit und Fleiß, gepaart mit naiver Lebenslust, ist der glückliche Grundzug im Charakter des Hamburgers.

Eine kurze Wanderung am Hafen nur konnten wir uns gönnen. Der feuchte Nebel lag so dicht, daß das andere Ufer der Elbe nicht zu sehen war; zwischen dem Mastenwald her schnitt ein kalter Wind. Ich fühlte mich wieder müde und unwohl und mußte bald zurückkehren in das Hotel. Dort eine Stunde allein, stieg in mir sachte das Weh auf über die weite Ferne, die zwischen mir und meiner Heimat liegt. — Erst als meine Frau nach Hause kehrte, entwand ich mich, wenn auch nur schwer, der trüben Stimmung. Nachmittag machten wir eine Seefahrt per Dampfer auf der Alster bis nach Fährhaus. Eine herrliche Fahrt von etwa zwanzig Minuten, wo man sich sachte aus der Umarmung der großen Stadt loslöst um zwischen Gärten und Villen auf der blauen Welle dahinzugleiten. Jene Stadtseite, die Hamburg der Elbe zugekehrt, ist der Werktag, diese Seite, die es der Alster zuwendet, der Feiertag. Dort das Volk, die Arbeit; hier die Herren, der Genuß.

Von Fährhaus zurückgekehrt, erwartete uns im Hotel Herr Seippel, welcher mir im Namen der Section des Alpenvereines für die Vorlesung ein Honorar von 700 Mark überreichte. Ich setze ihm ein Denkmal, diesem einzigen Abende meines Rhapsodenlebens, an welchem mir die Minute mit 12 Mark vergolten ward.

Um 6 Uhr fuhren wir in die Wohnung Seippel's, wo wir zu einem Diner geladen waren. Außer den Familienmitgliedern und engeren Freunden des gastlichen Hausherrn waren die Häupter des Alpenvereines anwesend. Es war ein ebenso gemütliches als glänzendes Mahl. Von den vielen zarten Aufmerksamkeiten, die uns erwiesen wurden, erwähne ich nur die Servicezettel, auf welchen die Namen der Gäste mit Edelweiß und anderen Alpenblumen umkränzt waren. Als Eigenthümlichkeit fiel mir auf, daß zu Beginn der Mahlzeit die Champagnergläser gefüllt wurden und der Hausherr mit einem Toaste dieselbe eröffnete. Das kam mir stimmungsvoller und sinniger vor, als wenn

Digitized by Google

erst gewißermaßen dem Vielen an Speise und Trank die Aufgabe zugedacht ist, die Zungen und Herzen zu lösen. Es war ein heiterer, mir überaus trauter Abend, den ich in der munteren, geistvollen Gesellschaft zubrachte und vollends, als die liebreizenden Kinder der Familie nahten, gewann der Zirkel so recht die Innigkeit des deutschen Hauses. Nie habe ich die Gläser so rein erklingen gehört, als nun, da wir anstießen auf die Kinder des Hauses Seippel und auf unsere Kinder in der fernen Steiermark.

Ich glaube, wir haben gegen fünf Stunden getafelt, und mußte ich endlich gar noch von der fürsorglichen Gattin auf meine schwache Gesundheit gemahnt werden, die mir das Aufsuchen des Bettes noch vor Mitternacht zur Pflicht mache. Was sonst Bedürfnis ist, hieß heute Pflicht — so ändern sich die Zeiten.

Der Morgen des 7. März war sonnig. Noch ein Gang durch die Stadt, und die Stunde der Abreise von Hamburg war da. Nachdem wir beim Cassenwart des Hotels zu unserer Ueberraschung vernommen, daß der Alpenverein uns einen Strich durch die Rechnung gemacht habe, fuhren wir auf den Bahnhof, wo uns Herr Seippel in hellen Blumensträußen von seiner Familie und dem Alpenvereine die Abschiedsgrüße überreichte. — So schieden wir von Hamburg nach einem wohl sehr flüchtigen, aber für uns unvergeßlichen Aufenthalte.

Um 10 Uhr 20 Minuten reisten wir mit Schnellzug von Hamburg ab. Als wir über die zahlreichen Arme der Elbe fuhren, erblickten wir noch einmal die hohen Thürme Hamburgs, wovon der Nikolaithurm der höchste Europas sein soll. In der Nähe besehen macht er diesen Eindruck nicht. Ich kenne nur einen Thurm, dessen Höhe sozusagen schon in der Form liegt, dessen Linien zur wirklichen Höhe für den Beschauer übereinstimmen, und der also die beabsichtigte Wirkung vollkommen erzielt. Das ist der Stefansthurm.

Unser Weg gieng über Ulzen, Salzwedel, Bismarck, Stendal nach Magdeburg, wo wir um 3 Uhr 5 Minuten Nachmittags ankamen. Dort hatte ich am selben Abend den Vortrag über den Humor in den deutschen Ostalpen zu halten, geladen von der Magdeburger Section des deutschen und österreichischen Alpenvereines, dessen Vorstand uns am Bahnhof erwartete und in das nahe mit vornehmem Glanze ausgestattete Hotel Centrale führte. Meine Frau besichtigte in freundlicher Begleitung des Vorstandes, Herrn Regierungsrathes Rocholl die Stadt und den berühmten Dom. Trotzdem ich Magdeburg schon in früheren Jahren gesehen, hätte ich mich doch gerne der Wanderung durch die interessante Stadt angeschlossen, es war mir aber unmöglich. Auch die Einladungen, die per Post und Telegraph an mich eingelangt waren, mußte ich unberücksichtigt lassen. In's Hotel geschickt kamen mir die Photographie einer bildschönen Frau und zwei Fächer aus Wachholderholz, ich sollte auf dieselben meinen Namen schreiben. That's, schickte die Sachen wieder zurück und verriegelte die Thür. Um 8 Uhr ward ich zur Vorlesung geholt, die in der Aula des Realgymnasiums stattfand. Das zahlreich versammelte Publikum hat mich und meine Sache überaus freundlich aufgenommen. Doch gestand nachträglich die Magdeburger Zeitung, daß beim Auftreten das leidende Aussehen des Vorlesers die Versammlung geradezu erschreckt habe. „Aber schon bei Beginn des Lesens kam Leben und Kraft in den Vortragenden, dessen Stimme das große Local mit Leichtigkeit zu beherrschen schien." Was die Kritik hier wie in Hamburg und später in Dresden sonst über meinen Vortrag gesagt hat, gehört nicht hierher. Doch bin ich offen genug zu gestehen, daß sie

Digitized by Google

meiner Eitelkeit mehr als billig geschmeichelt hat.

Nach der Vorlesung war Festkneipe im Bischofszimmer des Rathhauses. Die Gemüthlichkeit dabei gab der berühmten süddeutschen in nichts nach. Zwei Damen sangen Volkslieder aus der Mark wie aus den Alpen, und dieser Gesang bewies mir wieder auf's Neue, wie leicht im Liede Natur und Kunst zu vereinigen ist, wenn Herz und Talent in solcher Weise zusammenwirken, wie es hier geschehen.

Magdeburg war uns lieb geworden in wenigen Stunden. Als ich vor sieben Jahren das erstemal in Magdeburg (Kaufmännischen Verein) las, hatte ich das Gefühl, als hätte ich gerade in dieser Stadt mit meiner Mundart und ihrem Gegenstande nicht eigentlich durchzudringen vermocht. Das war anders geworden; aber freilich waren es diesmal die Kreise des Alpenvereines, mit denen ich es zu thun hatte.

Am nächsten Morgen, den 8. März, um 8 Uhr 10 Minuten fuhren wir, vom Alpenvereine noch einmal begrüßt, mit Schnellzug nach Berlin ab. Weil auf Reisen der Spruch „Zeit ist Geld" doppelt gilt, so reist man mit Eilzügen stets am billigsten. Auf dem Bahnhofe zu Burg sah ich nach Jahren einen lieben Freund, den dortigen Postbeamten Herrn Hugo Hirt. Leider nur eine halbe Minute konnte ich ihn an der Hand halten und schon riß uns das unbarmherzige Locomotiv wieder auseinander.

Es war eine sonnige Fahrt hin über die Streusandbüchse des deutschen Reiches. An Brandenburg und dem schönen Potsdam vorüber gieng es wie im Fluge. Kaum sahen wir die Zinnen der Residenz, von Sanssouci, Schloß Babelsberg und einzelne Theile der schönen Seen, welche die waldigen Hügelrücken hier so reizend umschlingen, und schon zogen wir in die Atmosphäre von Berlin. Man fährt dort in seinem angestammten Coupé vermittelst der Stadtbahn mitten in die Stadt hinein. Um 11 Uhr stiegen wir am Bahnhof Friedrichsstraße aus und zogen in das anstoßende „Hotel Centrale" ein. Meine Ermüdung war derart groß, daß ich jeden Plan, in Berlin mit Freunden zusammenzukommen, aufgeben mußte, daher bezog ich für meinen kurzen zweiten Aufenthalt ein anderes Hotel — das größte der Residenz — aber gerade darum für ein unbeachtetes Einsiedlerleben wie geschaffen. Freundliche Einladungen von der Berliner Section des Alpenvereines, die mir einen Geselligkeits-Abend veranstalten wollte, von Adolf L'Arronge zu einem Diner, von der Redaction des „Deutschen Montagsblattes", sowie von einigen anderen Vereinen und lieben Persönlichkeiten, die meine Anwesenheit erfahren, mußte ich mit betrübtem Herzen ablehnen. Das Einzige, was ich mir noch von Berlin vergönnte, war ein Besuch des Panopticums — ein großartiges Wachsfiguren-Cabinet mit den denkbar täuschendsten Darstellungen des Berliner Congresses, des preußischen Generalstabes im Jahre 1870, aller gekrönten Häupter Europas und anderer berühmten oder auch berüchtigten Persönlichkeiten der neuen und neuesten Zeit. Auch kleine Späße gibt es dabei. Der Mann dort in gewöhnlichem Anzug, mit dem Katalog die Figuren betrachtend, ist selbst eine Wachsfigur. So auch eine ländliche Schöne, die, auf ein Geländer sich stützend, die Treppe hinabschaut. Es bedarf genauer Beobachtung, um sich von der Leblosigkeit dieser Gestalten zu überzeugen. Ich setzte mich auf einen Stuhl und betrachtete Schiller, Kant, Kinkel, Voltaire, Holtei und die Anderen, wie sie da in der Halle herumstanden und herumsaßen. Plötzlich gewahrte ich, daß ich in meiner bewegungslosen Stellung von einigen Besuchern selbst für eine Wachsfigur

Digitized by Google

gehalten wurde. Nur fiel ihnen auf, daß ich keine Nummer hatte, die mich in ihrem Katalog legitimiert hätte. Zu ihrem Entsetzen erhob ich mich plötzlich. Wie ich glaube, hätte ich sicherlich eine sehr schlecht erhaltene Wachsfigur vorgestellt.

Am Nachmittag, während meine glücklichere Frau im sonntägigen Frühlingssonnenschein eine Fahrt durch den Thiergarten nach Charlottenburg machte, und am Abend, während sie im deutschen Theater einer Aufführung beiwohnte, lag ich halb ohnmächtig in meinem düsteren Zimmer. Kaum vermochte ich Abends einen Gang durch das großartige Hotel, durch die feenhaft eingerichteten und beleuchteten öffentlichen Räume desselben, als Vestibule, Empfangssaal, Speisesaal, Lesesaal, Wintergarten u. s. w. zu machen, um in letzterem unter den Klängen einer vollen Kapelle eine Schale Suppe zu mir zu nehmen. Unter schweren Brustbeklemmungen schleppte ich mich auf mein Zimmer. Mitten unter den Hunderttausenden, die an diesem Tage dem Sonntagsvergnügen nachjagten, fühlte ich mich verlassen. Wäre zu jener Stunde vom Bahnhofe der Friedrichsstraße aus ein Eilzug direct nach Steiermark gegangen, ich hätte mich hineingelegt: Fahr' zu, lebendig oder todt, ich will daheim sein. — In Steiermark war auch Jemand, der — wie ich später erfahren — sich gerade zur selben Stunde heiß nach mir gesehnt hatte. Ein verhältnißmäßig guter Schlaf glich Manches wieder aus, aber am nächsten Morgen war es mir klar, die große Stadt ist Gift für mich; fort von Berlin. Mit gemischten Gefühlen nahm ich von Berlin Abschied.

In Wien möchte ich es einem deutschen Dichter nicht rathen, ohne vorhergehende Abmachung im ersten Hotel eine Wohnung zu nehmen. Im „Hotel Centrale" zu Berlin zahlten wir für ein geräumiges Zimmer (zweiter Stock, Aufzug) mit zwei guten Betten und für alle anderen Rechte auf das Hotel 7 Mark, Service miteingerechnet.

Am 9. März 7 Uhr 45 Minuten Morgens fuhren wir von Berlin ab. In dem Moment, als sich der Zug in Bewegung setzte, that meine Frau einen Schrei und schnellte empor. „Das Siegespferd!" rief sie, „das Siegespferd vergessen, das ich dem Haus ans Berlin mitzubringen versprochen!"

„Nein, mein Kind," beruhigte ich, „darum wollen wir den Zug ruhig weiterfahren lassen, Siegespferde bekömmt man hoffentlich auch in Dresden."

Wir hatten wieder die Strecke über Zosen nach Dresden, wo wir gegen 11 Uhr Vormittags anlangten. Mir war heute körperlich wohl — es gieng heimwärts.

In Dresden stiegen wir ab im Hotel „Bellevue", schön an der Elbe und im Angesichte des Theaters, der Hofkirche, der Brühl'schen Terrasse und der Brücke gelegen. Ich begrüßte schriftlich die Dichter Hieronymus Lorm und Albert Möser, die in Dresden leben, blieb jedoch auf dem Zimmer, um mich für die Vorlesung, die ich für denselben Abend dem Gewerbeverein zugesagt hatte, zu sammeln. An diesem Tage, während meine Frau auf dem Markte war, um ein Siegespferd zu suchen, beehrten mich mehrere Autographen-Sammler mit ihren Wünschen. Einem derselben schrieb ich bummelwitzige Weise in das Album:

„Ein Autograph willst Du von mir?
Ein Wahrwort wohl, das nie vergeht,
Um das sich Erd' und Himmel dreht.
Wohlan, mein Freund, so merke Dir:
Zweimal Zwei ist Vier."

Aus Leipzig war ein ziemlich umfangreiches Paket an mich eingetroffen; ein dortiger Autographensammler schickte mir sein stattliches Einschreibebuch mit dem Ersuchen, meinen Namen hineinzuschreiben, dann das Buch an meine Freunde in Prag, Wien und Graz weiterzugeben, daß auch diese sich hineinschrieben und das Album an

Digitized by Google

den Herrn Eigenthümer in Leipzig zurückschickten.

„Das Rhinoceros!“ rief in diesem Augenblick meine Frau zur Thür herein, „jetzt schau' Dir einmal das Vieh an!“ Und schwang ein leibhaftiges Rhinoceros aus Papiermaché in der Luft. — Und das soll der Ersatz für das Siegespferd sein? Armer Junge?

Um acht Uhr — während meine Frau im Theater die Oper „Der Wildschütz“ hörte — holte mich Herr Möbius zur Vorlesung. Der große Saal des Gewerbevereines war überfüllt; ich las vor mehr als zwölfhundert Personen. Anfangs hatte ich in Erinnerung an Hamburg die Sprechkanzel verschmäht und mich an ein links daneben hingestelltes Tischchen gesetzt, bald aber wurden in den Saalgegenden rechts drüben Stimmen laut, man verstehe nichts, der Vorleser möchte sich auf die Sprechkanzel begeben. So bestieg ich den erhöhten Standpunkt, und von diesem gelang es mir zur Noth, den Riesenraum mit meiner Stimme zu beherrschen. Da trat mir wohl der Schweiß auf die Stirne; feinere Nuancierungen mußten geopfert werden, bloß nun nach allen Seiten hin verständlich zu sein. Der dem Vorleser stets fühlbaren Wärme, womit dem Vortrage gefolgt ward, sowie den lauten Kundgebungen zufolge, war das Publikum befriedigt. Ich war nach dem höchst anstrengenden Vortrage fast bewußtlos auf einen Sessel gesunken, sah und hörte kaum die Herrschaften, die freundlich auf mich zukamen und mir vermuthlich manches Liebenswürdige gesagt haben. An der darauf folgenden Kneipe konnte ich nur kurze Zeit theilnehmen.

Der 10. März war der einzige echte und rechte Rasttag auf der ganzen Reise. Der Tag war windig und Regen mit Schneeflocken vermischt peitschte vom Himmel, aber der Tag gehörte mir. Ich benützte ihn, um die Sixtinische Madonna zu begrüßen, die katholische Kirche zu besuchen und mit Möbius und dessen trefflicher Frau zu plaudern. Meine Gattin besuchte Abends wieder das Theater.

Ich verbrachte den Abend im Zimmer, still vergnügt über die bevorstehende Reise nach Oesterreich. Ich war gesund und auch froh darüber, daß die Vorlesungen im Norden so glücklich abgelaufen, so gut aufgenommen worden waren.

Am 11. März um 11 Uhr Vormittags reisten wir ab nach Prag. In Dresden noch erhielt ich diesen Morgen die Nachricht von der schweren Erkrankung meiner Schwester Apollonia in Krieglach. Sofort erbat ich telegrafisch Retourdepesche nach Prag über der Kranken augenblickliches Befinden. Von dieser Depesche war es abhängig, ob ich die noch übrigen Vorlesungen in Böhmen halten oder direct nach Hause reisen würde.

Auf der österreichischen Zollvisitation Bodenbach, im Gewirre des Aussteigens, Abstempelns der Karten, Visitierens, neuen Aufgebens der Gepäcke, was in wenigen Minuten vor sich zu gehen hatte, waren wir in Gefahr, zurückzubleiben. Der Eilzug war schon das drittemal abgeläutet und ich wußte — ein wenig betäubt noch von der Nachricht aus Krieglach — im Augenblicke weder, wo meine Frau, noch wo der Koffer war. Der Herr Stationschef erfah meine Noth und gab Frist, bis Frau und Koffer sich gefunden hatten.

Um 2 Uhr 45 Minuten in Prag. Die Depesche war da. Gefahr sich verringert. Nun ward mir wieder frei und fröhlich, und am Abend, während meine Frau im tschechischen Theater eine Oper hörte — las ich wohlgemuth für die Section des Alpenvereines im großen Saale des Deutschen Hauses: „Lustige Geschichten aus Steiermark“. Ich las mit Leichtigkeit, von den warmherzigen Deutschen Prags warm begrüßt und mit Blumen ausgezeichnet. Nach der Vorlesung war ein äußerst froh belebtes Bankett im Deutschen Hause, wieder

Digitized by Google

mit allerlei schönen Sprüchen, Reden und guten Weinen; einer der wenigen Abende, an welchen ich mich frisch und angeregt fühlte bis spät in die Nacht hinein.

Am nächsten Tage, den 12. März, reisten wir um 2 Uhr von Prag ab und fuhren auf der böhmischen Westbahn nach Pilsen. Es war ein trüber, aber ruhiger Tag. Die Gegend hat landschaftliche Reize. Anfangs fährt man ein Weilchen am Ufer der Moldau, dann biegt man in die Thäler der Beraun und ihrer Nebenflüsse mit den Höhen, Wäldern und stattlichen Ortschaften des Mittelgebirges. Um halb sechs Uhr waren wir in Pilsen, wo ich am selben Abende die Vorlesung über den Volkshumor in den Alpen zu Gunsten des deutschen Schulvereines zu halten versprochen hatte.

Auf dem Bahnhofe in Pilsen erwartete uns der Ausschuß der Ortsgruppe des Schulvereines und eine ganze Reihe lieblicher Jungfrauen, die uns im Namen der deutschen Mädchen Pilsens feierlich begrüßten und meiner Frau einen herrlichen Blumenstrauß überreichten. Hierauf fuhren wir in einer Art von Triumphzug — ich glaube die Straßen waren sogar ein wenig mit Zuschauern besetzt — durch die Stadt in das Hotel. Um acht Uhr holte mich Freund Emil Fürth — nach dem Obmanne Herrn Ziegler eine Hauptstütze der Ortsgruppe — in das deutsche Theater, wo bei vollem Hause die Vorlesung stattfand. Bei meinem Eintritte kamen zwei große Lorbeerkränze geflogen, der eine mit schwarzrothgoldenen Schleifen: „Dem deutschen Dichter der Deutsche Schulverein.“ — Der andere mit weißen, prachtvollen Seidenschleifen: „Dem gefeierten Volksdichter von den deutschen Mädchen Pilsens.“

Sie ist ja weitaus, weitaus zu groß, die Ehre, sie drückt mich, sie steht zu meinem geringen Können wahrlich in keinem Verhältnis, und doch beseligt sie mich, gerade weil sie von solcher Seite kommt. Ich bin schwach genug, diese Kränze in meiner Arbeitsstube allen Augen auszustellen; ich will ja demüthig sein, aber das was mich innig freut, will ich nicht verleugnen.

Nach der Vorlesung geselliger Abend. Am nächsten Morgen war's schon wieder zum Abschiednehmen. Ich fühlte es, warme Herzen grüßten uns nach, als der Zug davonfuhr.

Am 13. März (der 37. Jahrestag!) um halb eilf Uhr fuhren wir von Pilsen ab; um ein Uhr waren wir in Marienbad, wo wir vom Ausschuß des Turnvereines erwartet und in den Curort geführt wurden. Im Hotel „Neptun“ ward uns eine Wohnung mit der reizenden Aussicht auf den Curpark angewiesen. Menschenleer war's noch auf diesen Wegen, winterlich noch über diesen Wäldern, aber man sah und empfand es doch überall, wie schön es in den Sommermonaten hier sein muß. Außer unserem Gleichenberg wüßte ich keinen Badeort, der sich an lieblicher Schönheit mit Marienbad vergleichen ließe. Unter Begleitung der Herren Lehrer Schüsser und Kastner machten wir einen Rundgang um den Ort. Nach dem Geräusch der Reise, der Städte, that mir diese heilige Waldesstille unsäglich wohl.

Abends hielt ich im mit frischen Gewächsen geschmückten Rathhaussaale die Vorlesung über den Humor in den Alpen. Der Saal war überfüllt, weil auch aus weiterer Umgebung sich zahlreiche Zuhörer eingefunden hatten. Es war ein lustiges Lesen vor dem verständnisvollen, dankbaren Publikum. Von dem nach der Vorlesung im Hotel „Neptun“ sich versammelten geselligen Kreise zwang mich leider bald die Müdigkeit hinweg und in's Bett.

Am 14. März Früh um acht Uhr reisten wir von Marienbad ab — direct nach Wien.

Digitized by Google

Die zwölf Stunden lange Fahrt auf der ziemlich einförmigen Strecke ermüdete uns diesmal nicht im mindesten. Ein sonniger Tag lag über den waldreichen Gegenden, über den fernen Bergen des Böhmerwaldes. Ich war in einer förmlichen Feststimmung, denn es gieng heimwärts.

An Pilsen vorüberfahrend, grüßten wir nochmals diese freundliche Stadt. In Nepomuk gedachten wir des heiligen Johannes und der wunderlichen Mythe von den fünf Sternen an der Prager Brücke. In Budweis war Mittagsstation. In den waldreichen Gegenden bei Gmünd blickte ich im Geiste nach den Stätten aus, wo Robert Hamerling seine Kindheit verlebt hat. In Gmünd war der Bahnhof voll von tschechischen Arbeitern, die durch Extrazüge nach Wien und Ungarn gebracht wurden. Diese Massentransporte von böhmischen Auswanderern sollen sich allwöchentlich wiederholen.

Bei Eggenburg begann es bereits zu dämmern. Eine Stunde später rollten wir bei Tulln über die Donaubrücke. Häufiger tauchten die Lichter der umliegenden Ortschaften auf, immer näher rückten sie, immer heller wurden sie, große Gebäude kamen, Häusermassen mit hellbeleuchteten Fenstern, bis wir endlich einfuhren in den Franz Josefs-Bahnhof zu Wien.

Auf der Fahrt in's Hotel — wir durchschnitten den Ring und fuhren durch die innere Stadt auf die Wieden — fiel uns die verhältnismäßige Ruhe in den Gässen auf. In Berlin kann man um diese Stunde kaum vorwärts im Straßengedränge. Die Vergleiche drängten sich uns überall auf, in Bezug auf die Stadt zu Gunsten Wiens, in Bezug auf die Einrichtungen meist zu Gunsten Berlins. Das große Nachtleben, auf das sich die deutsche Hauptstadt viel zu Gute thut, halte ich übrigens für keine gesunde Einrichtung; es ist eben auch eines der glänzenden Uebel großer Städte.

Im Hotel „Victoria," wo wir abstiegen, überraschte uns Marienbad mit einem prächtigen Strauß von prangenden Rosen. Er war telegraphisch bestellt worden und leuchtete uns vom Tische entgegen, da wir in's Zimmer traten — als freundlicher, lieber Gruß aus Böhmen.

Am nächsten Tage, den 15. März fuhr ich nach Stockerau, um dort auf Einladung der Section des österreichischen Touristenclubs eine Vorlesung zu halten. Dieselbe fand nachmittags um vier Uhr statt, ich las lustige Geschichten. In dem freundlichen Städtchen kam mir so viele Gastlichkeit und Wärme entgegen, daß mir der Abschied, der bald nach der Vorlesung folgen mußte, nicht leicht ward. Das ist der wahre Gewinn einer solchen Reise: man lernt Menschen kennen und schätzen und fühlt sich mit ihnen gemeinsam, und fühlt die Zusammengehörigkeit der Länder und Stämme. Dieser große Gewinn überwiegt die Beschwerden und Plagen — auch die des Gefeiertwerdens — und ist eine bleibende Genugthuung. Nur Schade, daß es nicht möglich ist, den Verkehr mit liebgewordenen Menschen im Einzelnen aufrecht zu halten. Im Ganzen bleibt ein goldener Faden gezogen von meinem Herzen zu allen Städten und Ortschaften, wo ich Liebes empfangen habe und bestrebt war, Liebes zu geben.

Am 16. März Früh fuhren wir vom Südbahnhof ab und der Steiermark zu. Es war ein klarer, warmer Frühlingstag. Als wir an den Hängen Semmerings an den grünen Tannenwipfeln dahinfuhren, hoch gegenüber die gewaltigen Wände des Schneeberges und der Rax, über allen der tiefblaue Himmel, da lachte mir das Herz.

Im Mürzthale schimmerten in der Sonne noch weite Schneeflächen, und doch sangen auf allen Bäumen die Vögel. In Krieglach steigen wir aus um die kranke Schwester zu besuchen. Freudenthränen hat sie ge-

Digitized by Google

weint, daß sie uns noch einmal sehen konnte — wir fanden sie im Sterben. Ein armes Weib, starb sie von ihrem trostlosen Manne und vier kleinen Kindern weg. Am 20. März haben wir sie begraben.

Nein, mein Schicksal, dieser Denker wäre nicht nöthig gewesen für mich nach der schönen Reise. Ich wäre nicht übermüthig geworden. Ich weiß es und vergesse es nicht einen Augenblick, selbst nicht unter den Aufwallungen kleiner Eitelkeiten, daß mein Leben und Streben nichts bedeuten kann, daß die Freuden und Ehren, die sie mir erweisen, Blumen des Tages sind, die morgen welken. Harmlos, wie an Kinderspielen, ist des Poeten Freude an dem ihm halb aus Wohlwollen, halb aus Scherz gereichten Lorbeerkranz, was flichtst Du ihm in denselben die blasse Rose des Asphodils? — —

So hatte die Vortragsreise nach Hamburg — die ich Euch erzählen sollte — sich gestaltet, so war sie zu Ende gegangen und ähnlich wickeln sich derlei Fahrten moderner Troubadouren überhaupt ab. Das Schönste an der ganzen Reise hat uns schließlich Gott selbst geschenkt, die glückliche Heimkehr und das Wiedersehen der munteren Kinder.

Der Raucher.

Von **M. Gloch.**

Es ist eigentlich eine recht sonderbare Thatsache, daß wir vor manchen Feinden, die unsere Gesundheit, ja unser Leben bedrohen, so wenig Furcht zeigen. Obgleich die Chemie schon längst das Caffeïn als ein höchst gefährliches Gift bezeichnet hat, wagen es dennoch viele Menschen, die sonst nicht gerade zu den Tapfersten gehören, Tag für Tag, ja oft mehrmals des Tages, heldenmüthig den Giftbecher zu leeren, ohne, wie Sokrates, dazu gezwungen zu werden. Ein Aehnliches ist es mit dem Tabak. So wußte z. B. Herr Eusebius Nebelheimer, von dem wir erzählen wollen, schon von der Schulbank her, daß dieses Kraut ein heftiges Gift, das Nicotin, enthalte. Und trotzdem ist Herr Eusebius ein gewaltiger Raucher geworden, der, einem wandelnden Schornsteine gleich, den ganzen Tag hindurch den blauen Rauch aus seiner Pfeife bläst, ohne sich durch die Erwägung, daß er mit jedem Athemzuge statt des bluterfrischenden Sauerstoffes einen bösen Giftstoff seinen Lungen zuführt, im mindesten stören zu lassen. Freilich vermag ihn diese Erwägung um so weniger in seinem Genusse zu beirren, als er es, trotz des schnöden Giftes, jetzt schon über die sechzig Jahre hinauf gebracht hat, und es mit Gottes Hilfe noch weit höher zu bringen gedenkt. Mag dann immerhin nach seinem Tode gesagt werden, daß er sein Leben in Rauch aufgehen ließ. Was thut's? Es ist eine Grabrede, wie jede andere.

Wer nur irgend dem Genusse des Tabaks huldigt, kennt die Art und Weise, wie man ein Raucher wird, und daß man sich diese liebliche Gewohnheit fast immer in der Jugendzeit — leider oft in zu früher Jugend — und nur selten im späteren Alter aneignet. Und fast immer ist der erste Anlaß hiezu die Macht des Beispiels und der leidige Nachahmungstrieb.

So konnte auch Herr Eusebius in seinen Knabenjahren häufig wahr-

Digitized by Google

nehmen, wie sein Vater, wenn er von der Feldarbeit ermüdet nachhause kam, die Tabakspfeife von der Wand nahm, sie stopfte und in Brand setzte und dann zu schmauchen begann, wobei stets ein Schimmer von Behaglichkeit seine Züge verklärte. Und der Knabe gieng hin, schnitt sich beim Viehhüten auf dem Felde einen Krautstrunk ab, höhlte ihn aus, versah ihn mit einem Rohr aus einer Hollunderstaude, füllte den Apparat mit dürren Nußbaumblättern und versuchte ebenfalls zu rauchen. Diese Vorstudien dauerten jedoch nicht lange; denn bald darauf versuchte er, wie der echte, leibhaftige Tabak aus der Pfeife seines Vaters schmecke. Aus seinen Schilderungen entnehmen wir, daß er von dieser ersten Probe nicht sonderlich erbaut gewesen war und daß er hierauf für längere Zeit das Rauchen unterließ.

Aber als er siebzehn Jahre zählte, hatte er schon mehrere Meerschaumköpfe angeraucht und galt unter seinen Mitschülern als einer der verwegensten Uebertreter jenes schnöden Paragraphen der Disciplinar-Vorschriften des Gymnasiums, laut welchem das Rauchen bei Carcerstrafe verboten war. Gleichwohl rauchte er sich glücklich und ohne Unfall durch das Gymnasium hindurch und in eine kleine Beamtencarriére hinein, auf welcher er es im Laufe von zwei Decennien so weit brachte, um als behaglicher Junggeselle ein auskömmliches Dasein zu finden und, unbehindert von Familiensorgen, seiner Rauchlust nach Herzenswunsch fröhnen zu können.

Zu jener Zeit, als Herr Eusebius auf der Höhe seines Lebensalters stand, war das Cigarrenrauchen noch wenig üblich. Man rauchte fast allgemein aus Pfeifen. Das Anzünden des Tabaks war allerdings mit einigen Umständlichkeiten verknüpft, denn man kannte damals noch keine Zündhölzchen, sondern schlug mittelst eines Stahles aus einem Feuersteine Funken heraus, entzündete damit einen präparirten Holzschwamm und legte den glimmenden Schwamm in die Pfeife. Es konnte daher einem Raucher, der bei einem Spaziergange seine Pfeife anzünden wollte, leicht passieren, daß ihm einer oder der andere Theil dieses complicierten Apparates fehlte und er sodann genöthigt war, den nächsten ihm Entgegenkommenden um Feuer anzusprechen. Es galt übrigens als ein allgemein üblicher Act der Courtoisie, solche Forderung zu gewähren, so lästig die Sache auch Manchem erscheinen mochte.

Nicht so aber dachte Herr Eusebius Nebelheimer. Er, selbst ein durchaus streng geordneter Mann, der beim jedesmaligen Verlassen seiner Wohnung in die Westentasche griff, um sich zu überzeugen, daß das unentbehrliche Feuerzeug in allen seinen Theilen complet vorhanden sei, verlangte Gleiches auch von Anderen und war unerbittlich, wenn ihn Jemand um Feuer angieng. Er hatte sich sogar ein feines Verslein zurechtgelegt, mit welchem er die Zudringlichen, die ihn auf offener Straße, Feuer heischend, gegenübertraten, abzufertigen pflegte. — Es lautete:

„Stahl, Stein und Schwamm,
Muß ein jeder Raucher ham."

Aber es erschien ein Tag, an welchem die Welt mit den ersten Zündhölzchen überrascht wurde. Es waren dies die sogenannten Tunkzündhölzchen, deren Köpfchen, der Hauptsache nach, aus chlorsaurem Kali bestanden. Diese wurden in ein Gläschen getaucht, welches mit Schwefelsäure getränkten Asbest enthielt. Das Ganze war in einer Blechbüchse eingeschlossen.

Während nun die ganze Welt diese Erfindung als einen ungeheuren Fortschritt freudigst begrüßte, verhielten sich die Raucher gegenüber derselben kühl und ablehnend. Sie konnten das gewohnte „Feuerschlagen", als einen integrierenden Theil des Rauchsportes, nicht entbehren. Es lag ohne Zweifel etwas Anheimelndes, fast Poetisches,

Digitized by Google

in dem Herausschlagen der Funken aus dem harten Feuersteine und dem Entzünden des Schwammes. Uebrigens war auch die primitive, ungeschlachte Form der neuen „Zündmaschine“, sowie der verhältnismäßig hohe Preis derselben durchaus nicht darnach angethan, den längsterprobten und altgewohnten Apparat so ohne Weiteres zu verdrängen. Ja selbst, als kurze Zeit darauf die so einfachen als billigen Phosphorzündhölzchen im Handel erschienen, hielten manche Raucher hartnäckig und unverbrüchlich fest an Stahl und Stein und Schwamm bis an ihr Lebensende.

Aber wie sah es denn mit den Pfeifen des Herrn Eusebius aus? Selbstverständlich besaß er deren eine ganze Sammlung. Sie war nicht gerade reich, gleichwohl aber waren darin die wichtigsten Arten durch gute, wohlerhaltene Exemplare vertreten. Dem Material nach zerfielen sie in drei Gruppen, in Meerschaum-, Holz- und Porzellanpfeifen. Die glänzende Aera des Meerschaumkopfes war längst vorbei. Diese hatte zur Zeit des Wiener Congresses, wie wenigstens die Wiener Pfeifenschneider versicherten, ihren Höhepunkt erreicht, und allmählich hatte sich die billigere Holzpfeife und die reinliche Porzellanpfeife ihren Weg gebahnt.

In der Sammlung des Herrn Eusebius Nebelheimer befanden sich nur drei Meerschaumpfeifen. Sie gehörten der besten Zeit an, hatten solide Silberbeschläge und waren meisterhaft angeraucht. Außerdem besaß er hübsche Exemplare von Holz- und Porzellanpfeifen. Einen riesigen, echten Ulmer Maserkopf mit schwerem Silberdeckel und silberner Kette hatte Herr Eusebius von einem Fuhrmann eingehandelt, der dieses Prachtstück wahrscheinlich nicht zu würdigen verstand. Nun stand es als Zier- und Schaustück unbenutzt in der Sammlung, da es sich zum praktischen Gebrauche zu ungefügig und schwerfällig erwies.

Welche Tabaksorte Herr Eusebius rauchte, ist schwer zu sagen, da er eigentlich alle rauchte, jedoch in stets wechselnden Mischungen und diese wieder in den mannigfaltigsten Verhältnissen. Er war allmählich im Tabakgenusse ein Feinschmecker, ein Gourmand geworden. Aber wie man zuweilen auf dem gastronomischen Gebiete die unangenehme Erfahrung machen kann, daß durch die raffinierten culinarischen Genüsse der Gaumen sich derartig abstumpft, daß zuletzt auch das Beste nicht mehr munden will, so stellte sich auch bei Herrn Eusebius allmählich ein Unbehagen ein, das ihm auch die feinste Tabakmischung schal und mißduftend erscheinen ließ. Ja, sein Mißbehagen steigerte sich zuletzt in dem Grade, daß er eines Tages den heroischen Entschluß faßte, das Rauchen gänzlich aufzugeben.

Nun ist dies aber bekanntlich keine leichte Sache, und auch Herr Nebelheimer gab sich bezüglich der Schwierigkeiten, welche der Durchführung dieses Entschlusses entgegenstanden, keiner Täuschung hin. Er bewaffnete sich daher mit allen möglichen Gründen, die gegen das Tabakrauchen sprachen, um sie gegen die übermächtige Gewohnheit in's Treffen zu führen. — Diese Gründe waren theils finanzieller, theils sanitärer und ästhetischer Natur. Und sie waren triftig genug. Das Rauchen kostet Geld, schadet der Gesundheit und ist unanständig, wenigstens in seiner plebejischen Form, wie Herr Eusebius es übte, nämlich aus Holz- und Porzellanpfeifen mit oder ohne Deckel.

Mit diesen drei Gründen bewaffnet, rückte Herr Eusebius Nebelheimer gegen den Dämon in's Feld. Allein der Feind erwies sich als eine unbezwingliche Macht, und nach drei Tagen eines aussichtslosen Kampfes gab Herr Eusebius die Sache auf, stopfte sich eine Pfeife und verbarg seine schmähliche Niederlage hinter den dichtesten Rauchwolken. Gleichwohl war er nicht

Digitized by Google

der Mann, sich über diese Niederlage leichtsinnig hinwegzusetzen. Es ärgerte ihn nicht wenig, daß er der lasterhaften Gewohnheit nicht Herr werden konnte, und er beschloß nun, gleichsam zur Sühnung seiner Schwäche, und um sich für seine unzulängliche Willenskraft selbst zu bestrafen, fortan nur die allerschlechteste Tabaksorte, den sogenannten „Ordinären“, das Paket zu vier Kreuzer, zu rauchen, und wir müssen ihm das Zeugnis geben, daß er diesen Entschluß heldenmüthig durchführte. Zwar wollte ihm Anfangs der Mißduft dieses Krautes einiges Unbehagen verursachen. Als er jedoch bei näherer Sichtung eines Paketes die tröstliche Ueberzeugung gewonnen hatte, daß das böse Aroma weniger von dem Blatte der Nicotiana, als vielmehr von einzelnen Haaren, Federchen und Bindfadenendchen herrührte, welche sich — weiß Gott auf welche Weise — dem Tabak zugesellt hatten, unterzog er seit dieser Wahrnehmung jedes Paket einer sorgsamen Musterung, um die Spreu von dem Weizen zu sondern. Vor Unmaß und Uebersättigung wenigstens ist Herr Eusebius fortan geschützt, da er jedesmal, wenn ihm das ordinäre Aroma nicht behagen will, die Pfeife weglegt und erst dann wieder zu rauchen beginnt, wenn er dazu ein recht zwingendes Bedürfnis fühlt.

Wir wünschen selbstverständlich dem wackeren Raucher ein recht langes Leben, und er selbst hofft auf ein solches. Er hat jedoch auch den nicht ganz unwahrscheinlichen Fall in's Auge gefaßt, daß einst ein Tag kommen werde, wo er von seinen geliebten Pfeifen scheiden muß, und er hat diesem Gedanken recht sinnig durch ein Bild Ausdruck gegeben, das er sich auf einen seiner Porzellanköpfe malen ließ. Das Bild zeigt sein eigenes, wohlgetroffenes Conterfei, wie er, aus einer Pfeife rauchend, blaulich-graue Nebelwolken ausstößt, auf welchen ein kleiner, rauchgrauer Schmetterling — die Psyche des Herrn Eusebius Nebelheimer vorstellend — in ein nebelhaftes Jenseits entschwebt.

Das Erdbeben in Steiermark

in der Nacht zum 1. Mai 1885.

Der sanfte Mai! So herb an unsere Mauern
Hat er noch nie gepocht, als diese Nacht.
Aus tiefem Winterschlafe jäh erwacht,
Erbebt die Erde in Empfängnisschauern?

Wir fuhren auf in mitternächtigem Schrecken,
An monddestrahltem Fenster stand der Mai
Und lächelte herein: Ich war so frei
Ein wenig Eure Herzen aufzuwecken,

Daß hören sie, was schallt in allen Lüften,
Daß sehen sie, was ich mit Blumen schrieb:
Wie kurz die Lebenszeit! O habt Euch lieb,
Die Todten pochen laut in ihren Grüften!

P. K. Rosegger.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Offenes Schreiben an den Bischof.

Hochwürdiger Herr Bischof!

Es will sich wohl nicht recht schicken, daß ein einfältiges Schäflein hergeht und an seinen Oberhirten schreibt wegen eines Hirtenbriefes und über kirchliche Dinge. Man thut's gemeiniglich auch nicht, selbst wenn Einem etwas gerade nicht einleuchtet, man denkt, der hochwürdige Herr wird's schon besser verstehen.

Aber das Schreiben vom Maria-Verkündigungstag d. J. wegen Einführung eines neuen Kirchenliederbuches in der Diözöse Seckau, und wegen Abstellung des deutschen Gesanges beim Hauptgottesdienst will mir gar nicht in den Kopf und möchte ich mir gern darin Einiges ausdeutschen lassen.

Es ist schon recht, daß Euere Hochwürden eine Auswahl und Verbesserung deutscher Kirchenlieder angeordnet haben, und das meine ich halt auch, wie der Herr Bischof selber sagen, daß der Gesang nicht gleich den übrigen Künsten etwa nur als äußere Zierde des Gottesdienstes diene, sondern daß er vielmehr das feierlich an Gott gerichtete Gebet des christlichen Volkes sei. Es ist auch recht, daß in der Kirche die weltliche Musik abkommen soll, die Trompeten und die Pauken, die Ländler und die Ludler. Das gehört sich nicht im Gotteshaus. Aber, daß verboten sein soll, beim Amt und bei der Vesper deutsche Gesänge zu singen, und daß uns dieses gerade jetzt, wo wir der Muttersprache wegen ohnehin in Sorgen sind, so laut gesagt wird, das kann ich nicht fassen.

Ich habe mich immer so gefreut, wenn das deutsche Meßlied: „Hier liegt vor Deiner Majestät," oder: „Wir werfen uns darnieder," beim Amt oder bei der Messe gesungen worden ist; die Worte sind so erhebend und die Melodie geht in's Herz. Schon von Kindheit her haben wir sie gesungen, wie unsere Voreltern, in Leid und Freud, und ist uns oft leichter worden, wenn wir unser Anliegen, unsere Andacht beim Gottesdienst laut und gemeinsam haben können hinausschallen lassen. Und jetzt auf einmal heißt's, wir dürfen bei Amt und Vesper keinen deutschen Gesang mehr haben. Es soll, auf dem Chor lauter lateinischer Text gesungen werden, bei dem wir, das Volk, nicht mitthun können. Wir haben wohl bisher auch oft, und viel zu oft, besonders an hohen Festtagen die lateinischen Meßgesänge gehört, und haben unsere Musikanten höllisch schlecht dabei gespielt und gesungen, was ja kein Wunder ist, weil sie selber nicht lateinisch können. Ich habe mich dabei nur allemal gefreut auf das Offertorium und andere Stellen, wo unser Schulmeister oder Regenschori gern deutsche Lieder eingelegt hat. Und jetzt auf einmal wird eingeschärft: Alles muß lateinisch sein und das Deutsche leidet man nimmer.

Ja mit Verlaub, warum denn nicht?

Unser Pfarrer hat mir's freilich wohl erklärt, aber ich bin nicht recht klug d'raus worden. Er sagt: Wie die Messe und Vesper lateinisch seien, so solle auch die dazugehörige Musik im Texte lateinisch sein, damit der Gottesdienst in der ganzen katholischen Welt, welche Sprache das Volk auch immer führen möge, gleich gehalten werden könne.

Digitized by Google

Diese Gleichheit liege schon im Wesen der allgemeinen, der katholischen Kirche. Und gerade darum wird der kirchliche Gottesdienst lateinisch gehalten, weil diese Sprache heute von gar keinem Volk der Welt gesprochen werde.

Weil man keine Sprache hat, die überall gleich verständlich sei, so wählt man eine, die den Völkern überall gleich unverständlich ist. Das ist auch eine Allgemeinheit.

Ich lasse mir's ja gefallen, wenn der Priester seine Messe lateinisch liest, er versteht sein Latein und uns sind die Vorgänge dabei zur Noth erklärt worden. Aber wenn das Volk lateinisch singen soll oder daß ihm lateinisch vorgesungen wird, wo es gar nichts versteht und gar nichts dabei denken kann, und doch in der Andacht mitthun soll, so begreife ich das nicht und ich begreif es nicht. — Das Volk soll halt im deutschen Gebetbuch lesen, sagt der Pfarrer, oder still seinen Rosenkranz beten. Ja, dann hilft mir aber die ganze Musizierei und Singerei auf dem Chore nichts; dann stört es mich nur in meiner Andacht, wenn ich immer singen höre und verstehe es nicht.

Mir kommt aber vor, als ob man sich doch ein kleines Hinterthürl offen gelassen hätte, mit Verstattung. Man spricht nur vom „Amt", nicht von der Messe. Ich habe zwischen beiden nie einen großen Unterschied gemacht, aber vielleicht macht Euere bischöfliche Gnaden einen und frage ich kurzweg: darf nur beim Amt, oder auch bei der Messe nicht deutsch gesungen werden? Die Verordnung sagt, daß überhaupt bei keinem liturgischen Gottesdienst deutsch gesungen werden dürfe. Die Messe ist auch liturgisch, also sollen wir unsere ehrwürdigen deutschen Meßlieder mit der Haydnischen Musik nimmer hören, nimmer singen!

Ein neues Gesangbuch ist eingeführt und dürfen nach der Verordnung in den Kirchen nur solche Lieder gesungen werden, die in diesem Gesangbuche stehen. Die alten Gesänge z. B.: „Hier liegt vor Deiner Majestät" und: „Wir werfen uns darnieder" stehen nicht im neueingeführten Gesangbuch! Sie sind also abgeschafft.

Freilich meinen der hochwürdige Herr Bischof, daß es auch noch andere Gelegenheiten gibt, inner- und außerhalb der Kirche deutsche Lieder zu singen; schon recht das, aber aus dem eigentlichen Gottesdienst ist unsere deutsche Sprache halt doch hinausgeworfen und das schmerzt mich. Und nicht die Sprache allein — mit derselben — das ist mein Gefühl, bin ich selber hinausgeworfen mit meinem deutschen Gebet und deutschen Herzen.

Wenn man im Cultus schon Neuerungen einführen will, so sollen es zeitgemäße sein und nicht solche, die den Gläubigen verletzen, den Widersacher stärken. Man sollte nicht so stolz und eigenmächtig immer auf seine Unüberwindlichkeit pochen, wenn man sieht, daß sich fortwährend die Menschen mehr und mehr von der Sache abwenden. Und ein Anziehungsmittel ist es wahrlich nicht, wenn es mir verboten wird, beim Gottesdienst in meiner Pfarrkirche den lieben Gott in meiner Muttersprache Loblieder zu singen.

Ich habe mit diesem Schreiben Euere Fürstbischöfliche Gnaden nicht etwa belehren und noch weniger beleidigen wollen, aber sagen habe ich es müssen, daß mir und tausend Anderen dieser Ausschluß des deutschen Gesanges beim liturgischen Gottesdienst nicht recht ist. Und zu unserem Herrn Pfarrer habe ich gesagt, wenn er von nun an am Sonntag in der Kirche ein Dutzend leere Plätze mehr sieht, als sonst, so weiß er warum. Und wenn die Kirchenbänke einmal ganz leer sind, dann mag er auch die Predigt in lateinischer Sprache halten, damit der liturgische Gottesdienst vollkommen sei.

Ein katholischer Landmann,
dem das Ding nicht gleichgiltig ist.*)

*) Vielleicht hat der Mann die bischöfliche Verordnung doch mißverstanden. Schon die leise Absicht, in deutschen Landen das deutsche Kirchenlied (Meß- und Amtlied) abbringen zu wollen, wäre unerhört.
Die Red.

Digitized by Google

Kleine Auslagen.*)

Es war gegen Abend; ich hatte eine Bekannte nach vorher getroffener Verabredung abgeholt, um mit ihr einen Einkauf zu machen, bei dessen Auswahl sie meinen Rath wünschte. Wir treten auf die Straße und wenden uns dem nächsten Halteplatz der Pferdebahn zu; da bleibt meine Begleiterin stehen, winkt dem Lenker einer soeben des Weges kommenden leeren Droschke und sagt gleichzeitig zu mir:

„Es ist Ihnen hoffentlich recht, wenn wir statt der Pferdebahn eine Droschke nehmen; wir hätten in letzterem Falle noch ein Stück des Weges zu Fuß zu machen und dazu fühle ich mich nicht recht aufgelegt; die Droschke führt uns bis vor's Haus."

Ich sehe gar keine Veranlassung, die Dame in ihrer Bequemlichkeit zu beeinträchtigen oder sie zur Sparsamkeit anzuhalten, da sie zur Classe Derer gehört, die „es Gott sei Dank nicht nöthig haben" und überdies eine Droschkenfahrt keine unerschwingliche Ausgabe erfordert; betrachte mich als dazu eingeladen und steige mit ihr ein.

Als wir am Orte unsere Bestimmung ankommen, ergibt es sich, daß meine Begleiterin nur Goldstücke im Portemonnaie hat — und das Wechseln bei Droschkenkutschern hat seine mißlichen Seiten. Ich ziehe meine Barschaft hervor und befriedige die Forderung des Mannes. Meine Begleiterin entschuldigt sich in der liebenswürdigsten Weise bei mir, dankt vielmals und verspricht, die kleine Auslage sofort zu erstatten. Meine Entgegnung, daß es mir eine Freude ist, sie hiehergefahren zu haben, wird mit Entschiedenheit und in einem Tone zurückgewiesen, durch welchen eine leichte Empfindlichkeit über die Zumuthung klingt, und ich schweige, einsehend, daß ich in der That zu einem solchen Vorschlage nicht berechtigt war. Der Ausgang, den wir vorhatten, geschah im Interesse der Anderen, meine Begleitung war eine Gefälligkeit, der Einfall, in der Droschke zu fahren, war bei ihr entstanden, und mein Mitfahren hatte keinerlei Kosten verursacht, da die Einrichtung besteht, daß zwei Personen genau denselben Fahrpreis bezahlen wie eine.

Wir besorgen unseren Einkauf, es wird dabei ein Goldstück gewechselt, die Dame erachtet es aber für unsein, mir in dem Magazin die kleine Auslage zurückzugeben. Wir haben von dort nur wenige Schritte zu einem Hause, wo wir gemeinschaftliche Bekannte aufsuchen; nachher begeben wir uns, jede nach einer anderen Richtung, auf den Heimweg, und — meine kleine Auslage habe ich niemals wieder erhalten. So oft wir einander auch seitdem gesehen, meine Bekannte hat nie wieder daran gedacht und lebt sicher des guten Glaubens, sie sei an jenem Abend recht gentil gewesen und habe nicht zugegeben, daß ich einen Weg, den ich ihretwegen unternommen, in einem Pferdebahnwagen zurücklegen dürfe.

Und das ist es, ich will es eingestehen, was mich bei der Sache eigentlich verdrießt. Ich gehöre nicht zu den Leuten, deren Mittel erlauben, sich für jeden Ausgang einer Droschke zu bedienen; immerhin bin ich weder so schlecht gestellt, noch so geizig, um mir nicht einmal für mich und eine Freundin eine solche Ausgabe zu gestatten; aber die Art und Weise, wie ich dazu gekommen und wie ich für den Gast gehalten werde, während ich den Wirt gemacht, verstimmt mich.

Immerhin bin ich in diesem Falle noch dabei gewesen, in einem anderen verschwindet auch dieser Milderungsgrund, wenn es ein solcher ist.

Eine Broschüre, die im vergangenen Sommer erschienen, macht viel von sich

*) Was wird denn die „Wiener Hausfrauenzeitung dazu sagen, wenn wir so wiederholt an ihren Quellen trinken? Sie behandelt wichtige häusliche Fragen in so vortrefflicher Weise, daß man ihren Artikeln die weiteste Verbreitung wünschen muß und nicht umhin kann, diesem Wunsche praktisch Vorschub zu leisten. So auch wieder bei vorstehendem Aufsatz, den wir dem höchst empfehlenswerten Blatte entnehmen.

Die Red.

Digitized by Google

reden; in einem gewissen Kreise, dem der Verfasser bekannt ist, interessiert man sich besonders dafür, und eine demselben angehörende junge Frau befindet sich auf dem Lande. Sie hat durch Zeitungen und Briefe sehr viel von der neuen literarischen Erscheinung gehört, ist sehr gespannt, sie kennen zu lernen, und schreibt an mich, die in der Residenz zurückgebliebene Freundin, ich möchte ihr doch das Buch besorgen und zuschicken, die kleine Auslage werde sie mir nach ihrer Heimkehr mit Dank erstatten.

Nicht ohne Mühe, denn die Auflage ist vergriffen, gelingt es mir, noch ein Exemplar aufzutreiben und noch an demselben Tage, an welchem der Auftrag mir zu Theil geworden ist, abzuschicken. Man bedankt sich schriftlich bei mir für die schnelle Erfüllung des Wunsches; die Danksagung wird wiederholt, als wir uns im Herbste wiedersehen, mit dem Zusatze: „Ich bin auch noch in Ihrer Schuld". Aber abgetragen ist diese Schuld nie geworden und wird es nie werden; sie ist hinabgesunken in jenes Meer der Vergessenheit, in welchem schon viele, viele kleine Auslagen, die ich gemacht und niemals wieder erhalten habe, ruhen.

Doch nein, sie ruhen nicht nur im Meere der Vergessenheit, sondern figurieren in greifbaren Zahlen in meinem Ausgabebuche. Ich habe mir nämlich das Vergnügen gemacht, für „kleine Auslagen" ein besonderes Conto anzulegen, und man sollte es nicht glauben, welch' ein artiges Sümmchen da aus den verauslagten und nicht zurückerhaltenen Zwanzig-Kreuzer-Stücken, aus den einen, zwei oder drei Gulden sich ergibt, ein Sümmchen, das ich mir nicht erlauben würde, leichten Herzens für ein Vergnügen oder die Anschaffung eines nicht unbedingt nothwendigen Gegenstandes aufzuwenden.

Die betreffende Rubrik in meinem Buche führt die Ueberschrift: „Weggeworfenes Geld", was keineswegs scherzhaft gemeint ist; ich halte dieses Geld in der That für weggeworfen, denn weder ein Anderer noch ich selbst hat davon irgend welchen Nutzen, noch irgend welche Freude. Ich entledige mich dadurch keinerlei Verpflichtung, denn der Empfänger hat keine Ahnung davon, daß ich ihn einer Ausgabe überhoben habe, ich mache auch kein Geschenk, denn meine Gabe entbehrt selbst des Charakters des anonymen Geschenkes, der Beschenkte hat nicht einmal die Freude, sich über den unbekannten Geber den Kopf zu zerbrechen; am meisten gleicht die Sache noch dem stillen Wohlthun, nur mit zwei kleinen Abweichungen: man gibt nicht aus Herzensbedürfnis und unterstützt keinen Armen. Die Leute, welche mir die kleinen Auslagen nicht erstatten, sind in der Regel reich oder wohlhabend, und immer wohlhabender als ich. Habe ich eine Auslage für eine in beschränkteren Vermögensverhältnissen lebende Bekannte gemacht, so darf ich sicher sein, daß sie mich in den nächsten Tagen eigens aufsucht, um sie mir zurückzubringen. Es gibt sogar Menschen, die in's Extrem gerathen und in der Begleichung von derlei kleinen Schulden so peinlich sind, daß es unangenehm werden kann. So pflegte ich zu einer lieben, jetzt lange verstorbenen Freundin scherzend zu sagen: „Dir leihe ich gern den ganzen Tag, nur nicht unmittelbar vor dem Schlafengehen, denn alsdann stehe ich in Gefahr, von Dir in der Nacht geweckt zu werden, da Du mit der Rückzahlung nicht bis zum andern Morgen warten kannst."

Wenn ich sagen soll, was ich in Betreff der kleinen Auslagen vorziehe: die engherzige und philisterhafte Peinlichkeit, die Niemandem etwas schuldig sein mag, oder die vornehme Weitherzigkeit, für welche solche Dinge verächtliche Bagatellen sind, die es höchst unfein findet, wenn Geber und Empfänger dafür noch eine Erinnerung haben, so spreche ich mich für den ersteren Modus aus. Das Gute liegt in der Mitte, man erstatte ohne Hast, aber man vergesse nicht zu erstatten, was man für sich hat auslegen lassen.

Digitized by Google

Vor allen Dingen vergesse man es aber da nicht, wo eine sogenannte kleine Auslage doch keine ganz unbeträchtliche Summe ist. Reiche und wohlhabende Leute haben gar keinen Begriff davon, was für weniger Bemittelte, welche den äußeren Anstand aufrecht zu halten haben, etliche Gulden ausmachen, die auf diese Weise dem Anstande geopfert werden müssen und doch nicht unter die eigentlichen Anstandsausgaben fallen. Nicht selten wird die Anleihe mit der ausdrücklichen und, um mich gelinde auszudrücken, nicht eben delicaten Bitte gemacht, doch ja daran zu erinnern, wenn man vergessen sollte. Selbstverständlich wird einer solchen Aufforderung nicht Folge geleistet, es ist in der guten Gesellschaft nicht Sitte, sich zu mahnen, und wehe dem, der sich im guten Glauben, damit dem Betreffenden, wie dieser versichert, einen Gefallen zu erweisen, verleiten ließe, es zu thun. Achselzuckend und naserümpfend wird man sich von ihm wenden, als von einer Person, der es an Erziehung und Lebensart gebricht, die um Kleinigkeiten ein Aufheben macht.

Vielleicht halten auch mich viele Leserinnen für kleinlich, daß ich im Stande bin, über so kleinliche Dinge, wie „kleine Auslagen" sind, einen Artikel zu schreiben. Das häusliche und gesellschaftliche Leben setzt sich aber aus einer großen Anzahl von Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten zusammen, und ich hege doch die Hoffnung, vielen Anderen aus der Seele gesprochen zu haben. Am meisten sollte es mich aber freuen, hätte ich die eine oder die andere der Leserinnen vermocht, in sich zu gehen und die leidige Gewohnheit des Vergessens der kleinen Auslagen aufzugeben. Ein wenig Nachdenken, ein wenig Rücksicht auf Andere, ein wenig Ordnung auch in nebensächlichen Dingen dürfte das ganze Recept dafür sein.

Jenny Hirsch.

Vorwärts geht's doh.

Humoristisches Gedicht aus Anlaß der Begehungs-Commission ob Eisenbahnbaues Gleisdorf—Weiz, am 16. März 1885, von Bartholomäus Hiebler.

Na, heunt wirds noh umgeahn und gaman wern d'Leut!
Mar fiachts ober ah, 's hot Niader a Freud.
A Liachtlumgang, mit da Musi wern s bloat.
Dös Soch'n, dös hobn s sa si sauber ausgroat.
Na, wos doh de Weiza noh olles onstelln!
Sogor olli Häusa hobn s' onzünd'n wöll'n.*)
Und d'Feuawehr kimmt und da Oan**) mit sein' Fohn,
Und olls dos hobn s' grod zweg'n der Eis'nbohn thoan?
Schats! kriag mar s' holt doh noh, hiaz wirds a mol wohr,
G'hofft hob mar s ins eha scha in vorfertin Johr.
Hiaz glab ih s scha zoanzin, dos is mehr ka Plausch;
De Freud! na, ih sauf mar heunt richti an Rausch.
Sein jo scha wes zomkem, dieselbig'n Herrn,
De ins so a Fuhrzeugl einricht'n wern.
Da Wean is Oan kem, va da G'stotholtarei,
Von Londesausschuß und noh mehr sein dabei.
De Tog zopf'n s' dor, die gonz Strekan onschaun,
Und ausz'red'n, wo s' oft'n 'n Bohnhof hinbaun.
Gor insa Bezirksthaupmon geaht ah fest mit,
Der hilft ins scha zuichi, do zweif'l ih gor nit.
Die Geg'nd wird eahn gfolln und wia s ah mih deicht,
Geaht so af a Strekan da Bau jo ganz leicht.
Und denen z' Ehr'n hob'n s' jo die Festlikeit gmocht,
Zweg'n de wird heunt g'soff'n und g'sung die gonz Nacht.
Die Hoos'n groß Stub'n is aufputzt recht fein,
Noch ochti, oft find'n sih olli dout ein.
Und weil mar da Gemeindibot geb'n hot s Ghoaß,
Sa muaß ih scha hingeahn und onschaun den Gspoaß.
„Na! holt's Enk nit auf, das ih glei einakroch,
Und nit a weil Gschicht'n und Buggela noch;
Möcht just a weang umschaun, a por Wörtln sog'n,
Sist wochsad mar leicht wuhl a Tiperl am Krog'n.

*) Illumination.
**) Fähnrich.

Digitized by Google

Wüßt's heuntigstogs hot nit just s herrischi G'schlecht,
Heunt hot ah da Gwerbsmon, da Baua fein Recht.
Mir sein ah nix schlechta, dos is gor ka Soch,
's Herz hob mar 's selb, just a onnari Sproch. —
Und d'Eis'nbohn bringt ins a neuari Zeit,
Die neuari Zeit, de braucht freiari Leut —
Herein in dos Nest führt's a neugi Idee.
Os, Olt'n! schneidt's o Enkri Zöpf, — thuats Enk weh?
Na, gehts Enk na z'fried'n, die Zeit in ihr'n Lauf,
De holt't jo ka Zopf und ka — Dogma nit auf.
's Olti will's Neugi nit, 's is schon a so,
Wonn's ah glei noh longsom geaht, vorwärts geahts doh! —

Schats richti, die Stub'n is sauba, auf Ehr!
Wos siach ih? dout eanchi, dout fohrts jo daher!*)
Hör's Lokomotiv scha, wia's pfnaucht und wia's krocht,
Vor hunnat Johr hett mar noh 's Kreuz davor gmocht. —
Viel Bilda hob'n s' aufg'hängt und Kirzan auf d'Wond,
Na, gfollt's Enk, selm bleib mar glei hoggan banond.
Heunt kriag mar scha z'essn, a guats Schlipfl Wein,
A Musi, a Gsangl, dös muaß Oan jo g'frei'n!
Und haut Oaner um mit die Gläsa valei,
Den wuzl mar glei aussi, ih hilf scha dabei.
Und won Oana sogat, die Bohn war nix nutz,
Den beis' ih mar zom glei, mit Stingl und Putz.
Wos? zweani Vakehr! na, dos is nit schiach;
Hob'n Hulz und tull Troad, und viel Os und a Viah.
Und Kuhl'n und Stoana, an Kolch hob mar ah,
Die Geg'nd is ah schean, just d'Leut sein noh — rar.
Jo, won's na scha gangad, wia viel warn nit froh!
Gonz Weiz mochat Burzlbam und a Halloh. —

Oans fürcht ih: wir olsma, so wird's ah do sein,
Die Bohn führt nit just aloan Guats ins herein:
A ewiga Wertog, rein praktischa Sinn,
Dos mocht noch und noch aus'n Mensch'n — Maschin. —
Do loßt sie nix red'n, liegt scha so in da Zeit,
Vanünftiga, oba nit bessa wern d'Leut.
Und noh wos, dös geaht mar in Kopf ummanond;
Oan Reichthum hot Weiz noh, der is weit bekannt:
So viel scheani Mensch'a, daß 's Herz Oan frei locht,
Ka Wunna, daß s' mih scha gonz narisch hob'n gmocht.
A Glück is noh gwes'n, dos hot mih noh trest,
Bis datta sein d'Meist'n noh siz'n blieb'n fest.
Oft oba, won d'Eis'nbohn kimmt, wern mar schaun!
Do fohrn s' ins af oanmol mit Dompf oll davon.
War dös für ins Jungg'sell'n ka Schond und a Graus?
Dös muaß ih scha sog'n, ih holt's oft'n nit aus.

Gseg'n hon ih die Gschicht und g'redt ah mit Enk;
Hirz ziach ih mih; bleibt's na banond noh a wenk!
Wons lusti wos sing'n that's, wortat ih noch,
Sist wusch ih Enk zoanzin glei aussi dan Loch.
Und, roats mar nix übel, vasteaht's jo an Gspoaß,
Ih red holt so dum, weil ih Gschaidtas nix woaß.
Die Herr'n oba, d'fremd'n, va Graz und va Wean:
De that ih wuhl bitt'n recht herzla und schean:
Wonns ins holt so standn a, weang gütatla in d'Hond,
So fohrat mar huir noh per Dompf üba's Lond.

Erklärungen.

Bloat = begleitet. eanchi = drüben. huir = heuer. dor = herum (dorgeahn). Gspoaß = Einladung. gaman = neugierig dreinschauen. roat'n, ausgroat = ausrechnen, planen. Nieda = Jeder. Liachtlumgong = Fackelzug. Os = Obst. Kolch = Kalk. zoanzin = bald, nach und nach. olsma = anderswo. Mensch'a = Mädchen. tull = viel, gewaltig. vorfert = vor zwei Jahren. valei = bald. wusch, auswusch'n = hinauseilen, zwegn = deswegen. zopf'n, umazopf'n = herumgehen.

*) An der Wand des Saales war eine umständliche Zeichnung der Bahnlinie sammt Train angebracht.

Ein Narr

von der Gattung, von welcher zu wünschen wäre, daß Einer Zehn machte.

Vor einiger Zeit ist uns ein Rundschreiben zugegangen, welches vor Allem an die Lehrerschaft aller Culturländer

Digitized by Google

gerichtet ist zum Zwecke der Abschaffung der Kriege. Die Welt pflegt über derlei Kundgebungen achselzuckend oder gar spottend zur Tagesordnung überzugehen. Uns ist ein derartig idealistisches Bestreben im hohen Grade sympathisch und ehrwürdig. Daher sei das Rundschreiben hier auszugsweise wiedergegeben:

„Vor circa 15 Jahren (1870—71) haben zwei große europäische Nachbarvölker, zwei Nationen, die mit an der Spitze der Civilisation stehen, Monate lang einen äußerst blutigen Krieg mit einander geführt.

Ich sage, daß mit aller Kraft und allerseits daran gearbeitet werden soll, einer Wiederholung von solchen Ereignissen vorzubeugen; das man nicht bloß abwarten dürfe, was zu diesem Zwecke in Regierungskreisen geschieht, sondern daß man selbst die Hand an's Werk legen soll. Denn der Mensch hat dies vollkommen in seiner Macht. Berufen diese Macht mit aller Energie zu entfalten, sind mit in erster Reihe jene Männer und Frauen, die mitarbeiten an der Aufklärung der großen Massen der Völker, an der Aufklärung jener großen Scharen, die heutzutage leider noch viel zu sehr geneigt sind, Meinungsverschiedenheiten durch Gewalt zu entscheiden.

Das Kind der Jetztzeit (Ende des 19. Jahrhunderts!) wird über den Krieg, als Mittel, internationale Meinungsverschiedenheiten zu beseitigen, irregeführt durch seinen Erzieher.

Der Lehrer betrügt erst sich selbst, dann auch das Kind. Er berechnet nach den Folgen, die Kriege in der Vergangenheit gehabt haben, die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit von neuen Kriegserfolgen in Zukunft! Das Kind wird in den verhängnisvollen Blutzirkel mit hineingezogen, während doch allerseits wenigstens der Erzieher danach streben sollte, es weit über denselben zu erheben. Der Erzieher scheut sich bisweilen sogar nicht, sogenannte „Religions"gesichtspunkte(!) für seine erbärmliche Logik heraufzubeschwören! Oder er täuscht sich und seinen Schüler z. B. damit: daß seine Nation berufen sei, gewisse „Cultur"aufgaben zu erfüllen, wenn es sein muß, auch mit Hülfe eines Krieges mit einem anderen Culturvolke!

Ich und meine Freunde betrachten die pädagogischen Bemühungen gegen den Krieg als ein Programm an und für sich. Das Gebiet der Pädagogik erscheint uns wie ein Gebiet, das einer direct internationalen Annäherung auf menschenfreundlicher Basis mehr als jedes andere bedarf.

Ich betrachte den Völkerkrieg als den kräftigsten Ausdruck des Bruderhasses. Gelangt man dazu (wie ich es vorschlage) allererst in der Volksschule dem Völkerkriege den Krieg zu erklären, so sind einer kräftigeren Zusammenwirkung der Völker auf allerlei anderen Gebieten auf einmal alle Thüren, auch diejenigen, welche jetzt noch fest verriegelt sind, geöffnet. — Man möge doch in diesem Fall den Anfang machen mit dem, was wirklich der Anfang ist. Der Völkerhaß, in erster Reihe bei den Culturvölkern, ist es, der leider auf fast jedem Gebiete den Fortschritt hemmt. — Man bekämpfe daher allererst jenen. — Nur der Volksschule, — den persönlich menschenfreundlichen Bestrebungen des Docenten, kommt hierbei die Ehre der Initiative zu.

Ich bezweifle keinen Augenblick, daß Sie bereit sein werden, kräftig an einer baldigen Verwirklichung dieser Ideen mitzuwirken. — Darf ich Ihrer Unterschrift und gefälligen Zusendung entgegensehen? Hochachtungsvoll

Herm. Molkenboer in Bonn."

Beigelegt ist ein Programm mit acht Thesen zur pädagogischen und politischen Durchführung dieser Aufgabe.

Das ist auch wieder einmal Einer, den die Leute verlachen, weil er das ernstlich anstrebt, was sie selbst aufrichtigst wünschen müssen. Ein „Narr"! sagen sie. Es wäre nur zu wünschen, daß auch hier das Sprichwort: „Ein Narr macht zehn" in Erfüllung gienge.

Digitized by Google

Der Poetenwinkel.

Wandlung.

Ich kam im Monat März vorbei
An einem ſchwarzen Knorren,
Da dacht' ich nach, was Leben ſei,
Wenn's alſo muß verdorren!

Mein wundes Herz war liebeleer,
Mein Geiſt war ohne Flügel . . .
Im Mai kam ich von ungefähr
Zurück zu jenem Hügel.

Mich füllte eine Hoffnung aus,
Mein Geiſt ſchuf neues Leben,
Und Blätter ſah ich, braunroth, kraus,
Den ſchwarzen Stamm umgeben.

Als dann — am Aſt die Traube hieng,
Und mir ein Werk gelungen,
Geſchah's, daß mich ein Lieb umfieng,
Dem ich das Lied geſungen!

Zum Winzer giengen wir ſelband,
Ich, und die neugewonnen,
Und traten vor ihn Hand in Hand
Zur Zeit der Herbſtesſonnen.

Und ſprachen: „Kältre Du uns Wein
Vom jungen, herb und heurig,
So wie mein Lieb ſo ſoll er ſein,
So golden, und ſo feurig!“ —

Und will uns fechten Trübſal an,
Des Knorrens laßt uns denken,
Er ſah im März mich traurig an,
Uns Glut im Herbſt zu ſchenken!

Alfred Friedmann.

Im Hochwald.

Hoch im Walde rinnt
Luſtig eine Quelle,
Wer gern ſinnt und ſpinnt,
Sucht ſich dieſe Stelle.

Sommers, wenn der Tag
Kaum noch ganz erglommen,
Mit dem Stundenſchlag
Zwei Waldfahrer kommen,

Tauſchen Blick und Gruß,
Ohn' ein Wort zu reden
Und der Quellenguß
Labt freigebig Beden.

Mochten mondenlang
Sich ſo ſtumm begegnen,
Jeder ſeinen Gang
Mit dem Andern ſegnen.

Doch als Winterzeit
Berg und Thal umſponnen,
Hütten eingeſchneit
Und verſiegt die Bronnen —

Vor dem Ungemach,
Vor des Froſt's Gewalten
Suchten Dach und Fach
Jene beiden Alten.

Die ſich unbegehrt
Hoch im Wald gefunden,
Haben erſt am Herd
Freundlich ſich verbunden.

Ludwig Foglar.

Gebirgsfreude.

Im Gebirg vom Steierland,
An der Felſen höchſtem Rand,
Wo der Speick ſo reichlich blüht
Und die Gemſe raſch entflieht,
Hab' das Herz von Freuden voll.

Auf dem Hut das Edelweiß
Iſt des Jägers ſchönſter Preis,
Lockt zur höchſten Alm hinauf,
Wenn die Sonne juſt geht auf,
Noch ringsum kein Laut erſcholl,
Ach, wie iſt mir dann ſo wohl.

Blick' ich von der Höh' in's Thal,
Möcht' ich jauchzen tauſendmal,
Farbenherrlich, hell und mild
Liegt vor mir der Heimat Bild,
Ach, wie iſt mir da ſo wohl
Und mein Aug' wird thränenvoll.

Alpenröschen lacht mich an;
„Grüß Dich Gott, lieb' Jägersmann,“
Ruft's ſo freundlich aus dem Schnee,
„Eh' Du ſcheideſt von der Höh',
Deinen Hut ich ſchmücken ſoll,“
Ach, wie wird's mir da ſo wohl!

In der Herden Glockenklang
Tönt der Sennerin Geſang,
Zieht mit froher Lieder Schall
Mich herab in's ſchöne Thal.
Wie der Jodler friſch erſcholl,
Ach, wie ward's mir da ſo wohl!

M. Fiſcher.

Mein Dörflein.

In Rebengrün verſteckt,
Von Gärten rings umheckt —
So liegt mein Dörfchen da,
Wie kein's mein Aug' noch ſah.

Digitized by Google

Des Finken heller Schlag
Ertönt den ganzen Tag,
Und durch die blaue Luft
Der Kukuk lockend ruft.

So weit das Auge schaut:
Ringsum es grünt und blaut!
Und Duft und Sonnenschein,
Und Korn und Obst und Wein! —

O selig-süße Luft!
In Glanz und Duft und Bluft
Sich freu'n der Lebenszeit
In solcher Einsamkeit!

Ein König ist man hie
In seiner Phantasie:
Man lebt von Luft und Wein
Trotz Gold und Edelstein! —

Joh. Peter.

Es ist jedwedes Weib Madonne ....

Es ist jedwedes Weib Madonne,
Wenn sie ein Kind der Welt gegeben;
Nach tausend Schmerzen, bitt'rer Wonne,
Aus ihr entsproß ein neues Leben.

Und beugt Ihr Euch vor keinem Throne,
So müßt Ihr Euch der Mutter neigen;
Jedwede Mutter trägt die Krone,
Unsterblichkeit ward ihr zu Eigen.

Und ward Euch Heiligstes zum Hohne —
Erkennt der Mutter Göttlichkeit,
Denn Gott selbst gab's dem Weib zum Lohne,
Da er zur Mutter sie geweiht.

Olga Palwin.

Glöcklein tönt!

Liebchen, hör' die Glocke schallen,
Wie sie voll vom Thurm ertönt!
Laß uns in die Kirche wallen
Mit uns einig, Gott versöhnt!

Sieh'! wie sich die Leute freuen!
Sieh'! das hübsche, liebe Kind,
Dem sie bunte Blumen streuen,
Die da Taufgeleite sind.

Unschuldsvoll, noch kaum im Leben,
Tritt es unter Glockenklang
In der Menschheit rührig Weben,
In der Welten wilden Gang.

Hör' dieselbe Glocke tönen,
Holdes Bräutchen heute auch.
Priester uns're Liebe krönen,
Wie der Kirche schöner Brauch.

Ewig band Dich einst zum Glauben
Dieser Glocken schöner Klang;
Ewig nach dem Gottes-Glauben
Bindet uns auch heut' ihr Sang.

Und so werden sie auch läuten,
Wenn wir scheiden von der Welt,
Werden uns zum Grab begleiten
In die beff're schön're Welt.

Carl Wolfgang Schachner.

Ein Mahnwort.

Nicht die Kappe macht den Deutschen,
Nicht das schwarz-roth-gold'ne Band,
Einzig nur die treue Liebe
Zu dem deutschen Vaterland.

Zu der deutschen Sprach' und Sitte,
Zu dem deutschen bied'ren Sinn,
Zu den deutschen Heldenvätern
Wahr und treu seit Urbeginn.

Und wie sie den Welschen schlugen,
Und er ward vom Herrn zum Knecht;
Kämpfen wir um uns're Freiheit,
Um das heil'ge deutsche Recht.

Und wie sie die Schmach vereinte,
Ihnen Riesenkräfte bot;
Wird uns Kraft und Sieg verleihen
Unser alter, deutscher Gott.

Einig laßt uns fürder stehen
Wider uns'rer Feinde Macht,
Mehr hat oft als deutsches Eisen,
Deutsches treues Herz vollbracht.

Laßt die eitlen Trinkgelage
Und das Brüsten mit dem Band;
Bier und Band, sie retten nimmer
Unser deutsches Vaterland!

Fort mit allen Mummereien!
Deutsch im Herzen ernst und still
Wollen stets wir uns bekennen,
Dann mag kommen, was da will.

Nicht die Kappe macht den Deutschen,
Nicht das schwarz-roth-gold'ne Band,
Einzig nur die treue Liebe
Zu dem deutschen Vaterland.

L. v. S.

Sprüche.

An den Toleranzschwärmer.

„Tolerant soll Jeder sein,
Sei er Heide oder Christ:"
Daß Du solches nur verlangst,
Zeigt, daß Du es selbst nicht bist.

Digitized by Google

Dem Egoisten.

Vor lauter Sorg um's Ich
Vergiß'st am End' Du Dich.

Zeit ist Geld
Dem Einen, es zu erringen,
Dem Ander'n, es durchzubringen,
So ist's auf der Welt.

Keinen schätze zu geringe,
Denn wer möchte es errathen:
Wer zu schwach ist, Dir zu nützen,
Stark genug ist, Dir zu schaden.

Carl Walter.

Bücher.

Dr. Ed. Hatle: **„Die Minerale des Herzogthums Steiermark“.** (Graz, Leuschner & Lubensky, 1884.) Mit diesem Buche hat der Verfasser Allen, welche auf steiermärkischem Boden mineralogische Studien betreiben, eine wahrhafte Freude gemacht. Ein Handbuch dieser Art, ein mineralogisches Excursionsbuch, so zu sagen, für die Steiermark, fehlte uns bisher, während wir ein botanisches schon lange besitzen. Als Grundlage seiner Studien hat dem Verfasser das reichhaltige Grazer Mineralien-Cabinet gedient, und was dieses ihm für seinen Zweck bot, wurde ergänzt durch eine Unzahl privater Mittheilungen aus den verschiedenen Gegenden der Provinz, sowie durch die Notizen und Nachweise, wie sie in gleichfalls schier unzähligen gedruckten Abhandlungen aufgezeichnet sind. Daß auf diesem Wege noch immer nichts absolut Vollständiges und Vollkommenes zu Stande kommen konnte, ist zu begreifen; aber die Lücken und Mängel, wie sie jeder wissenschaftlichen Compilation anhaften müssen, fallen gegen die Brauchbarkeit des fleißig gearbeiteten in Rede stehenden Werkes wenig in's Gewicht. Durch persönliche Bereisung des Landes, durch Erkundigungen an Ort und Stelle wird der Verfasser bei einer späteren Auflage vielleicht Manches nachzuholen, Manches zu berichtigen finden. Ist doch sein Buch, was das Aeußere betrifft, förmlich darauf angelegt, zu wachsen und im rechten Verhältnis zu seiner Höhe und Breite auch nach seiner Tiefendimension hin zuzunehmen. Ganz besonders verpflichtet aber wären wir Herrn Dr. Hatle, wenn er sich entschlösse, diesem speciell mineralogischen Theil noch einen zweiten folgen zu lassen, der die zusammengesetzten Gesteine (Felsarten) der Steiermark behandelte — was fast noch willkommener wäre —, und einen dritten, welcher das Geologische und Paläontologische in Betracht zöge. Die Vorarbeiten hierzu liegen ja so reichlich vor, daß es nur mehr darauf ankäme, das Material populär-übersichtlich zu ordnen, was ungemein viel zur Anregung, Erleichterung und Förderung des geognostischen und geologischen Studiums im Lande beitragen würde. Vorläufig nehmen wir in warmer Anerkennung der Bemühungen des Autors fürlieb mit dem Gebotenen. Das Buch ist hübsch und gediegen ausgestattet. Ein Gedicht an die Steiermark von P. K. Rosegger dient demselben in bedeutsamer Weise zur Einleitung. R. H.

Buch der Unschuld. Neue Novellen von Oskar Welten. (Berlin, Wilhelm Ißleib [Gustav Suhr]. 1885.) Ich las aus diesem Buche vorerst die humoristische Novelle: „Die Stubengenossen“ und dann das Waldidyll: „Sonnenaufgang“. Schon in diesen beiden Stücken sieht man, daß es eine weite Scala ist, über welche der Dichter verfügt. „Die Stubengenossen“, das ist die Liebesgeschichte eines jungen schwärmerischen Studenten zu einer Schauspielerin und die überaus treffliche Schilderung des Verhältnisses dieses verliebten Bürschleins zu seinem Stubengenossen, einem älteren Studenten, der eben in der Vorbereitung zum Rigorosum steckt. Dieser Letztere ist in seiner heiteren Gutmüthigkeit und Opferwilligkeit eine geradezu entzückende Gestalt. „Stubengenossen“ sind eine Novelle, wie man sie nicht aus dem Aermel schüttelt; mir ist keine ähnliche bekannt, so nahe der Stoff an und für sich liegen mag. Das Waldidyll: „Sonnenaufgang“ ist ein Meisterwerk der Naturschilderung. Die zwei Liebesleute, die darin vorkommen, sind Blutsverwandte von Paul Heyse's Novellengestalten; psychologisch etwas spitzfindig ausgeklügelt und sogar mit einigen unnöthigen Scrupeln. Wir finden es bei Welten auch anderswo, daß zwei über und über in einander verliebte Leute wegen nichts und wieder nichts auseinandergehen wollen. Ich wenigstens bin nicht fein genug organisiert, um in dem jugendlich übermüthigen Benehmen der reizenden Alice und in ihren schämig zurückhaltenden Bemerkungen auf des Geliebten Frage auf Mangel an Liebe zu schließen, wie es Oswald that, der das Mädchen doch länger kennt, als ich. Der Leser zweifelt nicht einen Augenblick an ihrer Liebe, hält daher Oswald's Absicht, das Mädchen zu verlassen, für unsinnig. Daß Oswald es endlich auf die Kußprobe ankommen läßt, um zu erfahren, ob es der schwesterliche Kuß der Jugendfreundin, oder der des Weibes ist, dieser brillante Gedanke hebt alle kleinen Mängel der herzigen Erzählung bei weitem auf. Das Vorwort des Buches beschäftigt sich wieder mit dem Verhältnis des Schrift-

Digitized by Google

stellers zur Leihbibliothek, eine wichtige Frage, die Oskar Welten bekanntlich dahin löst, daß er, resp. sein Verleger, sein Buch dem Leihbibliothekar für einen höheren Preis verkauft, als dem gewöhnlichen Käufer. (Siehe „Heimgarten", IX. Jahrg., Seite 35.) Nun ist aber nicht jeder Schriftsteller so muthig, als Oskar Welten. Der Einzelne fürchtet das Fiasco. Wie wäre es, wenn unter einer Anzahl namhafter Schriftsteller aus Esprit de corps eine Vereinbarung getroffen würde, eine Art von bindender Abmachung, daß jeder dieser Schriftsteller die gewerbsmäßige Bücherausleihung im Sinne Weltens besteuere? Ein halbes Dutzend der beliebtesten Autoren in geschlossener Phalanx, und die Bresche ist offen. R.

Die Verbald's. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Jordan. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Da will Einer auf Grundlage der Naturwissenschaften eine neue Religion aufbringen. Er verdammt die orthodoxe Richtung der Katholiken wie der Protestanten; er verdammt alle Unduldsamkeit und Verdrehung der Wahrheit in der Wissenschaft seitens der Religionssecten. Und das ist recht. Die Religion hat sich in die Wissenschaft nicht zu mischen! hingegen soll die Wissenschaft auch jene in Ruh' lassen. Beide haben miteinander nichts zu schaffen. Denn mit dem Geiste an das Gemüth appellieren, mit Vernunftgründen das menschliche Herz vom Fühlen zum Denken bringen zu wollen, wie es W. Jordan unternimmt, das beweist leider sonnenklar, daß dieser Dichter die menschliche Natur nicht kennt. Und selbst, wenn das Gemüth mit den Naturwissenschaften satt zu füttern wäre, was dann? Sind und bleiben wir nicht doch immer die Sclaven der Naturkräfte? Die Natur ist ein harter Herr, und die Wahrheit allein trocknet keine Thränen. Wer eine neue Religion gründen will, der thue es mit Hilfe der Kunst und Phantasie, und lasse sich zum Trotze gesagt sein, daß die Phantasie und unser Hang zur Kunst auch eine natürliche, also wissenschaftliche Berechtigung hat. Was die Handlung des Jordan'schen Romans anbelangt, ist dieselbe äußerst fesselnd und in der Entwicklung gefällig; die Sprache von jener vollendeten Meisterschaft, die wir an dem berühmten Rhapsoden gewohnt sind. M.

Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung von Karl Emil Franzos. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1885.) Ich bin kein Freund jener Art von Erzählungen, die einem Botenweg ähnlich sind — auf dem man hastet und eilt, um nur sobald als möglich an's Ziel zu kommen. Ich liebe solche Erzählungen, die wie ein Spaziergang sind, wo man sich unterwegs ergötzt und erquickt, und schier auf's Ziel vergißt, obzwar freilich eins vorgesteckt ist. Solche Romane, Novellen, deren Haupteffect in der „Spannung" liegt, müssen für sich ja wie ein Uebel erscheinen, weil man das Ende herbeiwünscht. Die oft bändelange Jagd nach Befriedigung ist sehr unbehaglich. Und zu dieser Art, die es vor Allem darauf abgesehen hat, den Leser zu spannen — anzuspannen, einzuspannen und schließlich abzuspannen — gehört allerdings auch das neueste Werk des genialen Novellisten Karl Emil Franzos. Aber so unerquicklich diese Lectüre ist, das Buch klebt Einem an der Hand — ich sage nicht am Herzen! — und man kann es nicht wegwerfen, wann man will. Die Gabe, abnorme Schicksale zu schildern, die Charaktere klar und scharf zu zeichnen und für die Gestalten — selbst, wenn sie unwahrscheinlich sind — den Leser zu interessieren, diese Gabe Franzos' bewährt sich in vorliegendem Buche abermals glänzend. Der innere Wert dieser „Reise nach dem Schicksal" ist mit dem von Franzos' „Kampf um's Recht" und „Der Präsident" bei Weitem nicht zu vergleichen, der äußere Effect aber ist wo möglich noch lebhafter und bedeutender, als bei den früheren Werken. Für's nächste Mal möchte ich aber mit diesem Erzähler doch lieber einen Spaziergang machen, durch die uns trautere Menschennatur, als eine Hetzjagd nach Phantomen, und wären dieselben auch noch so geistreich und fesselnd. R.

In seinem Romane „**Cordula**" (W. Friedrich, Leipzig, 1885) hat Adolf Glaser ein anziehendes Culturbild aus dem ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts entworfen, jener wunderbaren Zeit, welche aus den Fugen war auf allen Gebieten geistigen und materiellen Lebens. Der Verfall des Adels, die Entartung der Geistlichkeit, das Aufblühen des Bürgerthums, der Kunst und Wissenschaft, die Aufstände der Bauern, der Wahn- und Aberglaube, die religiösen Verirrungen und Neuerungen, die Rechtsunsicherheit, alle diese Elemente, die dem genannten Zeitraume das charakteristische Gepräge verleihen, hat Adolf Glaser zusammenzufassen und zu einem geschichtlichen Ganzen zu gestalten vermocht, und um so lebhafter die Phantasie des Lesers beschäftigt, als es kein nüchtern gelehrtes Abstractum ist, sondern mit ihm der bewegte Lebenslauf einer Frau verflochten wurde, dessen Darstellung uns die ferne Historie nahe rückt und unsere Theilnahme für sie

Digitized by Google

erweckt. Cordula, ein Bürgersmädchen, wird durch widrige Schicksale bewogen, sich der reformatorischen Bewegung anzuschließen; mit in die Speichen des Welttrades zu greifen, ist ihr hochfliegender Plan; schön, geistreich und leidenschaftlich, erobert sie sich die Herzen der Männer, geräth, theils durch eigene Schuld, theils durch die tückische Macht der Verhältnisse auf Abwege, wird eines der Weiber des Wiedertäuferkönigs Jean von Leyden, gelangt in freundschaftliche Beziehungen zu Hans Holbein, sinkt in Folge einer unseligen Verkettung von Umständen von Stufe zu Stufe abwärts und findet ein frühzeitiges, gewaltsames Ende. — Die Charakterzeichnung Cordulas' läßt hie und da die bestimmten, sicheren Contouren vermissen, und die Composition des Romanes bedürfte einer festeren Fügung; wohlthuend wirkt die ruhige, abgeklärte Darstellung, und rühmenswert besonders ist die Kunst, mit welcher der Verfasser alles der behandelten Epoche Eigenthümliche zusammengefaßt und anschaulich gemacht hat, ohne sich in das Detail weitschweifig zu verlieren und ohne durch den jetzt so beliebten archäologischen Krimskrams zu ermüden. Nicht die Geräthe, die Menschen waren dem Verfasser die Hauptsache — ein Umstand, für welchen jeder Leser dankbar sein wird. F. L.

Weihnachts-Erlebnisse einer deutschen Handwerkerfamilie, von Karl Weise. (Wittenberg, R. Herrosé.) Dieses Büchlein ist schon vor langer Zeit gedruckt worden, und sein Verfasser, der heute 72 Jahre zählt, ist in unseren Schriftsteller-Lexikas und Literatur-Kalendern selten zu finden. Ich bin ganz zufällig durch einen Freund aus Norddeutschland zur Kenntnis von der Existenz Karl Weise's gekommen. So viel ich nun weiß, hat dieser Mann — er ist Handwerker — bisher herausgegeben: „Die Handwerkerbraut", „Aus verklungenem Wanderleben", „Der Gelegenheitsdichter" und „Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels". Ich kenne nur die „Weihnachtserlebnisse" und sage, was Bodenstedt über dieses Büchlein schreibt: Wären die „Weihnachtserlebnisse einer Handwerkerfamilie" im Englischen oder Französischen erschienen, so würden sie sicher schon zwanzigmal in's Deutsche übersetzt worden sein. Mir hat für's Erste die Schlichtheit der Sprache wohlgethan, aber noch weit mehr die tiefe deutsche Innigkeit. Es wird auch Anderen so ergehen beim Lesen dieses Buches, sie werden feuchte Augen bekommen und sich wundern, wie in einem so unscheinbaren Büchlein so viel Herzlichkeit, Wahrhaftigkeit und Poesie stecken kann. — Der „Heimgarten" soll demnächst Mehreres von Karl Weise erzählen. Den Schriften dieses Mannes muß nur erst auf die Beine geholfen werden, aufrecht bleiben werden sie dann schon selbst. R.

Werke von Karl Weise: **Weihnachtserlebnisse einer Handwerkerfamilie.** Neue Ausgabe. (Wittenberg, R. Herrosé.) Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Vaterländische Dichtung in dreißig Gesängen. Bevorwortet von Friedrich Bodenstedt. (Wittenberg, R. Herrosé.) — **Der Gelegenheitsdichter.** Erzählung. (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.) — **Aus verklungenem Wanderleben.** Der Besuch aus Pommern. (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, 1885.)

Stefan Fadinger. Ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern, von Franz Keim. (Wien, Karl Graeser, 1885.) Der oberösterreichische Bauernkönig, seinerzeit von manch' heimischem Poeten besungen, ist allmählich in Vergessenheit gerathen. Die Geschichtsforscher messen ihm keine Bedeutung bei, sein Wirken war allzu erfolglos. Dazu war sein Kampf nicht so sehr für eine ideale Sache, sondern vielmehr für die eigene Existenz und die derselben nöthige Freiheit. Es gibt keine politische Partei, die den Stefan Fadinger brauchen könnte, daher ist seine Verschollenheit eine völlig erklärliche. Nur der Dichter sieht in dieser Bauerngestalt einen tragischen Helden, der für das gute menschliche Recht seiner Mitgenossen streitet und in diesem Kampf gegen die politisch-rechtmäßige Obrigkeit zu Grunde geht. — Und der Stefan Fadinger Franz Keim's ist das Werk eines wahren Dichters. In zwei und zwanzig nur lose zusammenhängenden Blättern tritt uns jene Zeit des dreißigjährigen Krieges mit ihren Zuständen in Oberösterreich und mit dem Bauernkrieg in einem gedrängten, aber wunderbar klaren Bilde entgegen. Der Sang ist von urwüchsiger, zumeist in Volkston gehaltener Deutschheit. Die liebliche Schilderung der „Hochzeit von St. Agatha", der gewaltige „Weckruf der schwarzen Bauern", der „Todesritt" und Anderes, in dem sich unter vollendeter, gefälliger Form so viel Gehalt birgt, muthen mich in ihrer Einfachheit und Leibhaftigkeit an wie klassische Meister. Milde verklärt das tragisch-erschütternde Gemälde ein liebenswürdig-urwüchsiger Humor, der besonders in den Blättern: „Grüß Gott des Spielmanns" (als Einleitung), „Held Panstingl" und „Krakowitz, der Archivar", zu besonderem Ausdrucke kommt. Das Oberösterreicherland ist mit diesem „Bauernlied" um eine bedeutende Dichtung reicher geworden.

R.

Digitized by Google

Die Lehrjahre eines Bildners aus der Steiermark. Biographische Skizze über Hans Brandstetter, von Ferdinand Krauß. (Graz, Friedrich Goll, 1885.) Wir möchten wohl voraussagen, daß diese Schrift großes Interesse, besonders in Steiermark finden werde. Denn diese biographische Skizze Krauß' — obgleich nur für die Gelegenheit der Aufstellung der „Waldlilie" in Graz geschrieben — ist geradezu mustergiltig. „Kurz und knapp, ohne flüchtig zu sein, bietet die Schrift in äußerst liebenswürdiger Form ein treues Bild des bisherigen Lebens, Wesens und Schaffens unseres Brandstetter. Wir wissen, Krauß ist einer der begeistertsten Verehrer, einer der ältesten und uneigennützigsten Freunde und Förderer des jungen Künstlers, um so wohlthuender wirkt seine Mäßigung, da der Verfasser wohl erwog, daß man späteren Biographen des Meisters Brandstetter in Würdigung seiner Verdienste auch noch etwas zu sagen übrig lassen müsse. Die Arbeit geht weit über eine Gelegenheitsschrift hinaus. Brandstetter's, des Dorfnagelschmied-Lehrlings, Ziegelschlagers und wandernden Musikanten Jugendgeschichte ist schon für sich interessant und liest sich hier wie eine frisch und fröhlich geschriebene Dorfgeschichte. — Der zweite Theil behandelt des jungen Künstlers Lehrzeit in der Stadt mit ihren Werken und großen Erfolgen und dem fördernden Einwirken hoher und berühmter Persönlichkeiten auf dieses außergewöhnliche Talent. Besonders erzählt die Schrift die Entstehungsgeschichte der nach einer Gestalt in Rosegger's „Schriften des Waldschulmeisters" geschaffenen „Waldlilie" und wie diese Schöpfung durch Vermittlung des Grazer Stadtverschönerungsvereins für den Stadtpark zu Graz erworben wurde. Ferdinand Krauß' Schrift enthält neun Lichtdruckbilder von Originalwerken des jungen Bildhauers, wovon die meisten bisher noch nicht reproduciert wurden. Das Werk ist ein wesentlicher Beitrag zur steirischen Kunstgeschichte.

M.

Das Kaiserreich Brasilien, von A. W. Sellin. I. und II. Abtheilung. („Das Wissen der Gegenwart" XXXVI. und XXXVII. Band.) (Leipzig, G. Freytag, 1885. Prag, F. Tempsky.) Auf Grund eigener Anschauung, die der Verfasser während eines zwölfjährigen Aufenthaltes in Brasilien erworben hat und mit genauer Kenntnis der einschlägigen Literatur gibt er in der ersten Abtheilung des vorliegenden Werkes eine Darstellung der allgemeinen, das heißt der das ganze Kaiserreich betreffenden Verhältnisse in Bezug auf Pflanzen- und Thierleben, Bevölkerung, geschichtliche Entwickelung seit der Entdeckung bis zur Gegenwart, geistige und materielle Cultur, ein Bild der aus all diesen Factoren resultierenden staatlichen, wirtschaftlichen und socialen Zustände. Die zweite Abtheilung enthält die Schilderung der einzelnen Provinzen des großen Reiches: Bodenbildung und Bewässerung; Klima und Naturproducte; Ansiedlung und Bevölkerung; Ackerbau und Viehzucht; Industrie und Handel; Verkehr und Verkehrsmittel. Der Darstellung eignet jene Wärme und Hingebung für die Sache, welche stets aus der Erinnerung des Selbsterlebten entspringt, jene Lebendigkeit und Anschaulichkeit, welche das Selbstgeschaute festhält und wiedergibt. Die Empfänglichkeit für alles Großartige und Schöne der Natur, die freundliche Theilnahme für alle Vorzüge und tüchtigen Bestrebungen des brasilianischen Lebens hinderl den Verfasser nicht, mit scharfem Blick die großen und kleinen Mängel und Mißstände zu erkennen, mit unbestechlicher Strenge des Urtheils aufzudecken, aber auch zu erklären und die Mittel und Wege zum Besseren anzuzeigen. Heutigen Tages, wo eine weitausschauende und weitausgreifende Politik die fernsten Meere und Länder in den Bereich ihrer Unternehmungen und Berechnungen zieht und der überreiche Handel speciell für Deutschland rasch wachsende unmittelbare Bedeutung gewonnen hat, wird ein Werk, das ein Reich behandelt, welches fast die Hälfte des südamerikanischen Continents einnimmt und auf dem Weltmarkt eine so hervorragende Stellung behauptet, auch das Interesse weiterer Kreise erwecken.

V.

Die illustrierte Pracht-Ausgabe von **Goethe's Werken,** welche die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart ihrem „Shakespeare" und „Schiller" angereiht, liegt jetzt mit dem Erscheinen der letzten Lieferungen 81—90 vollendet vor und drei der größten Dichterheroen aller Zeiten haben nunmehr ihre würdige Illustration durch die Hand hervorragender Künstler der Gegenwart gefunden. Bei einem so reichen Genius wie Goethe, der in allen Zweigen der Dichtung sich bewegt, war es eine große Aufgabe, immer den richtigen Künstler für das einzelne Werk zu finden; aber die reiche Erfahrung, welche der Verlag durch seine illustrierten Zeitschriften und die vorangegangenen Dichterheroen hatte, bot ihm das Verständnis und die Mittel, eine nicht minder glänzende Ausgabe Goethe's zu veranstallen. Und dieser Prachtausgabe ist ein Text zu Grunde gelegt, der, von der Hand eines der größten Goethekenner, des Dichterbiographen Heinrich Düntzer auf's Sorgfältigste ausgewählt und revidiert, dem Werke eine wesentlich erhöhte Bedeutung

Digitized by Google

verleiht, die sich auch nach der kritischen Seite zu einer Dichterausgabe ersten Ranges erhebt. V.

Professor Sander's „Ergänzungs-Wörterbuch" vom österreichischen Standpunkt aus besprochen. Zu einer Zeit, wo es schon so weit gekommen, daß zum Beispiel im Linzer Gemeinderath, als der Vorschlag gemacht wurde, auf die neuveranstaltete Sammlung von Stelzhamer's bekanntlich einen hohen sittlichen und poetischen Wert besitzenden Gedichten zu subscribieren, um sie an die Volksschulen zu vertheilen, der begründete Einwand ausgesprochen werden durfte, es verstünden die Kinder den Dialect nicht, müssen wir die sprachliche Eigenart liebenden Oesterreicher das neueste Werk des berühmten Lexikographen Professor Dr. Sander's, „Das Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache", doppelt freudig begrüßen wegen der Berücksichtigung, die darin dem heimischen Schriftthum, der heimischen Mundart geworden.

Natürlich wird man von der Besprechung eines 691 klein und eng bedruckte Seiten umfassenden Quartanten nicht verlangen, daß alle vaterländischen Journale, alle österreichischen Schriftsteller, deren Belegstellen entnommen sind — bei welchen es sich selbstverständlich nicht gerade immer um Austriacismen handelt — namhaft gemacht werden. Doch um auf einzelne Autoren überzugehen, sei erwähnt, daß das Kaiserhaus durch Kronprinz Rudolf und Max von Mexiko vertreten ist, sich von unseren älteren literarischen Größen noch Lenau citiert findet, man häufig Grillparzer's altösterreichischer Gewähltheit des Ausdrucks, Stifter's etwas unbeholfener, holperiger Prosa, die ihm innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle immer übler vermerkt wurde, als außerhalb derselben, begegnet. Ferner findet man fast auf jeder Seite Anzengruber's und Rosegger's, von edler Einfachheit, Hausverstand, Humor und Schalkheit gestähltes Deutsch, dem sich das von Silberstein nicht unwürdig anschließt. Die drei Genannten bringen den Dialect derart zu Ehren, daß ihm der oft citierte Hügel weniger schaden kann, dessen Schreibweise keine auch noch so schwache Vorstellung davon gibt, wie musikalisch und vollönend die österreichische Mundart klingt, abgesehen davon, daß eine so launenhafte Orthographie, die sich weder an phonetitische, noch historische Grundsätze hält, die Gemeinverständlichkeit gewaltig beeinträchtiget.

In Bezug auf technische Ausdrücke läßt uns Sanders durch Karmarsch und Prechtl, welch' letzteren in dem Fall zu den unseren zu zählen wohl erlaubt ist, billiges Recht widerfahren. Für die Seemannssprache sind Aufsätze von Littrow herangezogen, mit der „Donausprache", d. h. mit der auf den Schiffen der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft — und wahrscheinlich nicht auf diesen allein — eingeführten urwüchsigen bündigen Dienstsprache werden wir durch Belegstellen aus der „Presse" bekannt gemacht u. s. w. u. s. w. Es folge auch nur mehr ein kleines, auf Vollständigkeit nicht Anspruch erhebendes Verzeichnis von österreichischen Schriftstellern, auch deren Werken Belegstellen benützt wurden: Bermann, Castelli, Chavanne, Collin, Fallmereyer, Frankl, Franzos, Grasberger, Grün, Hamerling; Hanslick, Hartmann, Hellwald, Kompert, Krones, Kürnberger, Mauthner, Meißner, Mayern (der längst vergessene Verfasser von „Dya-Na-Sore" (dem Lieblingsroman unserer Großmütter), Pichler, Raymund, Rank, Sacher-Masoch, Saphir, Scherzer, Schlesinger, Schuselka, Wehle, Weilen.

Da dieser Aufsatz es sich bloß zur Aufgabe gestellt, das von gar vielen anderen Gesichtspunkten aus nicht genug zu würdigende Werk, welches mit seiner Reichhaltigkeit von sprachlichen Neuschöpfungen sogar ein überraschend vollständiges Bild von der Geschichte des letzten Viertteljahrhunderts gibt, so zwar, daß das Nachschlagebuch recht wohl als Unterhaltungs-Lectüre dienen könnte — vom österreichischen Standpunkte aus zu betrachten, ist es sicher gestattet, auf einzelnes in dieser Hinsicht Interessante näher einzugehen.

Da entdecken wir z. B. unser lief gemüthliches „Betreuen", das schöne volksthümliche Wort, dem kein sinnverwandtes ebenbürtig ist, da wird ferner der österreichische, respective Tiroler Ursprung der jetzt allgemein gangbaren Ausdrücke „Sommerfrische", „gebaren" und „Gebarung" feierlich anerkannt. Doch wollen wir uns die Priorität in Bezug darauf nicht streitig machen lassen, so dürfen wir sie in Betreff eines anderen Wortes, das weder wohlklingend ist, noch etwas Rühmliches bezeichnet, nicht ableugnen — wir meinen „Krach" — und dies um so weniger, als eine der Belegstellen, und zwar die Bermann's „Maria Theresia" entnommene, beweist, wie lange vor 1873 der Ausdruck uns schon gehört hat, indem es zur Zeit Leopold I. von der orientalischen Handels-Compagnie hieß, daß sie einen „Kracher" that.

Auch unserer feinen Unterscheidung zwischen „Chinese" und „Chinefer" wird gedacht und das „Tschau" der österreichischen Armee hat seinen Platz gefunden, das trotz der beigefügten, meines Wissens überhaupt einzigen Erklärung doch immer noch räthselhaft bleibende Unwort" — — nebenbei bemerkt, gleichfalls ein Ausdruck, den dieses goldene Buch der Sprache einem

Digitized by Google

Wiener Blatt entnommen. Auf einer der letzten Seiten findet sich noch der wenig bekannte Namen „Heidenzipfel" für unser weltbekanntes heutiges „Kipfel" gewissenhaft registrirt ꝛc. ꝛc.

Das mythische „Halter", welches in Köpfen der Norddeutschen als Erkennungszeichen der Oesterreicher spukt, wird endlich vom Ergänzungs-Wörterbuch unter Berufung auf die Autorität des „Heimgarten" auf den richtigen Stand von vier Buchstaben zurück versetzt. Ob das so schwarz auf weiß durch Anschauung wirken wird? denn mit dem Gehör der Norddeutschen für unsere sprachlichen Eigenthümlichkeiten ist es ja trostlos schlecht bestellt, wie Manches, das aus nicht süddeutschen literarischen Erzeugnissen stammt, auch hier wieder beweist.

Holtei's Witze seien mit Stillschweigen übergangen, sie sind zur Anklage zu verjährt; bei verschiedenen anderen Wunderlichkeiten würde sich die Besprechung nicht lohnen, aber eine nicht nur verblüffende, sondern auch erheiternde, uns in die Schuhe geschobene Redensart, die unter der Marke der „Roman-Zeitung" eingetragen ist, soll den Lesern in diesen ernsten Zeiten nicht vorenthalten werden: „Heut hörst die meine" als österreichisch anstatt „gehörst Du mir." Ist das nicht ergötzlich?

Der „Roman-Zeitung" „Plutzer" (auch von Sanders gebucht) gegenüber werde einer köstlichen Beobachtung der Berliner „Volkszeitung" ein Plätzchen eingeräumt, die, wenn da auch nur von Süddeutschen im Allgemeinen die Rede ist, doch für uns volle Geltung hat: „Heraus mit den Kerlen!" Der Oberkellner aber als Süddeutscher rief: „Hinaus!" Diese Verschiedenheit von Heraus und Hinaus kann man, beiläufig bemerkt, immer wahrnehmen, wenn Norddeutsche und Süddeutsche irgendwo zusammen über die unfreiwillige Entfernung einer Persönlichkeit einig sind." Das entlockt wohl uns Allen ein zustimmendes Lächeln.

Nochmals sei es zum Schlusse wiederholt, daß wir Oesterreicher trotz kleiner Unrichtigkeiten, die den mitunter nicht lauter fließenden Quellen zuzuschreiben sind, mit diesem großen Werk wohl zufrieden sein dürfen und dasselbe ganz geeignet erscheint, uns das Bewußtsein von dem Umfang eines reichen, von uns nur zu wenig geschätzten Besitzes zu vermitteln.

Linz. E. D. F.

Mein Lieblingspaar. So betitelt sich ein fliegendes Blatt mit zwei Gedichten in oberösterreichischer Mundart, von Leopold Hörmann, Verlag von Haslinger in Linz. Derselbe Verfasser hat vor Kurzem in einem reizenden Gedichte Morre's: „Nullerl" besungen und damit Tausenden aus dem Herzen gesprochen. Diese jetzt erschienenen Gedichte das „Lieblingspaar" haben Franz Stelzhamer und P. K. Rosegger zum Gegenstand und zeichnen sich besonders durch wohlthuende Ursprünglichkeit und warmherzige Gemüthlichkeit aus. Köstlich ist die Charakterisierung Stelzhamer's; in dem betreffenden Gedichte heißt es:

Dein Nam netta hern und mei Herz macht an Sprung!
Und mir is, als ob d'Nachtigall schlagat und sung.
Und 's Herz schliaßt sie auf und i kann mi so gfreun:
Mir falln Deine Gsangln, dö herrlinga, ein.
Du selba — so sagn s' — warst a beankada Kund
Und ma het nöt vermoant, daß a 's Dichtn vastund.
Hast narrisch oft gspielt, was garbat hast D' nia —
Daßtar warst D' bein Menschan und fleißi bein Biar.
An Bart wiar a Rauber, a Nasn a Trum —
Und koa rechte Maniar und koa Art umadum.
Aso sagn s', i sag's nach, denn i han Di nöt kennt,
Mei Liab hat für Di — wias schan z'spat gwön is — brennt.
Koa Seufzer, koa Zaherl hats bracht neamma zwögn,
Du bist schon ön Henndorf ön Freidhof drin glögn.
A Stoa dödt Di zua und deut hin auf Dei Ruah
Und vazählt uns von Franzn — der ganga viel z'fruah. —
Zwögn wö denn ön Henndorf? — A Frag is ja frei —
Zwögn wö nöt ön Schildern beim Müladerl hiebei?
Er hat sies ja gwunschn und ausdrücklı gfrimt,
Do is 's halt a so, daß viel anders oft kimmt. —
Aber kimmt wasdawöll, Deine Gsangln bleibn stehn,
Deine Gsangln löbn fort und wer'n niamals vagehn!

M.

Soeben kommt uns zu der erste Probebogen des unter Mitwirkung Ernst von Wildenbruch's von Adolf Hinrichsen herausgegebenen Werks: „Das Deutsche Schriftsteller-Album". Dieses „Deutsche Schriftsteller-Album" dürfte ein Werk werden, welches in Bezug auf seine großartige Mannigfaltigkeit einzig dasteht: es umfaßt, dem

Digitized by Google

Plane nach, die Originalbeiträge von über 600 Schriftstellern und Schriftstellerinnen der Gegenwart und bietet zugleich 180 Porträts (Lichtdruck, künstlerisch ausgestattet). Die deutsch-österreichische Schriftstellerwelt ist fast ausnahmslos darin vertreten (alphabetisches System), und zwar derart, daß jedes einzelnen Autors charakteristische Eigenthümlichkeiten in plastischer Deutlichkeit zur Geltung kommen, den Leser gleichzeitig mit der Gattung von des Betreffenden literarischem Schaffen vertraut machend. Das Werk wird in fünf Lieferungen à 3 Bogen Großformat erscheinen. Jeder Lieferung sind drei Photographie-Tafeln à 12 Porträts mit Facsimile beigegeben, so daß im Ganzen 15 Porträt-Tafeln (180 Bilder) gebracht werden. — Der Reinertrag dieses bei W. Friedrich in Leipzig erscheinenden Werkes ist zur Unterstützung armer deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen gewidmet. V.

Dem „Heimgarten" sind ferner zugegangen:

Fanfare. Novelle von Stefanie Kayser. (Leipzig, Keil's Nachfolger, 1885.)

Dein Wort ist meines Fußes Leuchte. Eine Erzählung aus der Zeit und für die Zeit, von Th. M. Herausgegeben und mit einem Vorworte versehen, von Franz Splittgerber. (Halle, Julius Fricke, 1885.)

Werke aus dem Verlage von Hinricus Fischer Nachfolger in Norden, 1885):

Ilse Ryaelm's und Palle Löve's Erlebnisse, von Henrik Scharling, deutsch von W. Reinhardt. Drei Bände. Dritte Ausgabe

Novellen von Richard Kaufmann. Aus dem Dänischen übersetzt von W. Reinhardt. Zweite Auflage.

In der Veranda. Erzählung von Moriz Horn. 2 Bände. Zweite Auflage.

Brand. Ein dramatisches Gedicht von Henrik Ibsen. Deutsch von Julie Ruhopf. Zweite Auflage.

Le Rime di Michelangelo Buonarroti. Nachdichtungen von Hans Grasberger. Zweite Auflage.

Dichtungen von Alfred de Musset. Uebersetzt von Otto Baisch. Zweite Auflage.

Wehr und Waffen. Deutsche Dichtungen des jungen Oesterreich, von Adolf Hagen und Erich Fels. (Leipzig, Otto Wigand, 1885.)

Fürst Bismarck. Ein Charakterbild für das deutsche Volk, von Ernst Scherenberg. Zweite Auflage. (Elberfeld, Bädeker. 1885.)

Wilhelm Tell. Schweizerischer Volkskalender für 1885. (Altdorf, Gebrüder Gisler.)

Brockhaus, Kleines Conversations-Lexikon. Vierte vollständig umgearbeitete Auflage. 3. Heft. (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1885.)

Geschichte Kärntens, von Edmund Aelschker. (Klagenfurt, J. Leon sen.)

Entdeckung der Seele, von Prof. Dr. Gustav Jäger. Dritte, stark vermehrte Auflage. 8. Lieferung. Schluß. (Leipzig, Ernst Günther, 1885.)

Naturkundliche Volksbücher. Allen Freunden der Natur gewidmet von L. Busemann. Erste Lieferung. Mit zahlreichen Holzschnitten.

Die Pflege des erkrankten Magens. Zweiter Theil. Magen und Darm: Diätetik und Hygieine gegen die wechselseitigen und eigenartigen Erkrankungen des Magens und die damit zusammenhängenden Unterleibsstörungen in 80 Aphorismen. Für Aerzte und Laien von Dr. Michaelis. (Jena H. Costenoble. 1885.)

Herbst- und Winterblumen. Eine Schilderung der heimischen Blumenwelt von Carus Sterne. Mit 71 Abbildungen in Farbendruck, nach der Natur gemalt von Jenny Schermaul. Bis zur zehnten Lieferung erschienen. (Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freitag. 1885.)

Meilensteine. Wanderbilder aus dem Süden von Egon (Dr. F. Mamroth). (Wien, Hugo Engel.)

Südafrika bis Zambesi von Dr. G. Fritsche. Erste Abtheilung. Das Land mit seinen pflanzlichen und thierischen Bewohnern. (Prag, F. Tempsky, 1885).

Die Wunder der Welt. Europa. Eine malerische Wanderung durch die Länder und Städte Europas, mit besonderer Rücksicht auf ihre geschichtliche Entwicklung, ihre culturhistorische Bedeutung und die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten von Land und Leuten. Von Adolf Brennecke. Vollständig in 15 Lieferungen. Mit circa 180 Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler. (Straßburg i. E., R. Schultz & Co. Verlag, 1885.)

Die Musik als Ausdruck. Von Dr. Friedrich von Hausegger. (Wien, Karl Konegen. 1885.)

Die Blume am Grabe. Gedicht von Franz Freiherrn v. Schrent-Notzing. In Musik gesetzt für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Anna Gräfin Butler-(Zichy) Stubenberg. (Wien. V. Kratochwill. Musikverlag.)

Steirische Alpenpost. Ein Wochenblatt. Erster Jahrgang. (Aussee.)

Die Filarka. Unabhängiges Volksblatt für Humor und Belletristik. (Agram.)

Der Götli. Schweizerische Monatsblätter zur Belehrung und Kurzweil. Heraus-

Digitized by Google

gegeben von Hans Rydegger (Herzogenbuchsee).

Allgemeine österreichische Literaturzeitung. Literarisches Organ für die österr.-ungar. Monarchie. Herausgeber: J. Singer. (Wien, Otto Frankl.) Erster Jahrgang, Nr. 1.

Postkarten des „Heimgarten".

J. Hortzaun, Wr.-Neustadt: Ihre uns wiederholt offen und meuchlings versetzten „Gedichte" gäben vollauf Anlaß, sich darüber lustig zu machen. Erinnern Sie nur an die „holde schweigende Stimme, von deren Klang tiefes Sehnen zum Himmel steigt", oder an „das treue Stöhnen des Greises, der im Grase flehend kriecht". Doch wir können Ihnen den Drang, Verse zu schreiben, nicht zum Vorwurf machen; wenn Sie das unterhält und befriedigt! es ist ja eine unschuldige Unterhaltung. Aber uns sollen Sie damit nicht immer belästigen. Wir haben Ihnen die Meinung über Ihre poetische Befähigung schon wiederholt durch die Blume wie auch offen gesagt. Immer wieder wollen Sie unser Urtheil hören. Wohlan, so merken Sie sich das: Ihre Gedichte enthalten nicht einen einzigen originellen Gedanken, Alles abgedroschen, nachempfunden, verwässert, und die Form stümperhaft. Sie sind ein Schwärmer, aber kein Dichter.

P. A. L., Leibnitz: Wenn Ihr eilfjähriger Knabe gerne liest, so können Sie ihm schwerlich eine größere Freude machen, als wenn Sie ihm die illustrierte Monatsschrift: „Oesterreichs deutsche Jugend" halten. Dieselbe wird vom deutschen Lehrerverein in Böhmen unter der vortrefflichen Leitung des Herrn Franz Rudolf in Reichenberg herausgegeben. Wir wüßten keine passendere Lectüre für die Jugend, als diese Monatshefte, welche in der Form leichter und heiterer Unterhaltung so viele gründliche Belehrung bietet. Selbst Erwachsene lesen mit Vergnügen in diesen mit ausgezeichneten Bildern gezierten Blättern. Der Preis ist ein sehr billiger.

W. G., Mautern: Den steirischen Gasthofbesitzern auf dem Lande würde es nicht schaden, wenn sie sich das vom Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in Steiermark vorgeschlagene mustergiltige „Fremdenzimmer" zum Muster nehmen wollten. So lange man den einfachsten Anspruchen der Touristen und Sommerfrischler nicht gerecht zu werden versteht, sind alle übrigen Anstrengungen, Fremde in's Land zu ziehen, umsonst. Doch haben die Arbeiten des Vereines zur Förderung des Fremdenverkehrs bereits schöne Erfolge aufzuweisen. Ihr Weg ist der richtige.

R. Gl., Wien. Schwank für das große Publikum nicht verständlich.

Phöbus R. L.: Gelegentlich Eins oder das Andere verwendet.

J. P. P., Pilsen.: Eine vortreffliche Schilderung des Gegenstandes finden Sie unter „Bilder aus dem Berliner Leben" von Rodenberg in der „Deutschen Rundschau." — An Ausdehnung ist übrigens Wien immer noch viel größer, als die deutsche Millionenstadt.

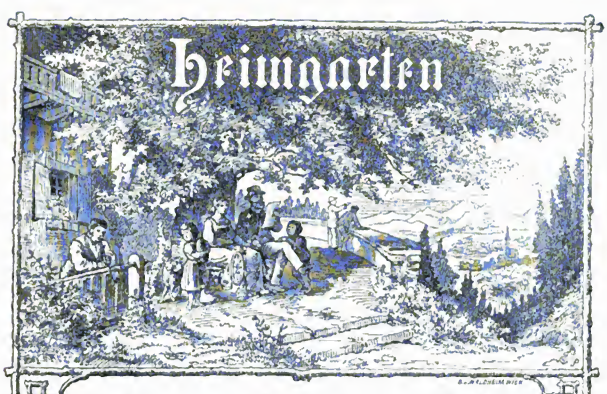
J. U. v. U., Breslau. Goethe hat unseres Wissens gegen die Chirurgie nirgends polemisiert, am wenigsten im „Faust." Auch der Volkswitz kehrt sich zumeist nur gegen jenen Theil der Medicin, in welchem mehr Charlatanerie getrieben wird, als in der Chirurgie.

×In Friedmanns Gedicht: „Der Himmel hat sein Blatt gewendet" (Seite 632) sind Druckfehler stehen geblieben. Strophe drei, muß es heißen: Doch ahnt. — Und weiß, daß oben Sterne geh'n. — Strophe fünf: Und Dir will ich mich ganz ergeben. — Strophe acht: In Sternschrift. — Strophe neun: Ich ahne Sterne. — Und kennt nicht Lied, nicht Stern.

××× **Vom 1. Juni an über die Sommermonate sind alle Briefe an die Redaction des „Heimgarten" nach Krieglach (Steiermark) zu richten. Alles Geschäftliche wie bisher an die Verlagshandlung „Leykam" in Graz.**

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz

Digitized by Google



Den Pfingstsonntag will ich mir merken!

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von **P. K. Rosegger.**

Im Sommer des Jahres 1855 kam eine große Aufregung in die Waldgemeinde Alpel. Schon im Frühlenz hatte der Nachbar Auenhofer das Gerücht heimgebracht, nach Fischbach thäten die „frommen Geistlinger" kommen.

Versetzte hierauf die alte Riegelbergerin: „Du redest daher, wie ein Unchrist. Die Geistlinger sind ja alle fromm — denke ich!"

„Denkst Du!" versetzte der Auenhofer und schob sich einen Tabaksballen in den Mund — das war so Einer! „Ich denk's nit! Was ist denn das für eine Frommheit, wenn Der zu Krieglach beim Versehgang sein Büchsel mitnimmt und sich im Heimweg vom Kranken auf's Jagern verlegt! Was ist denn das für eine Frommheit, wenn er mit derselbigen Hand, die Morgens die heilige Hostie aufwandelt, am Abend die Schellsau (das Schellaß) herpackt und mit einem geschmalzenen Sapperment seinen Trumpf aufhaut! Was ist denn das für eine Frommheit!"

„Du wirst noch ersticken an Deinem Tabakknödel," unterbrach ihn die Riegelbergerin, „wenn Du die Goschen so vollnimmst! Denk auf das, was sie sagen, die Geistlinger, und nit auf das, was sie thun."

Und muß jeder Vernünftige mit der alten Riegelbergerin einverstanden sein. Der Auenhofer drückte sich.

Ein wenig später brachte unser Knecht Diktel die Nachricht heim: „s' wird halt doch Ernst. Sie thun schon die Kirchen auskränzen in Fischbach. Die schwarzen Geistlinger kommen."

Auf das lachte unsere Kuhdirn auf: „Hu, als ob sie nicht alle schwarz wären!"

„So!" sagte der Diktel und bog seine lange, hagere Körpergestalt krumm nach vorwärts, was ein Zeichen der

Digitized by Google

Entrüstung war. „Ist der Krieglacher schwarz, wenn er auf der Kanzel steht? Ist der Kathreiner schwarz? Oder der Stanzer? Wenn Du Dein Lebtag einmal in einer Predigt bist g'west so mußt es gesehen haben: die weiß' Pfaid haben sie an. Die Fremden herentgegen, die nach Fischbach kommen, die steigen Dir kohlrabenschwarz wie Schwabenkäfer auf den Predigtstuhl."

„Jessas Maria!" rief die Kuhmagd, „was Du wieder zusammenschwatzest, Diktel! Hat Christus der Herr die weiß' Pfaid angehabt beim Predigen? Hab' nichts davon gehört!"

„Ich auch nicht," brummte der Diktel und zog sein Knochengerüst wieder in die Höhe.

Zwischen Alpel und Fischbach steht der langgestreckte bewaldete Rücken des Teufelssteingebirges. Er steht an der Mittagsseite von Alpel wie ein stundenlanger dunkelblauer Wall in's Firmament auf, an welchem sich dort und da ein aus dem Jungwald steigender verknorrter Baum scharf abhebt. Von meinem Heimatshause aus konnte man die ganze Ausbreitung des Waldgebirges übersehen. Wer gute Augen hatte, der konnte auch auf dem höchsten Punkte des Bergzuges über dem Walde etwas wie eine Warte aufragen erblicken; das war der Teufelsfels, ein von dem Volke verrufener und gemiedener Ort. Mitunter, wenn ein leichter „Landwind" (Südwind) zog, konnte man ein zartes Klingen hören über diesem Gebirge her, nicht anders, als ob Jemand in den Lüften ganz leise Zither spiele. Das war das Geläute vom Kirchthurme zu Fischbach. Und ein solches Zitherspielen war am Abende des Pfingstsamstages im gegenannten Jahre. Mein Vater und ich standen auf dem Rain hinter dem Hause und horchten. Einmal war es weich, wie das Summen einer Hummel, dann verwehte und erstarb es fast ganz, um allmählich wieder rein klingend aufzutauchen; daß man sogar die Glockenschläge hörte. Mein Vater trug zwei buschige Lärchenwipfel auf der Achsel, die er von unserem Schachen geholt hatte, um damit für das Fest den Kreuzpfahl zu schmücken, der auf dem Anger stand. Er vergaß die Last abzulegen, selbst wie eine mit Reisig geschmückte Bildsäule stand er da und horchte. So schön hatte er zeitlebens die Fischbacher Glocken noch nicht gehört an seinem Hause. Es ist doch eine Entfernung! und der große Berg dazwischen! Aber ein prächtiges Geläute haben sie, die Fischbacher, das muß man ihnen nachsagen.

„Wie lang wird's denn her sein," so unterbrach uns jetzt der Schuster Florl, der mit seinem Leistenbündel auf dem Heimweg von einer Ster an uns vorbeigieng. Er blieb bei uns stehen, stopfte sich eine Pfeife Tabak und sagte: „Wie lang wird's denn her sein? nicht zehn Jahr, daß die Fischbacher Glocken christkatholisch sind eingeweiht worden. Bin dabeigewest. Dazumal werden sie sich's nicht gedacht haben, daß sie einmal den andern Christen (Antichrist) einläuten sollen."

„Den andern Christen?" fragte mein Vater.

„Die Mission-Geistlinger halten jetzt ihren Einzug in Fischbach," so berichtete der Schuster Florl, hob einen Schenkel, fuhr sich mit einem Streichholz über das Hintertheil — da hatte er Tabaksfener. „In Krieglach," fuhr er fort, „haben sie sich auch angemeldet, aber unser Pfarrer hat gesagt: Ich kann eh selber predigen. Wenn sie das befolgen, was Einer sagt, bin ich schon zufrieden; ich brauch nicht Vier. Ist schon recht, unser Pfarrer. In Fischbach sind vier fremde Geistlinger angekommen und wollen jeden Tag drei Predigten halten, vierzehn Tag lang. Da wirst wohl doch auch zuhören gehen, Waldbauer."

„Wenn's der andere Christ ist, gehe ich nicht."

„G'rad den will ich sehen."

„Ich bleib schon bei meinem alten Glauben."

Digitized by Google

„Bei dem bleib' ich auch. Aber predigen hören will ich sie doch, die Fremden. Bei mir greift nichts Gutes an, so wird auch nichts Schlechtes angreifen."

„Hast eh recht," sagte mein Vater.

So viel ward gesprochen, dann schupfte der Schuster seinen Leistenknäuel höher auf den Rücken, gab uns noch „recht glückselige Pfingstfeiertage" und gieng seines Weges.

Noch an demselben Abende kam die alte Riegelbergerin zu uns. Die hatte ihren Kopf immer dicht in Tücher gewickelt, weil er gichtisch war; aber ihr Mundwerk achtete weder der Tücher noch der Gicht, das war ein scharfes Zeug, besonders wenn sich die Alte in religiöser Aufregung befand, da gieng ihr alle Vernunft durch und sie wollte die Welt erlösen. So kam sie an diesem Abende, es war schon in der Dämmerung, in unsere rauchige Küche und hub einen gewaltigen Lärm an. Unser Hans und unsere Leute, sagte sie, die giengen sie zwar nichts an, aber soviel Recht habe sie als Nachbarin und Christenmensch, daß sie in jedem Alpelhause Jedem verbiete, nach Fischbach zu den fremden Geistlingern zu gehen. Es seien keine Geistlinger, es seien falsche Geistlinger! Es sei ihr nicht leid um die Nacht, sie laufe durch ganz Alpel und warne vor dem andern Christen, der, schon von Jesum Christum vorhergesagt, endlich erschienen wäre.

Es widersprach ihr kein Mensch, aber sie schrie sich so sehr in den Zorn, daß von der Stube und von der Dachkammer und vom Stalle herein das Gesinde zusammengelaufen war, um die Alte zu hören.

„Ihr seid im Stand und geht nach Fischbach!" schrie sie, „denn Ihr seid allmiteinander ein schlechtes Gesindel!" Hierauf hub sie an, Jedem seine Fehler vorzuhalten, bis wir alle laut lachten. Da fluderte die Alte auf mich zu: „Du lachst auch? mistiger Rotzbub! Wie einen Frosch trett' ich Dich in's Fletz hinein. Schlepp'st eh allerhand schlechte Bücher zusamm'! Waldheid Du! Rosenkranz beten! Ist g'scheidter, wie christliche Leut' auslachen! Junger Kochlecker, miserabliger! Du bist recht für den andern Christen, geh' nur, soll Dich auffspießen, der höllische Feind mit seinen Hörnern. Die Ohrwaschel reiß' ich Dir aus!"

Kamm gelang es mir, mich unter die Beine des Diktel zu retten; dieser schnupperte durch die Nase und sagte, mit der Hand mein Haupt streichelnd: „Lass' sie nur ausgansteren, die alte Hex. Ich habe wollen morgen nach Krieglach in die Kirchen gehen, jetzt gehe ich nach Fischbach. Wer mitgeht?

Unter allerlei Verwünschungen verließ die Riegelbergerin das Haus und noch lange hörte man ihr Zettern, als sie hinabhuschte gegen den Anenhof.

Das Interesse für die fremden Priester in Fischbach war nun erregt und der Weidknecht Natz sagte: „Wenn schon einmal der Diktel geht, nachher ist's was!"

Der Diktel war bei uns nicht als Knecht, sondern nur als Tagwerker. Obwohl in der Arbeit tüchtig, und handsam im Umgang, stand er nicht eben in gutem Ruf. Der Mann hatte immer Geld, und wenn man seinen kargen Erwerb betrachtete, so stimmte es nicht. Er war aus der Leobner Gegend eingewandert. Er war einäugig und es hieß, das Auge hätte er im Kampfe mit einem Jäger verloren. Andere sagten, es wäre umgekehrt, er wäre schon früher einäugig gewesen und er sei Wildschütze geworden, weil man zum Schießen ohnehin nur ein Auge brauche. Man wurde nicht klug.

Am Pfingstsonntage Früh war er wieder recht brav herausgestiefelt, der Diktel. Braune Hosen hatte er an, die waren unten mit Leder besetzt, schlotterten ein wenig über den kräftigen Bundschuhen und machten spitze Knie. Durch den Hosenträger etwas zu stramm hinaufgespannt — hielt ich

Digitized by Google

— waren die Hosen, es traten die Rundungen rückwärts schier stark hervor. Um die Hüften hatte er eine blaue Schürze strickartig gewunden, in welcher hinten der strotzende Tabaksbeutel stak. Die graue Lodenjoppe trug Keiner so kurz, als der Diktel, und Keiner hatte so viel grünes Gebänme und anderes Zierwerk d'ran. Auf dem Haupt — aber nie ordentlich aufgesetzt, sondern immer schief nach einer Seite geneigt — saß der graue Rundhut mit Gemsbart und Schildhahnfedern. Darunter kräuselten sich die lichtfalben Haare hervor, aber heute zu Pfingsten waren sie hübsch geschoren. Das thaten sie gestern: der Weidbub Natz schor den Diktel, dieser den Weidbuben, hieranf der Diktel meinen Vater und mein Vater den Nachbar Michel, und der Michel mich. Dreimal des Jahres war eine ähnliche Schur und einmal rühmte sich der Weidknecht Natz, daß er unter Allen die dichsten Haare habe, woranf ihm die Kuhmagd zurückgab: „Allemal, das größte Schaf hat die meiste Wolle."

Nun das unterwegs. Ich wollte nur sagen, daß der Diktel, so sauber zusammengestellt, früh Morgens das Haus verließ und über die Felder hingieng den Weg gegen Fischbach. Auch Andere folgten ihm und eine Stunde später — mein Frühstippel hatte mich so lange aufgehalten — gieng ich denselben Weg.

Es war ein warmer, nebellichter Frühsommermorgen. Als ich den Berg erstiegen hatte und über die Höhe hingieng, immer durch jungen Fichten- und Lärchenwald, da lag der Nebel so dicht, daß ich von den Bäumen die Wipfel nicht sah. Auf allen Zweigen zitterten und funkelten die Thautropfen, in allen Kronen sangen die Finken. Auf dem Boden das junge grüne Gras, und wo im Dickicht oder auf alten morschenden Baumstöcken Spinnengewebe gespannt waren, da glitzerten daran die unzähligen Silberperlen. Ich weiß nicht mehr, ob mir damals die Schönheit eines solchen weichen, stillen Sommermorgens im Walde, an welchem mitten in der weißen Nebelnacht doch Alles funkelt, mitten in der süßen Ruhe doch Alles klingt, aufgefallen ist; ich glaube kaum, aber daß ich mich durch und durch frisch und freudig fühlte, das weiß ich wohl noch.

Es war kein eigentlicher Weg, es war nur eine baumfreie Gasse hin über grünen Rasen und über glatten, grasbemoosten Sandgrund — rechts Wälder, die kein Ende hatten, links Wälder, die kein Ende hatten, und so gieng man in leichten Windungen fast wie auf einer Hochebene. Ja, wären die Bäume nicht gewesen und wäre der Nebel nicht gewesen, man hätte von jener Höhe aus weit in's Hochgebirge hinein, weit in's Oesterreicherland hinaus und weit in die ungarischen Ebenen hinab gesehen. Auf diesem Wege war kein Zaun und keine Schranke stundenlang, aber an ein Bächlein kam man einmal, das still und klar durch den Wald daherrieselte. Ein Baumstrunck war als Steg gelegt, auf welchem der Darüberschreitende die beiden Arme wie Flügel ausbreiten mußte, um das Gleichgewicht zu erhalten.

An diesem Pfingstsonntage vermißte ich den Steg über das Wasser und halb im Uebermuth, halb im Ernst dachte ich: den hat gewiß mein Schutzengel abgebrochen, damit ich nicht soll zum andern Christen kommen. Indes ersetzte ich den Strunk rasch durch einen Sprung und gieng weiter.

Nachdem ich länger als eine Stunde gegangen war, fiel es mir auf, daß der Waldpfad sich nicht thalwärts zu wenden begann. Ich sollte ja schon längst auf der Fischbacher Seite sein, aber der Weg stieg noch immer sachte an und statt jungen Anwuchses war ein schütterer Wald von kleinen verkümmerten Bäumen da, die schon alt sein mußten, weil sie so lange graue Bärte trugen. Auf dem Boden war

Digitized by Google

niedriges, kleinblätteriges Heidelbeerkraut, und dort und da lagen, wie aus der Erde quellend, graue Steine. Endlich nahm ich auch wahr, daß auf dem Federgras des Weges noch überall der zarte Silberschimmer des Thaues hieng. So war heute vor mir noch Niemand da gegangen. Und kaum mir endlich klar wurde, daß ich mich verirrt hatte, stand ich erschrocken vor einem ungeahnten Bilde. Der verkrüppelte Wald hatte aufgehört, eine Lichtung war da, deren kahler Boden nach allen Seiten abfiel. Ein paar graue Fichtengerippe standen einsam, und auf dem höchsten Punkte dieser Blöße ragte eine haushohe Felsmasse empor, die in Form dreier übereinander gelegter Riesensteine mehrere Abstufungen hatte, bis sich der oberste Theil im lichten dünnen Nebel verlor.

Ich stand vor dem Teufelsfels, das machte mir aber nichts; und wenn's in Fischbach unten heute ohnehin zweifelhaft ist mit dem Gottesdienst, so kann man am Pfingstsonntag ja wohl einmal den Teufelsstein besteigen. Es war schon lange mein heimlich Verlangen gewesen, dieses Stümperwerk des Bösen zu sehen. Der Teufel wollte von hier aus einen Thurm in den Himmel bauen, aber er brachte es nicht höher, als sieben alte Weiber hoch sind, wenn man sie übereinander stellt.

Zwei Leitern waren angelehnt, eine von der Erde bis zur Zinne des ersten Steines empor, die andere von dort bis zum Plateau. Nachdem ich ein paarmal um den Fels herumgegangen war und überlegt hatte, ob ich mich meiner armen Seele wegen wohl näher mit dieser absonderlichen Sache einlassen dürfe, rief ich plötzlich fast laut: „Na, wer wird denn abergläubisch sein!“ und stieg die Leitern hinan. Oben staunte ich. Das Felsplateau war ganz eben und so groß, daß darauf drei Liebespaare bequem nebeneinander hätten steirisch tanzen können. Und die Umsicht! Ich war plötzlich über dem Nebel. Oben war der reinste blaue Himmel mit der lichten, heißen Sonne, und rings um mich war ein weißes, grenzenloses Meer, aus welchem mein Fels wie eine Insel emporstand. Weit, weit draußen waren auch noch andere Inseln. Da gieng dort im Morgen ein dunstblauer Bergrücken empor — das war das Stuhleck. Weiter links standen in weiten Entfernungen von einander die besonnten Felsen der Rax, der hohen Veitsch aus dem Nebelmeer, dann noch weiter links wie ein ganzer Welttheil die wild zerrissene Schwabenkette. Endlich die näheren Spitzen des Hochschlag und des Lantsch, und weiter ab der Schöckel. Bei dieser Rundschau war mir schier schwindelig geworden, daß mir vorkam, als gleite der Teufelsfels mit mir wie ein Schiff auf dem weißen Meere dahin. Dort und da waren die Nebel unruhig, wirbelten und wogten, als koche es in den Thälern, und stiegen dann in vergehendem Dunst auf. Ungeheuere Gewalten ringsum, und doch war es so still um mich, daß ein Sandkorn, welches am Felsen niederrieselte, schier unheimlich rauschte. Kein Wasser aus dem Thale war zu hören, kein Vogel von den Wipfeln, kein Lüftchen. Doch horch! Aus den Tiefen des Nebels drang plötzlich ein weiches Klingen und Tönen — es waren die Glocken zu Fischbach. Da unten also, in diesen steilen Tiefen lag das Dorf und die Kirche, in der heute die fremden Priester das erstemal Gottesdienst hielten. Fast überkam es mich bei diesen Glockenklängen wie Heimweh, nicht nach den Priestern, wohl aber nach der Menschengemeinschaft, die dort unten versammelt war.

Auf der warmbesonnten Felsenplatte hatte ich mich ausgestreckt, hatte mein Schuhwerk von den Füßen gethan, daß diese trocknen konnten, und auf dem Rücken liegend hatte ich mein Angesicht dem Himmel zuge-

Digitized by Google

wendet und mich verloren im Sinnen, wie es wäre, wenn jetzt aus den blaudämmernden Höhen nieder ein weißer Punkt geschwebt käme, und er zucke wie ein silbernes Lichtlein und schlüge seine Flügel aus — und es wäre die Taube des heiligen Geistes.....

Da knallte ein Schuß. Ich sprang auf. In nächster Nähe von mir war er gefallen. Unten um den Fels herum verdampften die Nebel, daß nur mehr ein sonniger Dunst war zwischen den Baumwipfeln. Als ich so über die Kante des Steines hinabspähte, sah ich über die Blöße einen Mann laufen, ein Schußgewehr in der Hand und ein todtes Reh beim Hinterläufel über das Gras zerrend. Der Mann war unser Tagwerker, der Diktel. Er wollte gegen das Gebämme hinab, aber quer den Hang heran sprang ein Jäger — der alte Förster Baldhauser war's — und rief dem Wilderer ein heiseres „Halt!" zu. Jetzt setzts was! dachte ich und kroch zurück auf die Mitte des Plateaus, wo ich auf dem Bauch liegen blieb. Der Diktel ließ das Reh sofort auf dem Rasen liegen, aber sein Gewehr riß er fest an sich und eilte dem Teufelsstein zu. Mit zwei Sprüngen war er auf dem unteren Vorsprung des Felsens, gleichzeitig zog er die Leiter herauf — da war er in der Festung. Ich guckte durch eine Scharte hinab und konnte genau sehen und hören, was nun geschah, ohne von unten bemerkt zu werden.

Der Diktel unter mir hatte sich flach auf seinem Felsvorsprung hingelegt, lud rasch sein Doppelgewehr und schnob dabei wie ein gereizter Eber. Der Jäger Baldhauser schritt mit schußgerechtem Stutzen langsam über die Blöße heran, warf einen Blick auf das Wild und knurrte: „Ewig Sünd' und Schad', jetzt in der Schonzeit ein solches Thierlein umbringen! Hängen soll man den gottverdammten Lumpen, der so was thun kann!" Dann näherte er sich dem Fels und rief: „Was treibst da oben, Haderlump!"

„Passen", antwortete der Diktel.

„Wirf mir Dein Gewehr herab!"

„Das brauch' ich selber."

„Oder ich schieß' Dich vom Stein, wie einen Raben!" rief der Jäger und machte dazu die bedenklichsten Anstalten.

Mir wurde angst und bang.

„Schieß zu!" höhnte der Wildschütz, denn er war auf seiner Platte so geborgen, daß ihn — den flach Ausgestreckten, der Stein gegen unten vollkommen deckte. Er hob auch während der Verhandlung den Kopf nicht, lauerte aber mit dem Ohr, welche Stellung sein Feind unten einnahm. Dabei legte er seinen Finger an den Hahn des Gewehres, dessen Lauf ein wenig über die Felskante hinausstand. Der Jäger überlegte, wie dem Manne beizukommen sei; dann pfiff er seinem Hunde, der das todte Reh beschnuppert hatte. Es war nicht der Jagdhund, an solchen Tagen pflegte der Baldhauser den großen Fanghund mit sich zu nehmen. Den hetzte er nun gegen den Wilderer. Da krachte es und mit einem schrillen Gewinsel purzelte der Hund über und über. Im selben Augenblick hatte auch der Jäger nach dem etwas gehobenen Kopf des Wilderers gezielt, aber der duckte sich noch zu rechter Zeit, die Kugel prallte an den Stein und flog summend auf den Rasen hinab.

„Ich ruf' es zum letztenmal, ergib Dich!" rief der Jäger, hob von Neuem sein Gewehr und entfernte sich einige Schritte vom Fels, um den Wilderer auf die Mücke zu kriegen.

„Und ich," sagte der Diktel pfusternd, indem er sich noch enger an die Platte schmiegte und den Finger schärfer an das Schloß bog, „ich rathe Dir, Baldhauser, geh' heim. Es geht eine ungesunde Luft da heroben auf dem Berg."

„Ja, das wirst Du bald spüren," gab der Jäger zurück.

„Wenn Du eine Kugel hättest, die um's Eck geht!" spottete der Diktel.

Digitized by Google

„Sie wird Dich auch auf dem geraden Weg noch finden!“ So der Jäger und machte Miene, am Felsen empor zu klettern, aber so, daß er durch denselben gedeckt blieb.

„Baldhauser,“ sagte der Wildschütz und seine Stimme bebte, „wenn Du da heraufsteigen willst, das hilft Dir nichts. Du wirst es einsehen. Mein Stutzen hat einen Doppellauf und einen Kolben, ich geb' Dir einen guten Rath: bleib' unten. Schau, Dein Weib und Kind derbarmt mich. Ich bin heute ausgegangen, um ein Thier zu schießen. Ich bitt' Dich, derspar' es mir, daß ich einen Menschen umbringen muß am heiligen Pfingstsonntag.“

Aus der Tiefe klangen die Glocken. Es war eine bange Stunde und mir kam in den Sinn, den Vermittler zu machen. — Misch' Dich nicht d'rein! rief sogleich eine Stimme in mir, gib Acht, daß sie Dich nicht sehen, sonst kann's Dir schlecht bekommen!

Der Jäger hatte eine Weile überlegt und die vortheilhafte Stellung seines Feindes wohl erwogen.

„Wenn Du mir den Hund nicht erschossen hättest,“ sagte er dann, „ich ließe Dich laufen. Wer Du bist, das weiß ich doch.“

„Thu', wie Du willst, Jäger,“ versetzte der Diktel; „Du wirst einsehen, daß sich der Mensch um sein Leben wehrt. Laßt Du mich in Fried, so —“

Er brach ab. Nach einer Weile sagte der Jäger: „Wenn ich jetzt geh', Du bist das Hundsfott und brennst mir eine Kugel nach.“

„Stell Dich sicher dagegen!“ sagte der Diktel trotzig; „leg mir einen Eid ab, daß Du mich nicht verrathen wirst!“

„Legst Du mir einen ab, daß es das letztemal sein soll bei Dir?“

„Jäger,“ sagte der Diktel, „mich gefreut das von Dir, daß Du auf mein Ehrenwort noch was gibst. Die heutige G'schicht ist mir zu dumm da. Ich lass' es sein.“

„Und zum Beweis gibst mir jetzt das Gewehr.“

„Das nicht, Jäger, das Gewehr geb' ich Dir jetzt nicht. Wir trauen uns einander nicht, und wir Zwei werden unser Lebtag keine guten Freunde mehr. Aber das versprech ich Dir, wenn Du mir bei Deiner Seel' und Seligkeit zusagst, daß Du mich nicht anzeigen wirst, so gehen wir heut' gesund auseinander.“

„Es soll Dir für dasmal geschenkt sein!“ sagte der alte Baldhauser. „Aber das Reh rührt mir nicht mehr an! Ich werde es von hier holen lassen durch meinen Burschen.“

„Deinen Jägerburschen? Den kannst heute im Wirtshaus suchen.“

„So soll er morgen nachschauen und die Post heimbringen: Der Schütz ist beim Teufel! Ich weiß von nichts.“

„Alsdann behüt' Dich Gott, Jäger Baldhauser.“ So der Diktel. Dann gieng der Förster eiligen Schrittes gegen den Wald hinab. Der Wildschütz blieb noch eine Weile kauern auf dem Steinvorsprung, endlich erhob er sich, sprang auf die Erde, lauerte und lief davon.

Das hatte ich erlebt am selbigen Pfingstsonntag auf dem Teufelsfels. Noch stellte ich mir vor, wie es sein könnte, wenn der Jägerbursche käme, das todte Reh, den todten Hund und mich hier fände — dann machte ich mich auch davon, so rasch es gieng.

Mittlerweile hatte sich in den Thälern der Nebel gelöst und tief unten im blauen Dunstschimmer lag auf den Matten das Dörflein Fischbach mit seinem silberig leuchtenden Thurm. Um die Kirche herum und zwischen den Häusern war es schwarz vor lauter Menschen. Auf dem Steinbühel hinter der Kirche sprang bisweilen ein Rauchwölklein auf, aber es währte unglaublich lange, bis der Schall des Böllerschusses emporddrang zu meiner Höhe.

Digitized by Google

Ich eilte gegen die Gegend von Alpel hinab und am späten Mittag war ich zu Hause.

Nach und nach kamen die Leute von der Kirche heim, auch die von Fischbach. Letztere waren schier kleinlaut, und als sie während des Mittagsmahls mein Vater fragte, was die fremden Geistlinger gepredigt hätten, antwortete die Magd: „Alles ist derlogen!“

„So grob mußt nicht reden,“ verwies ihr mein Vater, „Wort Gottes wird's doch gewesen sein.“

Mit Entrüstung wiederholte sie: „Alles ist derstunken und derlogen, was sie geschwatzt haben, die Leut', daß die fremden Geistlinger schwarz thäten auf die Kanzel steigen und daß sie der andere Christ thäten sein! Ich hab' meiner Tag keine weißere Wäsch' gesehen als wie die Chorpfaid, die der geistliche Herr hat angehabt.“

„Und fromm sind sie Dir!“ rief der Weidbub Natz, der auch in Fischbach gewesen. Das Wort war ursprünglich an den Hausvater gerichtet gewesen, aber als dem Natz das unehrerbietige „Dir“ entschlüpft war, drehte er seinen Kopf geschwind gegen den andern Knecht, als sei es dem vermeint gewesen. „Wenn Du sie beten hättest gesehen! Da sind sie Dir gekniet vor dem Altar, und die Hände hoch aufgehoben, akurat, wie die alte Schneiderin bittet, wenn ihr der Höfelsepp, dem sie schuldig ist, die letzte Gais will davon treiben. Und Augenäpfel hat man gar keine gesehen, so haben sie selbige gegen Himmel geschlagen.“

„Und predigt hat er!“ rief die Magd, legte den Löffel weg um die Hände zu falten, „predigt hat er! Leut', ich sag' Euch's, wenn wir kein frömmeres Leben anheben, so wird's gefehlt sein mit uns!“

„Nau, nau, nau“, sagte mein Vater, „was ist denn das, die Dirn ist ja ganz aus dem Häusel!“ (Außer sich.)

„Geh' der Vater selber zuhören,“ sagte die Magd. „Morgen ist eine Predigt für Hausväter und Ehelente.“

„Und übermorgen ist eine für die Junggesellen,“ versetzte der Natz, „da muß ich wohl bitten, daß ich gehen darf. Ich bring' die Arbeit gern ein andersmal ein.“

„Nachher kommt auch eine für die Kinder, da soll Der gehen, wird ihm nicht schaden.“ So die Magd und deutete auf mich.

„Nachher kommt eine für die Greise und Greisinnen. Das muß man dem alten Köhlerhansel sagen und dem krumppen Mirk.“

„Der krumpp Mirk kann ja nicht gehen,“ warf ich ein.

„So soll er sich tragen lassen,“ eiferte die Magd, „wird sich nachher auch müssen tragen lassen, wenn er in der Truhen liegt.“

„Laßt's die Knödelsuppen nicht kalt werden!“ mahnte nun meine Mutter, „ich weiß gar nicht, wie Ihr mir heut vorkommt.“

Aber es war gar keine Lust zum Essen da und mit dem Pfingstmahl hat sich meine Mutter doch gewiß niemals spotten lassen. Alles sprach von der Mission, die in Fischbach begonnen hatte, vom Einzug der Geistlichkeit, von der Feierlichkeit des Hochamtes, von der Eindringlichkeit der Predigten — es waren deren zwei an einem Vormittage gewesen, und jede über eine Stund lang. — „Aber zu kurz, viel zu kurz! Den ganzen Tag könnte man ihnen zuhören. Wie ein Kind haben die Leut' geweint und niederpredigt hat er sie!“

Niederpredigen heißt — so ward auf meine Frage erklärt — wenn Einer so eindringlich predigt, zum Altare gekehrt Gott und die Heiligen anruft, bis die Zuhörer auf die Knie sinken. Diese Art, zumeist nur von außerordentlichen Predigern beliebt, verfehlt ihre Wirkung niemals.

Hierauf erzählte die Magd, wie die fremden Geistlinger noch gleichwohl

Digitized by Google

recht jung wären, aber blaß im Gesicht, und jeder ein rundes Glatzerl auf dem Scheitel. Nach dem Gottesdienst seien sie auf den Kirchhof gegangen, niedergekniet an den Grabhügeln und hätten gebetet, denn das hätte einer der Prediger auch gesagt, wie sie von Jesum gesandt worden als Apostel nach dem lieben Fischbach, so wollten sie nicht früher von dannen gehen, als bis die Lebendigen und die Todten dieser Gemeinde gerettet wären.

Ob heute denn keine Predigt mehr wäre? fragte mein Vater.

„Ja freilich ist noch eine," wußte der Natz zu berichten. „Um sechs auf den Abend."

Mein Vater zog sein Kirchengewand an, um nach Fischbach zu gehen. An der Hausthür begegnete ihm der Diktel, fast mehr noch verstört als die Andern.

„Dich hat's auch gefreut zu Fischbach", redete ihn der Vater an, „weil Du so spat kommst. Weißt was?"

„Den Pfingstsonntag will ich mir merken," murmelte der Diktel, und gieng, ohne einen Bissen von seinem Mahle zu berühren, in die Kammer.

* * *

In meiner Erzählung: „Der Müller von Falkenbach"*) habe ich eine Jesuitenmission auf dem Lande geschildert. Ich mag mich hier nicht zu sehr wiederholen, sondern sage nur, was uns Alpelleuten jetzt, nach diesem Pfingstsonntag, für eine absonderliche Zeit kam. Ein vierzehntägiger Feiertag. Vom Felde liefen die Leute weg und giengen nach Fischbach. Früh vor Tags giengen sie aus den Häusern davon, ohne Morgenbrot, und standen viele Stunden lang in einem finsteren Winkel der Kirche, zum Beichtstuhle drängend. Viele, die sonst gewohnt waren, ihren Morgenkaffee noch im Bett zu sich zu nehmen, wie die Bäckin zu Falkenstein fasteten nun willig bis zum Abend, wo sie erst d'ran kamen und die Communion empfiengen. Ich war natürlich bei Allem dabei, und wenn wir dann spät Abends durch die Wälder heimwärts giengen, standen längst die Sterne am Himmel, um unseren aufgeregten Gemüthern die Predigten von Tod, Gericht, Himmel und Hölle in stiller, aber gewaltiger Sprache zu wiederholen. Die Riegelbergerin war gar nicht mehr in ihrem Ausnahmshäusel. In den ersten Tagen der Mission war sie wie rasend durch die Gegend gelaufen und hatte die Leute beschworen, den fremden Geistlingern ja nicht in die Fallstricke zu gehen. Und wenn man ihr rieth, sich selbst die Missionäre einmal anzuhören, kreischte sie: „Nicht mit vier Ochsen bringt Ihr mich nach Fischbach!" Zu Beginn der zweiten Woche war die Wandlung vollzogen. In der Absicht, einen Prediger in der Kirche zu unterbrechen und ihn laut den „anderen Christen" zu heißen, war die alte Riegelbergerin nach Fischbach gegangen. Sie hatte aber den Prediger nicht unterbrochen, sondern nach dem Gottesdienste, als die Leute nach Hause giengen, ausgerufen: „Nicht mit sechs Rössern bringt man mich von Fischbach weg, so lange die heilige Mission nicht zu Ende ist." Da die Wirtshäuser überfüllt waren, so brachte sie, wie viele Andere, die kurzen Nächte auf Heustadeln zu, und wenn zum Tagesgrauen die Aveglocke klang, gieng sie schon zur Kirchenthüre, wo bereits eine Menschenmenge auf Einlaß harrte.

Einer der eifrigsten Kirchengeher war Martin, der junge Jägergehilfe des Försters Baldhauser. Anfangs hatte er sein Dirndl, die saubere Schmiedstochter Kathrin, mit hineingeführt, in der Meinung, wenn sie eine scharfe Predigt höre, bliebe sie ihm sicher treu. Bald war es so, daß er nichts mehr von ihr wissen wollte, denn die Pre-

*) „Buch der Novellen". II. Band, A. Hartleben.

Digitized by Google

digt gegen unerlaubte Liebschaften war zu schrecklich gewesen. Die Verlassene weinte sich halbblind — und es hieß, sie hätte Grund dazu gehabt. Der Martin nahm sich nach den Darstellungen des Predigers vor, die irdischen W, Weib, Wirtshaus und dergleichen zu meiden, um dem ewigen Weh zu entgehen.

Ganz unglaublich war die Wirkung der Missionäre auf das Volk. Meilenweit kamen die Leute herbei, Anfangs aus Neugierde, bald aus Frömmigkeit und Buße, deren Ausübung plötzlich zu einem Hochgenuß geworden war. Die Priester predigten längst nicht mehr in der Kirche, sondern im Freien, wo an der Kirchhofsmauer eine Kanzel errichtet worden war. Und es war kein gewöhnliches Predigen jenes stets nur dogmatischen Inhaltes, der die Gemeinde so gleichgiltig läßt, wie den Prediger. Schon Ton und Aussprache der Priester war eigenartig — sie wären aus dem Tiroler-Land — hieß es — wo es sonst so lustige, weltliche Leute gibt, die in den Wirtshäusern Jodler singen. Das waren Andere! Die Predigten der Missionäre waren voll Glut und Leidenschaft und dann wieder voll Innigkeit, sie bewegten sich immer nur im Ideenkreise des Volkes, brachten zahllose Geschichtchen, die scheinbar aus dem Leben gegriffen waren, und Beispiele aus der bäuerlichen Anschauungsweise. Mit Hinweis auf die lieben Kleinen in der Wiege, auf die duldenden Kranken, die fern in den stillen Stuben leiden, während die Gesunden der Gnaden der heiligen Mission theilhaftig werden, auf die Angehörigen in fremden Ländern, auf die Todten, die unter den Füßen der Zuhörer ruhen, griffen sie den Leuten an's Herz; und als das Herz aufgefurcht war, legten sie den Samen zu vielen Tugenden hinein, aber auch den der Frömmelei, der Unduldsamkeit, der Verachtung gegen Schule und Fortschritt, gegen Eisenbahn und Telegraph und — den Samen des blinden Anschließens an die Absichten der Kirche. So schlicht und einfältig sich Alles anhörte, es war doch unendlich klug und fein gewebt und heute weiß ich's: nicht dem Sittengesetze sind wir damals gewonnen worden, sondern der Kirche. In mir war ein wahrer Zelotismus erwacht, ein Haß und Rachgefühl gegen Andersgläubige oder auch gegen solche Katholiken, die sich aus dem Papste nichts machten. Sogar die Seelsorger unserer Nachbarspfarren Kindberg, Stauz, Langenwang und Mürzzuschlag begann ich zu verachten, weil sie mir zu weltlich gesinnt schienen, die Haufierjuden und Protestanten nicht austrieben aus ihren Gemeinden, die Eisenbahn nicht zerstörten ließen, die doch so viel Unheil in die Gegend brachte. Ein halbes Jahr lang wurde in unseren Bergen nichts als gegen die Sünder geflucht und nichts als gebetet um Erlösung der armen Seelen aus dem Fegefeuer, um Erlangung von Abläßen, und nichts gebetet, als immer wieder die Missions-Segen- und Ablaßgebete, die Amulete und Rosenkränze, die man sich während der Mission in den Buden auf dem Kirchplatz zu Fischbach gekauft hatte. Nach einem halben Jahre begann die Frömmigkeit wieder langsam zu verdunsten.

Die Missionspriester mußten das wohl vorausgeahnt haben. Als Andenken und ewigen Mahner an die „Gnadenzeit" wollten sie am Tage ihres Abschiedes das große Missionskreuz aufstellen an der Kirchenmauer zu Fischbach. Solche Kreuze pflegen bekanntlich riesigen Grabkreuzen ähnlich und ohne Christusbild zu sein. „Der Heiland ist schon herabgenommen," sagen sie bei der „Kreuzpredigt," „jetzt, Sünder, müßt Ihr hinauf."

Aber der Pfarrer von Fischbach machte seine Missionäre darauf aufmerksam, daß die Leute gegen ein „herrgottsloses" Missionskreuz Mißtrauen

Digitized by Google

haben könnten, weil im Volke eine alte Prophezeiung gehe: daran werde man den Antichrist erkennen, daß er heilandlose Kreuze aufstelle.

So mußte eilends nach Graz um einen „Christus“ geschrieben werden, „aber nicht auf dem Postwagen schicken, sondern auf der Eisenbahn nach Kindberg, sonst kommt er zu spät!“

Mittlerweile erhielt der Zimmermeister Josef in Fischbach den Auftrag, das Kreuz zu verfertigen; es hatte vierzehn Schuhe hoch zu sein. Der Zimmermeister dingte sich einen Taglöhner — und zwar unsern Diktel — um mit ihm in den Wald zu gehen und einen Baum zu fällen. Am Fuße des Teufelssteingebirges standen stattliche Fichten und Kiefern, aber da hieß es, zu einem Kreuze müsse ein hartes Holz sein. Jedes Kreuz ist hart, das war freilich einzusehen. Der Meister entschloß sich für einen Lärchbaum, der am Waldrande stand. Aber, als die Männer ihre Säge daran legten, kam der alte Almhalter Guisel herbeigehumpelt. Der hatte einen großen, fast kahlen Kopf, der tief zwischen den Schultern steckte, und diesen Kopf schüttelte er, als die Säge in den Baumstamm rauschte.

„Was wollt's Ihr denn damit?“ fragte er endlich schnarrend.

„Aus diesem Baum wird das Missionskreuz gezimmert,“ rief der Meister Josef laut, denn der Almhalter war schwerhörig.

„Das Kreuz?“ fragte der Alte, „aus *diesem* Baum!“

„Warum denn nicht?“

„Haben die Geistlinger *den* ausgesucht? Ich glaub', es stehen bessere im Wald.“

„Hat ein kernfestes Holz,“ sagte der Meister.

„Das wird schon sein, das,“ versetzte der Almhalter, „wenn sich nur der Leitenbauer nicht daran hätte aufgehenkt — erst vor drei Jahren.“

„Das wäre der Lärchbaum, an dem sich der Leitenbauer –?“ fragte der Meister.

„Ist's,“ sagte der Halter, „liegt der Selbstmörder auch eingescharrt unter Euren Füßen“.

Der Meister Josef zog die Säge langsam aus dem Einschnitt, den sie dem Baum schon beigebracht hatten. „Saggra!“ rief er dann, „da wären wir einmal beim Unrechten gewesen!“

„Jetzt muß ich schon fragen,“ redete nun der Diktel drein, „ich bin vom Alpel herüber, warum hat er sich denn aufgehenkt, der Bauer?“

„Das ist so hergegangen,“ erzählte hierauf der Almhalter und stieß die Worte scharf heraus. „Jetzt, der Leitenbauer, das ist ein Wildschütz gewest. Hätt's nicht noth gehabt, er hätt' zu leben gehabt. Aber der böse Feind, der laßt Keinen mehr aus, den er einmal hat. Gerad' am großen Frauentag ist's gewest, im Herbst, geht der Leitenbauer, dieweil Andere in der Kirchen sind, mit der Büchsen hinaus in den Fischbacher Wald; da derwischt ihn ein Birkfelder Jagerbursch, und den schießt er nieder.“

„Der Wildschütz den Jäger?“ fragt der Diktel.

„Schießt ihn nieder, und kein Mensch hat's gewußt, wer's gethan hat. Die Geschicht ist wieder still worden, aber der Leitenbauer ist verzweifelt, wie der Judas. Ein Briefel laßt er zurück. Er kunnt keine Rast und Ruh' finden, er hätt' den Jägerburschen erschossen und müßt' sich aufhenken. Alsdann, da an diesem Lärchbaum — das ist der Ast, das mit dem dürren Stießel — da hab' ich ihn gefunden.“

Hierauf suchten die beiden Männer einen anderen Baum. Als er fiel, schwirrte aus dem buschigen Wipfel junges Gevögel. „Die armen Thierlein,“ sagte der Meister Josef, „müssen ihr Haus fahren lassen. Und wenn's nicht für so was Heiliges wär', so möcht' ich sagen, dieser Baum ist noch zu jung zum Sterben.“

Der Diktel zwinkerte mit seinem Auge, schnob manchmal durch die Nase,

Digitized by Google

sagte aber nichts. Er, der sonst gesprächige Mann, war völlig kleinlaut.

Und am hohen Mittag, während der Meister hinab in's Dorf gegangen war zum Essen, der Dittel aber zurückgebliebenen im stillen Wald, saß er auf dem Baumstock, schaute auf das zum Theile ausgehauene Kreuzholz hin und murmelte: „Zimmere ich aus dem Baum das Christuskreuz. Und er kunnt so gut mein Galgen worden sein, wie der dort drüben dem Leitenbauer seiner worden ist, wenn mich mein Herrgott hätt' verlassen am Pfingstsonntag. — Bist gleichwohl heut' noch nicht geweiht, heiliges Kreuz —!" Er kniete nieder, umarmte das Holz. „Jetzt nehm' ich mir's für, Wild stehlen gehe ich nimmer!" —

Als der Meister Josef zum Walde zurückkam, war der Dittel frisch und lustig. —

Am letzten Tage der Mission hatte sich eine unerhörte Menschenmenge versammelt zu Fischbach. In der Nacht war „Buß' und Gnad'" geläutet worden, daß die Leute aus den Häusern hervorgiengen und, sich umarmten. Am Nachmittag war große Procession über die Felder bis hinaus zu den Schatten des Fischbacher Waldes. Acht Männer trugen auf den Achseln das Missionskreuz wagrecht wie eine Bahre. Es war braun angestrichen, hatte einen lebensgroßen Christus und war umwunden mit Waldranken und Rosen. Die Priesterschaft — aus weit und breit war die Geistlichkeit gekommen — schritt hinter dem Kreuze her und die Missionäre waren versunken in inbrünstiger Andacht. Zurückgekehrt zur Kirche ward das Kreuz sofort aufgestellt unter dem Gesange des Volkes:

„Heiliges Holz, sei hoch verehret,
Kreuzstamm Christi, meines Herrn!
Heiliges Kreuz, sei unsere Fahne,
In des Lebens jeder Noth,
Die uns wecke, die uns mahne,
Treu zu sein bis in den Tod,
Sei mit Mund und Herz verehret,
Kreuzstamm Christi, meines Herrn!"

Meine Empfindungen jener Stunde sind nicht zu beschreiben. Die niedergehende Sonne legte einen überirdischen Glanz auf das erhöhte Kreuzbild, auf die Kirche, auf die Waldberge ringsum. Dann wurde die „Kreuzpredigt" gehalten, und Abends, als in der Dämmerung schon die Wachslichter schimmerten auf dem mit Menschen überfüllten Kirchhof, fand die „Urlaubspredigt" statt.

Bei dieser war der Redner anfangs vor innerer Bewegung kaum im Stande zu sprechen. Er sagte, daß es nun wohl gelte, Abschied zu nehmen bis auf den jüngsten Tag. Aber beim Gerichte Gottes wolle er sich alsbald umsehen nach seinen geliebten Fischbachern, und er hoffe in Zuversicht, Eltern und Kinder, Gatte und Gattin, Freund und Feind in der Gnade der alleinseligmachenden Religion vereinigt zu finden, daß Keines fehle und Keines verloren sei. Nieder kniete er endlich und bat die Mutter Gottes, zu deren Bildnis an der Kirchenwand er sich wendete, das stille Alpendorf zu beschützen vor Feuer und Wasser, vor Wetter und Seuchen und besonders vor den Irrlehren, mit denen der böse Feind heutzutage die Welt überflute. Endlich gab der Prediger uns und den Todten, die in den Gräbern ruhten, „das Letzte und Größte der Mission, das Unterpfand des ewigen Lebens" — den päpstlichen Segen.

Tief erschüttert giengen die Menschen auseinander. — Die alte Riegelbergerin aber blieb am Thore des Pfarrhofes stehen und schwor hoch und heilig, sie begleite diese frommen Männer auf allen ihren Wegen und weiche nimmermehr von ihnen.

Wir, Vater, Mutter, die Knechte, Mägde und ich, giengen den nächtigen Weg über das Gebirge heim. Als wir auf der Höhe waren und noch einmal zurückschauten in die Fischbacher Gegend und auf das Dorf, wo im Kirchhofe noch die Lichtlein schimmerten, sagte meine Mutter: „Ja,

Digitized by Google

meine Leut', eine ſolche Zeit werden wir leicht wohl nimmer erleben!"

Voller Wehmuth ſtiegen wir niederwärts gegen unſer einſames Heim. —

Am nächſten Morgen, als die Sonne aufgieng, ſoll die alte Riegelbergerin immer noch geſtanden ſein an dem Thore des Pfarrhofes. Aber die ſchwarzen Herren waren durch ein anderes Thor noch vor der Sonne Aufgang — abgereist.

Am ſelben Tage hat man den Förſter Baldhauſer und den Tagwerker Diktel mitſammen durch den Wald gehen geſehen.

„Es freut mich, Diktel, daß auch Dich die Miſſionsbeichte bekehrt hat," ſagte der Baldhauſer.

„Das nicht," verſetzte der Diktel ruhig und ſchnob nicht, wie ſonſt, mit der Naſe, „ich bin bei keiner Beicht gewest und ich bin bei keiner Predigt gewest. Mir iſt der heilige Geiſt im Wald gekommen. Derſchoſſen werden oder ſelber derſchießen, 's iſt ein Teufel. Der Schrecken iſt erſt nachher über mich gekommen und mir taglang in den Gliedern gelegen. Erſt wie ich mit aller Gewalt das heilig' Fürnehmen hab' gemacht, iſt's gut gewest. Da haſt meine Hand d'rauf, Jager. Ich hab' geſehen, wohin es führen kann — ſo gern ich im Wald bin, wildern mag ich nimmer. Den Pfingſtſonntag will ich mir merken!"

„Vielleicht magſt als Jagdburſche bei mir einſtehen?" fragte plötzlich der Förſter Baldhauſer.

Der Diktel lugte ihn ſeltſam an. „Wär' das Dein Ernſt?" fragte er dann, „Geh', Du willſt mich foppen, Du haſt ja den Martin."

„Mein Ernſt wär's wohl," antwortete der Baldhauſer, „denn der Martin, der will jetzt in's Kloſter gehen."

Nur ein Wort!

Erzählung von Friedrich Rottenbacher.

Ja gewiß, die Gemälde erregten im Guten und Schlimmen verdientes Aufſehen. Die himmelſtürmenden Thaten der großen franzöſiſchen Revolution fanden darin begeiſterten Ausdruck.

Wer die Bilder gemalt hatte? — Maeſtro Rudolfo, den Niemand und doch Jeder kennt; Allen vertraut, fliegt des Meiſters Name von Mund zu Mund; doch fragſt Du dem Menſchen genauer nach, ſo blickt der Eine den Andern fragend an.

Es gieng dem Meiſter in dieſem Ding — freilich nur in dieſem — wie unſerem lieben Herrgott. Genug, daß die guten Mailänder hatten, was ſie loben mochten und tadeln durften: noch hielt ja der Doppelaar Schwingen und Fänge über ſie ausgeſpreitet.

Die loben mochten, lobten das kräftige Leben, die heiße Leidenſchaft, die ſcharfe Seelenſpiegelung, die der Künſtler wie mit einem Zauberſtabe auf todter Leinwand erweckte. Die tadeln wollten — es waren die Kenner — fanden zu grelle, nicht ausgeglichene Gegenſätze, Zeichenfehler und Fratzen, vermißten die ſchöne Farbenwirkung, Ruhe und Klarheit, ja, die Weihe der Kunſt — das Schöne.

Die haſtende Hand, die den Pinſel führte — ſo meinten am Ende Schöngeiſter und feinſinnige Seelen — ſei dem Unglücke oder dem kranken Gemüthe dienſtbar, das den ganzen Daſeinsgroll, die ganze Bitterkeit auf die Pallete goß. Nicht weiche Töne der Liebe, nein, da gab es Haß, blind-

Digitized by Google

wüthigen Zorn, unbändigen Freiheitsdurst, der im grellen Bluttone nur gesättigt schien. So bestach das Unglück auch die weichen Herzen der Frauen, deren feinste Näschen — unglückliche Liebe rochen. Das mitleidigste unter den mitleidigen Herzen besaß die Marchesa de T**, die Niemand und keinem Dinge unterthan war, als dem ungestümen Herzen, keine andere Macht zu Recht erkannte, als ihren wunderlichen Willen.

Ein neues Gemälde von Maestro Rudolfo: Theroigne de Mericourt! Nun, was wäre von der schwarzen Künstlergalle hier ungeheuerlich gewesen — wenn nicht die Straßenheldin, die Theroigne de Mericourt hieß, als eine bekannte Schönheit der Mailänder Gesellschaft den verblüfften Beschauer zum Zuge nach Versailles aufzufordern schien? Wen die Neugierde irgend reizte, der gieng hin zu schauen, und halb Mailand ließ sich reizen — auch die Marchesa de T**. Als sie mit einer Freundin einen Theil der Gallerie durcheilt hatte, sah sie vor einem Gemälde eine Gruppe Jünglinge stehen, von denen Einer lebhaft und zungenschnell ausrief: „Ecco là, es ist wahr! Damit aus der Straßen-Amazone ein Engel mit Flammschwert erstände, war kein licht- und reizvolleres Modell zu finden, als die schöne Marchesa de T**!“ — Die Marchesa erstarrte zu einem Steinbild; ihr Athem schien zu ersterben. Durch das plötzliche Stillstehen aufmerksam werdend, drehte sich der vorlaute Sprecher um, sah die Dame, erkannte sie und erschrak; doch faßte er sich schnell, grüßte ehrfürchtig und sagte mit Freimuth: „Signora, die Aehnlichkeit jener märchenhaft schönen Amazone mit der schönsten Frau Mailands wird Ihre Aufmerksamkeit um so mehr erregen, als Sie zu diesem Vergleiche nur eines Spiegels bedürfen. Das Talent des Künstlers ist gewiß beachtenswerter als seine Person, die unverschämt genug ist, das Modell, das ihn zu dieser Leistung begeisterte, durch unverwandtes Anstarren zu beleidigen.“

„Sie irren gewiß, Herr! — in der Voraussetzung, daß diese Frau dem Maler als Modell gesessen habe,“ sagte die Marchesa rasch und blickte, halb neugierig, halb zürnend dahin, wo der Maler stehen sollte. — Also, das sollte Rudolfo sein? — Der Geheimnisvolle und Freche, der sie im Bilde einer Straßenheldin der Neugierde Mailands preisgegeben hat? — Wie sieht er aus? Jung oder alt? Hübsch oder häßlich? Blond oder schwarz? — — Von dem Allen sah die Marchesa nichts — selbst hier vor ihren Augen ließ er sie im Zweifel über sich: denn sie stand unter dem Banne zweier Glutaugen. Und als die unstäte Unruhe des Künstlers sich diesen seinen Augen mitgetheilt hatte, eilte er auch schon — scheinbar verwirrt — hinweg. Sie schaute dem Eiligen groß nach, sah noch schwarzes Haar sich über seinen Nacken schlängeln und — jede Spur war verwischt — bis auf die Strahlen, die seine Augen in ihr Herz gesenkt, und die ihres Herzens Zürnen besänftigt hatten. — Nun — nach Secunden — wendete sich die Marchesa wieder zur Gruppe der jungen Leute und sagte fast zurechtweisend: „Talent und Bescheidenheit findet man nicht allzu häufig; wo aber beide zum liebenswürdigen Bunde sich einen, können wir nur bewundern und lieben.“

„Wenn sich dieser Bund in unserem Maler findet, gnädige Marchesa,“ sagte der Jüngling unter Erröthen lächelnd, „dann habe ich das Maß der Bescheidenheit verloren. Was ist noch unbescheiden?“

„Suchen wir nicht allzuweit. — Addio, meine Herren!“ so grüßte die Marchsa leicht und entfernte sich mit ihrer Freundin, ohne das Bild gesehen zu haben. Sonst offen, munter — verschloß sie heute die Gedanken in sich. — Es lohnt sich gewiß, einem Ta-

Digitized by Google

lente nachzuspüren. Was lag in dem Auge dieses berühmten Menschen? Sie hatte in kein anderes Auge noch geschaut, das so viele Räthsel barg. — Sie schaute in einen dunkeln Grund, aus dem halbverstickte Flammen züngelten — wie Spuren eines Feuers, das, langsam das Hoffen zerstörend, nur im Sehnen nach unerreichten Idealen seine spärliche Nahrung noch findet. — Muß das aussichtslose Ringen nach hohen Gütern nicht das Mitgefühl zarter Herzen wecken? — Gibt es für Wolken-Ideale keinen irdischen Ersatz? — Entschädiget wirkliches Glück nicht für ein eingebildetes? — Glücklich, wem gegönnt ist, eines Anderen im Unendlichen verlorenes Hoffen in den Raum zurückzulenken! Welcher Erfolg, das Unglück dieses Mannes zu ergründen, zu wenden! —

Da riß die Freundin sie aus ihren Träumen: „Mein liebes Herz, woran denkst Du? — Warum ließen wir uns hindern, das Gemälde anzusehen? Wir kamen des Bildes — nicht des Malers wegen. Nicht der Pinsel — die Farbenpracht gefällt dem Auge."

Die Marchese war dieser Unterbrechung ihrer Träumerei im Grunde froh; sie antwortete daher, die leichte Verspottung des Malers nicht beachtend: „Mich störten die vorlauten Gecken. Wir gehen morgen."

Als am nächsten Tage die Freundinnen abermals die Gemälde-Sammlung besuchten, erfuhren sie bedauernd, daß die von Rudolfo gemalten Darstellungen aus der französischen Revolutionszeit von der Polizei aus den Ausstellungssälen entfernt worden wären: die öffentliche Ruhe und Sicherheit hätten es erheischt. So war Rudolfo, schon ein großer Maler, über Nacht noch ein großer Patriot und politischer Märtyrer geworden. Der Eifer der Polizei, der eine öffentliche Beunruhigung erst entfachte, hatte für den Ruf des Malers unbewußt mehr gethan, als dessen Talent.

Die Marchesa de T**, die mit vielen ihrer Compatriotinnen für ein befreites, unabhängiges Vaterland schwärmte, stand seltsam bewegt dort, wo gestern noch Theroigne de Mericourt — heute eine süditalienische Landschaft ausgestellt war. Da glühten zwischen den Staffeleien, einer Vision gleich, zwei Augen hervor, zogen ihre Blicke unwiderstehlich an und lähmten ihren freien Willen, daß sie, wie von unsichtbaren Fäden gelenkt, näher und näher trat. Nun sah sie den leeren Raum vor sich — nichts als den leeren Raum, der Saalwand und Staffeleien trennte. Hatte sie in jene Augen nicht auch gestern geschaut? Oder gab es noch ein anderes solches Augenpaar? Oder war, was sie eben gesehen hatte, das Trugbild eines wachen Traumes? — In jener Ecke stand gestern der Künstler — in jener Ecke — sie wendet ihren Kopf — steht er auch heute — — wirklich — er ist es! Ernst, ja traurig, hat er seine dunklen Augen, wie verloren, in sie versenkt. — — Als sich ihre Blicke trafen, leuchtet es auf in seinem Auge wie ein Sonnenstrahl, in demselben Auge — gewiß in demselben, das hinter den Staffeleien hervorgeglüht hatte. Doch wie gestern wurde zuerst sein Blick, dann seine Haltung unstät und unruhig; in Verwirrung neigte er sich tief — man konnte nicht wissen vor wem? — und — entfloh.

Da durchzitterte ein Gedanke die schöne Frau, und sie lächelte, und flüsterte: Er liebt mich! Und aufseufzend dachte sie: Ob wohl alle großen Künstler so schüchtern sind? — Heute nannte sie ihn „schüchtern", um ihn morgen „frech" zu schimpfen. — Wie muß man sein, um der Frauen Lob zu verdienen?

Um diesen Stimmungswechsel zu erklären, muß hier gesagt werden, daß die Marchesa am Tage nach dem Besuche der Gallerie ein Schreiben von Rudolfo erhielt, dessen Tonart überschwenglich war. „Gnädige Frau!" so

Digitized by Google

begann das Schreiben. „Dem Maler wehrt man, die schönste und tugendreichste Frau mit dem Pinsel zu verherrlichen. Wer kann es wehren, dies mit der Feder zu thun? Man hat seine Bilder aus Furcht vor der Macht der Wahrheit confisciert. Wer kann ihm die Gedanken confiscieren — in stiller Stunde — in stiller Kammer? Wer seine stille Anbetung? Ich bekleide diese Heilige mit den äußeren Attributen der Gottheit, nachdem sie ihrer Gestaltung und Wesenheit nach der Gottheit schon ähnlich war, und lasse ihr göttliche Verehrung bezeigen vom ganzen Volke — als Göttin der Vernunft — der Freiheit — der Unabhängigkeit Italiens! — — Ich bete sie an — ich liebe sie! — das wäre unehrbietig? — Ist Gott zu lieben unehrbietig? — Also — ich liebe Sie! Den Tag, an dem ich Sie nicht sehe, nenne ich mit Titus einen verlorenen Tag. — Ihr Anblick ist meine Nahrung, nach ihm hungert mich. —“ — Nun bat der Schreiber um ein Zeichen, daß sie seine Verehrung nicht verwerfe.

„Unverschämt!“ rief die Marchesa und schleuderte den Brief entsetzt von sich. Nach einer Weile nahm sie ihn auf, in der Absicht, ihn zu vernichten — nein — um ihn vorläufig in das Schränkchen zu geben. — Uebelgemuthet trat sie an das Fenster und sah auf die Straße. Wie kamen ihr die Menschen so alltäglich, so geschäftig, so gar geistlos vor — wenn sie an gewisse Augen dachte? — „Sogar sein Anstarren war unverschämt, wenn ich es genau überdenke,“ sagte sie vor sich, und gieng zum Schränkchen, um den Brief zu vernichten. Sie nahm ihn mit ihren rosigen Fingerchen heraus — wieder sah sie im Gedanken die Augen, die ein Märchen einzuschließen scheinen — ein trauriges Märchen. „Der Arme ist bis zum Wahnsinn in Dich verliebt!“ sagte sie. „Nur das entschuldigt dieses Schreiben. Ist es wirklich so frech gemeint?“ Und sie las — las und fuhr im Selbstgespräche fort: „Er schreibt ja — wie man zur Madonna betet! — Mein Gott, kann der Arme größere Ehrfurcht in die Worte legen? — Scheint er nicht sehr — allzu sehr bescheiden?“ — — Ein Zeichen gab sie nicht.

Nach drei Tagen kam abermals ein Brief. Der war so rührhaft abgefaßt, daß eine Thräne der bewegten Empfängerin die geschriebenen Worte küßte. — Leben oder Tod — so war zu lesen — hieng an einem Worte oder ihrem Schweigen. Das mitleidige Herz — das wollte nicht seinen Tod und schrieb zurück:

„Werther Meister! Da die fremde Obrigkeit Euer gutes Streben hemmt, ist es Pflicht des einheimischen Adels, es zu fördern. Ihr erlaubt mir daher wohl, daß ich den Anfang mache und Euch einlade, morgen um die dritte Stunde mein bescheidenes Haus mit Eurer Gegenwart zu zieren, um über eine würdige Aufgabe Eures ausgezeichneten Talentes zu sprechen, die Euern Ruhm nicht mindern soll. Es versichert Euch, zu denen zu gehören, die Euch bewundern,

die Marchesa de T**.“

Das war hübsch erdacht und mußte den Meister auf den Flügeln süßen Hoffens einhertragen. Welches Paradies öffnet sich, wenn eine schöne Seele der andern ihr Heim erschließt!

Doch — der Maler kam nicht — statt seiner wieder — ein Brief. — „Ist er krank?“ Die Marchesa erbrach den Brief — und ließ ihn ärgerlich auf ihren Schoß gleiten. „Worte — Worte!.— Ist dieses Schüchternthun dem Talente eigen — dann sind die Talente wahrhaftig zu bedauern!“ — Sie setzte sich zum Schreibtisch und ließ erregt die Feder nur so über das Papier laufen.

Es soll hier dem Schreiben des Künstlers gleich die Antwort der Marchesa folgen.

Digitized by Google

Rudolfo an die Marchesa:

„Eccellenza! Unmöglich ist es meiner Feder, die zum Himmel aufjauchzende Freude zu schildern, die mich beim Empfangen Ihrer — o so lieben — Zeilen erschütterte, die beim Gedanken Ihres nahen Anblickes mein Herz zum Bersten schwellte! — Doch — schon der nächste Augenblick brachte schmerzliche Ungewißheit und Trauer. Darf ich wagen — Ihnen zu nahen? Da Sie mich nicht finden werden, wie Sie wähnen mich zu finden? Da ich Ihnen ja nichts bin, nichts that, Sie mein Inneres nach seinem wahren Werte erkennen zu lassen? Wollen Sie mir nicht gestatten, Ihnen gnädige Frau, die Erkenntnis hievon zu vermitteln, um Unvollkommenes auszugleichen, zu überbrücken — ehe Sie meine Gegenwart ertragen lernen? — Lassen Sie als Erkannten — nicht als Verkannten mich einführen! Oh, sollten Sie wissen, welche Fehler in der Leute Augen mir anhaften und doch — —? O, nur ein Wort, Eccellenza, ob zu den Verdammten oder zu den Seligen sich zählen darf — —"

Die Marchesa an Rudolfo:

„Werter — besser: wunderlicher Meister! Ich kenne ganz gut Euren äußern und, wie ich vermeine, auch Eueren inneren Menschen. Kommt ohne Scheu und fürchtet so wenig, als ich fürchte. Wenn mich was stutzig machte, waren es Eure Augen; ich will mich schon vorsehen. — —"

Die Marchesa harrte vergebens auf den Besuch des Malers. Als wieder ein Brief einlangte, warf sie ihn unwillig hin. „Wir spielen nicht Mahomed und Berg. Kommst Du nicht, soll es Dein Schaden sein!" So rief sie unwillig. Endlich überwog die Neugierde ihren stolzen Unwillen und sie las: „Erhabene, angebetete, geliebte Göttin! Welche Kraft flößen Ihre himmelmilden und doch gottstarken Worte dem kranken Herzen ein! — Wie machen sie es nuthig! — — Es soll sich ereignet haben, daß eine Dame, deren Ritter ein Auge verlor, sich ein Auge ausstach, um ihm gleich zu sein. Hätte dieser Ritter die Sprache verloren, wäre das schlimmer gewesen, als der Verlust des Auges? Oder überdauert Liebe alle Gebrechen? — —"

Die Marchesa las nicht weiter, setzte sich hin und schrieb in zorniger Hast: „Werter Meister! Ihr wollt mein Glaubensbekenntnis. Nur um zu zeigen, wie unnöthig Ihr für Euere Seele fürchtet, gestehe ich, daß meine Ahnen nicht im Lande der Anthropophagen, sondern im bräutlichen Venezia geadelt wurden. Daraus mögt Ihr auf mein Christenthum rathen, und darauf, daß ich einen Ritter gleich freundlich werde willkommen heißen, wie er auch kommen mag — nur betrunken dürfte er nicht sein und nicht hoffen, käme er blind, ich würde mir die Augen ausstechen — käme er stumm, ich würde mir die Zunge ausreißen, ihm gleich zu sein! Ich denke, ich brauchte dann erst recht die Augen, recht die Zunge — für ihn, wo es noth thäte. Haben Sie noch ein Bedenken, so schreiben Sie schnell, denn ich gedenke nächstens nach Nizza zu reisen." —

Der Briefwechsel schien auf sie, trotz ihrer Ungeduld um der Bekanntschaft des Meisters, einen eigenen Reiz auszuüben. Nun erwartete sie jedoch den schüchternen Meister mit Zuversicht. Aber, als statt desselben wieder ein Briefchen kam, lachte sie verächtlich auf, und vor sich selbst Gleichgiltigkeit heuchelnd, öffnete sie das Schreiben; denn in Wahrheit, war sie sehr erbost. Rudolfo bat um ihren Besuch; in seinem Atelier, umgeben von Denkmälern der Kunst, hoffe er sie würdiger zu empfangen. — „Das ist ein Wort," rief sie. „So wollen wir denn zu diesem rauhen, steinigten Berg wallfahrten, auf dem die Kunst einen Tempel errichtet hat!" —

Am anderen Tage fuhr sie in ihrer schönsten Carrozza mit ihrer Freundin

Digitized by Google

zum Hause des Künstlers. Vor seinem Atelier empfieng sie Maestro Rudolfo mit einer tiefen Verbeugung. Die Marchesa rief lachend: „Wir haben unsere Unsterblichen in Rom und Florenz verwöhnt; nun müssen wir in Mailand dafür büßen und thun, was sie wollen!“ und bot ihm beide Hände dar, die er an Mund und Herz drückte. Er schien noch blässer als sonst. Das schwarze Haar, das an den Schläfen nieder fiel, der schwarze Bart auf Oberlippe und Kinn und die von starken Brauen beschatteten dunkeln Augen hoben die Blässe des Antlitzes scharf hervor. Er athmete schwer — nahm die Erregung ihm die Sprache? Vergebens wartet die Marchesa auf ein Wort des Willkomms. Also redet sie. „Daß Ihr mit Pinsel und — Feder gut hantieret, wissen wir; nun wollen wir auch was hören — wie es Euch ergeht — was Ihr treibt —“ Während sie redet, blickt er lebhaft auf ihren Mund; nun öffnet er die Lippen, als wolle er sprechen — schüttelt aber nur traurig das Haupt. Dies Gebaren ist der ahnungslosen Marchesa freundartig, wie Heiterkeit zuckt es ihr um Mund und Augen; wieder redet sie — leicht auf ihre Freundin zeigend: „Baronessa M. . . bewundert Eure Talente nicht minder, denn ich; sie freut sich, Euch kennen zu lernen.“

Der Maler, der sie peinlich forschend ansah, verbeugte sich, küßte die eigene Hand und drückte sie an's Herz.

Die Damen lächelten unverhohlen; der Nimbus dieses Mannes begann zu zerstäuben: nur ein Wort — ein braves Wort — ein voll- und wohltönendes Wort konnte ihn retten! Er sprach es aber nicht — das Wort — er kount' es nicht sprechen. — Er lud die Damen schweigend ein in das Atelier zu treten. Während die Baronessa das Tuch vor dem Mund hielt, gelang es dem Aerger der Marchesa, das Lachen zu unterdrücken. „Nun Maestro,“ sagte sie mit einer Neigung zum Gähnen „zeigt uns denn Eure Bilder.“

Da wies der Meister auf seinen Mund, schüttelte die Hand und stieß einen unschönen lauten Ton hervor, so daß die Marchesa schier ihr Blut erstarren fühlte. Nun brach die mühsam bewachte Heiterkeit unaufhaltsam aus dem rosigen Munde der Baronessa — doch nicht dem Maler galt das Lachen — sondern der verdutzten Freundin, die wie hilfesuchend auf sie, die kleine Schelmin, niedersah. „Meine liebe, theure Theresina!“ rief sie noch immer lachend, „merkst Du denn nicht, daß unser Maestro taubstumm ist?“

„Taubstumm?“ wiederholte die Marchesa fast tonlos und faltete entsetzt die Hände. Doch faßte sie sich bald, vom Drange belebt, den Besuch abzukürzen; nur wußte sie nicht schnell genug sich verständlich zu machen. Da holte der Maler von einem Tischchen, auf dem Papier und Stifte lagen, ein Blatt, das er mit ängstlicher Spannung ihr übergab; auch für ihre Freundin hatte er rasch ein ähnliches Blatt bei der Hand. Auf dem ersteren war eine Zeichnung mit wenigen Strichen, doch deutlich genug hingeworfen, um einen Mann und eine Frau aus der Directorinnszeit zu erkennen.

Der Mann, welcher kniete, schien durch Geberden anzudeuten, daß er die Frau liebe, es aber nicht sagen könne, da er stumm sei; er sollte wohl den Maler — und die Frau sie, die Marchesa, vorstellen? — Wie kam das der Marchesa so abgeschmackt und fratzenhaft vor — wie absichtlich, vorbereitet und lächerlich? — Unter der Zeichnung stand zu lesen: „Die Sprache ist den Menschen zur Verständigung gegeben. — Die sich verstehen, so sie eines Herzens und eines Sinnes sind — bedürfen die der Sprache? Ist ihnen nicht das Auge der Dolmetsch der Seele?“

Digitized by Google

Sie las nicht weiter — ihr feiner Sinn fühlte sich abgestoßen, angewidert. — Die Freundin war eben mit dem Lesen ihres eigenen Blattes am Ende und vertauschte mit köstlicher Neugierde die Blätter. Nun las die Marchesa auch das andere Blatt.

„Ich kam taubstumm auf die Welt. — Als Jüngling weihte ich mich der Kunst, die mich über mehr, als über die fehlenden Sinne emporhob. Die Kunst erschloß mir das hehre Gebiet des Schönen, das so vielen, mit allen Sinnen Begabten, verschlossen ist, und wo man nur Augen braucht, um zu sehen und ein Herz, um zu empfinden und zu verstehen!"

Der Maler achtete auf die Wirkung dieser Blätter, sah sich aber offenbar enttäuscht, als die Marchesa zum Tischchen gieng und aufschrieb: „Ich bin gekommen, um das Gemälde „Theroigne" zu sehen und nach seinem Preise zu fragen."

Unter traurigem Lächeln antwortete der Meister mit dem Stift: „Wurde mit den anderen Bildern von der Regierung confisciert — wird mir heute oder morgen zurückgegeben werden. Wollen sich die Damen in meinem Atelier umsehen?"

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Doch Gemälde und Entwürfe, die sie gestern als Kunstwerke bewundert hätte, heute däuchten sie ihr Sudelei. Die gestrengen Kunstrichter — hatten doch richtig geurtheilt. — Was dem Verstande oft nur Schein — dem Herzen dünkt es ein helles Licht, in das es sein Urtheil rückt; so wird das Herz oft des Menschen schlimmster Berather. — Welche Wandlung! Wenn sie von den Bildern abschweifend in die Augen des Künstlers sah, schämte sie sich des Gestern. Sind diese Augen nicht blöde? Nichtssagend? — Was sie gestern als heiliges Feuer bewundert hatte, ist ihr heute ein unheimlicher Irrwisch über dem Moor.

Da flüstert die Baronessa ihr in das Ohr: „Ich wette, meine Theure, wenn wir uns empfehlen, ruft uns Signore Rudolfo mit metallisch tönender Stimme nach: a rivederci, meine Damen!"

Das zuckte wie ein Blitzstrahl durch das Köpfchen der Marchesa. „Wenn Du recht hättest, Gute-Beste!?"

„Daß er Komödie spielt?" Plötzlich rief die Baronessa: „Maestro Rudolfo!" — Doch Rudolfo blickte ohne Arg die Andere an. — „Tröste Dich, er hört Dich nimmer seufzen!"

Ach, der Feine! dachte die Marchesa und sah auf den Maestro, ob er seine Lippen zu Worten aufthue — doch es kam kein Laut hervor. Unwillig wandte sie sich weg — wieder zurück, empfahl sich hastig und ließ den traurigen Künstler, den die Baronessa überaus freundlich und herzlich grüßte, mit seinen Entwürfen und Bildern allein.

Sie traten auf die Straße; eben gieng Conte B.. vorüber. „Ah, gebt Acht, Ihr Frauen," sagte der alte Herr, „daß Euch die Polizei nicht in die Proscriptionsliste der politischen Verbrecher setze, da Ihr Euch von Rudolfo malen laßt!" Mit geheimnisvoller Miene fuhr er fort: „Nicht reden, nicht schreiben — nein — heute ist schweigen und malen ein Staatsverbrechen und beides thut Rudolfo."

„Er ist stumm?" fragte die Marchesa naiv, während der Diener den Wagenschlag öffnete.

„Sollte er mit Ihnen gesprochen haben? Ei! — Es sollte mich nicht wundern, wenn ihm Ihr Anblick die Sprache gegeben hätte!"

„Nun wird uns Jedermann sagen, der Maler sei stumm, und noch vor einer Stunde wußte niemand von ihm, kannte Niemand ihn," sagte die Marchesa ärgerlich zu ihrer Freundin als der Wagen donnernd in die Einfahrt ihres Palazzo rollte.

„Ich habe oft erfahren," antwortete diese — die Marchesa im Wagen zurückhaltend — „daß etwas mühevoll

Digitized by Google

und theuer Errungenes im Grunde viel leichter und billiger zu erhalten gewesen wäre — doch, wohl gemerkt, ich erfuhr dies immer erst, da ich den Gegenstand schon hatte. Diese Erfahrung," setzte sie aufseufzend hinzu, „machte ich auch mit meinem Gemahl." Nun verließen die jungen Frauen die Carrozza.

Wieder machte die Stimmung der Marchesa eine Wandlung durch. Sie beklagte ihr Gebaren als ein unwürdiges, leichtfertiges. Wie abstoßend hatte sie Den behandelt, der ihrer Theilnahme bedurfte.

Als sie einen Brief erhielt, und las: — „Welch' ein zufriedenes Wesen haben Sie gefunden — welch' ein unglückliches Wesen verlassen? Eine halbe Stunde — so lange dauerte Ihre glückverheißende Nähe — hat mehr vermocht als ein Dasein voll Leid — es hat mir den Tod als Erlöser gezeigt" — überflog tödtliche Blässe ihr Antlitz und auf die Worte: — „Welche verabscheuungswerthe That habe ich begangen, um diesen Umschwung Ihrer Gesinnung zu verdienen? Schrieben Sie nicht, daß Ihr Willkomm gleich freundlich sein werde — wie ich auch kommen möge, nur — —" wehklagte sie weinend: „Ach, es ist wahr! Es ist wahr!" und vermochte sich nicht zu beruhigen, ihr Gewissen zu beschwichtigen. Sogar des Nachts ließen ihre erregten Nerven sie keinen Schlaf finden. Sie konnte diesen Zustand nicht länger ertragen; sie, deren augenblickliche Laune über jeden fremden und bestgemeinten Rath sich leicht hinwegsetzte, bedurfte ernsten Zuspruches. — Sie begab sich mit den Briefen Rudolfo's zum Oheim ihres verstorbenen Gemahls, einem ehrwürdigen Priester von hohem Alter und allzeit bewährten Familienberather.

Der alte Canonicus pfiff eben einem würdevollen Gimpel zum tausendsten Male einen einfachen Choral vor, als die Marchesa gemeldet wurde. Er sah den Besuch über den Augengläsern schelmisch an und sagte zum Willkomm: „Welcher Sünde habe ich es zu danken, daß die stolze Marchesa de T. . des armen, verachteten Oheims Pförtchen aufsucht?" —

Nun beichtet sie ihre Herzens- und Gewissensbedrängnis, und er hört ernst und aufmerksam zu. Als sie am Ende war und, obwohl er noch aufhprchte, nichts — gar nichts mehr wußte, es also an ihm war zu reden, schnupfte er einigemale hastig, faltete und drehte das Sacktuch zu einem Röllchen, rieb sich damit die Nase und hub nach einem weiteren Weilchen an: „Wir sind allzumal Menschen. Der Blinde gibt dem Lahmen sein Bein — weil ihm der Lahme das Auge gibt. Was gibt Dir der Stumme für Deine Sprache? Einen Farbenkasten? Farben für Töne? Theure, Du mußt die Sprache, den Silberglockenton — das Lachen, so hell und rein, wie eines Vögleins Frühlingslied, in finsteres Schweigen wenden — ein Opfer, das durch die Unfruchtbarkeit noch härter drückt. Auch Du hast ein Recht zu empfangen — ein desto größeres Recht, je vollkommener Deine Gaben sind.

Dein Gewissen klagt Dich an, daß Du nicht Wort gehalten, auch den Stummen freundlich zu empfangen. O, Dein Gewissen betreibt Sophisterei. So höre denn! Im Maler dachtest Du Dein Ideal verkörpert zu finden — nur Eins fehlte noch: der Stimme Wohllaut — (Dein Ideal ist doch vollkommen?) Da nun die Stimme schwieg — schwieg auch Dein Herz. — Das Unglück suchen wir, es zu lindern — nicht, in seine Bahnen zu treten. Wird aber Jemand unglücklich, mit dem wir uns in glücklicher Stunde für Zeit und Endlichkeit verbunden haben, ja dann dürfen wir uns nicht lossagen. — Das Unglück erheischt reichere Liebe; wir empfangen dafür den Segen der erfüllten Pflicht — und das ist viel. —

Digitized by Google

So habe ich Deinen Brief verſtanden und ſo ſoll ihn Dein Gewiſſen leſen. — Meine Theure, ich ſehe auch, daß Du ſeinen Brief nicht bis zum Ende geleſen haſt — ſonſt wärſt Du wahrhaftig nicht zu mir gekommen. Darum ſegne ich Deinen leichten Sinn. — Rudolfo hat ſich darüber getröſtet, daß Du ebenſoviel Vorurtheil beſitzeſt als zwei Dutzend vor Dir. — Ecco, da lies! Zwei Dutzend, die beim Mißton ſeiner Stimme ſchleunig den Anker lichteten und in die Hochflut des Lebens zurück ſteuerten.

Und — das iſt die Hauptſache — er hat das Bild zurückbekommen, er ſendet es Dir morgen: es koſtet fünfhundert Ducati." —

Die Marcheſa wußte ſich vor Entrüſtung kaum zu faſſen. Wie gerne hätte ſie ihre Gewiſſensbiſſe wieder zurückgetauſcht gegen dieſe Erkenntnis! Wie ſüß däuchten ihr nun jene gegen die Bitterkeit dieſer? —

So ſah ſie denn endlich ihr Bildnis — aber ſie fand die Frau, die ihr gleichen ſollte, frech, ja häßlich — und zerſtörte das Bild mit eigener Hand. Was ihr vom Bilde blieb, war eine Erfahrung, und dieſe Erfahrung hatte — fünfhundert gute Ducaten gekoſtet. —

Der Wunderdoctor.

Eine Dorfgeſchichte von P. K. Roſegger.

(Fortſetzung.)

Auf dem Heideck herrſchte faſt unbeſchreiblicher Jubel.

Auf dem grünen Anger lagerten ſie. Tief unten ſind die Hügel und die Waldberge, droben liegen die Firnen und darüber hinaus iſt der Blick frei in das Felſengebirge.

Da waren ſie und Gabriele ſaß erhöht auf einem Stein. Das Mädchen hatte eine Krone auf dem Haupte. Die Comteſſe hatte ſich, um dieſer Krone das freie Prangen zu gewähren, ſogar den zur Zeit modernen Chignon zerſtören laſſen, ſo daß nun die dunklen reichen Haare frei über die Schultern wallten. In den Händen hielt ſie ein Gewehr und zu ihren Füßen lag eine todte Gemſe, welche noch aus einer Bruſtwunde blutete.

Gabriele war der Schütze! Gabriele die Diana!

Erſte Veranlaſſung dazu war eigentlich der Gewerke Herr Sturmhaus. Da fuhren ſie durch die Thalſchlucht und aufwärts, ſo lange auf dem Bergweg der Wagen gieng. Dann ſtiegen ſie aus und Sturmhaus rief:

„Wer kühn und ritterlich iſt, der ſteige mit mir hinauf zum Heideck; es iſt kaum eine halbe Stunde bis dahin und dann haben wir die herrlichſte Ausſicht."

Alle wollten kühn und ritterlich ſein, ſelbſt die Damen fügten ſich in den Vorſchlag des Gewerken.

Das war wohl viel länger als eine halbe Stunde, aber der Weg war nicht beſchwerlich und führte durch ſchattigen Wald und weiter oben über weiches Moos, über welches ſie faſt ſchlichen. Die Erſten oben waren der Schullehrer, Hans und Sturmhaus. Letzterer hatte ſein Gewehr bei ſich, denn er war in ſeinem Reviere.

Als ſie in das Geſtein gekommen waren, ſagte Sturmhaus leiſe: „Dort ſteht Eine!" und zog das Gewehr von der Achſel. Kaum ſechzig Schritte

Digitized by Google

von den Männern graste unter einem Hange sorglos eine Gemse.

„Wollen Sie schießen, Herr von Meier?“ fragte Sturmhans lächelnd.

„Sie würden Ihre Güte bereuen, Herr Sturmhans, da Sie sehr wahrscheinlich um das Wild kämen; ich bin ein schlechter Schütze.“

„Pah, eine Gemse! Bitte, wenn es Ihnen Spaß macht, schießen Sie!“

Hans faßte das Gewehr. Als er den Hahn spannte, zitterte seine Hand — sie war noch frei von jeglichem Morde.

In diesem Moment kam Pater Severin mit den Damen nach.

Sturmhans mußte ihnen „Pst!“ zurufen, weil sie ein lautes Gespräch führten und lachten. Zum Glücke war das Wild auf einer andern Seite und es ließ sich immer noch ruhig die Alpenkräuter schmecken. Für den Tod indes mußte keines dabei gewesen sein.

Die Damen blickten erwartungsvoll den stattlichen Schützen an, der das Gewehr jetzt langsam zur Wange führte. Gabrielen pochte das Herz, sie hatte das in ihrem Leben noch nicht gesehen. Wohl oft hatte ihr Vater die Abendgesellschaft mit Jagdabenteuern unterhalten und einmal hatte ihn das Mädchen sogar gebeten: „Nimm mich mit, Papa, und laß' mich auch einmal schießen!“

Hatte vielleicht Hans in diesem Moment daran gedacht? Er ließ die Waffe sinken und lispelte zu Gabriele: „Will sich vielleicht mein ritterliches Fräulein im Weidmannsheil versuchen?“

Trotzig entschlossen warf das Mädchen sein Uebertuch zur Erde, nahm seinem Lehrer das Gewehr aus der Hand, sagte kurz: „Ich werde schießen“ und mit einer Ruhe, die Keiner in dem Kinde vermuthet hätte, stellte es sich an den Platz.

„Wollen Sie dort zwischen die weißen Steine hinsehen,“ sagte Hans, „und das Gewehr bitte ich hierher zu legen, mit der Linken halten Sie das Rohr, die Rechte an das Schloß. So.“

Sturmhans flüsterte dem Mädchen noch ein paar Maßregeln zu. Gabriele schloß ein Auge und zielte bereits.

Wehe! Die Gemse hatte die Gesellschaft bemerkt, sie holte aus zu einem Satze —

„Verspielt, wie des Juden Seel'!“ lachte Sturmhaus laut — — paff! — Das Thier sprang hoch auf und stürzte zu Boden. —

So war es und so kam der Jubel.

Nach dem Schuß war alle Ruhe bei dem Mädchen weg; aufhüpfte es vor Freude, hin sprang es über Stock und Stein, als sei es selbst ein Gemslein geworden. Heute durfte es sich ja freuen, laut und lebendig, heute war Mama nicht gegenwärtig.

Hans erkletterte Felsen und pflückte Alpenblumen, daraus flocht er die Krone — er war auch so freudig!

„Hoch Diana! Bravo, Herr Johannes!“ rief Alles, als Hans dem Mädchen die Krone aufsetzte.

„Ich bitte Sie, die Frisur!“ schrie Baronesse Clementine, doch Gabriele sagte schnell: „Lösen Sie mir den Chignon, Baronesse!“ Dabei war das Mädchen sehr roth. Als aber Clotilde leise sagte, daß sich derlei für sie nicht schicke, rief diese trotzig: „Schickt es sich nicht, so bringt es sich selbst; ich bin heute Diana!“

Einige machten nun den Vorschlag, das erlegte Wild in einer Hütte zu bereiten und gemeinschaftlich zu verzehren, aber die Gouvernante drängte, nach dem Dorfe aufzubrechen und Hans sagte, über die Gemse habe nur die Comtesse zu verfügen, er hoffe aber, daß Diana die Jagdgesellschaft einmal großmüthig damit bewirten werde.

Die Gemse wurde zum Wagen befördert, und nachdem die Gesellschaft noch einzelne Bemerkungen über die Aussicht gemacht, verließ sie die Höhe.

Am Wagen angekommen machte Pater Severin, der sonst wenig sprach, Hans den Vorschlag, daß dieser für

Digitized by Google

ihn den Platz auf dem Wagen einnehme. Hans dankte höflich und gieng wieder mit dem Schullehrer zu Fuß dem Dorfe zu.

Es war hoher Mittag geworden, nur die Fichten, die beiderseits des Weges standen, legten Schatten auf die Wandelnden.

Der Schullehrer war schon ein ältlicher Mann; sein sehr einfaches Wesen und sein sehr ärmlicher Anzug mochten schuld gewesen sein, daß auf der Partie außer Hans Niemand mit ihm ein Gespräch begann. Er hatte sich immer etwas in dem Hintergrund gehalten, ließ die laute Conversation den Anderen, sprach aber desto fleißiger seiner schwarzbeinernen Dose zu. Selbst gegen Hans hatte er sich anfangs schüchtern gezeigt, und wenn er mit ihm sprach, that er es immer mit einer gewissen Ehrerbietung.

Jetzt aber, nachdem der Wagen fortgerollt war, faßte Hans traulich den Arm des alten Mannes und sagte:

„Wir fahren per pedes, wir sind zwei Schulmeister."

„Per pedes apostolorum!" entgegnete der Dorfschulmeister.

„Denken wir's, der Schulmeister ist Apostel der Gesittung," sagte Hans, und nachdem sie eine Weile vom Schulamte, diesem wohlthätigen Institute sprachen, und wie der Schullehrer der wahre Volksbeglücker sei, versetzte der junge Mann: „Diese Würde ist eine so innere und große, daß sie selbst dem kühnsten Ehrgeiz Genugthuung sein kann. Ich muß immer lächeln, wenn ich an unsere modernen Volksbeglücker denke, die die Welt durch Phrasen bekehren wollen. Es ist sehr lächerlich, unserem erwachsenen Volke durch Schlagworte die Begriffe der Freiheit, der Humanität beibringen zu wollen. Jeder Mensch hat sich schon von Kindheit an entweder selbst eine Ueberzeugung angelebt, oder die Ueberzeugung ist ihm durch Eltern oder Erzieher beigebracht worden. Das ist nun mit dem Menschen verwachsen und Eins geworden. Wort und Schrift, und sei Beides noch so schön und wohlwollend, vermag nicht, dieses Eigene, Bestimmte in dem erwachsenen Menschen auf die Dauer zu ändern. Das Biegen und Formen und Veredeln muß an dem Bäumchen geschehen und nicht erst an dem Baum. — Ein gewissenhafter Erzieher, ein gewissenhafter Volkslehrer! Auf das hin weist mich mein Sinn, und auf diesem Felde, glaube ich, kann meinem gar ehrgeizigen Wesen Genugthuung werden."

„Aber Herr Meier sind ja bereits Lehrer und Erzieher?" warf der Dorfschulmeister ein.

„Das ist theilweise richtig, doch vom ungünstigsten Standpunkte aus. Sie haben das Mädchen gesehen, das ich unterrichte; es hat einen frischen Geist und noch eine gesunde Seele, aber man arbeitet so sehr daran, Beides zu verderben. Gabriele soll in erster Linie Gräfin, in zweiter erst Mensch werden, und das Letztere nur bedingungsweise. Sie ist das einzige Kind des Grafen Funkelblut, sie wird die Erbin von Millionen sein. Das ist ihr Unglück. Sie wird einen Weg geleitet, auf dem sie nie das Glück der Menschlichkeit und der echten Frauenwürde, die Freuden der Natur, den Adel der Kunst und Wissenschaft finden wird, sie geht dem Schicksale der Blasiertheit, der Trägheit, des Siechthums — dem Schicksale ihrer Mutter entgegen. Mich dauert das Mädchen, aber ich habe auf sie keinen Einfluß, dürfte auch keinen haben. Nur im Geiste der Naturgeschichte, in welcher ich Gabriele unterrichte, versuche ich auf die Allgemeinheit und Größe der Weltbestimmung hinzuweisen, und im Geiste der Culturgeschichte, die ich mit ihr durchgehe und die uns die Zusammengehörigkeit der Völker offenbart, mache ich leise Hinweise auf die Gleichheit der Abstammung. Ich bin noch nicht lange genug in diesem Hause, um behaupten zu können, daß diese meine

Digitized by Google

Bestrebungen von irgend einem Erfolge wären. Sei's, wie es sei, mir steht fest, daß ich in einem solchen Kreise, in welchen mich nur der Zufall hineingewürfelt hat, nicht bleiben kann. Bald werde ich wieder hinausgehen können zu dem Landvolke, um in diesem das wenige Gute und Edle, was in mir ist, niederzulegen."

Hans schwieg und blickte während des Gehens in die Schlucht hinab, an der sich der Weg hinzog und in welcher der Wildbach rauschte. Nach einer kleinen Weile entgegnete der Dorflehrer:

„Wollen Sie, guter, jugendlicher Schwärmer, einem alten Schulmann glauben, wenn er sagt, daß das Landvolk für die geistigen Güter, die ihm der Lehrer beizubringen sucht, noch undankbarer ist als der Adel? Wenn Sie überzeugt sind, daß Ihre Begeisterung für den Lehrstand und Ihre Liebe zum Volke nicht erkalten wird, auch wenn Sie in den Kindern nicht jenes empfängliche Gemüth, sondern vielleicht starren Trotz finden, und wenn Sie nach all' den Arbeiten und Mühen nur spärliche Erfolge und noch spärlicheres Brot haben, so mögen Sie sich dem Schulfache widmen."

„Angesichts des großen Berufes selbst werde ich stark genug sein, auf alle Bequemlichkeiten und materiellen Güter zu verzichten," sagte Hans.

„Das habe ich mir vor fünfundzwanzig Jahren auch gedacht, aber die natürliche Eigenliebe hat mich verfolgt und ist auf meiner Lehrerbahn nicht einen Schritt von mir zurückgeblieben. Ich habe geheiratet, ich habe eine Familie gehabt; wenn Sie um einige Jahre früher in unser Dorf gekommen wären, so hätten Sie keinen Wohnplatz in meinem Hause finden mögen. Wenn wir am Friedhofe vorüberkommen, werde ich Ihnen zeigen, wo mein Weib und meine zwei Aeltesten liegen .... 's waren Mißjahre gekommen, die Bauern hatten selbst kaum das Nothdürftigste und auf den Schulmeister wurde vergessen. Wir hungerten ... es war ein Elend, sie starben nach einander. Nur der jüngste Bub ist mir geblieben; der war bei einem Bauer als Viehhüter — dem gieng's am besten, der hat alleweil was zum Beißen gehabt ..."

Das Wässerlein in der Schlucht mußte stark fallen, es rauschte so sehr.

Am hohen Nachmittag kamen die beiden Männer in das Dorf.

* * *

Das heutige Diner unter der Lärche war lebhaft und heiter. Man sprach von der Alpenpartie; Jedes redete d'rein, Jedes hatte ein Abenteuer von sich zu erzählen. Doch der Meisterschuß der Comtesse verdunkelte alles Andere. Gabriele schwelgte noch immer in Entzücken und immer noch nahm sie von allen Seiten neue Huldigungen entgegen. Mit Hans sprach sie viel, allein seinem Vorschlag, die Gesellschaft mit dem erlegten Wildpret zu bewirten, kam die Comtesse nicht nach; sie hatte dasselbe bereits emballiert und an den Herrn Papa in der Stadt adressiert. Sie hatte diesen in einem langen Brief, in welchem sie mit großem Enthusiasmus von dem Landleben gesprochen hatte, sehr dringend gebeten, daß er doch bald nachkomme.

Die Gräfin war heute nicht bei der Tafel; sie ließ sich als sehr leidend entschuldigen.

Sie hatte sich bei Herrn von Fraisbein Rathes erholt, ob sie wieder schnellstens in die Stadt zurückreisen, oder sich nochmals an diesen stolzen Häusler wenden sollte.

Der Hofmeister deutete auf die Erfahrung hin, daß in der Stadt nicht viel zu hoffen, es sei somit vorläufig doch der Aufenthalt auf dem Lande vorzuziehen.

„Aber, mein Gott, solche Relationen, wie sie hier herrschen, bringen

Digitized by Google

mich um," versetzte die Gräfin lebhaft und weinte.

In der Brust der aristokratischen Dame kämpften der Stolz und der Aberglaube. Sollte sie, die Gräfin Funkelblut, sich demüthigen vor diesem rohen, schmutzigen Menschen aus dem Pöbel? Sollte sie vor ihm knien und wimmern, daß er sie erlöse von ihrem Zustande? — Eher sterben. — Sterben? Die Ehren und die Pracht und die Schätze dieser Erde verlassen? Unten liegen in der düsteren Gruft bei den todten Ahnen und modern? Sterben — „Jesus!" — wimmerte die Aristokratin und warf sich händeringend auf das Sofa.

„Excellenz," sagte der Hofmeister, „es gibt nichts Schädlicheres für den Kranken als Alteration; ich bitte im Namen Ihres Wohles, beruhigen Sie sich!"

„Wohlan, so schreiben Sie dem Mann, daß ich bereit bin — er möge selbst den Preis bestimmen, aber nur heilen soll er mich — muß er mich — muß er mich!"

Der Hofmeister klingelte heftig mit einem Silberglöcklein; Baronesse Clementine und Clotilde erschienen und labten die Gräfin mit eau de Cologne.

— — — — — — — — —

Noch spät Abends ließ sich der Wagnerfaltl melden. Er wurde vorgelassen. Er war heute rein rasirt und seine röthlichen Haare hatte er zum Theile zierlich nach vorne gekämmt. Der Anzug war von grauem Loden mit grünen Schnüren reich beschlagen. Der Brustfleck war von blau gefärbter Leinwand mit weißen Sternchen; über demselben war ein bunter, regenbogenfarbiger Hosenträger. Um den dicken Hals hatte er das hellrothe Tuch gewunden.

So stand der Mann da in seiner gebückten Stellung, den spitzen grünen Hut in der Hand.

Die Gräfin lehnte auf dem Sofa und streichelte den Amand. Auf dem rothbedeckten Tische brannten in zwei Armleuchtern vier Kerzen.

Die Thür blieb halb angelehnt; im Vorzimmer saßen Gabriele, die Gouvernante und der Hofmeister.

„Die gnädige Frau Gräfin haben mir sagen lassen, daß ich Sie — gesund machen soll," sagte Faltl, sich vor der Dame verneigend, „dieser Befehl war für mich schier seltsam zu hören, weil ich nicht allmächtig bin. Doch, da ich Ihren Zustand bereits zu kennen glaube, werde ich vielleicht ein Mittel finden, das helfen wird."

Die Dame richtete sich auf.

„Die gnädige Frau Gräfin," fuhr das Männlein fort, „haben die Güte, mich selbst den Lohn für die Heilung bestimmen zu lassen. Das ist billig, wie auch ich billig sein werde. Ich würde mich gerne mit dem Bewußtsein begnügen, einem Menschen mit Hilfe Gottes die Gesundheit gegeben zu haben und oft ist dieses Bewußtsein auch mein einziger Lohn, denn die Hilfebedürftigen, die zu mir kommen, sind in der Regel arme Leute. Aber Ihnen gegenüber, meine Gnädige, ist das anders; Ihnen gegenüber bin ich ein Bettler, ist unser ganzes Dorf ein Bettler. Es kommen selten solche Gäste in unser Thal, wenn aber doch welche kommen, so bringen sie viele Großmuth mit. Und die Gesundheit ist gerade so viel wert, als man hat, um sie zu kaufen, darum ist die Gesundheit der Reichen mehr wert, als die der Armen. — Wegen den Brautschuhen für meine Tochter wären wir im Reinen, aber noch etwas Anderes liegt mir auf dem Herzen. Ich bin Schulvater in diesem Dorfe; das ist ein gar wunderliches Amt; so oft ein Mißjahr ist, fängt mir der Schulmeister zu hungern an. Und wo der Schulmeister hungert, wird auch die Gemeinde nicht fett. Hab' mir oft schon gedacht: wenn sich nur einmal so ein Millionär, und wenn's auch eine Millionärin wär', in unser Thal her verrennen thät', gleich müßt' ein Fond gestiftet werden, der dem Schulhause jährlich seine paar hundert Gul-

Digitized by Google

den trüge. Das wär' eine große Wohlthat und der Herrgott würde dem gütigen Spender oder der gütigen Spenderin für die drei- oder viertausend Gulden gewiß viel Gesundheit und Wohlergehen verleihen."

„Dreitausend!" preßte die Dame durch die Zähne. „Das ist — unverschämt!"

„Nicht drei, meine Gnädige," sagte der Faltl, „viertausend wird besser sein."

Die Gräfin machte eine Handbewegung, daß er gehen möchte.

Der Wagnerfaltl verbeugte sich und wollte sich entfernen.

Die Dame schien mit sich zu kämpfen, sie war kaum eines Wortes mächtig. Endlich faßte sie krampfhaft das Glöcklein und stieß heraus:

„So — so bleibt!"

Das Männlein kehrte um.

Die Aristokratin öffnete eine Chatouille, welche vor ihr auf dem Tische stand und im nächsten Augenblick hielt sie dem Faltl mit zitternder Hand vier große Geldnoten hin.

Der Häusler streckte seine Hand nicht darnach aus.

„Erst wenn die Heilung vollzogen sein wird," sagte er, „heute bitte ich nur um ein paar bescheinigende Worte von Ihrer Hand."

Fast zähneknirschend reichte die Gräfin nach einigen Augenblicken dem Manne ein Blatt Papier:

„Und jetzt heilt mich, ich bitte, ich bitte Euch! Ich bin schwach, es verdrießt mich das Leben, ich habe nicht einmal Freude an meinem Kinde. Alles, Alles möchte ich haben und nichts kann mich befriedigen. O, fühlt meinen Puls! — mein Magen verträgt keine Speisen — in der Nacht bin ich schlaflos; es brennt mir der Kopf — mein Blut fließt so träge — das Herz will mir still stehen. Dann wogt es wieder und will mir die Brust zerspringen — dann wird es dunkel vor den Augen — ach, ich habe ein vergiftetes Blut!"

Krampfhaft hielt die Dame den Arm des Mannes umfangen. Das Kammermädchen eilte herein und führte die Kranke gegen das Sofa und suchte sie zu beruhigen.

Später saß Faltl im Vorzimmer neben dem Hofmeister, welcher ihn fragte, auf welche Weise die Heilung der Gräfin vor sich gehen sollte.

Der Häusler strich sein Kinn und sagte:

„Das ist ein sehr einfaches und doch wunderbares Mittel; es ist kaum denkbar, daß Sie auf Ihren naturgeschichtlichen und philosophischen Studien nicht darauf gestoßen wären."

Dieses armselige Männlein da sollte auch studiert haben? dachte sich Herr von Fraisbein, dann entgegnete er:

„Es mag sein, daß ich auf meinen Studien darauf gekommen bin; doch es ist eine sehr lange Zeit verflossen, seitdem ich aus der Schulbank bin; und zudem war mein Studium weder ein medicinisches, noch ein philosophisches. Man gehört der Welt an."

„So komme ich zur Sache," sagte das Männlein unterbrechend, „und es wäre gut, wenn mich die gnädige Frau Gräfin hierin anhören wollte."

Nach den üblichen Anmeldungsformeln traten die beiden Männer wieder in das Gemach der Dame.

„Hinter meinem Häuschen hinauf," begann hier Faltl, „ist ein Berg, der von da aus in einer guten halben Stunde bestiegen werden kann. Diesen Berg nennen wir den Kranzkogel und er ist in der Gegend wohl bekannt, weil sich auf der Spitze desselben ein Blutstein befindet. Der Stein liegt seiner Breite nach auf dem Boden und hat in der Mitte eine Höhlung, in welcher das Wunder ist. In dieser Höhlung befindet sich immer, auch bei anhaltend trockener Witterung, Wasser, welches, eine gewisse Anzahl Tage zu rechter Zeit und mit rechtem Schick genossen, das Blut reinigt und frisch macht. Der Zustand der gnädigen Frau Gräfin bedingt nun, von mor-

Digitized by Google

gen an, wo der Neumond eintritt, dreimal neun Tage vor Sonnenaufgang den Berg zu Fuß zu besteigen und genau, während die Sonne über die Berge heraufzieht, mit hohler Hand aus dem Steine drei Schlucke Wasser auf nüchternen Magen zu sich zu nehmen und dazu folgendes Gebetlein zu sprechen:

Wasserlein, Sonnenschein,
Geh' mir durch Mark und Bein,
Geh' mir durch Fleisch und Blut,
Mach's wieder frisch und gut.
Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit,
Zur frischen Morgenzeit
Mach' ich dieses Kreuz auf meinem Leib;
Gott behüte mich in Ewigkeit!

Ich bitte, vielleicht kann dieses aufgeschrieben werden, es darf kein Wörtlein wegbleiben und keines dazu kommen; und während desselben muß über den ganzen Körper ein Kreuzzeichen gemacht werden. Nochmals bemerke ich, daß diese Dinge genau zu Sonnenaufgang geschehen, sonst haben sie falsche Wirkung."

Der Hofmeister hatte das Gebetlein mit einem Bleistift in sein Notizbuch geschrieben. Die Gräfin dankte und fragte, wann die Heilung vollendet sein werde.

„Bis die dreimal neun Tage vorüber sind, werden die gnädige Frau Gräfin frisch und gesund sein, wenn Gottes Willen!" sagte Faltl, dann ermahnte er, daß gleich morgen der Anfang gemacht werde, grüßte und verließ die Herrschaft.

„Auf eine Lug gehört eine Watschen (Maulschelle)!" sagte die Schmiedwirtin schmunzelnd zum Faltl, als dieser über die Stiege in das Vorhaus hinab gieng; „aber hast schon recht, Gevatter, ein Narr, wer vor einem Goldhaufen steht und nicht eins in seinen Beutel lügt. Bei den Zeiten muß man den Mantel nach dem Wind drehen; meine Mutter hat oft gesagt: Wenn die Katz' Flügel hätt', wär' schon lang mehr kein Spatz auf dem Dach! Ein Habich ist besser als ein Hättich. Ja, ja, wenn die nobeln Herr'n auch glauben, sie haben die Gescheidtheit mit dem Löffel gefressen, Unsereins ist auch nicht durch den Rauchfang herabgefallen. Haben sie nichts gesagt, Faltl, wie lang wollen sie denn dableiben?"

„Vier Wochen schon gewiß noch."

„Mein! Wir können ja die Stuben nicht so lang entrathen; ich und mein Alter müssen derweil die ganz' Zeit auf dem Heuboden liegen."

„Wird auch nicht umsonst sein dürfen. Nur gut rechnen!"

„Ja, Narren hat's geregnet! Mein Mann will den Lenten die Wohnung für die Woche um zwei Gulden lassen. Zehnmal hab' ich ihm's schon gesagt: Die Kuh muß man melken, wenn sie ein volles Euter hat; wenn sie ein leeres hat, kann man sie nicht melken! Ja, wenn ich so red', das ist gerad' so viel, wie wenn ich einen Bettelbuben in die Höll' schmiß — der Mann läßt sich einmal nichts sagen; er meint', 's wäre Gottes Unrecht, wenn er einmal um ein paar Kreuzer mehr als sonst einstecken thät. Er arbeitet und rackert sich lieber selbst halb zu todt und ißt dazu schwarzes Brot. Nu ja, wie man sich bettet, so liegt man, und wer zum Jäckl geboren ist, der kommt zum Röckl nicht. — Fall' nicht, Faltl, es ist gar so viel finster, und mitten auf dem Hof steht der Streukarren!"

„Werd' das Loch schon finden. Gute Nacht, Schmiedwirtin!" sagte der Häusler und gieng durch die Nacht und durch das Dorf seiner Wohnung zu.

In der Nähe derselben stand eine Gestalt, die im Begriffe war, hinter den Zaun zu flüchten.

„Was machst denn Du noch da, Bertl?" rief der Faltl.

„Nein," entgegnete der Angesprochene stotternd, „unsere Küh' sind heut' durchgangen; jetzt such' ich sie schon bis in die späte Nacht; wo sie nur sein mögen!"

Digitized by Google

„Da auf dem Weg nicht und hinter dem Zaun auch nicht. Zieh' Dich heim!"

Der Bursche eilte davon.

* * *

Mit den Mähern und mit den Holzhackern zugleich zog zur Zeit der Morgenröthe die Gräfin Funkelblut aus.

„Lusti wulauf,
Das is mei Morgngebet,
Und mei erste Gedonkn,
Wia's mein Diandl geht!"

sang des Schmiedwirts Großknecht, der Michel.

Gleich ließ sich der lustige Holzhauer Franz vom Hügel herunter vernehmen:

„Und in Michel sei Dirndl,
Das glaubt, es is schön;
Steigt mar auffi auf ihr Kröpfl,
Siacht ma d' Sun auffa geh'n! —"

Die Gräfin aber hinkte in ihren Pelzen, den Lieblingshund im Arm, still und grämig mitten in ihrem Gefolge vorwärts. Es war ein saurer Gang über das nasse Gras und über die harten Steine aufwärts; und die Glieder waren noch so müde und die Augen so schläfrig. Dazu strich die kalte Luft. Am liebsten wäre die Dame wieder umgekehrt und hätte sich in ihre warmen Seidendecken vergraben; aber der Hofmeister und die Kammermädchen, die sie führten, drängten vorwärts — aufwärts gegen den Kranzkogel — zum Blutstein mit der Wunderquelle.

Das Dorf lag noch fast im Dunkeln, nur die weißen Schindeln des Kirchthurmes leuchteten. Aus allen Schornsteinen stieg blauer Rauch auf; aus den Hütten, die keinen Schornstein hatten, drängte er sich zwischen den Dachbrettern oder den breiten Baumrinden, die als Dachbretter dienten, hervor. Ueberall trieb man die lustig schellenden Herden aufwärts. Die Rinder hüpften und blökten, die Halter jodelten Almer.

Unsere Gesellschaft kam an dem Häuschen des Wagnerfaktl, des Wunderdoctors, vorüber. Die Thür war offen; ein Kind schrie in der Stube, aber der Faktl und sein Weib mähten draußen auf der Wiese Gras und Mariann trieb zwei Kühe über ein Feld aufwärts gegen den Wald.

Als Faktl die Herrschaft bemerkte, grüßte er dieser zu und mähte weiter.

Mühevoll und fortwährend seufzend bewegte sich die Gräfin den Berg hinan; er war nicht sehr steil, der Fußweg führte durch einen Wald. Da standen Alle still und sagten: „Ah!" und schlürften den Harzduft ein. Tausend Vögel sangen; wie Perlen hieng es auf den Blättern und Nadeln; goldig waren die Stämme und Aeste von der durchstrahlenden Morgenröthe.

Im Dorfe klang das Morgenglöcklein. Die Gräfin betete; die Anderen sahen die Natur an. Gabriele spähte durch die Zweige und Büsche, ob nicht irgendwo ein Gemslein stehe.

Der Hofmeister drängte ernstlich zum Weitergehen: die Sonne wollte nicht lange auf sich warten lassen.

Wieder seufzte die Gräfin, doch jetzt lichtete sich der Wald und sie waren auf der Höhe. Da lag ein grasbemooster, breiter Stein und in dessen kesselförmiger Einsenkung stand ein sehr klares, ruhiges Wässerlein.

„Zur Stelle, Excellenz," sagte Herr von Fraisbein, „bitte, sich vielleicht hier niederzulassen!"

Die Dame ließ das Windspiel auf den Boden gleiten, sank auf den Stein und stützte ihren Kopf auf die beiden Hände. Die Anderen, die mitgekommen waren, standen feierlich umher und blickten die Wunderstelle an. Gabriele schien Lust zu haben, gleich von dem Wasser zu kosten, doch Baronesse Clementine wies sie zurück.

Die Comtesse sah sich nach ihrem Lehrer um, allein dieser hatte mit

Digitized by Google

Pater Severin das Dorf etwas später verlassen und war noch nicht da.

„Sagen Sie mir, was ist das für ein Vogel, dort!“ fragte die Gräfin plötzlich.

„Der dort am Lärchenzweig? Ein Finf, Excellenz,“ antwortete der Hofmeister, „doch, was bemerke ich, auf der hohen Wand dort scheint schon die Sonne!“

„O, herrlich!“ riefen die jungen Damen und Amand keifte vor Freuden.

Die Gräfin erhob sich langsam und blickte den Hofmeister an.

„Excellenz belieben mit der hohlen Hand das Wasser zu schöpfen und zu trinken!“

Zögernd zog die Dame ihren Handschuh aus und folgte der Weisung. Zuerst schreckte sie vor der Kälte des Wassers zurück, dann aber bezwang sie sich und trank dreimal. Nach diesem machte sie das Kreuzzeichen über Kopf und Brust und lispelte das bewußte Gebetlein.

Jetzt erhob sich hinter den Bergen eine rothglühende, funkensprühende Scheibe — lichtgolden wurde der Stein und der Boden, und die Sträucher und die Gestalten warfen lange Schatten über das Heidekraut und die glitzernden Gräser.

Da wollten sie laut aufjauchzen, die Menschen, die weit her aus düsteren, dunstigen Mauern gekommen und jetzt bei der Natur zu Gaste waren.

— O Du liebes, im Morgensonnenstrahle verklärtes Alpenland, wie bist Du so wunderbar, wie bist Du so schön, wie bist Du so unbeschreiblich schön!

Da liegt Alles — Alles in weiter Runde, unter der unermeßlichen blauen Himmelsglocke. Gegen Abend im Halbkreis das lichte Felsengebirge mit all' seinen wunderlichen Formen, mit seinen Schluchten und Rissen, mit seinen Thürmen und Zacken und Zinnen; die ewigen Felsen, grau geworden in Sturmestosen und Sonnenkosen! — Und gegen Mittag hin liegen die dunkeln Wälder, das üppig bewachsene Bergland mit seinen Geschlägen und Meilern und Köhlerhütten; da wogt frisches, kräftiges Leben in allen Stämmen und in allen Menschen. Und hinter diesen Wäldern zieht sich der blaue Gebirgsstreifen der südlichen Gegenden hin bis gegen Osten. — Unten im engen Thale, inmitten von kleinen Acker- und Wiesengründen liegt das Dorf, und weiter draußen, über einen grünlich blauen Waldhügel ragt der Thurm von Reichau und ein rother Schornstein des Sturmhaus'schen Gewerkes. Links aber, gegen Mitternacht, erhebt sich der nahe Berg mit seinem unabsehbaren lichtgrünen Lärchenwald. Und jedes Einzelne, Kleinste — wer es genau betrachtete, in tiefem Wesen verfolgte — wie wunderbar und wunderbar! — Alles strotzt voll Leben und Frische, nur Du, reiche, arme Frau aus der Gesellschaft Höhe, Du bettelst hier und wimmerst in Wahnwitz zur Natur um Dein Sein. Die Natur ist die Allmacht, die in und aus sich selbst besteht durch ewige Gesetze — Du aber, Gräfin, siehst sie an für eine Hexe! — O ja, auch in den feinsten Kreisen der Gesellschaft kann der Mensch so weit kommen, wird in der Erziehung das echt Menschliche vernachlässigt und an dessen Stelle das Vorurtheil gegen alles Natürliche gesetzt.

Lange saß die Dame noch auf dem Stein und sah um sich und ließ sich auf Manches aufmerksam machen und ließ sich Manches erklären. Sie hatte den Pelz zurückgeschlagen — es schien ja die Sonne schon warm. Noch einmal hätte sie trinken mögen vom frischen Wässerlein, allein der Wunderdoctor hatte nicht davon gesprochen.

„Parbleu!“ sagte sie plötzlich. „Ein andersmal nehmen wir das Dejeuner mit herauf!“

Dann stiegen sie wieder hinab gegen das Dorf zum Frühstück und zur Messe. —

Digitized by Google

Hans und Pater Severin waren im Aufwärtsgehen absichtlich zurückgeblieben.

Hans lebte den Grundsätzen der Zeit; der Pater hielt ihn deswegen halb und halb für einen Ketzer, und hatte sich vorgenommen, den jungen Mann einmal darüber zur Rede zu stellen und ihn wo möglich zu bekehren.

Die heutige Gelegenheit hatte er somit ergriffen und hielt nun dem Jüngling eine Rede.

„Was sagen Hochwürden zum Blutstein auf dem Kranzkogel?“ unterbrach ihn Hans.

„Daß er unserer Gnädigen zum Heile wird,“ antwortete der Pater mit vielsagender Miene.

Man hörte die Gesellschaft, die bereits von der Höhe zurückkehrte. Sie war sehr heiter, selbst die Gräfin machte beinahe ein vergnügtes Gesicht. Freundlich reichte sie dem Beichtvater die Hand zum Kusse und richtete an Hans einige wohlwollende Worte, die mit der scherzhaften Bemerkung schlossen, ob er die Comtesse nicht wieder einmal auf die Birsch führen wolle.

Hans verbeugte sich; dann sagte er, daß er noch einige Zeit im Walde zu bleiben gedenke, um den Morgen zu genießen, grüßte und schritt allein unter den Bäumen aufwärts.

Gabriele sah ihrem Lehrer eine Weile nach, zerknickte dann ein Lärchenreis, warf es weg und folgte der Gesellschaft.

* * *

Ein Naturkundiger, wenn er durch den Wald geht, sieht keine Steine und Bäume, sondern nur Mineralien und Pflanzen. Er kennt ihre Beschaffenheit und ihre Verhältnisse. Freilich kann er nicht sentimentale Poeterei treiben; er kann die Bäume nicht reden, er kann die Blumen sich nicht lieben lassen; er kann dem Reh nicht verliebtes Träumen andichten. Die Wissenschaft erlaubt es nicht. Aber die Wissenschaft hat ihm ein anderes Feld der Poesie angewiesen; sie zeigt ihm das Werden und Bestehen aller Dinge nach den Gesetzen der Natur, und hier im Denken weist sich des Wunderbaren und Poesievollen so viel und so wahr, daß die Dichtung des bloß Fühlenden dagegen oft nur wie Schaum zergeht.

Hans war immer glücklich, wenn er sich mitten in diesem Leben und Walten befand, und Alles beobachten konnte und verstand. Aber er forschte stets weiter, immer tiefer und klarer wurde sein Blick, und mitten darin in dieser wunderbaren Welt, die nur der Erwählte und Geheiligte sieht und versteht, fand er als Kern immer wieder sich selbst.

Heute saß Hans auf einem Stein und sah einigen gelben Lorcheln zu, die in der letzten Nacht aufgestanden sein mochten. Sie waren so zart und regelmäßig in ihren unzähligen Fasern und Blättchen und Zellchen; keine Menschenkunst ist im Stande, Aehnliches hervorzubringen, und hier wurde es in einer Nacht, und es wurde aus sich selbst, wie ja im Grunde doch auch der Mensch, ist seine Bedingung gegeben, aus sich selbst wird, wie er, fast unbeeinflußt von Willen und Vernunft, sich fertig wächst nach Gesetzen der Natur, und er nur diesen untergeordnet ist, wie die Pflanze und wie das Mineral. —

Nun wurde Hans in seinem Sinnen gestört.

„Just vom Anschauen allein bin ich auch noch nie fett geworden!“ schrie hinter ihm eine lustige Stimme. Es war Mariann, welche die Kühe ihres Vaters in den Wald getrieben hatte und nun im Nachhausegehen Schwämme sammelte und diese in ein aufgeschürztes Vortuch that. Sie war wieder in dem einfachen Röcklein und mit bloßen Füßen. „Will Er sie? Sonst nimm ich sie,“ sagte das Mädchen, als sich Hans überrascht gegen sie umgekehrt hatte.

Digitized by Google

„Mariann,“ entgegnete Hans, das Mädchen vom Wagnerhäuschen gleich erkennend, „willst Du die Schwämme da? Die hab' ich gefunden und sie gehören eigentlich mir.“

„Meinetwegen schon; aber meine Mutter hat immer gesagt, die Schwämme und die Waldbeeren hat der Herrgott für die armen Leut' wachsen lassen.“

„Seid Ihr denn arm?“

„Gerade von Ihm ließ ich mir nichts schenken,“ versetzte das Mädchen schnippisch.

„Wenn ich aber jetzt sagen thät: Mariann, ich geb' Dir für die Schwämme meine silberne Uhr?“

Das Mädchen erröthete.

„Ich hab' schon eine Uhr,“ sagte sie dann, „wenn sie auch nicht von Silber ist, so wird sie wohl von Blech sein, und sie ist mir lieber, wie die Seine.“

Der junge Mann hatte es wohl nicht verstanden, was ihm das Mädchen jetzt gesagt hatte; er wußte es nicht, was in jener Gegend die Sackuhr bei einem Bauernmädchen zu bedeuten hat. — Er sah das heitere Kind lächelnd an.

„Er hat schon nichts Gutes unter dem Hütl,“ lachte Mariann, „wenn man zu Ihm kommt, so wär's gottswahrhaftig Noth, man hätt' einen Zatsch mit einer Feigenwurzel um den Hals; Er schaut Einen so verzwickt an. Thät' mich gleich fürchten vor Ihm im Wald, wenn Er nicht so gutmüthige Augen hätt'. Und jetzt weg da, ich nehm' die Schwämm'!“

Das Mädchen bückte sich vor Hans und faßte die Lorcheln in die Schürze. Er sah ihm zu, er strich sich die Haare aus der Stirne.

„Warum läßt Du den grauen Pilz dort stehen, Mariann?“

„Den dort beim Baumstock? Bedank' mich schön, das ist ja ein Rabenei, und wenn man so ein's ißt, so wachsen Einem Klauen an den Fingern.“

„Du albernes Kind, das ist ja ein Fadenpilz und das sind die besten Schwämme. Thu' das, was ich Dir jetzt sag': Nimm den Schwamm mit nach Hause, schneide ihm die Wurzel ab und wasche ihn, dann zerkleinere ihn in Blättchen und röste diese in Milch und Butter; gib ein wenig Gewürze dazu und dann iß ihn. Thue das!“

„Mein! aber Er thut g'rad', wie wenn Er's Wasser trüb machen kunnt'. Und Er sagt das so ernsthaftig, daß es ein Dummer schier glauben möcht'. Ja, Ihn thät's freilich nicht brennen, wenn ich Rabenklauen kriegen thät!“

„Mariann, mach mir eine Freude und bereite den Schwamm, wie ich Dir gesagt hab'. Dann komm' ich in Euer Haus und verzehre ihn.“

Das Mädchen sah Hans an:

„Man weiß gar nicht, was man denken soll von Ihm, Er schaut sonst nicht einfältig aus. — Aber machen will ich's schon. Komm' Er halt zu Mittag, werd's schon sagen daheim. Uh Josl maron! — Aber schau' Er!“

Das Mädchen begann zu lachen und lachte so, daß es seinen leichten Busen schüttelte und ihm die Schwämme schier wieder aus der Schürze gefallen wären.

„Warum lachst Du?“ fragte Hans selbst schmunzelnd. Mariann zeigte mit dem Finger auf ihn, konnte aber vor Lachen kein Wort hervorbringen.

„Ja, Du bist ja kindisch! Lachst Du mich aus?“

„Nein, Ihn nicht, aber“ — — jetzt lachte sie noch heftiger. „Ueber Seinen Buckel steigt eine Häuselschneck' hinauf!“ rief sie endlich.

Jetzt mußte doch auch Hans lachen. Dann wollte er nach dem Thierchen greifen.

„Laß' Er's gehen, laß' Er's gehen!“ schrie das Mädchen, ihm die Hand haltend. „Muß wissen, ob die Schneck' über die rechte oder über die linke Achsel kriecht. Sitz' Er g'rad' und sei Er ruhig!“

Der junge Mann stellte sich, wie ihn das Mädchen meisterte und blieb ruhig. Mariann stand mit erhobenem

Digitized by Google

Finger neben ihm und verfolgte den langsamen Lauf des Thieres. Gerade unter dem Rockkragen blieb dieses eine Weile stehen, aber endlich wendete es sich und kroch der rechten Achsel zu.

Das Mädchen jubelte.

„Ei, was machst denn Du mit mir!“ lachte Hans und lugte auf die Schulter, über welche das langgehörnte Wesen herüber sah.

„Jetzt weiß ich's und jetzt weiß ich's!“ sagte Mariann; „und jetzt glaub' ich's auch wegen des Schwammes. Kennt Er's nicht, das von der Schneck'? Wenn einem Menschen eine Schneck' über die linke Achsel kriecht, so bedeutet das Falschheit; wem sie über die rechte Achsel lauft, der hat ein getreues Herz! — Jetzt glaub' ich Ihm schon, was Er sagt. Will Er die Schneck' haben? Sonst nehm' ich sie mit für das Leuerl. Ich muß aber jetzt die Füß' über die Achsel nehmen, daß ich heimkomm'; 's ist wohl wahr, was meine Mutter sagt, bin ein Plaudermaul, wenn ich anfang'. Den Schwamm da nehm' ich; wenn Er kommen will zum Essen, so komm' Er; ich ess' auch mit, wenn Er meint, daß mit den Klauen nichts ist? Unsereins ist nicht studiert und weiß halt nur, was man sagen hört.“

„Ich will Dich begleiten, Mariann,“ sagte Hans.

„Wehren kann ich's Ihm nicht, aber ich find' allein auch heim.“

So das Mädchen, und mit Schwamm und Schnecke eilte es davon.

Der Jüngling blickte ihm nach. Als es seinen Augen entschwunden war, pflückte er ein Maslieb, zupfte ihm einige Blätter aus, aber noch bevor das Spiel zu Ende war, warf er das Blümchen auf das Moos.

Er gieng tiefer waldeinwärts. An einem Wässerlein stand er still und sah hinein. In sein Notizbuch schrieb er Worte. —

Dann stieg er langsam hinab gegen das Dorf, kehrte beim Wagnerfaltl ein und aß mit Mariann den Schwamm.

„Du Kindisch!“ schmollte die alte Häuslerin zu ihrer Tochter. „'s wird Dir schon recht geschehen!“

„Jetzt, warum soll so ein Schwamm nicht zum essen sein?“ entgegnete das Mädchen.

„Na ja, unser Herrgott wird's schon wissen, warum er der Gais den Schweif nicht hat wachsen lassen! — Ich lach', wenn Dir die Klauen recht wachsen!“

Das Mädchen entgegnete nichts mehr, sondern aß. Plötzlich aber sagte es: „Jetzt hat Der noch den Schneckenweg auf dem Buckel!“ und wischte mit der Schürze die glitzernde Spur des Thieres von Hansens Rock.

„Bist schon recht bekannt mit dem Herrn,“ bemerkte Faltl, der an dem Tische saß und malte.

Hans fragte den Häusler, was er male.

„Den Reitsteiger Bauersleuten ihr Gelübdetafel,“ sagte Faltl. „Das kommt in die Kapelle am Grünanger d'rin im Gemsgebirg.“

Er malte einen Mann und ein Weib in Bauerntracht, welche neben einander knieten und ihre gefalteten Hände zu einem Popanz erhoben, der in einer Wolke schwebte.

„Kunstwerk wird's just kein's,“ sagte Faltl, „ich hab' das Zeug nie gelernt, dennoch aber könnte ich es besser machen, als ich's hier thue, aber ich darf nicht. Sie sehen, ich male auf nacktes Holz; wenn ich diesen gefalteten Händen hier nicht einen ungeheuren Rosenkranz anhienge und wenn ich den blauen Himmel um das Bild in den Wolken nicht mit gelben Strahlen bekleckste, so gefiele es den Leuten nicht. — Sehen Sie, gerade in dieser Grünanger-Kapelle war's. Da steht auf dem Altare ein hölzernes Muttergottesbild, wie Sie sich nichts Lächerlicheres denken können. Das Gesicht ist roth bemalt. Die Nase ist lang und sehr spitzig, als Augen sind an beiden Seiten der Nase zwei Schuhnägelköpfe eingeschlagen. In der Brust

Digitized by Google

dieser Gestalt stecken sieben lange, rothe Holzstäbe, welche sieben Schwerter vorstellen sollen. Die braunen Hände sehen aus wie Klauen. Der übrige Theil der Gestalt ist ein roher Holzklotz. Ich habe das Bild hier möglichst getreu nachzumalen gesucht und ich habe es mit Wolken und Strahlen umgeben. Der scheußliche Popanz, müssen Sie wissen, wird in der ganzen Gegend als wunderthätig verehrt und zur Sommerszeit ziehen viele Wallfahrerscharen in das Gemsgebirge zur Kapelle. Ein alter Speikgräber, heißt es, habe das Bild vor vielen Jahren im Gestein gefunden und es seien Mirakel bei demselben geschehen. Wenn man die Figur sieht, so meint man, es sei unmöglich, daß ein Mensch vor derselben auch nur die geringste Andacht haben könnte; und es ist wirklich ein Wunder, wenn man das Bild sieht und nicht auflacht. — Der Herr Sturmhaus draußen ist ein bigotter Mann; aber an ihm ist, als er einmal auf seinem Birschen die Kapelle besuchte, das Wunder nicht geschehen, er hat aufgelacht. Er fand sich sofort bewogen, ein altes, kunstvolles Muttergottesbild, welches er in seinem Hause besaß, der Kapelle zu schenken, und so wurde dasselbe an die Stelle der geschmacklosen Statue gestellt. Von dieser Zeit war die Kapelle vereinsamt und Niemand verrichtete vor dem neuen Bilde seine Andacht, bis wieder das alte mit den Schuhnägelangen auf dem Altare stand."

Hans dachte über das eben Gesagte nach, er erinnerte sich an die wilden Völkerstämme Afrika's und Amerika's, die auch die häßlichsten und widersinnigsten Gestalten als Gottheiten verehren.

Das Bild war fertig; Faltl schrieb unten hin noch folgende Worte, die ihm die Reitsteiger Bauersleute angegeben hatten: „Durch meine Zunge wurde unser ehelicher Friede gestört; in dieser Noth bitte ich Dich, Du schmerzhafte Mutter von Grünanger, Du wolltest Dich meiner erbarmen und uns den Frieden wieder schenken."

Hans las die Worte, er wurde eigenthümlich von denselben ergriffen. Das war wahre Frömmigkeit, das war das Ringen zum Rechten! — Erbärmliche Abgötterei gepaart mit sittlicher Religiosität.

Später dachte Hans auch nach über den Mann, der vor ihm saß und malte. Es überraschte ihn die gebildete Sprache, in der er zu ihm sprach, und von der die rauhen, landesüblichen Ausdrücke sonderbar abstachen, die er dann und wann zu seiner Familie sagte.

„Ihre Herrschaft war also heute Morgens wirklich auf dem Kranzkogel!" sagte Faltl, als er das Bild zum Trocknen in das offene Fenster lehnte.

„Allerdings," antwortete Hans; er wußte nicht, sollte er über das abergläubische Gebahren seiner Herrschaft seinen Aerger auslassen, oder dasselbe als einen gewöhnlichen, absichtslosen Spaziergang auf den Berg zu beschönigen suchen. Er that keines von Beiden, sondern schwieg.

„Das wird sich nun täglich fortsetzen. — Ich bin der Wunderdoctor", versetzte der Häusler nach einer Weile, als läge ihm daran, das Gespräch auf den Gegenstand zu lenken. „Als Sie mich vor ein paar Tagen hinter dem Dorfe nach einem Arzte fragten, wußte ich sogleich, daß Sie nach mir forschten, obwohl mir noch nicht klar war, zu welchem Zwecke. Man hat mich schon einige Male der Quacksalberei angeklagt und eingesperrt, und da wird man mißtrauisch. — Nun habe ich es weg junger Herr, daß Sie in Ihrer Gesellschaft der Einzige sind, der jene Vernunft hat, vor welcher ich mich nicht verstellen mag, und jene Vernunft, die schweigt, wo Schweigen das Vernünftigste ist. Es kommen viele Kranke zu mir; meine Methode ist, daß ich diesen durch etwas Sinnliches das Vertrauen und die Hoffnung auf Genesung beibringe; die Heilung und

Digitized by Google

Genesung selbst überlasse ich der Natur. — Geh' mir aber jetzt gleich auf den Krautacker, Mariann, und setz' die Pflanzen ein; heut' hast Dir ja noch gar keine Suppe verdient und willst doch Brocken auch haben."

Das Mädchen that dem Lenerl, welches an der Ofenbank spielte, noch die Schnecke zurecht und verließ die Stube.

Hans dankte für das Schwammgericht und schickte sich zum Gehen an. Faltl sagte, daß ihm sein Haus zu jeder Zeit offen stehe.

Der junge Mann eilte in das Dorf.

Die Gräfin saß verschleiert im Freien unter dem Lärchenbaum und wiegte das Schoßhündchen. Neben ihr saß Pater Severin und hielt ein Buch in der Hand.

Gabriele und die anderen Damen und der Hofmeister waren auf der Tenne und sahen scherzend den Arbeitern zu. Der Schmiedwirt führte Heu ein. Der Karrenbaum kollerte auf den glatten Boden, und die Wirtin, die im Stadl das Heu zusammenbauschte, schrie im Sprichwort dem Fuhrmann lustig zu:

„Laß' nur recht den Bindbaum pumpern, daß die Rüben wachsen!"

* * *

Das waren nun seltsame Tage für die Gräfin Funkelblut. An jedem Morgen, gerade zur Stunde, wo sie gewohnt war am besten einzuschlafen, wurde sie sehr höflich geweckt. Es gieng schwer, selbst als sie schon wach war. Zuerst mußte der Amand her, und erst nachdem sie diesen eine Weile gekost hatte, ließ sie sich ankleiden. Die Gräfin hätte sich im Dorfe eine Sänfte machen lassen, aber der Wagnerfaltl war entschieden gegen den Gebrauch derselben; er sagte, wenn der Kranzkogel nicht zu Fuß bestiegen werde, so sei die Cur vergebens, das läge so in der Natur der Sache. Somit mußte sich die Dame bequemen.

Wenn sie aber einmal auf dem Wege war, gieng sie ruhig weiter, zeitweise sogar ohne Stütze.

Auf dem Berg neben dem Blutstein wurde immer das Frühstück gekocht und die Gesellschaft war dabei heiter. Selbst die Gräfin trank Thee und mitunter sogar Milch, was sie in der Stadt nie gethan hatte. Nachdem sie sich bei dem Wunderdocter, der sich auch einige Male auf dem Kranzkogel eingefunden, Erlaubniß eingeholt hatte, trank sie auch mehr Wasser aus dem Stein. — Die Schönheiten vom Berge aus zu sehen waren fast täglich andere. Oft lagen Nebel in den Thälern, daß es aussah, wie ein grauer See; oft sah man es in diesen Nebeln buntfarbig leuchten und wogen, als ob ein Sturm in ihnen wüthete; dann stiegen sie vielgestaltig langsam auf und schmiegten sich an die Felswände, dann verspürte man oft leichte Windstöße und die Sonne war matt, so daß man sie ansehen konnte. In solchen Fällen mahnte der Faltl oder Hans immer an das Aufbrechen und es folgte auch bald Regenwetter.

Einmal war am Morgen der Himmel so umzogen, daß der Sonnenaufgang gar nicht bemerkbar war. Die Kranke mußte ihre drei Wasserschlucke nur zur muthmaßlichen Zeit nehmen; es schien aber, daß sie den rechten Moment nicht getroffen hatte, denn an demselben Tag befand sie sich unwohler.

Den Rückweg machten sie öfters auch zur entgegengesetzten Seite, an welcher sie in eine Schlucht kamen, in der eine sehr kühle Luft lag. In der Schlucht weideten Ziegen und die Gräfin ließ sich von der Hirtin einmal Ziegenmilch reichen. Ein anderes Mal sah die Dame wieder einem Ackerer zu, wie der Pflug langsam das Feld durchschnitt und die Schollen umlegte. Darauf ließ sie sich von dem Landmann die Geschichte des Brotes vom Pflug bis zum Tischmesser erzählen, wobei sie jedoch gähnte.

Digitized by Google

Eines schönen Nachmittags beschloß die Herrschaft, das Eisenwerk des Herrn Sturmhaus zu besuchen. Die Wagen wurden bestellt und so fuhren sie Alle, wie sie gekommen waren, auswärts gegen den Markt Reichau. Das Werk ist groß und weitläufig und es arbeiten viele Leute in demselben. Es wird aus Roheisen, welches man aus dem bedeutend entfernten Erzberg herbeischafft, Schmiedeisen und theilweise Stahl erzeugt.

Die Gräfin gieng in keine der lauten, dunkeln Werkstätten; sie setzte sich am Eingange einer derselben auf eine Bank und sah nur den rothen Schein der Essen und die feuersprühenden Eisenklumpen durch die finsteren Räume schweben, und hörte das Klingen und Pochen der Zangen und Platten und Hämmer. Die Männer schritten durch die Werkstatt und Gabriele hielt sich an den Arm ihres Lehrers und blieb nicht zurück. Sie zitterte, als sie an den brüllenden Essen, an den hochglühenden Oefen vorüberkamen, sie konnte in der ungewohnten Hitze kaum Athem schöpfen. Und wenn erst gar ein weißfunkelnder Klumpen an ihr vorüberflog und unmittelbar in ihrer Nähe der wuchtige Hammer auf denselben niederfiel, daß nach allen Richtungen tausend Funken stoben, da schrie sie auf und meinte, sie sei verloren im Feuerregen, und sie schmiegte sich angstvoll an Hans.

Dieser stand ruhig mitten im Flammensprühen.

Sturmhaus war Führer, erklärte den Städtern Alles und Jedes, und mitten in den Funken sprach er zwar laut, aber so ruhig, als stünde er draußen im milden Sonnenschein. Er erzählte von der Gewinnung des Erzes durch den Bergbau, vom Kobern und Rösten desselben, von den Hochöfen, in welchen es geschmolzen, theilweise von Schlacken gereinigt und zu Roheisen wird. Und er erzählte von dem Frischen und Bessemern, wodurch das Eisen immer mehr und mehr gereinigt, endlich zum feinsten Stahle wird.

Und durch die Hütten eilen und poltern die schwarzen, schwitzenden, halbnackten Arbeiter; Diese ziehen Lasten, Andere leiten riesige Maschinen und wieder Andere legen die grauen fertigen Eisenstangen in Stöße, daß es klingt und klirrt. Es schnauben Dampfmaschinen, es rauscht Wasser, daß es fast zum Taubwerden ist.

Gabriele bat ihren Begleiter recht innig, daß er sie aus diesem Gewirre herausführe.

„Das ist das Haus des Hammers," sagte Hans, „und der Hammer ist der Vater des Pfluges und des Schwertes. Ist meine Schülerin zufrieden mit der Menschen Arbeit?"

Als die Gesellschaft Alles besehen hatte, machte Herr Sturmhaus eine sehr höfliche Einladung: Die Herrschaften möchten ihm und seinem Hause die Ehre anthun, eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen.

Die Gräfin ließ sich wiederholt bitten, in das Haus zu kommen, welches am Wege vor dem Werke steht und sich durch Größe und Eleganz von den Arbeiterwohnungen auszeichnet.

Frau Sturmhaus selbst kam herans, bat die Aristokratin „um die Ehre" und wollte ihr die Hand küssen.

„Protestier'!" sagte die Gräfin, gieng dann aber doch in das Haus.

Als sie in dem großen Speisezimmer um den gedeckten Tisch saßen und sich an den kalten Speisen und feinen Weinen labten, that die Gräfin die Bemerknng, daß sie es gar nicht geahnt habe, in dieser Gegend so viel Comfort zu finden, und sie zöge es doch wohl vor, die Sommerfrische in Reichau, als in diesem verotteten Dorfe d'rin zu genießen, wenn sie den Ort nicht der herrlichen Partien in's Gemsgebirge wegen gewählt hätte. Von der Wundercur auf dem Kranzkogel und von ihrem Uebel, das sich übrigens in den letzten Tagen wirklich etwas gebessert hatte, ließ sie nichts merken.

Digitized by Google

Ob sie es denn nicht ahnte, daß man bereits allerorts davon wußte und sich darüber sehr Verschiedenes in die Ohren munkelte?

Die Gesellschafterinnen lobten zu einander flüsternd das Hausbrot sehr; der Hofmeister rühmte das ganz besondere Bouquet des Weines, Pater Severin neigte zu diesen Aeußerungen sehr beistimmend den Kopf und aß und trank.

Das Gespräch drehte sich Anfangs um die Zustände des Ortes, um das gar entsetzlich einfältige Bauernvolk, um das grobe, aufgeklärt sein wollende Bürgerthum.

„Leider zu wahr!“ fiel Hans ein. „Dem Bauernvolk wird der humane Geist ganz vorenthalten, ein Theil des Bürgerthums aber, besonders auf dem Lande, faßt diesen Geist verkehrt auf. Phrasen allerwegen, aber handelt es sich um Opfer für Besseres, so treten solche Leute, wie ich sie meine, zurück, verweigern ihre gemeinsame Kraft, versagen der Schule die nöthige Unterstützung.“

„Bah, Schule,“ sagte der Hofmeister wegwerfend, „der Bürger mag sein Handwerk lernen, und der Bauer hat das Ackern von seinem Vater.“

„Allerdings,“ versetzte Hans, „aber dies reicht bei Weitem nicht —“

„Ist gut,“ unterbrach ihn der Hofmeister, „Sie vertreten die Partei, zu der Sie gehören; wir sind in politischer und socialer Beziehung anderer Ansicht, und werden uns schwärmerische Gegner noch lange nicht gefährlich“.

Die Gräfin hatte, da sie nichts mehr genoß, während dieser Erörterungen mehrere Male gegähnt, und wenn das drollige Schoßhündchen sie nicht ein wenig unterhalten hätte, wäre sie eingeschlummert. Als sie nun aber hörte, daß der Lehrer ihrer Tochter ihr Gegner sei, wurde sie aufmerksam.

Pater Severin, der seinen leiblichen Bedürfnissen bereits halb und halb Genüge gethan hatte, so weit es einem Priester des Herrn ansteht, bemerkte die Aufmerksamkeit der Gräfin. Seit jenem Morgengespräch mit Hans, bei welchen er, nebenbei bemerkt, den Kürzeren zog, trug der Pater einen Plan mit sich herum.

Er wußte nun das Gespräch auf das religiöse Gebiet zu führen, er deutete an, daß die Religion besonders in der Erziehung den wesentlichsten Einfluß habe, und daß sohin Erziehern und Lehrern eine religiöse, gut katholische Gesinnung nicht genug zu empfehlen sei.

„Es sollte mich sehr freuen, wenn ich irre,“ fuhr der Pater fort, „allein einzelne Aeußerungen unseres jungen Erziehers, und namentlich verschiedene Aufsätze, die er durch confessionslose Blätter im Volke verbreitet, haben mich mit einiger Besorgnis erfüllt.“

Die Gräfin hatte während dieser Rede einige Male mit dem Kopfe genickt und blickte jetzt fragend auf den Lehrer ihrer Tochter.

Hans sagte: „Ich überlasse die Antwort der Zeit,“ und erhob sich.

— — — — — — — — —

Später, als Hans allein im Vorhause stand und durch ein offenes Fenster in den Blumengarten blickte, trat Gabriele zu ihm hin, faßte seine Hand an und sagte leise:

„Herr Johannes, nicht wahr, Sie gehen nicht fort?“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Weiſe und das Weltkind.

Von Auguſt Silberſtein.

Es lehrt ein Efendi im Schatten von Säulen und Ranken,
Da ſieht einen Greis, die Stirn' voll Gedanken,
Herbei man wanken.

„O weiſer Efendi — in meinen letzten Tagen,
Eh' ſie mich Weltkind zu Grabe tragen,
Laß Dich befragen!

Wann lebt' ich wirklich? In meiner Jugend Erheben
Beſchaut' ich das Daſein und dachte eben:
So iſt's ein Leben!

Jedoch in's Mannesalter getreten, in's wichtige,
Erſchien mir die Jugend als unreif nichtige,
Und jetzt das Richtige!

Dann ward ich ein Greis, das Haar des Hauptes bleichte,
Und Alles verwarf ich, nur nicht das Seichte,
Das dann Erreichte!

Jetzt iſt's zu Ende, und da will Alles zerſtieben.
Verlor'nes Daſein! Nur Eins ſcheint geblieben:
Ein Leben drüben!“ —

Da ſprach der Weiſe, zum Segen erhoben die Hände:
„Du lebteſt Dich aus in jeglicher Wende,
Ganz bis zum Ende!

Du fandeſt Dich ſtets und dennoch zum Neuen geſtaltet,
Im Leben erfahrend, daß, wenn es veraltet,
Noch and're waltet!

Zieh' hin in Frieden und laß Dich mit Erd' bedecken,
Nur Wandlung iſt's, des Wurmes Strecken
Zum Falter-Erwecken!“

Digitized by Google

Das Erdbeben im Mürzthal

in der Nacht zum 1. Mai 1885.

Also in Gottesnamen schlafen. Wenn wir aufwachen, ist der Mai.

In friedlicher Ruh' der Frühlingsnacht träumt man ihm entgegen, an der Seite längst heimgegangener Lieben wandelt man still im Schattenland — auf wiegender An. Plötzlich rüttelt's Dich auf, mitten in einem brausenden Orkan bist Du; aus den Grundfesten des Hauses herauf wirbelt ein donnernder Strom, ein Sausen in der Luft, ein Krachen in den Mauern, von sich schleudern will Dich Dein Lager. Die Kästen und Geräthe, die Bilder und Figuren an den Wänden schwanken wild klirrend, noch ein Stoß, ein zweiter — dann verdonnert und verzittert es.

Was war das? Du bist während des unerhörten Sturmes im Bette liegen geblieben und hast fragend in den dämmernden Aufruhr hineingestarrt. Jetzt denkst Du an ein Erdbeben und springst auf. Aber, nachdem Du Dich überzeugt hast, daß Alles steht und ruht in seinem gewohnten Frieden, setzest Du Dich wieder auf das Bett. Liegen magst Du nicht mehr. Als endlich das Pochen Deines Herzens sanfter geworden ist, beginnt Dir zu grauen, zu grauen vor dem Vollmond, der zum Fenster hereinscheint, zu grauen vor der großen Stille. Es ist stiller als sonst, und nun nimmst Du wahr, daß die Wanduhr steht. Ihr Zeiger weist auf sechzehn Minuten nach Mitternacht. Dein Grauen wächst, es rieselt kalt in Deiner Stirnhaut, über Deinen Rücken; vor den Schatten des Zimmers, vor der mondbeschienenen Büste Deines geliebten Schiller, vor dem leisen Geräusch Deiner eigenen Bewegung graut Dir. Rufen willst Du und bringst nur ein ersticktes Stöhnen hervor. Kalter Schweiß steht auf Deiner Stirne. — Noch ringt mit diesem seltsamen Schauern des Herzens die Vernunft, und sagt: ein Erdbeben war's und nichts weiter. Fest steht Dein Haus noch, und wenn der Morgen tagt, wirst Du lachen über diese kindische Angst! — Es nützt nichts, der Schreck fiebert durch Deine Nerven. — Jetzt ist irgendwo auf der Welt wieder ein Unglück geschehen, denkst Du, und beginnst zu weinen. — Der Sturm, der Blitz, sie haben etwas Göttliches, Befreiendes; das Erdbeben ist ein Dämon. Die lieben Wände des Hauses haben eine feindliche Seele bekommen, das traute Stübchen ist zum Rachen eines Ungeheuers geworden.

Als nach den bangen Stunden die Sonne endlich aufgeht, ist die Stimmung freilich eine andere: man erzählt, ohne sich selbst noch treu nachfühlen zu können; man horcht den Erzählungen Anderer. Jedem ist seine eigene Wahrnehmung die interessanteste, die wichtigste. Man sucht in der Mauer nach Sprüngen, und jedes losgelöste Stückchen Mörtel wird zum Ereignis, und mit Behagen tritt man nun die Sache breit und mit Spannung erwartet man die Zeitungsnachrichten — vielleicht ist doch irgendwo mehr geschehen als bei uns.

Von oben und unten kommen kurze und vage Berichte, sich alle ähnlich: Heute, nach Mitternacht starkes, drei Secunden — oder auch fünf Minuten — dauerndes Erdbeben von

Digitized by Google

Südost nach Nordwest — oder auch umgekehrt. Klirren der Fenster, Aufschrecken vom Schlaf, Erschütterung einzelner Gebäude, und was so des Außerordentlichen bei einem Erdbeben mehr ist.

Am 1. Mai 1885, von dem ich hier spreche, war es ähnlich, nur die kurzen Berichte aus dem Mürzthale waren ernsterer Natur. Große Verwüstungen, eingestürzte Häuser, erschlagene Menschen. Unsere Blätter haben keine Berichterstatter für elementare Katastrophen im Vaterlande, sie haben Anderes zu thun, und wer also Näheres von dem Schicksale seiner Heimatsgenossen wissen will, der muß selbst an Ort und Stelle gehen.

Ich fuhr in's Mürzthal, nach Kindberg, welcher Ort als Mittelpunkt des Erdbebens bezeichnet wurde. Je näher ich von Graz aus der Gegend kam, desto häufiger traten mir an Wächterhäusern und Bahnhöfen kleine Spuren des Erdbebens entgegen. Bei Marein sah ich den ersten geköpften Schornstein. Weiter oben eingestürzte Giebelmauern, zerrissene Ziegeldächer. Die Wächterhäuser hatten große Sprünge und gebrochene Gesimse.

Vom Kindberger Bahnhof aus begab ich mich auf den nahen Calvarienberg, einen Felskegel im Südwesten des Fleckens, mit den bildlichen Darstellungen des Leidens Christi. Ich hatte nicht den Muth, in den Ort zu gehen und blickte vom Felsenkegel — unter dem Kreuze stehend — hinab auf das schwer heimgesuchte Kindberg. Wie lieblich dieser Ort daliegt in der mailichen Gegend! Ein herrliches Thal voll Wiesengrün und glitzernder klarer Bäche. Reich bevölkert, überall fröhliche Arbeit und Spuren bürgerlichen Wohlstandes. An den nahen Bergen wohlgepflegte, üppige Wälder mit gastlichen Ruheplätzen für Sommerfrischler, die von jeher Kindberg gerne aufgesucht haben. Auf einer der bewaldeten Bergspitzen im Süden des Fleckens versinken heute die letzten Ruinenreste des alten Schlosses Kindberg, das im dreizehnten Jahrhundert durch ein Erdbeben zerstört worden ist. Auch seither ist Kindberg — zum Glücke stets in großen Intervallen — mehrmals von verheerenden Erdbeben heimgesucht worden, bis durch die Nacht zu diesem 1. Mai die Unglückschronik neuerdings um ein Blatt vermehrt wurde.

Wenn man so hinblickt über die hochgiebeligen Häuser, da merkt man nichts. Ich mache aber aufmerksam, daß auf dem etwas nach links gesenkten Kirchthurm das Kreuz fehlt. Endlich gieng ich hinab. Wer ahnungslos die breite Reichsstraße passierte, die platzartig durch den staatlichen Flecken führt, dem fiel nichts auf, es war scheinbar Alles im guten Zustand, nur daß auf der Gasse ein gewisses aufgeregtes Leben herrschte, und daß Männer große Balken hin- und hertrugen, mit denen Gewölbe und Mauern gestützt wurden. Nun sah ich, mitten im Orte, in der Nähe der Kirche ein altes, stattliches Haus, das an drei Seiten von oben bis unten mit zahlreichen Balken gestützt war. Es ist das Haus, in welchem beim Erdbeben ein einstürzendes Gewölbe eine alte Frau getödtet hat. Die Leiche wurde unmittelbar nach der Katastrophe von Feuerwehrmännern aus dem Schutte gegraben und bei Mond- und Fackelschein durch das Fenster vermittelst Stricken in den Hof hinabgelassen. Ein Sohn der alten Frau, der im selben Zimmer geschlafen hatte, entkam über Trümmer mit genauer Noth dem Tode. Im selben Hause wurde einer anderen Frau mit Kindern die Flucht unmöglich, da ein Schutthaufen die Thür verrammelt hatte. Herzerschütternd rief sie durch das vergitterte Fenster um Hilfe für ihre Kinder, bis sie von der wackeren Feuerwehr gerettet werden konnte.

Am Fuße des Kirchthurmes lag das herabgestürzte Kreuz. Es war erst vor einigen Jahren erhöht worden,

Digitized by Google

und der Mann, der es hinaufgetragen, hat seine kleine Geschichte. Derselbe pflegte sich oft mit Thurmkreuzaufrichten zu beschäftigen; da stürzte er einst von einem Thurme herab und gerade in ein offenes Grab des Kirchhofes. Bein- und Armbrüche hatte er erlitten, daß er ein armseliger Krüppel war. Trotzdem bestieg er noch hohe Thürme, und als er auch in Kindberg vor ein paar Jahren das Kreuz hinauftrug und es oben in die Hülse senkte, war er dabei kühn und flink wie ein Eichhörnchen. Diesen Mann suchten nun die Kindberger abermals, denn der Bevölkerung ist es unheimlich, so lange das schützende und segnende Kreuz nicht wieder auf der Spitze ihres Thurmes steht.

In der Pfarrkirche war der Chor so schadhaft geworden, daß er abgesperrt werden mußte, und haben sie zum Gebrauche bei dem Gottesdienst ein Harmonium in die Kirche getragen. Auch hatte am Sonntag nach der Katastrophe eine Bittprocession zum Calvarienberge stattgefunden. Die Leute waren durch Erdstöße, die sich in den nächsten Tagen wiederholten, stets immer wieder in neuen Schrecken versetzt.

Große Verheerungen litt der Pfarrhof und das Schulhaus. Letzteres, ein großer, hübscher Bau, ist erst vor einem Jahre eröffnet worden. Er hat zahllose Sprünge, wovon manche so weit gähnen, daß man die Hand durchstecken kann. An einer Ecke droht das Gesimse einzustürzen. An vielen Stellen tragen die Beschädigungen den Charakter, als hätte der Blitz eingeschlagen oder als hätte man mit stumpfen Werkzeugen Schrammen in die Mauer gezogen. Eine merkwürdige Erscheinung bietet sich in einem der Schulzimmer. Mitten an einer etwa vier Klafter breiten Wand, von den beiden Ecken gleichweit entfernt, steht ein Kasten. Vom oberen Rand dieser Wand ist durchwegs die Hohlkehlefüllung niedergebrochen; nun sind aber die Mörtelstücke nicht auf den Fußboden gefallen, wie es natürlich wäre, sondern von beiden Ecken her auf den Kasten geschleudert worden, wie es wohl auch natürlich sein wird, wenn man zwei gegenseitige Stöße annimmt, die sich hier getroffen.

In Kindberg steht nicht ein Haus, das nicht wesentlich beschädigt wäre. Bei vielen ist der Schaden ein höchst bedenklicher und noch nicht abzusehen. Von den Schornsteinen standen die wenigsten aufrecht, und hatten die von weit und breit telegraphisch herbeigerufenen Arbeiter vor Allem die Schornsteine zu bauen, daß in den Häusern wieder Feuer gemacht werden konnte. Die Gebäude haben große Risse und Sprünge, wovon sich viele täglich vergrößern. Außenwände sind von Zwischenwänden losgetrennt und neigen sich nach außen. Thüren, die gestern noch normal waren, gehen heute nicht mehr auf und zu. An einzelnen Stellen, heißt es, soll sich der Grund senken; aber zum Glücke ist nicht der Boden, sondern das Gerücht grundlos. Dort und da hat der Boden Risse oder ist aufgeschürft.

Alsogleich nach der Katastrophe sind die Leute, welche nicht von selbst auf die Gasse geeilt waren, aufgefordert worden, die Häuser zu verlassen. Denn ein nächster heftiger Stoß hätte manches Gebäude über den Haufen geworfen. Große Anerkennung verdient das energische und umsichtige Eingreifen des Bürgermeisters Pezlederer. Auch manch' Anderer hat seinen Mann gestellt und die Feuerwehr hat sich wacker gehalten. Die Leute hatten Bänke und Sessel aus den Häusern getragen und, in Plaids und Pelze gehüllt, die kühle Frühlingsnacht unter Klagen und Angst auf der Gasse zugebracht. Der helle Mondschein und der Gesang der Vögel soll zu dem Jammer der Menschen einen erschütternden Contrast gegeben haben.

Im Laufe des Vormittags gieng im Orte ein Gerücht um, ein Telegramm vom Erdbebenforscher Falb sei

Digitized by Google

eingelaufen, daß um vier Uhr Nachmittags noch ein weit größeres Erdbeben zu erwarten sei. Das regte die Leute noch mehr auf, so sehr sich auch die Behörde Mühe gab, sie von der Grundlosigkeit des Gerüchtes zu überzeugen.*)

Viele Leute mußten delogiert werden, Andere kehrten aus Eigenem nicht in ihre Wohnungen zurück, sondern wohnten in hölzernen Gartenhüttlein oder in hölzernen Bauernhäusern der Umgebung. Manche Familie war vom ersten Stock in das Vorhaus und die Räume des Erdgeschosses herabgezogen, um im Falle eines neuen Erdbebens sofort in's Freie flüchten zu können.

Interessant sind mir die verschiedenen Eindrücke, die das Erdbeben auf die Leute gemacht. Der Eine meinte, es habe der Blitz in's Haus geschlagen; ein Anderer, es habe in der Nähe eine Explosion stattgefunden; ein Dritter, es sei das Haus im Brand und stürze der Dachstuhl ein, ein Vierter hörte es wie den Zusammenstoß zweier Eisenbahnzüge. Eine alte Frau glaubte geradezu, es hole sie der Teufel, und im Zimmer umhertaumelnd, rief sie fortwährend: „Bin ich denn gar so höllisch schlecht gewesen, daß es ein solches Ende nimmt mit mir?“ Ein Familienvater in Krieglach hatte während des erschütternden Donnerns, da es Sand und Kalk niederhagelte vom Plafond, keinen anderen Gedanken, als den: Jetzt geht die Welt zu Grund, Gottlob, daß wir in dieser Sterbestunde Alle beisammen sind! Einem Manne der im Bette lag, fiel ein großes Stück Mörtel auf die Füße. Er schleuderte es mit dem Bein auf den Boden und schlief weiter. In einem Bauernhof der Umgebung von Mitterdorf waren Burschе just bei dem in dieser Nacht üblichen Maibaumsetzen. Der Maibaum ist einer Dorfschönen vermeint. In dem Augenblick, als sie den Stamm emporheben und mit Kraft in's Loch senken, bebt die Erde, „Oho!“ ruft einer der Burschе, „nur nit so heftig hineinwerfen, sonst springt die Weltkugel auseinander.“ Die guten Jungen waren der festen Meinung, ihre Kraft habe den Boden erschüttert. Drüben bei Fischbach soll ein Bauernweib gerade an der Bahre ihres Bruders gestanden sein. Im Augenblick, als sie das Bahrtuch aufhob, um ihn anzusehen, bebte die Erde. In der Meinung, daß sich der Todte geregt, war sie so sehr erschrocken, daß sie in Ohnmacht fiel. Aehnliches geschah in Kindberg einem Manne, der am Friedhofe vorbeiging; er warf einen Blick auf die mondbeschienenen Kreuze, sie bewegten sich, er stürzte vor Schreck zu Boden.

Ein zur Stunde durch Mitterdorf Wandernder wunderte sich daß, daß es in diesem Orte Dachziegel und Schornsteine hagle, merkte selbst aber gar nichts von der Erschütterung. In Krieglach sah ein heimkehrender Arbeiter das Schulhaus hin- und herwackeln, spürte aber unter sich kein Schwanken. Auch in Krieglach hatte jedes Haus mehr oder minder gelitten, besonders aber das neue Kirchlein am Gölk, welches der Stolz der Gegend ist. Die Wände und das Gewölbe zeigen bedenkliche Sprünge. Der alte Franzl, der in dieser Waldkirche dreimal des Tages die Glöcklein zu läuten hat, hält die Erschütterung der Kirche für eine Strafe Gottes, „weil die Bauern jetzt gar nimmer den Hut abnehmen, wenn sie an der Kirche Unserer lieben Frau vorbeigehen.“ — Freilich meinte darauf ein Anderer, da hätte unser Herrgott ja die Bauern „beuteln“ sollen und nicht unsere liebe Frau.

Nebst Kindberg hat Mitterdorf und Wartberg am stärksten gelitten. In Wartberg ist das Schulhaus nahezu

*) Auch später wiederholten sich im Mürzthal derlei beunruhigende Gerüchte, wie sich auch die Erdstöße wiederholten. Die Bewohner von Wartberg brachten noch Ende Mai eine ganze Nacht aus Angst vor einem prophezeiten Erdbeben im Freien zu.

Digitized by Google

zerstört worden. Ueberhaupt haben neue Gebäude verhältnißmäßig mehr gelitten, als ältere. Man baut heute vielleicht zu rasch und nimmt schlechteres Baumateriale als früher. Auf dem Wartberger Kirchenthurm ist das erst vor einem Jahre hinaufgesetzte Kreuz umgebogen worden, daß es nun unheimlich schief gegen den Berg hinneigt. Während des Erdbebens haben die Glocken geläutet.

Wie das Erdbeben im Kleinen gespielt, davon wurden die wunderlichsten Sachen erzählt. Hier möge nur Einiges angeführt sein. Von acht Fuß hohen Kästen hat es große, dünne Gläser, wie man solche zum Schutze von Gartenlichtern verwendet, auf das Steinpflaster geschleudert, ohne daß sie zerbrachen. Messer und Gabeln wurden aus ihren Körben und weit hingeworfen. Schornsteine sind umgedreht worden, wie man einen Strick dreht, ohne daß sie herabgestürzt wären. Auf einem Wandpostamentchen stand eine Gypsfigur des Kaisers Josef, dieselbe drehte sich während des Erdbebens auf ihrem Postamente so, daß sie nach demselben das Gesicht der Wand zuwendete, als wolle sie von der lieben heutigen Welt nichts mehr sehen. Eine Pendelnhr, die trotz allen Bemühens nicht zum Gehen zu bringen war, ist durch das Erdbeben in Gang gekommen, während sonst alle Pendelnhren stehen geblieben sind. Die Wirkung war in einem und demselben Raum oft eine höchst ungleichartige. Der eine Gegenstand blieb ganz unberührt, der andere, vielleicht scheinbar schwerfälligere, kam aus seiner Lage. Im Steueramte zu Kindberg rückte das Erdbeben die Wertheim'schen Cassen, in welchen die Steuergelder aufbewahrt werden — Jedermann weiß, wie schwer solche Cassen sind! — handbreit von der Wand. Der Vogelkäfig gleich daneben blieb ruhig auf seinem Tischchen. Es war, als ob die geheimnisvollen Kräfte nicht immer aus der Erde und den festen Gegenständen, sondern auch aus der Luft kämen.

Der Herd dieses Erdbebens scheint zwischen Kindberg und Wartberg zu liegen, dort, wo der Wartbergerkogel scharf in das Thal springt und dasselbe einengt. Auch südlich in den Gegenden des Teufelsstein, sowie nördlich im Hochgebirge des Schwaben, um Aflenz, Mariazell, Mürzsteg, Mürzzuschlag, Langenwang ist dieses Erdbeben mit großer Heftigkeit aufgetreten.

Der Schaden, den das Mürzthal erlitt, ist groß; der des Marktes Kindberg soll nach beiläufiger Schätzung 120.000 fl. betragen.

Ein paar Tage nach der Katastrophe hat der Statthalter von Steiermark die meistbedrängten Orte besucht und den Leuten auf Hilfe vom Kaiser, vom Lande Hoffnung gemacht.*) Später kam der Landeshauptmann, Trost und Rath anzubieten. Aber die Sorge um Geld und Gut stand der Bevölkerung in zweiter Linie, vor Allem zitterten die Leute vor einer Wiederholung des Erdbebens — bangten um ihr Leben.

Diese Zeilen sind noch unter dem Eindrucke der Tage nach dem Erdbeben geschrieben worden; sie mögen im „Heimgarten", der seit jeher alle außerordentlichen Ereignisse in Steiermark zu verbuchen pflegt, ihren Platz finden. Zur Zeit, da dieser Bericht unter die Presse geht, herrscht in den geschädigten Orten des Mürzthales bereits muntere Thätigkeit im Aufbauen des Hingefallenen, im Befestigen des Zerrüttelten. Muth und Zuversicht belebt wieder die Herzen, wie es sein muß, wenn man auf Erden bestehen will. Allfort aufrecht!

Kindberg, im Mai 1885.

R.

*) Der Kaiser hat den Schwergeschädigten eine großmüthige Spende von 3000 fl. zukommen lassen.

Digitized by Google

Gib uns heut' unsere tägliche Arbeit!

Eine Bergpredigt von P. K. Rosegger.

Zu den widerwärtigsten Dingen des gewöhnlichen Lebens gehört für mich ein Feiertag in der Stadt — der Müssigang im Großen. Da kommen sie hervor aus ihren Verstecken mit ihren kindischen Schwächen, aufgeputzten Fehlern, geschminkten Lastern und Thorheiten, putzig und hohl und die Meisten ein Thier im Sonntagsrock. Kaum etwas Peinlicheres kenne ich, als einen Gang durch die Massen der Sonntagsspazierer; da weht — abgesehen von dem Cigarrengestank — durch die Luft ein eigenthümlicher, trivialer Hauch, es prickelt nach Hochmuht, Scheelsucht, Tratsch, Völlerei und gegen Abend hin nach allen sieben Todsünden zusammen.

Und doch ist das nicht der eigentliche Müßiggang, es ist die Erholung, die der Arbeiter nöthig hat. Es ist der einzige Tag, für dessen Genuß so Viele die ganze Woche über arbeiten müssen, der einzige Tag, an welchem sie nach ihrem Dafürhalten wirklich leben. Auch ich kenne das Feiertagsglück des Arbeiters, aber freilich nicht so, wie es die großen Massen verstehen. Ich hatte kein Geld, nicht einmal einen ordentlichen Sonntagsstaat, und solche Leute sind gezwungen, aus dem Feiertag einen Ruhetag, einen Tag der Sammlung und Beschaulichkeit zu machen, sei es in der stillen Stube, sei es in der freien Natur.

Nun, ich gönne jedem Arbeiter seinen Sonn- und Feiertag und freue mich, daß jetzt auch ein Gesetz dafür einsteht. Denn sich zu erholen, sich aufzuheitern und zu zerstreuen gehört auch zur ersprießlichen Thätigkeit, weil es stärkt und neuerdings tüchtig macht zur Erfüllung der Berufspflichten.

Wem nun aber schon die an und für sich harmlose und nothwendige Sonntagsbummelei der Städter so zuwider ist, den möchte ich einmal hören, was er über den Müßigang aus Beruf denkt. Es gibt kaum etwas so Verächtliches, als gesunde Leute, die nicht arbeiten. Wenn einmal ein Wanderbursche um einen Reisepfennig zuspricht, was ist das gleich für ein Geschrei: „So gesund und stark und betteln! Arbeitet!" Aber, liebe Leute, er würde arbeiten, wenn man ihm Arbeit gäbe. Schon sein Wandern und Betteln ist mehr Arbeit, als das zweck- und zielose Dahinleben so Vieler, deren Mittel den Luxus des Müßigganges erlauben. Sein Wandern hat Zweck, denn er sucht Arbeit; sein Betteln hat Zweck, denn es soll ihn ernähren.

Wo ich denn so viele Müßiggänger sehe? werde ich gefragt. Es seien ja doch die meisten Leute — auch die Reichen — mit irgend etwas beschäftigt.

Nun meine ich aber das: Wenn Einer einen Wettritt macht und schweißtriefend davon nach Hause kommt, so ist das keine Arbeit. Wenn ein Millionär einen halben Tag holzhackt, um die Zeit zu vertreiben und Appetit für das Diner zu gewinnen, so ist das keine Arbeit.

Arbeit ist eine Thätigkeit, welche einen allgemeinen materiellen oder moralischen Nützlichkeitszweck hat, und als solche hat sie den großen sittlichen Wert. Der Mann, der an der Straße Steine schlägt, wird's allerdings nicht des allgemeinen Nutzens wegen thun, sondern

Digitized by Google

des Taglohneswillen, der ihm dafür gezahlt wird. Aber, daß dafür gezahlt wird, beweist, daß der Steinschläger etwas Nützliches, auch für Andere Vortheilhaftes treibt.

Eine Dame, die im Salon sitzt, widerliche Besuche empfangen und dazu ein vergnügtes Gesicht machen muß, hat nachgerade eine nervenaufreibende Thätigkeit, aber sie arbeitet nicht, denn was sie thut, kommt Niemand zugute, den Besuchern ist die Komödie ebenso lästig, als ihr selbst. Das dreijährige Kind ißt und trinkt und spielt; es arbeitet, wenn auch unbewußt, es wächst und gedeiht und erlangt damit die Hauptbedingungen zur Erfüllung eines einstigen Berufes.

Ich fühle mich am vollsten befriedigt, während ich arbeite; da schweigen die Leidenschaften, und da kommt menschliches Leben und Fähigkeit zum Ausdruck, zum Rechte, mein Wesen dehnt und weitet sich nach außen und lebt in den Producten. Und im gewissen Sinne kann das jeder Arbeiter — der Schuhmacher wie der Schriftsetzer, der Maurer wie der Professor — von sich sagen. Die Bethätigung unserer Sinne ist Genuß, warum soll die Bethätigung unserer Kräfte und Anlagen nicht Genuß sein? Das ist aber nur wahr, wenn man sich nicht geirrt hat in seiner Berufswahl. Doch auch in diesem Falle gibt es Auswege für Den, der arbeiten will und von der Anschauung, daß jede Arbeit ehrenwert sei, durchdrungen ist. Gewisse Leute gibt es, die „für Alles taugen"; und auch wieder gewisse Arbeiten, die von Jedem vollbracht werden können. Heute kann man auch nicht von sogenannten geistlosen Beschäftigungen sprechen, solche macht die Maschine. Stelle einen Vernunftlosen zum Pflug, zur Kelle, zum Schlegel, zum Griffel, Du wirst die menschliche Arbeit bald von der ungeleiteten Kraft unterscheiden lernen.

Jeder Lump hat einen philosophischen Grundsatz, nach dem er lebt. Eigenthum ist Diebstahl, sagt der Tagedieb; das Leben genießen, dann sich erschießen, sagt der Verschwender; Arbeit schändet, sagt der Müßiggänger. Wer von den Aufgaben und Zielen der Menschheit nur die leiseste Ahnung hat, der weiß es: Ehrwürdig ist die Arbeit in jeder Form, und ehrlos der Müßigang in jeder Form.

Man pflegt die körperliche Arbeit nicht so hoch zu achten, als die geistige; moralisch — im Sinne des Intellectuellen — ist freilich diese oft wertvoller, aber ethisch jene. Denn weil die körperliche Arbeit — wenigstens für den Moment und scheinbar — anstrengender ist, als die uns oft gleichzeitig amüsierende geistige, so bedarf sie einer größeren Selbstverleugnung, als diese. Sie ist gleichzeitig eine Schule der Selbstverleugnung, die Arbeit macht ein Volk moralisch stark, uneigennützig und unthätig. Es ist ja eine alte Wahrheit, daß ein regelmäßig arbeitender Mensch — abgesehen von der Sicherheit seiner materiellen Existenz — weniger auf Abwege kommen wird, als ein anderer. Zudem ist die normale Bethätigung seiner Kraft und Anlagen die Grundbedingung der Gesundheit. Nennt mir einmal die Hauptursachen der Nervosität in der besseren Gesellschaft. Einerseits die Ueberbürdung des Geistes, andererseits der Müßiggang. Der Müssiggang gilt Manchem für das höchste Ziel des Lebens, für den Lohn aller Arbeit. Reich werden, um nicht arbeiten zu müssen! Wenn wir in's tägliche Leben blicken: wer ist gesünder, die Dienstmagd oder die Hausfrau? Und welche von Beiden ist vergnügter? Die Arbeitende. Doch arbeitet nicht auch die Hausfrau? Sticken, Stricken, Stopfen u. s. w. Lauter zweckdienliche Arbeiten, es ist wahr, aber wenn ich meine eigene Frau bin, so wähle ich mir Arbeiten, die Körper und Geist beleben, statt Beide zu lähmen. Die Dame regiert das Haus! Sehr wohl, aber

Digitized by Google

allzu oft in jener nervösen Erregung, die weniger einer Arbeit ähnelt, als einem Kampf mit dem Gesinde.

Gemeine Mütter erziehen außerdem zwar auch noch ihre Kinder; die Dame von Stand zieht es vor, sich zu langweilen; denn die Langweile — sagt der Philosoph — ist vornehmer Geburt, wie die Nervosität und das Podagra. Aber die Gicht ist noch eine wahre Wohlthat für die Gelangweilten, sie unterbricht das Gähnen.

Unter den Gebildeten finde ich zwar viel Intelligenz, aber wenig Thatkraft. Ueber Alles sehr klug reden, wie es sein soll, aber nicht handeln. Immer Mücken erschlagen, aber niemals das Fenster schließen, zu dem sie hereinfliegen. Je vollkommener ein Ding ist, sagt Spinoza, desto mehr handelt es und desto weniger leidet es. Da müßte das Volk da unten vollkommener sein, als der Weise da oben, es leidet zwar viel, aber es thatet noch weit mehr.

Philosophen wiegen sich gern in der Vorstellung der großen Ruhe: Nirwana. Die Ruhe ist der dunkle Grund, aus dem sich ihnen Arbeit und Beschäftigung hart abhebt, wie die Wogen und das Gischten auf dem Meere; vom Sturme des Lebens unablässig aufgerüttelt, haben sie doch immer Neigung, auf die ruhige Fläche zurückzusinken. Viele entscheiden sich für die dunkle, glatte Fläche; mir ist das hohe Wogen und Wallen lieber, es verhindert die Fäulnis des Meeres. Uebrigens, gegen die Ruhe habe ich nichts, wenn sie behaglich ist. Aber den Müßiggänger verachte ich, der nicht ruhen will und nicht arbeiten mag, der zu unstät ist zur Rast, zu träge zur Thätigkeit, zu feig zum rüstigen Angriff, zu verdrossen zur Durchführung und der doch wieder lechzend anlangt nach dem Resultate der Arbeit, dem Genuß. Den ganzen Tag Pflaster treten und am Abend keinen Tisch gedeckt haben; den ganzen Tag gähnen und in der Nacht doch keinen rechten Schlaf finden. Dann das Geschrei: Es gibt keine Gerechtigkeit!

Die Socialdemokraten (nicht die der verrückten Sorte, sondern die der vernünftigen) begehren nicht: Gebt uns Macht! begehren nicht: Gebt uns Brot! Sie begehren: Gebt uns Arbeit! Denn das ist das Nothwendigste für Leib und Seele. Jede Unordnung in der Gesellschaft, jede Gefahr für den Staat und die Cultur kommt von Mangel an Arbeit. Unlust an ihr rächt sich alsbald selbst am Individuum, aber Mangel an Arbeit wirft seine schlimmen Folgen rasch in's Weite. In dem Augenblicke, als ein Staat durch die Volkszählung seine arbeitsfähigen Staatsbürger verbucht, muß er wissen, wie er ihnen Arbeit gebe. Das ist seine Pflicht und das ist seine Pflicht! — Was haben wir da wohlthätige Vereine, nicht bloß — was selbstverständlich ist — für Arbeitsunfähige! Was haben wir Wärmstuben, Volksküchen, Herbergen für Obdachlose, Suppen-Anstalten, Vereine für Bekleidung, Executen-Vereine, Vereine für Feriencolonien armer Leute und andere Unterstützungs-Genossenschaften und Bettlerfabriken aller Art! Wir sind ja eine höchst wohlthätige Generation und wollen uns durchaus nicht nachsagen lassen, daß uns die Aufklärung herzloser gemacht habe. — Die Dürftigen strecken ihre Arme aus, aber nicht nach Almosen, sondern nach Arbeit. Ein Wohlthätigkeits-Verein im Großen zur Beschaffung von Arbeit, zur fruchtbringenden Bethätigung vacierender Kräfte, das wäre nach meiner Meinung das Richtige. — Wer dann noch bettelt, statt zu graben, bloß aus dem Grunde, weil er das Schreiben gelernt hat, der ist mir ein vorsätzlicher Müßiggänger.

Das Volk im Müßiggang nennt man Pöbel. Nie und nirgends hingegen ist das Volk so liebenswürdig, als in seiner Arbeit, nie sein Kopf so hell, sein Herz so frisch. Der Städter, er mag zehn Jahre im Dorfwirtshause

Digitized by Google

sitzen, er mag zu jeder Messe in die Kirche gehen, wird den Bauer nicht kennen lernen. Bei seiner Arbeit müßte er ihn aufsuchen. Am Sonntag ist der Bauer entweder bigott oder besoffen; beim Amtmann ist der Bauer entweder kriecherisch oder grob; in der Stadt ist der Bauer entweder verschmitzt oder blöde. Bei seiner Arbeit aber fühlt er den angestammten Boden unter sich, da ist er von jener würdevollen Schlichtheit, von jener treuherzigen Heiterkeit, die Gleichgewicht in sein Wesen bringt. Auch der Bauer ist gebildet, aber nur beim Pflug, bei der Sichel, bei der Axt.

Am Feiertag weiche ich dem Bauer aus, wie ich dem Städter ausweiche, aber am Wochentag suche ich ihn auf, habe ich ihn lieb. Der Menschenverächter möge den Bauer nur recht oft besuchen auf dem Felde, den Handwerker in der Werkstatt, den Bergmann im Schacht, den Fabriksarbeiter in der Fabrik, den Beamten in der Kanzlei, und er wird Menschenachter werden. Der Pflug ist gering, wenn ihn ein Anderer führt, der Hammer leicht, wenn ihn ein Anderer hebt — nur einmal *selbst* führen, Ihr hochmüthigen Herren, nur einmal *selbst* heben! Aber es ist eine gute Seele im Stiel des Werkzeugs, sie wird auch in Euch kommen, sobald Ihr das Werkzeug berührt.

Der an Arbeit gewohnte Mensch ist nicht unterzukriegen, im schlimmsten Fall hat er seinen Lohn in der Arbeit selbst dahin. — Es gibt beschwerliche Thätigkeiten, die in Noth und Elend führen, und sie haben doch ihre Freunde. Mancher trinkt sich mit Ueberdruß, spielt sich mit Aerger und Zorn, geilt sich mit Ekel arm und krank zugleich. Der Mensch ist Alles im Stand, aber Manchem kostete es viel weniger Mühe, wohlhabend und ehrenreich zu werden, als sich zu Grunde zu richten.

In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Graz litt ich manchmal an Heimweh. Die Bücher, die sonst mein Alles gewesen, widerstanden mir, ich hatte mich zu heißhungerig in sie hineingefressen. Jedes Papier ekelte mich an. Im Theater wurde mir bang, im Salon wurde mir übel, auf der Gasse war mir öde. Die Leute, die da hin und her giengen, sich ergötzten und belustigten, waren mir alle so fremd. Da stand ich oft stundenlang beim Schmied in der Postgasse und schaute dem Hämmern der Schmiede zu, oder ich saß bei einem Weber in der Sackstraße und sah in den klappernden Webstuhl hinein; dabei ward mir leicht um's Herz, die Arbeit und die Arbeiter heimelten mich an. Und auch heute ist's noch so. — Wenn ich betrübt, verstimmt bin, da mache ich mich an die Arbeit und bald gewinne ich meine Munterkeit. Wenn die Verstimmung aber einen so hohen Grad erreicht hat, daß ich die Sammlung zur eigenen Arbeit nicht finden kann, dann muß ich in eine Werkstatt oder hinaus zum Landmann, und wenn ich nicht etwa gar selbst einmal Hand anlege, so beruhigt mich schon das Zuschauen. Mir ist für meine Gesundheit die tägliche Arbeit fast so nothwendig, wie der tägliche Schlaf. Uebt man jene nicht, so kommt dieser nicht.

Zu Hause ist mir am behaglichsten, wenn sie ringsum plätten, glätten, hämmern, wenn die Nähmaschine faust und vor dem Fenster die Schaufel des Gärtners schrillt. Im Lärme der Arbeit fühle ich mich wohl, es stört mich nicht in meinem eigenen Denken und Trachten, es fördert mich.

Die meisten Leute wissen gar nicht, wie sehr sie an ihrer Arbeit hängen. Manchen Arbeiter kenne ich, der sich in seiner Mühsal tagelang auf den Sonntag freut, und dann, noch bevor dieser zu Ende geht, kehrt er freiwillig zu seiner Arbeit zurück. Der Fleischer Mirt zu Muran mußte wegen einer Grobheit, die er einer Amtsperson angethan, einmal vierzehn Tage lang im

Digitized by Google

Arrest sitzen. Da hub er an, eine Spinnenmastzucht zu treiben. Er fieng Spinnen, that sie in ein Töpfchen und fütterte sie täglich dreimal mit Mücken, die er zu diesem Zwecke einfieng, kunstgerecht schlachtete und ausweidete. Er wäre sonst — wie er versicherte — zugrunde gegangen vor Langweile, während ihm nun seine Freilassung fast ungelegen kam, denn die Spinnen waren noch nicht fett. Der alte Tischler Peter Mayer in Fischbach war gar nicht aus seiner Werkstatt herauszubringen. Es schmeckte ihm das Pfeiflein nicht, wenn er es nicht zwischen seinen Brettern und Hobeln schmauchen konnte. Schließlich entschlief er dort auf einem Brett, das er sich selbst geschnitten hatte, und die Leute wollen wissen, daß man noch lange nach seinem Tode um die Mitternachtsstunde den Peter in seiner Werkstatt hobeln gehört habe.

Wenn auch nicht Jeder in so hohem Grade an seiner Arbeit hängt, daß er sogar die Geisterferien in der andern Welt benutzt, um zu ihr zurückzukehren, so möchte ich doch nicht gern sehen, wie die Welt im nächsten Monat bestellt wäre, wenn von heute an die Leute nicht mehr arbeiten müßten. Ich ziehe keine Schlüsse, ich sage nur so viel, die Gensdarmen und die Aerzte und die Todtengräber würden über Hals und Kopf zu thun haben.

Die heutige Welt, sei sie nun im Gleichgewicht zu halten oder zu ändern, braucht vor Allem drei Dinge, nämlich Arbeit, Arbeit und noch einmal Arbeit. Und dieselben drei Dinge braucht der Einzelne heute nothwendiger als je. So manches Ideal, das sonst den Nichtsthuer beseligt oder wenigstens beschäftigt hat, ist aus dem Herzen gerissen, heißhungeriger sind die Menschen nach materiellem Genuß, rücksichtsloser sind sie gegen Andere. — Arbeit, Arbeit ist Solchen der einzige Halt, und je ernster sie ist, desto fester die Stütze.

Und so bin ich dort, wo die planmäßige Beschäftigung zum allgemeinen materiellen oder geistigen Nutzen — eigentlich Selbstzweck wird, Selbstzweck insofern, als in der Arbeit an sich, nicht in deren Folgen, der Segen liegt.

Das war ein kluger Kopf, der Stefan Breitegger, Zimmermeister in der Stanz. Als man in der Gegend die Sechziger-Lose feil hielt, sagte er, er nähme schon ein Stück, nur sorge er sich, daß er zufällig einen Treffer machen könnte. „Der Treffer," sagte er, „möchte mir leicht die Freude an der Arbeit verderben — und dann hätte ich gar nichts."

Das gemüthliche Wien.

Wir haben Wien zu lieb — allzulieb, um uns nicht immer wieder mit ihm, mit seinen Vorzügen und Fehlern zu befassen. Und zwar mit letzteren häufiger, als mit ersteren, weil wir besorgen, daß die Fehler den Vorzügen allmählich gefährlich werden müssen, wozu leider Anzeichen vorhanden sind.

Vor Kurzem ist bei Carl Gräser in Wien eine Flugschrift erschienen: „Das gemüthliche Wien", welche Beherzigenswertes enthält. Die Schrift bespricht vor Allem die geschichtliche Entwicklung der Wiener Gemüthlichkeit und dann in wohlthuend warmer Weise die guten Seiten derselben. — Hernach kommt sie aber mit großem

Digitized by Google

Freimuth auf die unseligen Abarten und Auswüchse dieser Gemüthlichkeit zu sprechen. Ganz unumwunden wird es gesagt — und ein Wiener Kind ist es, das da zornig ausruft: Was Ihr Wiener Gemüthlichkeit nennt, ist oft nichts Anderes, als Mangel an Pflichtgefühl!

„Entsinnen wir uns" — sagt der Verfasser — „beispielsweise des Ringtheaterbrandes und des darauffolgenden Processes. Empfieng nicht alle Welt im Laufe der Verhandlung den Eindruck, als seien die Angeklagten nur aus einer schier zahllosen Menge von Schuldigen herausgegriffen worden? Oder erschien der Vorgesetzte des angeklagten Feuerwehr-Ingenieurs minder schuldig, weil er nur als Zeuge vernommen wurde? Er, der die Nachricht vom Ausbruch des Brandes in einem Vergnügungslocale nächst Wien erhielt und hübsch gemächlich die Pferdebahn benützte, um zur Stadt zu fahren, dort seine Wohnung aufsuchte, sich umkleidete und dann erst auf der Unglücksstätte erschien? Er, der die Signale des unter seiner Leitung stehenden Feuerwehrcorps „so ziemlich", das soll wohl heißen: gar nicht oder doch nur höchst ungenügend kannte, wie er selbst mit verblüffender Gemüthlichkeit eingestand? Erschienen jene gleichfalls nur als Zeugen vernommenen Arbeiter, die, von einer „bösen Ahnung" getrieben, in's — Wirtshaus eilten, statt auf ihren Posten zu verharren, minder schuldig, als die factisch angeklagten und bestraften Bediensteten des Theaters? Erschien endlich jene Aufsichtsbehörde, welche sich selbst niemals darüber klar wurde, wer denn eigentlich der verantwortliche technische Leiter des Theaters war, nicht ebenso schuldig, wie der übereifrig schwatzende Beamte, der sein berüchtigtes: „Alles ist gerettet!" meldete, während in dem brennenden Hause Hunderte den letzten verzweifelten Todeskampf kämpften?

Ein anderer, minder ernster, aber in seiner geringen Bedeutung doch recht charakteristischer Fall! Die Behörde beschließt das Hinausschieben der famosen „Sperrstunde" in dem Bezirke Innere Stadt von zehn bis elf Uhr Abends. Die Hausbesitzer werden entsprechend verständigt und die Hausthüren denn auch pünktlichst um — zehn Uhr geschlossen. Weshalb? Die Herren Hausmeister sind mit dem Beschlusse der Behörde nicht einverstanden, und da sie wissen, daß Freund Schlendrian mit ihnen ist, indem er verhindern wird, daß ihre Renitenz entsprechend gezüchtigt wird, gehorchen sie ganz einfach nicht. Das Mittel ist ebenso simpel als probat, aber wohl nur bei uns anwendbar, bei den gemüthlichen Wienern, die sich Alles bieten lassen, wenn es nur mit genügender Entschiedenheit, um nicht zu sagen: Frechheit geschieht.

Man sollte meinen, daß die den besseren, also wohl auch gebildeteren (?) Ständen angehörenden Hausbesitzer allein schon eine solche Mißachtung der behördlichen Verordnung nicht dulden würden, aber weit gefehlt! Sie wissen, daß diese Nichtbeachtung kaum geahndet werden dürfte, und weshalb sollten sie den „armen" Hausmeister wegen einer Lappe der gesetzgebenden Factoren an seinem herkömmlichen Einkommen schmälern? Etwa um den Ausfall am Ende selbst ersetzen zu müssen?! Sage ihnen Einer, daß die Achtung vor dem Gesetze, unbekümmert um unsere persönliche Anschauung über den Wert desselben, ganz einfach die verdammte Pflicht jedes anständigen Menschen ist, und sie werden entweder überrascht lächeln oder spöttisch die Achsel zucken. Das sind Declamationen! werden sie antworten. Die Gesetze sind doch nicht da, um freiwillig befolgt zu werden! Der intelligente Mensch sucht sich ihrem Zwange so viel als möglich zu entziehen.

Dieser Mangel an Achtung vor der Majestät des Gesetzes ist immer und überall ein Zeichen des Verfalles

Digitized by Google

der bürgerlichen Freiheit wie aller Verhältnisse, und wer es ehrlich meint mit Wien und den Wienern, wird gegen diesen Krebsschaden, gleichviel ob er auch an anderen Orten vorhanden ist oder nicht, mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften ankämpfen müssen.

Da sind z. B. die berühmten Wiener Fiaker, die „feschen Zeugeln", auf welche der Urwiener mit liebevollem und auch erklärlichem Stolz blickt. Sie sind in der That ein ganz vortreffliches Lohnfuhrwerk, die Wagen zumeist elegant ausgestattet und reinlich gehalten, und es wäre von ihnen nur das Beste zu berichten, würde ihren Besitzern oder Miethkutschern nicht die Unart anhaften, im Kleinen ihr Gesetz nicht zu achten. Dieses Gesetz ist die behördlich festgesetzte Fahrtaxe, welche sie nicht als ihren Schützer, wie man denken sollte, sondern als ihren Feind betrachten, gegen den sie mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln ankämpfen, siegreich ankämpfen, wie Jedermann weiß, der diese Fuhrwerke häufig benützt. Das erlaubte Mittel ist die stereotype Bitte um ein Trinkgeld, das unerlaubte: Fahrtverweigerung, Renitenz, Grobheit. Und wer hat diesen seltsamen Kampf ermöglicht? Doch nur der gemüthliche Wiener selbst. Bevor er den Wagen des Fiakers besteigt, verständigt er sich mit dem Kutscher über die Höhe des zu bezahlenden Fahrpreises, welcher frei vereinbart wird, als bestünde eine gesetzliche Fahrtaxe gar nicht. Das Wunderlichste an der Sache aber ist, daß der Wiener dieses „freie" Verhältnis sogar durchaus in der Ordnung findet und den Pedanten, der darüber seine Bedenken äußert, überlegen belehrt: Das Respectieren der Taxe ist anderswo möglich, aber nicht bei uns. Dafür sind unsere Fiaker auch das „höchste" Fuhrwerk! Nun folgt die Mittheilung einer Reihe der köstlichen urwüchsigen Witzworte dieser berühmten Wiener Specialität, und wer jetzt noch die schüchterne Einwendung wagt, daß alle diese Reize auch bei Beachtung von Gesetz und Ordnung fortbestehen könnten, ja sich dann vielleicht weit länger erhalten dürften, der wird achselzuckend als ein Nichtwiener bezeichnet, welcher die Gemüthlichkeit der Unordnung und des Umgehens der Gesetze eben nicht begreife. Das Gesagte gilt im erhöhten Maße auch für die minder „feschen" und noch kühner gegen die feindliche Taxe ankämpfenden Einspänner, deren ortsübliche Bezeichnung als Comfortables wir wohl einem Witzbolde verdanken. In Hinsicht auf die geringe Reinlichkeit der Wagen und der verwahrlosten Erscheinung der Kutscher bilden sie bereits den Uebergang zu den sogenannten „Stellwagen", deren Conducteure und Rosselenker zumeist fast so schmutzig sind, wie diese altväterischen Vehikel selbst. In diesen Wagen kann man, trotz ausdrücklichen behördlichen Verbotes, die umfangreichsten Körbe und gewichtigsten „Butten" auf Knie und Füße gestellt erhalten, ohne durch den Hinweis auf die bestehende Verordnung mehr als ein stummes Achselzucken des Conducteurs zu erzielen, wobei man von Seite des Besitzers des betreffenden Streitobjectes voraussichtlich den freundlichen Rath erhält, einen Fiaker zu nehmen, wenn man bequemer fahren wolle! Auch die Ueberfüllung der Pferdebahnwagen wäre hier zu besprechen. Mit großen Buchstaben und schier greifbaren Ziffern findet sich an jedem Wagen die behördlich gestattete Anzahl der Fahrgäste mitgetheilt. Der Wiener liest, sieht sich um, zählt die doppelte Anzahl um sich herum und — lächelt. Es ist für alle Theile bezeichnend, daß von Seite der Behörde eine angeregte Abstellung dieses Unfuges mit dem Bedeuten abgelehnt wurde, daß bisher keine Klagen des Publikums vorlägen.

Abgesehen von der Scheu vor der „Schererei", welche der Verkehr mit

Digitized by Google

einer Behörde bei uns, Dank der in unserer Bureaukratie immer noch lebendigen vormärzlichen Tradition, allerdings zur unausbleiblichen Folge hat, bestimmt den Wiener noch ein anderes, dem Fremden schwer verständliches Motiv, jede Anzeige zu unterlassen: er glaubt nicht an einen Erfolg dieses Schrittes, er glaubt weder an den Willen noch an die Macht der Behörde, den betreffenden oder irgend einen Uebelstand abzustellen. Es ist nicht unsere Sache, die Ursachen dieses eigenthümlichen Unglaubens hier darzulegen, obgleich auch diese Untersuchung zu ganz interessanten Schlüssen führen dürfte; wer jemals mit den unteren Schichten unserer Bevölkerung verkehrt hat, wird die Richtigkeit der Thatsache bestätigen müssen, und dies genügt für unsere Betrachtungen, welche sich lediglich mit der Wiener Gemüthlichkeit, ihren Ursachen und Folgen beschäftigen.

Man frage doch einmal den Wiener Handwerker, der viel von dem Verfalle des Kleinbürgerthums und der Gewerbe zu klagen weiß, wen wohl die Schuld treffe an der täglich wachsenden Schwierigkeit, in Wien die Bedingungen einer nur halbwegs menschenwürdigen Existenz zu erfüllen? Er wird eine schwere Menge von Gründen und heftigen Anklagen gegen die Zeit im Allgemeinen und einzelne Menschen im Besonderen vorbringen, er wird von den goldenen Tagen des Zunftzwanges schwärmen und gegen die bösen Maschinen, sowie gegen die Verbrecherin Concurrenz zu Feld ziehen, aber von dem Erbfeinde des Wiener Handwerkers, vom Meister Schlendrian, der dem ganzen Stande auf dem Nacken sitzt, wird er kaum etwas erzählen. Die Gründe, welche den allgemeinen Verfall des Kleingewerbes wie jeder Handarbeit bedingen, sind uns wohl bekannt, dennoch scheint uns die notorische Unpünktlichkeit und Unverläßlichkeit des Wiener Handwerkers ein Factor zu sein, der bei Beurtheilung dieser Frage nicht übersehen werden darf. Hierher gehört auch die Erwähnung einer wunderlichen Geschäftspraxis all' unserer Gewerbetreibenden. Sie halten starrköpfig an dem Gedanken oder vielmehr an der Hoffnung fest, mit einem Schlage, durch einen einzigen großen Gewinn das Bedürfnis einer längeren Geschäftsepoche zu decken und sich an diesem einzigen Falle zu bereichern. Diese wirtschaftliche Stupidität hat zur Folge, daß sie kleinere Geschäfte zumeist hochmüthig von der Hand weisen, wie ja auch unsere Handwerker die Uebernahme von Reparaturarbeiten entweder gänzlich verweigern, oder doch so nachlässig und mit so sichtlichem Widerwillen übernehmen und durchführen, als erwiesen sie dem Kunden damit eine besondere Gefälligkeit — welche sie sich freilich theuer genug bezahlen lassen.

Das sind zwar durchwegs Nebensächlichkeiten, wie wir gerne zugestehen, allein es scheint uns von entscheidender Bedeutung, daß sämmtliche kleine Fehler des Wieners auf eine einzige letzte Ursache zurückzuführen sind, daß sie sammt und sonders nur einem saloppen Sichgehenlassen, dem Mangel an Achtung vor dem Gesetze und dem tief eingewurzelten Schlendrian entspringen, also den mißrathenen Kindern einer übel verstandenen Gemüthlichkeit, welche vielleicht nicht ohne Absicht just nach dieser Richtung hin zu besonderer Entwicklung getrieben wurde.

Eine übel verstandene Gemüthlichkeit! Das kann nicht oft und scharf genug betont werden, denn es gibt hier eine Sorte von Propheten, welche gerade das Evangelium dieser Gemüthlichkeit, als der alleinseligmachenden, mit vielem Geschrei verkündet, und sie gleichzeitig zu wahren Spottpreisen ausschrotet. Diese Propheten erfreuen sich der mächtigen Protection aller außerwienerischen Kreise, welche es gar zu gerne sehen möchten, wenn aus dem plumpen Gewebe dieser groben Ge-

Digitized by Google

müthlichkeit eine Schlafmütze hergestellt und dem Wiener über Augen und Ohren gezogen würde, wie weiland dem Vetter Michel, schlaftrunkenen Angedenkens. Es ist auch ein hübsches Schlummerlied dazu ersonnen worden: „Sollen's uns nachmachen!" das so hübsch der Eigenliebe schmeichelt und die Aufmerksamkeit von — minder nachahmungswürdigen Vorgängen ablenkt. „Bei uns ist es doch besser, als anderswo!" Wie gemüthlich das klingt! Wer glaubt nicht gerne, daß er besser und klüger ist als der Nachbar? Der Wiener ist am Ende Michel genug, es wirklich zu glauben, wie er an die befreiende und erhebende Wirkung seiner Gemüthlichkeit glaubt, deren Verirrungen er keine besondere Bedeutung beimißt. So läßt er sich allmählich einlullen, schläft bei dem Langer'schen Eiapopei den Schlaf des Gerechten, bis er eines Tages als ein geprellter Hans Narr erwachen wird, als ein Enterbter, der von seinen guten Freunden recht „ungemüthlich" aus dem eigenen Hause verdrängt wurde.

Soll es wirklich so weit kommen? Sollen wir es wirklich nicht über ein bißchen Gemüthlichkeit, ein bißchen Raunzen und Schimpfen hinausbringen? Soll unser Zorn, wenn wir uns einmal zu einer solchen Kraftäußerung aufschwingen, wirklich nur in augenblicklichen Ausbrüchen zu Tage treten, die flüchtig und haltlos wie Märzschnee vor dem nächsten begütigenden Worte zerschmelzen? Haben wir wirklich zu wenig Galle? Nun, dann ist es Pflicht jedes redlichen Wieners, von Stunde an diese Galle zu mehren, dieser einlullenden Gemüthlichkeit, welche zu einer so gefährlichen Waffe gegen uns werden kann, den Krieg zu erklären, einen Krieg auf Tod und Leben.

Auch der deutsche Michel schlief fest und lange, ein bißchen Nasestübern und Ohrzupfen störte ihn darin nicht. Aber man weiß, daß er, einmal erwacht, seine Gegner ziemlich unsanft in ihre Schranken zurückwies. Der gutmüthige Wiener ist trotz des unleugbaren Unterschiedes, der Nord und Süd trennt, doch der leibliche Bruder dieses deutschen Michels, und auch er wird einmal erwachen und sich seine allzu dreisten Hausfreunde ein wenig näher besehen. Nicht ihn wird die Schuld treffen, wenn es diesen „Freunden" dann ein wenig ungemüthlich werden sollte — im gemüthlichen Wien!"

So der Autor. — Unter Anderem vermißt er in Wien den modernen Salon, und geben wir ihm in dieser Sache Unrecht. Karl Weiß — so heißt der Verfasser der anonymen Broschüre — behauptet, daß für den feingeistigen Salon der — Frack eine unumgängliche Nothwendigkeit sei. Das lassen wir nicht gelten. Der Frack ist in jeder Gesellschaft und unter allen Verhältnissen ein garstig Ding und trägt zu einem feinen, gebildeten Umgang nicht das Mindeste bei, wenn der Kerl nicht darnach ist, der drinnen steckt. Ferner behauptet der Autor, die Wienerin wäre für das feine Salonleben zu wenig gebildet. Das lassen wir noch weniger gelten.

Digitized by Google

Wenn Dichter beichten.

Aha, das packt, das angelt Dich an. „Deutsche Elegieen von Stefan Milow." (Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1885), an diesem rechtmäßigen Titel wärest Du wahrscheinlich vorübergegangen. Und doch hat die Ueberschrift recht; man sollte es wissen: Jeder Dichter beichtet; besonders der lyrische. Er beichtet, so oft er ein Buch schreibt und in die Welt schickt. Und das ist interessant, daß man einen inneren Menschen offen vor sich liegen hat. Je mehr Leiblichkeit, Schelmereien und Sünden er aufweist, desto lieber ist er der Welt; je reiner und vergeistigter er ist, desto kleiner wird sein Anhang sein.

Auch hier beichtet ein Dichter, aber es ist nicht die Beicht eines schäkernden Weltkindes, dessen Sünden durch das Bekenntnis nur liebenswürdiger, ja sogar zu Tugenden geweiht werden. Es ist die Beichte eines ernsten, still in sich abgeschlossenen Mannes, einer vielerfahrenen, abgeklärten Seele, die das Leben schon mehr denkt als fühlt. Gedankenpoesie sind diese „deutschen Elegieen" Milow's, darum aber nicht kahle Verstandespoesie; denn man hört in jeder Zeile auch das Fibrieren des Herzens. Weib und Kind, Heim und Natur, Nächstenliebe, Menschenvollendung, Gott, Unsterblichkeit, Glaube, Zweifel — wie derlei einem Dichter ja viel tiefer zu Gemüthe geht und bewußter wird, als anderen Leuten — es klingt in diesen Elegieen hier lieblich, dort ergreifend aus. Eines Dichters Liebe und Hassen, Hoffen, Conflicte und Selbstanklagen — ist das nicht eine wahre, für den Bekenner herzerlösende, für den Leser herzbewegende Beichte?

Und frage Dich, Leser, ob Du genau genommen, nicht manchmal selbst so empfunden und gedacht hast in Diesem oder Jenem? Dann muß Dich die edle Form doppelt freuen, in der Dir Dein eigener innerer Mensch hier entgegentritt.

Komm, hier ruht es sich schön! Durch schützend verschlungene Zweige
Dringet so viel nur des Lichts, daß es Dich lieblich verklärt.
Hier laß fröhlich uns sitzen, den lieblichen schlafenden Knaben
Lulle Du sanft im Schoß, bis er vom Schlummer erwacht.
Rankende Rosen, sie schwanken erglühend ob unsern Häuptern,
Süßen berauschenden Duft fächelt ein Lüftchen uns zu;
Fliegen umschwärmen uns glitzernd, es zwitschert ein Vogel im Buschwerk,
Sieh nur, die ganze Natur drängt zu uns sich heran!
Innig erhebt uns die Seele, es suchen sich unsere Lippen,
Ueber dem schlafenden Kind wölben zum Kusse wir uns. —
Glückliches Los, in der traulichen Enge des eignen Besitzes,
Mit den Geliebten vereint, Dauerndes stille zu bau'n,
Während die Flur rings blüht und schon die ergrünende Scholle,
Dankbar unseren Müh'n, reichliche Ernte verheißt.
Ach, was tönt es da plötzlich so rauh aus der Ferne wie Kriegslärm!
Lauter und dräuender stets schwillt der erschreckende Klang.
Völker, entbrannt in Haß, wild starrend von rasselnden Waffen,
Fallen begierig sich an, tretend des Einzelnen Glück,
Und nicht darf sich der Mann hingeben dem ruhigen Schaffen,
Nein! zu verwüstender That soll er hinaus in den Kampf.
Aber umschlinge mich nur und verscheuche die düstere Mahnung!
Heilig ist unsere Welt, heilig der sprossende Lenz;
Halte mich fest! Noch hab' ich das Recht, Dir selig gehörend,
Hier auf dem blühenden Fleck Hüter des Friedens zu sein.

Digitized by Google

Waltender Gott, der ſchaffend Du jegliches Schöne geſtalteſt,
Ueber die Scholle, die mein, wölbeſt das ſonnige Blau,
Der Du den Himmel mit Sternen, die Erde mit Blumen beſäeſt,
Daß ich's bekenne: Du giengſt längſt mir verloren im Glück.
Hinter dem herrlichen Werk, mit dem Du ſo reich mich begnadet,
Biſt Du verſunken mir ganz, und ich erſehne Dich nicht.
Aber erzürne Dich nicht und lächle nur über den Schwärmer!
Iſt's doch auch Dein Werk, was Du an mir nun erſchauſt,
Da Du zu all den Schöpfungswundern das Wunder der Liebe
Als Dein ſchönſtes gefügt; alſo erzürne Dich nicht,
Wenn ich, ein Seliger, in einem verborgenen Winkel der Erde
Knie vor Deinem Geſchöpf, Ew'ger, als wärſt es Du ſelbſt.

Staune mit mir, o Weib! wie täglich unſeres Lebens
Kreis ſich erweitert und wächſt, hold von der Liebe geſchwellt.
Beide noch einſam verſchloſſen, empfanden wir's ſchon als Beglückung,
Da wir einander erblickt und uns zu lieben gelobt.
Als uns darauf ein himmliſcher Tag in Jubel vereinte,
War uns das Höchſte gewährt, ſtarb uns ein jeglicher Wunſch.
Aber wir prieſen es dann doch wieder als Gipfel des Glückes,
Da uns der Sprößling ward, welchen Du wiegſt an der Bruſt,
Und er verwebte ſich nun ſo innig mit unſerem Daſein,
Daß es nur einzig mit ihm noch zu gedeihen vermag.
Wie ein Bedürfnis erſcheint es uns jetzt, um ihn uns zu ſorgen,
Und den entzückendſten Dank lächelt er heiter uns zu.
Lebeck in ihm wir ja weiter. und ſeh'n wir ihn ſchön ſich entfalten,
Das vollendet uns erſt ſegnend das eigene Sein. —
Sieh, ſo ſproſſen die Wünſche dem Menſchen wie Blüten dem Baume,
Und aus der Blüte hervor bricht als Erfüllung die Frucht
Selbſt nicht kann er es ahnen, wie weit ſein pulſendes Leben,
Wenn es im Lenze ſich regt, noch es zu treiben vermag.
Aber verglüht das Jahr und reift ſchon golden die Ernte,
Weiß er, ſie ſchüttelnd zu Grund, daß ſich das Maß ihm erfüllt.

Plötzlich erfaßt mich die Frage: Begeh' ich kein garſtiges Unrecht,
Wenn ich an meinem Beſitz hange ſo ſelig entzückt?
Wenn ich daran mich ſo ganz mit allen Gedanken verloren,
Immer nur Weib und Kind liebend zu hegen bemüht.
Seh' ich die Welt nicht mehr und hab' ich des Leidens vergeſſen,
Welches ſo Viele um mich jegliche Stunde bedrängt?
Macht mein Himmel mich taub den erſchütternden Klagen der Brüder?
Wär' es ein Makel zuletzt, leben dem eignen Geſchick?
Nein! wir können ja nicht, wie fühlend uns walle die Seele,
Faſſen die Runde der Welt, drücken Jedwedem die Hand.
Daß nur ein Jeglicher ſtets dem Nächſten aus offenem Herzen
Spende ſo viel er vermag, was an Gefühlen ihm ward!
Daß nur ein Jeglicher ſtets den eigenen Schatz ſich behüte!
Nicht ausſchweifenden Sinn's, nicht zu der Anderen Schmerz,
Aber erkennend, wie reich ihn beſchenkt des Allmächtigen Gnade,
Sicher vollbringt er damit, was ihm als Menſchen geziemt.
Weiter und weiter hinaus aus enger, beſcheid'ner Umzirkung
Mag dann wachſen das Heil, mählich beſiegend den Schmerz,
Bis es aus kleinen Oaſen zur blühenden Weite ſich ausdehnt,
Bis es, ein einziger Kreis, ſegnend die Erde bedeckt.

Oft wohl hörſt Du die Andern mich tadeln, ich fliehe die Menſchen,
Zeige mich kühl und ſtolz — Theuerſte haben ſie Recht?
Darf ich denn nicht im Innern behüten die wärmere Wallung
Für den Erprobten, den Freund, welcher die Hand mir ergreift?
Freilich, der Beſſere lebt ein weithin wirkendes Leben,
Und es beſitzt ihn die Welt, wie er ſie ſelber beſitzt.
Möcht' es nur Alle erfreu'n, was Allen zu eigen ich gebe!
Möchten nur Alle im Tauſch wieder erquicken auch mich!

Digitized by Google

Gerne belauſch' ich den Menſchen, ich ſuch' ihn empfänglichen Herzens,
Wo er geſund und echt wirkt im natürlichen Kreis.
Sei's wer immer, es iſt mir der Schlichteſte wert und bedeutſam;
Schließt mir doch oft ſein Thun manches Verborgene auf.
Seh' ich den Landmann rüſtig die Scholle bepflügen, verweil' ich,
Grüß' ihn und hör' ihm zu, wenn er das Nächſte bejpricht.
Gern auch begegn' ich dem Werkner, der täglich im Schweiße der Mühe,
Wie er das Kleine vollbringt, rühmlich das Größere ſtützt.
Denn nicht Jeder vermag nach dem Letzten und Tiefſten zu forſchen;
Wenn ſich ſein Schaffen nur ſchön fügt in das Ganze der Welt.
Doch, die verkehrte Natur, die eitle, geklünſtelte Halbheit
Flieh' ich und haſſ' ich erglüht, weil ſie mein Auge verletzt.
Immer erregt es mir Zorn, führt Einer das Große im Munde,
Während ein kleinliches Herz ſchläfrig ihm pocht in der Bruſt,
Wer ein Erwählter ſich dünkt, der zeig' es in Allem bezwingend,
Künd' es in jeglichem Zug, daß ihn die Götter geweiht.
Soll ich mich gläubigen Sinns in die Werke des Künſtlers verſenken,
Der ſich im Reden und Thun ſchal wie ein Stutzer erweiſt?
Ganz ſei Jeder, wofür er ſich gibt, das einzig begehr' ich;
Keiner erſcheint mir zu klein, iſt er nur ehrlich er ſelbſt
Gäb' es ein Wort, das milder und freier von jeglichem Stolze?
Laß mich denn wandeln danach, bleiben die Tadler auch laut.

Kennſt Du im Tiefſten mich auch, ſo fragſt Du mich dennoch, Geliebte,
Was einſt lehren ich will unſerem Kinde von Gott.
Gott! vieldeutig erſcheint dies Wort, nicht möcht' ich's erklären,
Ringsum forſch' er danach, frage die Pfaffen nur nicht.
Denn ſie verdammen ihn gleich als ſchlecht im Herzen und ſündig,
Wenn er zu denken noch wagt, wo ſie ihn glauben gelehrt;
Nimmer gewähren ſie's ihm, ſein eigenes Gewiſſen zu haben,
Was als heiliges Recht fordert der ſtrebende Menſch.
Aber er meide zugleich die nüchterne, dürftige Weisheit,
Welcher der wandelnde Stoff Erſtes und Letztes des Seins.
Dringen die Einen als Mittler der Seele das fertige Heil auf,
Leugnen die Anderen keck, was ſich dem Taſten entzieht. —
Sagen dem Knaben das Eine wir nur, daß hinter dem Klarſten
Noch ein Geheimnis ſich birgt, das auf das Ewige weiſt;
Daß ihn der fallende Stein anhalte zu ſtaunendem Sinnen,
Wie der wachſende Keim und der zerſtäubende Menſch. —
Unſeres Amtes iſt nur, vor Wahn ihn immer zu ſchützen,
Daß er mit eigenem Blick ſuche den waltenden Gott;
Sucht er in Kämpfen ihn auch, nur der, den ſelbſt er gefunden,
Wird ihm ein Tröſter und wird einzig der rechte ihm ſein.

Alles vermählt ſich dem Staube, der Menſch und was er geſchaffen,
Male, zum Himmel gethürmt, müſſen verwehen in's Nichts;
Aber es bleibt doch wieder von Allem durch jegliche Zeiten,
Bleibt vom Kleinſten gewiß eine bemerkliche Spur.
All' die verronnenen Jahre, die fern ſich im Dunkel verlieren,
Formten den heutigen Tag, daß er nur ſo ſich erfüllt.
Wäre der kleinſte Moment vor Zeiten ein and'rer geweſen,
Müßte der jetzige Moment eben ein anderer auch ſein.
Klage darum nicht bang, daß Alles zerfällt und entſchwindet,
Laß Dir den ewigen Tod nimmer verwirren den Blick.
Jegliches Schöne, das zart'ſte Gefühl und der ſtillſte Gedanke,
Lebt und bauet geheim an der Vollendung der Welt.

Heiter durch's Leben zu geh'n, da meiſt nur Trübes wir ſchauen,
Wie das machen? ſo wirſt fragen Du bangen Gemüths.
Kind, hier frommt nur dies: fort über die Nebel der Erde,
Lenke zur Sonne den Blick, welche mit Licht uns beſchenkt.
All' die Kleinen und Niedern ſie ſollen Dir's nimmer vergällen,
Was Du als Hohes erkannt, ſel'ger Bewunderung wert.

Digitized by Google

Trotz dem Schwarm von Schurken, begrüße den einzelnen Guten,
Freudig, als sei er für Dich nieder vom Himmel gesandt.
Braust es und stürmt es um Dich, das störe nimmer den Einklang,
Welchen die Sterne zum Trost künden im ruhigen Lauf.
Nimmer verzage, bedrückt Dich flüchtig das Leben, und fluche
Nimmer der Ewigkeit, weil die Minute Dir log.

Seh' ich Dich an, mein Knabe, beschleicht mich thränende Wehmuth;
Welchem bedrückenden Schmerz wächst Du entgegen vielleicht!
Sei Dir die edelste Kraft, das innigste Fühlen gespendet,
Kann ich mir sagen, es wird Freude Dir bringen und Lohn?
Trostlos dünkt mir die Zeit, hintreibt sie mit wüstem Gebrause;
Götter — die gibt's nicht mehr, Götzen beherrschen die Welt.
Sieh, schon leugnet die Menge das Schöne, sie schmäht es als unnütz;
Aber Du lebst nicht, Sohn, rühret das Schöne Dich nicht.
Mancher Erwählte sogar, der würdig, das Ewige zu hüten,
Hascht den verwelklichen Kranz, welchen der Haufe ihm beut.
Heut will Jeglicher gelten, er kümmert sich nicht um das Morgen;
Rings stürzt Alles im Knäul wild nach der Beute des Tags.
Und der Edle verzagt, nicht mag auf den Markt er sich drängen,
Senkend zu Boden den Blick, steht er zur Seite betrübt.
Heilige Glut in der Brust, zum Flug nach dem Höchsten gerüstet,
Sieht er vom Schwarm sich erdrückt, welcher ihn kämpfend umtobt.
Bist Du ein Beff'rer, so wirst auch Du es empfinden und bluten;
Schlechter bedünkt mich als je diese verblendete Zeit.
Schlechter? Warum? So scheint's wohl unserm befangenen Blick nur;
Nein, das denken wir nicht, daß uns das Schlimmste verhängt!
Trügest Du noch so schwer, mein Sohn, Dir bleibt die Gemeinschaft
All der Andern, die je nach Idealen gestrebt:
Jegliche Zeit war reif dem Arme des strafenden Gottes,
Und in jeglicher Zeit büßten's Gekreuzigte ab.

Lagernd am Saume des Waldes, beschattet von üppigen Buchen,
Schau ich der Landschaft Bild, welches vor mir sich erschließt.
Ueber die blühende Flur schweift weiter mein trunkenes Auge,
Bis in das ferne Gebirg, das sich im Dufte verliert.
Jegliches athmet Genügen; ein heimliches Summen und Flüstern
Zieht mit dem fächelnden Wind mir um das sinnende Haupt.
Was ich so oft schon geträumt vom Glücke der einigen Menschheit,
Wieder erwacht es in mir, und es ergreift mich so tief
Dieser Minute beseligter Frieden, durchbebt vom Gedanken
An den vernichtenden Kampf, welcher die Menschen entflammt.
Männer des Volkes, geschäftig bestissen, zu wirken, zu helfen,
Ach, wann bringt Ihr das Heil, wie es mein Herz sich ersehnt?
Freilich, das Klarste begreift Ihr, des Einzelnen gierige Selbstsucht
Habt Ihr als Uebel verfehmt, weil sie zunächst uns bedroht;
Aber erhebt Euch nur noch! Was Einzelnen nimmer gestattet,
Darf es die Menge vereint, darf es ein Volk sich getrau'n?
Keinem, so ruft Ihr, ein Härchen gekrümmt im eig'nen Bezirke;
Doch es bekämpfe das Volk, nützt es, das andere Volk!
Ist's nicht gröblicher Hohn, von Siegen der Völker zu sprechen,
Da doch des einen Triumph fordert des anderen Schmach?
Eines vermöchte allein uns schöne Vollendung zu bringen
Und zu verwandeln den Streit endlich in friedliches Glück:
Nicht im Einzelnen bloß, in Völkern ertödten die Selbstsucht,
Und bei jeglichem Thun liebend umfangen das All.
Bin ich von Sinnen? und fordr' ich, in luftige Träume verloren,
Was im Getriebe der Welt nimmer zur Blüte gedeiht?
Nun, so entlaste mich Du, allsegnende Sonne des Sommers!
Rette dem Träumer sein Recht, lullender Hauch der Natur!

Digitized by Google

Trunkene Liebe.

Von Dr. M. Hoernes.

Was würdeſt Du, lieber Leſer, thun, wenn Du die Entdeckung machteſt, daß das Mädchen, welches Du liebſt, gerne ein Glas Wein über den Durſt trinkt? Verzeih' die brüske Form der Frage; aber ich will Dir den Fall in praktiſcher Beleuchtung vorführen und fürchte, daß Du ihn einer ſolchen für unwert erklärſt, wenn ich ihn nicht als blutige Möglichkeit keck aus dem Leben Deiner eigenen werten Perſon greife. Du biſt kein Zelot; es ſchreckt Dich nur das Unweibliche einer Verirrung, die Dir anſonſt gar nicht ſo unliebenswürdig erſcheint. Du wärſt alſo gewiß nicht eiferſüchtig auf den ungariſchen Rothen, Deinen heimlichen Nebenbuhler; aber nachforſchen würdeſt Du ſicherlich, woher der bedenkliche Hang bei dem Mädchen ſtammt, ob vom Blute, d. h. ob etwa unter den Eltern eine beſonders feuchte Natur zu finden iſt, oder von früher Verirrung, will ſagen, daß etwa ein luſtiger Bruder oder anderer Altersgenoß dem Kinde das Weinglas fleißig unter's Stumpfnäschen gehalten. Und wenn Beides zutrifft, wenn bei vorhandener Anlage die Verlockung leichtes Spiel hatte, dann, bin ich gewiß, würdeſt Du als Mann von Herz und Geiſt dieſe Ariadne erſt recht nicht verlaſſen, ſondern dem Bachus zum Trotze nach Athen führen.

Dies vorausgeſchickt, wird es mir leichter, das Problem zu erörtern, welches Hans Hopfen in ſeiner jüngſten Dichtung*), einer Dorfgeſchichte aus Südtirol, welche heute noch allein ſteht, der ſich jedoch eine Geſchwiſterſchaft noch ungeborener Tiroler Geſchichten anſchließen ſoll, weltkundig und geiſtvoll wie immer, aufſtellt und löst. Es iſt ein zartes Problem, inſofern wir ſchamloſe Sachen nach der Art, wie wir ſie behandeln, delicat nennen, d. h. mit zarter Hand iſt hier ein recht plumper Einfall des herzkränkenden, menſchenfeindlichen Schickſals gefaßt und dargeſtellt. Wem wird es einfallen, ein ſo ſüßes Geſchöpf, wie die Heldin dieſes Romans, ein ſchönes, liebreizendes Mädchen wie Roſa Mittermayer aus Trunkſucht zur Brandſtifterin werden zu laſſen? — Wem? Nun, doch nicht etwa dem Dichter, ſondern eben jener finſteren Macht, die an traurigen Erfindungen ſo impoſant reich, an freundlichen Ueberraſchungen dagegen ſo elend arm iſt. Wenn jemals, ſo hat der Dichter hier mit ſchaudernder Hand das furchtbare Dictat der Natur niedergeſchrieben und es iſt barer Ueberfluß, daß ſeine Geſchichte auf dem Titelblatte ſich eine „wahre" nennt. Solche Sachen erfindet man nicht; nur Kühnheit gehört dazu, ſie zu nehmen, wo man ſie findet. Aber wie ſteht's mit der Schönheit? Kurz geſagt: ſie iſt gewahrt, auch wenn wir die ſtrengſten Anforderungen eines den modernen Naturalismus verdammenden Kunſtrichters gelten laſſen. Bleibt noch ein drittes Erfordernis, das wir a priori

*) Brennende Liebe, eine wahre Geſchichte aus Südtirol, von Hans Hopfen (auch unter dem Titel: Tiroler Geſchichten, I. Bd.), 326 Seiten, Dresden und Leipzig, H. Minden 1884.)

Digitized by Google

aufstellen müssen bei der Verarbeitung solcher Stoffe: die Richtigkeit. Die Natur gibt uns meist nur das Schauspiel von Schlußverhandlungen, brutale Thatsachen, bei deren Beurtheilung höchstens ein paar letzter oder vorletzter Motive zu Tage treten. Wir sehen das Ziel und ein paar Stationen, nicht aber den Ausgangspunkt und ganzen Verlauf der Bahn. Da heißt es denn mit der Wünschelruthe des wahren Dichters der Natur nachgehen über schwindelnde Abgründe und durch tiefe Bergesschachte mit des Nachtwandlers Traumsicherheit und der Wunderkraft des Propheten; Wellen und Flammen thürmen sich rechts und links, Felsen spalten sich, und staunend folgen wir durch eine Zauberwelt dem gottbegnadeten Führer.

Von diesen drei Postulaten hat Hopfen, wie uns scheinen will, diesmal nur zwei mit vollem Maß erfüllt: er hat kühn gewählt, schön ausgestaltet, aber nicht ganz richtig durchgeführt. Sehen wir, wie sich dieses Urtheil, das wir auf dem weißen Raume des letzten Blattes zu lesen glaubten, erhärten läßt.

Alois Herbst, ein ehrbarer, etwas beschränkter Zimmermann und Veterinär aus Deutschnofen bei Bozen liebt des reichen Plattenbauern Brunner schöne Schwägerin Rosel und wird von ihr wieder geliebt. Allein obwohl jeder Blutstropfen in ihr nach dem Manne verlangt, gibt sie seiner Werbung kein Gehör, ja, sie macht aus dem Grunde ihrer Weigerung ein Geheimnis, bis er sie einmal im Keller des Schwagers findet, wo sie von bösen Buben beim Weinholen eingeschlossen worden. In der schaurigen Einsamkeit, von Furcht angewandelt, hat sie getrunken . . .

„Ein wehmüthiges Lächeln kräuselte ihre Lippen, auf denen noch eine rothe Perle zitterte, wie Thau auf einer Rose. Gar so rasch warf sie der Wein nicht auf's Ohr! Dafür war gesorgt! Leider! Sie hatte eine harte Schule durchgemacht . . . Wieder standen Mutter und Großmutter vor ihrer Erinnerung. Sie sah sich als Kind in ihrem Bettchen liegen, als ganz kleines Kind, das nicht einschlafen wollte. Da kam die Großmutter mit ihrer Flasche und gab ihr einen Schluck. Das Mittel war probat." — Und wie sie nun der Geliebte aus dem betäubenden Kerker erlöst, da vergißt sie alle Vorsätze und wirft sich an seine Brust. „Mach' mit mir, was Du magst!" . . . „Werde weiter, was da will, heut' ist ihr Glückstag! Rund um sie herum dreht sich die Welt. Wohin mit der immer sich drehenden Welt? In's Nichts? In den Himmel? . . . Wohin immer! Rosa ist geborgen, und ihr ist wohl!"

Da ist nun weiter nichts Verfängliches. Welcher vom Glück nur halbwegs Begünstigte hat nicht einmal in froher Ballmitternacht ein so gelauntes Weib im Arm gehalten. Aber auf dem Heimweg nach der Verlobung wirft eine wohlgemeinte Warnung den Funken des Mißtrauens in die ehrliche Seele des Zimmermanns, und nun — wir wissen nicht recht, was es ist — stellt er seine Braut auf die Probe oder hat wirklich so dringende Arbeiten, daß er sie immer seltener und kürzer sieht. Er überläßt sie nach und nach willig ihrer unbefriedigten Sehnsucht und verliebten Verzweiflung, womit der Dämon allmählich Macht über die arme Seele gewinnt. Auf vielspältigen Wegen kriecht er an sie heran, findet Eingang in all' seinen Erscheinungsformen, und so kommt es endlich zu der Bruchscene, deren crasse Schrecken mehr andeutungsweise, als ausgeführt gegeben sind. Etwas Aergeres als Wein, im Hause des Bruders, wo die Flasche selten vom Tische kommt, genossen, unmachtet ihre Sinne, wie sie endlich den Entschluß faßt, selbst zu ihrem Bräutigam zu gehen und eine Entscheidung herbeizuführen. Sie stürmt in seine Stube, und er soll ihr Rede

Digitized by Google

stehen: „. . . wenn Du mich gern' hast, so mach' Ernst! Wann ist die Hochzeit?" — „Heut' nicht, Rosel!" antwortet der Zimmermann ruhig und streuge; „so oft Du mir also kommst, heute nicht! Du weißt, ich bin ein deutscher Mann, der sein Wort hält. Sei Du eine ehrliche Dirn und halte Du das Deine! Verstehst?" — Und da ihre Wildheit nach trunkener Art in verzagten Jammer umschlägt, erkennt er traurigen Herzens, daß sie verloren, verzeiht ihr und schickt sie fort, sendet ihr aber den Abschiedsbrief nach.

Dieser Schlag zermalmt die Unglückliche völlig. Fortan sind alle guten Geister, die sie bisher nachlässig genug umschwärmt, von ihr gewichen, alle bösen zur rastlosen Thätigkeit erwacht. Allein, was geschieht, wohin reißt sie die vom gegohrenen Saft der Alpenwurzeln entflammte weibliche Energie? Hier fallen wir hart auf die nackte Vorlage des Dichters, auf ein Bruchstück Natur, dessen Verständnis uns durch geflügelte Supplemente nur mangelhaft vermittelt wird.

Rosel wird zur Brandstifterin. Schlimm, aber gut: so steht's in dem Buch ihres Schicksals mit ehernen Lettern vorgezeichnet, und wir acceptieren diese Steigerung des bösen Verhängnisses auch als künstlerisch wirksames Motiv. Sehr weislich hat sich der Dichter gehütet, den Keim der Unthat in ihre Vorgeschichte zu legen; die Pyromanie ist erst eine Folge ihrer Neigung zum Trunk. Ist sie es aber, dann über Bord alle Vernunftgründe, mit welchen die grause Lust und ihre Erfüllung noch leidlich motiviert erscheinen soll. Wozu da noch sinnen und klügeln, wo sich der Wahnwitz selbst Gesetze gibt? Wir glauben deutlich zu sehen, wie weit sich der Dichter vergriffen hat. Rosel übt den verhaßtesten aller ländlichen Frevel, um sich an ihrem Schwager zu rächen, von dem sie glaubt, er habe ihrem Alois in den Kopf gesetzt, sie liebe „den Andern" mehr als ihn. Des Plattenbauern stolzer Hof soll brennen, aber sie zündet die Heustadel der anwohnenden Kleinhäusler an. Das ist nicht richtig — sagen wir — und so war's nicht. Sie legt in der Trunkenheit Feuer, doch nicht im eigenen Haus, und vor Allem ohne Rücksicht darauf, wen der Schaden trifft: deshalb bei den benachbarten Kleinhäuslern. Der Dichter behandelt das Geschöpf von seinem Fleisch und Blut — denn das wird sie durch die Dichtung — noch zu sehr als Seinesgleichen, zu subjectiv; er vermag sich nicht zur reinen Objectivität des Pathologen aufzuschwingen. Sehr verzeihlich; denn, ob sich mein Kind auch aus den Reihen der Menschheit ausstreicht, es bleibt doch immer mein Kind, und wenn eine mildere Auffassung seines tiefen Falles nur um den Preis eines Irrthums käuflich ist, so will ich lieber irren, als ihm den letzten Rest menschlicher Theilnahme entziehen. Diesen letzten Rest wahrt auch der Dichter seiner Heldin, er thut es durch jene Darstellung ihrer letzten Geschicke, in der wir eine Entstellung der wahren Thatsachen vermuthen.

Das Beispiel ist lehrreich; denn es zeigt, in welche Gefahr sich der wahre Künstler begibt, wenn er mit dem aus Frankreich importierten Naturalismus ernstlich die Probe macht. Der geistlose Nachahmer Zola's wird sich in jedem Falle leicht zurechtfinden. Er kennt gar nicht die Grenzlinie, vor welcher der Kunstsinn Stillstand gebietet. Der wagende Künstler überschreitet sie mit Bewußtsein und freudiger Hoffnung; aber, wo ihn die Natur streckenweise im Stich läßt, wie bei den inneren Beweggründen räthselhafter Handlungen, da fälscht er sie unbewußt mit Poesie und legt so wider Willen Zeugnis ab, von der Macht dessen, was seine Seele einzig erfüllen darf und soll. Die „brennende Liebe" in der transitiven Bedeutung des Beiwortes ist nicht mehr Liebe, sondern

Digitized by Google

Wahnsinn, im Ernstfalle, der dem Dichter vorlag, einfach Säuferwahnsinn. Das darf nicht sein, sagt er, und umwindet das Schreckbild des delirium tremens mit Rosenketten von verschmähter Liebe, nagender Reue und blinder Rachsucht. So schwankt er eklektisch zwischen Wahrheit und Schönheit, ein Zwiespalt, dem der echte Dichter bei jeder Hinneigung zum modernen Naturalismus nothwendig verfallen muß.

Reisebriefe aus dem Norden.

Mitgetheilt von A. Görner.

Berlin den . . . 188*

Liebe, theure Emma!

Die Aufschrift zeigt Dir, daß es nun doch zu der Reise gekommen ist. Ach, welch' ein Hangen und Bangen war das vorher!

Zuerst mußte Willi's Examen abgewartet werden, dann ward Alles in Frage gestellt durch die Erkrankung unseres Verwalters und als sich endlich ein Substitut fand — bekamen wir Besuche. Du kannst Dir denken, wie ich Tante Auguste verwünschte, trotz Ida's Entzücken über ihr Erscheinen. Nun ja, Ida hat ihre Berechtigung zu diesem Entzücken, hat sie doch einen lustigen Fasching bei Tante Hofrath verlebt — mich hat sie nicht dazu eingeladen. Und nun fällt ihr auch noch ein, gerade, als wir bereits packen wollen, bei uns in's Haus zu fallen und acht Tage Landluft genießen zu wollen!

Nun, die Tantenwoche gieng auch endlich zu Ende und wir wurden flott. Das Hochgefühl, als ich aus dem Bahnhofe in die weite Welt hinausfuhr, ist nicht zu beschreiben.

Zuerst interessirten mich jeder Brunnen, jedes Bahnwächter Häuschen, das an uns vorüber huschte; später bloß die Stationen und endlich dachte ich nur noch an das Ziel, das trotz des Eilzuges unerreichbar schien.

Die Kiefernwälder und die spärlichen Grashalme im Sande wollten kein Ende nehmen, bis ich plötzlich ein zweites Geleise neben dem unseren entdeckte, ein drittes, viertes sich anschloß und endlich ein großes Schienennetz uns umgab; da waren auch schon hie und da Häusergruppen sichtbar, große, hohe Kamine ragten daraus empor — die Hauptstadt des deutschen Reiches war in Sicht. Ich steckte den Kopf aus dem Waggonfenster und strengte mich an, ja recht rasch und viel zu schauen — da verschwand Alles — die hohe, imposante Bahnhalle nahm uns auf. Nun kam Leben in die ganze Reisegesellschaft. Onkel Anton stieg, so rasch es seine Corpulenz erlaubte, aus dem Coupé; Willi sprang ihm nach und half uns dann heraus. Mama kam zuletzt, nachdem sie uns Alle mit unseren Kleinigkeiten, Schirmen, Taschen Regenmänteln ꝛc. bepackt hatte. Onkel, der sehr genau Bescheid wußte, hatte uns sehr bald in einer Droschke erster Classe untergebracht, Willi und das Gepäck nahm eine zweite auf — dann gieng's fort. Ich sah nach links und sah nach rechts, drehte mir fast den Hals ab und begriff nicht, wie Mama in einem solchen Augenblicke fortwährend fragen konnte: „Habt Ihr die grüne Tasche? Ist Onkel's Reisesack da? Wo sind denn die Schirme?

Digitized by Google

Bertha, halte doch das Kofferchen fest“ u. s. f.

Ich war fast böse auf Mama, daß sie mich so grausam in meinem Schauen und Staunen störte; aber meine Geduld sollte noch auf härtere Proben gestellt werden, als wir beim Hotel vorfuhren. Die Verhandlungen wegen der Zimmer, das Arrangement des Gepäckes, das theilweise Auspacken, das Waschen und Ueberziehen — war endlos.

Ich lief dazwischen immer wieder an's Fenster, um mir Berlin anzusehen und wurde in Folge dessen fortwährend ermahnt und ausgescholten. Ach, wie verwünschte ich die Schwerfälligkeit, mit der wir Damen reisen! Und doch! Du wirst es kaum glauben — waren wir Drei früher fertig, als die beiden Herren. Willi meinte, Onkel hätte sein Waschzeug so lange nicht finden können, und dieser behauptete, er hätte auf seinen Sohn warten müssen, weil er darauf bestand, sich vom Fuß bis zum Kopfe schön zu machen. Ich sah mir den Herrn Cousin an und mußte laut lachen.

Der lange hagere Mensch mit dem kleinen, blonden Kopfe, den lichtblauen Augen, die unter dem Zwicker so kurzsichtig blinzelten und dem Schnurrbärtchen, das so üppig aussah, wie die Felder in der Mark Brandenburg, konnte trotz seines tadellosen Sommeranzuges doch nie schön sein, Aber ich thue unrecht, mich über ihn lustig zu machen — ist er doch schließlich ein guter, geselliger Mensch, wenn er auch an uns Lyceistinnen immer etwas zu tadeln findet. Als ihn Mama bat, mich in seinen Schutz zu nehmen, damit ich nicht überfahren werde, war er sogleich dazu bereit und bot mir seinen dünnen Arm, wenn er auch einen schmerzlich resignierten Blick auf Ida warf, mit der er wohl lieber gegangen wäre.

Mit dem Ueberfahren aber hatte Mama Recht. Du mußt nämlich wissen, daß in Berlin die Straßen meist asphaltiert sind und diese herrliche Erfindung alles Wagengerassel unmöglich macht.

Ich war auf diese Weise wirklich gleich bei den ersten Uebergängen in Gefahr, von Omnibussen und Droschken niedergerannt zu werden. Nun konnte ich getrost, von Willi geführt, um mich schauen die schönen Häuserfronten entlang und ungestört die herrlichen, hinter kolossalen glänzenden Glastafeln befindlichen Auslagen, bewundern. „Wie lang die Straßen hier sind,“ meinte Mama; — ich aber fand das gar nicht, denn ich kam aus dem Staunen und Wundern gar nicht heraus. Da traten wir in eine besonders breite Straße — Bäume standen in der Mitte — wir waren unter den Linden. Ach Emma, das hättest Du sehen sollen! Unsere Lindenallee auf dem Gute ist zwar an und für sich schöner, aber es steckt nichts dahinter als langweilige Felder und Wiesen.

Hier aber wogt und rasselt es links und rechts und großartig ragen Palläste, Hotels und sonstige glänzende Etablissements, zu beiden Seiten empor. Gas und elektrisches Licht erhellt das schöne Bild des Abends; überall wo eine Conditorei, ein Kaffeehaus oder die Einfahrt eines Hotels sich öffnet, strömt eine Fülle von Licht heraus. Eine von elektrischem Lichte erleuchtete Halle fesselte uns besonders. Große Spiegel bildeten am Eingange die Wände und ein von färbigem Glase glitzernder Raum, lud uns zum Eintritte ein. Willi erklärte mir, die glänzenden Tafelchen und Rosetten heiße man Majolica. Ein kaum zu übersehender Saal, im altdeutschen Styl, d. h. mit Holzgetäfel, färbigen Fenstern mit Bildern und Inschriften, sammt einem enormen Kamine von glänzendem Thon, nahm uns weiter auf.

Wir waren in den, erst kürzlich eröffneten Kaiserhallen.

Bei dem großen geschnitzten Buffet standen Männer in Hemdärmeln und

Digitized by Google

förderten Bier aus unterirdischen Räumen herauf. Wir setzten uns an einem der alterthümlichen Tische auf die hochlehnigen geschnitzten Stühle und ließen uns die Speisekarte geben. Während das Bestellte fertig gemacht wurde, führte uns Willi — es ist doch nett, daß er mit ist — in die übrigen Etagen dieses Etablissements, in welche man auf zweierlei Weise gelangt. Entweder wird man in einem recht hübsch möblirten Käfig emporgezogen, oder man steigt wie gewöhnlich die Stiege hinauf. Die Wände der letzteren aber sind bemalt mit Schweizerlandschaften — je höher man steigt, desto rauher wird die Gegend, man kömmt in die Schneeregion und ganz oben zu dem Hospiz auf dem St. Gotthard. Während dem aber hat man den Aufstieg unterbrochen, um sich im ersten Stock die zweite Restauration, im zweiten das Café mit den Billards und im dritten den von Gas und elektrischem Lichte erhellten Garten anzusehen, der, von einem Zelte überdeckt, auf dem flachen Dache des Hauses sich befindet. Was meinst Du, war es da ein Wunder, wenn wir auf die Cotelettes und Schnitzel vergaßen, die unten zu Mama's und Onkels Aerger auskühlten. Solche Cotelletterücksichten, die sich wie Gewichte auf die Flügel unserer Begeisterung hängen (ein hübsches Bild nicht wahr?), sind wirklich manchmal lästig. Willi nahm indessen die ganze Schuld auf sich — was ihm einen dankbaren Fußtritt von mir und einen Blick aus Ida's schmachtenden Augen eintrug. Da unsere Machthaber, Onkel und Mama, müde waren, wurde heute nur noch der Rückweg zum Hotel durch einige neue Straßen angetreten und ich entschlief mit dem Gedanken: Morgen soll's erst recht angehen.

Und so war es auch. Gefrühstückt wurde im Café Bauer unter den Linden. Da gibt es eine Pracht, liebste Emma, einen Luxus, eine Bequemlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Ein tiefer, mit Bildern und Spiegeln geschmückter Raum, der eine offene Halle bildet, in der nur Pflanzengruppen und Säulen den Eingang bezeichnen, angefüllt mit Marmortischchen, Sammtsophas und bequemen Rohrstühlen. Oben auf einer breiten Gallerie sind die Billards- und Lesezimmer. Die Menge der hier aufliegenden Zeitungen soll erstaunlich sein. Onkel verlangte unsere heimischen Journale und — sogleich brachte sie der Kellner. Mama und Ida aber waren entzückt, daß sie auch in Berlin guten Kafé bekommen. Ich wunderte mich anfangs, daß so wenig Leute da waren, das kam jedoch daher, daß die Berliner nicht so zeitig aufstehen, wie die Fremden.

Um 8 Uhr füllte sich das Locale und eine halbe Stunde später war kein Platz mehr zu haben. Musik erklang — Militär marschierte stramm, wie man hier sagt — vorbei. „Auf Kinder!" rief Onkel — „wenn Ihr den Kaiser sehen wollt, müßt Ihr rasch mit den Soldaten vor das Palais kommen."

Natürlich ließen wir uns das nicht zweimal sagen, im nächsten Augenblicke waren wir der aufziehenden Wache auf den Fersen und stellten uns gerade unter der Statue des alten Fritze auf, wie viele Andere.

Das Militär machte die Honneurs, da erschien an dem Eckfenster des Parterres im königlichen Palais, die uns aus den Abbildungen so bekannte Gestalt des deutschen Kaisers, der leutselig grüßte und das Hurrah, in das ich unwillkürlich einstimmte, freundlich aufzunehmen schien. Mittlerweile hatten Mama und Onkel bereits das Tagesprogramm gemacht, infolge dessen wir jungen Leute zuerst unter des Letzteren Führung das Museum besichtigen sollten, während Mama einige Wohlthätigkeits-Anstalten besuchen wollte. Ach Emma, wie belehrend und unterhaltend zugleich, ist diese Sammlung von Schätzen aller Art. Nur

Digitized by Google

schade, daß man nicht die gehörige Zeit dazu hat, sie zu studieren. Ich schwelgte unter den Römern und Griechen, unter Göttern und Göttinnen und machte den Cours der alten Geschichte und der Mythologie noch einmal durch, mich freuend, daß ich noch nichts davon vergessen hatte. Es war ein ordentlicher Triumph des Lyceums, wenn Ida nach dieser oder jener Persönlichkeit des alten Griechenlandes fragte, Willi in Verlegenheit gerieth und ich dann, mit meiner noch frischen Schulweisheit hervortrat.

Aber wie gesagt, es war schade, daß wir so wenig Zeit hatten. Nachdem wir zwei Reihen von Statuen durchgenommen hatten, erklärte Onkel, so gehe es nicht weiter, sonst brauchte man wenigstens acht Tage, um Alles zu sehen. Und nun gieng es im Laufschritt weiter, durch die Ausgrabungen von Pergamon — die ägyptischen Gräber, die chinesische Abtheilung, die Bildergallerie und andere Sammlungen — so daß mir der Kopf schwirrte, als wir wieder vor der großen Marmorschale am Eingange standen, um in die bestimmte Restauration zu eilen, wo Mama längst wartete. Ich war voll Ungeduld und wäre am liebsten gleich wieder weiter gewandert, aber Onkel saß so fest bei seinem Gläschen, daß ich mich wenigstens eine Stunde lang damit begnügen mußte, zu essen und Andere essen und trinken zu sehen, eh' wir eine Droschke bestiegen, um durch den Thiergarten in den zoologischen Garten zu fahren.

Hatte ich im Museum Kunst und Weltgeschichte recapituliert, so vertiefte ich mich hier in die Naturgeschichte. Wenn Du noch nie eine solche Menagerie im Freien gesehen, so vergegenwärtige Dir einen schönen Park, in welchem, statt der Eremitagen und Gartenhäuschen, eingefriedete Weideplätze, mit Gittern umgebene Käfige, ein Affenpavillon und ein Teich, bevölkert mit dem seltensten Federvieh, sich befinden. — Nebstbei sind für die Herren Löwen, Tieger, Bären und Wölfe, sowie für Elefanten und Giraffen, feste Winterpalais gebaut, und Rhinoceros und Nashörner haben ihre eigenen Badeanstalten.

Für die Menschen aber ist in verschiedenen Restaurationen den ganzen Tag über Fütterung.

Da ich um jeden Käfig wenigstens sechsmal herumgieng, war ich ziemlich müde, als wir nach der Stadt zurückfuhren, aber ich vergaß Alles beim Eintritt in das hellerleuchtete Panopticum. Was das ist? Ein wunderbares großes Wachsfigurencabinet, wo in einem großen Saale der deutsche Kaiser, umgeben von seinen Prinzen und Generälen steht und die Diplomaten, die an der letzten europäischen Conferenz theilgenommen, um den grünen Tisch herumsitzen, während die Seiten entlang, Potentaten, Künstler und andere bekannte Persönlichkeiten aufgestellt sind.

Ich betrachtete jede Figur von vorne und rückwärts; dennoch schien es Jemand zu geben, der sich noch gründlicher mit der Sache befaßte.

Es war eine elegante Dame, die, das Lorgnon vor den Augen, fortwährend vor der Kaisergruppe stand. Als ich an ihr vorübergieng, wandte sie mir das hübsche Gesichtchen zu, und dieses war — ebenfalls von Wachs. Solche wächserne Witze gibt es überhaupt mehrere. Auf der Stiege beugt sich eine Dame fortwährend über die Brüstung, ein Herr zündet sich in einer Ecke ewig eine Cigarre an und vor einer Wachsfigur steht, im Katalog lesend, Tag und Nacht ein nettes kleines Mädchen.

Bei dem Cabinete, wo die Todtenmasken berühmter Männer sich befinden, kam Ida nur an die Thüre und wich entsetzt mit einen leisen Schrei zurück. Ich gestehe, daß auch mich etwas wie Grusein anwandelte, aber ich sagte mir: Eine Lyceistin darf nicht feige sein, wo es sich um Bereicherung ihres Wissens handelt,

Digitized by Google

und gieng beherzt die ganze Reihe der, meist arg verstellten Köpfe durch.

Auch vor der Aufschrift: „Nervöse Personen werden vor dem Anschauen dieses Bildes gewarnt“ schrak ich nicht zurück, guckte in das Fensterchen und sah — hu, es war in der That schauerlich — einen lebendig Begrabenen, der, in seiner Gruft erwachend, mit entsetztem Blicke den Sargdeckel zu heben sucht. Die Nacht darauf träumte ich davon; — das wäre die Strafe für meine Neugierde, meinte Mama. Uebrigens stöhnte auch Ida im Schlafe und erzählte am Morgen, sie habe von dem sterbenden Znaven geträumt, dessen wächserne Brust mit der blutenden Wunde, sich so täuschend hob, während das brechende Auge sich auf und zu schloß. Wenn Du einmal nach Berlin kommst, liebe Emma, so rathe ich Dir, das Panopticum bei Tage anzusehen.

Den nächsten Tag fuhren wir durch die herrlichsten Villenstraßen nach Charlottenburg zum Mausoleum. Das ist das Rührendste, Erhabenste das sich denken läßt. — Eine Allee alter, von Epheu umwucherter Bäume, führt zu der Grabstätte, in welcher das preußische Königspaar, Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin Louise, ruht. Diese Königin Louise wird wie eine Nationalheilige von den Preußen verehrt und das ist kein Wunder, wenn man bedenkt, daß sie schön, tugendhaft und unglücklich war. Ihre Gestalt, nur von einem Leichentuche bedeckt, ruht, von dem berühmten Bildhauer Rauch modellirt, neben der ihres Gemahls auf einem Sarkophage, auf dessen blendend weißen Marmor die Sonne durch die färbigen Scheiben hindurch blaue Reflexe wirft. Wir standen Alle wie verzaubert und festgebannt, durch den gewaltigen Eindruck, den dies Kunstwerk auf Jeden machen muß, und schraken förmlich zusammen, als die laute Stimme eines ganz überflüssigen Erklärers uns handwerksmäßig verkündete, was wir ohnehin schon wußten. Ida und Mama hatten Thränen in den Augen, und selbst Willi traute sich kaum, ein lautes Wort zu sprechen. —

Erst als wir wieder draußen im Parke standen, erzählte er uns, Königin Louise sei zwar schön gewesen, aber sie habe — einen Kropf gehabt, und ihr Gemahl habe sie zwar sehr geliebt und betrauert, aber trotzdem nach ihrem Tode die Fürstin Liegnitz zu seiner zweiten Gemahlin erkoren.

Diese Aufklärungen hätte er sich schenken können, dachte ich mir, sie wirkten auf mich, wie ein Uebergusß kalten Wassers. So oft ich nachher eine Büste oder ein Standbild der anmuthigen Königin sah, mußte ich an den Kropf denken.

Um einen Begriff von der Größe Berlins zu erhalten, besuchten wir den am Ende einer Vorstadt liegenden Kreuzberg, den wir bei uns zu Hause höchstens nur Kreuzhügel nennen würden. Auf einer gemauerten, terrassenförmigen Erhöhung steht das Nationaldenkmal, von dessen Fuße wir auf die große Stadt und die sie umgebende öde Gegend niederblicken, das Bild des Häusermeeres festzuhalten suchend. Leider hat Berlin wenig Charakteristisches. Einige Rundbaue (Panoramen und Gasanstalten) ausgenommen, sticht nichts hervor, das Häusergewirr zu unterbrechen; weder ein interessanter Thurm, noch ein alterthümliches Gebäude, noch eine Erhöhung; nur die Stadtbahn liegt wie ein schwarzer Gürtel über den Dächern und Straßen. Schön ist sie nicht, diese Bahn auf Stelzen, aber bequem, sehr bequem.

In ihren geräumigen Bahnhöfen werden unten die Karten gekauft, dann steigt man in die große Halle hinauf, der Zug braust heran, die Thüren öffnen sich, Leute steigen aus, Andere ein und weiter geht es zum nächsten Haltepunkt. Kein Conducteur ist zu sehen, das Publikum weiß selbst Bescheid und Alles geht in größter Ord-

Digitized by Google

nung und Schnelligkeit vor sich. Und während da oben über den Köpfen der Leute der Zug dahinsaust, gleiten unten die Tramwaywaggons, bis auf das Dach gefüllt über die Schienen und fahren unzählbare Omnibusse und Droschken lautlos über das Asphaltpflaster. Man wundert sich förmlich daß nebstbei noch so viel Menschen zu Fuße gehen.

Und wie bei Tage, so geht es bis in die Nacht hinein. Ueberall sind die Straßen beleuchtet, überall belebt. Selbst die Auslagen der eleganten Läden bleiben über Nacht offen. Um Mitternacht ist es da wie bei uns um acht Uhr Abends.

Ein junger Mann, den wir in einer Restauration trafen, erzählte uns, der Berliner gehe erst um zehn Uhr in's Gasthaus.

Es war ein recht unterhaltender Mensch dieser Berliner, aber Willi fand allerlei an ihm auszusetzen, wovon mir nur das Eine wahr schien, daß er Ida fortwährend die größte Aufmerksamkeit schenkte.

Von den Theatern kann ich nur sagen, daß ich mir von ihnen mehr versprochen hatte. Im Krollschen Theater sang die Mallinger so schauerlich, daß Alle erklärten, es nicht aushalten zu können; wäre Onkel nicht so gut gewesen, mit mir auszuharren, ich hätte das Ende von „Figaros Hochzeit" nicht zu sehen bekommen. Als ich aus dem Theater endlich in den Garten hinaustrat, stand ich wie geblendet. Alles war beleuchtet, Bäume, Blumen und Bassins. Lange Lampenguirlanden schlangen sich von einem Ende des Gartens zum andern, wo ein großer Spiegel das Ganze noch einmal wiedergab.

Lampen in Gestalt von Glasblumen, Lampen wie matte Perlenketten, Lampen im Grase, Lampen in den Lüften, Verzierungen im Brillantfeuer, Licht, wo man hinsah. Feenhaft ist wohl der richtige Ausdruck dafür.

Eines Morgens fuhren wir per Bahn nach Potsdam. Das ist ein wahres Paradies. Schloß reiht sich an Schloß, Park an Park, und dazwischen durch glänzt überall die feenbildende (ist das nicht ein guter Ausdruck?), also, die feenbildende Havel, mit ihren Segelschiffen. Zuerst besichtigten wir das Schlößchen Babelsberg, das mehr einer Villa, als der Sommerresidenz einer Kaiserfamilie ähnlich sieht. Alles darin ist nett und gemüthlich, aber sehr einfach, besonders die Zimmer des Kaisers und der Kronprinzessin.

In Glienike, der Residenz des verstorbenen Prinzen Karl, sahen wir nur den Park, der nebst seinen landschaftlichen Schönheiten auch viele antike Tempel und Statuen enthält, die der kunstsinnige Prinz auf seinen Reisen gesammelt hat.

Das interessanteste unter den Schlössern aber ist unstreitig Sanssouci. Hier weht uns der Geist der Geschichte entgegen (auch gut gesagt nicht wahr?). Hier lebte der große Friedrich, den ich, wie Du weißt, nie recht leiden konnte, aber doch bewundern mußte. Hier wandelte, hier schrieb und brütete er über seinen Kriegsplänen, und hier blies er seine Flöte.

Ich sah ihn im Geiste vor dem alten Notenpulte stehen und — schnupfen. Als ich so etwas dergleichen sagte, fielen Alle über mich her und schrien, ich sollte die Manen des großen Königs nicht beleidigen; ich aber blieb dabei, er wäre ein griesgrämiger Tyrann gewesen mit einer Tabaksnase und einen beschmutzten Jabot, der nur sich und seine Hunde geliebt habe, sonst Niemand, nicht einmal seinen Freund Voltaire. Noch auf den Mauern des Pfingstberges, wo wir eine herrliche Rundsicht hatten, stritt ich mit Willi über den einstigen Bewohner von Sanssouci.

Auf dem Rückwege durch die Stadt Potsdam besuchten wir seine Grabstätte. In der Garnisonskirche, deren einzigen Schmuck eroberte Fahnen bilden, öffnete uns der Küster eine

Digitized by Google

kleine Thüre und ließ uns in einen engen Raum treten, worin sich nur zwei große Särge befanden; der einfachere enthält die Gebeine Friedrich des Großen, der großartigere die seines Vaters. Nun ruhen sie friedlich Seit' an Seit', die zu einander gehörten und doch im Leben so wenig sympathisierten.

Noch bin ich erfüllt von all' den Eindrücken, die ich hier gesammelt habe und bin nur froh, daß ich ein wenig Muße gefunden, sie Dir mitzutheilen, während Mama und Ida, verschiedene Einkäufe zu machen, ausgegangen sind. Du siehst, wie unter allen Umständen, trotz aller Aufregungen der Reise, dennoch unserer Freundschaft und ihres Wortes eingedenk ist,

Deine ewig treue

Bertha.

(Fortsetzung folgt.)

Die Samstagsnacht,

und vom Gasseln und Fensterln in den steirischen Alpen.

Hier wird ein Weniges von der Liebe die Rede sein, aber nicht bloß von ihrer Blume, sondern auch vom Stengel.

Um der Liebe Blüten willen geht unser Bauernbursche — der großjährige — nicht über die Gasse. Die Schnaderhüpfeln und Standliedeln, die leisen Winke mit den Augen der Dirnlein, das schämige Erröthen, das Fingerhäkeln, das schalkhafte Ausdiezehentreten, die zugesteckten Nelken- und Vergißmeinnicht-Sträußchen, die Herzeln und Reiter und Wiegen aus Lebkuchen, das Begasten des Schätzleins im Wirtshaus, das Tanzen und Schäkern und Busserln, das Schmollen und Schluchzen und Aussöhnen und was derlei Blüten der Liebe mehr sind — anmuthig, reizend, aber unter Brüdern gelten sie nicht viel mehr, als die Suppe vor der Mahlzeit.

Doch eine Suppe, bevor der Tisch gedeckt ist. Unsere Jungen sind wie die hohen Herren, bei Tageslicht wollen sie nicht speisen; da lassen sie lieber den Mond dazu leuchten, oder die Sternlein. Die Nächte sind für den Arbeitsmenschen wohl ein gar köstlich Ding, und wer in der nächsten Frühe nicht wach und bereit ist, den Morgenstern auszulöschen, den will der Bauer nicht zählen.

Eine süße Ausnahme ist die Samstagsnacht. Ihr folgt ein Ruhetag und mag der Bursche schlafen, bis die Sonnenstrahlen zu dem Fenster herein ihm die Nase kitzeln. — Helfgott! Jetzt wollen wir uns einmal tapfer anstiefeln und nachsehen gehen, was heute der Herr Pfarrer weiß. Ja, wenn der seine Predigt von der Enthaltsamkeit und Zucht gestern gehalten hätte, das wäre von Erfolg gewesen, die frisch verbotene Frucht hätte wahrscheinlich einen noch größeren Reiz gehabt.

Der Michel — ein dreiundzwanzigjähriger blonder, blauäugiger, lieber Kerl — hatte sich gestern Abends noch in Gottesnamen in sein Strohbett begeben und in der finsteren Stille sein Gewissen erforscht, wie es einem Christen zusteht. Nun fallen Einem bei diesem Gewissenerforschen aber allerhand Sünden ein — und das ist gerade so, wie wenn man ein winzig kleines Körnlein Arsenik ißt — man wird

Digitized by Google

ganz munter und will nicht liegen bleiben. Dazu hört der Michel noch die Schelmenlieder der Burschen, solcher die draußen vorbeigehen und ihre Schätzlein besingen. Jetzt merkt er, eine Heuschrecke wäre unter seine Decke gehüpft und triebe drinnen allerhand Kurzweil. Das ist kein Schlafen. Er steht auf, und zwar so flink gelenkig, als wäre die schwere Arbeitswoche eine Reihe von sechs Feiertagen gewesen. Bald geht er, zu den übrigen Burschen gesellt, über die nächtigen Felder und Matten, und den schwarzen Schachen und den Obstbaumgruppen zu, hinter welchen ein stattlicher Hof oder ein bescheidenes Häuslein steht. Unterwegs treiben die Burschen allerlei Schabernack, knallen mit großen Peitschen, trillern Gesänge, jodeln im Dreiklang, dudeln mit der Schwögelpfeife (eine Art Flöte), furren mit den Maultrommeln — kleine Stahlinstrumente, die im Munde gespielt werden und die man die Dirndllocker heißt. Dann besprechen sie Listen, wie sie an's Ziel kämen, und Einer ist bereitwillig, dem Andern zu helfen, wenn es sich nicht etwa um sein Schätzlein handelt. In diesem Falle — wenn mehrere Nadeln nach einem und demselben Magnet hinweisen — kann unbändig gerauft werden mit Fäusten und Schlagringen, mit Zaunstecken und Messern. Es ist in solch' einer Nacht schon Mancher ausgegangen, um Leben zu säen und hat den Tod geerntet. Auch ein Witzbold ist dabei, vielleicht ein hinkender Zwerg oder gar ein übermüthiges Greislein, so sich noch im Anblicke des jugendlichen Treibens ätzen will, und so mit seinen anzüglichen Gleichnissen und losen Zötlein einem wahren Mephisto gleichkommt. Die Jungen hören sonst nicht gern auf die Erfahrungen und Winke der Alten, aber hier spitzen sich die Ohren scharf den giftig zündenden Reden des alten Sünders entgegen. Was Vergleiche und Anspielungen auf den geheiligten Mittelpunkt von Himmel und Erde betrifft, auf die Weltaxe, um die sich Alles dreht, da ist kein Städter so findig, witzig und schlagfertig wie der Bauer. Er spricht von Liebe immer durch die Blume — aber diese Blume hat einen starken Geruch.

Die Folge davon ist, daß die Gruppe der Burschen immer kleiner und stiller wird, daß sich Einer und der Andere davonschleicht zu entlegenen Häusern oder Hütten hin — nicht ihrem eigenen Bett zu.

Der umsichtige Bauer bewahrt seine Töchter oder hübschen Dienstmägde selbstverständlich hinter Gitter und Schloß, aber das Gitter läßt Bitten und Beten durch, und das Schloß ist von innen zu öffnen. Das Bitten und Beten am Fenster der Liebsten ist ganz eigenartig beschaffen. Es ist anfangs verschämt und hat Worte, deren Sinn so dunkel ist, wie die Empfindung des Knaben, der das erste Mal zitternd und glühend am Fenster steht. Er hat den „Gassel"- oder „Fensterlspruch" auswendig gelernt, wie man ein Gebet lernt, er versteht ihn kaum und schreibt ihm Wunderkraft zu, er flüstert ihn mit Beklemmung durch Gitter und Glasscheibe, als kniete er am Beichtstuhl. So murmelt er in gedämpftem, schwülem, einförmigem Ton:

„Dirndl, ich schick Dir an Gruaß,
A Pfandl voll Muaß,
Schwarzkerschen drunter —
Dirndl, schlafst, oder bist munter?"

Da sich auf dieses erste Anklingen nichts meldet, so fährt er fort:

„Tirbuschen, Tarbuschen,
Hast mich ghört daherbuschen (poltern)
Mit mein saggrischen Federbuschen?
Ih geh daher, ih tnia daher,
Ih treib ein alts Paar Stier daher,
Ein jungen und ein alten —
Geh, Dirndl, magst mich gar nit g'halten!"

Drinnen rührt sich nichts. Man könnte glauben, es sei ein unrechtes Fenster und der Knabe flehe in eine Rumpelkammer hinein zu den alten Flachstruhen und zerbrochenen Spinn-

Digitized by Google

rädern. Trotzdem fährt er fort mit dem Spruch:

„Laß mir einmal meine Krapfen
Bachen in Dein Schmalz;
Ich laß Dir einmal Dein Speck fiaden
In mein Kraut."

Nun hat er doch was gehört, aber die Fensterscheibe bleibt zu. Er ist noch zu unerfahren, um die Geduldprobe zu bestehen, die ihm des Dirnleins Sprödigkeit auferlegt; er fährt anzüglicher fort:

„Gott fappera Maus!
Bei Dein Fenster schaut's aber aus!
Is das a Gall,
Voll Spinnweggen (Spinnweben) überall.
Gib mir außer ein Besen,
Daß ich wegkehren kann das Graffl und Wesen,
War ma load um mein Huat,
Is noch auf alle Suntag guat.
Hörst Dirndl, 's war mir load um meine Händ' und Füaß,
Wann ich Dich abhalsen muaßt!"

Jetzt ist's verspielt und nicht anders denkbar, als daß sie ihn mit einem schneidigen Gegenliedchen abtrumpft:

„Mir is All's oans, mir is All's gleich,
Mir is nit so wia Dir,
Ob'st mich gern hast oder nit magst,
Zu mir eina kimmst nia!"

Das wirkt erklecklich. Der Knabe rächt sich noch mit folgendem Spruch auf ihr Herz:

„Gib eh nit viel dafür,
Wickel's ein in a Papier,
Und bind's fest mit an Strumpfbandl zua.
Wann auf'n Nußbaum steigt die Kua,
Wann alle Wasser auf den Berg thoan rinn',
Wanns a Schneewerl schneibt in Ofen drin,
Nachher wer ich wieder nach Dir fragen,
Und in stulzen Dirndl a guats Nachtl sagen."

Dann schleicht er davon, sucht sein eigen Bett und denkt: das ist halt doch noch das Beste. Nur das möcht' er noch wissen, ob sie ihn erkannt hat. Er ist etwas verstimmt und kann's nicht begreifen, was die narrischen Leut so viel vom Fensterln schwatzen und singen; es ist gar nichts dran. Am nächsten Morgen erwacht er frisch und munter und ist ihm wohler zu Muth, als vielleicht manch' Anderem der beim „Fensterln" glücklicher gewesen.

Der Michel — ob er einer der Letzteren ist? Er gieng einer Fensterscheibe zu, die zwischen den Kirschbäumen herglitzerte, weil sich in ihr der Abendstern brach. Will er doch wissen, der Michel, ob's ihn auch so zurückwerfen wird, wie den Abendstern. Er überzeugt sich noch, ob das übrige Haus gut schläft, er beschwichtigt den knurrenden Kettenhund mit ein paar Zungenschnalzern; die Kinder und die Hunde haben ihn gern, den Michel. 's wird bei den Dirndeln nicht viel anders sein. Er schleicht an und klöpfelt einmal ganz leise mit dem Finger am Fenster. Alsdann hebt er den Spruch an:

„Hiazt, Dirndl, mirk auf und hab' Geduld,
Hiazt wer ih Dir beten die offene Schuld.
Thua mein Herrn sein Befelch' recht vernehm',
Dirndl, hast g'hört, hiazt wird's Fensterln auskemm'.
Mein Herr will hab'n,
's Dirndl sul kein Büabel ausjagen;
Wann's Büabel zan Fenster hinkimmt,
Is 's Dirndl schuldi, daß ihn bei der Hand nimmt,
Und 's Thürl mit Oel einschmiert,
Und 's Büaberl ins Kammerl einführt,
Und ihm alsdann schenkt ein,
Zwei drei Glaferl Wein,
Und a weißes Stuck Brot dazua,
Und eahm a Schlafstadl gunnt
Unter ihrn Dach a par a drei Stund."

Drinnen regt sich was, der Glasschuber wird leise zurückgeschoben und ein feines Mündchen muß es sein, das folgende Liedel herausflüstert:

„Gigerizum gagerizum,
A Fink is ka Spatz,
Und ein gar z' kecken Bub'n
Mag ih nit zu mein Schatz."

Recht geschieht ihm. Er schmunzelt, wenn das sein einziger Fehler ist, die Keckheit, dann hat er schon gewonnen. Ganz kleinlaut stellt er sich,

Digitized by Google

der Schelm, aber bald hebt er wieder flüsternd an:

„Selm auf dem Schneckensteig
Schnabeln zwoa schneeweiße Taub'n
Und heunt möcht' ich gar so gern, gar so gern
Hulzäpfel klaub'n."

Jetzt wird drinnen das Köpfchen sichtbar und hörbar die Entgegnung:

„D' Hulzäpfel, d' Hulzäpfel
Wär'n ma viel z' sauri,
Wanst scha nix Stuafers woaßt,
Bua, so is 's trauri."

Was er jetzt zu sagen hat, das ist nicht mehr sprunhartig, er steckt seinen Kopf in's Fenster, drückt die Stirn an's kalte Eisengitter und haucht ihr etwas in's Ohr, das sie ein wenig zuckt, aber nicht zurückzieht. Endlich verschwindet das Köpfchen im finsteren Abgrund, der Michel schleicht an der Wand hin, unter der Fensternische duckt er sich, denn der zurückgewichene Abendstern lauert auf jede Gelegenheit, ihn den Bewohnern des Hauses zu verrathen. So kommt das Bürschlein an die Thür und diese geht wie von selbst leise auf — er schlüpft hinein.

Lieschen vom Kreuzhof, was war das für ein herziges Kind! Des Morgens stieg sie allemal mit dem rechten Fuß zuerst aus dem Bett. Nicht, daß sie abergläubisch gewesen wäre, allein ihr Großvater hatte oft gesagt: So erinnert Dich der rechte Fuß schon früh Morgens daran, den ganzen Tag das Rechte zu thun — und darin liegt's. Das war tüchtig. Aber dasselbe Dirndl, das des Morgens mit dem rechten Fuß aus dem Bette stieg, stieg des Abends mit dem linken hinein.

Aus den Rosen der Samstagsnächte wachsen bisweilen kahle Kreuzstämme empor, umrankt von Dornen, die sich für ein ganzes Leben um warmblütige Menschenherzen winden. Die Liebe ist stark wie der Tod, aber so stark ist sie selten, wie bei jenem schneidigen Dirnlein, das seinen lieben Burschen auf die neben dem Bette stehende Gewandtruhe zu bannen vermochte: „Viel zu gern habe ich Dich, mein Hansel, als daß ich wollt', Du könntest morgen Dein heutiges Kommen bereuen." — Es ist ja wahr und rührend, in der Liebe ist Alles süß, selbst das liebliche Verweigern.

Wenn der Michel endlich seinem Hause zugeht, thut die Morgenröthe was sie kann, um seine etwas blassen Wangen wieder erblühen zu machen. Er legt sich in sein Bett, um ein wenig zu schlummern; die Träume gaukeln wie fernes Blitzen nach einem lodernden Hochgewitter.

Auch heute, da ich diese Erinnerungen niederschreibe, ist Samstags-Nacht. Eine laue silberne Vollmondsnacht — und wenn ich das Fenster öffne, so höre ich das Jauchzen der über die Felder ziehenden Burschen, das heitere Singen der Dirnlein von ihren Höfen her, als wollte manche einen frischen Knaben locken zur trauten Kurzweil an ihrem Fenster. Wo auf Erden hat die Liebe ein so unbeschreiblich reizendes Folio als in der sommerlichen Moudnacht auf dem Lande, wo die Heimchen flüstern und die Sternlein blinzeln und die kühlen Brunnen rieseln in den Trog, in welchem der Moud zitternd und zuckend sich badet. Im sanften Tändeln flicht die Natur ihre Arabesken um's harmlose Menschenherz und weckt es, reizt es, entzündet und entfacht es zu einem Sturm, der allzu oft von Glück und Liebe alle Blüten reißt, daß nichts mehr übrig bleibt als der nackte Stengel mit seinen Dornen. Die Liebe hat Alles in dieser Nacht. Wenn sie auch die Treue hätte, die Samstagsnacht wäre ein herabgefallenes Stück von Gottes Himmel.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Grüaß Dih Gott, liaba Wold!

„Grüaß Dih Gott, liaba Wold, hiaz bin ih wieda do!
Stehst noh af Dein Fleck, af Dein oltn? Holt jo.
Wir er winkt! Oba Wold, was is Dir übafohrn?
Du bist, meina Seel! völli schwindsüchti worn!
Wo ih fert untan Schotn in da ſtaffn grean Nocht
Frei wir in an Tempel mein Ondocht vulbrocht,
Sein d Wänd und olli Dacha vula Luckan heint,
Und d Sun, wia ſ' da durch olli Glieda scheint!“ —
„Jo freili,“ sogt da Wold, „ih biu holt recht kronk,
Ih krankl und stirb an da Menschn Donk.
Oba, daß ma hiaz doh va wos ondern redn,
Wo bist dan Du, Freund, üban Winta gwen?“ —
„In da Fremd bin ih gwen, in da Stodt, in da groſſn,
Hon d Welt wieda gsechn, hon s Lebn wieda gnoſſn,
s is dena wul schön! Und wan ma s betrocht't,
Wia weit, as s da menschlichi Geist scha hot brocht!“ —
„Wans Dih gfreut!“ sogt da Wold, „oba daß konst erfohrn:
Deini Wangln sein daußtn nit dicka worn.
A Wangerl a roths und an Aeugerl a klors
Host ghobt, wias D bist fuatzogn in Hirbst vorign Johrs,
Und heint kimst ma für wir a Bloam ba da Nocht,
Wir a Blia nochn Reif, wir an ausbrenta Tocht,
Wir an Aug ohni Glonz, wir a Herz ohni Bluat,
Wir a Sterbn ohni Load, wir a Lebn ohni Muat.
Ih bit Dih schön, sogs, wos is Dir übafohrn,
Daß D bist sid an Winter a Hascherl worn?
In da Welt, moanst, host giebt, und däs sogt jo schon Olls,
Und hiaz kimst olßa kronker und sollst mar um an Hols.
Und ban Wold, den da Mensch zan an Krüppel hot gschlogn,
Suacht er wieda sei Gsundheit. Ih wills nit vasogn.
Geh na her und vagiß af Dei sauberi Welt,
Und schau amol hin üba s bloamadi Feld;
Und leg Dih afs Mias und trink va da Quelln;
Untaholt Dih ban Boch mit Forelln und Libelln,
Und luag, wos in Bamwipfeln d Vögerla treibn,
Und schau, wos die Blitzstrohln afs Wulknblot schreibn,
Und lous ah in Sturmwind ban Orgelgspiel zua,
Und gun da Dein Kopf doh a kloans wenk a Rua,
Und loß in Geist Geist sein, da Geist is a Gspenst,
A Gspenst is da Geist, wanstn nenst und nit kenst!
Denk liaber af Dei Seel und in Wold und Flur
Schenk ihr wieda d Luft und in Friedn da Natur.
Aft wirst wieda gsund, aft wirst wieda jung,
Und des Lebn, es kriagt wieder an frischn Schwung.

Digitized by Google

Af Füaßn, de afn grean Woſn ſtehn,
Kon nit leicht in Jomer a Herz vagehn;
In Augnen, de zan blown Himel ſchaun,
Lebt Liab und Glück und Gottvatraun.
Wer an Kern hot in eahm und ols Menſch kimt zu mir,
Der wird, ih vahoffs, ah in Wald ka wilds Thier.
Nit durch Wildniß, o Menſch, vaſtehs wul mit Fleiß,
Durchn Wold führt Dei ſtilla Steig zan Poradeis!"

R.

Erklärung. Luckan: Löcher, Scharten. Blia: Blüte. ſid: ſeit. bloamad: blumig. Mias: Moos. luag: gucke. gun: gönne.

Die Urväter der Tiroler.

Von J. K. Lecher.

Es iſt ein mitunter recht ungemüthliches Geſchlecht, das unſerer Gelehrten. Nichts iſt ihnen heilig; Alles und Jedes wird in den Bereich ihrer zerſetzenden wühleriſchen Kritik gezogen, und wer auf ſie hört, muß ein Hypochonder werden an Leib und Seele. Die Philoſophie, mit der man ſich ſeit den beginnenden Mannesjahren recht und ſchlecht abgefunden, wird durch ein neues Syſtem in's Schwanken gebracht; politiſche und ſociale Ariome werden durch das, was dieſe Herren den Fortſchritt der Forſchung nennen, von des Gedankens Blaſſe angekränkelt. Sie ſind im Stande, dem geplagten Menſchenkinde jeden Tropfen Waſſer, jeden Schluck Wein, jeden Biſſen Fleiſch zu vergällen, die Gewandung, die es auf dem Leibe trägt, und die Luft, die es einathmet, zu verleiden. Man denke ſich nur, um unter den hundert ſchlagenden Beweiſen hiefür Ein Beiſpiel zu erwähnen, ihre moderne Lehre von den Seuchenträgern, den Bacterien, die überall im Feſten und im Flüſſigen wimmeln, im Erdboden als Peſtilenzkeime hauſen und in der Atmoſphäre ſchweben, welche uns umgibt. Wer nicht in chemiſch präparierter Luft unter einer iſolierten Glasglocke fortvegetieren will, und Trank und Nahrung nur aus der Hand des desinficirenden Chemikers entgegennehmen, der ſetzt ſich mit jedem Athemzuge ſeiner Lungen, mit jeder Schlingbewegung ſeiner Speiſeröhre der Möglichkeit irgend einer bösartigen Vergiftung aus. Die alte Dämonologie aus den Zeiten des Hexenhammers iſt ja, verglichen mit dieſer Lehrmeinung von der Allgegenwart der ſeuchenerzeugenden Spaltpilze, noch ein troſtreicher Wahnglaube. Jene Teufel, welche unſere Vorfahren damals allüberall in jeder auf die Sinne einwirkenden Erſcheinung wahrzunehmen meinten, ſind guttartige Geſchöpfe gegenüber dieſen hygieniſchen Geſpenſtern der allerneueſten Geſundheitsämter. Mit einem kräftigen Exorcismus konnte man die Böſen bannen und ſchlimmſtenfalls half ein bißchen Aufklärung über die Furcht vor dieſem Spuk hinweg, während die mikroſkopiſch ſtets wieder von Neuem zu erhärtende Thatſache mit unerbittlicher Logik zu ihrer Anerkennung zwingt und man der Angſt vor dieſem modernen Höllenkreiſe ſich nur durch die leichtſinnige Luſt am Leben und die leichtfertige Gewohnheit des ſüßen Daſeins entziehen kann. Das Beſte hiebei thut freilich die glücklicherweiſe recht gründliche Ignoranz der überwiegendſten Mehrzahl unſerer Zeitgenoſſen bezüglich dieſer allerneueſten Errungenſchaften der Heilkunde. Würde die Mehrheit zu den Wiſſenden zählen, es ergienge den Meiſten unter ihnen, bei gegenwärtiger nervöſer Complexion des civiliſierten Menſchengeſchlechtes, wie dem Laien, der ſich in die Lectüre mediciniſcher Bücher vertieft und regelmäßig die Symptome jener Krankheit an ſeinem eigenen werten Leibe zu verſpüren wähnt, die ſchwarz auf weiß vor ſeinen Augen gedruckt erſcheinen.

Auch andere Forſchungen gibt es übergenug, die einen Mann von ganz geſunder Körperconſtitution zum Hypochonder machen

Digitized by Google

und in ihm Zweifel an seiner eigenen Existenz erwecken könnten. Da geht man z. B. im jetzigen Jahrhundert des Nationalitäten-Streites ein halbes Säculum mit der stolzen Ueberzeugung in der Welt herum, man habe auf seiner Wirbelsäule einen ganz richtigen germanischen Schädel sitzen, Väter und Urgroßväter seien bis zurück in die Tage der Völkerwanderung germanischen Stammes gewesen und hätten früher schon als arische Leute den Ur und den Bär mit der Steinart bekämpft. Urplötzlich kommen aber Gelehrte von der eingangs erwähnten pietätlosen Gattung mit dem Tastcirkel und Meterstab, messen, berechnen und construieren aus der richtigen tête carrée allemande, dem schwäbisch-allemanischen Bauernschädel, wie er in den Westalpen, im Tirol und Vorarlberg, am Bodensee und auf dem Schwarzwald zu Lodenjoppe und Manchesterspenser so getragen wird seit länger als einem Jahrtausend, einen rhäto-romanischen Schädel und die Perspective auf eine latinische Urahnenreihe. Das ist gerade nicht angenehm, denn zunächst und vor Allem läßt man sich in alternden Tagen nicht gern bezüglich der eingewohnten und altererbten Ansichten über sein eigenes Ich und seine liebwerte Familie von einem Fremden, und sei er ein noch so hochgelehrter und respectabler Doctor, eines Besseren belehren. Ein solcher Eingriff in die intimste Intimität des eigenen Ich verschnupft an und für sich. Des Ferneren sind solche Dinge ganz geeignet, manche Erlebnisse, an die man sich so gern mit Vergnügen erinnert und mit denen man mitunter wohl auch ein bißchen geflunkert hat, in's Lächerliche schillern zu lassen, und man erscheint sich nicht gern selbst im Lichte noch so milder Komik. Deshalb also ist man in jungen Tagen dem damals auch noch jungen Meister Piloty als specifisch germanischer Racetypus Modell gestanden und lustprangt für „ewige Zeiten“ als Bannerträger der Algilofinger lebensgroß auf einem Wandgemälde im Münchener Maximilianeum, um manch' Decennium später zu erfahren, besagter Holzschnittkopf sei rhäto-latinisch und die sprichwörtliche tête carrée allemande sei alles Andere eher, als germanisch. Die Franzosen hätten sich diese Bezeichnung nur angeeignet, weil sie in den Vogesen und am Oberrhein zumeist mit germanisierten Abkömmlingen römischer Colonisten in Berührung gekommen.

Schließlich, wie ein kluger Mensch sich in das Unwandelbare fügt, das ihm das Schicksal auferlegt, könnte man sich noch, wenn auch nicht gerne, zurechtfinden mit dem Gedanken an latinische Urvorfahren. Die Römer waren ja sozusagen auch eine ganz tüchtige Culturnation, und die Blutsverwandschaft mit ihnen brächte gerade keine Schande, obwohl sie damals im Teutoburger Wald nicht auf Seite der Sieger gefochten haben. Die Ergebnisse der ethnographischen Forschungen des gelehrten Meraner Doctors Tapeiner, der auf Grund vielhundertfältiger Schädelmessungen nachweist, in ganz Tirol und Vorarlberg befänden sich kaum viel mehr als achttausend Germanen im ethnographischen Sinne des Wortes, und von diesen säßen sechstausend im Trento und redeten seit vielen hundert Jahren wälsch, es seien dies Nachkommen der Longobarden, ließen sich noch in einem viereckigen deutschen Schädel von nordwärts des Brenner mühselig verkusen. Aber es sollte noch ärger kommen. Neuestens machen die Gelehrten auch die latinischen Ahnen streitig, stellen die römische Cultur-Epoche in den Alpen als ein ethnographisches Durchgangsstadium dar, als ein Intermezzo von einem lumpigen Jahrtausend, hinter welchem, als dämmerig unbekanntes Etwas das reine Rhäterthum stehe. Und — hier beginnt die Sache tragisch zu werden — diesen Rhätiern will man sogar ihr Arierthum bestreiten; man will nicht einmal wissen, ob sie Semiten, was denn doch auch nicht gerade jedem Tiroler auf den Leib passen möchte, oder irgend ein noch wildfremderes Urvolk gewesen, etwa Vettern der Basken. Also ein Ueberrest des Völkeransatzes aus jener Zeit, aus welcher die ornamentlosen Thon-

Digitized by Google

scherben der untersten Fundschicht im Schliemann'schen Troja stammen dürften! Dieses Rhätierthum in den Alpen hat schon lange in gelehrten Abhandlungen gespukt, allerneuestens wiederum hat es Karl Freiherr v. Czoernig in einem sehr tüchtig gearbeiteten, von ungewöhnlichem Fleiß und Forschereifer zeigenden Buche*) an das Licht gezogen. Dieses Werk ist ein verspäteter Nachtrag zu der ethnographischen Karte des verdienten Statistikers und stellt in übersichtlicher Weise Alles zusammen, was über die Herkunft der Völker in Ober-Italien und am Südabhange der Alpen, die gegen die Po-Ebene ausmünden, bisher ergründet worden. Wer sich, ohne eine ganze Bibliothek zu durchstöbern, Raths erholen will über die im Buchtitel aufgeführten Völkerstämme, welche eine so große Rolle in der Entwicklungsgeschichte des römischen Reiches gespielt und dasselbe beerbt haben, der findet in dem starken Octavbande Baron Czoernig's so ziemlich Alles, was sich ihm bei dem gegenwärtigen Stande der einschlägigen Forschung bieten läßt; mitunter auch noch etwas mehr als ein nüchterner Feind gewagter Hypothesen sucht, nämlich die mühsamen und durch ihre Widersprüche befremdenden Mittheilungen waghalsiger Forscher in hetrurischen Dingen.

Herr v. Czoernig ist der Ueberzeugung, daß die Rhäter die Urbewohner der Westalpen gewesen, von dort bereits in vorhistorischer Zeit aus den Alpen in die Po-Ebene vorgedrungen und daselbst als Rasenas, später Hetrusker genannt, die Cultur begründet haben. Dieses räthselhafte Volk hauste in der oberitalienischen Ebene, wie durch die sehr fleißigen palöohistorischen Schürfungen italienischer Gelehrter in untrüglicher Weise an tausendfältigen Funden nachgewiesen worden ist, von der Steinzeit an bis herauf in die relativ moderne Epoche des römischen Kaiserreiches. Man holte aus den Fundstätten im Pothale zu oberst Münzen und Kunstwerke aus der römischen Zeit, tiefer specifisch rhätische oder, wie man es zu nennen pflegt, hetrurische Kunstwerke und Gebrauchsgegenstände aus Bronze und Edelmetallen von hoher künstlerischer Formvollendung. In tieferen Schichten schwinden die Beweise einer vorgeschrittenen Gesittung mehr und mehr, bis man endlich auf Fundstücke, die analog sind jenen der schweizerischen Pfahldörfer, stößt; auf roh mit der Hand gearbeitete Bruchstücke von Thongefäßen, Steinmesser und Steinwaffen. Welche Cultur die allmählich über die Alpenninen bis über das heutige Toscana hinaus vordringenden Hetrurier in ihren Städtebünden entwickelt und wie sie damit vom Anbeginn das römische Staatswesen befruchtet haben, ist bekannt. Bei dem Vordringen der Gallier in die Po-Ebene im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung wurden Volkstrümmer der in Ober-Italien am Alpenausgange seßhaften Rhäto-Hetrurier neuerdings in ihre Apenheimat zurückgedrängt, wo sie zwischen die keltischen Helvetier im Westen und keltischen Taurisker in Kärnten und dem Ost-Pusterthale sich einkeilten. Herr v. Czoernig nimmt an, daß der Urstock der Bevölkerung von Tirol und Vorarlberg bis hinaus in's Allgäu zur Zeit der römischen Eroberung aus diesem räthselhaften Volke der Rasenas, der Hetrusker, wie sie von Griechen und Römern genannt wurden, bestanden habe. Die römische Culturgeschichte sei nur eine übergelagerte. Wenn auch die Rhäter die lateinische Sprache angenommen, so klinge doch noch in den rauhen Lauten des Dialects ihre Ursprache durch bis auf den heutigen Tag, nachdem das Latein längst dem Deutsch gewichen. Der Schädelbau beweise vollends die nichtgermanische Abkunft dieser Alpenbewohner.

Wir haben diese ethnographische Richtigstellung des Stammbaumes unserer deutsch-österreichischen Westälpler schon auf Treu und Glauben hinnehmen wollen und uns die anererbte tête carrée alle-

*) Die alten Völker Ober-Italiens, Italiker (Umbrer), Rhäto-Etrusker, Rhäto-Ladiner, Veneter, Kelto-Romanen. Eine ethnologische Skizze von Karl Freiherrn v. Czoernig. Wien 1885. Alfred Hölder.

Digitized by Google

mande zerbrochen über das Räthsel, wie es denn wohl kommen möge, daß diese latinisierten Rasenas mit der deutschen Sprache zugleich auch die deutschen Rechtsbräuche, wie sie notorisch zur Zeit der Völkerwanderung bestanden haben, den deutschen Volksaberglauben mit all dem unverstandenen Ueberrest germanischer Mythologie und die deutsche Art der Bodenwirtschaft übernommen haben. Im Weiterlesen ward uns aber die trostsame Offenbarung, daß am Ende doch nicht Alles, was die Gelehrten über das mythische Volk der Rasenas erzählen, als untrüglich nachzubeten, und daß am Ende doch die ganze Geschichte von dem zweifelhaften germanischen Stammbaum der Aelpler trotz Schädelmessungen und Skelettstudien auch noch auf das Capitel der fragwürdigen gelehrten Theorien zu setzen sei. Es stellt sich heraus, daß die gelehrtesten Etruskologen zwar genau Bescheid wissen, wie die Rasenas ihre Urnen bemalt, ihren Bronzeschmuck ciseliert und ihre Städte canalisiert haben, aber etwas weniger als gar nichts von ihrer Sprache, welche denn doch sozusagen in erster Linie in's Gewicht fällt, wenn man ihren Nachkommen in Tirol semitische oder baskische Urahnen aufbeweisen will. Ein ausgezeichneter Etruskologe, Herr Bugge, übersetzte früher eine etruskische Inschrift wie folgt: „Diese Schale stiftet das Oberhaupt der Gemeinde, nachdem es dreimal sein Amt verwaltet wegen (vollbrachter) Amtshandlungen, wegen Erfolgen in der Verwaltung.“ Später änderte er jedoch seine Uebersetzung in folgender Weise: „Der König des Staates, der (zum drittenmale) Imperator ist, weiht diese (Schale) zum Trankopfer den (verstorbenen) Porsennas, denen man, wenn man königliche Gewalt hat, vor allen anderen Todten Gaben darbringen soll.“ Und Pauli, ein anderer Etruskologe, übersetzt dieselbe Inschrift also: „Dies ist die Gabe, ich habe Euch Saatkorn gesammelt, die glänzende Sonne aber wird euch geben, Hirse zu worfeln gegen den Hunger und Weizen in Fülle zu schneiden.“

Angesichts solcher Controversen möchten wir denn doch den Vorschlag zur Güte machen, die Herren Gelehrten mögen, bis sie den wahrhaftigen Inhalt dieser interessanten Rasenainschrift unfehlbar richtig zu übertragen vermögen, auch keine Nationalitäts-Bacterien züchten, den Leuten in Tirol und Vorarlberg ihr ersessenes Deutschthum nicht streitig machen und in deren viereckigen Köpfen nicht die quälende Idee großziehen, in ethnographischen Dingen gelte ebenfalls das **pater semper incertus**. „Pr.“

Wie heißen wir auf deutsch?

Es ist doch wunderlich, daß die wenigsten Leute wissen, wie sie heißen.

„Wie ich heiße, das werde ich doch wissen, gottlob,“ entgegnet man mir, „ich heiße Michel.“ Schön, aber sage mir, was heißt denn das: Michel? Ihr kennt die Bedeutung Euerer Taufnamen nicht. Denn diese sind zumeist in fremder Sprache, und selbst die altdeutschen sind nur schwer verständlich. Hier sollen einige unserer gebräuchlichsten Taufnamen ins Deutsche übersetzt oder kurz klar gemacht werden.

Männernamen.

Adam ist hebräisch und heißt auf deutsch soviel als Erdmann, Mann aus Erde.
Abraham (hebräisch): Vater der Menge, Stammvater eines Volkes.
Adalbert (althochdeutsch): der durch Adel Glänzende.
Albert (altdeutsch): dasselbe wie Adalbert.
Albrecht (altdeutsch): dasselbe.
Adolf (altdeutsch): der edle Helfer.
Ahasver: der Führer, der gewaltige Lenker.
Alban: der Weiße.
Alexander (griechisch): der Wehrmann, Vertheidiger der Männer.
Alfons (arabisch): der Glückliche.
Alfred (altdeutsch): der Friedsame, der edle Helfer.
Alwin (altdeutsch): Freund der Edlen.
Amadeus (lateinisch): liebe Gott.

Digitized by Google

Amand (lateinisch): der Liebenswürdige.
Ambrosius (griechisch): der Unsterbliche, Göttliche, Herrliche.
Anastasius (griechisch): der Auferstandene.
Andreas (griechisch): der Mannhafte, Tapfere.
Antonius (lateinisch): der Preiswürdige.
Armin (althochdeutsch): der Ehrliebende.
Arnold (altniederdeutsch): der Ehrenheld, der Altehrwürdige.
Arthur (keltisch): der Kräftige, der ehrenwerte Kühne.
August (lateinisch): der Majestätische.
Benedict (lateinisch): der Gesegnete.
Benjamin (hebräisch): der Sohn des Glückes, der Schützling der Allmacht.
Bernhard (altdeutsch): der Bärenfeste.
Burkhard: der einer festen Burg Gleichende.
Cäsar (lateinisch): der Geschnittene.
Casimir (slavisch): der Friedensstifter.
Caspar (persisch): der königliche Schatzmeister.
Christian: der Christ.
Christoph (griechisch): der Christusträger.
Constantin (lateinisch): der Standhafte, Beständige.
Daniel (hebräisch): der in Gottes Namen Richtende.
David (hebräisch): der Geliebte.
Eberhard (altdeutsch): der wie ein Eber Starke.
Edmund (angelsächsisch): der edle Redner.
Eduard (angelsächsisch): der Rechtsanwalt.
Elias (hebräisch): der zu Gott Haltende.
Emanuel (hebräisch): Gott ist mit uns.
Ernst: der Ernsthafte, Besonnene.
Eugen (griechisch): der Wohlgeborne.
Eusebius (griechisch): der Gottesbürftige, Fromme.
Ferdinand (spanisch): der Wagende, Unternehmende.
Franz (lateinisch): der Franke, der Freie.
Friedrich: der Friedenreiche.
Georg (griechisch): der Ackersmann.
Gottfried: der Gottesfrieden Genießende.
Gottwalt (altdeutsch): Walt' es Gott.
Gustav (schwedisch): der Majestätische, der Erlauchte.
Heinrich (gothisch): der daheim Reiche, der in seinem Hause Mächtige.
Hermann (altdeutsch): der Mann des Heeres, der Tapfere.
Hieronymus (griechisch): der Mann mit dem heiligen Namen.
Hugo: der Verständige, Geistvolle.
Jakob (hebräisch): der Fersenhalter.
Jobst: der Gerechte.
Johannes (hebräisch): das Gottesgeschenk.
Josef (hebräisch): Gott wird noch einen hinzufügen.
Isaak (hebräisch): der Scherzende, Lachende.
Karl (altdeutsch): der Mannhafte, Tüchtige.
Konrad (altdeutsch): der kühne Rathgeber.
Ludwig (gothisch): der Kampfberühmte.
Lois (nach französisch): dasselbe.
Martin (lateinisch): der Streitbare.
Matthäus (hebräisch): Geschenk Gottes.
Michael (hebräisch): Wer ist wie Gott!
Moritz: der Dunkelbraune, der Maure, der Mohr.
Nathan (hebräisch): der Gegebene.
Nikolaus (griechisch): der Volksbesieger.
Oskar (keltisch): der nach Gott Verlangende.
Oswald: Hausverwalter.
Otto (altdeutsch): der Reiche.
Paulus (lateinisch): der Kleine, Geringe.
Petrus (griechisch): der Felsenfeste.
Philipp (griechisch): der Pferdeliebhaber.
Reinhold: der planmäßig Herrschende.
Robert: der durch Ruhm Glänzende.
Rudolf: der rothe Helfer.
Salomon (hebräisch): der Friedliche.
Samuel (hebräisch): der von Gott Erhörte.
Sebastian (griechisch): der Erhabene, Ehrwürdige.
Siegfried (althochdeutsch): der nach dem Siege Friedliche.
Siegmund (altdeutsch): der siegende Beschützer.
Simon (hebräisch): der Erhörte.
Stephan (griechisch): der Bekränzte, der Gekrönte.

Digitized by Google

Theodor (griechisch): der von Gott Geschenkte.
Ulrich: (altdtsch.): der Allreiche, Huldreiche.
Victor (lateinisch): der Sieger.
Walter (altdeutsch): der Regierende, Gebietende.
Werner (altdeutsch): der Abwehrende, der Beschützer.
Wilhelm (altdeutsch): der Willensstarke.

Frauennamen.

Ada (hebräisch): die Zierde.
Adelgunde (altdeutsch): das edle Weib.
Adelheid (altdeutsch): die Edle.
Agatha (griechisch): die Gütige.
Agnes (lateinisch): das Lamm, (griechisch) die Reine, Keusche.
Agrippina (lateinisch): die verkehrt Geborene.
Alwine (altdeutsch): die edelmüthige Freundin.
Amalia (altdeutsch): die Makellose, die Unschuldige.
Angela (lateinisch): die Engelhafte.
Anna (hebräisch): Gottes Huld, die Holdselige.
Barbara (lateinisch): die Fremde, die Ausländerin.
Bertha (altdeutsch): die Prächtige, Strahlende.
Brigitta: die Umworbene.
Brunhild (altdeutsch): die braune Holde, oder auch: die Heldin im Panzer.
Cäcilia (lateinisch): die Blinde.
Clara (lateinisch): die Reine, Berühmte.
Dorothea (griechisch): die von Gott Geschenkte.
Elisabeth (hebräisch): Gott hat geschworen, also vielleicht: die Gott Angelobte.
Emilie (lateinisch): die Gefällige, Artige.
Emma (altdeutsch): die Biene, die Emsige, die Häusliche.
Eva (hebräisch): die Mutter der Lebendigen.
Gertrud (altdeutsch): die mit dem Speer Vertraute.
Hedwig (altdeutsch): die erhabene Kämpferin.
Helena (griechisch): die Leuchtende, Lichtvolle.
Henriette (französisch): die Frau mit großer Mitgift.
Ida: die Vortreffliche.
Julia (lateinisch): die Jugendliche, noch nicht Mannbare.
Katharina (griechisch): die Züchtige, Sittige.
Kunigunde (altdeutsch): die kühne Kämpferin.
Laura (lateinisch): die Lorbeerumkrönte.
Magdalena (hebräisch): die aus Magdala Gebürtige.
Margaretha (lateinisch und griechisch): die Perle.
Maria (hebräisch): die Bitterkeit, Heiligkeit, Beharrlichkeit.
Martha (babylonisch): die Herrin im Hause.
Mathilde (altdeutsch): die jungfräuliche Heldin.
Materna (lateinisch): die Mütterliche.
Olga (russisch): die Glückselige, auch: die Geschmackvolle.
Regina: (lateinisch): die Königin.
Rosa (lateinisch): die Rosige, die Blühende.
Sophia (griechisch): die Weise.
Susanna: die Lilie.
Veronika (griechisch): die Siegbringerin.
Xantippe: das braune Roß.

Bemerkung: Bei den meisten deutschen Namen fällt es auf, daß sie Streitbares, Kriegerisches bezeichnen. Selbst die deutschen Frauennamen: Almuth, Amalfrieda, Brunhild, Hedwig, Kunigunde, Mathilde u. s. w. drücken Herrschaft, Kampf und Heldenhaftigkeit aus, ganz entgegen dem Ideale der sanften, häuslichen, liebesholden, mütterlichen deutschen Frau.

Uns sind aber die sanften und holden Frauen lieber, als die gepanzerten alten Germaninnen. Indes hat es auch den alten Deutschen nicht gefehlt an Adelgunden, Alwinen, Amalien und Emmen, wie solche Namen das Milde, Anmuthige, Züchtige und Häusliche ausdrücken.

Digitized by Google

Das Lied vom Birnbaum.

(La Chanson du Poiriere.)

Frei nach dem Franzöſiſchen des Paul Féval von Eduard Bergner.

Am Ende eines Dorfes ſtand
Ein alter Birnbaum,
Und als in's Land der Frühling kam,
War blütenvoll der Raum;
Hinüber überm Wege ſtand
Des Meiers kleines Haus:
Es hatte ein Portal von Stein,
Sah wie ein Schlößchen aus.
Des Meier's ſchönes Töchterlein,
Ein Mädchen lieb und traut,
Perrine wurde ſie genannt,
Und die war meine Braut!

Sie hatte damals ſechzehn Jahr
Und blühte roſengleich,
Auch unſer lieber Birnbaum
War damals blütenreich;
Derſelbe, unter dem ich frug:
Perrine, Liebchen mein,
O liebliche Perrine ſag:
Wann wird die Hochzeit ſein?
Ihr ganzes Weſen lachte froh,
Ihr Haar, ihr Wuchs, ihr Fuß
Im reizend kleinen Stiefelchen
Das knapp ihm paſſen muß.

Die lieben Händchen bogen leicht
Des Weißdorns Blütenlaſt —
So reich an Duft — und Perlenreih'n
Sah man im Lippenpaar.
Ich liebte ſie ſo inniglich
Sie ſprach: „Bald bin ich Dein,
Nimmt Dich des Kaiſers Machtwort nicht
In der Soldaten Reih'n!"
Ich opfert' eine Kerze gern
Zur Recrutirungszeit,
Denn traurig war mir die Idee
Vom Haus zu gehn — ſo weit!

O Mutter Gottes, ſei gelobt!
Mein Numero war groß.
Doch meinen Bruder Jean, den traf
Verhängnisvoll das Los.
Da hört' ich, wie er weinend rief:
„O armes Mutterherz!"
D'rauf ſagt' ich ihm: „Jean tröſte Dich,
Mich trifft gering'rer Schmerz,
Als Waiſe gehe ich für Dich!"
Er glaubt's nicht gleich, da kam
Perrine her zum Birnbaum,
Und weinte, als ſie das vernahm.

Die Augen waren thränenfeucht —
Sonſt nie — und mir ward klar,
Daß ſie im Weinen ſchöner noch
Als je im Lächeln war.
Sie ſprach zu mir: „Pierr' Du haſt
Sehr wohl gethan, und ich —
Ich warte bis Du wieder kommſt,
Nun geh', ich wart' auf Dich!"
Ich gieng und bei der Trommel Schall
Marſchiert' ich rechts und links
Und gleichen Schrittes, ohne Halt
Stets vor — bis Wagram gieng's!

Steh' feſt, Pierr', der Feind vor Dir.
In Front ein Feuermeer,
Fünfhundert Feldgeſchütze dort
Beſchoſſen uns gar ſchwer;
Der Rauch beklemmt mir Bruſt und Blick,
Vom Blute klebt der Weg,
Ich ſchauderte, ſah dann zurück,
Sah Frankreich, ſah mein Dorfgehäg',
Sah, wie mein alter Birnbaum
So einladend voll Früchte ſteht,
Und endlich auch Perrinens Bild
Für mich im innigen Gebet!

Gelobt ſei Gott, ich focht mit Muth,
Rechts, links, gieng's kühn zur Weit';
Auf! Feuer! immer muthig vor,
Jetzt kam's zum Bayonett'!
„Aha, Du fochteſt brav, Recrut,
Sag' wie wirſt Du genannt?"
„Mein Nam' iſt Pierr'!" „Schon gut, wohlan,
Pierr' Du biſt Sergeant!"
Perrine hoch! ich bin Sergeant!
Ein Hoch der Schlacht — dem Krieg!
Nichts anders braucht man zur Armee
Als Vorwärtsgeh'n zum Sieg!

Und rechts und links „Pierre, biſt Du's?"
„Ja, Majeſtät!" — „Nimm Dir
Ein Epauletten-Paar vom Feld."
Da gab's gar viel vor mir!
„Sire, vielen Dank!" — und vorwärts gieng's,
Bis Moskau, dann nicht mehr,
Durch unermeßlich Schneegefild
Und Leichen rings umher;
Der Fluß war hier — und dort der Feind;
„Wer legt hier den Ponton?"
„Ich wag' es, Sire!" „Gut, Capitain,
Nimm's Kreuz der Ehrenlegion!"

Perrin', Perrin', Gott ſei gelobt!
Und Du ſei ſtolz auf mich,
Des Krieges Ende iſt erreicht,
Den Urlaub hab' ſchon ich.
Nun klingt, ihr Glocken im Verein
Im feierlichen Ton,
Sie klingen uns zum Hochzeitsfeſt;
Glück auf! ich hör' ſie ſchon!
Der Weg iſt weit, doch blitzesſchnell
Die Hoffnung ihn durchfliegt;
Dort, hinter jenen Hügeln ſchon
Iſt's, wo das Dörfchen liegt.

Jetzt kann ich ſchon von Weitem dort
Den Glockenthurm erſeh'n
Und hör' im Geiſte vorhinein
Der Glocken Feſtgetön'.
Man läutet — doch der Birnbaum? —
Trotz Frühlingszeit, blüh't nicht,

Digitized by Google

Ich sah ihn sonst vom Weiten schon,
So lang er stand — jetzt nicht!
Sie haben meiner Jugend Lust,
Den Birnbaum, gefällt,
Er blühte einst so lieblich schön,
Jetzt liegt er dort im Feld.

„Mathieu, sag', warum läutet man?"
„Zur Hochzeit, Capitain!"
Mathieu erkannte mich nicht mehr!
Jetzt konnt' den Zug ich seh'n.
Das Brautpaar stieg schon obenan
Zur nahen Kirche hin,
Perrine war die schöne Braut,
Und fröhlich wie es schien;
Mein Bruder Jean! — ja wohl, er wars'
Der Bräutigam war Er!
Ich hört', wie nah bei mir man sprach,
„Sie liebten sich so sehr!"

„Und Pierr'?," so fragt' ich, — „Welcher Pierre?"
Gab man zur Antwort mir; —
So war ich denn vergessen schon,
Schon kannt' mich Niemand hier!
In einer Kirchenecke dann
Da kniet' ich zum Gebet
Für die Perrin' und auch für Jean,
Wie mir's zu Herzen geht.
Am Schluß der Messe, als ich gieng,
Nahm ich vom Birnbaum
Noch eine welke Blüte mit,
Die fand am Herzen Raum.

Und ohne mich mehr umzuseh'n
Eilt' ich zurück — allein! —
Gott sei gelobt, sie lieben sich
Und werden glücklich sein! —
„So bald zurück, Pierre?" — „Ja Sire!"
„Du junger Capitain, nun schau!
Ist es Dir lieb, so geb' ich Dir
Eine Comtesse zur Frau!"
Da zog Pierre aus seiner Brust
Die welke Blüte vor,
Die er von jenes Birnbaum's Rest
Zum Andenken erkor.

„O Sire, sieh diese Blüte hier! —
So welk ist auch mein Herz,
Gib in der Avantgard mir Platz,
Dort stillt der Tod den Schmerz!"
Man gab ihm den gewünschten Platz; —
Er fiel sammt seinem Stab
Als junger Oberst in der Schlacht,
Im Dorfe liegt sein Grab;
Auf sein Gebot, an Namens Statt,
Steh'n auf dem Leichenstein
Drei Worte nur als Epitaph:
„Gelobt sei Gott!" allein.

Bücher.

Hans Wartenberg. Ein Roman von Oskar von Redwitz. (Berlin, W. Hertz.) Wenn ein Roman heutigen Tags binnen wenigen Monaten ein halb Dutzend starker Auflagen erlebt, so muß er etwas Ungewöhnliches, Sensationelles aufweisen, denn ein großer Autorname allein kann unmöglich, wenn ein Buch unter seiner Flagge geht, auf die große Masse so elektrisch wirken, daß sie das Werk in Tausenden von Exemplaren kauft! Abgesehen nun von dem Namen, den Redwitz besitzt, hat seine neueste Schöpfung thatsächlich außerordentliche, sensationelle Vorzüge, nämlich: Einfachheit, Schlichtheit, echte, und darum hinreißend wirkende Gefühlswärme. Sensationell sind diese Eigenschaften, weil sie so selten mehr in unserer der jüngsten Literatur vorkommen, so selten, daß wir Gefahr laufen, unsere schönsten Herzensgüter zu verlieren ... Dieser einfach-edle Roman hat also einen großen Erfolg erzielt, und das ist ein günstiges Zeichen für das Publikum, welches sich noch einen letzten Rest von Geschmack und Sinn für's Echte und Schöne zu bewahren scheint. „Hans Wartenberg" ist ein feingeschliffenes Spiegelbild, in dem sich die deutsche Frau als Gattin und opferwillige Mutter voll idealer Schönheit verkörpert sieht. Die Gemalin des Schloßherrn auf Wartenberg ist unstreitig eine der edelsten Gestalten deutscher Poesie. So einfach der Inhalt dieser durch und durch im deutschen Sinne gehaltenen Erzählung ist, so reich erweist sich die Handlung, wenn man sie in Kürze wiedergeben will; da erst bemerkt man, mit welcher Sorgfalt der Dichter seine Gestalten gezeichnet, und mit welch' zahlreichen feinsinnigen Zügen er sie ausgestattet hat. „Hans Wartenberg" ist ein „Gouvernantenroman", und wenn wir sagen, daß er trotzdem eine der herrlichsten Erzählungsblüten moderner Literatur ist, so stellen wir dem Buche das höchste Zeugnis aus, denn gerade wir am meisten empfinden Ueberdruß vor den süßlich verschwommenen hohlen Gouvernanten-Geschichten. — „Hans Wartenberg" ist auch ein hohes Lied deutscher Ritterlichkeit und Freisinnigkeit; es lehrt uns, daß der Despotismus starrer aristokratischer Principien zu weichen habe vor der ungehinderten Entfaltung der Wissenschaft; es ist dieses Buch eine siegfrohe Verkündigung von der allgewaltigen Macht der Liebe, eine glutvolle Vertheidigung der freien Menschenrechte. Angesichts so hoher Vorzüge verschwinden kleine, unbedeutende Mängel; sie werden erdrückt von dem überquellend reichen Maße des Schönen und Erhebenden. Den Lesern, denen es um eine wirklich anregende und veredelnde Lectüre

Digitized by Google

zu thun ist, sei hiemit ein Fingerzeig gegeben. E. W—r.

Eine Flucht nach Paris und die Irrthümer des modernen Frugalismus. Von Dr. Hermann Eichborn. (Grossenhain in Sachsen, Baumert & Ronge.) Diese Broschüre knüpft an Kotzebue's „Flucht nach Paris", in welcher bekanntlich viele Schwächen und Laster der damaligen Zeit gegeißelt werden. Hierauf ist in Hinblick auf heute die Rede von Wissenschaft, Kunst, Religion, Materialismus, Naturalismus und Vegetarismus, welch' letzterer Frugalismus genannt wird. Die herrschenden Modeströmungen kommen schlecht weg. Der Verfasser hält es mit keiner derselben, obwohl er in keiner das vorhandene Gute übersieht. — „Nicht zurück zur Natur, sondern gerade vorwärts zur Natur," das ist seine Meinung, und wir glauben, wohl auch die richtige. Denn heute stehen wir mitten in der Unnatur. M.

„Wehr und Waffen". Deutsche Dichtungen des jungen Oesterreich, von Adolf Hagen und Erich Fels. (Leipzig, Otto Wigand, 1885.) Von den Jungdeutschen in Oesterreich ist ein gesinnungstüchtiges Buch erschienen. Adolf Hagen und Erich Fels greifen kühn zur Wehr für ihr unverfälschtes Deutschthum; scharf sind die Hiebe, die sie austheilen, voll inniger Ueberzeugung die Verse, die von deutscher Glorie singen. Viele Gedichte, darunter die meisten von Erich Fels, haben einen dichterischen Wert. Ich nenne beispielsweise: „Mir will das Herz vor Leid zerspringen", „Der deutschen Ostmark Jugendwehr" und „Barden auf". Die Form ist in einigen nur zu gewählt, der einfache Rhythmus des germanischen Volksliedes, welcher den Liedern Herwegh's so große Wirkung verlieh, würde im Munde des Volkes leichter lebendig. H. K.

Moderne Dichtercharaktere. Herausgegeben von Wilhelm Arent. — (Berlin, Selbstverlag des Herausgebers.) In den Einleitungen zu diesem Buch (es sind deren zwei) wird die moderne Lyrik charakterisiert. Dieselbe sei frivol, schmutzig, bei aller Feile rohes, geistlos gebliebenes Stümperwerk von Dilettanten, nichts als eine Cliquen- und Partei-Literatur. Nach diesen und ähnlichen Darlegungen, durch die eine hochgradige Gereiztheit zittert, folgt nun eine Reihe von Proben moderner Dichtercharaktere.*) Doch ist das einmal eine Anthologie, in der Keiner, der nicht d'rin ist, sich vermissen wird; hingegen sind wohl Etliche drinnen, die nicht hineingehören. Einige der Gedichte lassen an rohem Cynismus nichts zu wünschen übrig. Die Selbstironie, die in diesem stattlichen Werke liegt, haben übrigens die Herausgeber, wie es scheint, nicht gemerkt, und sie sagen unter Posaunenstößen in der Vorrede, daß sie mit ihren Jüngern eine neue, bisher unerhörte Lyrik und eine Zeit großer Seelen gründen wollen. Nebstbei möchten sie das hübsch ausgestattete Buch natürlich gerne verkaufen und liegt es in der Kramlach'schen Buchhandlung in Berlin vorräthig. Geht für dies Jahr das Geschäft, so versprechen sie weitere Jahrgänge zu liefern, wenn nicht, so ist die neue Lyrik und die Zeit der großen Seelen mit diesem Bande als begründet zu betrachten. M.

*) Es sind unter den Proben wirklich einige, die an die besten Meister der alten Schule erinnern. Die Red.

Das topographisch-statistische Lexikon von Steiermark mit historischen Notizen und Anmerkungen, herausgegeben von Josef Andr. Janisch. (Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz), dessen lieferungsweises Erscheinen viele Jahre in Anspruch nahm, ist nun mit der soeben ausgegebenen 47. und 48 Lieferung endlich beendet. Wenn sich in diesem „endlich" einerseits die Ungeduld der Abonnenten spiegelt, so zeigt es auch andererseits, daß der Autor keine Zeit und Mühe gescheut hat, um etwas Gediegenes zu schaffen. Aus diesem Grunde hat sich auch der beabsichtigte Umfang des Werkes um ein Drittel vermehrt, aus zweien sind drei stattliche Bände entstanden; je mehr der Autor sich in seinen Stoff vertiefte, desto gründlicher und ausgedehnter wurden die einzelnen Artikel. Nicht nur alle Städte, Flecken, Ortschaften und Dörfer Steiermarks, sondern auch einzeln stehende Häuser und Gehöfte, Ruinen, Schlösser und Kirchen, alle Flüsse, Flüßchen und Bäche, ja sogar Brücken, alle Berge und Thäler unseres schönen Landes sind in ihrer topographischen, statistischen und historischen Bedeutung in kleineren oder größeren Aufsätzen erörtert. Welch' ungeheure Arbeit in diesem Werke aufgehäuft ist, läßt sich schon aus einem oberflächlichen Ueberblick ermessen, der uns fast 11.000 alphabetisch geordnete Artikel zeigt, viele von bedeutendem Umfang, z. B. Graz mit hundert Seiten; alle aber sind sachgemäß und interessant geschrieben, die Angaben genau und verläßlich; ja, die bis in's Kleinste gehende Genauigkeit, z. B.: daß der Gollingbach in der Gemeinde Oppenberg zwei Mauthmühlen, 26 Hausmühlen und sechs Bretterjägen, in der Gemeinde Gaishen 3 Hausmühlen und 2 Bretterjägen treibt, würde uns komisch erscheinen können, wenn

Digitized by Google

wir nicht bedenken müßten, daß die statistische Seite des Werkes diese Angaben erfordert. Für Naturfreunde von besonderem Interesse sind die Artikel über höhere Bergspitzen; da erfahren sie, wann und von wem der Dachstein zum ersten Mal bestiegen wurde, welch' lohnende Aussicht die Ruhalpe bei St. Lambrecht bietet, welche Gefahren sich dem Besteigen dieses oder jenes Berges entgegenstellen; bei einigen Bergspitzen, welche einen besonders günstigen Rundblick gewähren, ist sogar ein ganzes Panorama entworfen. Besonders gründlich und ausgedehnt sind auch die historischen Notizen über Städte und Flecken, Schlösser, Ruinen und Kirchen, von denen 95 durch lithographische Abbildungen wiedergegeben sind. Nicht viele Länder des civilisierten Europa's besitzen ähnliche Handbücher, welche sich in der Gründlichkeit und Reichhaltigkeit seiner Artikel mit unserem Lexikon von Steiermark messen könnten, und deshalb gebührt dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern, welche der steirischen Cultur mit dieser Arbeit ein ehrendes Denkmal gesetzt haben, wie auch der Verlagshandlung, welche sich der Herausgabe unterzog, ein besonderer Dank aller Gebildeten. Das Werk aber sei denen, welchen es um die Kenntnis der schönen Steiermark zu thun ist, hauptsächlich aber allen unseren steirischen Landeskindern bestens empfohlen. — Nicht viel minder wird es auch für alle österreichischen Staatsbürger ein überaus interessantes Werk sein, nicht nur weil die topographisch-statistische Seite desselben einen integrierenden Theil der österreichischen Monarchie umfaßt, sondern die geschichtlichen Notizen auch häufig in andere Provinzen Oesterreichs und andere Länder hinüberreichen. M . . . s.

Illustrierter Führer durch Steiermark und Krain, mit besonderer Berücksichtigung der Alpengebiete von Obersteiermark und Oberkrain. Von Josef Rabl. (Wien, A. Hartleben, 1885.) Dieses praktisch ausgestattete, mit 150 Illustrationen und zwei Karten versehene Reisehandbuch befriedigt ein wirkliches Bedürfnis und wird, alljährlich neu aufgelegt und sorgfältig revidiert, bald populär sein. Schon für die nächste Auflage gibt es einige Unrichtigkeiten, respective Ungenauigkeiten zu berichtigen. M.

Vom Fels zum Meer. (Stuttgart, Spemann.) Der textliche Inhalt dieser Monatsschrift verbessert sich von Jahr zu Jahr. Leider wird durch die zahlreichen, oft unbedeutenden und überflüssigen Bilder so viel Raum verschwendet, daß, um denselben wieder wenigstens theilweise einzubringen, der Druck enger werden mußte, so daß das Lesen desselben dem Auge weh' thut. Wer gute Augen hat, dem ist die Monatsschrift sehr zu empfehlen; das Juliheft enthält einen Artikel von Eduard v. Hartmann: „Zur Reform des Universitätsunterrichtes", auf den wir besonders aufmerksam machen.

Von der bekannten Dichtung: **Dreizehnlinden**, von F. W. Weber (Ferdinand Schöningh in Paderborn und Münster), welche das Glück hatte, binnen wenigen Jahren 24 Auflagen zu erleben, von beiden Confessionen mit gleich großem Interesse aufgenommen und außerdem von der gesammten deutschen Presse einstimmig als eine hervorragende, hochpoetische Leistung anerkannt worden ist, erscheint demnächst eine Jubel-Ausgabe (25. Auflage) mit einem gelungenen Stahlstich-Porträt des Verfassers, die hinsichtlich der Ausstattung jeden Bilderschmuck entbehrlich macht und etwas Exquisites zu werden verspricht. Die Jubel-Ausgabe soll in einem besonders splendiden, stilvollen Einbande erscheinen, worauf wir unsere Leser schon heute aufmerksam machen.

Dem „Heimgarten" sind ferner zugegangen:

Geschichte des Prager Theaters von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. Von Oskar Teuber. Zweiter Theil. (Prag, A. Haase, 1885.)

Aus dem Jugendleben eines Handwerkers. Neue Lebensbilder; nach eigenen Erlebnissen niedergeschrieben von Karl Weise. (Leipzig, Otto Spamer.)

Die Käuter aus dem Ruhlathale. Sonettenkranz von Karl Weise. (Dritte Auflage. (Landsberg a. W., Fr. Schäffer & Co.)

Ein Freier. Schauspiel in drei Aufzügen von Robert Este. (Teschen, Selbstverlag.)

Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von E. O. Hopp. II. Abtheilung: Von der Constitution des Bundesstaates 1783 bis zum Ausbruch des großen Bürgerkrieges 1861. „Das Wissen der Gegenwart", XXXIX. Band. (1885, Leipzig, G. Freytag, Prag, F. Tempsky.)

A. v. Wurzbach, **Geschichte der holländischen Malerei.** „Das Wissen der Gegenwart", XL. Band. (1885, Leipzig, G. Freytag, Prag, F. Tempsky.)

Charakterbilder aus Spanien, von Schmidt-Weißenfels. (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1885.)

Digitized by Google

Particularist-Blümchen aus Dresden in Karlsbad. Herausgegeben von Gustav Schumann. Mit Federzeichnungen von Otto Gerlach. (Leipzig, Karl Reißner.)

Berliner bunte Mappe. Herausgegeben von Eugen Düsterhoff. (Berlin, Selbstverlag, 1855.)

Lemmering-Almanach. Herausgegeben von Heinrich Kempf. (Wien, Selbstverlag des Herausgebers, Ober-Döbling, Theresiengasse 8, 1885.)

Geschichte der deutschen Literatur. Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit, von Franz Hirsch. Bis zur 15. Lieferung. Inhaltlich bis zur Zeit Goethe's erschienen. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1884.)

Das Rothe Kreuz. Organ der österreichisch-patriotischen Hilfsvereine. Monatsschrift, Wien, I., Herrengasse 23.

Am 29. Mai ist in Bregenz unser verehrter Freund und Mitarbeiter **Alfred Meißner** gestorben. Schon bei der Gründung des „Heimgarten" hat sich Meißner gerne den Mitarbeitern desselben angeschlossen und ihn im Laufe der Jahre mit manchem wertvollen Beitrag bereichert. Wir besitzen schöne Documente seiner Freundschaft und dürften wohl noch Gelegenheit haben, von diesem vortrefflichen Schriftsteller und Menschen zu erzählen. — Das deutsche Volk wird sein Andenken ehren.

Die Red.

Postkarten des „Heimgarten".

J. S. H., Hamburg: Daß deutsche Schriftsteller von amerikanischen Zeitungen und Verlegern gewissenlos ausgebeutet werden, ist leider nichts Neues. Eine dieser rührigsten Nachdrucksfirmen, die nicht müde wird, Rosegger's Schriften sowie den „Heimgarten" nachzudrucken und sich vor Kurzem erst der „Bergpredigten" bemächtigte, heißt Keppler u. Schwarzmann, New-York, Nr. 21 and 23, Warrenstreet. — Vielen Dank für das Aviso in Bezug auf St. Francisco.

G. W. W., Passau: Ein Blatt, ganz wie Sie es haben wollen, ist die in Saarbrücken erscheinende „Werkstatt, Meister Konrad's Wochenblatt." Wenn Sie ein Freund von Peter Hebel's Hausfreund oder dem „Lahrer Hinkenden" sind, so wird Ihnen dieses Blatt viele Freude machen. Es schreibt über Alles, was in's Handwerk fällt oder was der Arbeitsmensch sonst gern wissen will. Auch schöne Geschichten und lustige Späße und herzige Gedichte enthält es, und hübsche Bilder. Und das Beste daran ist noch die wöchentliche Umschau: „Aus der Welt", die lesen Sie in vier Minuten und wissen nachher gerade so viel, als ob Sie die ganze Woche Morgen- und Abendblätter gelesen hätten. Wir glauben, wenn Sie diesen Meister Konrad einmal kennen lernen, Sie schließen mit ihm dicke Freundschaft. — Der Preis der „Werkstatt" ist spottbillig.

Dr. L. A., Wien: Lesen Sie den Artikel „Genialität und Philisterthum in der Politik", von M. Carriere. — Deutsche Revue. Juniheft 1885.

Stud. H. A. St., Graz: Sie werden Ihre Verse doch nicht für Gedichte halten! Sie sind ja sonst ein gescheiter junger Mann.

J. S., Wien: Den Vogel in der „Bohemia" vom 13. Mai erkennt man leicht an der Feder.

Dr. W. G., Hall: Der treffliche Artikel über Innsbruck von Hans v. Spielberg steht im Maiheft der Westermann'schen Monatshefte. Leider finden wir diese Monatshefte hier wieder in der nicht löblichen Nachahmung der „Hudelmethode", welche sich in den Holzschnitten breit zu machen beginnt. Man hat's nicht mehr darauf abgesehen, Landschaften, sondern vielmehr flüchtige Federskizzen von Landschaften nachzubilden. Und das ist eine Verirrung.

W. J., Salzburg: Der Artikel ist ganz verschneidert. Sie verwechseln Idealismus mit Schwärmerei und Materialismus mit Cynismus.

H. A. M., Leimbg: Morre's „Nullerl" ist bis jetzt im Ganzen über zweihundertmal gegeben worden. Wie wir hören, soll es auch als Roman bearbeitet werden.

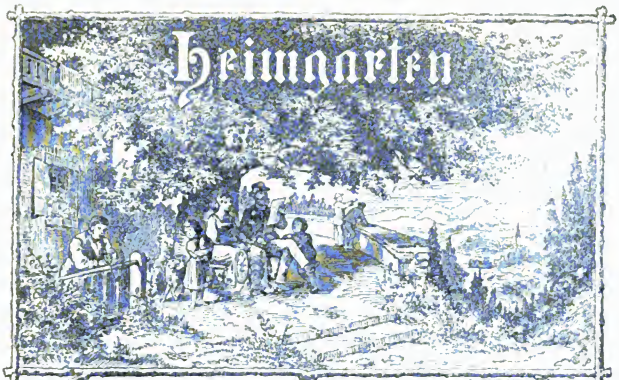
Fr. W. A., Mürzzuschlag: Wenn Sie recht tief empört sein wollen über einen ausgezeichneten Aufsatz, den Max Haushofer über „das Frauenregiment der Gegenwart" schreibt, so lassen Sie sich das Märzheft der „Deutschen Revue" (Breslau, E. Trewendt) kommen. Galant ist der Artikel nicht, aber wahr.

An mehrere Dichter: Nein. So weit geht unser Esprit de Corps nicht, daß wir Ihre Bücher aus Gefälligkeit loben. Was uns nicht gefällt, das verwerfen oder verschweigen wir; halten Sie es nur immerhin auch mit uns so. Deshalb keine Feindschaft.

*** Unverlangt eingeschickte Artikel können wir nicht berücksichtigen.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google



11. Heft. August 1885. IX. Jahrg.

Im Wahnſinn der Liebe.

Erzählung von **M. Ludwig.**

Vor dem halbzerfallenen Waldhauſe, welches der alte Köhler Webers bewohnte, ſpielten zwei Kinder. Des Köhlers Enkelin, die kleine fünfjährige Dörthe, wiegte in ihren Armen eine Puppe von zweifelhafter Sauberkeit; vor ihr ſtand ein ungefähr zehnjähriger ſtrammer Bauernburſche, der ſeine wirkungsvolle Rede mit den Worten ſchloß:

„Und wenn ich groß bin, dann werde ich Soldat und ſchieße mit Vaters alter Flinte alle böſen Menſchen todt.“

„Ach nein!“ bat Dörthe und ſchaute mit großen, erſchrockenen Augen von ihrer Puppe auf. „Bleib' bei mir, Hartlieb — ich ſchenk' Dir auch,“ fügte ſie nach kurzem harten Kampfe hinzu, „hier meine Anna“.

„Behalt das dumme Ding!“ wehrte er verächtlich.

„Oder willſt Du mein ſchwarzes Kätzchen?“

Hartlieb beſann ſich ein wenig, dann ſagte er großmüthig:

„Gut — ich werde Niemanden todtſchießen; ich werde Dich heiraten. Aber,“ fuhr er mißmuthig fort, „Du wächſt auch gar zu langſam, und ehe wir nicht Beide groß und ſtark ſind, kannſt Du meine Frau nicht werden.“

Das kleine Mädchen legte ihre Anna fürſorglich auf das Moos, dann fragte ſie, indem ſie ihre zarten Glieder zu dehnen und ſtrecken verſuchte, in zaghaftem Tone:

„Bin ich noch ſehr klein?“

„Ein richtiger Knirps!“ nickte der Junge. Als ſie betrübt das Köpfchen ſinken ließ, fügte er hinzu: „Nicht weinen — Unſinn, Dörthe, ich heirate Dich doch ... Nun aber gib mir das Kätzchen, ſonſt — ich ſchlage alle böſen Menſchen todt!“ drohte er, indem er mit geſchmeidiger Gerte einigen ſchlanken Halmen den Garaus machte.

Aehnliche Scenen wiederholten sich oftmals zwischen den beiden Kindern; in ihrer engbegrenzten kleinen Welt achteten sie kaum darauf, wie schnell die Tage, Monde, Jahre dahin schwanden, und als die Stunde sich erfüllte, in welcher der jugendliche Recke Hartlieb Stark in das Waldhaus kam, um Abschied zu nehmen, hatte Dörthe keinen einzigen Blick für des Burschen blitzende Uniform, sie dachte nur, wie es denn möglich sei, ohne ihn in dem einsamen Walde fernerhin zu leben, ganz allein mit dem schweigsamen Großvater und der zänkischen Muhme — das war bitteres Herzeleid, schluchzend blieb sie vor der Hausthür stehen, dem Jugendgespielen nachschauend, bis er im Waldesgrün verschwunden war.

Zu ihrem Glücke hatte die kleine Dörthe von Sentimentalität keine Ahnung. Nach wie vor gab es im Hause, auf dem Felde Arbeit vollauf, so überwand sie das erste Weh leichter, als sie selbst geglaubt hatte, zu müßigen Gedanken fehlte ihr die Zeit.

An einem schönen Sommerabende saß das junge Mädchen auf ihrem Lieblingsplätzchen, unter den Zweigen einer uralten majestätischen Eiche. Von Zeit zu Zeit blickte sie von ihrer Arbeit auf, den Fußpfad entlang. Schon über zwei Jahre lebte Hartlieb viele, viele Meilen fern von ihr in der großen Stadt. Ob er ihrer noch zuweilen gedachte? so flatterten die Gedanken hinter der weißen Stirne hin und wieder.

„Heissa, Dörthe, da bin ich wieder!“ Vor dem erschrockenen Mädchen stand, wie aus dem Boden gewachsen, eine wahre Hünengestalt. Geschälte und noch ungeschälte Kartoffeln fielen auf die Erde, und ehe Dörthe wußte, wie ihr geschah, hatte Hartlieb sie mit starken Armen, wie ein Kind hochhaltend, von der Holzbank aufgehoben. Die untergehende Sonne beleuchtete den Mädchenkopf.

„Herrje!“ rief der schmucke Kriegsmann, indem er sie wieder auf ihre eigenen Füße stellte — „Du bist rothhaarig geworden.“ Die Kleine griff ängstlich nach einem ihrer schweren Zöpfe. Im ganzen Dorfe gab es keine häßlichere Frau als die alte rothhaarige Mehnert, man flüsterte sich sogar in's Ohr, sie sei eine Hexe .... Doch Dörthe wagte vor Ueberraschung und Bestürzung keinen Widerspruch, sie zog ihren langen, starken Schatz schweigend nach der Hausthür, vor der sie als Kinder oftmals Mann und Frau gespielt hatten, dann bat sie, er möge ihr recht, recht viel erzählen, wie es eigentlich zugienge draußen in der Welt. Und der Hartlieb war kein schlechter Erzähler, bald wußte sie, daß er nur acht Tage zum Urlaub gekommen war. Sein bisheriger Lieutenant hatte seinen Abschied genommen, um sein Erbe anzutreten, das in nichts Geringerem bestand, als dem reichen Grundbesitz, zu dem auch der prächtige Eichenwald hier gehörte. „Denke nur, Dörthe,“ schloß Hartlieb seinen Bericht, „mein sonst so armer Lieutenant hat auf einmal furchtbar viel Geld geerbt, dazu unser Dorf, Wald, Acker — wir gehören jetzt Alle meinem jungen Herrn.“

„Ich gehöre Niemandem!“ sagte sie schnippisch. „Seit Muhme Line todt ist, treib' ich, was mir gefällt, Großvater kümmert sich nur um seine Arbeit.“

„Du hast doch nicht vergessen, daß Du meine Frau wirst? Viel gewachsen bist zwar nicht,“ fügte er fast mitleidig hinzu, „und es heißt: rothe Haare — Gott bewahre! Nun — gräme Dich nicht, Deine Zöpfe scheinen nur so im Sonnenlicht. Meine kleine Dörthe ist ein schmuckes Dirndl, ich hab' auch dem Herrn Lieutenant von Dir erzählt; im nächsten Jahre, sobald ich frei bin, wird er mich hier als Forstwärter anstellen — drüben am See, in dem hübschen Häuschen, sollen wir wohnen, ganz allein, der König kann's nicht schöner haben! Und herrjeh — bald hätt' ich die Hauptsache vergessen; schau nur, was ich Dir mitgebracht habe.“ Er zog ein Kästchen hervor,

Digitized by Google

das die Kleine hastig, kindisch, neugierig öffnete. Ihr Heiligen, welche Pracht! Für sie ganz allein war die rothflammende Perlenkette, dazu Nadeln und Ohrringe — das böhmische Glas funkelte und glühte wie eitel Rubinen.

Des Burschen ehrliches Vollmondsgesicht lächelte in stiller Verklärung auf das große Kind an seiner Seite, welches die Perlen immer und immer wieder durch die Händchen gleiten ließ, endlich hoben sich Dörthens Wimpern und in den Blauveilchenaugen schimmerte es wie Thau. „Du guter Hartlieb Du — —"

„Ja, ja, damit kannst Du Staat machen!" bekräftigte stolz der Soldat. „Ich hab' den Schmuck auf dem Jahrmarkt gekauft, einen schönern gab es sicher nicht." Nun hätte der Bursche für sein Leben gern das Mädchen nochmals umarmt, aber er wagte es nicht mehr, prüfend besah er seine schweren großen Hände, dann das federleichte, zerbrechliche Geschöpf neben ihm; er sagte nur: „Dörthe!" und dabei ruhte seine Hand auf ihrem Köpfchen. Nach einer Weile fragte er:

„Woran denkst Du, daß Du so stumm dreinschaust?"

„An unser Häuschen drüben," sagte sie erwachend. „Das ganze Dorf wird neidisch auf uns sein. Ach, Hartlieb, wohnten wir doch schon morgen d'rin."

„O Jerum, das wäre eine Freude!" erwiderte er schmunzelnd und sie fort und fort anstarrend, gestand er naiv: „Ich hab' es gar nicht gewußt, Dörthe, daß ich Dir so unmenschlich gut bin, und wenn ich d'ran denke, daß ich heut' über acht Tage schon wieder in der Kaserne schwitze, ist mir so — so wie es heißt, daß Heimweh thut."

„Ich hätte einen Wunsch," nickte Dörthe, indem sie das Kästchen behutsam schloß. „Ich möchte Deinem Herrn Lieutenant gern einmal begegnen; wie wollt' ich ihm danken —"

„Das hab' ich schon besorgt und Herr von Kohrssen kommt wohl schwerlich hierher. Bist Du erst meine Frau, dann gehen wir zusammen auf's Schloß!" sagte Hartlieb kategorisch. Er war gewöhnt, daß Dörthe sich seinen Wünschen fügte — In diesem Falle aber — — —

Eines Abends kurz nach seiner Abreise, während der ehrliche Hartlieb in dumpfer Wachtstube von seinem Schatz träumte, saß die Köhlermaid einsam, allein unter der Eiche und dachte — nicht an Hartlieb — nein, an Ernst von Kohrssen, den ihre Augen, so oft sie auch Ausschau hielt, nimmer erblickten. Und bis zur Hochzeit war noch ein Jahr Zeit — ach, so viele, viele Tage. Dörthe seufzte aus tiefster Brust, sie ahnte nicht, daß Der, dem der Seufzer galt, kaum zehn Schritte vor ihr an einem Baum lehnte, die kindliche, reizende Erscheinung unverwandt betrachtend, endlich trat er vor — ein vornehmer, schöner Mann in knappem Reitcostüm, so ganz anders, wie der arme, täppische Hartlieb.

„Guten Abend, schönes Kind; darf ich hier auf dieser Bank ein wenig ruhen?" fragte er mit tiefer, weichtönender Stimme.

„Ja, Herr!"

„Bist Du vielleicht gar Dörthe Webers, die den Riesen Hartlieb heiraten will?"

„Ja, Herr."

„So hast Du ihn sehr lieb?" Dörthe schlug erstaunt die Augen auf. „Nun, Waldveilchen —"

Ernst von Kohrssen lächelte ihr zu und sie stotterte verwirrt: „Er ist ein braver Bursch."

„Das ist lobenswert, aber zu einem Bündniß für's Leben gehört doch etwas mehr. Wenn nun Hartlieb Dir untreu würde, würdest Du Dich grämen?"

Der Herr fragte doch gar zu wunderlich, aber — so ahnte sie — sicher war er der Erbherr, sie durfte nicht unhöflich sein, so antwortete sie:

„Daran habe ich niemals gedacht; mein Schatz nimmt mich sicher zur Frau, er gibt nichts darauf, daß ich so klein geblieben bin und —," fügte

Digitized by Google

sie zögernd, fast traurig hinzu, „Hartlieb weiß auch, daß, scheint gerade die Sonne auf meinen Kopf, ich rothhaarig bin; er hat mich trotzdem lieb."

Ueber Ernst's Antlitz zuckte ein feines, sarkastisches Lächeln; Dörthe merkte es nicht, sie wagte vor lauter Respect kaum aufzuschauen.

„Sieh, wie großmüthig von ihm! Doch laß Dir sagen —" der Satz blieb unvollendet, Hundegebell tönte in nächster Nähe. Der junge Mann stand mißmuthig auf. „Ah, man ist mir auf der Spur — wie schade; ich will ihnen entgegen gehen. Lebe wohl, Dörthe, darf ich wiederkommen?" Während er also fragte, flammte scheidend die Sonne noch einmal im Abend auf. Unwillkürlich, wie schützend falteten sich die Mädchenhände über das verpönte Haar, und so umwogt von Sonnengold sagte sie leise: „Wie es dem gnädigen Herrn beliebt."

„Dann siehst Du mich morgen — auf Wiedersehen, schönes Kind."

Dörthe stand wie verzaubert, ihre Hände glitten müde herunter, sie dachte an nichts, als an die kaum verhallten Worte: Auf Wiedersehen! Wird er aber auch kommen? Wie häßlich sie aussehen mußte in dem ärmlichen Röckchen, und gewiß, sie hatte sich recht albern benommen; nur Eines tröstete sie: morgen war Sonntag, da schmückte sie sich mit dem hellen, großblumigen Kattunkleide, das schon der seligen Mutter Kirchgewand gewesen war, und dazu Hartlieb's rothe Perlen . . .

Der schöne vornehme Herr kam nicht nur am nächsten, sondern auch die folgenden Tage.

Dörthe wußte nun bestimmt, daß er Ernst von Khorssen hieß und Großvaters Gebieter war. Zwischen Schloß und Köhlerhütte entspann sich ein eigenes geheimnißvolles Weben. Da der alte Webers erst spät Abends heimkehrte und das Häuschen fern ab von der Landstraße lag, wußte Niemand um die Plaudereien des jungen Menschenpaares und Dörthe verstand ihr kleines Geheimnis zu behüten, obgleich ihr Ernst kein Schweigen auferlegt hatte. Er sprach mit ihr so lieb, so harmlos von Hartlieb, von dem kleinen Hause am See, das sogar neu gestrichen werden sollte, und im Jagdpavillon stand eine unbenützte Zimmereinrichtung, die wollte er dem Brautpaar zur Hochzeit schenken . . . Entzückende Luftschlösser! aufgebaut im lauschig grünen Walde, die Sonne lachte durch das Laubgewirr, Vögel zwitscherten fröhlich in das Waldweben hinein und Dörthe blickte mit ihren großen Augen entzückt auf den Schöpfer ihres Glücks. Ihr schuldloses Herz jubelte in überströmender Dankbarkeit ihm entgegen, nie zuvor in ihrem Leben war sie so glücklich gewesen; sie grübelte nicht, wie es wohl kam, daß aller Glanz und Farbenreichthum erloschen schien, wenn Ernst einmal zur bestimmten Stunde fern blieb — dann saß sie zu Tode betrübt unter der alten Eiche und sehnte sich — natürlich nach ihrem Hartlieb; daß er so lange unter den Soldaten bleiben mußte! — — Nur seltsam, nie kamen dergleichen Gedanken und Wünsche, wenn Herr von Khorssen an ihrer Seite saß, dann lauschte sie still andächtig der bekannten melodischen Stimme, die bis in ihr Herz drang und sein Pochen sänftigte.

An einem Spätherbstabend wiederholte Ernst zum ersten Mal jene wunderliche Frage:

„Hast Du aber auch den Hartlieb so gern, daß Dich die Heirat einst nicht reuen wird?" Also forschend neigte sich der Mann zu dem blonden Mädchenkopfe, sein Athem streifte ihre Stirne; vor ihren verschleierten Blicken wogten die Eichen roth wie blutgefärbt, eine Täuschung ist nicht möglich, Ernst hatte nach einer Pause in ihr Haar geflüstert:

„Oder blüht Waldveilchen für mich, den armen, reichen Mann, den auf der ganzen großen Erde Niemand lieb hat um seiner selbst Willen." Er hatte

Digitized by Google

sie bei den Händen gefaßt, so zart, als fürchtete er, ihr wehe zu thun. Die kleine blasse Dörthe hob ihre Augen langsam zu dem Frager empor, dann schluchzte sie fast unverständlich:

„Ich hab' es nicht gewußt — nein, sicher nicht — und doch — ich lieb' Euch, nur Euch allein . . . Aber Ihr seid ein so vornehmer Herr — Ihr könnt ja nimmer die arme, dumme Dörthe heiraten."

„Heiraten?" Ernst von Kohrssen lachte und küßte zärtlich und feurig die naive Fragerin. „Vorläufig hat es keine Eile, meine Blume in fremde Erde zu pflanzen. Ich liebe Dich, Dörthe, g'rad' so, wie Du jetzt vor mir stehst in Deinem ärmlichen Röckchen, hier in der Umgebung von Wald und wieder Wald, nicht einmal die zerfallene Hütte möcht' ich missen." Und von Neuem suchte er das Mädchen zu umschlingen, sie wehrte ihm mit energischer Bewegung.

„Ich verstehe nicht ganz, was Ihr meint!" begann sie unbeholfen, leise. „Als Hartlieb mir sagte, er sei mir gut, freute er sich schon im Voraus auf das neue Haus, das uns gehören sollte . . . und Ihr sagt, ich soll immer hier bleiben in diesem Wald — in Großvaters Hütte und — Ihr habt mich doch auch lieb — noch lieber als Hartlieb, denn wie käm' es sonst, daß —" Sie stockte und warf einen hilflosen Blick auf den schönen, stolzen Mann.

„Nun daß —?" fragte Ernst mit seiner tönenden Stimme.

„Daß ich den armen Hartlieb um Euch vergessen konnte."

„Wozu die ernsten Fragen?" bat er schmeichelnd. „Ist das nicht Glück, daß ich Dich in meinen Armen halte und wir nun wissen, wir gehören uns an? Sieh', Waldveilchen, das Bewußtsein kann uns Niemand rauben, und so sag' mir noch einmal, ehe ich heute von Dir scheide: Ich hab' Dich lieb, Ernst, Dich allein." Ein Schimmer von Glück röthete das blasse Gesichtchen.

„Mehr als mein Leben!" Und das schöne, thränenschimmernde Kind sank in die sich ihm öffnenden Arme.

Ein leises Rauschen gieng durch den Wald, es war ganz dunkel geworden, die nächtige Dämmerung verhüllte gleichsam die beiden Gestalten, doch ihre Hände fanden sich zum Abschied. Ernst fühlte die bebende, weiche Hand, er hörte die athemlose, bange Frage:

„Du gehst, Ernst — und ich soll immer und immer hier bleiben?"

„Wenn es Dich ängstiget — nein!" beschwichtigte er. „Willst Du gleich mit mir kommen und nicht darnach fragen, was die gehässige Welt denkt und schwatzt?" Dörthe konnte sein Gesicht nicht sehen, sie fühlte nur, wie er sie näher zu sich zog und an seinem Halse jubelte sie:

„Auf Dein Schloß, als Dein Weib?"

Ernst wurde sehr roth; das Mädchen sah es nicht, ahnte nicht den Sturmwirbel seiner Gedanken. Er liebte das Kind wirklich und wahr, aber als Erbe des stolzen Rittersitzes hatte er die Pflicht, seine Hand einer Ebenbürtigen zu reichen; irgend welche Mesallianz bedeutete für ihn Entsagung zu Gunsten eines entfernten Verwandten. . . Er wußte, das Köhlerkind war leicht zu täuschen, es folgte ihm willig auf leere Verheißungen — — Und dann das Ende? Er zog Dörthe ganz nahe an sich, er hielt den blonden Kopf wie schützend vor seinen eigenen Gedanken an seiner Brust. Nein! rief sein Stolz — keine Lüge, sie soll die Wahrheit wissen, ist ihre Liebe groß genug, wird sie sich an meinem Herzen genügen lassen. — Und Ernst zog Dörthe nochmals auf die Bank an seine Seite nieder, er streifte das wirre Blondhaar aus seines Lieblings Stirn.

„Werde ruhig, Kind, wie Dein Antlitz glüht!" Er sagte das mit unsicherer Stimme, dann nach einer Pause: „Du fragtest, ob ich Dich zu mir nehmen

Digitized by Google

will, als mein Weib? Der Erbherr von Kohrssen muß Dir mit nein antworten, ich kann Dich nie heiraten, niemals."

„Aber weshalb?" Die Frage rang sich ihren Lippen mühsam los.

„Weil ich am Tage unserer Hochzeit vor Dir stehen müßte so arm wie Du!" rief er tiefathmend. „Nein, noch ärmer, elender, denn das Kind der Armut weiß ja nichts von den zahllosen Wünschen und Bedürfnissen des auf der Höhe des Glückes Geborenen, Großgewordenen. Sieh', Dörthe, ich wünsche nichts Anderes, als mein Gold in Deine kleinen Hände zu schütten; Dir die wunderlichsten Wünsche erfüllen zu können, wie glücklich würde es mich machen . . . Aber mit leeren Händen vor Dich zu treten, den Kampf um's tägliche Brot zu versuchen, das vermag ich nicht; so darf ich zu meinem Lieb, da es keine aristokratische Treibhauspflanze ist, nicht sagen: Werde mein Weib! sondern ich bitte Dich: Hab' mich lieb, kleines Mädchen und, so lange Du mir Treue bewahrst, soll Schloß Kohrssen nimmer eine andere Herrin in seinen Mauern sehen."

In einem Zustand Traumwachens hörte des alten Köhlers Enkelin das Bekenntniß. Als Ernst still auf ihre Antwort wartete, schaute sie auf, sie weinte nicht mehr, nur wie im Fieber zuckte die zarte Gestalt. Ernst fühlte sich von ihren weichen Armen umschlungen und an sein Ohr tönte es leise, ganz leise:

„Es ist so finster geworden hier — und kalt, Ernst — ich friere — ich kann Dir jetzt nicht antworten, erst morgen — gute Nacht, Ernst!" Ihre Lippen ruhten leicht auf seinen Augen, als er aufschaute, war sie bereits in der Hütte verschwunden. — —

Am nächsten Morgen lehnt am Pfosten der Waldhütte ein großer, hagerer Greis. Seine finsteren, wettergebräunten Züge, dazu der grobärmliche Anzug geben der Erscheinung ein entschieden unheimliches Gepräge. Von der höher gelegenen Dorfkirche klingen die Glocken zum Sonntagsgruß leise bis in diese Waldöde, doch der Alte bleibt ungerührt, seine langen, braunen Knochenhände ballen sich nur fester und fester in einander. So steht und wartet er, gleich einem Bild aus verwittertem Felsenstein.

„Grüß Gott, Vater Webers! Was treibt Dörthe, ist sie drinnen in der Stube?" Herr von Kohrssen steht vor dem Köhler, sein stolzes Gesicht ist um eine Schattirung bleicher, seine Augen blitzen über die halbblinden Fenster hin.

Der Alte richtet sich hoch auf und, mit seiner Hand nach dem Dorfe deutend, sagt er barsch trotzig:

„Nichts für ungut, gnädiger Herr, aber diesmal ist das Vögelchen noch in der letzten Stunde dem Garn entschlüpft; Ihr kommt zu spät, die Dörthe ist fort —"

„Fort — sie ließ Euch allein?" Es ist, als ob Ernst plötzlich schwer athme.

„Was thuts? und gieng ich auch darüber zu Grunde, immerhin — ich bin alt, mürbe — aber das jugendfrische Blut soll nicht verderben!" grollt er, indem er die beiden zitternden Hände vor die Brust gefaltet hält. Dann nach einer Pause fährt er in rauhem Tone fort: „Das arme, unwissende Ding hat mir gestern Alles gebeichtet; jedes Eurer schönen Worte. Nun, es wird wohl Euer Gnaden nicht Wunder nehmen, daß ich mich erdreistete, ihr die Reden in meinem groben Köhlerdeutsch zu wiederholen; da hat mich die Dörthe angeschaut, mit Augen so groß, so leuchtend, g'rad wie meine selige Marie mich noch einmal ansah, ehe sie von mir schied . . . es muß wohl in dem Mädel heute Nacht auch etwas gestorben sein — ich versteh' mich nicht darauf — Ihr vielleicht besser, gnädiger Herr. Sie hat nichts erwidert, als: Großvater, ich möchte fort von hier — zur Muhme — wollt Ihr mich ziehen lassen? Ich nickte, sie gieng still in ihre Kammer — heut morgen war sie auf und davon — —"

Digitized by Google

Des Köhlers Augen hafteten starr auf Ernst, eisengrau, tief, ruhig, wie der See im Walde, dann sagt er seltsam trocken: „Wünschen Euer Gnaden noch mehr zu wissen?“

Herr von Kohrssen schüttelte den Kopf. Die Hand, die er dem verwitterten Alten zum Abschied reichen wollte, sah wohl der Wunderliche nicht, so sank sie schlaff herab.

Am nächsten Tage trat der junge Gutsherr die längst geplante Orientreise an.

* * *

Ein frühzeitiger, strenger Winter herrschte über Wald und Flur. Es war im Januar, als Dörthe zum erstenmal nach dem Waldhause zurückkehrte; Angst und Sorge um den Großvater trieben sie heim. Eisiger Windhauch strich durch die Baumkronen, sie fühlte nichts davon, unaufhaltsam, so schnell die Füße sie trugen, drang sie tiefer in die Baumwildnis hinein. Endlich, spät am Abend war das Ziel erreicht; da lag die Hütte, so dunkel, todtenstill, kein Kerzenschimmer in den Fenstern, kein erwärmendes Feuer in dem zerfallenen Kamin. Dörthe blieb einen Moment stehen und lehnte die schneefeuchte Stirn an die rauhe Rinde, war ihr doch, als griffe Finsternis und Grabeskälte bis in ihr Herz hinein, dann öffnete sie hastig die Thür.

„Dörthe! o das ist gut, daß Du da bist!“ Der Greis suchte sich von seinem Lager aufzurichten, doch schwach, hilflos sank er in sich zusammen. Leise wie ein Schatten trat das junge Mädchen an das Bett und ihren Arm um den Kranken schlingend, daß sein Haupt an ihrer Schulter ruhte, fragte sie:

„Fühlst Du Dich so besser?“

„Gut!“ murmelte er, die heiße Stirn an ihrem naßkalten Kleide kühlend. „Noch gestern Abend gieng mir's leidlich, da heut' Morgen packt mich das Fieber, daß ich nun daliegen muß, wie ein gefällter, morscher Stamm. Gottlob, daß Du gekommen bist — aber gewiß, Du wirst müde sein und hungrig.“

„Nein, Großvater, schlaft ruhig weiter, ich wache gern.“

„So setze Dich auf den Bettrand — gib mir Deine Hand.“

Die Minuten strichen dahin träge langsam, sie reihten sich zu Stunden — immer eisiger wurde die Luft, Dörthe schauerte nervös zusammen, endlich graute der Morgen. Des Kranken fieberheiße Hände wurden allmählich kälter und wie im Traum hörte Dörthe ihn sagen:

„Der Hartlieb wird kommen, warte auf ihn, Kind — er ist brav, treu —“

Ein paar stöhnende Athemzüge — Stille — ein Aechzen, wie aus tiefster Brust — und Dörthe wußte, daß sie nun allein war — mutterseelenallein.

Mit dem ersten Ostergruß kam Hartlieb; er war der Alte geblieben, noch eben so täppisch, stark, glücklich und verliebt in seine Dörthe, die seit des alten Webers Tode bei dem reichsten Bauern des Dorfes Mägddienste verrichtete. Eines Abends sagte Hartlieb, indem er Dörthe behilflich war, die Ziegen zusammenzutreiben:

„Weiß Gott, Du bist im letzten Jahr ein Stück gewachsen, und so ganz anders schaust Du aus, gar nicht wie die andern Dirnen im Dorfe.“

„Wie meinst Du das?“ fragte sie, ohne nach ihm aufzublicken. Der Bursche rückte in halber Verlegenheit seine Mütze tiefer in die Stirne, dann stieß er hervor:

„Früher warst Du immer lustig, immer guter Dinge und nun, seit Großvaters Tode hat Dich Niemand lachen gesehen. Du bist so still, hast ein so vornehmes Gethue angenommen, daß ich nie den Muth fand zu fragen, wann wir endlich Hochzeit halten wollen. So ganz allein will es mir gar nicht in meinem hübschen Häuschen gefallen. Sag', Dörthe, wann darf ich mit dem Herrn Pfarrer reden?“ Hartlieb sah sehr verlegen aus, der Angstschweiß stand ihm an der Stirn; man munkelte

Digitized by Google

im Dorfe gar wunderliches Zeug, wenn nun die Leute Recht hatten und Dörthe ihm den Abschied gab . . . Er mochte es gar nicht ausdenken und fragte kleinlaut: „Bist mir böse?“

„Nein, nein!“ sagte sie hastig. „Ist's Dir recht, so bestell' unser Aufgebot bald — zum nächsten Sonntag.“ Einen Augenblick starrte der Bursche das Mädchen mit offenem Munde an, dann that er einen gewaltigen Freudensprung, drückte seine derben Küsse wiederholt auf die bleichen, kühlen Lippen, welche die Liebkosungen resigniert duldeten, aber nicht erwiderten. In seinem Glücks- und Liebesrausch merkte Hartlieb nichts von alledem, er jubelte: „Sieh', Dörthe — mir ist's als müsse ich die ganze Welt umarmen, und nun halt' ich nichts in meinen groben Händen, als Dich zerbrechlich Ding. Was soll ich denn nur thun?“

„Vernünftig sein!“ lächelte sie matt. „Es ist spät, die Ziegen wollen auch heim.“

„Ja, ja, Du hast recht, die Freude macht mich närrisch. Ich geh' jetzt gleich zum hochwürdigen Herrn. Behüt' Dich Gott!“

Dörthe neigte ihr Haupt, dann richtete sie das Antlitz empor und sah dem Davoneilenden mit glühenden Blicken nach. Unbeweglich stand sie da, ihre Hände an die Ellenbogen gepreßt, die soeben noch bebenden Lippen herb geschlossen, nur in der Tiefe der weit geöffneten Augen glomm in düsterm Feuer der Schmerz . . . Minutenlang währte die Erstarrung, wie todtmüde sanken ihre Hände herab.

„Es mußte sein!“ murmelte sie, die Herde mechanisch heimwärts treibend; „Großvater meinte ja auch, so wär's am besten.“ — —

Am Abend vor ihrer Hochzeit stand Dörthe an dem geöffneten Fenster ihres Kämmerchens, und starrte traumbefangen hinüber nach dem Walde. Blutroth, goldtriefend sickerte die Sonne an den Stämmen hernieder; weißleuchtend thronte das stolze Stammschloß der Edlen von Kohrssen auf waldiger Anhöhe, freilich, vereinsamt, verödet, sein Besitzer lebte fern von hier auf fremder Erde, unter fremden Menschen.

Des Mädchens Blick schweifte aufleuchtend nach einer anderen Richtung. In schöner, waldiger Umkränzung ruhte der schwarze See, an seinem Ufer stand ein freundliches, kleines Häuschen zum Empfang der jungen Frau gar festlich geschmückt.

„Morgen,“ dachte Dörthe, „wird der Hartlieb kommen mit freudestrahlendem Gesicht und mich erst in die Kirche führen, dann bei dem Schloß vorbei immer tiefer in den Wald an den schwarzen See, und seine Kameraden und die Kranzeljungfern werden mit ihm um die Wette trinken, tanzen schwatzen und lachen. Bei Tische wird der Herr Administrator das erste Glas auf das Wohl der Brautleute, das zweite unserm gnädigen Herren zu Ehren leeren und ich werde darauf anstoßen, trinken — Ernst's Wohl! daß er glücklich werde und bald ein gnädiges Fräulein als Schloßfrau heimführe . . .“ Dörthe mußte laut lachen, ihre Pulse flogen, die Augen irrten unstet umher, entsetzt vor dem schrillen Klang ihres eigenen Lachens. Es duldete sie nicht länger in der engen Kammer, schnell entschlossen hüllte sie sich in ihr dunkles Wollentuch ein und mit hastigen Schritten gieng sie planlos die Dorfstraße entlang in den Wald hinein.

„Seht nur, wie sie läuft, die hochmüthige Dirn, sie will sich schon jetzt ihr sauberes Nestchen betrachten. — Ja, ja, wem nun einmal das Glück nachlaufen will, dem bleibt's dicht an den Fersen und so bekommt der kleine, rothhaarige Knirps den stattlichen Burschen und das schöne Jägerhaus am See dazu . . .“

Diese und ähnliche Bemerkungen flogen von den Lippen wohlhabender Bauerntöchter dem jungen Mädchen nach, doch die also Beneidete sah und hörte nichts, immer dichter vereinigten

Digitized by Google

sich die Laubkronen über ihrem Haupte. Ihr Weg führte sie über feuchtschwarzen, zerrissenen Moosgrund; die Sonnenröthe war erloschen, das Waldland bewegte sich still in der Dunkelheit.

Dörthe steht am See und horcht auf die Gedanken, die ihre Seele verdüstern.

„Dörthe!“ Sie erhebt ihr blasses Antlitz. Diese Stimme, dieser Ton — so ruft nicht Hartlieb, nicht der Bauer, dem sie als Magd diente — das war Ernst's schöne, tiefe Stimme und wahrhaftig, da stand er vor ihr, ein hoher, finster blickender Mann; langsam, fragend gleiten seine Augen über ihre Gestalt.

„Mein Administrator sagte mir, er sei von Hartlieb Stark auf morgen zu Eurer Hochzeit geladen — ist das Wahrheit?“

Dörthe lehnt an einer Eiche, ihre zitternden Füße wollen den Dienst versagen, doch mit letzter Kraft ihre Stimme zur Festigkeit zwingend, sagt sie fast gleichmüthig: „Ja Herr!“

„Und Ungeduld und Sehnsucht trieben Dich noch zu so später Stunde hierher; erwartest vielleicht gar Deinen Bräutigam — ist's nicht so?“ fragt Ernst rauh.

Voll und schön war der Mond emporgestiegen, er hüllte Alles, Wald und See und auch das junge Menschenpaar in seine bleiche, träumerische Farbe. Dörthe hatte sich dem ungestümen Frager ganz zugewendet, er sah das sanft geschnittene Gesichtchen mit großen, erschrockenen Augen auf sich gerichtet — sein lodernder Zorn zerfiel in Schmerz. Behutsam nahm er ihre kalten Hände in die seinen und geleitete die Willenlose bis zur nächsten Bank, dorthin setzten sich die Beiden — über sich die regungslose Mondennacht, zu ihren Füßen den schwarzen See mit seinen weißglänzenden Wasserrosen.

„Vergib mir — ehe Du ein Wort sagst, höre mich!“ Seine Stimme wurde mit jedem Worte ruhiger, doch Dörthe empfand es deutlich, es lag etwas Furchtbares in dieser Ruhe, schweigend verharrte sie an seiner Seite.

„Nach den starren Begriffen von Pflicht und Ehre handelte Dein Großvater sicher recht, als er Dich von mir riß, nur kam er — zu spät. Mich hat sein Zorn fort von hier getrieben — wie Ahasver ohne Zweck, ohne Ziel bereiste ich den Orient, fuhr auf dem Nil, durchstreifte das Land der Pyramiden, aber wohin ich auch die Schritte lenkte — Dein Bild gieng mit mir, überall meinte ich Dein süßes Lachen zu hören und Dein sonniges Haar flirrte vor meinen Blicken. So, ohne das Glück, den Frieden gefunden zu haben, kehrte ich heim. Eine meiner ersten Fragen galt dem alten Köhler Webers; man sagte mir, der sei schon lange todt und seine Enkelin würde morgen mit Hartlieb Stark Hochzeit halten. Müdigkeit vorschützend, schloß ich mich in mein Zimmer ein, regungslos vor mich hinstarrend stand ich am Grabe meines liebsten, schönsten Traumes. Wie es kam, daß ich das Schloß verließ und hierher meine Schritte lenkte, ich weiß es nicht, aber das weiß ich: daß Du das Vergessen ebensowenig lerntest wie ich. Kind, Du flüchtest in Hartlieb's Arme, um Dich vor Deiner Liebe zu retten? Thue 's nicht, Du häufest nur zu allem Unglück Sünde und Schuld!“

Dörthe springt auf, das Tuch gleitet zu Boden. Scheu zurückgeneigt, steht sie vor dem Manne, der ihr mit klaren Worten sagt, was sie dunkel empfunden.

„Aber was kann, was soll ich thun?“ fragt sie mit trockenen Lippen.

„Dem natürlichen Gefühl folgen und nicht gegen Dein eigenes Herz kämpfen. Du gehörst zu mir — hörst Du, Dörthe. Jener plumpe Bauernbursche hat sich auf Deinen Pfad gedrängt, laß ihn stehen, folge mir.“

Das junge Mädchen rührt sich nicht, ihre Stimme klingt verändert, wie sprödes Metall, als sie Ernst antwortet: „Ich bin auch nur ein Kind des Dorfes,

Digitized by Google

das sich auf die Kunst schöner Rede nicht versteht. Ich denke aber, jener plumpe Bursch bot mir das Beste, was ein Mann einem Mädchen geben kann: sein Herz und seine Hand. Ich hab' ihm Treue versprochen — nicht Liebe, denn das ist ja wahr, mein armes Herz kann nicht vergessen . . . Aber trotzdem — welches Recht hättet Ihr auf mich, gnädigster Herr? Habt Ihr mir nicht selbst gesagt, ohne Eure Reichthümer könntet Ihr nicht leben, und wählen müßtet Ihr zwischen dem stolzen Erbe und mir — — 's ist recht so — wie könnt' ich Euch tadeln, es muß was Schönes um Reichthum und Vornehmheit sein, so sucht nun aber auch dort Euer Glück und — drängt Euch nicht auf Eurer Bauern Wege!"

Die emporgereckte Mädchengestalt scheint wie durchleuchtet. Dörthe ist schön wie nie zuvor, Erregung und Schmerz spannen ihre Seele, sie strahlt aus den Augen, sie adelt jede Bewegung des schlichten Naturkindes. Ernst von Khorssen hat seine vornehme Ruhe, seine tönende Stimme wiedergewonnen.

„So willst Du Hartlieb täuschen und ihn, trotzdem Dein Herz mir gehört, morgen zum Manne nehmen?"

„Ich werde ihm zuvor die volle Wahrheit beichten, daß ich es nicht eher that, möge mir Gott verzeihen, wie Hartlieb sicher vergeben wird, denn er liebt mich mehr als ich es verdiene."

„Und dann — wie wirst Du die Kette der Ehe tragen Dein ganzes Leben hindurch?"

Sie schaut ihm an mit ergreifendem, halbgebrochenem Blick; in diesem einen Blick schillert ihre reine Seele, ihre Liebe zu dem Manne, der so grausam fragt, aber mit dem Muthe der Verzweiflung sagt sie wohl leise, aber fest: „Ich werde arbeiten und im Uebrigen mein armselig Leben in Gottes Hand vertrauen."

Um Ernst's Lippen zieht ein leises, bitterscharfes Lächeln, er streift sein dunkellockiges Haar aus der Stirn, seine Augen sprühen groß auf.

„Herrliche Zukunftsbilder!" lacht er endliche mit harter, greller Stimme. „Ich sehe, Frau Dörthe, wie sie einem schreienden, weißblonden, rothbäckigen Buben Butterbrote reicht, während Vater Stark den Kleinsten auf seinem Knie „Hopp, hopp, Pferdchen, lauf' Galopp" reiten läßt und der gnädige Herr steht vor dem idyllischen Bilde und applaudiert krampfhaft Bravo, womöglich da capo."

Vom Boden, vom See auf steigen dichte, wallende Nebel bis zum Himmel empor, nur matt schimmert der Mond durch das Nebelmeer, dazu geht ein Rauschen durch die Baumkronen, als flüstere der Wald in seinen Träumen. Hoch, stolz, trotzig steht Ernst vor dem erschauernden Mädchen, dann faßt er ihre Hände und sich zu ihr hinabbeugend, ruft er in ihre Augen hinein:

„Und Du wähntest — ich ließe Dich so leicht frei? Mag ein Andrer mein Erbe antreten — ich hab' es genugsam erfahren, daß Du mir Lebensbedingung bist, wie die Luft, die ich athme. — Nun, antworte!" drängt er siegesgewiß. Sie lächelt traurig:

„Dank, Ernst, für dieses Wort!" sagt sie sanft. „Aber es ist zu spät — ich kann nicht mehr zurück. Schon dreimal bin ich mit Hartlieb von der Kanzel herab verkündigt — sieh' das geschmückte Häuschen und vor allen Dingen: Hartlieb — es wäre sein Tod — Laß mich gehen, Ernst, wenn Du mich wirklich lieb hast."

In starrem Erstaunen, Entsetzen sieht er auf das Mädchen. Alles verloren! Das bäuerische Pflichtgefühl trotzte jedem Anprall der Leidenschaft, in dieser zarten Körperhülle floß des alten Köhlers Blut und seine starre Willenskraft wurde Dörthens Erbe . . . Verhängnis . . .

„Geh!" befiehlt er athemlos; sein Antlitz hat sich verwandelt, in festem, unerbittlich herben Zug pressen sich

Digitized by Google

seine Lippen zusammen — Dörthe zaudert einen Augenblick.

„Lebe wohl, Ernst!“

Langsam wendet sie sich zum Gehen — Ernst's Augen glühen ihr nach — in seiner Hand blitzt eine winzige Waffe, mit dem Schall des Schusses sinkt Dörthe sterbend zusammen. Im Nu ist er an ihrer Seite.

„Sieh mich an,“ bittet er mit erstickter Stimme. „Sage, daß Du mir vergibst — ich lasse Dich nicht allein gehen — ich folge Dir . . .“ Sie schlägt noch einmal die Augen auf, groß, geisterhaft leuchtend —

„Dank, Ernst — auf Wiedersehn!“ Mit leisem Seufzer sinkt die blutüberströmte Gestalt zurück.

Noch einen langen, heißen Kuß drückt Ernst auf die weiße Mädchenstirn, dann ein Blitz, ein Knall und der stolze Mann sinkt lautlos neben seinem todten Liebling nieder.

Wie ein Märchen ruht die mondhelle, stille Nacht über Wald und See, an den weißen Blättern der Wasserrose flimmern schwere Thautropfen — Blumenthränen.

* * *

Zur nämlichen Stunde, als Hartlieb mit seiner Dörthe zum Altar treten wollte, senkte man einen einfachen Sarg in ein mit Blumen reich geschmücktes Grab. Die Leiche des Erbherrn auf Kohrssen wurde erst mehrere Tage später unter stolzem Gepränge in die Familiengruft beigesetzt. Nachgeweint hat ihm Niemand. — Der trostlose Hartlieb weinte nicht, klagte nicht; still gieng er seiner Arbeit nach, die Leute hielten ihn für tiefsinnig. Jeden Morgen, jeden Abend pilgerte er nach Dörthen's Grab und meinte, vor Herzeleid auch sterben zu müssen. Aber nicht Jeder stirbt daran, des Burschen durchaus gesunde Natur behielt den Sieg, allmählich verlor sich sein menschenscheues Wesen.

Nach Jahresfrist schritt Hartlieb Stark wieder energischen Schrittes durch das Dorf, hier und da mit einem der jungen Mädchen plaudernd. Die Friedhofsbesuche wurden immer seltener und als nach drei Jahren der Epheu schon in üppigem Grün den Erdhügel, unter dem Dörthe ruhte, umwucherte und die Frühlingssonne die ersten Veilchen hervorlockte, stand das Häuschen am See wiederum in festlichem Schmuck. Wie sich einst die arme Dörthe in tiefster Seelenqual die Hochzeitsfeier vorgestellt, so geschah es heute.

Hartlieb saß glückstrahlend neben der drallen, rothwangigen Braut; die Burschen tranken, jauchzten, die Kranzeljungfern schwatzten und lachten, und der Herr Administrator erhob sein Glas: ließ Braut, Bräutigam und die gnädige Herrschaft auf dem Schlosse hoch leben.

Hell klangen die Gläser aneinander, im goldigen Glanze lachte die Sonne aus wolkenklarem Himmel auf das Haus am schwarzen See, auf den Dorfkirchhof herab, auf welchem Ernst und Dörthe friedlich schlummerten. Auch ihre Ruhestätten bekräftigten wie so manche andere des Dichters schönes, wahres Wort:

Groß sind die Geheimnisse des menschlichen Lebens, aber das Unergründlichste dieser Geheimnisse ist die Liebe.

Digitized by Google

Die Alten.

Eine Geschichte von Alphonse Daudet.*)

„Ein Brief, Vater Azan?“

— „Ja Herr... er kommt aus Paris.“

Er war ganz stolz darauf, daß der Brief aus Paris kam, der brave Vater Azan... Ich nicht. Etwas sagte mir, daß die Botschaft aus Paris, die so unversehens am frühen Morgen auf meinen Tische fiel, mich den ganzen Tag kosten würde. Ich täuschte mich nicht. Da, lesen wir:

„Du mußt mir einen Dienst leisten, lieber Freund. Du wirst auf einen Tag Deine Mühle zumachen und sogleich nach Eyguières aufbrechen. Eyguières ist ein Flecken drei oder vier Stunden von Deiner Mühle, ein Spaziergang. Wenn Du dort bist, fragst Du nach dem Kloster der Waisenkinder. Hinter dem Kloster siehst Du ein niederes Haus mit grauen Fensterladen und daneben ein Gärtchen. Du trittst ein, ohne anzuklopfen, die Thür ist immer offen, und wenn Du eingetreten bist, rufst Du recht laut: Guten Tag ihr braven Leute, ich bin der Freund von Moritz... Dann wirst Du zwei kleine alte Leutchen erblicken, aber alt, alt, steinalt. Sie werden Dir aus ihren großen Sorgenstühlen die Arme entgegenstrecken und Du wirst sie so herzlich umarmen, als wären es Deine eigenen Eltern. Dann plaudert Ihr. Sie werden von mir reden, nur von mir; sie werden Dir tausend Thorheiten erzählen, die Du, ohne den Mund zu verziehen, mit anhörst. Du wirst nicht lachen, das will ich hoffen! Es sind meine Großeltern, zwei Wesen, denen ich ihr Ein und Alles bin, und sie haben mich seit zehn Jahren nicht mehr gesehen. Zehn Jahre, eine lange Zeit! Doch das ist nicht zu ändern, mich hält Paris, sie ihr hohes Alter. Sie sind so alt, daß sie weiß Gott unterwegs zerbrechen würden, wenn sie mich besuchen wollten. Glücklicherweise bist Du ja dort in der Nähe, mein lieber Junge, und wenn sie Dir die Hand drücken, so ist es ihnen als wäre es meine Hand. Ich habe ihnen so oft von uns Beiden geschrieben und von unserer Freundschaft.“

Der Teufel hole die Freundschaft! Grade an dem Morgen war ein Prachtwetter, aber nicht um dabei sich auf die Landstraße zu machen; zu viel Mistral und zu viel Sonne, ein wahres Provence-Wetter. Als der verdammte Brief ankam, hatte ich mir schon ein geschütztes, schattiges Plätzchen zwischen zwei Felsen ausgesucht und dachte, mir es da wohl sein zu lassen wie einer Eidechse in einer Mauerspalte, und unter den rauschenden Föhren zu träumen. Doch, was ist zu thun? Ich schließe fluchend meine Mühle, lege den Schlüssel unter die Treppe. Mein Stock, meine Pfeife, und so bin ich unterwegs.

Ich kam gegen zwei Uhr in Eyguières an. Der Ort war verlassen, alle Welt im Felde. Unter den weißbestaubten Ulmen zirpten die Grillen wie in offnem Felde. Auf dem Platze vor der Mairie stand wohl ein Esel und sonnte sich, ein Flug Tauben erfrischte sich am Brunnen neben der Kirche, aber keine Menschen-

*) „Provençalische Geschichten“ von Alphonse Daudet. Autorisierte Uebersetzung von Stephan Born. (Basel. Benno Schwabe.)

Digitized by Google

seele weit und breit, um mir das Waisenhaus zu zeigen. Zum Glück fiel mir plötzlich eine alte Fee in die Augen, sie saß zusammengekauert unter einem Thürbogen und spann. Ich sagte ihr, was ich suchte und da sie eine mächtige Fee war, so brauchte sie nur den Rocken zu erheben und augenblicklich stand das Kloster der Waisenkinder wie auf einen Zauberschlag vor mir. Es war ein großes, schwarzes, grämliches Haus und wie es schien, ganz stolz darauf, über seinem gothischen Portal ein altes Kreuz aus rothem Sandstein mit etwas Latein rings herum aufweisen zu können. Neben jenem Hause erblickte ich ein anderes, kleineres, mit grauen Fensterladen, einem Garten dahinter. Ich erkannte es sogleich und trat ein, ohne anzuklopfen.

So lange ich lebe, sehe ich den langen, kühlen, stillen Hausgang vor mir, seine röthlich angestrichenen Wände, das Gärtchen, das tief hinten durch eine helle Gardine hindurchblinkte, und an dem braunen Getäfel die geschnitzten, wurmstichigen Blumen und Geigen. Mir war es, als träte ich in das Haus eines gestrengen Herrn aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Am Ende des Ganges, linker Hand, hörte man durch eine halboffne Thür das Tiktak einer großen Wanduhr und die Stimme eines Kindes, eines Schulkindes, das nach jeder Silbe innehaltend vernehmlich las: „Als — dann — rief — der — hei—li—ge— J—re—nä—us— ich — bin — der — Wai—zen — des — Herrn — ich — muß — ge—mah—len — wer—den — von — den — Zäh—nen — die—ser — Thie—re."

Ich näherte mich leise und schaute durch die offne Thür.

In der Stille und dem Helldunkel eines kleinen Zimmers schlief im tiefen Sorgenstuhl ein guter Alter, das Gesicht über und über mit Runzeln bedeckt, mit offnem Munde und die Hände auf den Knieen. Ihm zu Füßen saß ein Mädchen im blauen Anzuge — große Pelerine und kleines Mützchen, das Costüm der Waisenkinder — und las in einem Buche, das ihr über den Kopf hinausragte, das Leben des heiligen Irenäus. Ihre wunderbare Kunst hatte wie ein Zauber auf das ganze Haus gewirkt. Der Alte schlief in seinem mächtigen Lehnstuhl, die Fliegen schliefen an der Decke, die Canarienvögel in ihrem Käfig, dicht am Fenster. Die große Wanduhr schnarchte ihr Tik-tak, Tiktak. Einzig munter im ganzen Zimmer war nur ein großer Lichtstreifen, der weiß und schnurgerade voll lebendiger Funken und tanzender Staubatome durch die geschlossenen Fensterladen drang. Während Alles ringsumher schlummerte, fuhr das Kind wieder im ernsten Tone zu lesen fort: „Al—so — bald — stürz—ten — sich — zwei — Lö—wen — ü—ber — ihn — her — und — zer—riß—sen — ihn."

In diesen Augenblick trat ich ein. Und wären die Löwen des heiligen Irenäus in's Zimmer gedrungen, sie hätten keine allgemeinere Erstarrung hervorrufen können als ich. Ein wahrer, dramatischer Knalleffect! Die Kleine stößt einen Schrei aus, das große Buch fällt, die Canarienvögel und die Fliegen erwachen, die Wanduhr schlägt, der Alte richtet sich ganz erschrocken in die Höhe und ich selber etwas bestürzt, bleibe auf der Schwelle stehen und rufe mit lauter Stimme: „Guten Tag, Ihr braven Leute, ich bin der Freund von Moritz!"

O, da hättet Ihr ihn sehen müssen, den wackeren Alten, wie er die Arme nach mir ausstreckte, mich umhalste, mir die Hände drückte, wie närrisch im Zimmer umher rannte und nichts zu sagen wußte als: „Mein Gott! mein Gott!" Alle Falten seines Gesichtes lachten. Er wurde roth, er stammelte: „O Herr, ach Herr!" dann gieng er in eine Ecke und rief: „Mamette!"

Digitized by Google

Eine Thür geht auf, das Geraschel einer Maus im Hausgang. Mamette tritt ein. Man kann sich nichts Hübscheres denken als die kleine Alte in ihrer starren, zweigehänsigen Haube und dem braunen Rock; das gestiebte Taschentuch hielt sie dem Gaste zu Ehren in der Hand. Es war wirklich rührend, sie ähnelten einander. Mit einer solchen spitzen Haube auf dem Kopfe hätte er eben so gut Mamette heißen können. Nur hatte die wahre Mamette in ihrem Leben wohl oft weinen müssen, denn sie war noch viel runzeliger als er. Auch sie hatte ein Kind aus dem Waisenhause neben sich, eine kleine Wärterin in blauer Pelerine, die ihr nicht von den Fersen wich. Und die beiden alten Leute von den Waisenkindern beschützt zu sehen, es lag etwas tief Ergreifendes darin.

Bei ihrem Eintritt machte sich Mamette zu einem tiefen Knix zurecht, den ihr jedoch der Alte mit einem Wort wie unter den Füßen wegzog: „Es ist der Freund von Moritz!“ Da fängt Alles an ihr zu zittern an, sie weint, sie verliert ihr Taschentuch, sie wird roth, ganz roth, noch röther als er. Diese Alten! Das hat nur noch einen Tropfen Bluts in den Adern und bei der geringsten Erregung steigt er ihnen zu Kopfe. „Schnell, schnell, einen Stuhl!“ sagte die Alte zu ihrer Kleinen. „Mach' die Laden auf!“ ruft das Väterchen seiner Kleinen zu und mich an der Hand fassend führen sie mich Beide trippelnd bis an's Fenster, das jetzt weit offen steht, damit sie mich besser betrachten können. Man zieht die Lehnstühle heran, ich setze mich zwischen sie auf einen Klappsessel, die beiden Blauen stehen hinter uns und das Verhör beginnt: „Was macht er? Warum kommt er nicht? Ist er zufrieden?“ Und patati und patata, so gieng es stundenlang.

Ich beantwortete alle ihre Fragen auf's Beste, gab über meinen Freund alle mögliche Auskunft, erfand auch frech was ich nicht wußte und hütete mich wohl, einzugestehen, daß ich niemals darauf geachtet, ob seine Fenster gut schlössen und von welcher Farbe die Tapete in seinem Zimmer sei.

„Die Tapete in seinem Zimmer! Sie ist blau, hellblau, mit einer Blumenguirlande.“

„Wirklich!“ antwortete die gute Alte gerührt und drehte sich zu ihrem Manne: „Es ist ein so braves Kind!“

„Ja, ja, ein braves Kind!“ versetzte der Andere mit Begeisterung, und während ich mit ihnen redete, gab es zwischen ihnen stille, verständnißvolle Winke, ein Nicken mit dem Kopfe, ein Zwinkern mit den Augen, oder gar der Alte raunte mir vorsichtig zu: „Sprechen Sie lauter, sie hört etwas schwer.“ Und sie ihrerseits: „Ein wenig lauter, ich bitte er hört nicht gar gut.“ Ich erhob dann meine Stimme und alle Beide lächelten mir dankbar zu, und über mich bengten sich die welken Gesichter, als wollten sie das Bild ihres Enkels tief in meinen Augen suchen; ich war ganz bewegt und mir war es, als ob ich dies Bild unklar, verschleiert, fast unerreichbar in ihren Augen wiedererblickte, als ob ich meinen Freund aus weiter Ferne, wie durch einen Nebel mir zulächeln sähe.

* * *

Plötzlich erhebt der Alte sich von seinem Lehnstuhl:

„Aber, Mamette, mir fällt jetzt ein, er hat vielleicht noch nicht gefrühstückt!“ Und Mamette streckt wie außer sich die Arme gen Himmel:

„Nicht gefrühstückt! Großer Gott!“

Ich glaubte es sei noch vom Moritz die Rede und wollte eben antworten, der gute Junge warte mit seinem Frühstück nie länger als bis Schlag 12 Uhr. Aber nein es war von mir die Rede, und da gab es ein Hinundher, als ich eingestand, daß ich noch nichts gegessen. „Schnell

Digitized by Google

die Messer und Gabeln, Ihr kleinen Blauen! Den Tisch mitten in die Stube! Das Sonntagstischtuch, das geblümte Geschirr. Und nicht so viel gelacht, Kinder, hurtig!“ Und wie eilten sie sich! Sie hatten kaum Zeit, drei Teller zu zerschlagen, so stand das Essen auf dem Tisch.

„Ein gutes, kleines Frühstück,“ sagte Mamette zu mir und führte mich zu Tische; „nur sind Sie leider allein beim Essen. Wir andern haben das Unsere schon gehabt.“

Die armen Alten! zu welcher Stunde es auch sei, sie haben immer gegessen.

Das gute, kleine Frühstück von Mamette bestand aus einer Schale Milch, Datteln und einer Barquette, einer Art Spritzkuchen oder Windbeutel; damit wäre sie mit ihren Canarienvögeln wohl acht Tage ausgekommen. Und nun sollte ich ganz allein den ganzen Vorrath verzehren! Welche Entrüstung herrschte auch um den Tisch herum! Wie die kleinen Blauen sich fortwährend zuzischelten und mit den Ellbogen anstießen, und auch die Canarienvögel in ihrem Käfig schienen sich zu sagen: „O der Herr, er ißt die ganze Barquette allein auf!“

Ich aß sie ganz allein auf, in der That, und fast ohne es zu merken, denn meine Aufmerksamkeit war auf Alles um mich her in der hellen, friedlichen Stube gerichtet, die wie von einer Erinnerung aus alten Zeiten erfüllt war. Da standen besonders zwei kleine Betten, von denen ich meine Augen nicht abzuwenden vermochte. Diese Betten, ich dachte an den frühen Morgen, an's erste Tagesgrauen; die großen Vorhänge zmit weißen Fransen umhüllen noch das stille Geheimnis. Es schlägt drei Uhr, die Stunde, in welcher alle Greise erwachen: „Du schläfst, Mamette?“ — „Nein Männchen.“ — „Nicht wahr, Moritz ist ein braves Kind!“ — „O ja, ein braves Kind!“

Und so dachte ich bei dem Anblick der beiden kleinen Betten, die neben einander standen, an die lange Plauderei, die nun hinter den Vorhängen sich entwickelte.

Während dessen aber gieng ein erschreckliches Drama am anderen Ende des Zimmers vor dem Schranke in Scene: Es handelte sich darum, von da oben, dem letzten Brett, ein Glas mit in Branntwein eingemachten Kirschen herabzuholen, das seit zehn Jahren auf Moritz gewartet hatte und das man mir zu Ehren aufmachen wollte. Trotz aller inständigen Bitten Mamettens hatte der Alte darauf bestanden, selber die Kirschen herunterzu holen; er stand nun zum Entsetzen seiner Frau auf einem Stuhl und versuchte es, hinaufzulangen. Das Bild steht leibhaftig vor mir: der zitternde Alte, der sich hoch emporreckt, die kleinen Blauen, die sich an seinen Stuhl festklammern, Mamette athemlos, mit ängstlich emporgehobenen Armen hinter ihm und über Alles dies ein Bergamottenduft ausgestreut, der aus dem offenen Schranke hervordringt, und darin mächtige Stöße ungebleichter Leinwand. Es war reizend.

Endlich, nach vielen Anstrengungen, war das denkwürdige Glas aus dem Schrank geholt und hinter ihm her kam noch ein kleiner Becher voller Beulen, der Moritz gehört hatte, als er noch ein Kind war. Er wurde für mich bis an den Rand mit Kirschen gefüllt, Moritz hatte sie immer so gern gegessen! Und während er sie mir reichte, raunte mir der Alte schmatzend in's Ohr: „Sie können sich glücklich schätzen, solche Kirschen zu bekommen. Meine Frau hat sie selber eingemacht. Das ist gewiß etwas ganz Gutes.“

Ja wohl, seine Frau hatte sie eingemacht, aber sie hatte den Zucker vergessen. Freilich, mit dem Alter wird man zerstreut. Die Kirschen waren abscheulich, meine gute Mamette. Das hinderte mich aber nicht, sie,

Digitized by Google

ohne eine Miene zu verziehen, bis auf die letzte zu verzehren.

* * *

Nach beendigter Mahlzeit stand ich auf, um mich von meinen Wirten zu verabschieden. Sie hätten mich gerne noch eine Weile behalten mögen, um nur so fortzuplaudern, von ihrem braven Kinde, aber der Tag gieng zur Neige und die Mühle war weit; ich mußte aufbrechen.

Der Alte war mit mir aufgestanden: „Mamette, meinen Rock! ich will ihn bis auf den Platz begleiten." Mamette dachte in ihrer Seele gewiß, es sei wohl schon etwas kühl, um mich bis auf den Platz zu begleiten, aber sie ließ sich nichts anmerken. Nur, während sie ihm in die Aermel seines schnupftabakfärbigen Rocks mit Perlmutterknöpfen hineinhalf, hörte ich die gute Frau ihm freundlich in's Ohr sagen: „Aber Du kommst nicht zu spät heim; nicht wahr, Alterchen?" Und er lächelte darauf so schelmisch: „He, He! wer weiß? vielleicht." Und darauf schauten sie sich lachend an, und die kleinen Blauen lachten, weil sie die Alten lachen sahen, und auch die Canarienvögel am Fenster lachten auf ihre Weise. Unter uns gesagt, ich glaube, daß sie alle vom Geruch der Branntweinkirschen etwas benebelt waren.

Die Nacht senkte sich hernieder, als wir aus der Thüre traten, der Großvater und ich. Die kleine Blaue folgte uns in der Ferne, um ihn wieder heimzuführen; aber er bemerkte sie nicht, er war ganz stolz darauf, an meinem Arme einherzugehen — wie ein Mann. Mamette, strahlend, sah das Alles von ihrer Thürschwelle aus und schüttelte freudig den Kopf dazu, als wollte sie sagen: „Bei alledem, Alterchen marschirt noch, marschirt noch stramm!"

Die Wissenschaft über Alles!

Von Gustave de Jerizy.

Ich lag vor mehreren Jahren krank in einem Hospitale von Paris und hatte zum Zimmernachbar einen Mann, der durch die Vermittlung von vier schönen, absolut tödtlichen Krankheiten in ein besseres Jenseits zu übersiedeln im Begriffe stand. Die Frage, über die sich die Professoren der Klinik, und namentlich die jüngeren strebsamen Spitalärzte, nicht zu einigen vermochten, war, welche von den vier tödtlichen Krankheiten über die andere den Sieg davontragen werde. Ich könnte zwar nicht mit Sicherheit behaupten, daß in dieser interessanten Sache, wie bei den Wettrennen, förmliche odds proponiert und Wetten entriert wurden; unumstößlich fest steht jedoch, daß die ungeduldige Neugier der behandelnden Aerzte einen erheblichen Grad erreicht hatte.

„Die Autopsie wird den Nachweis liefern, wer Recht behält," sagten sie schließlich untereinander.

Eines schönen Tages starb der interessante Kranke. Kaum hatte sich diese Kunde verbreitet, als auch sämmtliche Aerzte und Eleven hocherfreut in die Kanzlei des Directors eilten. Mit einer beinahe rührenden Einstimmigkeit heischten sie die Autopsie des Leichnams. Der Chef jedoch bedeutete ihnen, daß er die Erlaubnis zu diesem Schlußact der Medicin nicht geben könne, ehe nicht die Einwilligung der Familie des Dahingeschiedenen eingeholt worden sei.

Digitized by Google

Als der Director gewahr wurde, daß die jungen Leute hierauf enttäuscht die Köpfe hängen ließen, bedeutete er ihnen, guten Muthes zu sein, da er sicher wäre, die Einwilligung der ganzen Familie zu erhalten. Er wisse ein Mittel, das noch niemals seine Wirkung verfehlt habe.

* * *

Die ganze Familie des Verstorbenen bestand in einem Bruder, welcher sich auch am nächsten Morgen im Spitale einfand. Er war ein langer, sehniger Mann mit struppigem, kohlschwarzem Haar; seine gelblichen Gesichtszüge erschienen durch den brüderlichen Schmerz noch schärfer ausgeprägt. Als der Mann in das Cabinet des Directors trat, in welches auch mich der Zufall geführt hatte, schnauzte er den Leiter des Spitals folgendermaßen an:

„Also Sie sind der Mensch, welcher mir meinen Bruder umgebracht hat? Ah! Wie oftmals habe ich ihn davor gewarnt! „Geh' nicht hin," sagte ich ihm, „diese Ignoranten von Spitalisten werden Dich tödten!" Aber er wollte mir nicht glauben und kam hieher wie ein Lamm unter das Schlachtmesser des Fleischhackers ... Sie sagen, er habe vier Krankheiten gehabt? Nicht übel, in der That, mein Herr! Er und vier, sage vier Krankheiten! Wo sollte er sich Ihre vier kostbaren Krankheiten zugezogen haben? ... Uebrigens begreife ich gar nicht, wozu Sie sich vertheidigen. Das Gesetz ermächtigt Sie ja sogar ... Ach! mein theurer, armer Bruder, sie haben Dich schön zugerichtet, denn Du warst eisenstark (schlägt sich an die Brust), gerade so wie ich! ... Möchten Sie nun nicht vielleicht auch mir weißmachen, daß ich vier tödtliche Krankheiten habe?!"

Nachdem der Director eine Weile sein Haupt vor dem Sturme gebeugt hatte, erhob er es allmählich und fragte den schmerzdurchwühlten Mann mit sanfter Stimme: „Werden Sie für das Leichenbegängnis Sorge tragen, oder soll die Beerdigung von hier aus veranstaltet werden?"

„Selbstverständlich werde ich den Leichnam aus diesem Hause nehmen lassen. Ich hätte keine ruhige Minute, wenn ich meinen armen Bruder auch nur eine Secunde länger in dieser Mördergrube wüßte!" erwiderte der schmerzgebeugte Mann mit verdoppelter Wucht.

* * *

Das war nicht gerade entgegenkommend. Auch der minder Einsichtige mußte bemerken, daß die Sache einen für die Zwecke der Spitalsärzte ungünstigen Verlauf nahm. Gleichwohl verlieh der Director seiner Stimme den Ausdruck theilnahmsvoller Hochachtung, als er den Mann weiter fragte:

„In diesem Falle also bestehen Sie nicht auf der Vornahme der Autopsie?"

Ah! Wenn Sie den Sprung hätten sehen können, welchen der Bruder des dahingeschiedenen Patienten machte! Er schrie:

„Also haben Sie noch nicht genug an ihm herumgearbeitet? Jetzt wollen Sie ihn auch noch in Stücke zerschneiden?"

„Aber, bester Herr, nein, nein, nicht in Stücke! Höchstens einen Nadelstich, so groß wie das!" Dabei wies er auf das Knopfloch seines Rockes. Aber der Bruder richtete sich stolz auf, knöpfte nervös seinen Ueberzieher zu und zischte mit unterdrückter Wuth zwischen den Zähnen:

„Ich verbiete Ihnen — hören Sie wohl? — ich verbiete Ihnen, den Körper meines Bruders anzurühren! — Heute Abends reise ich nach Turin, woselbst sich ein Leichenverbrennungsverein befindet. Ich bin nämlich ein Anhänger, ein enragirter Anhänger der Leichenverbrennung! Ich bin stolz darauf! ... Ich werde demnach auch meinen armen, vielgeliebten Bruder im Feuer bestatten lassen. Heute Abends nehme ich den Leichnam nach Turin mit ... und wenn ich zurückkehre, wird die

Digitized by Google

Urne mit der Asche meines Bruders mein täglicher Trost sein!"

Der Director (sehr devot): „Entschuldigen Sie meine frühere unbedachte Aeußerung! Wenn ich von Autopsie sprach, so geschah es lediglich im Interesse der Wissenschaft."

Der Bruder (wüthend): „Die Wissenschaft!!!... Ich gebe nicht einen Sou für Ihre Wissenschaft, die meinen Bruder getödtet hat. Ich halte nichts von ihr, mein Herr und erkläre Ihnen hiemit auf das Entschiedenste, daß ich Jeden, der den Leib meines armen Bruders zu berühren wagt, über den Haufen schieße!"

* * *

In diesem Augenblicke stahl sich ein kaum bemerkbares Lächeln um die Lippen des Directors. Dies schien mir ein Zeichen, daß er daran gieng, sein unfehlbares Mittel in Anwendung zu bringen. In der That warf er folgende Worte hin:

„Wenn ich sagte: im Interesse der Wissenschaft, hätte ich wohl hinzufügen sollen, daß ich die Autopsie auch im Interesse der Familie des Dahingeschiedenen für wünschenswert gehalten hätte."

Der Bruder (höchst erstaunt, nach einer langen Pause): „Wie?... Was sagen Sie?... Im Interesse der Familie? Wie verstehen Sie das?"

Der Director: „Nun, es dürfte Ihnen vielleicht bekannt sein, daß manche Uebel erblich sind. Es gibt Krankheiten, deren Keim sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Diese Krankheiten stecken im Blute aller Familienmitglieder, natürlich nur im Keime, und eine Autopsie des Einen kann möglicherweise Anhaltspunkte zutage fördern, welche es möglich machen, die über den Häuptern der Andern schwebende Gefahr noch rechtzeitig abzuwenden."

Der Bruder (unruhig): „So, so!... Ja... hm... nun, Sie sprechen von Familienmitgliedern, es gibt doch keine näheren Blutsverwandten als Brüder?"

Der Director: „Ganz richtig."

Der Bruder: „Also demnach müßte ich als Blutsverwandter meines Bruders den Keim zu einer der vier Krankheiten in mir tragen, an welchen er gestorben? Vielleicht gar den Keim zu allen vieren!"

Der Director: „Mit Bestimmtheit könnte ich dies nicht behaupten, aber die Möglichkeit, daß es sich so verhält, ist nicht ausgeschlossen."

Der Bruder: „Ah!..."

Der Director: „Meine Pflicht als Mann der Wissenschaft wie als Mensch zwingt mich, Sie in dieser ernsten Angelegenheit aufzuklären."

Der Bruder (nach langem Nachdenken): „Sie verbürgen sich dafür, daß es, um eine gute Autopsie vorzunehmen, hinreicht, den Körper (auf das Knopfloch deutend) nur so weit zu öffnen?"

Der Director: „Jawohl."

Der Bruder (unruhig): „Genügt dies auch, um sich vollständig von der Natur der Krankheit zu überzeugen?"

Der Director: „Nun, ich gestehe, daß ich, als ich dieses Bild des Maßes anwendete, ein wenig übertrieb. Wir könnten den Ausschnitt um eine Kleinigkeit erweitern, sagen wir um einen Centimeter."

Der Bruder: „Einen Centimeter! Aber das ist ja blutwenig! Glauben Sie wirklich, daß es genügt?... Nein, nein, das ist ja ganz unmöglich, die Wissenschaft kann ja gar nicht ein Urtheil fällen, wenn man ihr so wenig Raum gibt!"

Der Director: „Sagen wir also drei Centimeter im Umkreise!"

Der Bruder: „Das ist noch nicht genug. Nehmen Sie noch einige Centimeter dazu. Platz für die Wissenschaft! Das ist mein Princip. Pflegen Sie einen Bericht über den Befund zu machen, nachdem Sie die Autopsie vorgenommen haben?"

Digitized by Google

Der Director: „Sobald die Verwandten es wünschen, ja.“

Der Bruder: „Selbstverständlich wünschen es die Verwandten, und dumm wären sie, wenn sie es nicht wünschten! . . . Sagen Sie einmal, Herr Director . . . der Bericht wird doch wohl mit großer Sorgfalt verfaßt?“

Der Director: „Gewiß!“

Der Bruder: „Und so ausführlich als nur möglich?“

Der Director: „Sobald es die Verwandten wünschen, ja.“

Der Bruder (freudig erregt): „Sehr gut! Ausgezeichnet! . . .“

Nach weiteren fünf Minuten schien der Bruder seine Turiner Reise sowie die Leichenverbrennungs-Idee von früher vollständig vergessen zu haben, denn er bat den Director flehentlich, den Leichnam zerstückeln und einen Bericht über die Autopsie verfassen zu lassen in der Ausdehnung von Voltaire's gesammelten Werken.

* * *

Als er sich endlich von dem Director verabschiedete, drückte er ihm die Hand und sprach in verächtlichem Tone:

„Sollte man es für möglich halten, daß es Idioten gibt, welche für die Leichenverbrennung schwärmen?!“

„Oh, Idioten! Das Wort ist wohl ein wenig zu stark,“ erwiderte der Director nachsichtig.

Der Bruder aber richtete sich mit strenger Miene auf und rief leidenschaftlich:

„Idioten . . . das ist noch ein zu viel gelinder Ausdruck! Dummköpfe, Esel sind sie! Leichen verbrennen heißt eine Brutalität begehen, sie der heiligen Wissenschaft entziehen! Und die Wissenschaft ist die Hauptsache! Ob Sie mir glauben oder nicht, mein Grundsatz ist: Die Wissenschaft über Alles!!“

Der Wunderdoctor.

Eine Dorfgeschichte von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

„Wenn man einmal den Finger läßt, der will die ganze Hand haben,“ sagte die Schmiedwirtin.

Es war der Graf Funkelblut angekommen und der wollte im Erdgeschosse des Hauses eine Stube haben.

Philipp wollte ihm diese schon überlassen, aber sein Weib, ohnehin aufgebracht durch das herrische Wesen der Gräfin, welche schier über das ganze Haus gebieten wollte, rief:

„All' hinauswerfen sollt' man sie, dann wär' der Gais gestreut. Die Leut' haben ja gar keinen Boden! — Die alte Dam' schaut eh' aus, wie wenn der Prinz Ginggerl ihr Gödwär'! wenn die der Teufel einmal holt, muß er eine gute Beißzangen haben! — Schon recht, daß wir uns zahlen ließen für die Stub'; aber sag' Alter, wo thät' ich denn die andern Gäst' hin!“

„Wenn wir halt im Garten ein paar Tisch' hätten!“ meinte Philipp.

„Ja, wenn das Wenn wär', so könnt man den Teufel als Zugochsen brauchen!“ schrie das Weib, aber endlich ordnete es doch an, daß der Graf die Stube bekam.

Der Graf war ein schöner, freundlicher Mann. Er trug Kleider, wie ein Förster; die Haare hatte er kurz geschnitten, der Schnurr- und Backenbart war blond und hieng über der Wange zusammen; das Kinn hatte er glatt rasiert. Er hatte aus der Stadt

Digitized by Google

nur einen Diener und zwei Hunde mitgebracht; außerdem hatte er mehrere Gewehre, Jagdtaschen, Pulverhörner und dergleichen bei sich, die er in seiner Stube aufhängen ließ. Auf jedem dieser Dinge war das Wappen des Geschlechtes Funkelblut.

Der Graf schien sehr stolz zu sein auf sein Geschlecht — der Bruder seines Großvaters trug eine Krone auf dem Haupte, die mehr Zacken hatte, als die eines Grafen. Zudem hatte Graf Funkelblut auch andere Verdienste; er war Kämmerer bei Hofe, er verstand sehr gut den Degen zu führen, auch war er ein ausgezeichneter Schütze.

Als der Graf seine Familie sah, küßte er seine Gemalin auf die Stirne und seine Tochter auf den Mund, dann bemerkte er, daß Erstere bereits besser aussehe. Die Gräfin klagte über das Einsiedlerleben, das sie jetzt führen müsse; Gabriele erzählte, wie das war, als sie die Gemse geschossen hatte.

Am Abend des ersten Tages seines Aufenthaltes im Dorfe machte der Graf mit dem Hofmeister einen Spaziergang über die Wiesen und sie sprachen Manches von der Stadt, vom Hofe, von Bällen, die jüngst stattgefunden, von Hunden und Pferden und von Gemsen im Gebirge.

Als sie auf einem Umwege an dem Häuschen des Wagnerfaktl vorüberkamen und der Mariann' zusahen, die eben ihre zwei Kühe in den Stall that, da sprachen sie auch von etwas Anderem. Unter Anderem erzählte Fraisbein, daß der Lehrer der Comtesse sehr gerne an diesem Häuschen vorübergehe und wohl häufiger mit den Bauern verkehre, als es seiner Stellung eigentlich angemessen; und weil gerade von Johannes die Sprache, so sei er, Fraisbein, in vieler Beziehung selbst der Ansicht des Paters Severin, daß es gut sein dürfte, diesen Menschen möglichst bald aus dem Hause zu entfernen.

Am nächsten Tage gieng der Graf mit dem Gewerken Sturmhaus in das Gebirge. Sie nahmen sich einen Förster und zwei Diener mit, die Jagdgeräthe und Proviant tragen mußten.

Hans blieb bei der Herrschaft und begann mit der Comtesse den Unterricht. Gabriele war viel ruhiger und aufmerksamer als bisher. Aber einmal, mitten im Unterricht, fragte sie:

„Sagen Sie mir, Herr Johannes, was meinten Sie damals in Reichau, als Sie sagten: Ich überlasse die Antwort der Zeit?"

Der Lehrer war von dieser Frage ein wenig überrascht, dann sagte er:

„Das gehört aber nicht in die Gegenstände, die ich meiner Schülerin vorzutragen habe; das muß ich dem Pater Severin anheimstellen."

„Ich hasse diesen Menschen," versetzte Gabriele und zerknitterte ein Papier.

„Das sollen Sie nicht, mein Fräulein, so lange er Ihr Lehrer und Beichtvater ist."

Als Hans nach dem Unterricht in das Schulhaus und in seine Wohnung gieng, hörte er aus dem Schulzimmer Geigentöne. Er guckte ein wenig durch die halb angelehnte Thür.

Ein bereits erwachsener Bursche in Lodenkleidung stand neben Weißkorn, dem Schulmeister, und strich die Geige.

Der Schulmeister, der ebenfalls eine Violine in der Hand hielt, hatte seinen Miethling bereits bemerkt und lud ihn ein, daß er nur in's Zimmer trete, er störe nicht; das sei sein Sohn, der Bertl, dem er ein wenig musikalischen Unterricht gebe, weil sie Beide, er und der Bertl, an den Sonn- und Feiertagen die einzigen Geiger auf dem Chore wären.

„Mach' Deinen Gruß, Bub!" sagte hierauf der alte Lehrer zu seinem Sohne, „das ist der Herr, der bei mir wohnt und von dem ich Dir schon gesagt habe."

Der Bursche machte eine etwas ungeschickte Verbeugung und strich nach

Digitized by Google

Bauernart mit der flachen Hand seine Haare über die Stirne herab. Er war schön gewachsen und hatte ein gebräuntes, aber freundliches Gesicht mit dem Anflug des Schnurrbärtchens.

„Das ist halt jetzt mein Einziger," sagte der Schulmeister, „er dient da oben unter der Alm beim Feldweibl. Hätt' ihm gar gern ein bißchen Musik gelehrt und da läßt ihn mir der Bauer monatlich zweimal herabgehen zur Uebung. 's gieng sonst schon, der Bub hätt' Talent. Wenn ich ihn halt irgendwo hätt' mögen hinbringen. — Zum Soldaten werden sie mir ihn gleich nehmen, meinen Bertl. Ja, 's wär' sonst gut, da thät' er doch was lernen, aber Unsereinem thut's weh, wenn man gar kein's von den Seinen mehr bei sich hat. Und dann — ei, setzen wir uns ein wenig da in die Schulbank zusammen, Herr Meier, die Lection ist ohnehin schon aus. Magst heimgehen, Bertl; nimm' die Geigen mit, daß Du Dich am Samstag übst; zum nächsten Sonntag machen wir die kleine B-Mess'. Behüt' Dich Gott, Bertl; sei schön brav!"

Und als der Bursche fort war, setzten sich die beiden Männer zusammen in eine Schulbank.

„'s ist eine unruhige Zeit jetzt," sagte der Schulmeister und nahm eine Prise, „von wegen meinem Burschen fürcht' ich's: es ist wieder viel Krieg in der Welt."

„Aber unsere Soldaten sind so schlau," rief jetzt im Innern des großen, grünen Kachelofens eine gedämpfte Stimme, „so schlau, daß, wenn vor ihnen eine neunundneunzig Dutzend Klafter tiefe Mistpfütze ist und der Commandant schreit: Vorwärts, marsch! sie alle miteinander in die Mistpfütze springen!"

So rief es im Ofen. Hans war erstaunt, der Schulmeister lächelte.

„Das ist der Wagnerfaltl, neben dem Feldweibl der einzige Schulfreund hier," sagte er, „der klebt mir da meinen Ofen aus, weil die Kacheln schon so viel Rauch in's Zimmer lassen. — Faltl, komm' ein wenig heraus zu uns, 's ist der Herr Meier da!"

Bald hernach kam der bucklige Mann, ganz rußig und mit lehmigen Kleidern zur Thür herein.

„Wenn der Herr Meier da ist, da muß ich wohl ein wenig hergehen," sagte er; „wenn Ihre Herrschaft da wär', thät' ich's nicht. Aber diese Schulbänk' da wären Ihrer Herrschaft kein Schad', gar nicht! Wenn die Frau Excellenz noch jünger wär', ich hätt' ihr statt des Blutstein's auf dem Kranzkogel die Schulbänk' verschrieben."

Hans Meier lächelte. Also doch der rechte Wunderdoctor!

Der Schlag der Abendstunde rief den Schulmeister in den Glockenthurm, um zum Gebet zu läuten. Hans begab sich in seine Stube. Lange schritt er in dieser auf und ab; endlich schloß er den Fensterladen, zündete eine Kerze an und nahm ein Buch.

Faltl hatte noch etwas an dem Ofen gethan, dann gieng er seinem Hause zu. Sein Weib lochte eben die Abendsuppe und schmollte mit den Kindern in der Stube. Mariann' molk die Kühe und sang einen Jodler dabei; oben am Waldrain stand Bertl und strich zu dem Jodler die Geige.

* * *

Der Unterricht, den Hans der Comtesse zu geben hatte, wurde nun regelmäßig fortgesetzt, ja, Gabriele drängte selbst dazu, so daß die Gräfin sie einigemale mahnte, sich mehr Erholung zu gönnen, sie sähe blaß genug aus.

Mit Gabriele war wirklich eine sehr merkliche Veränderung vorgegangen. Früher das kindische, flatterhafte, leichtsinnige Wesen, war sie jetzt still, zurückgezogen, ja, oft beinahe zur Melancholie geneigt. Einmal hatte man sie sehr weinen gesehen, ohne daß man davon die Ursache hätte errathen können. Das beunruhigte die Herrschaft. Man schrieb diese Veränderung dem Landaufenthalte zu und sprach davon,

Digitized by Google

sie zu Verwandten in die Stadt zu schicken, wogegen sich indes das Mädchen sehr entschieden verwahrte. Heiter war Gabriele nur auf Ausflügen in das Gebirge; sie hatte bei solchen auch mehreremale auf Wild geschossen; doch so glücklich, als auf dem Heideck, war sie nicht mehr.

Einmal hatte sich selbst die Gräfin an einem Ausfluge in das Gemsgebirge betheiligt; sie besuchte bei dieser Gelegenheit die Kapelle zum Grünanger, wo sie vor dem Bilde mit den Schuhnägelangen sehr um ihre Gesundheit betete und ein großes Goldstück opferte.

Mit ihrer Gesundheit stand es bereits leidlich, sie fühlte nicht mehr jene Mattigkeit, Abgespanntheit oder Aufregung. Auch hatte sie Appetit und Schlaf zu rechter Zeit. Sie hielt sich aber auch strenge an die vorgeschriebene Diät; sie besuchte täglich, auch bei ungünstiger Witterung, den Blutstein, in welchem sich stets das frische Wasser befand. Von der Rückkehr in die Stadt sprach die Dame jetzt sehr selten.

Der Graf kam nicht oft in das Dorf, er war stets auf Jagden, auf Bestschießen, die Sturmhaus zuweilen gab, und auf Fischzügen.

Hans machte häufig Partien in die Landschaft, um sich in den Naturkenntnissen mehr und mehr zu vervollkommnen.

Oft leitete er seinen Spaziergang am Häuschen des Wagnerfaltl vorüber; er hatte sich vorgenommen, mit dem wunderlichen Mann einmal ein längeres Gespräch anzuknüpfen. Aber Faltl war tagüber selten zu Hause; wenn er nicht eben ein „dringendes Malen", oder ein Getränk für einen Kranken zu bereiten hatte, so trieb er sich gerne im Wald umher oder war bei einem Nachbar zu irgend einem Geschäfte, denn in Zuständen, in welchem sich die Leute im Dorfe nicht Rath und Hilfe wußten, mußte der Wagnerfaltl herbei; der konnte Alles und traf meistens das Richtige.

Von einem Wagen für die Gräfin Funkelblut war keine Rede mehr gewesen.

Einmal, als Hans am Nachmittage an Faltl's Haus vorüberkam, saß Mariann' oben auf dem Dachgiebel. Sie hatte an demselben ein Brettchen losgemacht, guckte hinein und schrie:

„Mutter, den Dreizehner hat sie schon oben!"

„Gelt!" antwortete es darauf in der Stube zum Fenster heraus. „Einen hast jetzt schon, Du kannst Dir Deine Finger all' zehn abschlecken; aber wart' nur auf die anderen auch noch; vor dem neunten Tag sollt' man eigentlich gar nicht schauen, aber weil Du halt alleweil wissen mußt, wo die Katz' das Loch hat! sonst kriegtest ein Muttermal und mußt überall sein, wie's schlechte Geld, sonst wär' die Welt nicht ganz. Steig' jetzt herab, aber fall' nicht!"

Das Mädchen stellte oben etwas zurecht, that das Brettlein an die Stelle und kletterte über das Dach und an der Wand herab.

„Nun, Mariann', jetzt sag' einmal, was hast Du da oben gemacht, und was ist's mit dem Dreizehner?" fragte Hans, der vor dem Hause stand, und ergriff neckend des Mädchens Hand.

Dieses zog die Hand nicht zurück.

„Gesehen und gehört hat Er's schon," entgegnete sie, „was kann ich machen? Aber daß Er mir nicht hinaufsteigt!" Sie drohte sehr ernsthaft mit dem Finger, dabei wollte sie schier ein wenig lächeln. „Weiß Er, eine Kreuzspinne hab' ich gestern gefangen, und die haben wir in ein Glas gethan, wir haben auch noch neunzig Papierschnitzeln mit den Lotterienummern in das Glas gelegt und haben es mit einem pechigen Brettlein zugedeckt. Und jetzt geht die Kreuzspinne her und trägt die drei Nummern, die bei der nächsten Ziehung herauskommen, hinauf an den Deckel, wo sie kleben bleiben. — Ja, lach' Er nur, das ist gewiß wahr, die Kreuzspinne

Digitized by Google

kann das und den Dreizehner hat sie schon oben. — Jetzt schaut Er mich aber wieder an und jetzt meint Er gar schon, ich glaub' das wegen der Kreuzspinne — wenn ich Ihn nur zum Narren halt'! — Aber die Mutter, ja, die glaubt wohl richtig d'ranf. Ich hätt's auch gethan; da kommt gestern, gerade wie ich das Tfler in's Glas thu', der Feldveidl-Bertl und der lacht mich brav aus."

„Der Feldveidl-Bertl hat Recht," sagte Hans.

„Diese dalkete Dirn' könnt' man auch um den Tod schicken, zurück kommt sie so nicht!" schrie das Weib in der Stube und das Mädchen eilte in das Haus.

Hans schritt seinen Weg weiter.

„Das Mädchen ist wert, daß es ein braver Mann in sein Haus führe," sagte er vor sich hin.

Auf diesem Abendgang begegnete dem jungen Mann der Wagnerfaltl, der aus dem Dorfe kam. Das Männlein war wieder in einer neuen Gestalt. Es trug ein ledernes Wams und ein enges, ledernes Beinkleid. Sein Gesicht war so geschwärzt, daß ihn Hans kaum erkannt hatte. Faltl kam vom Schmiedwirt, wo er den Rauchfang ausgefegt hatte.

„Ihr seid ja ein Universalmann," sagte Hans. „In Euch steckt die ganze Welt mit allen ihren Ständen und Professionen."

„Das just nicht," entgegnete Faltl lachend, „aber ein gutes Stück Mensch schon, das sich ein wenig umzuthun und zu helfen weiß. Ein Wunderdoctor muß doch wohl so sein! — — Setzen wir uns ein wenig hier unter die Esche zusammen?"

Hans wollte eben den gleichen Vorschlag machen, nahm ihn also um so bereitwilliger an.

Unter der Esche war ein grünes Rasenplätzchen, von dem aus man über die Felder in das Dorf sah.

Als die beiden Männer hier saßen, sagte Faltl:

„Wir sind schon ziemlich bekannt geworden zusammen!"

„Ihr werdet mich allerdings schon kennen."

„Und recht vortheilhaft. Hat mir auch der Schulmeister von Ihnen erzählt. Es kommen selten solche Menschen zu uns, und auch Sie werden kaum mehr lange dableiben."

Hans erschrak fast über dieses Wort, er sah den Häusler an.

„In einer Woche ist die Zeit vorüber, welche der Gräfin zur Heilung vorgeschrieben war, und dann wird Ihre Herrschaft abreisen. — Sie, Herr Meier, haben meine Achtung und ich möchte nicht, daß Sie von unserem Dorfe fortgiengen, ohne daß ich Ihnen klar geworden bin. Ich kann gegenwärtig nicht im günstigsten Lichte vor Ihnen stehen, abgesehen davon, daß ich ein wenig geschwärzt bin. Indes — die Gräfin ist geheilt."

„Wohl, dafür wird Euch meine Herrschaft danken."

„Sie wird eine Summe Geldes dafür auszahlen."

Und ohne zu prüfen, ob Ihr dieselbe verdient habet."

„Ich begreife, daß Sie mir dieses Wort sagen, Sie verurtheilen mich. Das Urtheil eines redlichen Mannes ist ein Gericht, hat mein Vater oft gesagt. Wohlan, seien Sie mein Richter, aber hören Sie mich. Da jedoch der Gegenstand, von dem wir sprechen wollen, mit meinem Leben zusammenhängt, so muß ich Ihnen die Geschichte meines Lebens kurz erzählen."

„Ihr kommt einer Bitte zuvor, die ich mir vorgenommen habe, an Euch zu richten."

„So will ich gleich beginnen." Er rückte sich zurecht, dann hub er an: „Mein Vater war Wagnermeister in einem Dorfe des Unterlandes. Ich war sein einziger Sohn, aber ich liebte sein Handwerk nicht. Ich war ein sehr schöner Knabe; ich weiß das nur, weil es die Leute oft zu mir und zu

Digitized by Google

einander sagten. Ich war am liebsten in der Kirche und im Pfarrhofe. Der Pfarrer lehrte mich, da in unserem kleinen Orte kein Schullehrer war, lesen und schreiben. Ich bekam Lust zu den Büchern, und auf Anrathen des Pfarrers ließ mich mein Vater studieren. Ich kam in ein Kloster, und da mich mein Vater nur spärlich unterstützen konnte, verdiente ich mir meine Bedürfnisse durch verschiedene Arbeiten, als: Wassertragen, Holzkliben, Fegen und so weiter, zu welchen ich mich in meinen freien Stunden herbeiließ. Endlich habe ich aber doch einmal gesagt, daß ich auch gerne studieren möchte. Gab mir der Prior zur Antwort: Lieber Freund, Du wirst wissen, daß zu einem Priester des Herrn nur Männer tadellosen Körperbaues bestimmt werden können. Ich erschrak über diese Worte, denn zur selben Zeit machte sich, wenn auch noch unbedeutend, mein Höcker bemerkbar, den ich mir durch Sitzen oder durch übermäßiges Tragen zugezogen hatte. Ich nahm verschiedene Mittel dagegen, allein der Höcker wuchs. Ich gieng zum Consistorium und bat, mich nicht zu verstoßen, denn ich war aus ganzer Seele Theologe. Ich kam doch fort. Damals hatten die Herren ja noch Auswahl, und nahmen die schönsten und reichsten Landessöhne. Rathlos schnallte ich zu meinem Höcker auch noch das Felleisen und wanderte meinem Heimatsorte zu. Mein Vater und meine Mutter waren in die Erde gescharrt, ihr verschuldetes Haus war bereits in fremden Händen. Nur daß ich mich in meinem Dorfe noch einen Tag von meinen Jugendbekannten verspotten ließ, dann zog ich weiter. — Daß ich, der Verstoßene, nun in meinem Herzen das Klosterleben, das Priesterregiment und sogar die Theologie zu hassen begann, das werden Sie begreiflich finden. Studieren hätte ich aber doch mögen; besonders zu medicinischen Studien hätte ich Neigung gehabt; allein zu jener Zeit fand ein armer Student noch nicht die Unterstützung, wie heutzutage. — Ich entschloß mich also, wenn gleich schon halb erwachsen, das Handwerk meines Vaters zu erlernen. Ich hatte in demselben mehr Geschick und Glück, als ich dachte, und in wenigen Jahren hatte ich mir so viel erworben, daß ich an einen eigenen Herd zu denken begann. Ich heiratete, zog in diese Gegend, und mit Hilfe des Vermögens meiner Frau kaufte ich das Häuschen dort am Wege. Ich lebte in einer friedlichen Ehe und arbeitete im Handwerk. Ich hatte aber etwas Unstetes in mir; mir war, als sollte ich außer den Rädern und Wagen noch etwas Neues gehen machen. Der Hebel gibt es so viele tausende in der Welt, wo man angreifen kann. Ich schleppte mir Bücher in's Haus, ich las ungemein viel und studierte Naturgeschichtliches und aus einem sogenannten Kräuterbuch Medicinisches. Zuletzt versuchte ich mich gar in einigen gefahrlosen Curen, die mir gelangen. — Ich machte dabei aber dem sehr abergläubischen Volke gegenüber die Erfahrung, daß die Genesung vieler Krankheiten, von dem Aberglauben unterstützt, größtentheils im Gefühlsleben, in der Einbildung begründet ist, und daß dieses Mittel, durch eine geregelte Diät unterstützt, die heutige medicinische Wissenschaft nur zu oft übertrifft. Ich zog aus dieser Regel Nutzen. — Besonders ist es das sogenannte Abbeten der Krankheiten, wodurch den Leuten zuversichtliches Vertrauen beizubringen ist, und das ich sehr oft zu diesem Zwecke benützte. In mir war eine Art von Bitterkeit und Haß gegen die Dummheit; da habe ich einestheils die Dummheit ausgenützt, anderntheils darauf hingearbeitet, und zwar durch die Schule, daß solche im Volke endlich aufhöre. Gegen den Aberglauben und das Vorurtheil der Erwachsenen anzukämpfen, verzichtete ich — es wäre auch vergeblich. So kamen Leute zu

Digitized by Google

ir, die mich beschworen, daß ich ihnen
r verschiedenen Krankheiten beistehe.
ch hatte mich ihnen nicht aufgedrängt,
ber da sie denn durchaus betrogen
in wollten, so betrog ich sie. Betrog
e zur Strafe, daß sie thöricht waren.
Mit der Gräfin war's gerade so. Es
ird aber anders werden. Was ich
hnen, Herr Meier, da sage, habe ich
och Niemand gesagt, selbst dem Schul-
eister nicht, von dem ich indes ahne,
aß er mich durchschaut; denn, als sie
ich als Curpfuscher einsperrten,
chelte er und sagte: Unrecht geschieht
ir nicht. — Ich leugne es nicht,
aß ich aus dem Vorurtheile des Vol-
s verschiedenen Gewinn zog. Und
ebührt mir ein solcher nicht? — Die
räfin Funkelblut, die in diese Ge-
end kam, um sich von mir, dem Wun-
erdoctor, heilen zu lassen, wäre so-
leich wieder in das ungesunde Stadt-
eben zurückgekehrt, wenn ich sie nicht
urch ihren Aberglauben hier im Ge-
irge an den Blutstein auf dem Kranz-
ogel gefesselt hätte. Sie, Herr Meier,
erden längst bemerkt haben, daß der
Stein auf dem Berge einer jener
alkſteine ist, welche die Eigenschaft
aben, unter gewissen Bedingungen
Wasser anzuziehen und auszuscheiden.
Dieser Stein und das Gebet und der
Sonnenaufgang konnten natürlich nichts
ur Heilung beitragen, wohl aber der
Gang in's Freie am frühen Morgen,
ie mäßige Anstrengung durch die Be-
eigung des Berges, der frische Trunk
Wasser, und so weiter. Einzig der
Landaufenthalt mit all' seiner Frische
nd Kraft ist's, der die Genesung
er Frau zur Folge hatte. Daß ich
hr die Abneigung gegen den Land-
ufenthalt überwinden half, daß ich ihr
enselben erschloß und durch Vorstel-
ung übernatürlicher Eigenschaften ver-
ärkte, das ist mein Verdienst. — Kühn,
einen Sie, war es, Ihnen und dem
Hofmeister zuzumuthen, einen Augen-
lick an mein Recept zu glauben. —
Nachdem ich Sie aber ein wenig kennen
elernt hatte, schloß ich, daß Sie mei-
nen Plan zwar durchschauen, doch ihn
aus Klugheit, selbst im Interesse der
Kranken, billigen. Mit Herrn von
Fraisbein machte ich bezüglich seiner
Bildung und Denkweise eine kleine
Probe, und gewann die Erfahrung,
daß er gegen meine Heilmethode keinen
Zweifel hegte, ja, gar nicht darüber
nachdachte. — Durch Schlauheit, sagen
Sie, habe ich die Summe erworben,
und allerdings ist das dieselbe Schlau-
heit, durch welche so viele hundert
Leibes- und Seelenärzte die Uebel
ihrer Patienten hinwegnehmen. Woran
der Mensch glaubt, das ist für ihn
da, und ihm dasselbe mit Gewalt zu
nehmen, wäre Raub. Dem der Kranke
vertraut, das bringt ihm Trost, Er-
leichterung, Ruhe, Hilfe, und ein ver-
nünftigter Arzt wird dieses Vertrauen,
auch wenn es unbegründet ist, unter-
stützen. — Aber auf diesem Weg wird
das Volk niemals befreit werden von
Aberglauben und Vorurtheil, werden
Sie einwenden."

„Das wende ich nicht ein," unter-
brach Hans, „an dem erwachsenen
Volke, in welchem sich Glaube und
persönliche Ueberzeugung bereits gebil-
det haben, an dem Kranken, der sich
an den erstbesten Gegenstand klammert,
wie der Untergehende an einen schwim-
menden Balken, ist das Werk der Bes-
serung nicht zu versuchen; wohl aber
an dem gesunden Kinde, in welchem
sich noch keine Weltanschauung gebil-
det hat. Für das erwachsene Volk habt
Ihr recht gethan, wie Ihr gethan
habt. Doch fürchte ich, die Wunder-
thaten eines Mannes, der, unter uns,
so vorzüglich die Natur und das
menschliche Herz verstand, werden als
Tradition auch noch der Jugend
eigen."

„Das fürchte ich nicht," sagte
Faltl, „die Schule wird dafür sorgen
und — der alte Wagnerfaltl auch. —
Hört mich noch ein wenig. Mein Weib
nahm ich aus diesem Landvolke und ich
habe es nie versucht, ihren abergläu-
bischen Anschauungen persönlich ent-

Digitized by Google

gegen zu treten. Meine Kinder aber übergebe ich der Schule. Mariann' ist zwar der Schule bereits entwachsen, doch hat sie viele Früchte derselben in sich aufgenommen und die Grundsätze der Mutter können in ihrem Gemüthe nicht mehr feste Wurzel fassen. Eines Tages aber muß mir das Mädchen nochmals in die Schule, und da werden Sie, Herr Meier sehen, was ich thue. So wie ich Ihnen heute mein Leben und meine Denkungsweise erzählt habe, so werde ich mein Leben und meine Denkungsweise in der Schule öffentlich erzählen und werde zuletzt sagen: Sehet, Kinder, an mir habt Ihr ein offenes Beispiel, wie schlaue Menschen den Aberglauben und das Vorurtheil der Leute zu ihrem eigenen Vortheile mißbrauchen können; tausendfach werden die Unwissenden auf ähnliche Weise betrogen, und nicht jeder Betrüger ist so ehrlich als der alte Wagnerfaltl, der sich selbst zu Euerer Belustigung verräth und der den Gewinn seiner Schlauheit dem öffentlichen Wohle opfert. — Kinder, ich bin heute in der Lage, für unsere Gemeinde einen bedeutenden Schulfond niederzulegen, daß Euer Lehrer nicht mehr darben darf."

Faltl schwieg. Hans schwieg ebenfalls; nach einer Weile erst sagte dieser, sich vom Rasen erhebend:

„Ich garantiere Euch nicht, ob Ihr dadurch nicht Etwas an der Achtung der Kinder und Euerer Landsleute einbüßt, aber ich werde Euch in jener Stunde meine Hand reichen."

„Sie sind streng, Herr Meier", sagte Faltl, „aber ein Billiges erwarte ich von Ihnen, behalten Sie das, was ich Ihnen heute erzählte, bis zu jenem Schultage bei sich."

Hans versprach es und die beiden Männer trennten sich.

„Ich werfe den ersten Stein nicht auf ihn," dachte sich der junge Mann, „vielleicht hätte ich an seiner Stelle auch so gehandelt."

An demselben Abend beabsichtigte Hans Vieles niederzuschreiben; er versuchte dazu mehrere Stahlfedern, und schrieb mit jeder probeweise auf ein Papierblättchen die Namen: Mariann' und Gabriele.

* * *

Da saß Hans Meier auf dem Chore und spielte die Orgel. Und der Schulmeister und sein Sohn Bertl standen neben ihm und geigten, und Philipp, der Schmiedwirt, blies ein Waldhorn.

Es war das Peter- und Pauli-Fest. —

Die ganze Gemeinde war in der Kirche und vorne im ersten Stuhle saß die Herrschaft: der Graf, die Gräfin und Gabriele. Sie beteten sehr andächtig, nur Gabriele wendete ihr Köpfchen einmal um, und zwar unmittelbar vor der Wandlung, als die Orgel ein Solo hatte. Dieses Solo stand nicht in den Noten. — Hans schloß die Augen, als seine Finger über die Tasten glitten. — Im Kirchenstuhle am Nebenaltare saß Mariann'. Sie war heute ganz anders wie sonst; in einem dunkelbraunen Feierkleide kniete sie, die Hände über die Brust gefaltet. Ihr Auge ruhte im Gebetbuch. So kniete Maria auf dem Bilde über dem Hochaltare und horchte demuthsvoll der Botschaft des Engels Gabriel. — Stand vor Mariann' auch ein Engel mit der Verkündigung?

Das Solo war verklungen, der Minist'rant läutete das Glöcklein. — Nach der Wandlung kam erst die Schmiedwirtin auf das Chor und sang mit Begleitung der Geigen ein Kirchenlied, wobei ihr indes ein paarmal die Stimme überschlug. Nach demselben sagte sie halblaut, wie sich entschuldigend:

„'s wär schon Noth, 's thät' mir Einer den Pelz aus dem Hals ziehen, 's ist so viel rauh und der Stimmstock ist mir auch schon umgefallen."

Digitized by Google

Pater Severin saß im Beichtstuhle .d hatte sehr großen Andrang. Vor m Amt hatte der Pater die Predigt halten und diese war sehr heftig gen die Ungläubigen, die heutzutage e frommen Christen kreuzigen möchn, wie sie einst den Apostelfürsten etrus gekreuziget haben.

An einem der nächsten Tage war in Fest in der Schule. — Die Kiner zogen unter heiterem Sang und Spiel der Waldeshöhe zu und Hans agte unterwegs zum Lehrer:

„Das ist das Friedensheer, die Schar der Schule wird die Welt erobern!“

Aber dieses liebe-, lust- und sangvolle Fest endete in Mißtönen.

Am Waldhange hatte der Fattl die Kinder versammelt und erzählte ihnen seine Geschichte, wie er sie Hans unter der Esche erzählt hatte.

Von der Gräfin hatte er — da sie bereits hergestellt war und jetzt fast blühend aussah — die buchstäblich mit Gold beschlagenen Schuhe für seine Tochter und die bedungene Summe für die Schule erhalten.

Als der Fattl nun dieses Alles erzählt hatte, fiengen die Kinder an zu lachen und endlich gar zu pfeifen und zu zischen und ein wilder Knabe rief:

„Halloh, steckt dem Buckligen glühende Kohlen in den Mund, er ist ein Lügner und betrogen hat er auch; steckt ihm glühende Kohlen in den Mund!“

Mit Strenge mußte der Schulmeister Ruhe gebieten. Fattl lächelte, als ob er Alles als Scherz auffasse, aber er wurde bleich.

Freilich reichte ihm dann Hans die Hand — es war zum erstenmale — aber Fattl sagte mit bebender Stimme:

„Kein Urtheil im Criminal und kein Pranger hätte mir weher thun können, als dieses Gericht der Kinder!“

Fast gebrochen schritt er seinem Hause zu; er war nur froh, daß seine Tochter nicht bei dem Schulfeste gewesen.

Aber auch Mariann' war in den letzten Tagen das lustige Mädchen nicht mehr. Drückte sie das Glück? Die goldbeschlagenen Brautschuhe waren ja eine reiche Aussteuer und der Bräutigam war auch nicht weit.

Als Hans am Abend nach dem Schulfeste in seine Stube heimkehrte, fand er auf dem Tisch einen Brief. In demselben lagen Geldnoten und folgende Zeilen:

„An Herrn Johannes Meier! Im Auftrage meiner gnädigen Herrschaft übersende ich Ihnen hiemit den Betrag des letzten halben Semesters. — Ihre etwa noch im Hause Sr. Excellenz vorfindlichen Habseligkeiten werden Ihnen übermittelt werden. v. Fraisbein, Hofmeister und Secretär Sr. Excellenz des Grafen Funkelblut ꝛc. ꝛc.“

Als Hans den Brief gelesen hatte, öffnete er das Fenster und sah in die Nacht hinaus.“

* * *

So plötzlich abgedankt, brotlos gemacht — wessen Werk war das? — Sein eigenes nicht, dess' war Hans, der seiner Schülerin ein gewissenhafter Lehrer gewesen, überzeugt.

Hans fühlte, daß er leichten Herzens die gräfliche Familie verlasse, aber die Art seiner Kündigung schien ihm unwürdig. Er mußte wissen, was daran die Ursache war.

Am nächsten Morgen begab sich Hans in das Wirtshaus und verlangte den Grafen zu sprechen. Die Herrschaft war bereits mit Einpacken zur Abreise beschäftigt, doch ließ Graf Funkelblut den jungen Mann in seine Stube treten.

Er bot diesem keinen Platz, sondern sah ihn fragend an.

„Sie haben mich entlassen, Herr Graf,“ sagte Hans in bescheidenem

Digitized by Google

Tone, „es ist das in der Ordnung. Nur läßt mich die Form dieser Entlassung vermuthen, daß ich meine Herrschaft irgendwie beleidigt haben muß. Ihre Schuldigkeit ist es nicht, Herr Graf, daß Sie mir darüber Aufschluß geben, doch wir liegt viel daran. Halten Sie mich nicht für unbescheiden, wenn ich bitte, mir den Grund meiner plötzlichen Abdankung mitzutheilen."

„Den Geldbetrag erhielten Sie?" fragte der Graf gleichgiltig und kalt. „Gut, dann ersuche ich Sie, sich zufrieden zu stellen. Ich will glauben, daß Sie an Ihrer Entlassung weniger Schuld, als Ursache sind; übrigens sind wir nicht gewohnt, bei Personen die wir fortschicken, uns dafür zu entschuldigen."

Mit höflicher Miene winkte der Graf gegen die Thür und warf dem jungen Mann einen leichten Gruß zu.

Hans verließ entrüstet das Haus.

„Johannes!" rief eine Stimme im Garten.

Der Jüngling eilte davon, er hörte nichts. Gabriele neigte sich auf ein Rosenbeet. Dann pflückte sie Nelken, warf sie von sich und hauchte:

„Nelken, ihr sollt auch verwelken."

Da stand er auf der Höhe, gab ihr sanft das Gewehr in die Hand und sagte:

„Will sich vielleicht meine ritterliche Schülerin im Weidmannsheil versuchen?"

Seit jenem Momente war Johannes in ihrem Herzen. — Wer ihr gesagt hätte, daß das die Liebe war, die starke Liebe, die, in Treuen gepflegt, die Menschen zum Altare führt, die nicht erlischt, sondern größer und größer wird, bis zum Tode! — —

Johannes hatte den Anruf seines Namens doch gehört. Dieser Ruf allein war es, der nach der harten Stunde seinen blauen Augen einen Thränenstrom entlockte.

* * *

Heute war ein schwüler Sommertag.

Hans wanderte gegen das Gemsgebirge. Er war sein eigener Herr und der Tagesplan der Familie Frunkelblut that ihm keinen Zwang mehr an.

Nun gieng er einem neuen Leben entgegen. Sein Weg war ihm klar, seine Aussicht eine hoffnungsvolle. Er wird Lehrer der Kinder des Volkes; das Capital seines Wissens, das er bisher so sorgfältig in sich hinterlegte, wird nun Zinsen tragen. Und was sonst noch Gutes in ihm ist, nun muß es lebendig und zur That werden, nun müssen seine Grundsätze zum tiefen, sittlichen Ernste und in den Kindern Seele werden. — Was gibt es Größeres, als Menschen zu erziehen! Kinder werden Dir anvertraut, Wesen mit gefährlichen Leidenschaften, den Keim in sich tragend zum Bösen und zum moralischen Untergange. Und Du mußt sie einst zurückgeben als sittliche Menschen, Du mußt sie dem Ebenbilde Gottes nahe bringen.

Noch einmal, bevor Hans diese Gegend verlassen sollte, wollte er das Hochgebirge sehen; er wollte vor dem Antritte seiner wichtigen Laufbahn gleichsam noch einmal beten am Hochaltare der Natur.

Heute war es so feierlich schwül in diesem Tempel. Die Zweige der Pflanzenwelt waren bewegungslos; die Kehlen der Alpensänger waren stumm, selbst die Himmelsglocke war heute nicht blau, sondern grau und der Sonne konnte man in das Antlitz sehen.

Erst gegen Abend kam Hans zurück in das Thal. Er hatte einen Kranz von Alpenblumen um seinen Hut geschlungen und an seiner Brust stak ein Sträußchen Edelweiß. Dieses wollte er heute der guten Mariann' an den Busen stecken und dann Abschied nehmen von ihr und vom Dorfe für lange Zeit.

Früher als sonst dunkelte es heute, da sich der Himmel mit einer tief-

Digitized by Google

auen Hülle überzogen hatte und gen Niedergang der Sonne bläulich warzes Gewölke stand. Früher als ist waren die Hausthiere von den eiden und Almen niedergekommen im Thale, und früher als sonst hatte an ihnen die Holzschranken geöffnet, ißt sie in's Dorf und in ihre Ställe unten.

Mariann' war wohl auch schon im Stalle beim Melken?

Hans sah gegen das Wirtshaus inab, auf dessen Anger und Garten eute zum letztenmale die weißen und unten Gewänder der adeligen Gäste latterten.

„Gabriele, jetzt führt man Dich wieder in die große Stadt, damit die Natur und die Lebensfrische Dein Sein nicht „verderbe", damit Du wieder zwischen dämmernden Mauern und in den ehernen Ketten des Salons und der Mode schmachtest. Warum bist Du, Gabriele, ein Kind der Reichen, der Blasierten? Warum bist Du kein freies Königskind im Schäferkleide am freudevollen Herzen der Natur?"

Hans dachte noch lange an Gabriele; sie erschien ihm nun wie ein überirdisches Wesen; aber Mariann' war ganz Menschenkind.

Endlich schritt er gegen das Häuschen des Wagnerfaltl; er nahm den kleinen Umweg über den Rübenacker und schlich durch das Hinterpförtchen in den Stall. Er wollte Mariann' überraschen und ihr dann Vorwürfe machen, daß sie heute nicht singe.

Die Kühe standen allein im Stalle und fraßen aus den Barren grünen, duftenden Klee.

In der angrenzenden Futterkammer hörte Hans ein Gespräch. Er guckte durch eine Wandfuge und sah ein höchst Unerwartetes. Auf einem Bänklein neben den Melkzubern und neben Mariann' saß der gräfliche Hofmeister.

„Und wenn Du es mir nicht glaubst, daß Du schön bist, Mädchen, so werde ich Dir morgen einen feinen Spiegel schenken, daß Du es selbst sehen kannst," sagte Fraisbein leise, nach der Hand des Mädchens haschend.

„Bin ich schön oder nicht, das kann Ihm ganz gleich sein, Ihm brauch' ich nicht zu gefallen," entgegnete Mariann' ziemlich derb, ihre Hand unter der Schürze bergend.

„Leise doch!" meinte der Hofmeister erschrocken, „Du wirst Tausenden gefallen, aber kann Einer wird Deine Schönheit zu würdigen wissen. So reiche mir doch Dein Pfötchen ein wenig; ein Goldringlein müßte Dir ja wundersam stehen!"

„Steck' Er sein Goldringlein lieber einer alten Kuh an den Schweif und scher' Er sich fort!" rief das Mädchen voll Zorn.

„Ho, ho, nur ein weniger gemüthlicher, du wilde Taube, hörst Du, ich bin —"

„Ja, ich weiß schon, was Er ist! Meine Mutter hat oft gesagt, mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, sie schmieren Einem den Stengel in's Gesicht."

„Aber ein Küßchen?"

„Gieug' mir just ab; Herren und Hund' haben einen stinkenden Mund. — Auslach' ich Ihn — Er ist rechtschaffen dumm!"

Das Mädchen wollte auf und davon, aber Fraisbein hielt es am Arm. In diesem Augenblick stand Hans in der Futterkammer; mit einem leisen „Ah" ließ der Hofmeister seinen Arm sinken und huschte gegen den Ausgang.

Hans vertrat ihm den Weg und rief: „Herr!"

„Ei, Herr Johannes? — was führt Sie hieher?" stotterte der Salonmensch.

„Darüber könnte ich Rechenschaft von Ihnen verlangen!"

Auf den Lärm waren der Faltl und sein Weib gekommen.

„Gebt's ihm ein Merkstabl, daß er die Stern' beim hellichten Tag sieht!" schrie das Weib.

Digitized by Google

Aber Faltl sagte:

„Schlagen thun wir ihn nicht; schöner wär's, wenn wir ihm einen Strohkranz aufsetzen und ihn so durch's Dorf treiben thäten!“

„Ei, laßt's ihn laufen, mir graust schon,“ schrie das Weib, „einen Kübel Saukraut schütt' ich ihm nach, daß er uns nichts anthun kann!“

Der Hofmeister schlich fort wie ein armer Sünder. —

Eine halbe Stunde später saß Mariann' unter einer Kuh und molk. Am Barren stand ein junger Bursche und schob der Kuh das Futter zu.

Beide schwiegen.

Endlich sagte der Bursche, das Rind streichelnd:

„Mariann', 's ist nicht zu sagen, wie gern ich Dich hab' und Du weißt es ja so. Aber wenn Du mir die Uhr zurückgeben willst, so nehm' ich sie. Du bist jetzt reich, und bessere Leut', als ich bin, werden Dich haben wollen. Ich bin ein armer Bauernknecht. Will Deinem Glücke nicht im Wege stehen; Deine Eltern werden es auch nicht haben wollen. Wirst es schon weiter bringen.“

Nach diesen Worten des Burschen ließ das Mädchen den Melkzuber auf den Boden gleiten und sagte:

„Ja, magst mich nicht mehr? — Bertl, ich hab' gemeint, Du könntest ohne mich nicht sein, und jetzt — — Wenn aber die dummen goldenen Schuh schuld sind, ich verschenk' sie — 's ist nicht das erstemal, daß ich ein Paar Schuh' verschenk'; laß' mir schweinslederne dafür machen, sind mir weit lieber. Ist so kein Glück an dem Gold: besser einen Heller verdienen, als zehn Thaler gewinnen. — — Ja, wenn Du nichts sagst? Bös' hätt' ich Dir's nicht gemeint; aber, wenn Du mich nicht willst — das Lieben und Beten läßt sich nicht nöthen!“

Das Mädchen schwieg. Da trat Bertl hin zu Mariann', faßte ihre Hand und sagte:

„Schau, wenn Du jetzt anders geredet hättest, so wär' ich heut' lieber zu den Soldaten gangen wie morgen, und ich hätt' keine glückliche Stund' mehr gehabt. — Das versprech' ich Dir, Mariann', gut und treu will ich Dir sein; wie lieb, wie lieb ich Dich hab', das ist nicht zu sagen!“

Er küßte das Mädchen.

„So, und jetzt ist's schon wieder einmal gut,“ sagte Mariann, „bei dem Herumgalstern miteinander stoßt mir die Kuh noch die Milch aus. Magst ein wenig trinken? eine neugemolkene Milch ist gut für die Brust.“

Das wurde im Kuhstall gesprochen. Ob es belauscht worden war?

Bald nachher wandelte Hans im Abenddunkel dem Schulhause zu.

Einzelne Blitze leuchteten auf, über das Gemsgebirge her vernahm man ein dumpfes Murren.

* * *

Hans packte seine Bücher und Schriften und einige Kleidungsstücke in einen kleinen Koffer. Dann verzehrte er ein Stück Brot und begab sich zu Bette. Er fand aber keinen Schlaf, es war ihm gar schwül und schwer. Das Donnerrollen kam immer näher, die Blitzscheine schlugen, trotz der geschlossenen Fensterläden, in das Zimmer.

Endlich kam ein Traumbild. Der Jüngling sah sein Heimatsstädtchen, und er sah das liebe Haus und vor demselben auf der Holzbank seine Eltern, wie sie gerne gesessen waren in der Abendkühle. Jetzt waren sie längst todt; aber der Traum spann sich fort — die Kindheit war da mit ihrer milden Lieblichkeit, mit ihren heiligen Freuden.

Dem jungen Manne klopfte stärker das Herz als er erwachte.

Wer hatte ihn geweckt? Was war das? Es dröhnte der Boden, es bebte das Haus. Es tobte, es krachte draußen — Blitze leuchteten ununterbrochen.

Hans sprang aus dem Bette und öffnete ein Fenster. Betäubendes Ge-

Digitized by Google

; Hagel knatterte an den Dächern, sserströme stürzten an der Wand ver. Dazwischen erschollen gedämpfte nschenstimmen. Im Wetterleuchten

Hans die nahe Friedhofmauer, hüllte sie der Regen- und Hagelgeier ein. Ununterbrochen rollte der nner. Momentan war es wie Hilfe-n aus dem Dorfe.

„Ein Unglück"! dachte sich Hans, f schnell einige Kleider über und ließ die Stube.

Draußen im Vorhause an der nen Thür stand der Schulmeister. „Großes Wasser!" rief er, „die ghütte kracht! — Jetzt, wenn es st, so schauen sie dorthin — sehen den Strom, der über das Feld ust?"

Und wenn es blitzte, so leuchtete über den Boden hin wie auf einem ndigen Spiegel.

„Heiliger Gott!" rief ein Nachbar, e Sündflut, 's ist aus und vorbei!"

Steine wälzten heran, Schutt und räucher und Blöcke trug es herbei; ige Baumstämme prallten an die inde der Häuser und Hütten! diese gten und waren erschüttert.

„Ach Jesus, mein Stall, die erde sind fort! — Jagt die Kühe s! — Wohin? — Leiter, Leiter mein Haus! — Mein Weib, mein nd! Hieher! — Laut, laut, so reit doch; man hört sein eigenes ort nicht! — O Maria am Grüner, hilf, so hilf! — Auf die Berge, tet Euch! — Gott im Himmel, das ngste Gericht!"

So rufen und jammern die Leute. ele flüchten sich in die Kirche; die ocken klingen. — Schindeln und trohfetzen sieht man im Wetterleuchten er das Dorf fliegen.

Hans errafft eine Stange und rzt fort.

Halbnackt eilen die Leute durch turm und Hagel und Regenguß; nlos sind sie in der Finsternis — er es lohen ja immer die Wolken, e Nebel, die Lüfte.

Der Schmiedwirt steht an seiner Thür; er ringt die Hände und jammert. Sein Weib schleppt Gegenstände aus dem Haus und in den erhöhten Garten. Die gräfliche Familie, vom Schlafe plötzlich aufgeschreckt, ist kopflos; die Gräfin fällt in Ohnmacht, der Hofmeister wirft einen vollen Koffer durch das Fenster hinab in das Wasser. Alle eilen endlich die Stiege hinab und auf die Gasse. Der Graf und ein Diener schleppen die Gräfin, die Gesellschafterinnen suchen in der Eile noch ihren Schmuck zu retten. Gabriele im bloßen Nachtkleide — wohin sich wenden? „Johannes!" ruft sie; ihre Stimme verhallt im Getöse. — „Hierher!" — schreit der Graf und sie flüchten sich auf eine kleine Erhöhung. Auf den Boden kauern sie sich, an einen Zaun klammern sie sich, daß sie der Sturm nicht fortfegt. — Niedersausende Hagelkörner bringen die Gräfin wieder zu sich. Sie sieht das Entsetzliche — nein, sie hört es nur. Aber ach, das Windspiel war ihr abhanden gekommen und sie ruft mehreremale: „Amand, Amand!" — In allen Seiten braust das Wasser, stoßen Steine und Balken zusammen und krachen.

Plötzlich rührt sich der Boden unter den Füßen und das Wasser peitscht an den Beinen. Der Graf ruft, daß man helfe um Gottes Willen! Die Gräfin sinkt wieder in Ohnmacht; Gabriele klammert sich an die Mutter.

„Hieher!" ruft eine mächtige Stimme ganz in der Nähe; ein langer Balken fällt über die Flut; ein Mann springt herüber, faßt die ohnmächtige Frau, ruft den Anderen zu, ihm vorsichtig zu folgen und eilt wieder über den wankenden Steg. Die Gräfin ist gerettet. Wo sind die Anderen? Der Graf ist glücklich über den Steg — hinter ihm ein Schrei — der Balken hat umgeschlagen. — „Mein Kind!" — kreischt eine Stimme. Da stürzt ein Mann in die Flut, — zwei Arme

Digitized by Google

fassen ein mit dem Tode ringendes Wesen. — „Johannes!“ hauchte Gabriele, da stand sie am Ufer. Splitter und Balken und Baumstämme wälzten an ihren Füßen vorüber. Wo war ihr Retter! — Nichts als Blitz und Donner und Nacht und Krachen und Jammern!

— — — — — — — — — —

Wie war der Morgen so trüb und so ruhig! Nur die dunkelgrauen Bäche brausten noch in den neugerissenen Schluchten. An den Rainen und Zäunen und auf ebenen Stellen lagen Schutt- und Hagelhaufen. Die Felder sahen trostlos aus, und im Dorfe — da war es traurig.

Die kleineren Häuser und Wirtschaftsgebäude, die in der Nähe des Bächleins gestanden hatten — sie waren nicht mehr da oder waren verschoben, mit ausgerissenen Grundmauern oder halb im Schutt begraben. Wo der Weg durch das Dorf gieng, da sah es aus wie das Bett eines reißenden Stromes; ein trübes Wässerlein rauschte noch über die fahlen Steine. Schluchten und Untiefen waren gerissen! und überall standen Menschen mit Spaten und Hacken, um das Wasser zu regeln oder davongeschwemmtes Eigenthum aufzusuchen. Einzelne Hausthiere irrten auf den beeisten Feldern und grauen Sandflächen umher. Viele Bäume waren geknickt, entlaubt, entästet; überall lag aufgewühltes oder herbeigewälztes Gestein, Schlamm und entrindetes Gehölze.

Der Kirchenbau mit dem Pfarr- und Schulhause hatte nichts eingebüßt, als Dachschindeln und Fensterscheiben. Auch das Wirtshaus und das Häuschen des Wagnerfaltl hatten verhältnismäßig wenig gelitten; von dem letzten hatte das Wasser nur den Wiegentreiber mit fort genommen.

Und die Menschen? Die gräfliche Familie hatte sich im ersten Stocke des Wirtshauses wieder versammelt; sie waren mit der bloßen Angst davon gekommen. Nur Amand war ausgeblieben; die Gräfin weinte sehr um ihren Liebling.

Der Graf rühmte sich Heldenthaten. Er erzählte, wie er sich und die Seinen durch Geistesgegenwart gerettet habe.

Gabriele lag im Fieber. Pater Severin saß an ihrem Bett; Fraisbein und die Anderen erzählten sich in einemfort die Abenteuer der gräßlichen Nacht.

Der Nachmittag war noch immer kühl und trüb und still. Wollte die Natur ausruhen von dem Wüthen und Toben und Zerstören, oder war sie betrübt der Menschen wegen, die sie zu Bettlern gemacht?

Jetzt giengen die Leute abwärts gegen Reichau — der Zerstörung entlang. Sie suchten nach Gegenständen, die das Wasser vielleicht ausgeworfen haben konnte — aber der Dieb wirft auf seiner Flucht nur leere Börsen weg — nur Balken und Splitter fanden sie am Ufer. Das Thal war einer Sandwüste ähnlich. Leute, die von Reichau hereinkamen, erzählten, was bei ihnen die letzte Nacht angerichtet; dann fragten sie, ob im Dorfe noch ein Haus stehe; nach Dem, was an Reichau vorübergeschwommen, hätten sie geglaubt, es könne von dem kleinen Ort kaum viel mehr übrig geblieben sein.

Der Wagnerfaltl und der Schulmeister giengen auch durch das Thal und sie blickten in jeden Wehrtumpf und sie guckten in jedes Gesträuch, das am Wasser stand. Dann schüttelten sie die Köpfe und schritten schweigsam weiter.

Der Himmel war mattgrau; es strich eine kalte Luft. Im Gemsgebirge, über dem sich die Nebel hoben, lag Schnee.

Spät in der Abenddämmerung kehrten die beiden Männer wieder um. Sie hatten Haus gesucht.

* * *

Digitized by Google

Am andern Tag wurde in der
Kirche ein Dank- und Bußgottes-
st abgehalten. Die Kirche war voll
Menschen; aber die Orgeltöne
n unsicher, des Schulmeisters
de zitterten sehr.
Als die Messe zu Ende war, be-
der Pfarrer die Kanzel und bat
halbgebrochener Stimme Alle, die
Unglück minder getroffen, um Un-
ützung und Beistand für Jene, die
s und Habe verloren. Er selbst
ein Goldstück auf den Teller, den
Kirchendiener umher trug, um
es Almosen für die Verunglückten
Empfang zu nehmen. Jeder gab
seinen Kräften und auch die
rrschaft" gab ein Goldstück.
Noch bevor das Absammeln vor-
war und die Leute das Gottes-
s verlassen hatten, erschien der
rrer zum zweitenmale auf der
zel und mit bewegter Stimme sagte
die Worte:
„Ich kann nicht anders, ich muß
Euch, meine lieben Pfarrkinder laut
künden. Es ist geschehen in unserer
meinde und eben jetzt, vor wenigen
genblicken. Eine Jungfrau hat mit
aufnis ihrer Eltern ein kostbares
schenk im Werte von tausend
lden den Verunglückten gewidmet.
ist mir nicht erlaubt worden, den
men der Spenderin zu nennen;
e kennt sie Alle, sie lebt unter Euch
o ist ein Kind unserer Gemeinde.
ßet uns, geliebte Pfarrinder, in dieser
unde für die Wohlthäterin den reich-
n Segen des Himmels herabflehen!"
Der Pfarrer faltete die Hände und
e beteten mit ihm das Vaterunser.
e Gräfin weinte unter diesem Gebet
o in ihrem Herzen trug sie eine
lvolle Empfindung. Sie, die Reiche,
erte den armen Mitmenschen ein
nes Goldstück, und die arme Magd
Alles. — Wer ist von Adel?
Der Schulmeister war unsagbar
rissen. Er sah sich nach dem Faltl
n, doch dieser war schon früher,
ihrend der Messe, vom Chore ver-
schwunden. Bertl kniete in seinem
Stuhle; zu diesem eilte der alte Mann
und fragte ihn:
„Weißt Du es, wer die Spenderin
ist?"
„Mariann'!" lispelte dieser und
seine Augen leuchteten.

— — — — — — — — — — —

Nach Tagen war der Weg durch
das Thal wieder hergestellt. Auf dem-
selben giengen zur Abendstunde drei
Männer und führten ernste Gespräche.
Diese waren der Faltl, der Schul-
meister und Hans.
Hans war von der Kreisstadt
zurückgekehrt. Seine erste Frage als
er zurückkam, war, ob die Herrschaft
schon abgereist sei; als man ihm das
verneinte, da die Comtesse, durch die
Unglücksnacht tief erschüttert, an
einem hitzigen Fieber bedenklich krank
sei, war er sehr schweigsam geworden.
— Als ihn Faltl fragte, warum
er gerade in jener fürchterlichen Nacht
davongegangen sei und ihn und den
Schulmeister dadurch in namenlose
Unruhe versetzt habe, konnte er nicht
antworten. Er wußte ja selbst nicht
klar, warum. Unmittelbar nachdem er
Gabriele aus den Fluten gerettet und
ihm das Mädchen einen Augenblick an
dem Herzen gelegen war, eilte er da-
von. Etwas bisher noch nie Empfun-
denes war in ihm erwacht, er fühlte,
daß — wollte er seine und des Mäd-
chens Ruhe nicht für immerdar ver-
nichten — er Gabriele nicht mehr
sehen dürfe. Und er hatte dieser Em-
pfindung ja bereits genug gethan. Er
hatte Gabriele dem Tod entwunden,
und das ganze zukünftige Leben mit
all' seinen Genüssen und Freuden hatte
sie von ihm. Das ist ein hohes Be-
wußtsein; das nicht jedem Liebenden
zu Theil wird; was sollte er noch
mehr wollen, Unmögliches wollen?
Sie nicht mehr sehen ist das Beste. —
Und Johannes zog fort, um erst wie-
der für einige Tage in die ihm lieb ge-
wordene Gegend zurückzukehren, wenn
die gräfliche Familie abgereist sein

Digitized by Google

wird. Ein einflußreicher Freund in der Kreisstadt hatte Hans in einer größeren Gemeinde der Gegend eine vortheilhafte Anstellung erwirkt; Hans konnte sein Amt als Volkslehrer schon in wenigen Wochen antreten; somit war sein Wunsch erfüllt. — Aber das ist so im Leben, kaum ist ein großer Wunsch erreicht, steigt sogleich ein noch größerer auf und drängt noch mehr als der frühere, daß er erfüllt werde. — Hans freute sich zwar seiner neuen Stellung, aber nicht unbedingt. Er mußte immer an Gabriele denken. Sie zieht jetzt wieder in die Stadt; welchem Schicksale eilt ihr reines Herz entgegen? Und er soll sie nicht mehr sehen; im ganzen Leben nicht mehr!

„Seitdem Sie angestellter Lehrer sind," sagte Faltl zu Hans, „sind Sie ein ganz Anderer geworden; Sie sind noch viel ruhiger und ernster als früher. Schon recht so, der Schullehrer muß so sein."

Ein gräflicher Eilbote ritt in scharfem Galopp an den drei Männern vorüber, vom Dorfe heraus gegen Reichau.

Von der Kirche her hörte man ein Glöcklein klingen.

„Sterbeläuten!" sagte der Schulmeister, „und ich bin gar nicht zu Hause."

Sie giengen dem Dorfe zu.

Im Wirthshause herrschte große Aufregung. Die Gesellschafterinnen eilten treppauf, treppab; der Hofmeister war mit der ohnmächtigen Gräfin beschäftigt; der Graf stand rathlos am Bette seines Kindes, und sein Kind lag im Sterben.

Mehreremale hatte Gabriele den Namen „Johannes" gehaucht und hatte den Genannten mit den Augen gesucht.

Und die Gräfin hatte nach dem Wagnerfaltl geschickt, der gar nicht zu finden war. Darum rief Baronesse Clementine den Männern, als diese in das Dorf kamen, kreischend entgegen:

„Mein Gott! weil Ihr nur endlich kommt! Das gnädige Fräulein will uns sterben!"

Faltl eilte sogleich in das Haus — und Hans ihm nach.

„Rettet sie und verlangt mein Vermögen!" rief der Graf dem Faltl entgegen; da that Gabriele einen hellen Schrei — Johannes stand bei ihr.

Der Schrei war ihr Letztes gewesen; sie sank in das Kissen zurück. Noch lächelte sie, noch ruhte ihr Auge auf seinem Antlitze — und dieses geliebte Bild nahm ihre Seele mit hinüber in die Ewigkeit.

So hatte sie Johannes noch einmal gesehen auf dieser Erde.

Und so war es das Beste für sie und für ihn. Es gibt Wesen, die so angelegt sind, daß dieses Leben für sie keine Genugthuung haben kann; glückselig sind sie zu preisen, wenn noch in den Jugendtagen zart die Hand des Todes sie hinüberführt.

In zwei Tagen reiste das gräfliche Ehepaar mit Gefolge ab. Die Leiche ihres Kindes ließen sie nicht zurück; in einem provisorischen Sarg aus Tannenholz führten sie dieselbe in ihrem Wagen mit sich.

Das war ein trauriger Abschied, wie man ihn bei der Ankunft im Dorfe vor mehreren Wochen wohl nicht geahnt hätte. Die Bewohner des ganzen Ortes standen vor dem Wirtshause und suchten durch ein stilles Geleite ihre Theilnahme auszudrücken. Der Schulmeister ließ alle Glocken läuten, der Pfarrer segnete den Sarg ein und die Schmiedwirtin hatte Windlichtträger bestellt. — Der Wagnerfaltl hatte den Sarg verfertigt und darauf einen Engel mit gesenkter Fackel und die Worte gemalt:

Glaubt nicht, er habe die Fackel, sie zu verlöschen gewendet;
Am unsterblichen Licht zündet er senkend sie an! —

Weißgekleidete Jungfrauen waren gekommen, unter ihnen Mariann', welche, als man den Sarg hob, auf denselben einen Kranz von weißen Rosen legte.

Digitized by Google

Die Gräfin mußte darüber noch mehr weinen. Aber das sei gut, meinte der Faltl, das zeige, daß sie von ihrer Krankheit geheilt: vor vier Wochen hätte sie in diesem Falle vielleicht nicht so geweint.

Als der Graf in den Wagen steigen wollte, warf er noch seinen thränenfeuchten Blick suchend umher. Im Hintergrunde am Gartenzaun sah er den Lehrer seiner Tochter. Durch die Menschenmenge drang er zu diesem hin und mit tiefer Stimme sagte er die Worte:

„Herr Johannes, nicht in Feindschaft wollen wir scheiden. Verzeihen Sie mir. Und —" setzte er mit bebender Stimme hinzu: „Sie haben sie auch lieb gehabt!"

Stumm drückte Hans des Mannes Hand.

Die Wagen rollten davon.

Die Leute zerstreuten sich.

Der Schmiedwirt und seine Frau waren nun wieder Herr im Hause.

„Thut die Fenster auf," riefen sie den Mägden zu, „und macht auch ein wenig Waldrauch in den Zimmern!"

* * *

Auf der versandeten Dorfwiese wächst noch kein Gras, aber im Dorfe wird gesägt und gehämmert, und die zerstörten Häuser stehen wieder auf. Die Häuser werden geräumiger und bequemer und feuersicherer; Faltl liefert den Aermeren unentgeltlich die Tischlergegenstände und er streicht sie auch mit Farbe an und malt nach Landessitte Vögel und Blumen darauf.

Mariann' trägt den Bauleuten Butter und Käse zu und lacht viel, und wenn ein Zimmermann ein wenig ihr neues rothes Halstuch berühren will, so schlägt sie ihm auf die Finger. Sie geht immer noch barfuß; aus ihren goldenen Schuhen wird ja das Dörflein eben gebaut! — Aber das kommt nicht auf! — und zudem bekommt sie ja nächstens ein Paar linde Kalblederschuhe — zum Kirchgang, zum Brautgang und zu einem Tänzlein d'rauf, und vielleicht halten sie 's auch noch bis zum Gevatterbitten; aber es kommt heute noch nicht auf!

Nur Hans weiß es schon; er muß die Orgel spielen, und im Wirtshaus wird er tanzen mit der Braut, und der Bräutigam wird geigen dazu.

Nein, er wird nicht tanzen; auf dem Tanzboden ist Gabriele gestorben. —

Er hat geliebt und gelitten. Leidenschaftslos kann er nun hingehen und die Kinder lehren. —

Als Bertl und Mariann' vor dem Altare standen, sagte Hans auf dem Chore zum alten Weißkorn:

„Zu Euch, Schulmeister, werden sie noch kommen, die Sprossen dieses jungen edlen Paares — Enere Enkel. Und an Euch und an uns Erziehern allen ist es, daß er nicht ausstirbt, der Adel im Dorfe."

Digitized by Google

Aus der Notizenmappe.

Von Robert Hamerling.

Die Stadt nennt sich gern die laute, und der Mensch meint Wunder wie großen Lärm in der Welt zu machen. Aber geht man nur eine halbe Stunde weit vor die Stadt hinaus auf einen Hügel und horcht auf die Stimmen der lebendigen Natur ringsumher, so gewahrt man, daß der kleine Lärm des Menschen auf der Erde in den großen Chor der Lebensstimmen fast gar nicht mit einklingt, und daß er auf verschwindend kleine Stellen zusammengedrängt ist. Man hört in schrankenloser Weite die Winde wehen die Wipfel rauschen, die Wasser plätschern, man hört die Vögel singen und die Grillen zirpen. Das geht so immer fort, erstreckt sich über Berge und Thäler. Wo bleibt der Mensch? Man muß ihn förmlich suchen. Hie und da erblickt man einige Arbeiter auf dem Felde, die aus der Entfernung in ihrer absoluten Lautlosigkeit einen gespenstigen Eindruck machen. Dort zur Linken liegt ein Friedhof, in welchem hunderttausend Todte schlummern, und zur Rechten das Häusermeer, in welchem hunderttausend Lebendige sich tummeln, und über diesem wie über jenem liegt dasselbe Schweigen, dieselbe unendliche Stille. Man möchte sich fast verwundern, wie still im Ganzen und Großen der Mensch auf der Erdoberfläche sein Wesen treibt. Wenn er nicht zuweilen Krieg führte und ein bißchen kanonierte, so würde man in „weiteren Kreisen" der Natur kaum bemerken, daß er auch da ist. Ungeheure Strecken der Erde, der Polargegenden, der Hochgebirge, der Wüsten, des Oceans wissen nichts von ihm.

* * *

Es ist ein vielgebrauchter Gemeinplatz, daß große Wirkungen aus kleinen Ursachen entstehen, und Jeder thut sich etwas zugute auf Bemerkungen, wie: daß die ganze Welt eine andere Gestalt erhalten hätte, wenn Cäsar an einem gewissen Tage nicht über den Rubicon gegangen wäre, oder wenn Cleopatra eine häßliche Stumpfnase gehabt und den Antonius nicht in sich verliebt gemacht hätte. Wer aber dergleichen im Ernste behauptet, der hat keinen Begriff von den tausend Ursachen, welche bei jeder großen geschichtlichen Wendung der Dinge zusammenwirken. Was die Zeit mit sich bringt, das geschieht; und geschieht es nicht heute, so geschieht es morgen, und thut es nicht Hinz, so thut es Kunz. Als die römische Welt reif war für den Cäsarismus, da kamen die Cäsaren; und hätte von den Tyrannen und Ungeheuern, deren Lebensgeschichten Suetonius erzählt, nicht ein einziger gelebt, so hätten doch ganz ähnliche Individuen zu Rom regiert, und die Gestalt der Welt wäre im Großen und Ganzen dieselbe geworden, d. h. diejenige, welche durch die damalige Beschaffenheit des Völker- und Menschheitlebens bedingt war. Der Zufall spielt eine große Rolle im Leben des Einzelnen, aber eine sehr geringe in der Weltgeschichte.

* * *

Ich habe die Frage: „Lieben Sie mich, mein Fräulein? Lieben Sie mich, Madame?" immer für eine philisterhafte gehalten. Ein gescheiter Mann wird merken und wissen, ob er geliebt wird, auch ohne darnach zu fragen;

Digitized by Google

und wenn man mir einwirft, es sei leicht, sich in diesem Punkte zu täuschen, so erwidere ich, ein gescheiter Mann könne seiner eigenen Wahrnehmung und Ueberzeugung immer noch besser trauen, als einer abgefragten, im Drange eines bestimmten Augenblicks gegebenen Versicherung. Sich eine solche ausdrückliche Versicherung geben zu lassen, wird zwar unter Umständen erforderlich, ja nothwendig sein; aber ein Mann von Geist wird den rechten Moment zu erwarten wissen, in welchem dieselbe sich mehr oder weniger von selbst über die Lippen drängt. Das aus der Pistole geschossene: „Lieben Sie mich? ja oder nein?“ klingt im Grunde nicht viel besser, als wenn ein Dichter Einen aus dem Publikum kurzweg fragte: „Verehren Sie mich? Schwärmen Sie für mich?“ Und nun gar das eitle, triumphierende: „Sie lieben mich!“ paßt nur in den Mund eines Gecken. Ein Liebesgeständnis ist immer eine Art von Selbstdemüthigung. Eine solche zu verlangen, sollte man wenigstens den Schein vermeiden. Wenn Mancher zu seiner Verblüffung auf die brüskvorwitzige Frage: „Lieben Sie mich?“ ein höfliches Nein erntet, nachdem er doch schon Beweise von Liebesneigung erhalten zu haben glaubt, so liegt die Ursache vielleicht nicht allzu selten darin, daß die kategorische Zumuthung, sofort seine Liebe zu erklären, auch auf ein Weib, das schon auf dem Wege ist zu lieben, immer etwas abkühlend wirkt. Der geflügelte Amor ist wie ein anderer Vogel, der den täppisch Zugreifenden leicht entschlüpft.

* * *

Jedes kleinste Sandkorn, jede kleinste Flocke des ewigen Schnees, jeder kleinste Splitter des Gletschereises hat seinen Theil am Verdienste der Erhabenheit, welche den Montblanc zum himmelan starrenden Koloß und seinen Eindruck für die Menschen überwältigend macht.

* * *

Die Nothwendigkeit von Gesetzen würde nicht so allgemein anerkannt sein, wenn dieselben bloß zum Schutze der Gerechten und nicht auch dazu dienten, daß die Ungerechten die Früchte ihrer Ungerechtigkeit in Ruhe genießen können.

* * *

Von manchem Porträt ließe sich sagen: Der Porträtierte sieht in diesem Bilde aus, als ob er mit demselben gar nicht zufrieden wäre.

* * *

Worte lassen sich bestreiten, das Stillschweigen ist unwiderleglich.

* * *

Ein junges Mädchen spaziert lieber am Arme eines eleganten Ladendieners, der sie geschickt führt, als am Arme eines Newton oder Victor Hugo, der sie ungeschickt führt.

* * *

Die Liebe ist, wie der Falter, ohne Flügel nur ein Wurm.

* * *

Ein Vater, der bei Lebzeiten seinen Kindern täglich eine Bonbonsdüte mit nach Hause gebracht, aber nichts für sie zurückgelegt und sie bettelarm hinterlassen hat, wird bei denselben in herzlicherem und liebevollerem Andenken stehen, als einer, der um ihretwillen gedarbt und für ihre Zukunft im Schweiße seines Angesichts gesorgt, aber ihnen nur selten eine Bonbonsdüte mit nach Hause gebracht hat.

* * *

Die Mädchen spielen, so lange sie klein sind, mit Puppen und die Knaben mit Soldaten. Wenn sie aber älter und groß geworden, dann spielen die Mädchen lieber mit Soldaten und die Knaben mit Puppen.

* * *

Digitized by Google

Der Schwan im Weiher — ein Vogel bei den Fischen zu Gaste! Ein Parasit des feuchten Elements und ein Ueberläufer aus dem Luftreich. Wozu hat er die Flügel? Vielleicht ist er eines Vergehens halber aus dem heimischen Luft- und Lichtreich ausgestoßen worden und hat als Verbannter ein Asyl im nassen Element gesucht. Aber die höhere Macht, die ihn aus seiner Heimat stieß, hat ihm die Gnade gewährt, doch wenigstens im letzten Moment seines Lebens wieder Vogel zu werden: er singt im Sterben.

* * *

„Sie haben bei Ihrer Arbeit zu viel Tinte und zu wenig Streusand aufgewendet!“ Mit diesen Worten erlaubte ich mir öfter dem einen oder andern jungen Autor in höflicher Weise anzudeuten, daß er vorläufig noch — ein Schmierer ist. Weiß nicht, ob mich schon einer verstanden hat.

* * *

Unser Denken und Ueberlegen ist ein Selbstgespräch, bei welchem wir uns selbst Vieles, was wir wissen, verschweigen, und bei welchem wir gerade so sophistisch, so heimtückisch und unehrlich verfahren, wie im Wortgefechte mit Andern.

* * *

Es gibt Menschen, die gar keinen Rücken haben, den sie Jemandem zeigen könnten, und aller Welt nur eine höflich sich verneigende Vorderseite zukehren.

* * *

Der Tod kann das Leben zertrümmern, doch nie vernichten.

* * *

Alle Wege führen — nach Hause.

* * *

Wenn eine junge Dame zwei Bewerber hat und mit sich nicht einig werden kann, welchen von beiden sie liebt, so braucht sie nur einen von beiden zu heiraten, dann weiß sie nach einem halben Jahre genau, daß sie den andern liebt.

* * *

Es ist nicht eine gerade Linie, sondern eine Spirale, in welcher wir uns einem Wesen nähern, das wir zu lieben anfangen, und es ist eine Spirale, in welcher wir uns erkaltend wieder von ihm entfernen.

* * *

Die Milbe und der Phönix — beide suchen die Flamme und verbrennen darin. Aber jene bleibt vernichtet, dieser geht wiedergeboren daraus hervor.

* * *

Eine schöne, wohlerhaltene Frau von fünfzig Jahren kann vielleicht noch einen Mann glücklich machen; unglücklich aber keinen mehr.

* * *

Ich machte einmal bei schlechtem Befinden in einem leichten Fieberzustande die Bemerkung, daß Bilder von weißfarbigen Gegenständen sich meiner Phantasie mit einer ungewöhnlichen Leichtigkeit und Lebhaftigkeit aufdrängten, während es mir einigermaßen schwer fiel, mir anders gefärbte Gegenstände lebhaft vorzustellen. Da das Weiß im Grunde Farblosigkeit ist, so beruhte die besagte Eigenthümlichkeit vielleicht auf einer Nervenschwäche, welche die energischen, eigentlichen Farbenbilder nicht so leicht zu Stande kommen ließ. Ich erinnere mich eines Mannes, der an Nervenschwindsucht litt, und der immer Visionen von weißen Gestalten hatte. Auch bei Ster-

Digitized by Google

benden scheinen Visionen weißer Gestalten öfter vorzukommen. Es wäre interessant zu ermitteln, ob nicht auch sonst bestimmte Farbenvisionen mit besonderen Krankheitszuständen zusammenhängen.

* * *

Im Herbste, wenn es in den Stuben schon kühl zu werden beginnt, kann man die Bemerkung machen, daß zu der Tageszeit, wenn die Sonne die Fenster bescheint, eine erstaunlich große Anzahl von Fliegen, von welchen man nicht weiß, woher sie alle kommen, armselig von Gestalt und mattgrau von Farbe, sich sammelt und auf dem erwärmten Fensterglase laut summend und schwirrend einen wahren Hexensabbath feiert. Richtet der Wischlappen einer Magd eine Niederlage unter dem Geschmeiß an und glaubt man sie alle vernichtet, so kann man bald darauf die Scheiben des geschlossenen Fensters von einer neuen Legion derselben Geschöpfe bevölkert sehen, die, da sie nicht von außen kommen konnte, offenbar aus allen Winkeln und Ritzen der Stube sich zusammenfand, aus dem halben Todesschlafe erwachend und dem besonnten Tummelplatze instinctmäßig zugewandt. Die Lebhaftigkeit, mit welcher diese kleinen, kurz vorher noch todesmatten Thierchen auf dem besonnten Glase schwirren und tanzen und summen, gleicht einem bacchantischen Taumel; sie sind wie berauscht von den letzten Strahlen und Funken der Licht- und Lebenswärme und man staunt, in so kleinen Organismen ein so lebhaftes, ja stürmisches Empfinden wahrzunehmen, das die letzten Züge des Daseins mit Wonne in sich schlürft, bevor es der Vernichtung anheimfällt.

* * *

In der Vorstadt wird ein unansehnliches, altes Häuschen demoliert, in einer Gasse, wo stattliche Neubauten mit niedrigen, baufälligen Hütten in einer Reihe stehen. Während das besagte Häuschen abgetragen wird, sieht man immerfort einen alten Mann in einem altmodischen, schmutzig-eigelben Röcklein als aufmerksamen Zuschauer dabei stehen, den man im ersten Augenblick für einen betagten Unteraufseher oder einen müßig umherlungernden armen Teufel nimmt. Aber man thut ihm sehr Unrecht: es ist der Eigenthümer des alten, der Bauherr des neuen Hauses, ein zur Ruhe gesetzter Pfahlbürger der Vorstadt. Mit einem wechselnden Gemisch von behäbigem Stolz und nachdenklicher Wehmuth sieht der alte Mann zu, wie die alte Heimstätte dem Erdboden gleich gemacht wird, die er von seinen Vätern ererbt hat, und an welche sich für ihn siebzigjährige Erinnerungen knüpfen. Er sieht die traulichen, mit verblaßten Tapeten bedeckten Innenräume seiner Häuslichkeit entblößt; er sieht, wie die Wand, an welcher sein Ehebett vierzig Jahre lang gestanden, unter den Hammerschlägen der Arbeiter in Schutt und Staub sich auflöst. Durch die Staubwolke hindurch, die dicht vor seinen Augen aufwirbelt, erscheint ihm vielleicht wie durch einen Nebelschleier das Bild seiner Großmutter. Aber die Nebelhülle schwindet und anstatt der Greisin sieht er sein blühendes Töchterlein in der halbzertrümmerten Thür stehen, welchem er einen Clavierlehrer und einen französischen Sprachmeister hält. Das Mädchen tänzelt in neumodischem Anzug die Straße hinunter, der Alte aber steht sinnend und bemerkt auf einmal, daß er einen sehr fadenscheinigen Rock von altmodischem Schnitt und schmutzig-eigelber Farbe am Leibe hat, den er nicht mehr wird tragen können, wenn das neue stattliche Haus fertig steht, dessen Herr er ist . . .

* * *

Ich trat in den Laden eines Modewarenhändlers, um eine Halsbinde zu kaufen. Während ich die Ware

Digitized by Google

besichtigte, kam auch ein junger Herr in den Laden, der eine weiße Atlas-Halsbinde verlangte. Der Kaufmann legte ihm einige Stücke zur Auswahl vor; der junge Mann wählte eines derselben und fragte nach dem Preise. Jener nannte ihn, und da er vielleicht im Gesichte des Kunden zu lesen glaubte, daß er denselben ziemlich hoch finde, so fügte er in treuherziger, aber etwas plumper Weise hinzu: „Ja, auf diese theuren weißen Atlasbinden wirft man oft wirklich das Geld hinaus. Man braucht sie vielleicht nur ein einzigesmal — irgend einer Dummheit halber." Bei dem Worte „Dummheit", das im gegenwärtigen Falle offenbar nur ein volksthümlicher Ausdruck für einen „geringfügigen Anlaß," für eine „Kleinigkeit" sein sollte, zeigte das Gesicht des jungen Mannes eine leichte Grimasse, ähnlich derjenigen, mit welcher Vornehme eine Gemeinheit erwidern, warf ziemlich barsch das Geld für die Cravate hin und entfernte sich. — Den Tag darauf kam ich zufällig an der Domkirche vorbei. Eine Reihe von Wagen hielt vor derselben. Ich warf einen Blick in den vordersten dieser Wagen. Darin saß jener junge Mann mit der leuchtenden Atlasbinde, bei deren Ankauf ich den Tag zuvor Zeuge gewesen; ihm zur Seite ein rosiges Mägdlein mit dem Brautkranz im Haare. — Jetzt erst wurde mir die Grimasse ganz verständlich, mit welcher der Jüngling jene Aeußerung des Kaufmanns erwidert hatte. Ob er sich nicht vielleicht einmal des ominösen Wortes mit weniger Entrüstung erinnert? —

* * *

Ich fragte einen kleinen Knaben: „Nun, hast Du recht viele Geschenke zu Deinem heutigen Namenstage erhalten?" „O ja," versetzte er mit freudestrahlendem Gesicht, „ich habe sehr viel geschenkt bekommen: im Ganzen macht es 92 Kreuzer und drei Pomeranzen!"

* * *

An einem Sommertage des Jahres 18.. machten siebenundvierzig Aerzte zu G. zusammen einen ländlichen Ausflug. An diesem Tage starb im Weichbilde von G. zufällig (?) keine einzige Person.

* * *

„Bleiben Sie einstweilen noch im Bette und genießen Sie nichts als Suppe, bis ich wiederkomme und anders verfüge!" pflegt Dr. B. zu seinen der Genesung nahen Patienten zu sagen, geht und — kommt nicht wieder.

* * *

Herr Quirl, der junge Elegant, ist im Stande, zu Wagen vor seinem Hause angelangt, vom Wagentritt über das Trottoir hinweg in das Thor des Hauses zu springen, mitten im Sprung sich umzudrehen und mit gezogenem Hute eine vorübergehende Person zu grüßen, einer Dame, die aus dem Hause kommt, in der Luft schwebend höflich auszuweichen, und dann seinen Luftsprung graziös, wie der Tanzmeister einen zierlichen pas, zu vollenden.

* * *

Jemand sagte zu mir: „Ich und meine Frau sind große Verehrer von Ihnen — besonders meine Frau!" Was konnte ich dem Manne erwidern, als: „Das freut mich; ich lege großes Gewicht auf Ihr Urtheil und auf das Ihrer Frau — besonders auf das Ihrer Frau!"

* * *

Eine Dame erzählte einem Dichter: „Vor einiger Zeit begegnete ich Ihnen einmal, als ich mit meinem Knaben spazieren gieng, auf dem Wege nach M. Als ich Sie in geringer Entfernung bemerkte, flüsterte ich dem Knaben zu: „Voici le plus grand poëte du pays!" Der Knabe betrachtete Sie aufmerksam, während Sie an uns vorübergiengen, und fragte mich dann ganz erstaunt: „Pourquoi est-il la plus grande bête du pays?" —

* * *

Digitized by Google

Scherz iſt die Würze des Lebens und man ſollte deshalb keinen verloren gehen laſſen. Freilich läuft man Gefahr, wenn man dergleichen veröffentlicht und das Erzählte dann als anonyme Anekdote in Umlauf geſetzt wird, nach einiger Zeit dazuſtehen als Einer, der Altes und Bekanntes aufgewärmt. Ueberdies wird man mir vorwerfen, daß ich einige hier mitgetheilte, ſelbſterlebte kleine Scherze nicht hätte ſchreiben ſollen, weil ſie „auch ein Anderer hätte ſchreiben können.“ Nun, ich glaube, daß gerade Selbſterlebtes das Einzige iſt, was Jeder ſelbſt ſchreiben muß, was kein Anderer ſchreiben kann. Es wäre mir wohl auch möglich geweſen, den Leſer durch ein paar ſchöne Gedanken am Schluſſe mit einem bedeutenden und ernſten Eindrucke zu entlaſſen; aber ich habe einen großen Reſpect vor dem Erlebten, Factiſchen, und lieber als der ſchönſte Gedanke iſt mir das allerſimpelſte kleine Begebnis aus dem Leben, wie etwa das folgende:

Ich kam heute Morgens durch eine Straße, auf welcher ſoeben die Kinder zahlreich zur Schule wanderten. Zwei Mädchen, ein ganz kleines und ein größeres, giengen vor mir her. Plötzlich ſagte das kleine Mädchen zu dem größeren: „Was wäre Dir lieber: ein ganzer großer Garten voll Blumen, oder wenn Du einmal in einem ſchönen Wagen mit Pferden zur Schule fahren könnteſt?“ — „Fahren, natürlich!“ ſagte altklug das ältere Mädchen. Das kleinere aber ſchien noch ſehr zwiſchen dem großen Garten voll Blumen und dem ſchönen Wagen mit Pferden zu ſchwanken.

Waldſtimmung.

O ruhſamer Wald, wie biſt Du fein!
Wie biſt Du in Ewigkeit jung und rein!
Vom blutigen Kreuzweg der Menſchenſöhne
Entweiht keine Spur Deine heilige Schöne.
Wohl heut' wie zur Urzeit die Stürme toſen,
Und wühlen im See und brechen den Baum.
Wohl heut' wie zur Urzeit blühen die Roſen
Und funkelt der Thau am Blütenſaum.
Mein Leib will liegen
In blumiger Wiegen.
Meine Seele kam her aus unendlichen Zeiten,
Und wie der wandernde Vogel den Aſt,
So wählte den Leib ſie zur kurzen Raſt,
Ehe weiter ſie fliegt in die Ewigkeiten.

R.

Digitized by Google

Gebt dem Sonntag eine Seele!

Eine zeitgemäße Aufforderung von P. K. Rosegger.

Von jetzt an sollen die Leute wieder mehr Sonntagsruhe haben, sagt das Gesetz, und ist es den Herrschaften nicht mehr erlaubt, ihre Arbeiter auch an Sonntagen so unbedingt auszunutzen.

Das ist wacker. Diese ununterbrochene Hetze nach Geld und um Geld und für Geld und auf Geld ist mir schon lange ein Gräuel gewesen. Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, und das um so weniger, wenn er oft nicht einmal Zeit hat, dasselbe zu essen. Also Gott Lob, wir haben wieder Sonntage.

Nun kommt mir aber ein andere Sorge. Wir haben den Sonntag, aber wir haben keinen Glauben dazu. Während wir wöchentlich sieben Tage dem Materialismus gehuldigt haben, ist uns der Idealismus abhanden gekommen. Während wir wöchentlich sieben Tage nur für unser thierisches Leben besorgt waren, ist uns das religiöse Gemüth verkümmert. Anderes hat auch mitgewirkt, Weltliches und Geistliches, daß unsere Liebe und Empfänglichkeit für den Cultus schwach geworden ist, und jetzt — was fangen wir mit dem Sonntag an, wenn wir keinen Glauben haben?

Der Sonntag muß eine Seele haben, sonst ist mir der Werktag lieber. Der Werktag *hat* eine Seele, wenn auch eine sehr weltliche, aber eine weltliche ist besser wie gar keine. Der *Ruhetag*! das ist zu wenig. Essen, trinken, daliegen und alle Viere von sich strecken, das ist mir kein Sonntag. Das in der Woche Erworbene am Sonntag durch die Gurgel jagen, johlen, prahlen, spielen, raufen, aus der Sinnlichkeit alle Laster sprungen lassen, das ist mir kein Sonntag. Ich habe schon einmal laut gesagt, daß mir der arbeitende Mensch zehnmal lieber ist als der faulenzende, und wenn ich Gott wäre, ich glaube, daß ich immerfort rufen müßte: „Um Gotteswillen, nur keine Sonn- und Feiertage für dieses Gesindel!“

Und doch grüße ich Dich, Du Gesetz der Sonntagsruhe, und sage Dir nur das: Viel zu viel Ausnahmen machest Du. Das eine große Thor sperrst Du zu, aber viele Hinterthüren machest Du auf oder läßt sie offen, damit die Leute in die Werkstatt oder auf den Markt und auf die Straße schlüpfen können. Es ist schon recht, nur keinen Zwang; zum Gernhaben und zum Himmelkommen kann man die Leut' nicht zwingen, hat meine Mutter oft gesagt. Ich weiß wohl, daß der Teufel schon in Bereitschaft steht mit dem Gensdarm, der uns unter aufgepflanztem Gewehr am Sonntag in die Kirche treiben soll, aber unsere brave Geistlichkeit müßte die Religion vor einer solchen Schändung zu schützen wissen. Nun daß ich klar werde: ich will einen Sonntag haben, an welchem jeder Mensch frei der Berufsarbeit sich entschlagen und sich der Erholung und edlerem geistigen Leben zuwenden kann.

Also Staat! Da Du dem Arbeiter einen Sonntag gegeben hast, so mußt Du ihm auch einen Glauben geben. Idealeren Sinn mußt Du im Arbeiter wieder erwecken, eine sittliche Weltanschauung mußt Du ihm wieder vermitteln helfen, den *Glauben* an das Gute, Schöne und Wahre mußt ihm aufrichten, dann kann er den Sonntag brauchen. Lasse ihn wissen

Digitized by Google

viel Du willst, es wird ihm nicht
aben, nur bilde Dir nicht ein, daß
n Menschen das Wissen für den
auben ein Ersatz ist. Es kann wohl
h die Wissenschaft ohne Glauben
ht bestehen, sie muß glauben,
s sie heute noch nicht weiß, näm-
, daß sie ihre hohen, menschen-
edelnden Ziele erreichen wird. Und
fer Glauben ist so gut Religion,
jede andere, denn er verlangt
lbstverläugnung und Aufopferung
nes Strebens zum Wohle Aller.

Den Glauben kann man übrigens
hl schwer Jemandem geben, der
mmt jedem aus seinem eigenen tiefsten
efen, er überzeugt und lebt sich in
Erfahrung ein und ob man will
r nicht will, er ist da oder er ist
ht da. Der Glauben ist das Wissen
s Herzens. Der Glauben ist für
nen Träger ein praktischer Werth,
gut wie Jugend oder Gesundheit
er irgend eine Geistesgabe; denn er
ıcht ihn moralisch stark und ver-
öhnt ihm die Welt. Wer das nicht
streiten kann, der muß auch zugeben,
ß Jemandem den Glauben nehmen
viel heißt, als ihn an seiner Ge-
ndheit schädigen, als ihm Stütze und
erkzeug nehmen womit er sich be-
upten und zum Nutzen der Mit-
enschen hätte wirken sollen. Nimm
iem Halblahmen die Krücke weg, weil
as Gehen ohne Krücke menschen-
ürdiger sei", es ist ja wahr was Du
gst, doch Du nützest ihm nicht, er
llt ohne Krücke hin. Du hast einen
aub an ihm begangen — ein Ver-
echen.

Mancher Religionscultus hat em-
rende Auswüchse und Parasiten
ıd es ist für den sie Erkennenden
ıwer, so viele Selbstverläugnung zu
ben, um sie nicht mit einer Keule
m Gottesbaum der Religion schlagen
wollen. Das ist aber gefährlich.
er Glauben will kein Baum im
unstgarten sein, sondern ein Baum
der Wildniß. Der Glauben ist ein
aum, der bei der rohen Volksmenge
nicht schlank himmelwärts wächst,
sondern oft lieber an der Erde hin-
kriecht. Je mehr er von dem Sinn-
lichen losgelöst und vergeistigt wird,
desto mehr verliert er an Stärke, an
sittlicher Kraft. In der menschlichen
Natur ist weit mehr Bedürfnis nach
einem religiösen Glauben, als etwa nach
einem geordneten Staate, nach einem
Begreifen der Welt, nach Fortschritten
auf technischem Gebiete. Das Verlangen
nach Schönheit noch mehr, als das
Verlangen nach dem Guten wird Ur-
sache des religiösen Bedürfnisses sein.

Man will ja im Glauben nicht
zur Erkenntnis kommen, sondern ge-
nießen. Und der Religionscultus
wendet sich nicht an den Geist, sondern
an die Sinne und bringt Genuß.
Der Glaube ist kein Geistes-, sondern
ein Herzensleben und hat die Kraft,
selig zu machen, wenigstens auf Erden.
Wer seinen Glauben beweisen wissen
will, dem steht der Beweis, das Wissen
höher als der Glaube, er ist also kein
Kind des Glaubens mehr, der stark
und selig macht.

Ich meine hier den Glauben an
den persönlichen Gott, an die Bibel,
an die Unsterblichkeit; aber ich meine
auch den Glauben an die Natur, an
den Sieg des menschlich Guten auf
Erden, den Glauben an die Wissen-
schaft, an die Kunst, ich meine jeden
Glauben, der so stark ist, leitend,
läuternd, ermuthigend und beglückend
auf die Thaten und das Leben der
Menschen zu wirken. Kein Glaube
als solcher ist unsittlich und keine
Sittlichkeit glaubenslos.

In diesem Sinne sage ich: den
Glauben, den müßt Ihr ihnen lassen
stehn. Denen jedoch, die ihn nicht
mehr haben, denen müßt Ihr trachten
einen Ersatz zu geben. Der Zweifler,
der Cyniker, der Gleichgiltige kann
den Sonntag nicht brauchen, oder er
macht ein Unding d'raus.

Nicht an die Priester wende ich
mich, wenn ich sage: die Arbeiter
haben den Sonntag bekommen, nun

Digitized by Google

gebt ihnen auch Glauben und Seele in den Sonntag. Nicht an den Priester wende ich mich, weil das, was der Priester bieten kann, nur Wert hat für den, der den Cultusglauben — wenn's erlaubt ist, so zu sagen — noch besitzt. Den, in dessen Herzen dieser nicht mehr lebendig ist, muß Messe und Predigt nur verderben. Lebendig machen kann ihn der Priester nicht. Es ist traurig, aber es ist so und kein Mensch kann dafür. Man kann sich zur Noth wohl hineinsinnen, hineinschwärmen, aber das innere, kindliche Glauben, das die Wahrheit ist, kommt nimmer. Es wird beim besten Wollen ein Flickwerk, ein armseliger Nothbehelf, der nach innen nicht selig und nach außen nicht duldsam macht. Glücklich, der den Glauben an den persönlichen Gott, an das süße Christkind, an die liebe Mutter Gottes, an die Hilfe der Heiligen, an die Auferstehung zum jenseits besseren Leben noch hat; aber auch glücklich, der sich vollkommen davon losgelöst hat, um sich anderen beseeligenden Idealen hinzugeben. Unglücklich jedoch, wer dazwischen steht, je nach Stimmung, einmal nach dem einen, einmal nach dem andern ausgreift — er hat keinen Gewinn.

Daher Jedes Glauben achten, Keinen zu diesem oder jenem Glauben bekehren wollen.

Wenn ich am Sonntag Nachmittag eine Bauerndirne im Ablaßgebetbuch lesen sehe, so werde ich an ihr vorüberschleichen und sie ja nicht stören. Mich würden ihre Gebete wahrscheinlich nicht erbauen, aber sie hat dieselben ja nicht für mich, sondern für sich, und die Zuversicht, daß durch das Ablaßgebet ihre Sünden gelöscht sind, ist für sie in der That doch etwas wert. — Und wenn ein altes Weiblein auf dem Kirchhof Weihwasser auf den Grabhügel ihrer Verstorbenen gießt, im guten Glauben, damit die Qualen des Fegefeuers zu lindern, so muß ich selbst in diesem Aberglauben eine Kraft erkennen, die im Stande ist, ein Herzweh zu stillen. Das Weiblein kann ihren lieben Dahingeschiedenen noch Gutes thun. Kann ich es?

Doch, ist der eine Glauben verloren, so ist's darum noch nicht der Mensch. Es kann ein anderes Ideal an die Stelle des alten getreten sein. Mancher ist religiös und weiß es nicht, mancher schwört, so zu sagen, bei Gott, daß er Atheist sei.

An wen wende ich mich aber mit meiner Forderung, daß man dem Arbeiter einen Glauben, seinem Sonntag eine Seele gebe? Ich wende mich an die Arbeitgeber, an die Schullehrer, an die Volksvereine, an die Literaten, an die Künstler: Ihr Alle und noch Andere, die Macht und Gelegenheit und guten Willen haben, gebt dem Arbeiter Inhalt in den Sonntag, macht ihm die Sonntagsruhe zu einem Genuß in edlerem Sinne, kräftigt sein Geistes- und Herzensleben, erweckt ihm Interesse und Liebe für die menschlichen Ideale und Ihr gebt ihm einen Glauben.

Das anzustreben gibt es viele Wege. Ich zeige nur einen. Ein reicher Fabrikant erbaut für seine Arbeiter ein Sonntagshaus — er kann es auch Casino heißen, wenn sie dann lieber hineingehen — sie können es auch in den freien Stunden der Werktage benützen. In diesem Hause gibt es eine Lesestube, eine Briefschreibstube, eine Zeichenstube, einen größeren Saal für Spiele, Musikübungen und Vorträge. In diesem Saale kommen sie an Sonntagsnachmittagen zusammen, populäre Redner sind gewonnen, die es verstehen, in unterhaltender Weise dem Arbeiter wichtige, interessante und anregende Gegenstände zu behandeln. Der Arbeiter interessirt sich für mehr, versteht mehr, als man annimmt, es muß ihm nur richtig, klar und einfach vorgebracht werden. Um mit schulmeisterlicher Schwerfälligkeit und professorlicher Langweiligkeit belehrt zu werden.

Digitized by Google

dazu braucht er keinen Ruhetag. Er muß auch selber mitreden und seine Meinung und Erfahrung vorbringen können.

Hier wären die katholischen Gesellenvereine ein nicht zu verachtendes Vorbild. Nur ein bischen mehr Raum für freie Gesinnung. In Niederösterreich draußen sind Bauernvereine, die sich zum Zwecke stellen, daß die Dorfleute am Sonntag nach der Vesper in einem Hause zusammenkommen, kleine praktische Vorträge halten oder hören, über Weltereignisse und politische Zustände sprechen, sich dann kleine Geschichten, Gedichte vorlesen, sich muntere Schwänke erzählen, auch Eins musicieren und singen und dabei — wer's schon im Brauch hat — ihr Sonntagsschöpplein trinken. Manchmal kommt von der Nachbarschaft ein unterhaltlicher Gast, manchmal ein Wanderlehrer; der Pfarrer und der Schulmeister sind ja auch dabei und so vergeht die Zeit auf die angenehmste Weise. — Das sind menschenwürdige Sonntage.

Wem's draußen in der freien Natur lieber ist — um so besser, die freie Natur ist mir eine große Lehrmeisterin und Erzieherin des menschlichen Herzens. Lange kann es ja nicht mehr dauern, so muß auch den in finsteren Werkstätten verstaubenden Fabriksarbeiter der Naturſinn, die Touristenlust erfassen, wie sie gebildetere Classen erfaßt haben — und das wäre ein gutes Zeichen. Nicht so sehr die bewußte Freude an Berg, Wald und Wiese, als vielmehr der Instinkt müßte ihn anfangs hinaustreiben in die frische lichte Luft, und ist er erst einmal draußen, dann geht er wieder und immer wieder, befreundet sich mit den Naturgegenständen, und kommt immer mehr zum Erkenntniß ihrer Schönheit und ihres wohlthätigen Einflusses auf den Menschen und somit ist der Arbeiter auf dem Wege zu einem idealeren Leben.

Die Arbeitsleute sollen eine bedürfs- und zeitgemäße Aufklärung erhalten — sie haben ja mitzuarbeiten an dem großen Werke der Cultur und Gesittung, und die da mitthaten, sollen auch mitrathen können — aber Eins muß ich betonen: die ursprüngliche ideale Kraft des Glaubens, wo sie noch vorhanden, soll bei diesen einfachen Leuten der Aufklärung nicht geopfert werden. Der Wahrheit nur immer zu, aber nicht auf theoretischem, sondern auf praktischem Wege. Der Gelehrte soll die Wahrheit lehren, das Volk soll sie bewehren. Ein guter mit sich und Anderen im Frieden lebender Mensch, ein treuer Familienvater, ein geachteter Bürger zu sein, mit Liebe und Geschick arbeiten und so in *seiner* Weise zum Nutzen des Ganzen beizutragen — mehr darf man vom Arbeiter nicht verlangen. Weiteres, ich möchte sagen: fremdes Wissen ihm nicht aufbürden wollen, außer er begehrt es selbst — ja dann freilich soll man ihm es freudig vermitteln.

Für die Wintersonntage in den Städten wüßte ich etwas besonders Schönes. In den Theatern sehr billige Nachmittagsvorstellungen für das Volk. Da höre ich freilich auch schon das Geschrei: Aha, in's Theater, statt in die Kirche, das ist die neue Religion. — Wohl, das ist die neue und das ist auch die alte Religion. Hohe Vorbilder im Guten und Schönen! Habt Ihr je etwas Besseres gehabt? Daß nur edle Dichterwerke aufgeführt werden müßten, ist selbstverständlich; wir haben deren ja auch, wie sie das Volk versteht und vielleicht andächtiger genießt und tiefer in sich aufnimmt, als der blasirte Cavalier. Was für diesen zu gut ist, das ist für das Volk vielleicht gut genug. Einer unserer geachtetsten Schauspieler gieng einmal mit dem Gedanken um, im Rittersaale zu Graz an Sonntagen Gratisvorlesungen für das ärmere Volk zu halten, Ernstes und Humoristisches edlerer Art durcheinander. Ich dachte einmal daran, in den Grazer Wärmstuben derlei Vorträge zu veranstalten.

Digitized by Google

Man lachte uns in's Gesicht: die Herren Fabriksarbeiter säßen mit ihren Wäschermädeln lieber in den Wirtsschenken, als im Vorlesesaal, sie brauchten sich nicht von den gestudierten Herren unterhalten zu lassen, sie könnten sich schon selber unterhalten. — Ich möchte aber doch wissen, ob bei solchen unterhaltenden, geistweckenden Vorträgen der Saal in der That leer und das Wirtshaus voll bliebe.

Und nun könnte man es beiläufig wissen, was ich mit der Sonntagsseele meine. Ich gebe zu, daß die Sache etwas idealistisch ist, indeß mache ich keine großen Ansprüche. Ich verlange einstweilen nicht einmal, daß die Leute an den Sonntagen sich veredeln sollten, ich wäre schon zufrieden, wenn sie an denselben nicht noch mehr verrohten und verthierten, wenn sie wenigstens so blieben, wie sie während der Arbeit sind.

Ich sprach hier von der Regel. Der Ausnahmen gibt es viele und hocherfreuliche. Es gibt unter den Arbeitern, Fabriksleuten, Handwerkern brave intelligente und strebsame Männer, die keiner äußeren Beihilfe zur Selbstveredelung bedürfen, die vielmehr das Zeug haben, auch ihre Mitgenossen aufzurichten. Solche wären freilich noch am besten dazu angethan, den Arbeitersonntagen Inhalt zu geben. Die sogenannte bessere Gesellschaft und jene Herren, die zwar sonst so schöne demokratische Reden halten und gelegentlich das Arbeitervolk für ihre Parteizwecke fischen wollen, werden sich doch kaum darum bekümmern, wie der Arbeiter am angenehmsten und ersprießlichsten seine Sonntage zubringt. Es wird genug sein, wenn sie ihm die Gelegenheit, sich am Ruhetag zu sammeln, an Gemüth und Geist zu bilden, nicht erschweren. — Man hat's nicht immer gern, wenn die Arbeiter sich sammeln und versammeln und Seele gewinnen. — Das macht das böse Gewissen.

Ein Wort für das deutsche Kirchenlied.

Vor einiger Zeit hat der Cäcilienverein in Graz ein neues Kirchenliederbuch herausgegeben. Dasselbe nennt sich „Hosanna! Kirchliches Volks- und Gesangbuch für die Diöcese Seckau." (Graz, Buchhandlung Styria, 1885). Es enthält viele schöne Lieder, besonders aus alten Zeiten. Viele derselben sind freilich ohne Gemüthsspuren, sondern nur Phrasen, bei denen es schwer ist, etwas zu empfinden oder mit ihnen eine wahrhaft menschliche Gemüthsbewegung auszudrücken; sie stehen nicht im rechten Verhältnis zu uns heutigen Menschen und unseren Anliegen. Hingegen vermissen wir in diesem Kirchenliederbuche manches Lied, das bisher bei dem Gottesdienste vom Volke mit Vorliebe gesungen worden, ja gewissermaßen aus dem Volksherzen heraus entstanden oder in dasselbe übergegangen ist. Vor Allem aber fehlen in dieser Sammlung die allgemein beliebten deutschen Meßlieder: „Wir werfen uns darnieder" und „Hier liegt vor Deiner Majestät", deren herrliche, leicht sangbare Arien von Groß und Klein in den meisten Kirchen unseres Landes gesungen worden sind. Was liegt denn daran, wenn sie in dieser Sammlung fehlen, werdet Ihr sagen, sie sind ja sonst in allen Meß- und Gebetbüchern enthalten. Wartet nur, sie werden bald nicht mehr darin enthalten sein. Denn nun kommt ja das Wunderbare.

Am 25. März 1885 hat der Fürstbischof Johannes von Seckau ein Schreiben an seine Diöcese erlassen,

Digitized by Google

welchem er verordnet, daß von nun
n in den Kirchen keine anderen
ieder gesungen werden dürfen, als
ur die, welche in der Sammlung
Hosanna“ enthalten sind. Gleich-
itig begehrt der Bischof, daß bei
em liturgischen Gottesdienst (also bei
mt, Messe und Vesper) *überhaupt nur lateinischer Text, also kein deutsches Lied mehr gesungen werden soll.* *)

Merkt Ihr, was das heißt? Das
eutsche Lied ist aus dem officiellen
ottesdienst geschlossen, aus der Kirche
stoßen. *Die deutsche Sprache ist im Gotteshause nicht mehr salonfähig.*

Ich hatte nicht erwartet, daß sich
unserer katholischen Bevölkerung
gen diese Verordnung ein Protest
heben werde, denn diese „Reform
s Kirchenliedes“ wird dem Volke sehr
orsichtig beigebracht, mit Umschrei-
ung, Rückhalt und Aufputz; und das
Kirchliche Verordnungsblatt“ befiehlt
e Einführung des neuen Brauches
unter der nöthigen Umsicht und
lugheit.“ Man wagt doch nicht recht,
klar und deutlich zu sagen, was
an will. Aber ich hatte erwartet,
aß sich unsere deutsch-nationale Par-
i und Presse der Verordnung ent-
genstellen werde. Sei es, daß diese
artei kein Auge hat für das Ver-
ältnis des Clerus zum Volke, kein
nteresse an dem Religionscultus des
olkes, oder sei es, daß sie den Er-
aß zufällig übersehen hat: Niemand
t sich gerührt. Das Juniheft des
Heimgarten“ hat in einem „Brief
n den Bischof“ öffentlich darauf hin-
wiesen, daß jetzt auch das deutsche
irchenlied in Gefahr sei. Man ist
neigend darüber zur Tagesordnung
schritten; und diese Tagesordnung
das Geschrei, „um jeden Preis
utsch-national zu sein.“

*) Die Verordnung ist abgedruckt im „christlichen Feierabend“ vom 3. Mai 1885. Graz. Katholischer Preßverein.

Ich mache es dieser Partei zum Vorwurf, daß sie über ihrer allerdings wichtigen politischen Aufgabe die culturelle Seite des deutschen Volkes ganz und gar vergißt. Ast um Ast schlägt man vom Baume deutschen Lebens — sie rührt sich nicht. Der religiöse Cultus ist ein wichtiges Moment im Volke, es gibt Millionen von Menschen, deren geistiges Leben fast ausschließlich nur in ihrem Religionscultus besteht. Es ist Hochmuth, sich über diese Sache so lose hinauszusetzen; sie darf keinem Gebildeten, keinem Volksfreunde, keinem Politiker gleichgiltig sein.

Wir dürfen also beim Hauptgottesdienst nicht mehr in unserer Muttersprache Gott Loblieder singen, wie wir es bisher gethan, wie es unsere Vorfahren gethan; wir müssen es in lateinischer Sprache thun, die wir nicht verstehen und noch weniger sprechen können. Es ist auch bisher, besonders an Festtagen, viel lateinisch gesungen worden, aber das Deutsche war nicht ausgeschlossen und ist auch regelmäßig an den Sonntagen und namentlich bei Werktagsämtern und Schulmessen gebraucht worden. Allerdings wird gnädig gestattet, außerhalb des Hauptgottesdienstes in und außer der Kirche deutsche Lieder aus oben genannter Sammlung zu singen, aber officiell — und das läßt sich nicht leugnen und nicht beschönigen — ist das deutsche Lied aus der Kirche verbannt.

Abgesehen von meiner persönlichen Empfindung, die ich unserem hergebrachten Cultus noch zu bewahren im Stande war, glaube ich, daß ich im Namen Hunderttausender von Gläubigen spreche, wenn ich der bischöflichen Verordnung offen entgegentrete.

Ist *das* die Reform des Kirchenliedes? Sonst ist von Seite des Clerus geklagt worden, daß in Obersteier das Volk beim Gottesdienst nicht so wie das in Untersteier mitsingen wolle, und nun macht man es auch den Untersteirern unmöglich, mitzu-

Digitized by Google

singen. Es würde in Obersteier nur einer leisen Anregung bedurft haben, einer kleinen praktischen Anleitung, und das Volk hätte überall im Chor mitgesungen, wie es an den meisten Orten, besonders bei Schulmessen ohnehin geschieht. Die einzelnen Sangesmuthigen, die jede Gemeinde hat, zweckmäßig in der Kirche unter dem Volke vertheilen, und sie reißen im Gesange die ganze Gemeinde zur Miteinstimmung hin. Aber derlei wird nicht beliebt, und von jetzt an muß dem Volksgesang geradezu entgegengearbeitet werden, wenn der Pfarrer die bischöfliche Verordnung respectieren will.

Ist es eine alte kirchliche Verordnung, daß beim Gottesdienst kein deutsches Lied gesungen werden darf, warum ist sie bisher nicht angewendet worden? Warum wird sie in anderen Diöcesen nicht verkündet? Ist es eine neue Verordnung, so sage ich: Der Zeitpunkt ist jetzt am wenigsten günstig, den aufgeregten Deutschen in Oesterreich das deutsche Volkslied in der Kirche wegzunehmen. Ist schon endlich der reformatorische Geist in die Kirche gefahren, so gibt es Anderes zu reformieren, aber unser deutsches Lied, das müßt Ihr uns lassen steh'n!

F. K. Rosegger.

Etwas vom Briefschreiben.

Von **Oskar Welten.***)

Wenn man den Berichten der Postverwaltung über den Briefverkehr nachfrägt, so erhält man zur Antwort, daß das Briefschreiben ganz gewaltig in Zunahme begriffen ist. Und wenn man diese Zunahme des Briefverkehrs als einen Ausdruck der wachsenden Bildung unseres Volkes von oben bis unten auffassen wollte, würde man zu einem ganz erstaunlich günstigen Ergebnis gelangen, welches den Thatsachen durchaus nicht entspricht. Diese ungeheure Zahl von Briefen, welche heutzutage geschrieben werden, ist vielmehr ein Beweis dafür, daß der Brief in seiner Bedeutung als Ausdruck tieferen Mittheilungsbedürfnisses wesentlich entwertet ist. Es klingt paradox und doch dürfte es der Wahrheit sehr nahe kommen, wenn ich sage: es sind nie so wenig Briefe geschrieben worden, als seitdem der Briefverkehr, sowohl was die Portosätze als auch die Raschheit und Zuverlässigkeit der Beförderung betrifft, so wesentlicher Erleichterungen und Vortheile theilhaftig geworden ist. Ich erinnere mich noch lebhaft der Zeit, da ein einfacher Brief von Wien nach Prag neun Kupferkreuzer alter Währung kostete, also ungefähr den sechsten Theil eines österreichischen Guldens. Und damals, vor etwa fünfundzwanzig Jahren, war ein österreichischer Gulden noch viel Geld, verhältnismäßig mehr als heute ein preußischer Thaler. Da war es denn auch natürlich, wenn man seltener, viel seltener Briefe schrieb, aber dann

*) Dieses prächtige, mehr als ergänzende Seitenstück zu Karl von Bruyk's Aufsatz „Ueber Briefschreiben" im Aprilheft des „Heimgarten", IX. Jahrgang, entnehmen wir der „Täglichen Rundschau" in Berlin. Der Gegenstand ist Jedwedem so naheliegend, daß die geistvolle Plauderei darüber willkommen sein wird. Es läßt sich eben auch über Alltägliches manches Neue und Anregende sagen. Die Red.

Digitized by Google

auch in einem solchen Briefe eine Fülle von Gedanken, Empfindungen, Nachrichten, Anfragen u. s. w. niederlegte, die — das hohe Porto lohnten. Man nahm sich damals aber auch Zeit, einen Brief zu schreiben, man legte Wert auf Form und Inhalt, und das mit umsomehr Grund, als man wußte, daß solch ein Brief, mochte er nun Freudiges oder Trauriges enthalten, aufmerksam gelesen und wieder gelesen, sogar im Kreise von Verwandten und Bekannten vorgelesen, und dann — sorglich aufbewahrt wurde.

Heutzutage muß man viel überflüssigen Raum und noch mehr überflüssige Pietät haben, wenn man von zwölf Briefen, die man erhält, und von denen die meisten nicht über die erste Seite und den zweiten Gedanken hinausgehen, nicht elf in den Papierkorb wirft. Vom Papierkorb zum Ofen ist aber bekanntlich nur ein Schritt. Das Briefschreiben verzettelt sich eben in neuerer Zeit zu einem Hinwerfen abgerissener Mittheilungen, an denen Herz und Geist keinen Antheil hat, es ist nicht das Zusammenfassen zahlreicher starker Anregungen, die wir vertieft aus unserem Inneren hervorholen und denen Gestalt und Ausdruck zu geben es uns drängt, sondern der Ausdruck eines einzelnen augenblicklichen Antriebes, der ebenso flüchtig wiedergegeben wie empfangen wird, und daher auch auf den Leser keinen Eindruck macht, ihn meist auch zu keiner Erwiderung anregt.

Nach meinem Dafürhalten ist es nur eine Bequemlichkeit des Sprachgebrauches, wenn wir jede geschäftliche Mittheilung oder Anfrage, jede Nachricht irgend welcher Art, jede Einladung, sobald dazu die briefliche Form gewählt ist, gleich einen Brief nennen. Ein Brief im wirklichen Sinne des Wortes steht bedeutend höher, und ich glaube, daß ein rechter Brief, ganz abgesehen von seinem sonstigen Inhalt, über dreierlei Aufschluß geben muß: über den Charakter des Schreibers, über den Charakter Desjenigen, an den er gerichtet ist (selbstverständlich in der Beleuchtung, in welcher er dem Schreiber erscheint), und endlich über das geistige und gemüthliche Verhältnis des Schreibers und des Adressaten zu einander. Betrachten wir verschiedene Briefwechsel berühmter Menschen, die man mit dem Beinamen „classisch“ ehrt, auf diese Forderung hin, so wird man sie erfüllt sehen. Es ist immer ein volles Geben der eigenen Persönlichkeit an eine andere bestimmte Persönlichkeit, mit entschiedener Betonung des geistigen und gemüthlichen Verhältnisses zu derselben, ganz abgesehen von der Lebensstellung, welche die Schreibenden innehaben. Das ist nun schon ein gewaltiger Inhalt, und nach meinem Empfinden derjenige, welcher den Brief zum Briefe macht. Ob nun Goethe eine Liebes-Epistel an Frau von Stein, oder Heinrich von Kleist einen wüsten Klagebrief an seine Schwester Ulrike, oder Heine einen von Liebenswürdigkeit, Spott und verzehrender Ungeduld überquellenden „Geschäftsbrief“ an seinen Verleger Campe schreibt, — dieser „sachliche“ Inhalt steht in zweiter Linie, er ist gewissermaßen nur das Knochengerüst, an welchem sich der Geist, das Gemüth, die Eigenart des Schreibers offenbart.

Was aber an diesen „berühmten“ Briefschreibern beobachtet wird, läßt sich mehr oder weniger von jedem Briefschreiber fordern. Denn jeder Mensch hat eine Individualität, und insofern sie nicht ausgeprägt ist, so wohnen ihm doch die Fähigkeiten inne, sie auszubilden, sie zu entwickeln. Und nach meiner Ueberzeugung ist gerade das rechte und wahre Briefschreiben der beste Weg dazu, feste, innere Formen zu gewinnen.

Um dies zu erweisen, wird es aber nöthig sein, sich darüber zu unterrichten, welche Ansprüche an den ganzen Menschen das Schreiben eines Briefes macht, welches Aufgebot, und zwar im Anfang geradezu ein b e-

Digitized by Google

wußtes Aufgebot geistiger und seelischer Kräfte nöthig ist, auf daß ein Brief jenen Anforderungen entspreche, welche ich oben namhaft gemacht.

Der vielfach geäußerte Rath, man möge nur schreiben, wie man sprechen würde, ist hinfällig im höchsten Grade. Denn welche Höhe der geistigen Entwickelung und Gedrungenheit muß ein Mensch erreicht haben, damit sein gesprochenes Wort lesbar sei und den Spiegel seiner Anschauung und Persönlichkeit bilde! Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß zehn gebrochene Sätze, zusammengefaßt in einen einzigen, erst zum Niederschreiben taugen, und daß dieser eine Satz dann beim Lesen so viel wiegt, wie die zehn Sätze beim Hören. Sobald man schreibt, darf man eben nicht, wie beim Sprechen, jeden Gedanken in kleiner Scheidemünze, man muß ihn zusammengedrängt und scharf ausgeprägt in einem Stück Silber geben. Goldwährung ist ja auf diesem Gebiete überhaupt selten. Derjenige nun, der ehrlich einen Brief schreiben will, fühlt sofort, daß es mit dem „gesprochenen" Brief nicht geht, er fühlt das Leichte und Seichte solch unverdichteter Wortflut, er fühlt, daß in dieser Form seine Individualität im Brief gar nicht zur Offenbarung kommt, daß er dabei einen kläglichen Eindruck macht: mit einem Wort, er fühlt, daß er erst nach der entsprechenden, edleren Form suchen und ringen muß, um diejenige Wirkung hervorzurufen, denjenigen Eindruck zu machen, der seinem Fühlen und Denken entspricht. Selbstverständlich empfindet er das zuerst als Zwang, als Hemmnis und hier liegt der Grund, warum so viele Menschen edlerer Beanlagung das Briefschreiben verabscheuen und besten Falls über kurze Mittheilungen und Nachrichten nicht hinwegkommen: — während so viele Andere mit Phrasen arbeiten, anstatt ihr eigenes Selbst zu geben. Das Geheimnis der Form zu erforschen gelingt ihnen nicht, und meist wohl darum nicht, weil sie es äußerlich suchen als Etwas, das äußerlich sichtbar wird. Die Form aber ergibt sich immer aus der Vertiefung in den Inhalt, und so ergibt sich die für den Brief unentbehrlichere, knappere und gedrungenere Form aus der Vertiefung in das, was man als eigenste Meinung sagen will, verbunden mit der lebhaften Vorstellung Desjenigen, dem man es sagen will. Wie aber jedes Vertiefen in einen Gegestand ein Erforschen desselben ist, so ist solches Vertiefen zum Behufe des Briefschreibens ein oft unbewußtes Sichselbsterforschen, und daß es ein solches ist, beweisen uns wieder die Briefe hervorragender Menschen, welche ohne Ausnahme die reichste Ausbeute für den Psychologen und Biographen bieten, indem sie unbewußte oder doch erst während des Schreibens zum Bewußtsein gelangende Offenbarungen des innersten Wesens der Schreiber enthalten.

Hier sehen wir aber bereits den Anfang einer Kette sittlicher Wirkungen, welche ernstes und ehrliches Briefschreiben zur natürlichen Folge hat. Vertiefung in unser eigenes Wesen wird bald zur Selbsterforschung, Selbsterforschung aber muß allmählich die Selbsterkenntnis fördern, welche schon die Alten als höchstes Ziel unseres sittlichen Strebens bezeichneten. Denn seine individuelle Eigenart, also seine Vorzüge und Fehler, seine Tugenden und Schwächen wirklich erkennen ist mit der nun bewußten Pflege der einen und Bekämpfung der andern verbunden, was zu sittlicher Vervollkommnung führt. Menschen aber, welche ihre Fehler erkennen und doch nicht dagegen ankämpfen, sind sich ihres Hauptfehlers — der Selbstvergötterung — nicht bewußt, welche sie zu Bewunderern auch ihrer schlechten Eigenschaften macht. Und solche Menschen leben in einem steten Zustand der Lüge und Selbsttäuschung, welcher jede sittliche Vervollkommnung, jede Selbst-

Digitized by Google

erkenntnis — jeden ehrlichen Brief ausschließt. Wahrheit in allen Stücken ist aber gerade unentbehrlich für einen Brief, und in Briefen wahr zu sein, sollte schon die Erwägung, daß das geschriebene Wort bleibt, als zwingend erweisen. Mit jeder Lüge in einem Briefe geben wir Demjenigen, an den wir schreiben, eine Waffe gegen uns in die Hand, mit welcher uns der Freund beschämen, der Feind bekämpfen kann. Wer sich jedoch erst gewöhnt hat, in seinen Briefen wahr zu sein, wird bald auch den Muth finden, es im persönlichen Verkehr zu sein.

Das ist Alles so klar und einfach, es liegt so auf der Hand, daß es fast banal klingt, wenn man es ausspricht, und doch will es gesagt sein, in einer Zeit, welche die Lüge als „guten Ton" zur Herrschaft gebracht hat, und für welche daher auch der Begriff und das Wesen des Briefes seine edlere Bedeutung nahezu ganz verloren hat.

Ist nun das Briefschreiben, wie ich hiermit anzudeuten suchte, zur Entwicklung unseres Charakters und unserer sittlichen Eigenart von hervorragendem Nutzen und nicht leicht durch eine andere geistige Thätigkeit zu ersetzen, so hat es auch unschätzbare geistige Vortheile im Gefolge. Wie es uns Klarheit bringt über uns selbst, so führt es uns auch zu kräftigerem Eindringen in das, was unseren Geist sonst beschäftigt; indem wir im Briefe unseren Mittheilungen eine genaue, knappe Form geben müssen, werden wir genöthigt, über das, was wir mittheilen wollen, eingehender nachzudenken, uns selbständig ein Urtheil darüber zu bilden. Mit einem Wort das selbstthätige Denken, zu dem wir in den verschiedensten Berufsarten, welche fast alle schablonenhafte Thätigkeit und stillschweigende Unterordnung unter höhere Weisungen fordern, keinen Anlaß, ja gar nicht einmal immer das Recht haben: dieses selbstthätige Denken findet im Briefschreiben nicht blos Anregung, sondern wir werden sogar geradewegs dazu gezwungen; und wer zuzugeben geneigt ist, daß in dem selbstthätigen Denken der menschliche Geist überhaupt erst wirksam wird, während Alles, was wir ernst-geistige Thätigkeit nennen, theils Gedächtnisarbeit, theils mechanische Gehirnthätigkeit ist, der wird auch nicht bestreiten, daß die Entwicklung dieser Fähigkeit als höchstes Ziel geistiger Vervollkommnung angestrebt werden soll. Wer aber glaubt, daß das, was wir beim Biertisch schwatzen, im Kaffeehaus zusammenpolitisieren, am Theetisch des Gesellschaftssalons zusammenästhetisieren, „selbstthätiges Denken" ist, der irrt sich ungeheuer. Das ist zum größten Theil, wie es ja bei der Flüchtigkeit und Zerstreutheit solcher Gespräche nicht anders sein kann, nur mehr oder minder verdaute Wiedergabe gelesener oder gehörter fremder Meinungen, die man verstümmelt, oft sogar unverstanden wiedergibt.

Zu wirklich selbstthätigem Denken gelangt man am ehesten in der Einsamkeit, und am allererfolgreichsten, durch Neigung, äußeren Anlaß oder auch Pflicht angeregt, in brieflicher Mittheilung. Und darum ist es so bedauerlich und in der That als Rückgang unserer geistigen Cultur und unserer Gesittung zu bezeichnen, daß der Briefwechsel in unserer Zeit so flüchtig und seicht geführt wird, daß er sich in lauter kleine Mittheilungen verzettelt und zerfasert, in welchen weder persönliches Denken und Empfinden zum Ausdruck gelangt, noch geistige Anregung zu finden ist.

Nun wird man erwidern: „Wo soll man heute, angesichts einer so ausgebreiteten Correspondenz, wie man sie zu führen gesellschaftlich und wohl auch geschäftlich verpflichtet ist, Zeit finden, Briefe zu schreiben, wie sie hier angedeutet?" Da aber liegt eben der Hase im Pfeffer. Diese ausgebreitete Correspondenz, gleichfalls eine ungewohnte Folge unseres entwickelten Postwesens, ist zum großen Theil nur Sache

Digitized by Google

der Eitelkeit, des „guten Tons“, und ebenso zwecklos als nichtig. Wenn wir aber genau rechnen wollten, würden wir finden, daß wir heute, wo die Postportos beiweitem billiger und unsere Briefe beiweitem kürzer sind, als früher einmal, doch viel mehr Geld und viel mehr Zeit auf's Briefschreiben verwenden: mit dem einzigen wesentlichen Unterschiede, daß weder wir, noch Diejenigen, an welche wir schreiben, Etwas davon haben.

Wie dem abzuhelfen wäre, geht aus dem bisher Gesagten von selbst hervor und ich darf wohl darauf verzichten, es noch besonders auszuführen.

Die Franzosen in Leoben.*)

Das Jahr 1797 brachte für Steiermark Kriegsdrangsale. Ein entscheidendes Treffen bei Einöd an der steirisch-kärntischen Grenze öffnete den Franzosen die Steiermark. Nach zwei kleineren Zusammenstößen bei Unzmarkt und Judenburg am 3. und 4. April und nach Plünderung des letzten Ortes trafen die unter dem Oberbefehle des Generals Buonaparte stehenden Franzosen am 7. April mit General Massena an der Spitze in Leoben ein.

„Massena selbst hielt mit seinem Gefolge vor dem Rathhause an und fragte um den Bürgermeister. Dieser näherte sich ihm und bat um gute Behandlung der Stadt. Massena nickte mit dem Kopfe, ritt durch alle Gassen der Stadt und begab sich endlich in sein Quartier. Die Officiere drängten sich nun scharenweise um das Rathhaus; alle wollten zugleich Quartier angewiesen haben; es war ein Geschrei wie in einer Synagoge.“

Der Bürgerschaft wurde befohlen, den Franzosen bis sechs Uhr Früh 25.000 Portionen Brot, 40 halbe Startin Wein, 50 Säcke Reis, 30 Wagen Heu, 100 Säcke Hafer, 50 leere Wagen, 60 angespannte Wagen und 30 Ochsen zur Verfügung zu stellen, widrigenfalls die Stadt angezündet und geplündert würde. Außerdem verlangte Massena, bis Tagesanbruch 18.000 fl. zu erlegen. Die Leobner übergaben noch in der Nacht eine Summe. Die leeren und angespannten Wagen konnten jedoch nicht aufgebracht werden, da kurze Zeit vor-

*) Diesen Aufsatz, der eine richtige Vorstellung gibt von den Drangsalen der Franzosenzeit in der Steiermark, entnehmen wir dem Werke: „Leoben und dessen nächste Umgebung. Historische und topographische Notizen, gesammelt und herausgegeben von Johann List. (Leoben. Georg Schaufler. 1885.) Dieses äußerlich sich so bescheiden gebende Büchlein enthält eine Fülle von interessantem Stoff in knapper, höchst übersichtlicher Form. Eingehendes Studium des Verfassers hat hier dem größeren heimischen Publikum das Wissenswerteste der Geschichte, der Stadt, der Umgebung Leobens, dieser schönen, wohlhabenden und gastlichen Bergstadt, dargestellt. Schon vorstehender Aufsatz gibt Zeugnis von der Klarheit der Behandlung und von der Gewissenhaftigkeit in Betreff der Quellenangabe. — Wie löblich wäre es doch, wenn diese That des Verfassers — er ist Lehrer — bei seinen Collegen Nachahmung fände! Wie Mancher hätte auf seinem Posten Gelegenheit, sich um die Ortschronik, um die Topographie und Volksbeschreibung zu kümmern; das würde ihn seinem Berufe nicht entfremden, seinem Berufsorte aber näher bringen und er würde durch solche Heimatskunde in den Ortsbewohnern die Heimatsliebe beleben; er würde in der an sich dankbaren Arbeit Genugthuung finden für manches Harte seines Standes, und den Geschichts- und Landesforschern wesentliche Dienste leisten. Wir kennen mehrere Volksschullehrer auf dem Lande, die in diesem Fache bereits Ersprießliches geleistet haben. Die Red.

Digitized by Google

her „alle nur immer vorhandene Pferd- und Ochsenbespannung“ von Erzherzog Karl und seinem Gefolge bei ihrem Abzuge in Anspruch genommen worden war.

„Am andern Tag gieng das Lärmen wieder an, besonders weil nicht hinlänglich Brot aufgebracht werden konnte. Der auferlegten Geldcontribution wurde man dadurch los, daß man Soligniac, dem Generaladjutanten Massena's, 100 Ducaten in die Hand drückte. Am nämlichen Tage Abends, d. i. am 8. April, mußte sich der Magistrat mit einigen Bürgern beim General Massena einfinden, welcher im Hause des Herrn Josef v. Eggenwald logierte.“ Der Empfang war schlimm. Der General wiederholte seine Drohung mit der Verschärfung, daß er den Magistrat auf dem Platze erschießen lassen werde; er warte nur mehr bis 9. April. Die Drohung wäre, da „mit den geforderten Brotportionen, leeren und angespannten Wagen nicht aufzukommen war“, verwirklicht worden, wenn sich nicht Soligniac bei Massena zu Gunsten der Leobner verwendet hätte.

Am 7. April war in Judenburg ein Waffenstillstand geschlossen worden. Leoben wurde zum Zwecke der Friedens-Unterhandlungen durch eine eigene Urkunde als neutral erklärt.

Am Morgen des 9. April verließ Massena mit seiner Division die Stadt. Dafür beehrte die Division Angereau Leoben mit ihrem Besuche; sie blieb dort bis zum 27. April. „15 Ochsen. 6000 Maß Wein waren ein für allemal täglich erforderlich. Jeder General verlangte noch besonders Wein. Die Requisitionen an Heu, Hafer und Mehl waren unaufhörlich. In einer einzigen Requisition wurden 30.000 Maß Wein, 600 Centner Heu und 2000 Metzen Hafer verlangt. Man hielt mit den Requisitionen möglichst zurück und wäre Alles zu erfüllen nie möglich gewesen. Auf einmal fiel ihnen hier ein, Backöfen zu bauen; sie verlangten in einer Stunde 40.000 Ziegel und 100 Startin Kalk mit der Drohung, daß sie im Nichteinbringungsfalle die Häuser niederreißen würden, um Ziegel zu erhalten; man trieb also soviel Ziegel und Kalk, als nur möglich war, zusammen, um Gewaltthätigkeiten abzuhalten. So gieng es immer; bald wurde Kaffee, bald Zucker, bald ein Lamm, bald ein Kalb, bald ein Spanferkel verlangt. Schlosser, Schmiede, Zimmerleute, Maurer, Tagwerker standen immer in Requisition; Müller und Bäcker hatten immer die Wachen im Haus. Nebstbei wurde noch überall, besonders auf dem Lande, geplündert. In der Stadt und Vorstadt wurden alle Häuser visitiert und was an Heu und Hafer vorgefunden wurde, in Beschlag genommen. Unter Anderem verlangten sie auch 400 Stück Leinwand für das Spital, wovon sie aber nichts erhielten.“

Stadt und Vorstadt erlitten durch die Franzosen einen Schaden von 70.000 fl.*)

Am 17. April kam im Stiftsgebäude zu Göß ein Präliminarfriede zu Stande, der in der Nacht des folgenden Tages in dem Josef v. Eggenwald'schen (jetzt Ditl'schen) Gartenhause in Mühlthal von den österreichischen Generalen Meerveld und St. Vincent, dem am kaiserlichen Hofe bevollmächtigten königlich neapolitanischen Botschafter Grafen v. Gallo als Vermittler und von dem französischen Obergenerale Buonaparte unterzeichnet wurde.**)

*) Bei diesem Einfalle der Franzosen zeichnete sich Franz Bitterl Edler von Tessenberg, Hofrichter der Staatsherrschaft Göß, durch den Eifer aus, mit welchem er die Amtscasse zu retten wußte, die über 300.000 fl. enthielt. Als Massena der Stadt Leoben eine Kriegssteuer von 20.000 fl. auferlegte, wovon 2000 fl. auf den Bezirk Göß fielen, bewirkte Bitterl durch Vorstellungen an den General, daß dieser Bezirk davon verschont blieb. (Wurzbach: Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterr. 1. Bd.)

**) Napoleon machte Schwierigkeiten. Er sagte: „Meine Herren, wie kommt es, daß der Name Ihres Kaisers immer vor jenem der Republik steht? Eine derartige

Digitized by Google

Zur Erinnerung an diesen Friedensschluß wurde später in dem erwähnten Garten ein einfaches steinernes Denkmal aufgestellt. —

Der Krieg mit den Franzosen brach noch einmal aus; er wälzte sich bis hierher. Am 29. December 1800 schob General Lecourbe, Befehlshaber des rechten Flügels der feindlichen Armee, eine Division unter General Montrichard nach Leoben vor. Diese Truppen hielten die Stadt besetzt; sie zogen erst am 19. März 1801 ab. Leoben wurde eine Contribution von 60.000 Franken (zu 25 kr.) auferlegt, welche aber wegen des inzwischen erfolgten Friedens nicht bezahlt zu werden brauchte.

Im Jahre 1805 war der Krieg mit Frankreich neuerdings zum Ausbruche gekommen. In Steiermark waren die Generale Marmont und Ney mit je einem Armeecorps eingedrungen. Leoben wurde vom 9. November 1805 bis zum 16. Jänner 1806 von den Franzosen besetzt gehalten. Diese forderten 12.000 Souverains'or (160.000 fl.) als Contribution. Diesmal war der Friede von Preßburg Leobens rettender Engel. Doch hatte ein Oberst im Zeitraume von einer Stunde 180 Ducaten (1300 fl. 50 kr. in Bankozetteln) erpreßt.

Am 25. Mai 1809 erreichten die Folgen eines wiederholt unglücklichen Krieges Leoben das vierte Mal. Am frühen Morgen dieses Tages stießen der linke Flügel der französischen Armee unter dem Vicekönige von Italien und das Corps des österreichischen Feldmarschall-Lieutenants Baron Jellachich in der Ebene von St. Michael ob Leoben auf einander. Bald entwickelte sich eine Schlacht, welche bis zum Abende dauerte. Der Kampf zog sich durch Leoben gegen Bruck fort, da die österreichischen Truppen der französischen Uebermacht weichen mußten. Am 26. Morgens hielt Eugen, Vicekönig von Italien, an der Spitze der königlichen Garde mit großem Pompe seinen Einzug in Leoben.*)

Als später eine schwache französische Garnison hier lag und die Feinde auch von Graz abziehen mußten, überfiel am 3. Juli gegen Mitternacht eine Abtheilung österreichischer Husaren, die über den sogenannten „Diebsweg" gekommen waren, unerwartet und rasch die Stadt. Sie nahmen den französischen Brigade-General und zugleich Intendanten von Oberfleier Bouget, zwei Oberste, den Platzcommandanten Delaisse und die ganze französische Truppe gefangen und führten sie sammt der nicht unbeträchtlichen Beute noch in der Nacht nach Graz. Es war jedoch noch das französische Spital in Leoben und man wußte zwei Tage nicht, ob man sich in österreichischer oder französischer Gewalt befund. Bald zeigte es sich aber, daß der gelungene Husarenzug traurige Folgen brachte. Der General Rusca, Commandant eines französischen Corps in Kärnten, erfuhr das Unglück seiner Landsleute. Er schwur Leoben Rache und überfiel am

---

Schrift werde ich nicht unterzeichnen." v. Gallo bemerkte, daß der Kaiser ja ohnehin in einem eigenen Artikel die Republik anerkenne. „Wie," erwiderte Napoleon, der sich gerne reizen ließ, „anerkennen? Der Artikel muß schon deshalb fort. Die Republik steht so sicher, wie die Sonne am Himmel; nur für den Blinden ist sie nicht da." Im Verlaufe der Unterhandlungen erklärte Napoleon: „Entweder die Herren nehmen Alles, was ist, wie es ist, oder wir sprechen nicht mehr von einem Frieden. Bei Verträgen mit anderen Nationen, beginnen Sie da auch mit Ihrer Anerkennung? Wir fordern die gleiche Behandlung; Frankreich und ich erlauben keinen anderen Vorgang." (Pichler: Der Vorfriede von Leoben.)

Diesem Vorfrieden folgte der eigentliche Friedensschluß zu Campo formio.

*) An dem Morgen dieses Tages wurde der Bürgermeister Philipp Edler v. Bißa in Arrest genommen und bis 9 Uhr Vormittag zweimal zum Erschießen hingestellt, weil er dem Feinde die in der Stadt vorhandenen k. k. Magazine nicht verrieth. Der Einzug des Prinzen Eugen rettete ihm das Leben. (Handschr. Nr. 2257 im steierm. Landesarchive.)

Digitized by Google

6. Juli um 10 Uhr Nachts im Sturmschritte die Abends eingetroffenen österreichischen Truppen.

Feindliche, vom Häuselberge nach der Stadt geworfene 24pfündige Haubitzen-Kugeln schreckten die Bewohner Leobens aus dem Schlafe.*) Der Schauplatz des Feuers, Gemetzels, Geheules und der allgemeinen Verwirrung war die Stadt und die Vorstadt Waasen. Die österreichischen Truppen zogen sich gegen Bruck zurück; Rusca folgte. Als aber für die Oesterreicher Hilfe kam, commandierte der französische Befehlshaber sein Corps zum Rückzuge. Um diesen zu decken, ließ er die Brücke, welche die Stadt mit der Vorstadt verband, in Brand stecken. Er dictierte der Stadt eine Strafe von 20.000 fl. und zwang den Bürgermeister Philipp Edlen v. Vissa und den Magistratsrath Franz Ed. Hollara als Geiseln bis Kraubath mitzumarschieren.*) Beide erhielten erst nach vollem Erlage der genannten Summe ihre Freiheit. Am 16. October wurde der Friede bekannt gemacht. Die Franzosen zogen aber erst am 3. Jänner 1810 ab.

*) Von diesen Kugeln werden noch einige in Leoben aufbewahrt.

*) Wegen eines von den feindlichen Commandanten aufgefangenen Briefes, der die Versorgung der österreichischen Truppen mit Lebensmitteln betraf. Vor ihrer Abführung wurden Beide als Spione zum Tode verurtheilt und eine Stunde lang Grenadieren überlassen, welche mit gespannten Gewehren vor ihnen stehen mußten. (Handschr. Nr. 2257 im steierm. Landesarchive.)

Reisebriefe aus dem Norden.

Mitgetheilt von A. Görner.

(Fortsetzung.)

Bergen . . .

Theurer Freund!

Mama und Bertha schlafen. Ich habe mich leise wieder angekleidet und in das Vorzimmer geschlichen, welches zu unserem Logis gehört, um Ihnen schreiben zu können. Nachricht von Ihnen hoffe ich auf der Post in Kopenhagen vorzufinden. Die ganze Zeit schon freue ich mich darauf. Ist doch unsere Correspondenz der einzige Trost für mich, seit wir in E. bei der guten Tante Auguste, wo wir uns kennen und lieben lernten, Abschied nahmen.

Sie sehen, Ihre Angst, die Reise könnte mich Ihnen entfremden, war überflüssig, wenn Sie auch in Bezug auf Willi Recht hatten. So harmlos derselbe zuhause war, so decidirt, ja fast keck, tritt er, seitdem wir reisen, mit seiner Couramacherei hervor und mir bleibt nichts anderes übrig, als seine Blicke, seine bedeutsamen Worte unbemerkt zu lassen und jedes Alleinsein mit ihm zu vermeiden. In Berlin gieng das noch ganz gut, aber hier auf Rügen, wo wir so viel durch die herrlichen Wälder und am Meeresufer wandelten, ward es immer schwerer. Als ich mich am Königsstuhl in Stubben-Kammer ganz entzückt beim Anblicke der See über die Brüstung lehnte, da fühlte ich mich plötzlich umfangen und von seinen Armen

Digitized by Google

festgehalten. Entrüstet riß ich mich los und entgegnete, auf seine Entschuldigung, er habe gefürchtet, ich möchte hinabstürzen — daß wohl die Barriere, die so vielen Menschen Schutz gewährte, auch meine Last tragen könne.

Darauf zog er sich gekränkt zurück und widmete seine ganze Aufmerksamkeit meiner Schwester, die ihn aber nur dazu benützte, einige unbesonnene Streiche auszuführen. So hatte sie ihn dazu vermocht, mit ihr zum Strand hinab zu steigen, um nach Muscheln und Versteinerungen zu suchen und die Wellen heranbrausen zu sehen. — Ein großer Felsblock ragte aus dem Dünensande heraus von einzelnen besonders großen Wellen bespült.

Das tolle Mädchen zieht Schuhe und Strümpfe aus und stellt sich, ihr Kleid emporraffend, auf den Stein, um wie sie sagte, die Füße in der Ostsee zu baden. Willi warnt sie, aber umsonst. Bei jeder Welle, die sie erreicht, jauchzt sie laut auf, plötzlich gleitet sie ab und liegt im Wasser.

Zwar war keine Gefahr dabei, aber naß war das übermüthige Ding vollständig und Mama außer sich darüber. Indessen gieng Alles ohne unangenehme Folgen ab und wir wanderten lustig und wohlgemuth gegen Abend an den Hertha-See. Dort vergaß ich Alles, Willi's Keckheit und Bertha's Unfall. Nur Eines dachte ich: Wenn Sie, mein Freund, das mit ansehen — den Eindruck mit empfinden könnten! Der stille See, der Wald ringsum, der von einem grünen Wall umgebene Hain, die „Herthaburg" genannt, und der Anblick, den man von oben, auf die mit Segeln reich bedeckte Ostsee genießt; das Alles lullt in eine jener Stimmungen ein, wo jedes gesprochene Wort eine Störung scheint und man nur Hand in Hand mit dem Geliebtesten dastehen möchte und bewundern. Leider war es jedoch nichts weniger als still, als wir jene Bank erreichten, von wo man die Sonne hinter Arkona, dem nördlichsten Punkte der Insel — in's Meer sinken sieht. — Sowohl unsere Gesellschaft selbst als auch andere, zum gleichen Zwecke hergekommene Menschen, erschöpften sich in Ausrufen der Bewunderung und im Darthun ihrer Kenntnisse in der nordischen Götterlehre. Die Einen erzälten von den Opfern, die man hier der Göttin der Fruchtbarkeit brachte, die Anderen von dem Gottesurtheil, dem man eine Herthapriesterin unterwarf, deren Schuld ein Stein im nahen Walde auf dem sich beim Ueberschreiten ein großer und ein kleiner Fuß ausdrückte — bezeugt. Bertha that sich ganz besonders hervor, indem sie erzählte, wie alljährlich die Göttin im Frühlinge ihren Wagen bestieg und unsichtbar die ganze Insel durchzog, bis sie, zum Hertha-See zurückgekehrt, verschwand und der Wagen von Sklaven in den See versenkt wurde, die, nachdem sie diese That vollbracht, ebenfalls in das Wasser geworfen wurden. Alle diese Geschichten schwirrten mir um den Kopf und ich hätte viel darum gegeben, hier allein sein zu können. Den nächsten Tag wanderten wir drei Stunden lang durch die herrlichsten Buchenwälder, hügelauf, hügelab, — immer in der Nähe der Küste uns haltend — nach Bad Saßnitz. Während Onkel und Mama dort Rast hielten, streiften wir Jungen in dem Dorfe herum, welches ein seltsames Gemisch von ärmlichen Fischerhütten und villenartigen Banten ist, und besuchten die Bader unten am Strande. Auf dem Rückwege kamen wir an einem Bernsteinladen vorbei, wo Willi es sich nicht nehmen ließ, uns Beiden Armbänder zu kaufen. Ich nahm das meine nur ungern an, Bertha aber war entzückt, besonders als der Verkäufer mit geübter Hand, das Wort „Rügen" hineingravirt hatte.

Das Bad war nur spärlich besucht — die eigentliche Saison beginnt erst

Digitized by Google

im Juli und August. Wenn die Hochsommersonne überall das Grün, das ihre Frühlingsschwester hervorgezaubert, versenkt hat, dann ist die Zeit für das meerumspülte Rügen gekommen, das mit seiner frischen Seeluft und seiner üppigen Vegetation, Herz und Auge ergötzt. — Dann bevölkern sich all' die kleinen Bäder und Städtchen und überall an den Touristenstationen wimmelt es von Fremden, welche, gleich uns, sich an den Naturschönheiten und dem Nimbus erfreuen, in den das sagenreiche Eiland sich hüllt. Mit geheimem Schauer sieht man mitten in wogenden Feldern, die Hügel sich erheben, die man Hünengräber nennt. Sie bargen einst die Gebeine des Riesenvolkes, das die Insel bewohnte, sind aber jetzt längst geplündert und ihr Inhalt im Museum zu Stralsund zu finden. Aeußerlich aber schonte diese Stätten der Pflug und bepflanzte sie mit Bäumen und Gebüsch die gegenwärtige Generation. Ueberall bei unserem Zuge zu Wagen und zu Fuße stießen uns diese Gräber auf.

Von dem Thurme des dem Besitzer von halb Rügen, dem Fürsten von Putbus gehörigen Jagdschlosses Granitz, sowie vom Thurme Rugard bei Bergen, genossen wir einen Ueberblick des fruchtbaren, meist lieblichen Eilandes, das mit seinen, von zahlreichen Bodden oder Buchten ausgehöhlten Ufern, seinen Halbinseln und Nebeninseln wie ein Polyp aussieht. Zuweilen führt nur ein schmaler Damm zwischen zwei Bodden hindurch und verbindet ein ganz schmaler Erdstreifen die Halbinseln mit dem spinnenartigen Körper Rügens.

Eine solche Halbinsel ist auch Mönchguth, von dem man uns so viel Seltsames erzählte, daß wir beschlossen, es aufzusuchen. Die Einwohner freie Bauern, haben ihre alte Sprache (plattdeutsch), Sitte und Tracht bewahrt. Letztere besteht bei Männern in weiten Leinwandhosen, hohen Stiefeln darunter und Jacken mit Goldknöpfen. Der weibliche Theil, so jung als alt, trägt faltige Röcke, Jacken mit gesticktem Latze und hohe schwarze Hauben, die den Kopf ganz einschließen und nur vorn mit einem weißen Streifchen oder einer Spitze versehen sind. Bei kleinen Mädchen sieht nur vorn, oder der Stirn ein Büschelchen Haare heraus, aus welchem die erwachsenen Jungfrauen eine mehr oder minder starke Locke bilden, die aber bei der Frau gänzlich unter der Haube verschwindet, während die Witwe, wenn sie heiratslustig ist, dieselbe wie eine Anzeige, daß ihre Hand wieder zu vergeben ist — vom Neuen hervorsteckt.

Willi und Bertha interessirten sich außerordentlich um diese Details und der Erstere erfuhr sogar allerlei über die Art, wie auf Mönchguth gefreit wird. Das Mädchen, das gern wissen möchte, wie sie d'ran ist, breitet, wenn sie dem von ihr Erwählten begegnet, ihre Schürze über einen Stein; hebt er sie auf, dann liebt er sie, läßt er sie liegen, heißt das: ich mag Dich nicht. Ich meinte, ich könnte eine solche indiscrete Anfrage nicht gut heißen — hier findet man jedoch nichts Unzartes in solcher Sitte.

Wenn der Mann freit, erzählte Willi, geht er mit der Pfeife zu seinem Mädchen und bittet es um Feuer. Tritt dasselbe ihm willfährig damit entgegen, dann ist alles in Ordnung; reicht sie es von Ferne, so heißt das: Ich möchte schon, aber die Eltern sind dagegen. Gibt es gar kein Feuer, trägt er einen Korb nach Hause.

Ich glaube fast, daß mein Herr Cousin gleich darauf eine Probe machen wollte, denn er bat mich, seine Cigarre hinhaltend, um ein Streichhölzchen. Ich errieth seine Absicht und that, als hätte ich es gar nicht gehört. Bertha aber gieng in die Falle und entzündete ganz gutmüthig ein Hölzchen für ihn.

Willi sah sie groß erstaunt an, und wußte nicht, was er sagen sollte;

Digitized by Google

unser Backfischchen aber ahnte nicht einmal, was in ihm vorgieng.

Doch die Zeit vergeht, die Uhr der nahen Kirche schlägt die zwölfte Stunde ich muß schließen, wenn ich nicht ertappt werden will.

Das kleine Bergen, die Hauptstadt der Insel, mit seinen netten bescheidenen Häuschen, liegt im tiefsten Schlafe. Morgen verlassen wir es, sowie die grüne Insel, die mir wie ein Märchen erschien.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und hoffen wir, daß es Ihnen gelingen wird, die versprochene Stelle zu erhalten, damit ich bald offen vor aller Welt mich bekennen darf als Ihre treu ergebene Ida.

* * *

Stralsund . . .

Lieber Spezi!

Als wir das letzte Glas Champagner auf mein glücklich zurückgelegtes Examen tranken, sagtest Du mir: Wenn Dir Deine Courmacherei Zeit läßt, so gib mir Nachricht über die Fortschritte, die Du damit gemacht hast. — Obschon nun die Letzteren noch nicht groß sind, d. h. noch zu keinem entscheidenden Resultat geführt haben, benütze ich doch diese einsame Abendstunde, um mit Dir zu plaudern und Dir zu sagen, daß ich mich, trotz der Sehenswürdigkeiten Berlins, trotz der romantischen Wälder und Kreidefelsen Rügens — ja sogar trotz der Gesellschaft meiner beiden Cousinen, oft recht herzlich nach Dir und unseren lustigen Abenden gesehnt habe.

Du würdest staunen, wenn Du sähest, wie solid Dein Pylades auf dieser Reise lebt. Aber wie kann das auch anders sein? Immer unter den acht Augen meiner Angehörigen, denen ich als Galopin, Führer und Shawlträger diene, verbringe ich meine Tage mit Schauen und Bewundern und sinke müde und abgespannt jeden Abend in ein anderes Gasthofbett. Heut' ist es zur Abwechslung eine Koje mit schmalem Lager, die mich erwartet; denn wir haben bereits das Schiff bestiegen, welches uns nach Kopenhagen bringen und bei Tagesanbruch Anker lichten soll. — Unsere ganze Reisegesellschaft hat sich bereits zurückgezogen.

Alles hat die größte Angst vor der Seekrankheit, nur Bertha nicht, die sich auf die große Schaukelei freut. Na wohl bekomms. Was mich betrifft, so glaube ich mich seefest; meinen armen Alten jedoch habe ich noch nie in solcher erbärmlichen Angst gesehen, wie heut' Abend.

Zuerst wollte er gar nichts essen, dann aß und trank er, auf Anrathen des alten jovialen Capitäns, der ihn auslachte — alles, was zu haben war. Seine einzige Hoffnung ist, daß es ihm gelingen werde, fest einzuschlafen, eh' das Schiff sich in Bewegung setzt. — Vielleicht gelingt es ihm auch, denn des heutigen Tages Last war groß.

Morgens in der kleinen Hauptstadt Rügens erwacht, gieng's auf den Miniatur-Bahnhof, von wo wir nach „Alte-Föhr" befördert wurden. Dort wartete der Ueberfuhr-Dampfer, der uns über den Strelasund hinüberbrachte. Die alte Festung Stralsund, die im Jahre 1628 dem Wallenstein so tapfer widerstand, wurde natürlich durch und durch besichtigt. Jeder alte Thurm, jedes Giebelhaus, das wohl einst zur Zeit der Hansa viel werthvolle Waaren geborgen hatte, wurde bewundert. Das alte Gerümpel von Rathhaus mit seiner neuen Giebelmauer, die sich wie eine spanische Wand an der Fronte erhebt, und die beiden großen Kirchen erfreuten sich ebenfalls unserer besonderen Aufmerksamkeit. In den Letzteren fielen mir die verschlossenen, ringsherum befindlichen Begräbnißstätten auf, an deren Thüren mitunter welke Kränze hiengen, zum Beweise, daß auch noch die jetzige Generation Angehörige darin begraben hat.

Digitized by Google

Wenigstens meinte ich so. Als ich jedoch eine der Thüren öffnete, erblickte ich statt Särgen und Altären allerlei Maurerwerkzeuge, die man hier geborgen hatte, und in einem zweiten Grabgewölbe alte Tragbahren und sonstiges Kirchengerümpel. Der Küster, der uns führte, ward etwas verlegen und meinte, diese Grüfte gehörten bereits ausgestorbenen Familien. Bertha, der kleine Blaustrumpf aus dem Lyceum, die für Schill, den voreiligen Freiheitskämpfer, schwärmt, verfolgte seine Spur mit eiserner Consequenz. Wir mußten nicht nur die Fährstraße aufsuchen, in welcher ein Stein die Stelle bezeichnet, wo er fiel, sondern auch sein Grab, auf dem Friedhofe in der Kniepervorstadt. So wurde es ziemlich spät, eh' wir hier an Bord des „König Oskar" ankamen, wo ich schon früher die Plätze zur Ueberfahrt hatte bestellen müssen.

Wäre ich sentimentaler als ich es bin, und der Abend weniger kühl, ich würde am Verdeck geblieben sein. So zog ich es vor, hier in dem kleinen, bequemen Eßsalon, der ganz leer ist, mein Schreibzeug herauszuziehen und Dir zu schreiben da ich — Gott weiß warum, so aufgeregt bin, daß ich gewiß nicht so bald werde schlafen können. Wenn nur die Mädchen wenigstens mit mir aufgeblieben wären — ja selbst das kleine, boshafte Ding, die Bertha, wäre mir willkommen. Uebrigens meint sie es mit ihren Neckereien nicht ernst und ich habe Grund zu glauben, daß ich ihr gar nicht gleichgiltig bin, das habe ich auf der ganzen Reise und besonders auf Rügen gemerkt. — Auch ist sie recht nett; wenn ihr nur nicht in dem verwünschten „Lyceum" so viel unnöthiges Zeug in den Kopf gepfercht worden wäre, was ja ein Mädchengehirn nun und nimmermehr verarbeiten kann.

Wozu auch? Da lobe ich mir Ida. Die hört immer ganz andächtig zu, wenn ich ihr etwas erkläre. Nur ist sie ein wenig zu sentimental. Sie hat eben schon ihr Herz entdeckt; wenn ich nur wüßte, ob ich — doch das erfährst Du beim Wiedersehen mündlich von Deinem alten Freunde und Collegen

Willi.

NB. Meine Wette, als verlobt heimzukehren, gewinne ich jedenfalls.

* * * [illegible]ehme
[illegible]h

Kopenhagen . . .

Meine liebe gute Alte!

Da wären wir, aber ach — nach welchen Strapazen, nach welchem Elend! Ich hatte nur zu recht, als ich mich vor der Seefahrt fürchtete. Der alte Seebär von Capitän hatte gut lachen — er hat mit der See schon eine so lange Bekanntschaft, daß sie ihm gar nichts mehr anthut.

Aber ich — wer kann denn von ihr fordern, daß sie mich berücksichtigt.

Abends, als das Schiff noch so hübsch stille stand, da war es freilich noch recht schön die glänzende Fläche anzuschauen, aber ich mißtraute ihr so sehr, daß ich mich bei Zeiten zurückzog und meine Koje aufsuchte. Dort machte ich es mir recht bequem, deckte mich mit Plaid und Decke zu und bat Gott, mich nur recht fest einschlafen zu lassen. Nur diese Nacht schlafen dachte ich — dann will ich gerne zwei andere durchwachen. Es währte auch nicht lange und die Ermüdung, für welche ich tagsüber systematisch gesorgt hatte, that ihre Schuldigkeit. — Plötzlich aber erwachte ich über ein gewaltiges Gepolter und Getrappel oder mir; die Schiffsleute liefen hin und her, der Capitän erhob seine Stentorstimme, die Maschine begann schnaubend neben mir zu arbeiten, und unter mir riß sich mit Geschabe und Gekrache der Anker los. Das Schiff setzte sich in Bewegung.

Digitized by Google

Wie beneidete ich Dich, liebe Alte, die Du in diesem Augenblicke ganz ruhig in unserem Alkoven lagst; — wie vollkommen begriff ich sogar Deine Antipathie gegen das Reisen überhaupt, und wie schalt ich mich einen Thoren, daß ich mich auf diese Seefahrt eingelassen hatte. Der Gedanke, daß ich nun und nimmermehr aussteigen könne, daß ich der Willkür des Meeresgottes und des lustigen Verhöhnenden Capitäns überlassen war, daß Niemand mir zu helfen im Stande sei, war mir fürchterlich.

„Einschlafen, ach einschlafen", so seufzte ich, während ich bereits eine gewisse Flauheit verspürte, die mich das Schlimmste ahnen ließ. Ich drückte die Augen zu, um wenigstens nichts zu sehen; das Hören und Fühlen konnte ich leider nicht vermeiden. Da war mir, als käme Jemand hereingewankt. „Willi bist Du es?" fragte ich. Ein dumpfes Stöhnen und ein undefinierbarer Ton gab mir Antwort, und als ich die Augen aufriß und unseren Jungen sah — da brach es auch bei mir los. Ich schaudere noch jetzt, wenn ich an uns Beide denke, in der fürchterlichen Nacht. — Und zu wissen, daß man zurück muß, über die Ostsee!

Wie oft hatten wir dies Ungeheuer, als es so glitzernd und still vor uns lag, von Rügen aus bewundert; und die Ostsee soll auch noch sanfter sein, als ihre Schwester die Nordsee. Danke schön; jedenfalls bekömmt mich die Letztere nie zu sehen. Doch Alles nimmt zum Glück ein Ende. Durch die kleine Lucke sah ich, so oft ich mich erheben mußte — die Sonne durchschimmern, Leute giengen an unserer Koje vorüber, ich hörte meiner Schwester Stimme und Bertha, das naseweise Ding kam an die Thüre und fragte ganz naiv, ob wir nicht auf's Verdeck kommen und uns die schwedische Küste anschauen wollten. Willi stöhnte und ich rief mit Anstrengung ein donnerndes „Nein".

Als es aber uns immer lebhafter wurde, erhob sich Willi, blaß wie ein Leintuch und sagte: „Ich glaube — wir müssen — nun doch aufstehen." In der That gieng es langsamer, ruhiger und bald darauf stand die große Schaukel still.

Wie ich mit Willi auf's Verdeck hinauf kam, weiß ich nicht recht, nur wie im Traume sah ich die Damen schon mit ihren Reiseeffecten beladen dastehen und erblickte den lachenden Capitän, dessen Anblick mich so empörte, daß ich ihn, weiß Gott wie gern, eine Ohrfeige gegeben hätte.

Schwester Marie und Ida, sahen wohl, wie es um uns stand und nahmen mitleidsvoll auch unsere Sachen in ihre Obhut, aber Bertha, der abscheuliche Kobold, lachte aus vollem Halse über den armen Willi, der es nicht wagte, den Mund aufzuthun. Dem Zuge folgend, betraten wir den festen Boden Schwedens. Ach wie beneidete ich die Passagiere die — hier bleiben konnten! Wir Armen mußten gleich wieder auf die verwünschten Planken eines anderen Schiffes. Dort erklärte ich, auf dem Verdecke bleiben zu wollen — ärger konnte es mir ja doch nicht ergehen als unten.

Und das war gut. Der Anblick des Ufers hatte so viel Tröstliches; wir fuhren in den Sund ein, wo man überall am Horizonte den dunklen Streifen von Ferne sehen konnte. Auch zerstreute mich das Gespräch der Passagiere, der Anblick der Schiffe, die immer dichter uns entgegen und nach kamen. Endlich bekam die Küste an einer Stelle — Ecken und Kanten, die sich zu Thürmen und Häusern entwickelten. Eine große Kuppel überragte das Häusermeer und drei goldene Knöpfe erglänzten in der Sonne, die so friedlich Land und See beschien, daß mir, nachdem mich ein förmlicher Frost geschüttelt, ihre Strahlen unendlich wohl thaten.

Digitized by Google

„Kopenhagen!“ rief Alles freudig aus, als sich die Hauptstadt Dänemarks immer weiter am Ufer ausbreitete. Einzelne Vorwerke des Hafens wurden passiert, es währte aber noch eine ziemliche Weile, ehe wir in den letzteren einfuhren und vor dem Manthhause landeten. Mit welch' wonnigen Gefühlen ich diese Baracke betrat! Mochten sie in meinen Koffern wühlen, so lange sie wollten; ich saß auf einer Kiste und freute mich darüber, daß sie so fest stand; Willi, der sich die ganze Zeit, weiß Gott wie, unten in seiner Koje beschäftigt hatte, kam nun auch wieder langsam zu sich und that, der Teufelsjunge, als wäre er immer fesch gewesen.

„Aber Willi, wie konntest Du nur so lügen?“ fragte ich ihn, als wir es uns im „Kongen af Danmark“ auf unserem Zimmer bequem machten. „Aber Papa, ich werde doch der kleinen Krabbe, der Bertha, nicht den Triumph gönnen. Warum fragte sie so boshaft, wie ich mich befände?“ „Nu, nu, es ist ja doch keine Schande, die Seekrankheit zu haben“ meinte ich, „wer kann für seine Natur? Ich gestehe es ganz offen, daß ich ganz jämmerlich von ihr heimgesucht worden bin.“ Freilich, setzte ich in Gedanken hinzu, hatte ich mich nicht wie Du, früher gerühmt, seefest zu sein.

Heut', nachdem ich geschlafen wie ein Murmeltier, freue ich mich nun doch hier zu sein und nehme mir vor, mir den Aufenthalt, durch keinen Gedanken an die Rückreise zu verbittern.

Im Hotel sprechen Kellner und Portier deutsch, man ißt hier sehr gut in dem kleinen Speisesalon neben dem Lesezimmer, unten ist ein Wiener Kaffeehaus wie in Berlin — demnach sind die Auspicien ziemlich gut.

Adieu, liebe Alte. Erwarte keinen keinen weiteren Brief mehr, sondern nur noch die Rückkehr Deines ewig treuen Alten.

(Schluß folgt.)

Venezianer Eindrücke.

Eine Skizze von Josef Poberuig.

Die Bora, diese furchtbare Tochter des Karstes, fährt pfeifend durch Masten und Takelage des Schiffes, das vom Hafendamm sich loslöst und hinauseilt in die schwarze Einöde. Mit wachsender Erregung hebt Okeanos seine Riesenbrust und die Flut giebt mit gewaltigen Athemzügen, deren jeder den Rumpf der Nußschale erzittern macht, ihr geheimnisvolles Leben von sich. An den Wänden empor lecken die weißschäumenden Wellen und fallen wieder zurück in ihr unergründliches Grab. Wie ein Schlangenungethüm windet sich der dunkle Leib der See. Ihre Wogenringe bringen uns Grüße von dem fernen Gestade, von jenem, das wir hinter uns ließen, wie von dem andern, dem wir zustreben. Den Himmel deckt finsteres Gewölk, welches des Mondes bleiches Silberlicht nicht durchschimmern läßt. Draußen in der Heimat, im Kranze die Alpen, bellt wohl der Fuchs heiser in die Osternacht hinein und wird dann verscheucht durch die auf den Höhen aufflammenden Freudenfeuer und den Schall der Jubelschüsse, die weithin künden sollen über Berg und Thal, daß der Heiland auferstanden und der Oster-

Digitized by Google

morgen nahe sei. Um uns her ist es dunkel. Kein Lichtlein erhellt die Wolkennacht. Fast befällt uns ein beklemmendes Gefühl, das erst vor dem grauenden Tage weicht. Mit seinem Werden zugleich ist der Sturmwind verstorben. In der Ferne taucht aus den Wässern ein grauer Streifen auf, näher und näher in den Gesichtskreis tretend, endlich voll erkennbar als eine Masse von Häusern und Thürmen. Venezia!

An dem Zollhaus geht es vorbei nach kurzer Rast durch die Canäle. Das Schiff hält genau den durch Pfähle vorgezeichneten Cours ein; denn Untiefen drohen hie und dort. Mit übernächtigen Gesichtern erscheinen die Reisenden an Bord und starren verwundert das Bild an, das vor den schauenden Blicken größer und schöner sich aufrollt. Venezia, la bella! Rasselnd und ächzend stürzt der Anker in die Tiefe und beißt sich am Grunde fest — wir liegen gerade vor der Piazzetta, von deren Steinufer die Gondeln pfeilschnell herbeischießen. Geschrei auf allen Seiten, wie auf einem prosaischen Festlandsbahnhof mit seinen Packträgern und Fiakern. Feilschende Gondeliers und zeternde Fremde — es geht um einen Pappenstiel, um etliche Soldi — und das Alles im Anblick des würdigen Dogenpalastes. Noch ärger wird's. Wir stoßen an die Riva, eine Mente zerlumpter Gestalten umringt uns, Leute von sechs bis sechzig Jahren, auch darunter und darüber, Kinder und Greise. Sior, per la carità — Sior, un soldo — Sior, mi gho fame! Hunger also, Hunger! Wo der unermeßliche Reichthum, mit dem die Venezianer prunkten? Wo das Gold, das sie mit vollen Händen auswarfen? Was frommt den Nachkommen jenes Gold, was ist ihnen die große Vergangenheit Venedigs, sie leben in der Gegenwart, und diese ist Armut! Und jetzt, nach den Tagen, da die Cholera im Süden gewüthet, gibts noch mehr Hunger als je. Die anwesenden Fremden flohen vor dem Schreckgespenst und die jährlichen Besucher blieben daheim. Sie wollten dem furchtbaren Gast nicht in die Arme laufen. So blieb auch das viele schwere Geld aus, welches die Foresteri sonst nach Venedig brachten, die so leicht anzubetteln sind. Die Gondeln schaukelten melancholisch auf den Lagunen, und deren Besitzer schlichen trübselig umher, die Gasthöfe standen leer, sogar der Marcusplatz war vereinsamt und verödet. Eine schlimme Zeit — Grund genug, nachträglich desto eifriger zu betteln unter dem Löwen von Sanct Marcus, der nicht minder blutdürstig ehemals gewesen, wie es seine Verwandtschaft heute noch ist. Der Fremde, den angeborne Gutmüthigkeit eine Geberde nach der Hosentasche machen läßt, wird die lästige Schar nicht mehr los. Sie umschwärmt ihn mit frecher Zudringlichkeit unter den hohen Säulen, zwischen denen so mancher hochgeborne Vorfahr' sein Leben lassen mußte.

Der Marcuskirche fließt der Hauptstrom der Waller zu. Sie ist zu jeder Tageszeit erfüllt von Neugierigen, die von fern gekommen sind, die Wunder der Lagunenstadt anzustaunen. Zu prächtig fast, zu überladen erscheint dem nüchternen, an Einfachheit gewöhnten Auge die Basilika des heil. Marcus und seltsam contastriert ihre Farbenpracht mit der Düsterheit der Kolossalbauten gegenüber, der Procuration. Das Prunkwerk mit seiner orientalischen Detailgliederung, mit der großartigen Menge von Säulen, mit der herrlichen musivischen Ausstattung im Innern vergegenwärtigt noch in unseren Tagen die Weltmacht der Republik. Aber während es damals, vor Jahrhunderten, wenigstens ein Staatstempel war, ist es heute nur mehr ein Schaustück, das man ohne Andacht, mit den Augen der Neugier betrachtet. Wir sehen uns überall um, ob nicht der Pförtner sich nähere und den Eintrittsschein gegen Erlag des Obolus überreiche, auf daß wir ungehindert unsere Schau-

Digitized by Google

luft befriedigen könnten. Und drinnen auf den welligen Fliesen meint man mit dem Fuß ein Grabesniedernngen zu treten; es sind doch nur Einsenkungen, die im Laufe der Zeiten sich gebildet. Da merken wir, daß das Fundament Venedigs kein sicheres ist. Ein Erdstoß nur, in jener Kraft, mit welcher er vor beinahe 2000 Jahren an den Grundmauern Pompeji's gerüttelt — und Venedig hat aufgehört zu sein. Versunken ist dann all' die Pracht, all' die Herrlichkeit und Schönheit, und wo einst Tausende und aber Tausende auf Marmor gewandelt, pflügt vielleicht ein Kahn die trägen Wasser. Wie Vineta mag Venedig dann fortleben im Liede auf immerdar.

Eintöniger Gesang feister Priester hallt durch den weiten Raum; behäbig, in ihren violetten Röcken sitzen sie in den reichgeschnitzten Stühlen und leiern gedankenlos die üblichen Gebete herab. Die breiten Gänge sind zu beengt für die Menge der Fremden. In den Bänken kauern fromme Beter. Als ob man beten könnte in diesem Prunkgemach! Durch die Rundbogen der Kuppeln dringt spärliches Licht und bricht sich an den Marmorflächen. Unheimliche Dunkelheit herrscht in der gewaltigen Halle. Hinaus! Hinaus! in's Freie, in die gesunde Natur. Rasch sind wir an der Landungsstelle der Lagunendampfer und schon fahren wir an der riva degli Schiavoni und den giardini pubblici mit ihren grün herübernickenden Büschen vorbei zum Lido. Was ist der Lido? Ich weiß es nicht! Vielleicht doch und kann's nur nicht in Worte kleiden. Die Reisehandbücher sagen von einem langgestreckten Streifen Landes mit schönem Meerbad. Nun, wenn Ihr nach Venedig kommt, so vergesset nicht den Lido aufzusuchen. Es badet sich da wunderschön, wie ich es selbst zur sommerlichen Zeit erprobt. Aber mir ist der Lido mehr! Ich lernte dort wieder beten, so beten, wie ich's vor Zeiten als Knabe gethan. Damals betete ich zur Gottesmutter, die mein kindlicher Geist in dem lieben Mütterlein verkörperte; damals flehte ich feuchten Auges, es möge recht lange bei mir weilen und den wilden Knaben mit sorgsamer Hand auf dem rechten Wege weiterführen. Das Mütterlein hat meine Bitte nicht erhört. Es ist von hinnen gegangen, früh, zu früh! Ob das Kind auf dem geraden Pfade sich erhalten, ob es in der Richtung weitergepilgert, die ihm angedeutet worden? Chi sa? Das Beten hat es verlernt. Man schalt den heranwachsenden Knaben oft einen Gottlosen, einen Abtrünnigen, ohne daß er anders wurde, ohne daß er, dem Geheiß der Bigoterie gehorchend in die silber- und goldstrahlenden Gebäude, die man nicht dem Herrn, wohl aber sich selbst errichtet aus lauter Eitelkeit, eilte und dort mechanisch leere Formeln über die Lippen gleiten ließ. Auf dem Lido aber fand ich ihn wieder, den Glauben, dort empfand ich die Nähe des Schöpfers, des Erhabenen, des Mächtigen, der unsere Geschicke lenkt; dort im Anblicke des brausenden Meeres betete ich inniger denn je zuvor und wie ehedem mein Mütterchen mir zur Seite gestanden, war es nun ein theurer Freund edlen Herzens, den ich als Knabe lieb gehabt, in der Sturm- und Drangperiode mir aus den Sinnen geschlagen, jetzt aber wieder gefunden und ganz so gefunden habe, wie ich ihn mir die Jahre der Trennung hindurch gedacht. Er hörte meinen Rath, ich hieng an seinen Blicken, die so treuherzig wie einst, mir, dem Aelteren entgegenstrahlten. Das Toben der aufgeregten See klang uns wie eine Engelshymne. In übermüthigen Sprüngen tanzten die Wellen heran, jede die andere überhüpfend und doch sich mit ihr vermengend, bis sie zu unseren Füßen zerstäubten in weißem Schaum. Stunde um Stunde verrann, Arm in Arm wanderten wir im weichen Küstensande. Immerfort

Digitized by Google

stürmte und brüllte die unendliche Flut mit ihrer Donnerstimme und das nachtschwarze Gewölk, das keinen Sonnenstrahl durchließ, als sollte er die dräuenden Wasser nicht küssen mit seinem Glutenmunde, gab die Staffage dazu. Die unansehnliche Osteria mit anheimelndem Pergolo, wo sich die ungehinderte Sicht auf Stadt und Lagune darbietet, nahm die Freunde gastlich auf. Der rothbärtige Wirt mit dem Judasgesicht brachte goldglänzenden vino del monte und da wir mit den Gläsern anstießen, that es einen wundersamen Klang. Schon irrisierte auch ein Strahl der obsiegenden Sonne im Glase und brach sich im funkelnden Weine — das Tagesgestirn hatte gesiegt und freute sich nun mit uns. Bei der Heimfahrt schaute die Lagune hier tiefgrün, dort blauschwarz mit ihren Millionen Augen zum Himmel empor.

Die Büsche der giardini pubblici und die Front der riva degli Schiavoni spiegeln sich in der Tiefe wieder. Venedigs stolzeste Bauten bieten den Rahmen zu dem eigenartigen Bilde, in welchem die buntesten Fischer- und Schiffertypen, unzählige Gondeln mit ihren langen Schnäbeln und kriegerische Schiffskolosse an uns vorüberziehen. Auf der Riva pulsiert volles Leben, echtes Venezianer Leben mit seinen Eigenheiten und Ausartungen. Riva degli Schiavoni! Seltsamer Name, seltsam hier, wo die italienische Zunge die Oberhand hat. Auch dieser Name gemahnt an Venedigs gesunkene Macht, gemahnt an jene Zeit, in welcher die Republik Herrin in Dalmatien war, wo die Hilfstruppen angeworben wurden, die so manchen Sieg erfechten halfen. Wo einstens die schweren Taktschritte der Söldlinge dröhnten, eilen heute flotte Kerntruppen leichtbeschwingten Fußes dahin in ihre Kasernen, deren Risse und Sprünge mit eisernen Klammern zusammengehalten werden müssen. In den Fenstern erscheinen braune Köpfe mit schwarzen Schnurrbärtchen, deren Besitzer dem Geklapper der leichten Holzpantöffelchen lauschen. Es sind gar zierliche Gestalten, diese Venezianerinnen, wie sie mit ihren Pantöffelchen dahinhuschen, das Pflaster flüchtig berührend und ganze Ladungen verheerenden Geschosses aus ihren Feueraugen zu den Marsföhnen hinaussendend. Und doch empfindet der Fremde fast peinlich den Mangel wirklich schöner Frauen in Venedigs Bereich. Nirgends tritt uns der reine, unverdorbene Typus der Venezianerinnen entgegen, es sei denn in den istrischen Küstenstädtchen, wo das Weib die eklige Schminke und den staubigen Puder kaum kennt und seinem Antlitz die ursprüngliche Reinheit getreulich erhält, sich zur Ehre, Anderen zur Freude. In Venedig aber dominiert unstreitig eine Fülle blühender, fremder Mädchengestalten, besonders jener aus deutschen Landen, all' die Gretchen, Dornröschen und Rothkäppchen mit ihrem üppigen, wohlthuenden Blond und den frischen gesunden Farben im sonnigen Gesichte.

Dort staut sich die Menge. Eine kreischende Stimme übertönt das Summen und Surren; es ist eine Wahrsagerin, ein altes häßliches Weib, wie eine von Macbeth's Hexen, mit zahnlosem Munde. Für wenige Centesimi erschließt es die Zukunft, wobei es mit der Vergangenheit und der Gegenwart auf ziemlich gespanntem Fuße lebt. Wenigstens muthmaßen wir dies aus einer überschwenglichen Schönheitshymne, welche das Weib einer verblühten Jungfrau vordeclamiert. Diese Letztere ist längst über jenes Alter hinaus, das in der Kirchensprache das canonische genannt wird. Die Zuhörer kichern, Scherzworte fallen, die mehr als vierzigjährige Schöne aber kehrt sich nicht daran, sondern lächelt mit schämiger Glückseligkeit und schenkt der Prophetin unverbrüchlichen Glauben. Mit dem Gekreisch der Alten, deren Lunge bewunderungswürdig erscheint, har-

Digitized by Google

monieren die Jammertöne einer lebensmüden Guitarre. Ein wandernder Minnesänger klimpert auf den abgegriffenen Saiten. Sein Tenor ist einst prächtig gewesen, herzberückend, doch ist's lange her, und so sehr der Troubador sich Mühe gibt, er kommt mit Ausnahme einiger „Gicksер" kaum über das Parlando hinaus. Schön war er in der Jugend und hat vielen Frauen die Köpfe verdreht. Eine Ruine steht er heute vor uns, gerade so wie dieses Venedig, wir verehren an ihm das Greisenhafte, Ehrwürdige — mehr wäre zu viel verlangt. Zu unseren Füßen balgt sich die liebe Jugend um einen Soldo, es gibt einen Kampf nach der Art unserer heimatlichen Kirchweih-Schlachten, mit Prügeln und Messern. Was bei uns die Erwachsenen, thun hier die Bübchen. — Früh übt sich —! Ein „Wichsier" umschleicht uns seit geraumer Zeit und ängt nach unseren sauberen Schuhen; die seinen — wenn er sie noch besitzt — haben seit Monden keine mitleidige Bürste gespürt; dennoch will er nun die unseren in seine Gewalt bekommen. Es ist ja sein Erwerb und wenn er sich nicht an die Fremden hält, steht es schlecht um den blutarmen Teufel. Wie uns die Masse der Bettler, der „Kleingewerbetreibenden", der Musikanten und Sänger auch umschwärmen mag, das Eine versöhnt uns mit der lästigen Zudringlichkeit: der Wohlklang der venezianischen Laute. Wie Liebesgirren dringen sie zum Ohre, zart und weich mit eigenem Tonfall, vorzugsweise passend für schwärmerische Lieder, die man seiner Holden singt, oder für einschläfernde Wiegengesänge.

Um die Ecke des Marcusthurmes, des himmelanstrebenden, auf dessen steinerner Rampe ein Kaiser, nach Einigen Heinrich IV., nach Anderen Napoleon I., bis zur herrlichsten Fernsicht, einer der schönsten der Welt, emporgeritten sein soll, herum, stehen wir wieder auf dem Marcusplatz. Die sagenbekannten Tauben flattern von allen Seiten hin zur aschblonden Miß, welche ihnen Körner ausstreut. Die geflügelten Gäste setzen sich wohl auch auf die Schultern der rosigen Maid und die zahmste pickt das Körnchen sogar aus dem kirschrothen küßlichen Mündchen. Mit skeptischer Miene hören wir die Auseinandersetzungen des stattlichen Führers, welcher der ihm anvertrauten Fremdenschar erzählt, daß die Tauben aus Mangel an Heu und Stroh ihre Nester aus dem zusammengelesenen Stroh der Virginier-Cigarren bauen. — Unter den Doppelcolonnen ergeht sich die elegante Welt. Junge, bleiche Gesichter, ebenso abgelebt wie die Helden der Ringstraße, nicht minder geckenhaft wie diese. In cynischem Gespräche schreiten die venetianischen Jünglinge dahin „im schönsten Saale des Erdenrunds." Nicht nur an den windschiefen Fensterbalken der Häuser in den engen Canälen oder an den rissigen Bauten selbst hat der Zahn der Zeit furchtbare Zerstörungen angerichtet, auch die Menschen, welche darinnen wohnen, erscheinen uns ruinenhaft, gebrechlich, nicht als Abkömmlinge der alten stolzen Geschlechter, welche Venedigs Ruhm weithin trugen über Festland und Meer, sondern als die letzten Reste einer verkommenden Menschenart, welche mit der vielberühmten Stadt ins gemeinsame Grab sinken wird. Und Recht mag er haben, der Dichter, der da gesungen:

„Venedig, wenn einst Deine Marmormauern
Den Wassern gleich, dann wird ein Ruf erschallen
Der Völker, die ob Deiner Hallen trauern,
Daß über Dich als Grab die Wolken wallen!

Digitized by Google

Fremd.

Eine Skizze von G. Jelling.

„Lieber Freund!

Kommen Sie heute zu uns. Mein Mann tanzt nicht und hätte gerne ein Plauderstündel mit Ihnen.

N. N."

Dieses Billet erhielt ich in der Fastnacht, als ich mich schon auf meine Stube zurückgezogen hatte. Ein helles Lampenlicht, eine feine Cigarre, ein gutes Buch — es war die „Geschichte meines Lebens" von Alfred Meißner. Eine sturmvolle Zeit und ein hoher Sinn für Freiheit und Recht traten mir aus dem Buche entgegen . . .

Meine junge Frau, ein munteres, tanzlustiges Weibchen, war zur Abendunterhaltung im Familienkreise bei Freund N. N. besonders eingeladen worden, sie war bereits dort und nun war auch ich durch obige Zeilen gerufen worden. Ich überlegte ein wenig, aber schließlich, wer will nicht einmal die Jugend tanzen sehen, wer will nicht mit seinem lieben Freund ein Plauderstündlein haben? In dem halb dämmerigen Schreibzimmer, von ferne her die Klänge der Musik und das Wogen des Tanzes wie ein leises Erdbeben fiebernd — da läßt sich's ja trefflich sprechen über die Tiefen und Höhen dieses Lebens, über Schicksale und Bestrebungen bedeutender Menschen, über die merkwürdigen Erscheinungen unserer Zeit, bei denen man nicht bloß den Zuschauer abgibt, sondern auch den Betheiligten. Mein Freund und ich haben nicht immer die gleichen Ansichten, er steht mitten im Leben, ich stehe ein klein wenig außerhalb desselben, dort, wo Poeten zu sein pflegen, die der Zeiten Geschichte und ihre großen Dichter und Philosophen nicht ganz umsonst betrachtet haben. Aber die kleinen — meist nur scheinbaren Meinungsverschiedenheiten regen uns gegenseitig an, fördern mich, klären mich, um schließlich allemal wieder zu beweisen: die Lebenden haben Recht, die Lebenden sind stärker, als die Unsterblichen. Und doch geht Alles genau denselben Weg, den die großen Geister, wenn auch nicht gewiesen, so doch vorausgesagt haben.

Ich gieng zu N. N., der Weg führte durch Straßen mit allerlei Fastnachtsulk. Gizende Masken, ein wenig galant, ein wenig frech. Die Frauen, eingemummt in große Mäntel, huschten hastig in Aufregung kichernd vorüber, daß man schier erstaunt war, wie die kleinen, vorsichtig auf den Zehenspitzen hinhüpfenden Füßchen den abenteuerlichen Ballen von Körper, Vermummung und Flitter zu tragen vermögen. Herren in Cylinder, mit Binocle, in Pelzen steckend, folgten den Damen. Dort und da ein Taumelnder und unter seinen Sammtmasken mitunter eine plepejische spannlange Nase aus Papiermaché oder ein springender Harlekin, jedem Vorübergehenden mit dem Stäbchen Eins versetzend. Auch ich erhielt mein Klapschen und dachte: Es ist der Narrentag. Der Pöbel bedarf eines solchen Tages, um sich im Jahre einmal gründlich auszutoben, damit er die übrige Zeit umso zahmer sei.

Digitized by Google

Du wirst ja bald im Asyl sein, dachte ich, weil mir doch etwas unheimlich war. So kam ich in's Haus des Freundes. Ein altes Männlein öffnete mir, das hatte weiße Haare, eine weiße Cravate und weiße Handschuhe, hatte einen schwarzen Frack mit Silberknöpfen, hatte ein treuherziges Gesicht, in welchem fast ein Zug von Leid und Trauer war. Ich hatte diese Gestalt in diesem Hause bisher noch nie gesehen. Sie nahm mir ehrerbietig Hut und Mantel ab und öffnete mir die Flügelthür. Da gewahrte ich die Herrlichkeit. Die traulichen Zimmer waren kaum mehr zu erkennen. Alles hell beleuchtet, mit tropischen Gewächsen bestellt. Ueberall junge reizende Damen in weißen Schleppen und entblößten Busen glitten auf und ab, an ihrer Seite befrackte Herren und Bürschlein, die mit den Fingern die Schnurrbartspitzchen aus ihren Oberlippen hervorzupften und mit allerlei geistvollen Bemerkungen — mein Gott, was der Vorrath eben gibt — ihre Damen zu unterhalten suchten. Im größten der Zimmer wimmerte ein Clavier.

Das soll ein Familientänzchen sein? Das war ein Hausball in aller Form. Ich wollte mich sofort wieder davonmachen, doch die Hausfrau hatte mich schon erblickt, sie schlug Lärm, schoß durch die Räume hin, um im Gewirre und Gewoge eine Gasse freizumachen, eilte wieder zurück und commandirte die ganze Gesellschaft zu einem lärmenden „Vivat!", das mir galt, und zog mich in einen Wirrwarr, der theils aus herkömmlichen Umgangsformen, theils aus altem Fastnachtsulk bestand. Zum Spießrutenlaufen zwischen den Leuten hin hatte ich noch gute Miene gemacht, aber nun entwand ich mich fast mit Gewalt und eilte in den fernsten finstersten Winkel zurück, der zu finden war.

Eine Verstimmung über den possenhaften Empfang ließ mich nicht aufkommen. Sofort suchte ich die kleinsten Münzen hervor, die bei solchen Gelegenheiten in Cours sind, redete — wo und mit wem schon geredet werden mußte — Gemeinplätze, deren ein Dutzend nicht einen blechernen Silbergroschen wert sind, suchte mit den Augen aber fortwährend den Hausherrn, meinen Freund. Es war mancher gute Bekannte da, heute fand ich sie fremd, Jeder fragte, ob ich nicht tanze, getanzt hätte, tanzen würde? Endlich gelang es mir, mich mit dem Hausherrn ein wenig zu sondern, wir wechselten etliche Redensarten, er war zerstreut, immer wieder schlugen auch in unsere Stube die Wogen der Gesellschaft herein. Es kam zu keiner Unterhaltung, mein Freund war mir fremder wie am Tage, als ich ihn das erstemal gesehen. Fast planlos war er, wenn er sich setzte, wenn er sich erhob und durch die Gesellschaft dahingieng. Ich sah, es war ihm unbehaglich, und es war ihm doch nicht zu helfen.

Mit erhitzten Gesichtern, sich fortwährend den Schweiß trocknend, strichen in den Zwischenpausen der Tanzpartien die jungen Leute umher und erinnerte ich mich an jenen indianischen Großen, der bei einem Hofball zu Berlin die Bemerkung that, warum sich die Leute eine so anstrengende Arbeit, wie das Tanzen, nicht von ihren Sclaven verrichten lassen?

Meine Frau — endlich sah ich auch sie — glänzend vor Vergnügen. Wir wechselten miteinander ein paar höfliche, galante, nichtssagende Worte, dann war sie schon wieder davon. Sie war mir heute fremd. Alles ist mir möglich zu denken, nur das nicht, daß mir meine Frau fremd sein könne und selbst am Tage, da ich sie das erstemal sah, war mir zu Muthe, ich hätte sie seit Ewigkeit gekannt und geliebt, so innig, als es sein kann. Und heute war sie mir fremd, ich empfand nichts, als wir uns grüßten, ich empfand nichts, als sie wieder davonhuschte.

„Da geht's toll her!" lächelte mir ein Vorüberschleunkernder zu, „toll, nicht

Digitized by Google

wahr?“ O Gott, dachte ich, wie wär' ich froh, wenn es toll hergienge!

Ein Theil der Wohnung war abgeschlossen, in demselben wurde das Souper vorbereitet, ich hörte das Schrillen der Gläser. Der alte Diener gieng mit Thee und Backwerk umher; gar befangen und gedrückt war er und hatte immer sein blasses Leidensgesicht. Wie ich erfuhr, war er ein armer Schreiber, der daheim ein schwerkrankes Weib hatte. Der Einzige, für den ich Zuneigung empfand, war dieser alte Diener. Ich hätte ihm gern ein gutes herzliches Wort gesagt, aber das schickt sich nicht — einem Domestiken!

Immer schwüler ward es und ich hatte das Gefühl, als ziehe sich eine Kette eng um meine Brust zusammen. Endlich schlich ich in's Vorzimmer, nahm Mantel und Hut und gieng davon.

Lange strich ich, wie halb betäubt durch die Gassen der Stadt. War das meine Vaterstadt? Manchmal im fernen Lande empfand ich schwer das Fremdsein und die Verlassenheit. So schwer als in dieser Stunde niemals. Sonst war es Sehnsucht nach der lieben Heimat. Aber wohin jetzt? Was bedeutet eine solche Heimat, eine solche Welt, ein solches Leben? — Die Stimmung zum Selbstmord war da.

Späte Nacht war's, als ich in meine Wohnung kam. Der Mond schien herein auf den Fußboden. An der Wand tickte die Schwarzwälderuhr. Dieses Ticken, es sagte unendlich mehr, als aller zerhackte Redeschwall auf dem Hausball, als Alles, was ich dort gehört, gesehen, begegnet, empfunden — es sagte mehr. Thränen rannen aus meinen Augen, bitterer, als ich sie je geweint.

Was dieser Stimmung Ursache war, ich habe viel darüber nachgedacht, ich habe es nicht ergründet. Ich meine das: Idealer angelegte Menschen haben selten Langweile, aber wenn es einmal dazukommt, dann ist ihnen Langweile schädlicher, als jedem Andern. Langweile ist solchen Leuten das größte Gift.

Digitized by Google

Kleine Laube.

Waldlilie.

Ein wilder Gesang zur Aufstellung des von Hans Brandstetter nach Rosegger's „Waldschulmeister" geschaffenen Erzbildes im Grazer Stadtpark. Mai 1885.

Man s nit eppa luign! Do dazehln ma die Graza Leit
Scha gestern und chanter a narischi Neigigkeit.
Do daußtn vorn Burgthor, nit weit wo da Kuastol steht,
Und wo ma von Stodtpark af d Seitn gegn d Schiaßstot geht,
Scha grechn in Schochn, in lusti grean Waldl dren,
Do sul, sogn s — sein mogs jo — a bildsaubers Dirndl stehn.
Hot grod — wan s na wohr is — a jungs, a stinggs Mech dafongt,
Jan Glick, eh s va da Schiaßstot da Kapilschitz ibraplongt.
Sie loßt n nix geschechn, in herzin, in ormen Thier,
Des wogt sih gleih sirer und schmiert sih schen hin zan ihr,
Sie fuadats, und s Mech is mit ihr af da Stell bekont,
Und frißt ihr s grean Kreidlwerch frisch aus da Hond.

Weil s gor a so redn, d Leit, ja mus ih doh schaun gehn ah,
Mechts wissn frei, wos s mit den bildsaubern Dirndl wa,
Und richti, sie steht da gor af on Oldarl ohn,
Viel Leit stehn dar um und schaun s on und toans lobn.
.... Du limst ma, wan ih long schau, ollaweil bekonta sir,
Uh Jessas, hiaz ken ihs erst, bist jo vawond mit mir!
Na woaßt selm in Winkelsteg, mittn in Schnee,
Wiast durchbrochn bist und wiast gfundn host d Reh?
Oh Dirndl, dazehl, wia s dein Badan und Muadan geht,
Und mei liabs Winkelsteg, sog, obs noh steht.*)
— Na, kenst mih nit, Lili, oda bin ih da fista zgmoan? —
Sie redt nix und deit't nix, und steht af an Marbelstoan,
Hoch und go stulz stehts ohn, na und wia s trutzn kon!
Schaut in oltn Woldbaurnbuam go neamer on.
Na freili, so geht des holt,
Kimt Oans von Elend in Hintawold
Eini in d Stodt,
Gleih spielts die gnedi Frau,
Stellt sih in d Schau,
Und wos s für an Ibamuat hot! —
Daharbt hon ih mih, oba wir ih s va Noh betrocht,
Hint betrocht, vorn betrocht, Jessas, do hon ih glocht;
Denkts enks, von Irz is s gmocht,
Het ma s jo denkn kin,
Daß sie s in Stodtleitn nit steln lebendi hin,
Selcheni Dirndln von taufrischn Wold.
An eisnernes Fleisch und a sauberi Gstolt
Is bessa fi d Stodthern; a Seel va Miadoll

*) Anspielungen auf den bezüglichen Inhalt in den „Schriften des Waldschulmeisters".

Digitized by Google

Gfreit mih und gfreit Oneri vieltauſendmol! —
So fihr dih guat auf, af dein ſtnehmen Plotz,
Miadolleni Dirn, mei herzliaba Schotz.
Bis ih bin vaweſn ſcha longi Zeit,
Wirſt du no do ſtehn. Und olahond Leit
Mit olahond Load und olahond Freid
Wern kema zu dir. Wer s ima megn ſein,
An Gruaß von grean Wold, den ſchenſt eahna ſein.
A Gruß von grean Wold, der ſchodt eahna nia,
Den hobn d Leit ſa neti, wia d Epfel die Blia,
Wia d Epfel die Blia, wie der Oſt in Stom,
Wia da Stom in Erdbodn, der Olš holt't zſom.
Fi d Leit in da Stodt,
Sein s in Glick oda Not,
Bring auſſa von Wold a Griaßgott! —
Und hiaz — o du mei! — wo s dan do wieda hobn!
Gottsheili, mein Nom hobn s in Marbelſtoan grobn!
Gonz aus is s! D Leit ſchaun da, na wir ih mih ſchom!
In Marbelſtoan grobn hobn s mein Nom!
Do kunt oana dena frei hoffirli wern.
Des Lob und de Ehrn! Na ih nahmads jo gern,
Wan ih wiſſad, daß ih iba Johr und Stund
Mein Nom ah da Steiermork einmarbeln kunt.
Noch hunert Johrn, won ih ſchaun kunt gehn:
Unter oltn Bama wird da Stoan noh ſtehn,
Hot um und um Schrick und Spring, is umgebn
Mit Mias und dirn Lab und Spinawebn.
D Leit jogn noch eahnan Lebn, und gonz aloan
Steht da Nom wir a Fremdling af n ſinkendn Stoan ....
A ſo gehts af da Welt. Ih moch ma nix draus,
Miaſſn Oneri ah wieda Plotz hobn in Haus.
Da heindigi Tog, der ghert freili mein,
Obs die heindigi Nocht wul ah noh wird ſein?
Des is a Frog.
Und weil ih nit woaß, ob ih n morgign Tog
Noh eppa daleb, ſo donk ih ent, Leit,
Scha heind ſi die ſtoaner Unſterbliſeit. R.

Erklärung. In dieſem genauer der oberſteirischen Mundart angepaßten Gedicht bedeutet: luign: lügen; daußtn: draußen; ſcha grechn: ſchon nahezu; flingg: flink; ibraplongt: herübergeſchielt; haſits: ſtreichelt es; leit: liegt; Kreidlwerch: Kräuter; ſelm: dort; ſiſta z gmoan: ſonſt zu gemein, zu niedrig; Marbelſtoan: Marmorſtein; baharbt: geärgert; va Noh: von der Nähe; Irz: Erz; Miadoll: Metall; einmarbeln: einmeißeln; Schrick: Sprung, Sprünge. Mias: Moos; dirn Lab: dürren Laub; ſtoaner: ſteinerne.

Die Wochentage im Volksglauben.

Der Sonntag galt bei unſeren germaniſchen Vorfahren, als in Beziehung zur Sonne ſtehend, allgemein als ein Glückstag. Dieſe Bedeutung iſt ihm bis auf den heutigen Tag im Volksglauben geblieben. Den am Sonntag geſchloſſenen Ehen ſpricht man einen glücklichen Verlauf zu. Dagegen bringen an dieſem Tage vorgenommene Arbeiten keinen Segen. Bäume, die man am Sonntag beſchneidet, ſterben ab. Wer Kleider trägt, die am Sonntag gemacht ſind, wird krank ꝛc. An den Montag knüpfte ſich die Bedeutung des Mondes, namentlich ſeine Veränderlichkeit. Am Montag darf man daher nach dem Volksglauben nichts unternehmen, was von Dauer ſein ſoll. Kinder, die an dieſem Tage geboren werden, leben nicht lang. Man ſoll an dieſem Tage überhaupt nichts Wichtiges unternehmen, keine Ehe, keinen Vertrag abſchließen, keinen Dienſt, keine Reiſe antreten, keine Ernte

Digitized by Google

beginnen. Mägde, die Montags in Dienst treten, halten nicht aus oder zerbrechen viel. Wegen der Beziehung des Mondes zur Nacht haben auch Hexen und andere böse Geister an diesem Tage größere Macht. Man hütet sich daher vor unheimlichen Personen am Montag besonders sorgsam. Dagegen säet und pflanzt man am Montag gern, weil der Mond als Förderer der Fruchtbarkeit gilt (bei fast allen Völkern). Der Dienstag, als Tag des altdeutschen Kriegs- und Gerichtsgottes Ziu (daher schwäbisch Ziestag, alt- und plattdeutsch Dingstag, von Ding, das Gericht) gilt günstig für Rechts- und Vertragsangelegenheiten, für Hochzeiten, Dienstantritt, auch für Zaubercuren ꝛc. Der Mittwoch war der Tag des Wettergottes Wodan, weshalb er besonders in Beziehung zu bösem Zauber gebracht wurde. An ihm fahren die Hexen aus ꝛc.; an einem Mittwoch soll auch Judas Ischarioth Christum verrathen haben. Es darf daher am Mittwoch ebenfalls nichts Wichtiges unternommen werden. Aehnlich ist es mit dem Donnerstag, der als besonders unheilvoll gilt. Er war der Tag des Gewittergottes Donar. Doch da dessen Wahrzeichen, der Hammer, als Bekräftigungszeichen bei rechtlichen Dingen und Verträgen galt (noch heute bei Auctionen) so wurde der Donnerstag auch als Gerichtstag, in der Folge auch ein Tag, an dem man gerne Verträge, Heiraten ꝛc. schloß. Unsere Ausdrücke „donnerstett“ und „aufgedonnert“ leiten sich ab von Donnerstag in seiner ursprünglichen Bedeutung als Feiertag, an dem man also seine besten Kleider anlegte.

Der Freitag gilt fast allgemein als der eigentliche Unglückstag, und zwar, weil an einem solchen Christus soll gekreuzigt worden sein. Hie und da wird er aber als besonders glückbringend angesehen, im Zusammenhang mit der altheidnischen Auffassung, in welcher er der Tag der Freija, der Göttin der freundlichen Seite des Lebens und der Liebe war. Gemäß der ersteren Auffassung darf man an diesem Tage nicht heiraten, keine Reise unternehmen, keinen Dienst antreten, nicht backen ꝛc., während all' dergleichen nach der zweiten Auffassung gerade geboten ist. Was endlich den Samstag betrifft, so hält man von ihm ebenfalls nichts Gutes. Kinder, die an ihm geboren sind, sollen zur Heuchelei neigen, sie sollen mehr sehen und hören können als gewöhnliche Sterbliche. Man soll am Samstag nichts Neues beginnen, aber auch etwas Angefangenes nicht unvollendet lassen. Zu den Spinnerinnen, die Samstags ihre Kunkel nicht abgesponnen haben, kommen die Hexen, um den Rest zu besorgen und Sonntags kommt der Teufel zum Haspeln. Summa Summarum wird man also hiernach in der ganzen Woche seines Lebens kaum froh, d. h. wer an diese Voraussetzungen glaubt.

A. Schroot.

Ungleiche Geschwister.

Parabolisches von Ottokar Stoklaska.

I.

Unter den Menschen wandelt seit grauer Zeit eine alte Frau, von der die Dichter sagen, daß sie „ewig jung und schön“ ist. Sie blickt immer nach rückwärts und vergißt nichts; vor ihrem Blicke taucht Verschwundenes auf und Verwelktes wird frisch und grün. Vielen ist sie eine angenehme Erscheinung, sie finden bei ihr Trost oder stilles Vergnügen; Vielen dagegen ist sie unangenehm, ja verhaßt: ihr Name ist Erinnerung. Diese ehrwürdige Matrone hat eine Tochter, welche den Namen Vergeltung führt. Ihr entsprossen zwei Töchter, die, obgleich Schwestern, doch in jeder Hinsicht ungleich sind. Die Eine ist bösen Charakters, manchmal aufbrausend, leidenschaftlich und unversöhnlich, sie ruht in ihrem Thun oft nicht eher, bis sie ihre Wuth gekühlt hat. Die Andere ist immer ruhig, milde und freundlich, geschätzt und geliebt von Allen. Jedoch in einem Punkte sind sie einander gleich; sie wirken meistens im Verborgenen. Und ihre Namen? Die Erste heißt Rache, die Zweite Dankbarkeit. —

Digitized by Google

II.

Als Gott das Menſchengeſchlecht erſchaffen hatte, da ſandte er auf die Erde zwei holde Frauengeſtalten; milde und freundlich ſchritten ſie unter den Menſchen einher, ſchützend und tröſtend, die echten Töchter des Herrn: es waren die Hoffnung und die Liebe. Sie ſahen die Hilfsbedürftigkeit des Menſchengeſchlechtes und ſäeten einen Samen unter die Geſchöpfe der Erde, aus dem ein ſtarker Baum werden ſollte, eine Stütze und ein Troſt für alle Schwachen. Bald ſproß es hervor und gedieh unter emſiger Pflege; zugleich aber war ein Seitentrieb herausgekommen, der, weil ihn Niemand beachtete und pflegte, am Boden dahin kroch, ein wucherndes Geranke, während ſein Genoſſe als kräftiger Stamm in die Höhe gieng. Und als der Stamm Früchte und Samen trug und überall hin verbreitet wurde, da folgte ihm unvermerkt auch ſein Bruder; wo die Menſchen nur den Samen des ſchönen Baumes zu ſäen vermeinten, da ſäeten ſie auch den Samen des kriechenden Krautes. Wo immer die Menſchen nun unter dem Baume ausruhen um neue Kraft zu ſammeln für den Drang des Lebens, da begegnet ihnen das Schlingkraut, das aus gemeinſamer Wurzel emporgewachſen iſt; es umſchließt ſo manches Gemüth und wirft ſeinen dunkeln Schatten in dasſelbe. — Glaube und Aberglaube heißen die beiden Brüder. —

Zwei uralte Volkslieder.

Mitgetheilt von L. Parisius.

Die armen Seelen.

Es ſungen drei Engel einen ſüßen Geſang,
Sie ſungen wohl, daß es zum Himmel ein klang.
Wohl über den Tiſch, wo Jeſus ſaß,
Mit ſeinen zwölf Jüngern das Abendmahl aß.
Judas der Verräther war auch mit dabei,
Er wollt Gott dem Herren ſein Verräther wohl ſein.
Er verrieth ja den Herrn bis an den Tod,
Bis unſer Herr Jeſus ſein Leben verlor.
Da draußen, da draußen vor der himmliſchen Thür,
Da ſtehen drei arme Sünder dafür.
Arme Sünder, arme Sünder, was ſtehet Ihr hier,
Was ſeufzet und klaget und trauret Ihr? —
Was ſolln wir nicht trauren, mein Herr und mein Gott,
Wir haben übertreten die zehn Gebot. —
Habt Ihr übertreten die zehn Gebot,
So fallt auf die Knie und betet zu Gott.
Betet immer und ewig, betet alle Zeit,
So wird Euch Gott ſchenken die himmliſche Freud.
Das Himmelreich iſt eine wunderſchöne Stadt,
Darinnen die Freude kein Ende nicht hat.

Das Mägdlein und die Haſelſtauden.

Es wollt eine Jungfer zu Tanze gehn,
Die machte ſich ſo ſchöne.
Was fand ſie an dem Wege ſtehn?
Eine Haſel und die war grüne.
Ach Haſel, liebe Haſel mein,
Wovon biſt Du ſo grüne? —
Ach Jungfer, liebe Jungfer mein,
Warum iſt Sie ſo ſchöne? —
Wovon daß ich ſo ſchöne bin,
Das darf ich Dir wohl ſagen:
Ich eſſe Semmel und trinke Wein,
Davon bin ich ſo ſchöne. —
Wovon daß ich ſo grüne bin,
Das darf ich Euch wohl ſagen:
Es fällt ein kühler Thau auf mich,
Davon bin ich ſo grüne.
Und wenn eine Jungfrau will Ehre haben,
Zu Hauſe muß ſie bleiben,
Sie muß ſich früh zu Bette legen
Mit ihrem zarten Leibe.
Bei Mondenſchein und finſtrer Nacht
Iſt keine Ehr vorhanden,
Da ſind der böſen Buben viel,
Die ſetzen die Jungfraun in Schanden. —
Habe Dank, o liebe Haſel mein,
Habe Dank für Deine Lehren,
Ich wollte zu meinem Herzliebſten gehn,
Nun will ich wieder umkehren. —
Was wollſt Du bei Deinem Herzliebſten thun?
Haſt ſchon bei ihm geſeſſen
Und haſt Dein goldnes Ringelein
An ſeiner Hand vergeſſen.
Was wollſt Du bei Deinem Herzliebſten thun?
Haſt ſchon bei ihm geſchlafen
Und haſt Dein grünes Kränzelein
In ſeinem Arm gelaſſen. —
Schweig ſtill, Du liebe Haſel mein,
Und thu' Dich nur umſchauen!
Ich habe der ſtolzen Brüder zwei,
Die werden Dich abhauen. —
Haun ſie mich gleich den Winter ab,
Den Sommer grün ich wieder,
Und wenn eine Jungfer die Ehre verliert,
Sie kriegt ſie nimmermehr wieder.

Digitized by Google

Lustige Zeitung.

* Bier-Monolog. Student (nachdenklich einen leeren Maßkrug betrachtend): „Merkwürdig — der Stoff soll unvergänglich sein und nur die Form ewig wechseln — ich finde, es ist gerade umgekehrt."

* Ein Fuhrmann holte einen andern seines Gewerbes auf der Landstraße ein und fragte: „Was fährst Du auf Deinem Wagen? — „Branntwein," lautete die Antwort. — „So fahr nur zu," rief Jener, „da bist Du mit Recht mein Vormann, denn ich fahre Grabsteine."

* Doppelsinnig. Ein junger Arzt wird von einem Festessen, bei welchem das Ausbringen von Toasten kein Ende nehmen will, zu einem Kranken abgerufen. Als er nach einiger Zeit wieder an der Tafel erscheint, wendet er sich an eine Dame mit der Frage: „Ist denn eigentlich noch Jemand da, den man könnte leben lassen?" Dame: „Ich wüßte Niemand mehr. Sie müßten gerade den Kranken leben lassen, den Sie soeben besucht haben!"

* Was ein Haken werden will... Im Unterricht über biblische Geschichte alten Testaments fragt der Lehrer: „Wer von Euch kann mir sagen, welches Fehlers die Brüder Josef's sich schuldig machten, indem sie ihn verkauften? — Nach kurzer Pause meldet sich das Söhnchen des Handelsmannes L. und sagt mit großer Entschiedenheit: „Sie verkauften ihn zu billig."

* Vater: „Höre Alfred, ich habe heute den Famulus Eurer Schule gesprachen, der hat mir aber von Dir ganz ungebührliche Sachen erzählt." — Sohn: „Na, Papa, das mußt Du ihm nicht übel nehmen; er hat nicht so 'ne gute Erziehung gehabt, wie wir. Da spricht er leicht 'mal ungebührliche Sachen."

* Im Kleinen wie im Großen. „Liebe Mama, verbiete doch der Anna, die große Fliege da an der Scheibe todtzuschlagen." — „Das ist hübsch von Dir, mein Junge, daß Du so mitleidig bist! — „So meinte ich's nicht, Mama, ich möchte nur die Fliege gern selber todtschlagen."

* Treu nach dem Leben. Mama hat beschlossen, daß Fritzchen von nun an immer sein Abendgebet sprechen soll und lehrt ihn zu diesem Zwecke das alte Kinderlied, welches mit den Worten schließt:

„Will Satan uns verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein."

Mit großer Mühe hat sie Fritzchen endlich so weit gebracht, daß er das Gebet bis zu Ende sprechen kann, und nun wird Papa gerufen, um das Wunderkind anzustaunen. Fritzchen betet denn auch, ohne zu stocken, seinen Spruch und schließt mit den Worten:

„Will Satan uns verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unser Letztes sein."

* Auch eine Begründung. Dame: „Wie kommt es wohl, daß viele Schiffe Frauennamen tragen, wie Sophie, Marie u. A.?" Herr: „Wegen der großen Unterhaltungskosten."

* Praktisch. A.: „Sie tragen Flor um den Hut? Wen betrauern Sie?" B.: „Den beklagenswerten — Zustand meines Cylinders."

* Jägerlatein. „Vor Jahren", so erzählt ein alter Waidmann, „besaß ich einen Hund, dem ich jeden Mittag am Halsband drei Pfennige befestigte, worauf der Hund fortlief und sich beim nächsten Bäcker eine Semmel dafür holte. Nun geschah es aber einmal, daß der Hund zwei Tage nacheinander keine Semmel heimbrachte, obschon er jedesmal seine üblichen drei Pfennige erhalten hatte. Wie erstaunte ich aber, als der Hund am dritten Tage eine Wurst heimbrachte. Er hatte sich nämlich das Geld zusammengespart, um sich einmal einen Leckerbissen kaufen zu können."

* Es ist zwei Uhr Morgens. Dr. P., den man in aller Eile hat rufen lassen, steht am Kopfende der Kranken. Er untersucht sie gründlich und sagt darauf mit dumpfer Stimme zu der ihn in

Digitized by Google

ängstlicher Erregung anstarrenden Dame: „Gnädige Frau, wenn Sie noch Einiges anzuordnen haben, lassen Sie Ihren Notar rufen, und wenn Sie etwa noch von religiösen Scrupeln bewegt sind, auch einen Priester.“ — „Um Gottes Willen, Doctor!“ ruft die Unglückliche im äußersten Schrecken, „es ist also aus mit mir?“ Fünf Minuten langes Schweigen. Die Kranke fällt aus einer Ohnmacht in die andere. Wie sie die Augen wieder einmal öffnet, sagt der Arzt: „Verloren sind Sie keineswegs — ich möchte nur nicht der einzige Narr sein, der um nichts und wieder nichts geweckt worden ist“ . . .

* Auf die Art! Der Bauer Michel will eines Morgens im Frühjahr seinen Gaul zum Ackern einspannen, da findet er ihn todt im Stalle liegen. Voll Unwillen ruft der Bauer aus: „Auf die Art ist's freilich leicht Gaul sein! Im Winter läßt man sich füttern und im Frühjahr wird mir nichts dir nichts verreckt!“

* In einer landwirtschaftlichen Schule wirft der Professor die Frage auf: „Wie kann man Hammelfleisch am besten lange Zeit frisch erhalten?“ — „Man läßt den Hammel am Leben!“ entgegnete ein intelligenter Schüler.

* Bedenkliche Zustimmung. „Sie glauben nicht, daß es Hunde gibt, die klüger sind, als ihre Herren?“ — „Ich weiß, ich hab' selbst so einen.“

* Das Alter der Facultäten. Man stritt über das Alter der Facultäten. „Pah!“ sagte ein junger Gelehrter, „überaus leicht zu entscheiden! Aufstellung des Baumes der Erkenntniß — erstes Dogma: Theologie. Entnehmung einer Rippe von Adam — erste chirurgische Operation: Medicin. Colloquium der Schlange mit Eva wegen des Apfelbisses — erste philosophische Deduction: Philosophie. Austreibung Adam's und Eva's aus dem Paradiese — erster Justizact. Ermordung Abels durch Kain — erster Criminalfall: Jurisprudenz.“

* Kathederblüten. Josef II. war ein genialer Herrscher, nur fehlte ihm die rechtzeitige Geburt. — Die Alten schrieben besser als wir, das ersehen Sie aus meiner Abhandlung über den guten Styl Seite 115. — Sprechen Sie doch laut, wenn Sie antworten, ich könnte sonst meinen, Sie hätten es recht gesagt. — Als Adam das Licht erblickte, vermißte er die Eva, obschon Sie noch nicht da war.

* An die Bau-Unternehmung der Elisabeth-Westbahn in Enns gelangte neulich ein Schreiben von Steyr mit der Aufschrift: „An die geehrte Frau Elisabeth Westpan.“

* Herr Schneidermeister F. erzählt seinem zum Besuch bei ihm weilenden Bruder, einem Dorfschullehrer: „Sieh mal, der Rock hier, der kostet mich gar nichts. Da hab' ich neulich für'n Herrn Geheimrath und seinen Sohn Anzüge gemacht und dabei den ganzen Stoff erübrigt.“ — „Aber machst Du Dir denn da kein Gewissen daraus?“ — „Nein, Du siehst ja, nur einen Rock.“

* Nun, macht Ihr neues Stück gehörig Casse?“ wird ein Schauspieldichter von einem Bekannten gefragt. — „Es würde glänzende Einnahmen erzielen,“ erwiderte der Angeredete, „wenn der Dummkopf von Director es nicht immer an den Tagen zur Aufführung brächte, an denen kein Mensch in's Theater geht.“

* Ein Maler sagte zu seinem Kunstmäcen: „Wenn Ihnen ein Maler sagt: Ich habe Talent . . . so können Sie sich darauf verlassen, daß keine Spur von Talent bei ihm zu finden ist. Sagt er aber zu Ihnen: Ich habe kein Talent, so ist er ganz gewiß ein Genie.“ (Pause! Nach einer Weile, nachlässig hingeworfen:) „Was mich betrifft, ich habe kein Talent.“

* Es ist von einem sehr vermögenden Dilettanten die Rede, der durch seine einflußreichen Verbindungen ꝛc. die Aufführung einer elenden Oper an einer hervorragenden Bühne durchgesetzt. „Wie alt mag der Componist sein?“ fragte Jemand. — „Nach seiner letzten Oper hätte ich ihm fünfundzwanzig gegeben, erwiderte Director Hellmesberger.

Digitized by Google

* Daß Napoleon bei Lebzeiten nicht überall als ein Heros gefeiert wurde, daß ihn nicht Alle anstaunten mit den klaren Augen Goethe's oder der Begeisterung des jugendlichen Byron, beweist unter der Unzahl von Epigrammen, welche gegen ihn erschienen, namentlich folgendes recht ausdrucksvolle:

Nehmet Blut von Robespierre,
Nehmt die Seele vom Tiber,
Nero's Hirn, und auf dem Thron —
Habet ihr Napoleon.

* Jedes Ding hat zwei Seiten. Janos: „Servus, Bruder!" — Ferenz: „Wie geht's Dir, Bruder?" — Janos: „Danke, schlecht!" — Ferenz: „Worum denn schlecht?" — Janos: „G'heirot' hob' ich!" — Ferenz: „Dos ist gut!" — Janos: „Nit gor gut!" — Ferenz: „Worum denn, Bruder? — Janos: „Hob' ich Olte kriegt." — Ferenz: „Dos is schlecht." — Janos: „Nit gor schlecht." — Ferenz: „Warum denn Bruder?" — Janos: „Hot sie Haus g'hobt!" — Ferenz: „Dos is gut!" — Janos: „Nit gor gut!" — Ferenz: „Worum denn, Bruder?" — Janos: „Is Haus obbrennt!" — Ferenz: „Ah! Dos is schlecht! — Janos: „Nit gor schlecht!" — Ferenz: „Worum denn Bruder?" — Janos: „Olte is mitverbrennt!"

* Der Dichter Auerbach machte mit einem Freunde einen Spaziergang durch den Thiergarten. Zwei etwas bettelhaft aussehende Kinder laufen den Beiden in den Weg. Mitleidigen Tones ruft Auerbach: „Sehen Sie die armen Kleinen; mein Herz treibt mich, ihnen eine Ueberraschung, eine Freude zu bereiten." Spricht's und greift — nach einem Baumzweig, den er abbricht und einem der Kinder überreicht mit den Worten: „So, ihr Lieben, bringt Euren Eltern diesen Zweig und sagt ihnen, Berthold Auerbach habe ihn in Eure Hände gelegt."

* Die Rache des Schauspielers. Als der Schauspieler Foote auf einer Reise im westlichen England eines Tages in einem Gasthaus seine Mahlzeit eingenommen, wurde er bei Bezahlung der Rechnung von dem Gastwirt gefragt, ob er mit dem Essen zufrieden wäre. „Ich habe gespeist", sagte Foote, „wie kein Mensch in England." — „Ausgenommen den Bürgermeister," entgegnete der Andere lebhaft. — „Ich nehme Niemand aus." — Sie müssen den Bürgermeister ausnehmen." Foote wurde heftig. „Selbst nicht den Bürgermeister," wiederholte er. Der Streit wurde so bitter, daß der Gastwirt, welcher zugleich Polizeirichter war, den Schauspieler vor den Bürgermeister brachte. „Herr Foote," sagte dieser ehrwürdige Beamte zu ihm, „Sie werden wissen, daß es seit unvordenklichen Zeiten in dieser Stadt Brauch ist, den Bürgermeister stets auszunehmen, und damit Sie künftig unsere Sitten und Gewohnheiten nicht vergessen, so strafe ich Sie mit einem Schilling oder fünf Stunden Haft, nach Ihrer Wahl." Foote sah sich gezwungen, die Geldstrafe zu zahlen. Als er aus dem Saal gieng, sagte er: „Ich habe in meinem Leben keinen größeren Esel gesehen als diesen Gastwirth — ausgenommen und (hier verbeugte er sich vor Seiner Herrlichkeit) den Herrn Bürgermeister."

Bücher.

Die Musik als Ausdruck. Von Dr. Friedr. v. Hausegger. (Konnegen. Wien, 1885.) „Was ist das Wesen der Musik? Woher stammt sie? Welche Aufgabe hat sie zu erfüllen? Diese Fragen haben nicht bloß theoretische Bedeutung. Ihre Beantwortung wird den Maßstab für den Wert der Musik und die Richtschaur für ihre Beurtheilung geben. Von ihr hängt die Stellung ab, welche die Wissenschaft dieser Kunst, welche die Kritik ihrer Ausübung gegenüber einzunehmen hat." Mit diesen Worten formuliert Dr. v. H. seine literarische Aufgabe, und die Art, wie er sie gelöst, beweist, daß er derselben vollkommen gewachsen war. Indem er die Musik vor Allem als spontanes Ausdrucksmittel faßt, geht er zurück auf die merkwürdigen Uranfänge menschlicher Ausdrucksformen überhaupt und stellt sich dabei durchweg auf einen streng philosophischen und naturwissenschaftlichen Standpunkt. Den Ursprung der Musik mit dem geheimnisvollen Ursprung der Sprache verknüpfend, berührt er ein Gebiet, wo das Dunkel noch groß, und wo man sich vor-

Digitized by Google

läufig mit unzulänglichen Lösungen nach Principien der Tagesmeinungen zu begnügen pflegt. Jedenfalls wird der Leser mit Vergnügen dem Autor in seinen Darlegungen folgen, wo er Sprachlaut und Musiklaut mit dem Tanze als spontanem Gefühlsausdruck und mit dem in Beziehung bringt, was Schiller so äußerst glücklich als „Spieltrieb“ in der animalischen, insbesondere der menschlichen Natur geschildert hat. Daß Sprache, Musik und Tanz gemeinsamen Ursprungs sind und daß sie lange Zeit mitsammen gegangen, ist kein Zweifel; und wie für dies Zusammengehen noch die griechische Tragödie ein interessantes Zeugnis ablegt, so spiegelt es sich, freilich in umfassenderem Sinne, als neuerdings anzustrebendes Ziel in den Bemühungen Wagner's. Eine Uebersicht des ganzen Verlaufs der Erörterung zu geben, ist bei dem Reichthum des Inhalts und der tiefsinnigen Verknüpfung der Gegenstände hier nicht am Orte, und da wir uns mit den wesentlichen Ansichten des Verfassers in Uebereinstimmung befinden, so entfällt auch die Nothwendigkeit eines tieferen kritischen Eingehens auf das Einzelne. Doch mag auf einige Partien des Buches hingedeutet werden, welchen das allgemeine Interesse gesichert ist, wie die Mittheilungen über die Harmonie bei den Griechen (S. 71), die ersten Bestrebungen Bardi's und der Italiener überhaupt, den Ausdruck als höchsten Zweck der Musik geltend zu machen (S. 111), die Entwicklung der Oper u. s. f. Hocherfreulich klingt im Munde des Wagnerianers das zum Lob und Preise der Melodie Gesagte (S. 131). Ebenso gehaltreich als eindringlich durch Schwung der Sprache ist der Schluß des Ganzen von S. 182 an. Ein klein wenig zu weit geht vielleicht auf S. 128 der Nachweis, daß der Hörer eines Gesangstücks zur vollen Wirkung desselben das Mienen- und Geberdenspiel des Sängers nicht missen könne. Der kundige Verfasser dürfte denn doch wohl sich an lyrische Opernarien erinnern, welche hinter der Scene gesungen werden und nicht trotzdem, sondern zum Theil gerade deshalb von ungewöhnlicher Wirkung sind. Diese der Auffassung, umfassendste Beleseneheit und gediegenste Form machen das Buch Dr. v. H.'s zu einer wertvollen Gabe. Wer aber in demselben eine leichte Lectüre sucht und es nicht mit der hingebenden Sammlung und Vertiefung liest, welche der Ernst des Gegenstandes und seiner Behandlung erheischt, der wird weder Belehrung noch Genuß daraus schöpfen.

R. H.

Paradoxe, von Max Nordau. (Leipzig, B. Elischer, 1885.) Der erfolgreiche Autor der „Conventionellen Lügen“, dieses „Paradeochsen“ der literarischen vergangenen Saison, wie jetzt der wenig wählerische Volkswitz sagt, hat die dreizehnte Auflage jenes Hauptwerkes nicht abgewartet. Er ist soeben mit einem neuen starken Bande (414 S.) auf den sommerlichen Lesemarkt getreten. Weshalb er sein Buch Paradoxe nennt? Weil er, die landläufigen Hypothesen und anscheinenden Wahrheiten, die überkommenen Ansichten und selbst die scheinbar unumstößlichen Naturgesetze unbefangen prüft. nach ihren Legitimationspapieren fragt, und darüber — seine Ansichten äußert! Diese Ansichten werden Vielen sehr paradox erscheinen und deshalb ist der Titel vorzüglich gewählt. Nordau zwingt Gemeinplätzen, den Wahrheitsbeweis anzutreten, und wenn sie ihn nicht führen können, verurtheilt er sie ohne Rücksicht auf deren Rang und Stellung. Das Selbstverständlichste nimmt ihm die Gestalt des Fragwürdigsten an. Er will auch nicht Alles lösen, entscheiden, seine paradoxe Meinung Anderen aufdrängen. Er will nur anregen. Er thut aber mehr. Er belehrt. In dem Buche werden tausend Fragen angeregt, von denen der Laie noch nicht viel gehört hat — es ist nun dessen Sache, nach Werken zu greifen, die das Alles nicht nur cursorisch, sondern mit der Sonde der Wissenschaft behandeln. Ein Mann der Wissenschaft ist der praktische Arzt Max Nordau auch; aber er ist viel zu praktisch, seinen Käufern ein Werk im Professoren-Stile oder im Kantischen Deutsch zu bieten. Er bezweifelt in seinem Buche den überzeugendsten Beweis und ist zufrieden, wenn man den allgemeinen Zweifel auch auf seine Theorien anwendet, denn — Lessing kann stolz sein — etwas Besseres weiß er auch nicht zu sagen, als das Wort des Dichters, Nathan's des Weisen: Die Wahrheit suchen ist angenehmer, als sie besitzen und In magnis voluise, sat est.

In den 16 Capiteln beschäftigt sich unser Autor mit den modernen Phrasen. Er weist nach, daß der Optimismus die unverwüstliche und natürliche Weltanschauung des Menschen ist. Er stellt tiefsinnige Betrachtungen über den Einfluß der Mehrheit oder Minderheit an; dabei sagt er: „Der schönste Traum des Genius ist doch Ruhm und Unsterblichkeit, das heißt die Anerkennung der Menge!“ Doch, da hat er unsern Schiller gegen sich, der behauptete:

„Und wer dem Besten seiner Zeit genug gethan,
„Der hat gelebt für alle Zeiten!“

Er bringt die Gefühle des Ehrgeizes, der Eitelkeit, die Originalität, das Genie unter seine Loupe. und findet unter Anderem, daß die Romanschriftstellerei — moderne weibliche Handarbeit geworden sei.

Digitized by Google

Er tröstet sich über die Lächerlichkeiten der Menschen, die sublimen Geistesthaten und modernen Erfindungen betrachtend und zergliedernd. Er bringt überall Belege aus den exacten Wissenschaften oder treffende Anekdoten an, die es vollständig vergessen lassen, daß das Buch — nicht illustriert ist. In dem höchst merkwürdigen Capitel: „Verallgemeinerung" beweist er uns, daß Induction eigentlich auch nur Deduction ist, das heißt, daß wir all' unser Wissen doch nur von der Erfahrung ableiten, daß aber gerade das auf Erfahrung gegründete Wissen — Irrthum sein kann! Ein drastisches Beispiel: Der Astronom, der eine Planetenbahn ausrechnet und der Congoneger, der überzeugt ist, daß die Europäer auf dem Meeresgrunde wohnen und von demselben auftauchen, um zu ihm zu kommen, weil er von den anlangenden Schiffen erst die Mastspitzen, dann allmählich die tieferen Theile am Horizonte aufsteigen und die sich entfernenden Schiffe in umgekehrter Ordnung nach und nach bis zu den Mastspitzen verschwinden sieht — üben ganz dieselbe zugleich inductive wie deductive Thätigkeit! Wer hat aber Recht? Und was ist schließlich unser Kriterium? Und ferner: Es wird heute allgemein zugegeben, daß die Erscheinungen außerhalb unseres Organismus weder Farben noch Töne, weder Düfte noch Wärme oder Kälte haben, sondern, daß diese Eigenschaften ihnen erst von uns und unseren Sinnen gegeben werden. — Nordau fragt nun: Könnte dies nicht auf das ganze Verhalten der Erscheinung seine Anwendung finden? Dann nähme die Erscheinung ihre wesentlich faßbare Form überhaupt erst im Organismus an; es gäbe keine gegenständliche und absolute, sondern blos eine subjective Wahrheit, die dann nur für zwei Menschen dieselbe sein könnte, wenn deren Organismus völlig gleich wäre! — Man sieht, Nordau regt an, selbst da — wo er das ausspricht, was Kant vor ihm gesagt, und was Fichte zu seiner Ich-Philosophie veranlaßt! — Ich glaube, man kann mit seinen — Paradoxen einverstanden sein; wo er nicht paradox sein will, sinnt man erst recht über seine Mittheilungen nach.

Alfred Friedmann.

Apotheker Heinrich, von Hermann Heiberg. (Leipzig, Friedrich.) „Apotheker Heinrich" ist das erste Buch von Heiberg, das wir kennen und wir müssen sagen, daß es uns vor dem Autor Respect abnöthigte. Einem so frischen und reichbesaiteten, der Tiefe nicht entbehrenden und über einen leichten, anmuthigen Humor verfügenden Talente sind wir selten begegnet. Das Buch ist durchaus realistisch angelegt und ausgeführt, und doch macht es auf uns den Eindruck, als ob sein Schöpfer zu den Idealisten gehörte, zu den echten Idealisten aber, welche ihren Idealen plastischen und natürlichen Ausdruck zu verleihen verstehen und so einen gesunden Realismus bekunden. Der Apotheker Heinrich ist in seiner Art eine ganz vorzügliche Gestalt, nicht minder gut seine Umgebung gezeichnet; eine herzerquickende Wirkung übt Fräulein Dora aus, aber nicht die Frau, oder vielmehr jener Theil des Buches, der die Ehe Dora's mit Heinrich behandelt. Es mag ja sein, daß derlei Ehen im Leben thatsächlich vorkommen, und ein solches Ende nehmen, wie hier, aber die Frau Dora hat so viel gelitten, daß wir ihr einen guten Abschluß ihrer Leidensgeschichte wahrhaftig gönnen. Der Tod ist hier kein Erlöser in milder Gestalt, eher ein brutaler Geselle, der eine Blüte knickt, bevor sie zur vollen Schönheit heranreifen konnte. Mit einer Art Empörung legen wir das Buch fort — einen solchen Eindruck darf kein echtes Kunstwerk hinterlassen. Oder hat Heiberg mit Absicht einen so deprimierenden Schluß gewählt, weil er auf die Sentimentalität und leicht in Bewegung zu setzenden Thränendrüsen schwachnerviger Damen rechnete? Wir wollen dies in seinem künstlerischen Interesse und angesichts seines Talentes nicht annehmen. — Und schließlich eine Frage an den Autor: Seite 177 heißt es: „Er war ein langer, stiller Mensch, der es selbst nicht recht begriff, daß er sich die Erlaubnis nahm, auf der Welt zu sein." Ich fand denselben Witz mehr oder minder verändert bei zahlreichen Humoristen, so zum Beispiel: Freitag, Hackländer. Lieber Herr Heiberg, muß man diesen Witz wirklich machen, um als Humorist zu gelten, oder liegt er allen echten Humoristen, und Sie sind einer, im Blute? — „Apotheker Heinrich" ist ein Buch, dessen Fabel ein speculativer Kopf ersonnen und ein überquellend warmes Herz ausgeführt hat. Wir empfehlen das Buch, als eine sehr spannende Lecture.

Ernst Wechsler.

Erloschene Sterne. Von Hermann Friedrichs. — Mit einem Prolog von Waldemar Kaden. (Leipzig, W. Friedrich.) Waldemar Kaden gilt als einer der maßgebendsten und gebildetsten Kenner von Italiens landschaftlichen Schönheiten. Wenn nun dieser auch an und für sich bedeutende Schriftsteller ein Bändchen allumseist auf Italiens Boden abspielender historischer Gedichte einleitet, so ist dies für das Buch sehr bedeutsam und für die literarischen Qualitäten des Dichters ein wirksam sprechender Beleg. Verdient Hermann Friedrichs diese Bevorzugung von Seite Kadens'? — Ja.

Digitized by Google

Es ist uns in neuerer Zeit nicht oft ein einem jüngeren Dichter entstammendes episches Werk in die Hände gekommen, dessen Form und Sprache so schön wäre, als die Friedrichs' „Octavia". Erweist sich auch die Handlung als eine nicht gerade markant hervorstehende, so bietet doch das kleine Epos eine Menge innerer Vorzüge, welche uns mit oben angedeuteter Schwäche vollends aussöhnen. Die übrigen Stücke sind historische Nebelbilder, eine Art Laterna magica, die uns eine Anzahl historischer Genrebilder hervorzaubert, jedes wirksam, mit richtigem Blick gruppirt und mit dichterischem Schwunge ausgearbeitet. Wir nehmen vom Büchlein Abschied mit dem Bewußtsein, daß uns in Hermann Friedrichs ein edles, innerlich vertieftes Formtalent entstanden ist. Daß seine Begabung für eine größere einheitliche Schöpfung hinreicht, wird er wohl selber beweisen. Ernst Wechsler.

Edelweiß. Gsangln und gspoasigi Gschichtln von J. H. Hauer. Mit einem Vorworte von P. K. Rosegger. (Wien. Karl Gerold's Sohn. 1885.) Auch wieder ein Stadtherr, dem sein Wald- und Landleben nachklingt. War Bauernbub und ist jetzt führnehmer Ministerialbeamter in Wien. Und das Nachklingen der idyllischen Jugendzeit hört sich gut an. — Die Gedichte weisen Spuren von der Schule Stelzhamer's; sie sind zwar im Inhalt nicht durchwegs originell und in der Form nicht ängstlich ausgerundet, aber es ist der freie, unmittelbare Naturgesang, der da wiederklingt, was nachempfunden oder selbstempfunden, nacherfunden oder selbsterfunden durch eine frohe Seele zieht. Der erste Theil: „Gsangln" enthält manch Treffliches, Feines und Gemüthvolles, indes aber ziehe ich den zweiten Theil: „Gspoasigi Gschichtln" vor, in welchem Hand in Hand mit den naturwahren Schilderungen bäuerlichen Lebens ein wohlthuender, oft recht kecker Humor geht. Dieser Theil hat Manches, was sich besonders zum Vortrage in heiteren Kreisen eignen dürfte. Das der Sammlung beigefügte Wörterverzeichnis ist als schätzenswerter Beitrag zur Kunde unseres alpinen Dialectes zu betrachten. Die Ausstattung des Büchleins ist eine sehr gefällige. — Bei dieser Gelegenheit will ich aber eine typographische Schrulle erwähnen, die hier, wie überhaupt in Sammlungen von Gedichten oder kurzen Aufsätzen, besonders auffällt und störend wirkt. Bekanntlich darf nach typographischer Regel an Seiten, wo eben ein neuer Aufsatz beginnt, keine Seitenzahl stehen. Gerade jene Seitenzahlen, auf die das Inhaltsverzeichnis hinweist, fehlen also im Buche. Welcher Vortheil sich durch Weglassung dieser wichtigsten Seitenzahlen ergeben soll oder welches Schönheitsprincip durch Anführung der Seitenzahlen über Gedicht- oder Capitelaufschriften verletzt wird, ersehe ich nicht. R.

Otto Spamer's Illustriertes Conversations-Lexikon. Zweite, durchaus neu gestaltete Auflage. Mit etwa 6000 Text-Abbildungen, zahlreichen Tonbildern, Karten und Beilagen in Holzschnitt, Lithographie und Farbendruck. Beziehbar in 200 Lieferungen oder in 8 Bänden. Seitdem die Welt sich von der Ansicht abgewendet hat, daß Illustrationen nicht zu dem Inhalte ernster Forschungen passen wollten, erscheinen auch, mit Ausnahme rein abstracter und philosophischer Schriften, größere, zu tieferen Studien bestimmte Werke kaum noch ohne diese Stütze des Verständnisses. An der Spitze dieser fast allgemein verbreiteten literarischen Bestrebung steht der stets rührige Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin. In Deutschland und weit darüber hinaus existiert wohl kaum eine nennenswerte Bibliothek, sei es für die Jugend oder für das reifere Alter, welche nicht mit Erzeugnissen dieses Verlags mehr oder weniger besetzt wäre, die sich alle durch eine besondere Sorgfalt in Herstellung von seltenen kostbaren Zeichnungen und Kartenwerken empfehlen. Wenn wir u. a. dabei an so hervorragende Erscheinungen, wie das in 8. Auflage von Herrn Prof. F. Reuleaux herausgegebene „Buch der Erfindungen" in 8 Bänden, an das auf 12 Bände berechnete Unternehmen „Unser Deutsches Land und Volk", an Jul. Löwenberg's „Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen" in 2 Bänden u. s. w. erinnern, so dürfen wir Otto Spamer's Illustriertes Conversations-Lexikon als in gleicher Linie stehend bezeichnen. Dieses Werk überrascht durch die Fülle seiner Mittheilungen, deren einzelne Beiträge, von den namhaftesten Fachgelehrten der Gegenwart beschafft, den Standpunkt der neuesten Forschungen und Errungenschaften in der Gesammtwissenschaft behaupten. Wenn wir uns in der Beurtheilung eines solchen literarischen Erzeugnisses aus naheliegenden Gründen auf die Einzelheiten seines Inhalts nicht einlassen können, so möge doch hier nicht unerwähnt bleiben, daß die soeben erschienenen beiden Abtheilungen 5 und 6 (vom Buchstaben B bis zum Artikel Beutelthiere reichend) mit nicht weniger als 532 in den Text gedruckten Abbildungen (darunter mehrere Kärtchen, Porträts und ein farbiger Plan von Berlin), sowie mit 36 Tonbildern auf 10 Tafeln und endlich mit 2 Karten in Farbendruck (die Balkan-Halbinsel und Südwestliches Deutschland) geschmückt sind. Als besonders gelungene Illu-

Digitized by Google

strationen erachten wir die Wiedergabe hervorragender Baulen. V.

Der Grüne Strahl. Von Julius Verne. Autorisierte Ausgabe. (Hartleben, Wien.) Es ist ein geistvoller Griff, den Julius Verne mit diesem „Grünen Strahle" in das Gebiet der unterhaltenden Physik gethan hat; dabei windet sich um die naturgeschichtliche Grundlage eine so hübsche Fabel, welche den Leser in das Leben der Hochlandsschotten einführt, ihn nach den herrlichsten Partien der Hebriden, vorzüglich auch nach der sagenreichen Ossiansinsel Staffa mit ihrem weltberühmten natürlichen Wunderbau, der Fingalshöhle, leitet, daß man nur mit immer zunehmendem Interesse dem kundigen Verfasser folgt. V.

Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 300 Illustrationen hervorragender Künstler, 18 colorierten Karten ꝛc. In 30 Lieferungen. (A. Hartleben, Wien.) Von diesem Werke liegen nun weitere sechs Lieferungen (13 bis 18) vor, welche den sogenannten „ägyptischen Sudan" Abessinien, Aegypten und einen Theil des Saharagebietes umfassen. Mit Ausnahme der letzteren sind es lauter Territorien, welche neben dem Congogebiete dermalen zu den actuellsten des afrikanischen Erdtheiles zählen. Dieser Actualität entsprechend, entrollt der Verfasser ausführliche Schilderungen von der religiös-socialen Bewegung unter der Aegide des „Mahdi" Mohammed Achmed von Dongola, von den Verhältnissen in Abessinien und den europäischen Besitzerwerbungen an der Küste des rothen Meeres und außerhalb der Straße von Bab el Mandeb. Die nicht sehr rosigen Mittheilungen von Obok, Assab, Zulah, Beilul — neuerdings vielgenannte Punkte — dürften in weitesten Kreisen Interesse erregen. In den Schilderungen Aegyptens, zumal der Chalifenstadt Kairo, entrollt sich ein farbenprächtiges Stück Orient, und man erkennt unschwer, daß der Autor hier in seinem eigentlichen Elemente sich befindet und seine auf persönliche Erfahrungen beruhende Localkenntnis in umfassender und interessanter Weise verwertet. Vielleicht nicht minder wertvoll ist das geographische Bild von der Sahara, von dem so viele irrthümliche Vorstellungen im Schwange sind. V.

Deutsch-österreichische National-Bibliothek. (Prag: Dr. Hermann Weichell's Verlag; Wien: Moriz Perles.) Bis heute sind neuerdings erschienen: Kleine Geschichten. Von Dr. Märzroth. — Ein Vandale. Historisches Gemälde von Heinrich Swoboda. — Der Drache. Novelle von Ferdinand Kürnberger. — Ausgewählte poetische Erzählungen. Von Carl Egon R. v. Ebert.

Dem „Heimgarten" sind ferner zugegangen:

Der letzte Jude. Roman von Karl Erdm. Edler. (Leipzig, Bernhard Schlicke, 1885.)

Die Fischerrosel von St. Heinrich. Lebensbild vom Starnberger-See von Maximilian Schmidl. (München, W. G. D. Callwey, 1885.)

Die lolle Traut. Roman von Eugen Salinger. (Frankfurt a. M., J. Sauerländer, 1885.)

Vorstadtgeschichten von Heinrich Seidel. Dritte veränderte Auflage. (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1885.)

Berlin. Von Paul Lindenberg. Vierles Bändchen: Stimmungsbilder. (Leipzig, Ph. Reclam jun.)

Aus Italien. Cultur- und kunstgeschichtliche Bilder und Studien, von Josef Bayer. (Leipzig, Bernhard Schlicke, 1885.)

Zur Zillengeschichte Frankreichs. Bilder und Historien von Ferdinand Lotheißen. (Leipzig, Bernhard Schlicke, 1885.)

Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. — Ein Beitrag zur Landeskunde von Dr. V. Fossel. (Graz, Leuschner und Lubensky, k. k. Universitäts-Buchhandlung, 1885.)

Das Recht der Frau. Vermächtnis einer Unglücklichen an ihre Mitschwestern. Gedanken und Vorschläge aus dem Nachlaß einer Verstorbenen. — (Zürich, Verlags-Magazin.)

Homo sapiens ferus, oder die Zustände der Verwilderten und ihre Bedeutung für Wissenschaft, Politik und Schule. Biologische Untersuchung von Dr. A. Rauber. (Leipzig, Denicke, 1885.)

Ein Wort vom Glauben an seine Verfechter und Verächter, von Dr. Rudolf Penzig. (Kassel, Theodor Fischer, 1885.)

Der Spiritismus, von Eduard von Hartmann. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Festschrift aus Anlaß der Sommerfestes des deutschen Vereins Pilsen's. Zum Besten des Deutschen Schulvereins. (Pilsen, Verlag des Fest-Comités, 1885.)

Gedichte eines Optimisten, von Julius Lohmeyer. (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1885.)

Eine Orientreise. — Beschrieben vom Kronprinzen von Oesterreich. Mit zahlreichen Illustrationen nach Originalzeichnungen von Franz von Pausinger. 8. bis 12. Heft. (Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1885.

Digitized by Google

Brockhaus, Kleines Conversations-Lexikon. Encyklopädisches Handbuch. Vierte vollständig umgearbeitete Auflage. 14. Heft. (Leipzig, A. F. Brockhaus, 1885.)

Der consequente Humanismus oder der natürliche Weg zur Gesundheit, Veredlung, Lebensfreude, Gemüthsruhe und langem Leben. Vertheidigt gegen einen großen Pessimisten, nämlich E. v. Hartmann, von einem kleinen Optimisten, nämlich J. F. Guttzeit. (Stettin, Franz Wittenhagen, 1885.)

Pädagogisch-literarisches Jahrbuch des ersten Wiener Feriencolonien-Spar- und Unterstützungs-Vereines für Kinder, VIII. Jahrgang 1885. (Wien, Selbstverlag des Vereines, 1885.)

H. Laderich's Schwimmschule. Lehrbuch der Schwimmkunst für Anfänger und Geübte. Ausführliche Anleitung zum Selbsterlernen derselben. Mit 31 Abbildungen. (Leipzig, Hermann Bruckner.)

Siegfried. I Jahrgang, 4. Heft. (Beerfelden, Meinhard.)

Mariazell, seine Umgebung und Zugangsrouten. Von C. Fruwirth. (Wien, Oesterreichischer Touristen-Club, 1885.)

Sommerfrische Steyer in Oberösterreich. Klimatischer Curort. Ein Bilderbogen von Steyer und Umgebung. (Steyer, Fremdenverkehrs-Comité, 1885.)

Postkarten des „Heimgarten".

W. O. Stuttgart: Der Dichter Franz Wisbacher liegt in Ainring bei Hammerau (Oberbaiern) krank und hilflos darnieder. Seine lyrischen Gedichte, deren erste größere Auflage in kurzer Zeit vollständig vergriffen war, suchen einen Verleger. Wir glauben, es wäre eine dankbare Sache in zweifachem Sinne für einen rührigen Verlag, diese Gedichte noch einmal an's Tageslicht zu heben.

× In Wien hat sich eine Neuschrift-Gesellschaft gebildet, welche die Verbreitung einer einfacheren Verkehrsschrift anstrebt. Das Secretariat befindet sich in Wien, III., Reisnerstraße 21.

„P. A.", Berlin: Einige Blätter der deutschen Hauptstadt nehmen Stellung gegen unseren Vorschlag, Fremdwörter, wo möglich durch Deutsche zu übersetzen. Coulissen und Decorationen im Theater gefallen ihnen besser, als Schieb- und Hängewände, Cassier besser wie Säckelwart, Cassierloge besser wie Kartenamt, Repertoir besser wie Wochenplan, Vestibule besser wie Vorhalle u. s. w. Sind das Deutsche? — Nein, das sind Allemagnes. Statt Orchester Spielleutplatz scheint auch uns etwas unbeholfen, aber das Wort ist im Norden wie im Süden verständlich und weitaus vorzuziehen dem „Orschester" oder „Arschester" wie es Viele aussprechen. — Nun, der Berliner muß es besser wissen.

W. A., Graz: Adelma Freiin von Bay gedenkt eine Sammlung von Märchen unter dem Titel: „Dem Zephyr abgelauscht" herauszugeben, deren Ertrag zur Gründung einer Suppenanstalt für arme Kinder der Gonobitzer Schule gewidmet sein wird. Die Abnehmer des geplanten Buches werden auf dem Subscriptionswege gesucht; also Ihr Fall, wenn Sie zugreifen wollen.

A. L., Wien: Eins oder das Andere gelegentlich verwendet.

× Dem Bauernphilosophen Konrad Deubler hat man auf dem evangelischen Friedhof in Goisern einen Grabstein gesetzt und sollen auf demselben folgende Worte stehen:

„Konrad Deubler
von Primesberg Nr. 3
entschlief am 31. März 1884
in seinem 70. Lebensjahre.
Der Geist ist eine Eigenschaft des Stoffes,
Er entsteht und vergeht mit ihm!
Nun lebe wohl, Du schöne Welt, Du liebe Sonne.
Auch ihr ewigen Sterne. Meine Augen
Sehen Euch nie wieder."

Hat Deubler diese Grabschrift selbst verfaßt? Wie wir ihn gekannt, dürfte er dieselbe für einen Dorffriedhof nicht empfohlen haben.

G. J. A., Görz: Das Grahambrot ist bei den Vegetariern nicht mehr ganz beliebt. Man schlägt anstatt dessen Haferbrot vor.

× In einem Wiener Blatte heißt es bei der Besprechung des neuen Buches eines unserer besten Lieder- und Märchendichter: „N. N. (der betreffende so rasch populär und beliebt gewordene Dichter) schuldet dem deutschen Publikum vielen Dank." Eine neue Auffassung: Seit wann schuldet ein Geber dem Empfänger Dank? — Am Ende wird sich auch Schiller bei dem deutschen Publikum schön bedanken müssen, daß es ihn so großmüthig zum Classiker erhoben hat.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google

12. Heft. September 1885. IX. Jahrg.

Beinrichters Arrest-Urlaub.

Eine Abelsberger Geschichte.

Na, da kann die heilige Margaretha eine Freude haben, wenn an ihrem Namensfeste zu Oberabelsberg allemal Einer erschlagen wird.

Was willst Du denn? Ist ja Keiner erschlagen worden diesmal, nur den Fuß haben sie dem Fleischhauer gebrochen, oder vielmehr er sich selber, als er zur Thür hinausflog auf den Antrittstein. Das ist ja genug! sagt Ihr in Euerer Bescheidenheit. „Das ist zu wenig," schreit der Lederer Franz, „er hat schon aufgezogen mit dem Lehnstuhl, und wenn der Fleischhacker einmal aufzieht, da weiß man's, was es bedeutet".

„Das ist zu viel!" ächzt der Fleischhauer, „den Steffel ruft mir, Ihr lieben Leut', Ihr guten Leut', um Gottes-Christi-Willen, den Steffel!" wimmert er. Ach Gott, wenn ein Fleischersmann so wimmert, ein Fleischersmann, der sich vor keinem Blut fürchtet, wenn es nicht aus seinem eigenen Leib rinnt! Ein solches Wimmern ist possierlich. Soll's doch von seinen Ochsen lernen, ein Fleischer, wie man hinfällt, wenn man getroffen ist und weiters kein Aufhebens macht. Aber ein Aufhebens muß man diesmal doch machen, denn liegen lassen kann man ihn nicht, den Fleischhauermeister Fallent; die Bachwirtin schlägt ein helles Zetern an, als sie erfährt, er hätt' sich was gebrochen.

Also den Steffel! Den Beinbrucharzt, den Bruchrichter in der Wamsen. Als sie den Fleischer in sein Haus tragen, erheben im Stalle die Kälber ein fröhlich Geplärr, aber ihre Mutter, die Kuh, brummt: „Halt's die Mäuler, dumme Vieher, um den Steffel ist geschickt. In drei Wochen ist der Satan wieder auf den Beinen."

Mittlerweile kommt der Bote: „Mit dem Steffel ist's nichts. Der Steffel ist eingesperrt."

„Jesses! na, was hat er denn angestellt?“

„Beinbrüche hat er geheilt!“

„Dodl, das ist ja nichts Schlechtes.“

„Und den Doctor hat er geschimpft. Und hat ihn der Doctor einsperren lassen.“

„Weil er geschimpft hat?“

„Weil er Beinbrüch' geheilt hat.“

„Geh', Tresler (Schwätzer), Du wendest Dich im Kreis wie ein narrischer Stier.“

„Ehrlich wahr auch,“ sagt der Bote, „Beinbruchheilen, das ist verboten, das dürfen nur die Geprüften.“

„Aber, Halbesel Du, wenn sich Einer gach das Bein bricht, da hat der Steffel nicht erst Zeit, sich prüfen zu lassen.“

„Deswegen soll man zum Doctor gehen, sagt der Doctor. Der Doctor ist schon geprüft, sagt der Doctor.“

„Oh! — oh! -- oh! die Schmerzen!“ wimmert der Meister Falent.

„Es ist schon der Afel dabei,“ sagen die Leute.

Draußen in der Schlaghütte hängt eine frische Ochsenhaut, ist erst gestern Abends vom Leib gezogen worden, die wedelt ein wenig mit dem Schweif.

„Kein Knochen kann mehr ganz sein,“ klagt der Meister, „Alles wackelt, ach, ich unglücklicher Mensch!“

Jetzt was ist zu machen, den Doctor holen?

„Thät' ich nicht,“ sagen die Nachbarn, „der Doctor hat's aus den Büchern. Mit dem Kopf wird er's gut können, das Beineinrichten, aber mit der Hand, das ist eine andere Frage. Und woher denn? Er hat ja keine Gelegenheit, daß er sich übt. Jeder, der sich was bricht, braucht den Steffel.“

„So ist's,“ sagte ein Anderer. „Nachher das auch: die Doctoren thun so viel gern studieren, jeder will selber was profitieren bei so einem Fall, wenn's auch weh thut, das macht nichts, leiden thut's ja der Kranke, und dafür ist er krank.“

„Ich will nicht sagen, daß sie's nicht können, die Doctoren, das will ich nicht sagen,“ rief wieder ein Anderer drein, „nach der alten Weis' einen Fuß einrichten, das ist ja keine Kunst. Aber sie thun herum, ob's nicht auch nach einer neuen Weis' gienge. So was muß man ja auf verschiedene Art machen können; der Mensch lernt nicht aus und auf die Wissenschaft muß man denken, heißt's. Und nachher ist's nichts nutz und muß es doch wieder frisch gebrochen werden das Bein, wenn ein ordentlicher Beinrichter dazukommt. Na, na, zu einem Probierstein ist gerad' nicht jeder Mensch hart genug.“

„Wo sitzt er denn, der Steffel?“ schrie der Fleischhauermeister in heller Verzweiflung.

„In der Wamsen drüben sitzt er, im Gemeindekotter.

„Meine Gesellen sollen hinübergehen, die Schlaghacken mitnehmen, den Kotter aufsprengen.“

„Nachbar, das geht nicht,“ mahnte der Bachelwirt, „aber ich weiß was Anderes. Mit dem Wamsener Richter bin ich gut bekannt. Ist ein kamoder Herr. Kannst auch einmal ein feistes Schweindl springen lassen zu Weihnachten, oder so. Wird ihn gefreuen. Ich schicke hinüber. Wastel, geh' her, da hast einen Sechser. Lauf' eilends zum Herrn Richter in die Wamsen hinüber, Du kennst ihn ja, den lustigen Herrn mit dem rothen Bart; ist erst vorige Wochen bei uns gewest. Ich und der Herr Fleischhauermeister lassen ihn bitten, er wollt' uns den Steffel auf ein Stündel herüberlassen, nur auf ein Stündel, der Herr Falent hätt Unglück gehabt, und wir thäten — na wart', bleib' da, ich muß schon selber gehen, wird gescheiter sein. Nur nicht verzagt sein, Nachbar, ich bring' den Steffel. Dieweilen Alles herrichten. Das Bett in die Mitten von der

Digitized by Google

Stuben rücken, Weiberleut'! auch ein paar Stricke werden wir brauchen. Behüt' Gott, werden bald da sein."

So der Wirt zu Oberabelsberg; da stand auch schon der Einspänner mit dem Steirerwäglein bereit — ein feines Zeugl — und in zwanzig Minuten drauf war er in der Wamsen.

Der Richter ist beim „Goldenen Fuchsen" auf dem Scheibenschützenstand. Wird brav scheibengeschossen in der Wamsen und stehen prächtige altdeutsche Sprüche auf dem Schützenstand in der Wamsen.

Der Oberabelsberger Wirt brauchte sich nicht zu ducken, er trifft auch mitunter ins Schwarze — besonders, wenn er die Zechschulden der Wamsener Bürger an die Tafel kreidet. Aber heute schleicht er so wunderlich an und läßt durch die Kellnerin den Herrn Richter bitten — nur auf ein paar Wörtel.

„Was gibt's Neues, lieber Bachelwirt!" lacht ihm der Richter zu.

Der Wirt winkt ihn so ein wenig abseits gegen die Linde. „Ein großes Gebitt!" hebt er an und trägt sein Anliegen vor. „Bei einem Raufhandel dem Oberabelsberger Fleischhauermeister ein Fuß gebrochen!"

„Wo sind denn die Gendarmen wieder?" brauste der Richter auf.

„Ist nichts, Herr Richter."

„Und dann allemal zum Richter, zum Richter. Der Richter kann das Krumme nicht gerad' machen."

„Ist nicht krumm, ist ganz ab."

„Haben sie ihn schon?"

„Liegt elendlich dahin."

„Ob sie den Raufbold schon haben?"

„Das weiß ich nicht. Der thut jetzt auch nicht weh. Aber das Bein soll so viel höllisch weh thun. Wir bitten um den Beinbrucharzt."

„Habe ich denn Beinbruchärzte?" lachte der Richter grell auf.

„Einen hat der Herr Richter, einen hat er. Und recht gut aufgehoben. Nur auf ein Stündel Urlaub, wenn der Steffel Zeit hätt'.

„Aber zum Teufel!" sagte der Richter, „ein Beinbruch, da geht man zum Doctor. Ihr habt ja Euren Doctor in Oberabelsberg."

„Ist nicht daheim", log der Bachelwirt, „ist nach Nieder-Lassing gerufen worden, hab' ich gehört, soll erst Abends heimkommen. So lang' kann aber der arme Meister unmöglich warten, unmöglich! Der Fuß schwillt auf, unterlauft mit Blut, ist nachher nichts mehr zu machen. Kannt ein Krüppel bleiben auf sein Lebtag."

„Ja mein Gott! Ihr werdet einsehen, daß man einen Arrestanten nicht auslassen kann, und schon gar nicht, um ihm wieder etwas vollführen zu lassen, weswegen er abgestraft ist."

Faßte der Bachelwirt den Richter sachte am Arm und sagte leise: „Wir wissen es Alle miteinander. Der Curpfuscherei wegen wird der Steffel nicht eingesperrt werden. Beinbruchdoctorn thut er und hat er dabei wohl mehr Gutes gestiftet, als wie Schlechtes! Wohl mehr Gutes! Von weit um laufen die Leut zu ihm zusammen. Soll ihm ja nächstens ganz und gar erlaubt werden, sagt man."

„Mag sein, mag Alles sein," wehrte der Richter ab.

„Mit Verlaub," fuhr der Wirt fort, „der Steffel sitzt, weil er den Doctor hat geschimpft. Und soll sitzen. Soll sitzen, so lang' er will. Nur für das Stündel, für das einzige Stündel! Es ist eine Freundschaft, die wir Oberabelsberger dem Herrn Richter nie vergessen werden."

„Wer bürgt mir denn, daß er wieder zurückkommt?" fragte der Richter.

„Ich, Herr Richter, ich! Mit meinem Kopf, mit meinem ganzen Haus, mit Küch' und Keller, Herr Richter, das Faß Kerschbacher, ich nehm's nicht aus. Der Fleischhauer bürgt auch mit was, ich weiß es! Und wenn ich ihn am Strick muß führen, ich bring' ihn wieder."

Digitized by Google

„Es ist schwer zu verantworten —"

„Wenn er ihn nur schreien kunnt hören, der Herr Richter, den armen Teufel! Es geht Einem durch Mark und Bein."

„Schwer zu verantworten für einen Richter —"

„Nicht Richter! Nicht Richter, diesmal, Herr Richter. Diesmal nur Mensch, der helfen kann, der helfen will und Niemand davon einen Schaden hat. Ich weiß es gewiß und ich habe gesagt: ich geh' nicht umsonst, hab' ich gesagt. Zum Wamsener Richter geht man nie umsonst, wenn man in der Noth ist, der hat nicht allein den Kopf, hab' ich gesagt, der hat auch das Herz am rechten Fleck."

Der verstand's, der Bachelwirt! Richter sollen nie feuchte Augen haben, wenigstens nicht vor den Leuten, der zu Wamsen hatte sie. War's das Mitleid zum gebrochenen Fleischhauer, war's die Rührung über das Vertrauen, das man in ihn setzte, kurz, er war gerührt, und um das zu verbergen, schrie er nun fast wild auf: „Aber ohne Gendarm lass' ich den Kerl nicht fort!"

„Vergelt's Gott!" antwortete der Wirt.

Bald darauf sind drei Männer gen Oberabelsberg gezogen, voran der Bachelwirt, hinten der Landsknecht mit dem aufgepflanzten Spieß, in der Mitte ein kleines, nach vorne geneigtes, raschtrippelndes Männlein, machte zwei Schritte, so oft der Gendarm einen that. Das war der Steffel. Seines Zeichens ein Kleinhäusler und Schuhmacher, hatte er mit dem menschlichen Fuß nähere Bekanntschaft gemacht, hatte es vom Schusterpech zum „Dürrband" (Harzpflaster) gebracht und war — er wußte selbst nicht wie — auf einmal Beinbrnchrichter. Mit einem Pferd hub er an, er richtete das zerbrochene Bein so weit her, daß es zum Schinder gehen konnte, da sagten die Leute, der Steffel kann Beinbruch heilen. Er vervollkommte sich auch bald in dieser Kunst, aber so recht kam er erst in's Zeug, als er die Tochter eines alten „Beinbruchdoctors" heiratete, die ihm als Heiratsgut die Wissenschaft und die Werkzeige zum „Doctorn" mitbrachte. Er war froh, das Schusterhandwerk auf den Nagel hängen zu können, weil ihm — wie er sagte — das Sitzen nicht gut thue. Und jetzt auf einmal ein *solches* Sitzen! Es ist leicht zu glauben, daß der Steffel über den Spaziergang nach Oberabelsberg vergnügt war. Er nahm die Fahrgelegenheit des Bachelwirtes nicht an, er wollte ein wenig Bewegung machen und als Märtyrer vor dem Gendarmen hergehen, und daß ihn, den wegen Curpfuscherei Eingenähten, jetzt der Gendarm zu einem frischen Beinbruch hinführen mußte, das war doch auch was wert.

Mittlerweile war beim Fleischhauer die Krippen-Urschel geholt worden, ein kümmerliches Weibsbild, daß aber Krankheiten abbeten und Wunden beschwören konnte. Sie hockte vor dem bloßen Fuß, den ihr der Fleischhauer vom Bett unter der Decke heranshielt, machte darüber mit dem Daumen fortwährend Kreuzzeichen und sprach: „Beinbruch, ich segne Dich auf diesen heiligen Tag, daß Du wieder wirst gerad bis auf den neunten Tag, wie es Gott Vater, Sohn und heiliger Geist haben mag. Heilsam ist diese gebrochene Wunden, heilsam ist dieser Tag, da Jesus Christus geboren ward. Jetzt nehm' ich diese Stunde, stehe über diese gebrochene Wunden, daß diese gebrochene Wunden nicht soll schwellen im Namen Gottes Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!"

Jetzt traten sie ein.

Das Erste war, daß der Steffel sich mit seinem grämigen Gesicht — es war im Kotter nicht holdseliger geworden — in die Runde wendete, zu sehen, ob Alles vorhanden. Verband-

Digitized by Google

zeug, Stricke, „Eisenklampfen“ und starke Männer. Was nicht da ist, das soll gebracht werden! — Dann zog er sein blaues Blusel aus und streifte an den Armen das Hemd auf.

„Die Schmerzen hätten nachgelassen, Gott Lob und Dank!“ boselte die alte Krippen-Urschel.

„Den Teufel haben sie nachgelassen!“ knirschte der Fleischhauer.

„Nein! nein!“ begehrte die Alte jetzt plötzlich auf und versteckte ihre runzeligen Hände unter die Schürze, denn die Fleischhauermeisterin wollte ihr eine Gabe auf die Hand legen. „Ich nehm' nichts! Ich darf nichts nehmen! Das thät nicht helfen, wenn ich was wollt' nehmen! Um Gotteswillen muß es sein, sonst thät's nicht helfen. Ein andersmal, wann mir die Frau Mutter was will schenken.“ Dann humpelte sie mühsam über die Thürschwelle hinaus.

„Werden wir halt die G'schicht' angeh'n!“ sagte der Steffel mit einer scharfschnarrenden Stimme, stellte sich an's Bett und begann das nackte Bein zu betasten und zu kneten.

Der Kranke rief alle Heiligen an vor Schmerz. „Nur aushalten, Falent,“ mahnte sein Weib, „jetzt ist der Steffel da, jetzt wird's bald besser sein. Ist vielleicht eh nur angesprengt.“

„Aus und ab,“ murmelte der Steffel. Was der Mensch doch mit drei kurzen Wörtlein Großes sagen kann! Der Fuß war a u s gerenkt und a b gebrochen.

„Die Eisenklampfen an die Wand schlagen!“ befahl der Steffel. Es geschah, vier handfeste Bursche waren in Bereitschaft. Kienspähne und Schindeln wurden hergerichtet zum „Spannen“, auf einen Leinwandfleck wurden Salben gestrichen.

„Die Weibsbilder sollen hinaus machen!“ verordnete der Steffel, „dieweilen ist für sie nichts zu schaffen da!“

Die Ehegespousin verzog sich und versicherte noch an der Thür, ihr Weg gehe schnurgerade in die Kirche und sie höre nicht auf zu beten, bis er eingesetzt wär'! Der Gendarm gieng, den Raufbold zu suchen, der den Fleischhauer so unfein vor die Hausthür gelegt hatte. Und jetzt wies es sich, es war's Keiner. Der Mann muß sich rein selber hinausgeworfen haben. Mittlerweile wurden dem Armen um den Leib, um die Beine feste Stricke gebunden. Diese Stricke hatten schon ihre Probe abgelegt bei den stärksten Ochsen. „Nachher thun sie's,“ hatte der Steffel gesagt. „Jetzt hinstellen, Burschen! Zwei zu Betthaupten, zwei zu Bettfüßen. Die Stricke fest um die Faust wickeln. Sobald ich sag': Anziehen! alsdann anziehen.“

Der Meister Falent jammerte.

„Jetzt ist's noch zu früh,“ bedeutete ihm der Steffel und stellte sich in Bereitschaft zum „Einrichten“. Ein Blick noch, ob Alles in Ordnung, dann: „Anziehen!“ Ein klägliches Aechzen. „Fester anziehen! Stemmt's Euch! fest anziehen!“ Ein schreckbares Geheul, ein Krachen im Bein, ein lauter Aufschrei der Burschen — und der Fuß war aus den Fugen.

Wie ein Lauffeuer gieng es durch Oberabelsberg: „Der Schuster-Steffel hat dem Fleischhacker den Fuß ausgerissen!“

„Wie einer Henschreck den Fuß ausgerissen!“

Als sie kamen, um zu sehen, war das Bein in große Pflaster geschlagen. Die Fleischhauerin stand am Bett und labte ihren Mann mit Essig. Und der Steffel? Der hatte gesagt: „Wenn Einer mit einem Fuß im Kotter steht, da soll der höllische Erbfeind ein Bein einrichten! Und überhaupt, wenn einmal wo ein altes Weib dabei ist, da müßt' der Mensch rein Wunder wirken. Aber nur fleißig Pflaster auflegen, nachher wird's schon gut werden.“ Dann gieng er, von der Leibwache begleitet, wieder zurück in den Kotter.

Digitized by Google

Seit dieser Geschichte sind fünf oder sechs Jahre verflossen. Der Fleischhauermeister hinkt armselig herum in Oberabelsberg. Das eine Bein ist zu kurz, das andere zu lang, und der eine Witz, den der Mann noch machte, war: sein Bein schreibe er fürder nicht mehr mit einem weichen, sondern mit einem harten P. Der Steffel ist besser zu Fuß, aber — hatte sich insgeheim der Richter geschworen — wenn ich den noch einmal in den Kotter krieg', Urlaub geb' ich ihm nicht mehr.

Maßlieb!

Eine Erzählung des Vetters zu Mühldorf.

Von P. K. Rosegger.

Heute am Ostersonntag ist die erste Blume aufgestanden auf dem frischen Grabhügel des jungen Weibes. — Es war ein Maßliebchen.

Vor sechzehn Tagen haben wir den Sarg hinabgesenkt in die finstere Tiefe. Die Kindlein in den Armen der Großen schauten ein wenig verblüfft drein. — Die lange braune Truhe in ein Loch hinab! so etwas hatten sie bisher noch nicht gesehen. Die Großen blickten starr auf die feuchte Erde, oder weinten still in sich hinein. — Gar so arm, gar so geduldig und gar so jung war sie gewesen, und vier kleine Kinder hatte sie zurücklassen müssen fremden Leuten. Das Sterben muß hart sein.

Vor acht Jahren, an einem Frühlingstag war's, — ich band in meinem Baumgarten eben einen Apfelsetzling an den Stab — kam das neunzehnjährige Mädchen zu mir. Sonst schüchternen stillen Wesens, trat sie heute kräftig auf und sagte: „Vetter, Ihr müßt mir einen Rath geben."

„Ja, mein Kind," sagte ich, „da willst Du gewiß den Dienstort wechseln."

„Freilich," antwortet sie.

„Gehts Dir schlecht im Hagenhof?"

„Schon gar nicht."

„So, warum willst denn fort?"

„Weil ichs noch besser haben möchte," ist ihre Antwort.

„Zu wem gelustets Dich?"

„Zu meinem Mann!" schreit sie munter heraus. „Ich will heiraten, Vetter, und das ists."

Wenn meine Bäumchen, die ich gestern gesetzt, über Nacht große, rothwangige Aepfel bekommen hätten, ich hätte nicht schärfer überrascht sein können, als von diesem Geständnis des jungen Dienstmädchens. Ich schaute ihr ins Gesicht, sie hielt den Blick tapfer aus. Dann zog ich das Birkenreis fest um Setzling und Stab und sagte: „Wenn man heiraten will, mußt Du wissen, so frägt man Niemand um Rath, oder man sagt wie jene Müllerin! „Rathe mir gut, aber rathe mir nicht ab." — Wer ist er denn?"

„Ein Eisenwerksarbeiter in der Langau. Michael Stamreiter heißt er."

„Ich kenne ihn," sagte ich hierauf. „Er ist ein großer, kräftiger Mann, bei den Soldaten gewesen und verdient sich im Eisenwerk täglich einen Gulden." Dann ließ ich von der Arbeit ab, stellte mich fest vor das Mädchen hin, um ihm das, was zu sagen war, ernsthaft ins Gesicht zu sagen. „Täglich einen Gulden. Davon lebt er heute, und bleibt nichts übrig. Ihr werdet Beide davon leben und nicht verhungern. Aber wenn Euer drei und vier und fünf werden? Du bist nicht

Digitized by Google

stark, Gardel (Hildegard) und wirst Dir nichts erwerben, wirst Dich aufzehren. Dann ist die Noth da, und wo früher die Liebesseligkeit war, ist jetzt der Kummer. Das schöne Brautgewand wird zerschnitten und um die Kinder gewickelt, daß sie nicht erfrieren. Jetzt erkrankt Dein Mann oder kann im Eisenwerk verunglücken. Das Radwerk mit seinen wilden Armen und Zähnen greift oftmals auch nach Menschen aus. Am ersten Tag, wo er nicht arbeitet, mußt Du betteln. — Sieh, dort geht Eine auf der Straße. Ein Kind hat sie an der Brust, ein zweites auf den Rücken gebunden, zwei größere halten sich an ihre Kittelfalten und schleifen, in Fetzen gehüllt, neben ihr her. Kommt, gute Frau!"

Ich rief die Bettlerin und reichte ihr eine kleine Gabe. Blaß war ihr Antlitz, rothgeweint ihr Auge. Den Kindern schaute der Hunger aus dem Gesicht.

„Wer seid Ihr denn?" war meine Frage.

„Das Weib eines Fabriksarbeiters," schluchzte sie, „mein Mann ist krank schon im zweiten Monat. Es ist hart." Damit wendete sie sich ab und zerrte die Kinder hinter sich her.

„Hildegard," versetzte ich nun zu dem jungen blühenden Mädchen, „das ist mein Rath. Ich bin Dein einziger Verwandter; ich habe Dir's gesagt. Nun thue, wie Du willst."

Ich arbeitete wieder. Lange stand sie neben mir und sagte nichts. Endlich nahm sie ihr rothes Tüchlein, preßte es mit ausgespreiteten Fingern in's Gesicht und schlich davon.

Am nächsten Sonntage verkündete sie der Pfarrer von der Kanzel als Braut des Michael Stamreiter.

Bei der Trauung war ich Zeuge. Der Bräutigam, derb, eckig und breitschultrig, stand neben ihr wie ein Riese; ihr zartes, schlankes Gestaltchen — ein veilchenfarbiges Kleid hatte es an — reichte ihm nicht bis zu den Schultern. Auf dem dunklen Haar, etwas schief geneigt, lag ein Kranz aus Myrten und Jasmin. Und ihr feines, blasses Gesichtlein — die Augen waren feucht und strahlten vor Glück.

Als wir von der Kirche den Wiesenweg entlang gegen das Wirtshaus giengen, pflückte ich ein Maßliebchen, steckte es dem Bräutigam in's Knopfloch: „Das ist auch ein Hochzeitsgeschenk, lieber Freund."

Er zog sein gutmüthiges, einfältiges Gesicht zu einem Lächeln über meinen Spaß. Aber der zweite Trauzeuge, der alte Kreuzpeter, schien mich halb verstanden zu haben, seine schwielige Hand gegen das Maßlieb hinschlenkernd, versetzte er: „Alles mit Maß, das wäre freilich das Beste."

Im ersten Jahre der Ehe kam ein Mädchen. Da die Leute sagten, es sei um Einiges zu früh erschienen, so that es das Vernünftigste, was ein unvernünftiges Kind thun kann: es machte sich wieder davon. Aber die Mutter war von dieser Zeit an kränklich. Sie arbeitete im Garten, stützte sich aber oftmals auf den Spatenstiel und schaute träumend in's Weite.

Im zweiten Jahre kam wieder ein Mädchen. Das hegte und pflegte die Mutter Tag und Nacht. Das Kind gedieh, die Mutter wurde noch schmächtiger, aber nur für kurze Zeit. Im dritten Jahre — wieder seltsam früh — kam das dritte Mädchen und starb. Die Mutter war vor eitel Trauer wie ein Schatten und lag auf den Wandbänken um, in der kleinen Stube, weil man sich über den Tag doch nicht in's Bett legen kann. Es sei ihr hart, sagte sie bisweilen, weiter klagte sie nicht. Und jedes Jahr kam ein Mädchen. Zwei davon starben noch, die übrigen lebten in der dumpfen Stube wie welke Zimmerpflanzen dahin und husteten und wimmerten und wuchsen doch. Die arme Hildegard wankte hüstelnd mit dem Stock umher, um zur Noth noch den Haushalt zu besorgen. Mehrmals war sie am Herde ohnmächtig zu Boden gesunken, und

Digitized by Google

einmal war's die Flamme, die an der rußigen Holzwand emporleckte, welche ihr die Kraft des Schreckens verlieh, um den Brand mit einem Topfe Wassers zu dämpfen. Oft während der Arbeit kam ihr in die Finger ein Krampf, daß ihr die Dinge aus der Hand fielen. Ihr Mann war selten zu Hause, in den freien Stunden gieng er zu fremden Häusern herum, oder lag auf einem Strohsack des Arbeiterhauses im nahen Eisenwerk. Er brauche Ruhe zum Schlafen, um sich seine Kraft zu erhalten, sagte er. In der engen Wohnung — neun Geviertmeter Raum dienten als Wohn-, Schlafstube und Küche —, mitten in der lärmenden Kinderschar konnte von Ruhe freilich nicht viel die Rede sein.

Die Gardel war verzagt und gemüthskrank. Der einzige Trost des Weibes war der Arzt, und so oft er kam, bat sie ihn mit aufgehobenen Händen, ihr eine Medicin zu geben, die sie gesund mache. Und da ihr Zustand immer beim Gleichen blieb, ja sich sacht verschlimmerte, so fragte sie den Arzt geradezu einmal unter Weinen, was sie ihm denn gethan habe, daß er so gar keine Barmherzigkeit mit ihr haben wolle! — Der Arzt kam immer seltener, denn diese Besuche waren weder für ihn noch für sie von Nutzen. Er wußte es, wie's mit ihr stand und einmal sagte er zu ihrem Manne: „Michel, wenn Du ohnehin so ungern nach Hause gehen willst zu Deinem Weib, so ist es besser, Du gehst gar nicht mehr zu ihr. Es ist besser. Versteh' mich wohl!"

Die Folge lehrte, daß der Michel ihn nicht verstanden hatte.

Ein altes Weib aus dem Armenhause ward jetzt aufgenommen, eine entfernte Verwandte des Michel, eine giftige, unsaubere Keifmühle, um die Wirtschaft zu führen und das kranke Weib und die Kinder zu pflegen.

Wenn ich manchmal hinüber nach Langau kam und die Gardel besuchte, um ihr Trost zuzusprechen und mich zu erkundigen, wie sie gehegt und behandelt werde, weinte sie still und sagte nichts. In der Wohnung war beständig eine so hohe dumpfige Temperatur, daß an der Wand und den Fenstern immer Wassertropfen niederrannen, und doch fröstelte die Kranke fortwährend in ihrem Bette, das sie kaum mehr verließ. Ich drang auf Reinlichkeit und regelmäßige Lüftung der Stube, aber die alte Afra näselte der Kranken zu: „Nichts ist so schlecht für einen sterbenden (abwelkenden) Menschen, als frische Wäsche und Fensterluft. Daran ist im vorigen Herbst die alte Tonibergerin drangegangen, und der Schäftel-Schuster kunt' heut noch leben, wenn der Doctor mit das Fenster hätt' aufgerissen, wie der Schuster gerad' im besten Nervenfieber ist gelegen. Ich bitt' Dich, Michelin, Du stehst eh' schon mit einem Fuß im Grab. Dich ganz hineinstoßen und heut' schon — mein Gott soll mich behüten!"

Indes verhielt sich's so, daß der Alten das Besorgen der Wäsche zu mühsam war und das Oeffnen eines Fensters, behauptete sie, bringe ihr Zahnweh, obgleich der alte Drache keinen einzigen mehr im Mund hatte.

Ich hatte der guten Gardel, als sie mich damals um Rath gefragt des Heiratens wegen, das Elend so groß vorgestellt, als ich es mir nur denken konnte; in der Wirklichkeit war es noch weit größer, und jenes Bettelweib auf der Straße mit den zerlumpten Kleidern erschien mir reich und glücklich im Vergleiche zu dieser Dulderin.

Mehrmals war mir der Vorwurf, daß sie einst meinen Rath mißachtet, schon auf den Lippen geschwebt. Meinem Gott sei Dank, daß ich die Grausamkeit nicht begangen habe. Manchmal wollte ich mit tausend Donnerwetter dreinfahren, um die Lage zu ändern, aber das kranke Weib bat mich, es zu lassen; wäre doch Alles umsonst und ihr Michel habe Kummers genug,

Digitized by Google

müsse hart arbeiten und verdiene jetzt im Monat kaum so viel, wie früher in einer Woche. — Ob er ihr stets den Lohnzettel zeige? — Das nicht, sie brauche ihn auch nicht zu sehen, sie vertraue ihrem Michel, das sei ein guter Mann.

Oefters kamen Nachbarinnen, um sie zu besuchen und zu beklagen. Die drei Kinder erhoben — so oft ein Fremder in die Stube trat — ein Angstgeschrei, weil ihnen manches Weib schon gedroht hatte, sie einmal ordentlich zu waschen und zu strählen. Das kleinste Mädchen hatte wunderbar schöne Augen, war aber so verkrüppelt, daß es weder stehen noch sitzen konnte. Kaum dieses ein Jahr alt war, ließ mich die Gardel rufen, theilte mir unter herzerschütterndem Weinen wieder eine Neuigkeit mit, und bat mich, daß ich — es aus der Taufe hebe. Es kam und war ein Mädchen.

Man war höchst verwundert, daß ein so kranker Leib noch so viel Leben auskeimen könne. Andere waren empört gegen die Ungerechtigkeit Gottes, die dem steinreichen Brückenbacher das Kinderglück so ganz und gar versage, während sie diese arme, sterbenskranke Haut damit überschütte und zu Grunde richte. — Aber Gott hörte die Vorwürfe nicht, er war in den Hintergrund getreten.

Eines Tages ließ mich die Hildegard bitten, zu ihr zu kommen. Als ich eintrat, hob sie mir nur mit Mühe ihre hagere Hand entgegen und weinte nicht wie sonst, wenn sie mich gesehen hatte. Ihr Gesichtlein kam mir jetzt merkwürdig jung und rosig vor. In einem Arm, halb unter den vergilbten Lappen der Bettdecke, hielt sie das jüngste Kind.

„Vetter," sagte sie ruhig, „jetzt sehe ich's wohl."

Die wenigen Worte, mir draugen sie wie Messer in's Herz. Den Tod zu leiden, das muß Jeder, aber ihn zu sehen! Diese Grausamkeit übt das Schicksal nur an Wenigen aus.

„Das Kind sollst Du jetzt nicht bei Dir haben," sagte ich, um etwas zu sagen. „Gib es mir, ich weiß eine brave Frau, die pflegt es wie ihr eigenes. Und wenn Du wieder stärker bist, gibt sie Dir's zurück."

Sie machte eine leichte Bewegung: Das sei ihr schon recht, ich solle es nur nehmen.

Die Augen sanken ihr, als übermanne sie der Schlaf, und wie ich das Kind von ihr nahm, um es zu fremden Menschen zu tragen, ließ sie es ruhig geschehen. Wer da wußte, wie sehr dieses heiße Mutterherz je an seinen Kindern gehangen, der wußte nun auch, daß dieses Mutterherz gestorben war.

In der Abenddämmerung nahm ich nun das von der alten Afra unter Jammern und Keifen in einen Ballen von Fetzen eingewickelte Kind und gieng damit die Dorfgasse entlang. Es war nicht so, wie ich der Gardel erzählt; ich wußte keine brave Frau, die dieses Kind pflegen wollte, wie ihr eigenes. In der lauen Abendluft ging ich mit meiner wunderlichen Last — das kleine Ding war so leicht wie ein Vöglein — die Gasse entlang. Aber bis in mein Mühldorf war es starke zwei Stunden, und war ich daheim nichts weniger, als für ein kleines Kind eingerichtet.

Weil ich immer niederschaute auf meinen Schatz, ob er wohl warm zugedeckt sei und andererseits, ob er nicht erstücke unter den Fetzen, stieß ich plötzlich an einen Mann, der gerade mit dem Anzünden seiner Pfeife beschäftigt war. Beim Scheine des Streichholzes erkannte ich den reichen, kinderlosen Brückenbacher.

„Grüß Gott!" rief ich erfreut aus. „Bauer, Euch führt uns der Schutzengel entgegen. Schaut einmal her, da habe ich ein gesundes, liebes Kindel, ein bildhübsches Kindel! Ich such' ihm Vater und Mutter. Seine Mutter liegt im Sterben. Schaut her da, ein ganzes Himmelreich hab' ich im Arm. Nehmt es mit Euch."

Digitized by Google

„Ho, ho!“ lachte der Bauer derb auf, „laßt mich aus mit so Sachen da! Ich brauch kein Kind.“ Und trottete weiter.

„Auch gut“, sage ich, „mein Fräulein, so wollen wir selbander jetzo nach Mühldorf wandern.“

Nun hub mir aber der Wurm an zu wimmern, ich schaukelte ihn und hopste fürbaß auf der Straße und trillerte und that, als wären wir auf einem Tanzboden.

Hörte ich hinter mir etwas pfauchen.

„Da schreit ja was Liebes, da!“ rief eine kleine dicke Frau, die förmlich nachgekugelt kam. „Lauf' ich schon die längste Zeit hinterher, weil ich kein Kind. kann weinen hören. Was ist ihm denn?“

Die Thorbinderin war's, ein dorfbekanntes gutherziges Weib, das sich mit Sticken und Glätten feiner Wäsche für die Honoratioren von Langau zu beschäftigen pflegte. Der erzählte ich Alles und band ihr in fünf Minuten das Kind so fest an's Herz, daß es — denke ich — für Lebenszeit daran hängen bleiben wird.

„Was Müh' und Auslagen sind,“ sagte ich und klopfte mit dem Zeigefinger auf meine Brust, weil man für seine Brabheit ja auch gern ein wenig groß thut, „da steht der Zahler.“

„Uh Gott!“ rief die Frau mit heller Stimme, „die Hauptsache ist, daß es gesund bleibt.“

Aber als ich dann allein hinschritt auf nächtiger Straße, da war mir so öde und einsam zu Muth, als hätte ich das weggegebene Kind bisher Zeitlebens mit mir herumgetragen. Immer wieder wollten sich meine Arme krümmen und etwas schaukeln. Sehr wohl, da kann ja leicht geholfen werden. Die Gardel hat ihrer noch mehr.

Nun vergieng die Nacht, und es vergieng der nächste Tag. Und als wieder die Nacht kam und Hildegard die Zeit her im Halbschlummer, nur manchmal stöhnend und um einen Schluck Wasser bittend, dahingelegen war, munterte sie sich plötzlich auf, weckte die alte Afra und befahl ihr, daß sie eilends den Michel holen lasse aus dem Eisenwerk.

Nach einer halben Stunde kam der Gerufene schlaftrunken herbeigetaumelt.

„Mußt nicht bös' sein, Michel, daß ich Dich hab' wecken lassen,“ sagte sie, „bei mir wird's aus werden. Wie viel ist es auf der Uhr?“

Er hob die trübe Ampel gegen die rauchige Schwarzwälder Uhr. Es war die zweite Stunde.

„Du kommst mir heute besser vor,“ versetzte der Mann.

„Wenn Du einmal zu der Johanna kommst,“ fuhr sie ruhig und mit klarer Stimme fort, „ich habe sie freilich wohl schwer beleidigt, aber nicht mit meinem Willen. Ich lasse sie grüßen und bitte sie um Verzeihung.“

Die Johanna war vor vielen Jahren die erste Liebschaft des Michel gewesen, und da sie sich heimlich einem Anderen zugewendet, ließ er sie sitzen. Als er hierauf aber die Gardel heiratete, soll die Johanna schauderlich geflucht haben. Und das that dem armen Weibe weh, jetzt auf dem Sterbebett.

„Hernach das auch noch,“ sagte die Hildegard zu ihrem Manne: „wenn Du wieder solltest heiraten, Michel — rede jetzt nicht drein, Du weißt es nicht und kannst nichts dafür — so vergiß auf selbiges Brümet nicht, das an unserem Hochzeitstag Dir der Vetter hat in den Rock gesteckt. Ich habe Dirs in Dein Gebetbüchel gethan. Vergiß nicht drauf.“

„Hildegard!“ stöhnte der Mann, sonst brachte er kein Wort hervor.

„Und die Kinder! Unsere Kinder!“ so sagte jetzt das Weib und faltete die Hände vor ihm. „Verlass' sie nicht! — Aus meinem Gewand lass' ihnen Kleider machen. Aber die neue Pfaid gehört der Afra für ihre Müh' und Plag'. — Nicht weinen, Michel, das wäre so hart. — Um mich soll Dir

Digitized by Google

nicht leid sein, ich bin mit Dir glücklich gewesen, mein lieber Mann, und ich dank' Dir's, und jetzt gebe ich mich in den Willen Gottes drein zum Sterben."

Laut ächzend und wimmernd barg der Mann sein Gesicht in ihr Bettgewand. Sie hob noch ihre schneeweiße Hand, legte sie auf sein Haupt und sagte unendlich liebreich: „Michel, mußt nicht weinen."

Die Ampel zuckte hin und her, als wehe ein Lufthauch durch die Stube. Das Ticken der Uhr ward lauter und lauter. Die Kinder schliefen ruhig auf dem Stroh im Winkel. Hildegard verlangte nicht, daß man sie wecke.

„Wirds nicht bald Morgen?" fragte sie jetzt. Bald hernach hörte man von Dorf her die Kirchenglocke läuten zum Ave Maria.

Afra begann laut den „Englischen Gruß" zu beten. Der Michel, immer noch zusammengekauert zu Füßen des Bettes, murmelte mit. Als das Gebet zu Ende war und die alte Afra nach dem Athem der Hildegard horchte, sagte diese mit sehr leiser Stimme: „Betet noch ein wenig."

Sie beteten noch sieben Vaterunser, und als diese aus waren, da war es in der Stube wunderbar still.

Der Michel erhob sein Haupt gegen Hildegard und that einen heiseren Schrei. Das Antlitz des Weibes war starr, das Auge gebrochen . . . .

Zwei Tage lang lag sie noch in dieser Hütte auf einem schmalen Brett, ganz zugedeckt mit einem weißen Leintuche. Zu Häupten auf einem umgestülpten Kübel brannte die Ampel und stand ein kleines Crucifix. Die Kinder schlichen etlichemal ein wenig scheu an der Bahre vorüber, machten sich aber weiter nichts daraus. Als eines einmal weinerlich nach der Mutter fragte, tröstete man sie damit, daß sie beim Leichenbegängniß in die Kirche und auf den Friedhof mitgehen dürften. Des waren sie vergnügt einverstanden.

Am dritten Tage legte man den Leichnam in einen braunen Sarg, trug ihn hinaus in den sonnigen Frühlingsmorgen und senkte ihn in die finstere Tiefe.

Heute, am Ostermorgen, stand auf dem Grabhügel die erste Blume auf. Es ist ein Maßlieb.

In Folge der Annonce.

Humoreske aus der Schule eines Gesanglehrers.

Von **Josef Lewinsky.**

„Zwei Spanier suchen einen Gesanglehrer. Näheres L..straße Nr. . . . zwei Treppen links. Von 3—4 Uhr Nachmittags."

Diese Annonce einer Berliner Zeitung erregte meine Aufmerksamkeit. Es war Sommerszeit; die Mehrzahl meiner Schüler befand sich auf dem Lande oder in den Bädern. „Zwei Spanier!" — Ich besaß einen solchen Reichthum an unbesetzten Stunden, daß ich die ganze pyrenäische Halbinsel in meine Schule aufzunehmen vermocht hätte. Ich war indessen so bescheiden, mich mit den beiden Vertretern derselben zu begnügen und entschlossen, ihre Bekanntschaft zu machen. „L..straße? — Das ist ja das vornehmste Quartier der Stadt. Sicherlich zwei Granden von Spanien.

Digitized by Google

Und sie kommen aus „dem Lande der Gesänge.“ Doppelt lockend für meinen gesanglehrerlichen Ehrgeiz. Also auf nach Valenzia! Froher Hoffnung voll pilgerte ich zur anberaumten Stunde dem schönen Westen zu.

Aber ach! Wenn meine lebhafte Phantasie mir als den Wohnsitz der beiden Edelleute einen stolzen Palast, wie er in jener Gegend nicht ungewöhnlich ist, vorgezaubert hatte, so mußte der Anblick des alten, verfallenen Hauses, das sich mir in Wirklichkeit präsentierte, mir eine gelinde Enttäuschung bereiten. Doch suchte ich mich zu beruhigen. Gibt es nicht auch singlustige Granden zweiter Classe? Muthig stieg ich die wackeligen zwei Treppen hinauf, hielt mich an den ein Geländer heuchelnden Strick fest und stand endlich vor einer schmutzigen Thür, an welcher das Schildchen eines Tapezierers prangte.

Sollten — hier die Cavalleros?.. Ich sehe mir das ausgeschnittene Inserat nochmals an. In der That .. Ich ziehe die Klingel. Ein kleines Mädchen öffnet mir die Thür. „Wohnen hier . . .“ will ich fragen, doch schon tritt aus der rauchenden Küche mit rußigem Antlitz die Mutter hinzu und ihr folgen mit neugierigen Gesichtern aus der gegenüberliegenden Stube im Gänsemarsch der Vater, der Bruder, die Schwester, die Schwiegermutter, die Katze — kurz, die ganze Tapeziererfamilie, welche wie aus einem Munde mir entgegenruft: „Ach, Sie sind wohl der Gesanglehrer?“

Erfreut über die Harmonie dieses Empfanges antworte ich bejahend und werde in den Corridor eingelassen. Der Sohn des Hauses, ein intelligent aussehender junger Mann, richtet nun die Frage an mich: „Können Sie Spanisch?“

Leider mußte ich mit tiefster Beschämung meine völlige Unkenntnis der Sprache des edlen Ritters von La Mancha eingestehen.

„Das ist schlimm,“ meinte der junge Mann, „denn die Spanier verstehen kein Wort Deutsch.“

„Ihr bleibt draußen,“ befahl das Haupt der Familie, mit Ausnahme des Sohnes seinen Angehörigen, welche sich offenbar schon mit dem Gedanken geschmeichelt hatten, meiner Vorstellung am spanischen Hofe beiwohnen zu dürfen. Der Tapezierer klopfte an die Thüre seiner Miether und auf ein kräftiges „Errein!“ betraten wir ihr Buen retiro.

Wenn ein wohlgesinnter Freund den frommen Wunsch gehegt hätte, mich in „das Land, wo der Pfeffer wächst,“ zu versetzen, so würde das Gemach, in welchem ich mich befand, geeignet gewesen sein, diesem Wunsche zu entsprechen. Nicht allein, daß die „spanische Wand,“ hinter welcher das Mobilar im Bewußtsein seiner Dürftigkeit sich bescheidentlich verborgen hielt, sehr wohl den „Schatten der Kastanien“ repräsentieren konnte — die Bewohner selbst trugen nicht wenig dazu bei, gewisse Eigenthümlichkeiten ihrer Nation mir lebhaft vor das Auge zu führen. Ein rothes Tuch z. B., welches auf einem Stuhle lag, hätte leicht zu der Vermuthung führen können, daß hier Stierkämpfe veranstaltet würden, eine Vermuthung, welche durch die glutäugige, breitschultrige, einem Toreador vollkommen ähnliche Gestalt des älteren der beiden Cavalleros fast zur Gewißheit wurde. Augenblicklich war derselbe allerdings einer harmloseren Beschäftigung hingegeben; er war nämlich bemüht, einer in den letzten Zügen liegenden Guitarre vor ihrem Abscheiden noch einige Töne zu entlocken, während sein jüngerer Genosse, ein dünnes, luftiges Figürchen mit einer „spanischen Fliege“, welche er wahrscheinlich zur Erinnerung an seine Heimat als Pflaster hinter dem Ohre trug, ein minder poetisches Werk vollbrachte — er nähte sich einen Knopf an seine Inexpressible.

Digitized by Google

Die beiden Fremdlinge unterbrachen bei unserem Eintritt sofort ihre Thätigkeit und der Sohn des Hauses stellte mich ihnen — spanisch vor.

In der That, der junge Mann redete in der Sprache ihres Landes mit ihnen; zwar schien es, als ob seine Sprachkenntnis in den wesentlichsten Punkten auffallende Lücken enthalte, denn die Spanier zuckten bei seinen Worten die Achseln, schüttelten die Köpfe und erst nachdem zur Unterstützung des gegenseitigen Verständnisses ein lebhaftes Geberdenspiel zwischen Deutschland und Spanien sich entwickelt hatte, gelang es den Vertretern beider Nationen, leidlich befriedigende Beziehungen untereinander herzustellen.

Ich erfuhr nun, daß die Fremdlinge spanische Nationalsänger waren, welche ein Engagement an einem hiesigen Vergnügungstempel auch für die Zukunft lohnend zu machen gedachten, insoferne sie während der Dauer desselben für den Vortrag in ihrer Heimat hier deutsche Lieder lernen wollten.

Wir waren über die ersten Präliminarien bezüglich des Weges zu diesem Ziele noch nicht hinausgekommen, als draußen die Klingel gezogen wurde. Der Vater eilte hinaus und ein kleiner, dürrer Herr in einem sandtortenfarbigen Anzuge, einem dreifach um den Hals geschlagenen Tuch und einem essigsauren Gesicht trat in's Zimmer.

„Ich habe das Inserat gelesen und erlaube mir, mich als Gesanglehrer vorzustellen," begann der Ankömmling im weinerlichen Tone, als wäre er ein Leidtragender und die Anwesenden eine Trauerversammlung.

Und bedächtig im Kreise umherschauend, blieb sein Blick auf meiner Wenigkeit haften, in welcher er mit dem Instinct des Brotneides einen Concurrenten witterte, und dieser Blick schien sagen zu wollen: „Auch Du Gesanglehrer? dann sei verdammt!"

„Können Sie Spanisch?" fragte, das Wort ergreifend, der junge Tapezierer.

„Ach nein, leider bloß Deutsch," erwiderte der Weinerliche, indem er den Kopf hängen ließ.

„Das ist fatal," bemerkte der junge Mann, „da werd' ich wieder aushelfen müssen." Diese „Aushilfe" beschränkte sich allerdings auf eine Fortsetzung der etwas in's Stocken gerathenen pantomimischen Unterhaltung mit den Spaniern; da aber ein jeder der Anwesenden bemüht war, aus seinem Mundvorrath an Fremdwörtern französische, italienische, englische und spanische Brocken beizutragen, so kam schließlich eine Art Sprachpicknick zu Stande und — wir verstanden uns leidlich.

Die Situation war gespannt. Wer wird den Sieg davontragen: Mein College oder ich? Quien sabe! „Wer weiß es" — sagt der Spanier.

Da wird draußen abermals an der Thüre geklingelt und — wie es in Schiller's „Handschuh" heißt:

„Es speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei — Gesanglehrer auf einmal aus."

In Wahrheit, zwei Meister der edlen Sangeskunst traten nun gleichzeitig auf die Scene, merkwürdige Gestalten, von welchen der Eine, ein ungewaschener Titan, mit gen Himmel gesträubten Haaren und trotzig in's Leben hinausschauender Nase, in weltverachtendem Selbstgefühl über den Luxus reiner Wäsche erhoben schien, während der Andere, etwas sorgfältiger gekleidet, den Eindruck machte, als ob er drei verschiedenen Personen angehörte: Auf kurzen, dünnen Dachsbeinchen ruhte ein viel zu lang gerathener Oberkörper und diesen krönte ein Haupt, welches einem ältlichen Fräulein entnommen zu sein schien. Kein Zweifel, die Natur mußte sich bei der Erschaffung dieses Mannes in den Ingredienzien vergriffen haben.

Als ob sie befürchtet hätten, daß Einer dem Andern den Vorrang streitig machen könnte, rief das seltsame Paar bei seinem Eintritt à tempo:

„Ich bin Gesanglehrer und komme in Folge der Annonce."

Digitized by Google

Die Situation fieng an interessant zu werden, ja, die dramatische Entwickelung dieser Situation sollte eine fortgesetzte Steigerung erfahren, denn ohne Unterbrechung ertönte draußen die Thürglocke und kurz — im Laufe einer halben Stunde waren in dem kleinen Raume ein Dutzend Gesanglehrer versammelt, welche sämmtlich „in Folge der Annonce“ gekommen waren.

„Per l 'amor de Dios!“ rief, die Guitarre wegschiebend, der eine der Spanier. „O madre purissima!“ rief, die Hände faltend, der Andere. Auf eine derartige Massenbewerbung hatten offenbar Beide nicht gerechnet. Ob dieselben Goethe's „Zauberlehrling“ jemals gelesen, wage ich nicht zu entscheiden; ihre Mienen verriethen mindestens deutlich, daß sie die „Geister,“ die sie gerufen, am liebsten wieder losgeworden wären. Mit schlecht verhehltem Ingrimm blickten aber die anwesenden Meister des Gesanges auf einander; jeder Einzelne schien zu erwarten, daß sein sprachunkundiger College durch die gestellte Vorbedingung des Unterrichts zurückgeschreckt, ihm endlich Platz machen würde — und so wich keiner von der Stelle.

Der also versammelte Gesanglehrer-Congreß war nunmehr über die von Spanien aufgeworfene Frage bezüglich des Preises einer Gesangstunde in eine lebhafte Debatte eingetreten, eine Debatte, welche allmählich den Charakter einer Versteigerung gewann.

Als ob die beiden Cavalleros ein paar Auctionsobjecte gewesen wären, wurde über dieselben abgehandelt.

„Ich ertheile eine Stunde für 10 Mark,“ rief der ungewaschene Himmelsstürmer mit der Miene eines vielbeschäftigten Mannes.

„Ich gebe eine Stunde schon für 8 Mark,“ versetzte der Dreitheilige, seinen Oberkörper noch erheblich verlängernd.

„Ach, ich würde mich für eine gute Lection schon mit 5 Mark begnügen,“ jammerte der Sandtortenfarbige. In der That, hier hätte man die schönsten Gesangstunden zu Schleuderpreisen erstehen können; nichts fehlte, als der Hammer, der zugeschlagen hätte.

Selbstverständlich war bei diesem Wettbewerb ein jeder der Interessenten auf das Eifrigste bemüht, die Vorzüge seiner Methode in ein glänzendes Licht zu setzen und die des Andern möglichst zu verdunkeln.

„Ach, werther junger Mann,“ wimmerte der Mann im Duodezformate zu dem jungen Tapezierer, „ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie den spanischen Herren begreiflich machen könnten, daß ich der einzig lebende Vertreter der altitalienischen Schule der Pistocchi und Bernachi von Bologna bin, eine Schule, aus welcher die größten Sänger der Welt hervorgegangen sind: Farinelli, Piffarelli, Luccatelli, Cimfelli, Cafe . . .“

„Diese Schule hat sich ja längst überlebt,“ unterbrach ihn der Dreitheilige. „Heutzutage gilt nur noch Garcia, nach dessen Methode ich mit bestem Erfolge unterrichte. Manuel Garcia war ja überdies ein Landsmann der Herren Spanier.“

„Pah, Bernachi, Garcia!“ rief der junge Titan mit verächtlichem Naserümpfen, indem er im Vollgefühl seiner Ueberlegenheit mit den Fingern durch die ungekämmten Borsten Schlittschuh lief. „Selbst ist der Mann. Ich habe meine eigene Methode. Wenn Spanier nach Deutschland kommen, um deutsche Lieder zu lernen, so wollen sie auch eine deutsche Schule.“

Und dabei blickte dies enfant terrible unter den Gesanglehrern so herausfordernd um sich, als wäre er zur Vertheidigung seiner Ansicht eines Ringkampfes gewärtig.

Die beiden Spanier schienen indessen des müßigen Hin- und Herredens, von dem sie doch kein Wort verstanden, endlich überdrüssig. Sie geriethen auf eine originelle Idee. Die beste Vertheidigung einer Lehr-

Digitized by Google

methode meinten sie, sei eine Probe derselben: Ein Preissingen sollte unter den Bewerbern stattfinden. Wer der beste Sänger, der sollte ihr Lehrer sein.

Der Gedanke fand ungetheilten Beifall. In den nächsten Augenblicken vernahm man in dem kleinen Raume ein allgemeines Räuspern und ein, dem Stimmen eines Orchesters ähnliches, nur noch etwas disharmonischer klingendes Gewirr der verschiedenartigsten Töne; ein Jeder prüfte noch eiligst den Goldklang seiner Kehle, und damit diesem gesanglichen Tohubohu auch eine instrumentale Begleitung nicht fehle, nahm der ältere der beiden Spanier die Guitarre zur Hand, während sein jüngerer Gefährte ein paar Kastagnetten ergriff, womit er unter anmuthigen Körperschwingungen ein gar liebliches Geklapper vollführte. Die Scene würde in einem musikalischen Tollhause unstreitig von zündendster Wirkung gewesen sein.

Während dieser Vorgänge hatte ich mich in eine Ecke des Zimmers gedrückt und von diesem sicheren Port aus an der Entwickelung der Dinge als stummer Beobachter theilgenommen. In den bevorstehenden „Sängerkrieg" war ich nicht gesonnen, einzutreten. In mir hatte inzwischen ein anderer Gedanke Raum gewonnen. War der biblische Saul ausgezogen, die Esel seines Vaters zu suchen und hatte eine Krone gefunden, so fiel mir, der ich auf die Schülerjagd ausgegangen war, hier unerwartet der Stoff zu einer — Humoreske zu. Schon machte ich in meinem Kopfe eifrig Notizen . . .

Da trat, das „Preissingen" zu eröffnen, die Thränenweide mit der „Bolognesischen Schule" an das Instrument.

„Ich bin leider seit einigen Tagen stark enrhumiert," bemerkte er, mit beredter Fingersprache auf seinen Hals deutend, den er aus seiner dreifachen Umhüllung losschälte. Und um die Glaubwürdigkeit seiner Versicherung durch Thatsachen zu beweisen, hustete er ein paar Mal so herzbrechend, daß man ihm schon aus Mitleid den ersten Preis hätte zuerkennen müssen.

An seinem Gesang war nichts auszusetzen — über den Umstand, daß dem gefühlsvollen Sänger einige hohe Töne umschlugen und einige tiefe in der Kehle stecken blieben und über den ferneren Umstand, daß er das Lied beinahe einen Achtelton tiefer transponierte — darüber konnte man ja hinwegsehen.

Die hispanischen Preisrichter mochten aber, ehe sie sich entschieden, doch noch etwas Besseres hören wollen. So trat denn als der folgende „Meistersinger" der Mann mit der „eigenen Methode" an das Instrument.

„Ich werde ein Lied meiner eigenen Composition zum Vortrag bringen," verkündete er mit siegesgewisser Miene.

Während einst für die bekannte Demolierung der Mauern Jerichos ein ganzes Trompetencorps erforderlich war, würde heute unser Barde durch das Schmettern seiner Kehle dies Wunder allein bewirkt haben. Leider war die stimmliche Kraftprobe des seltenen Künstlers in dem banfälligen Hause mit einer nicht zu unterschätzenden Gefahr für unsere Sicherheit verbunden.

„Madre purissima!" riefen entsetzt, wie aus einem Munde die Spanier und erhoben schutzflehend die Hände. Sie waren offenbar noch lebensfreudig genug, um nicht unter den Trümmern dieses neuen Jericho zu Grunde gehen zu wollen.

Der Himmel mag wissen, ob es mir vergönnt gewesen wäre, die Denkwürdigkeiten jener Stunde der Nachwelt zu erhalten, da unser Minstrel auf seine bedrohliche Kunstübung nicht freiwillig Verzicht leisten wollte — wenn nicht sämmtliche Anwesende sich zu einem gemeinsamen Protest gegen denselben vereinigt und seiner gesanglichen Schreckensherrschaft ein Ende gemacht hätten.

Digitized by Google

Mit einer grellen Dissonanz Spiel und Gesang abbrechend, sprang der „verkannte“ Künstler von dem Instrumente auf und stürzte mit dem Rufe: „Ihr wißt mich ja gar nicht zu würdigen!“ tief entrüstet von dannen.

Der Sturm hatte sich bald gelegt, die empörten Wogen sich besänftigt und das dreitheilige Phänomen unter den Gesanglehrern war eben im Begriff, der Dritte in der Reihenfolge der Preisbewerber, die Vorzüge der Schule Garcia's uns zu demonstrieren, als das Gesangsturnier durch eine neue Episode unterbrochen wurde. Kling, kling, kling! gieng draußen abermals die Thürglocke und mit lebhaftem Gemurmel begrüßt, trat in den Kreis der Sänger — eine Dame.

Wenn ich behaupten wollte, daß der neue Gast uns „wie ein Gebild aus Himmelshöh'n, mit züchtigen verschämten Wangen“ erschien, würde ich mich einer argen Uebertreibung schuldig machen. Man vergegenwärtige sich eine mehr in die Breite als in die Länge gediehene Gestalt von etwa 45 Jahren, welche den Eindruck machte, als ob sie zeitlebens bei 25 stehen bleiben wollte. Einen kokett frisierten, wohlgenährten, durch einige Kinn-Etagen ausgezeichneten und stets lächelnden Kopf, auf welchem ein schief sitzendes Hütchen mit einem Dutzend Federn von allen Farben und ein Vogel saß. Man denke sich hierzu eine helle, überreich mit Blumen und Bändern verzierte Robe, eine luftige Mantille, zierliche, vermuthlich viel zu enge Schuhe, ein kleines Juwelenlager von Schmuckgegenständen und eine Musikmappe, ach!

„Auch ihr schenkte des Gesanges Gaben,
Der Lieder süßen Mund Apoll —“

sie war Gesanglehrerin.

„O, die vielen Männer!“ flötete sie mit einer Stimme, in welche sie die beaux restes ihres Liebreizes zu legen verstand. Dann aber mit kühner Bewegung sich zu den Spaniern wendend, begann sie sich ihnen vorzustellen und o Schrecken! — es kam uns nicht nur Spanisch vor — es war wirklich die Sprache Calderons.

Mit der ganzen Ritterlichkeit des Hidalgo boten auffspringend die beiden Lehrbedürftigen der Sennora einen Sitz und schienen alsbald eifrig im Abschluß eines neuen spanisch-deutschen Handelsvertrages begriffen.

„Nun kann ich mit meinem Gesang einpacken,“ brummte der Jünger Garcia's, mit einem wenig freundlichen Seitenblick auf die gefährliche Rivalin. „Die hat uns noch gefehlt!“ wimmerte der „Letzte der Bologneser,“ seinen „enrhumierten“ Hals wieder umwickelnd; und auch die übrigen Meister des Gesanges erkannten, daß für sie hier nichts mehr zu hoffen, und daß der „Sängerkrieg“ zu Ende sei. Resigniert schlichen sie davon; lachend, mit einer Humoreske im Kopfe, folgte ich ihnen — die Sennora war Siegerin geblieben.

* * *

Wenige Monate darauf saß ich im Concert. Neben mir nahm eine Dame Platz. Ein Dutzend Federn von allen Farben und ein Vogel grüßten von einem schiefsitzenden Hütchen herab und weckten die Erinnerung an eine heitere Stunde. Ich sann nach — kein Zweifel: die deutsch-spanische Gesangmeisterin. Schon waren wir im Gespräch und bald erfuhr ich, wie sehr sie reussiert, wie sie die beiden Granden einige Wochen hindurch unterrichtet hatte; jetzt seien sie verreist.

„Und das Honorar?“ fragte ich schüchtern. Sie zögerte. Es sei noch nicht ausgeglichen, doch die Hidalgos kämen wieder.

Ich mochte wohl gelächelt haben. „Sie zweifeln doch nicht, daß sie wiederkommen werden?“ fragte sie ängstlich und dringend. „Sie haben ja meine Noten mitgenommen!“ Ich zuckte die Achseln. — „Sie wissen's, Sennora — Quien sabe! sagt der Spanier.“

Digitized by Google

Der Spielgott.

Eine Volkstype aus Niederösterreich. Geschildert von E. J. Freunthaller.

Der Geiß-Peter ist ein Spielgott. Die Karte ist ihm angeboren, er hat sie schon mitgebracht zur Welt. Göttliche Eigenschaften kennzeichnen ihn auch. Er ist allgegenwärtig — jedes Wirtshaus hat ihn leibig und lebig. Er ist allwissend — er weiß um alle Karten seiner Mithelfer, ja er weiß selbst um deren geheimsten Spielgedanken. Allweise ist er auch — er rechnet mit schwierigen Exempeln und mag das „vielleicht" und „wahrscheinlich" auf „sicher" und „gewiß" zu bringen.

Der reine, echte Spielgott hat eine lange Nase und ein verlängertes Kinn, seine Augen bewegen sich auf Stielen, denn anders wäre es wohl schwer möglich, die Augen dergestalt zu drehen und Blicke zu werfen in langen Bogen oder in Spiralen. Doch — gibt es kurz- und weitsichtige Leute, gibt es über- und schiefsichtige Menschen, warum sollte es nicht auch krumm- oder spiralsichtige geben? Oder bringen seine Blicke durch —?

Der Geiß-Peter — spielt er nicht, so geht er. Und er geht tagsüber straßauf, straßab, um zu suchen nach einem oder etlichen Helfern. Ja, er sendet zuweilen Boten aus, wenn er sie nicht mit Roß und Wagen holen läßt.

Im Gasthaus ruft er:

„Kellnerin, ein Glas Wein und das Gebetbuch!"

Die Kellnerin bringt Getränk und — Spielkarten.

„Geh'n wir's nur gleich an; 's wär' schade um die liebe Zeit!"

Vor Beginn ordnet der Geiß-Peter die Reihe seiner Helfer; denn was nützt ihm alles Spielglück, wenn ihm zur Hinterhand ein geriebener, aufmerksamer Spieler hockt? Also, er ordnet und sein Helfer zur Hinterhand erntet zeitweise Scheltworte, zu mindest die schlechten, untersten Karten oder doch etliche „Kraft-Auffitzer". Freilich passiert dem Geiß-Peter mitunter das fatale Malheur, daß ihm Einer oder der Andere plötzlich in die voltaschlagende Hand fällt und ausruft:

„Gar so viel schlecht möcht' ich sein — Geiß-Peter, bist ein Lump!"

Zur rechten Zeit das Spiel beenden — der Geiß-Peter versteht diese schwere Kunst. Er hört plötzlich auf, sackt den Gewinn ein und geht mit einem Vorwand heimwärts.

Er hat für heute genug!

Der Geiß-Peter kennt „Glücks-Kreuzer" und gibt so ein Glücksgeld nicht um das Zehnfache her. Er kennt seinen „Glückstag", seinen „Glücksmonat", aber er tröstet seine vermeglückten Helfer auch mit einem „Unglücksgelde", mit „Unglückstagen", „Unglücksmonaten" u. dgl. Sagt vielleicht noch nebenbei:

„Unglück im Spiel bedeutet Glück in der Lieb'!" oder etwa:

„Das Glück geht im Spiele hin und her; nur zuwarten, zuwarten heißt's!"

Der Geiß-Peter produciert sich mit seinen Künsten auch „auswärts", d. h. er geht in Nachbarorte, spielt dort und — gewinnt. Er ist daher auch weltbekannt und wird gesucht und bewundert von seinen Spiel-Anbetern.

Da der Geiß-Peter auch die seltene Gabe der Schmeichelei und Kriecherei besitzt, so tafelt er auch oft zum Aerger des Michels Glattweg mit bei Festlichkeiten in Pfarrhöfen u. a. O. Nach der Tafel wird ja gewöhnlich ein Spielchen gewagt. Geiß-Peter arrangiert;

Digitized by Google

er ist ja eben deshalb zur Tafel geladen.

Geiß-Peter hält Umschau. Er zählt die Gäste und theilt darnach die verschiedenen Spiele ein. Und so kommt es dann vor, daß vielleicht auf drei oder vier Tischen gespielt wird, auf jedem Tische ein anderes Spiel.

* * *

O weh — heute ist der Geiß-Peter „auswärts“ und im „Hirschen“ sitzen ihrer sechs Helfer schon über die zwei Stunden müßig und schweigsam. Jeder möchte spielen, aus Zeitvertreib! Und kein Geiß-Peter da! Das Wort „spielen“ liegt Allen schon seit Stunden auf der Zunge, aber Keinem will es von dort weg. Jeder denkt sich: „Ich will nicht den Anfang machen; leicht kommt's heißen, hat der Mensch eine Spielwuth!“

„Wo der Geiß-Peter bleibt?“ stößt endlich Einer hervor, als gälte es Tod oder Leben.

„Brauchen wir ihn denn?“ fährt ihn sofort der Spielwüthendste an.

Pause. Keiner will die Karten begehren. Endlich hebt Einer vom gestrigen Spielglücke des Geiß-Peters an. Allgemeiner Plausch vom Spiel, wobei sich Jedermann denkt: „Daß denn Keiner anheben will?“

Endlich wird es Einem zu toll, er geht. Die Uebrigen versitzen noch die dritte Stunde, bis sich wieder Einer erhebt.

„Wohin denn?“ fragen ihn die.

„Müßig herum hocken mag ich nicht, ein Handel ist auch nicht los und —“

Jetzt bricht es mit Macht aus.

„Ja, Du Saggra, wann Du gern spielen möchtest, warum sagst denn nichts?“

„Bin ja wegen dem Spiel just nicht her!“ entgegnet derselbe sich setzend.

„Eine Stunde hätte ich noch Zeit, nicht länger!“ macht der Eine.

„Auf mich kömmt's nicht an!“ so der Zweite.

Endlich wird gespielt. Aber kein Mensch glaubt, mit welchem Muthe! Es gehört ein Muth dazu, die Karten zuerst zu berühren; es geht die Sage, wer die Karte zuerst berührt, wird vom Schicksal mit Unglück geschlagen. Noch was! Wer zuerst gewinnt, der verliert zuletzt — umgekehrt ist besser!

Man spielt — und weiß von einem zum anderen Male nicht, wer die Karten zu theilen hat, geschweige, wer sie zuvor getheilt.

„Wer theilt?“

Allgemeines Achselzucken.

„Der Schuster hat zu theilen!“ sagt plötzlich der Eine. Doch der behauptet wieder, er hätte ohnedies schon siebzehnmal hinter einander gegeben.

Sie spielen und streiten, bis endlich der Wirt kurz erklärt, daß ihm Licht und Geduld ausgehe. Auch der Wein. Man merkt deutlich, der Geiß-Peter fehlt, das Enden des Spieles verstehen sie nicht.

Der Spielgott auf dem flachen Lande gleicht dem Geiß-Peter in den Bergen auf's Haar, nur mit fremden Leuten spielt er nicht gern, auch geht er nie in's Nachbardorf, um dort ein Spielchen zu wagen. Aber er spielt und trinkt, während der Geiß-Peter spielt und ißt.

Im Gebirge wird auf allen Ecken und Enden gespielt. Hat der Bauer Feiertage, dann wird daheim fleißig gekartelt. Hauptsächlich viel zur Winterszeit, sehr wenig im Sommer. Dort nur, wann der Regen rauscht. Man zahlt mit Hasel- und Wallnüssen, mit Bohnen und Zwetschken-Kernen; sogar Zündhölzer müssen herhalten.

„Hundert Stücke um einen Kreuzer!“

Eheleute spielen sich ein Vermögen in die Sparcasse, Vereins-Meier einen Gründungs-Fond, Touristen ein Reisegeld, Andere gar ein „Saufgeld“ o. dgl. So manche Gebirgs-Reisende aus der Stadt spielen sich von einem Orte zum andern, denn ihnen ist die Naturschönheit nur ein Mittel zum Zweck — sie

Digitized by Google

wollen in besserer, gesünderer Luft spielen und haben dabei Recht. Andere wieder spielen auf Bergspitzen, sie spielen über die zweitausend Meter hoch u. s. f. Und es gibt welche, die spielen unausgesetzt im rollenden Wagen, andere wiederhin im Eisenbahnwaggon u. s. f.

Hazardspieler übergehe ich, obwohl der Spielgott dem Mord-Spiele gerne fröhnt.

Und Karten-Aufschlag? — den besorgen alte Weiber.

„Wie mag man's kennen, ob der Neugeborne ein Spielgott wird oder nicht?" fragte der alte Hascher-Fritz den Geiß-Peter einmal. Der gab ihm zur Antwort:

„Besorgte Eltern reichen dem Jungen zwei Dinge; einen Kreuzer und eine Spielkarte. Langt der Neuling nach dem Kreuzer, wird ein Sparmeister aus ihm; wählt er aber die Karte, dann wird er ein Spieler, so gewiß wie Amen im Gebet. Greift er nach Beiden zugleich, hernach wird das Kind ein — Spielgott. So mag man's erkennen, denn was ein Nessel werden will, das brennt schon beizeiten. Greift er aber um Keines der Beiden, nachher spielt er nichts, höchstens ein „Kibitz" wird aus ihm, oder er spielt nur dort, wo „Herz" ewiglich „Trumpf" ist, oder er spielt Geige, Flöte, Werkel, etwa den „Herrn", oder „lose Streiche", oder unter „Einer Decke", „unter Einem Hut" und dergleichen.

„Spielen thut gut hitzen aber schlecht gewanden!" sagt so Mancher, wann er den Rock verkaufen muß.

Wie lautet die Geschichte vom „Ohrl-Urban?"

Der „Ohrl-Urban" war Knecht auf der „Ramsau-Leithen". Derselbe Bursch gieng am Fasching-Samstag in's Wirtshaus und kartelte dort bis zum Aschermittwoch-Abend, dann machte er sich heimzu.

Der Bauer stellte ihn darüber zur Rede.

„Urban — fünf Tage bist mir aus dem Haus geblieben; hast etwa Dein Geld alles verlumpt?"

„Neunzig Gulden habe ich verspielt!"

„Und nichts zurück gewonnen, Lump Du?"

„Fünf Täg' lang hab' ich's gewagt! Aber wie kunnt' denn unser Eins sein Geld zurück kriegen, wann von den vertaugelten Saggra Keiner mehr anhalten will?"

Und ein Bäuerlein sang:

„Nachst geh' i in's Dörfl
Mit fuchzg Guldn Geld;
Verspiel's auf an Kreuzer —
So geht's auf der Welt!"

* * *

Warum der Geiß-Peter ein Spielgott geworden ist?

Er ist ein Feind der Langweile, er hat den Trieb zu schaffen, zu arbeiten, aber er weiß nicht was. Er hat in seinem Heim nicht Ruhe, er hat nirgends Ruhe, er will den unausgesetzten Wechsel und der wird ihm nur im Spiel geboten. Er glaubt, sich mit dem Spiele zu zerstreuen, und doch arbeitet er dort mit Fieberhast, rechnet und studiert ohne Unterlaß und hält dadurch Leib und Geist frisch.

Ist's jetzt wunderbar, wann der Geiß-Peter allzeit gewinnt? Wann er gewinnt gegen seine Helfer, die vielleicht den ganzen lieben Tag entweder geistig oder leiblich tüchtig gearbeitet und nun zur Erholung mit müdem Geist oder Körper ein Spielchen wagen?

Digitized by Google

Jung Friedel.

Gedicht von Hermann Kienzl.

I.

Im Dorfe unter den Linden
Das junge Völklein reigt.
Das iſt ein Finden und Schwinden —
Jung Friedel aber, der geigt.

Marie, der Schönſten im Kranze,
Ein Jeder Gunſt bezeigt;
Sie lebt, ſie glüht im Tanze,
Jung Friedel aber, der geigt!

Er ſtreicht und ſtreicht die Fidel,
Und in den fröhlichen Klang
Legt all ſein Glück Jung Friedel,
Den lenzigen Liebesdrang.

Spielmann in braunen Locken,
Wie flammt Deines Auges Glut?!
Ach weh'! Dein Spiel will ſtocken —
Du weißt, ſie iſt Dir gut! —

II.

Die Nacht iſt ſchwül, des Mondes Licht
Dringt in die heimliche Laube nicht,
Bleibt an den Blättern hangen.
D'rin liſpelt ſo ſüßes Minnegeſpiel,
Zwei Menſchen, die ſtürmiſch errungen das Ziel,
Hält Liebeswonne umfangen.

„Nun laſſ' mich ſterben, Du herrlicher Mann,
Da ich es nimmer ertragen kann,
Zu leben, Dich aber zu laſſen!“ —
„Marie, Dir iſt mein Leben geweiht,
Dich lieb' ich in Zeit und in Ewigkeit,
Und mag mich Gott d'rum haſſen!“ —

Jetzt fällt vom goldenen Mondenſchein
Ein Strahl in's tiefe Dunkel hinein
Durch die Zweig', die im Winde ſich bogen;
Die ſeligen Beiden merken es nicht,
Denn über ihre Sinne bricht
Die Nacht der Liebeswogen.

III.

Ich kann nicht um Dich freien,
Es fehlt mir Geld und Gut.
Will wandern, will erwerben, —
Befiehl Dich Gottes Hut!

Wie fällt das Abſchiednehmen ſchwer,
Wer weiß, ſeh' ich Dich nimmermehr, —
O bleib' mir treu und gut!

Um Arbeit werd' ich flehen,
Will ſuchen Müh' und Plag'
Und werd' um Dich mich mühen
Gar manchen heißen Tag.
Wenn dann die Abendſonne ſinkt,
Aus müder Bruſt mein Beten dringt
Für Dich, Du Maid im Haag.

Was haben wir verſchuldet,
Daß wir ſo bettelarm?
Ach, daß die Luſt der Liebe
Verdirbt in ſolchem Harm!
Doch eh' zwei Jahr' zu Ende geh'n,
Vor dem Altar wir bräutlich ſteh'n;
Dann bette ich Dich warm!

Maria, laſſ' das Zagen,
Sei ſtark in Deinem Weh'!
Will Dich noch einmal küſſen,
Eh' ich von hinnen geh'.
Liegſt wieder jetzt an meiner Bruſt;
Wir büßen ſchwer die kurze Luſt!
Leb' wohl, mein Lieb, ade! —

IV.

Einſt konnt' ich nicht lernen, was Arbeit heißt,
Beim Tanze, beim Spiele war Herz und Geiſt,
Ich konnte nur tändeln und lieben.
Jetzt ſchwing' ich den Hammer, der Amboß hallt,
Das Eiſen ſchmiegt ſich der Menſchengewalt,
Die lichten Funken, ſie ſtieben.

Die lärmige Werkſtatt iſt feuerhell;
Da ſteh' ich, ein emſiger Schmiedegeſell,
Und ſchau' in die Eſſe und ſinge.
Es iſt wohl immer dasſelbe Lied,
Das aus dem tiefſten Herzen zieht,
Wenn ich den Hammer ſchwinge:

„Marie, bald komm' ich mit Geld und Gut.
Du treue Magd, mit Seele und Blut
Sind wir einander eigen!
Mir ſchwillt die Bruſt vor lauter Glück,
Marie, bald kehre ich zurück. —
Glückauf zum Hochzeitsreigen!“

Digitized by Google

V.

Auf der letzten Bergeshalde
Steht der müde Wandersmann.
Abendwind rauscht schon im Walde,
Sonne endigt ihre Bahn.

Dort, vom Sonnengold umflutet,
Sinkt der Jüngling fromm auf's Knie:
„Hier hat unser Herz geblutet,
Heut' noch küss' ich Dich, Marie!"

Nicht so stürmisch stürzt die Quelle
Thalwärts aus dem Felsenhaus,
Als der liebende Geselle —
Seine Seele fliegt voraus.

Dem Gewitterwind zum Spiele
Flattert seiner Locken Heer.
Horch, es donnert! — Doch am Ziele
Steht er und er athmet schwer.

Ob sein Trost im Schmerz zersplittert,
Mannhaft trug er's Jahre lang;
Vor dem Nah'n des Glückes zittert
Er und athmet schwer und bang.

Hui, da zuckt ein Blitz hernieder! —
Fest verschlossen ist die Thür.
„Oeffne, Kind! hier bin ich wieder!" —
Keine Antwort tönt herfür.

„Hörst Du's nicht? Da bin ich wieder!
Oeffne mir, Du süße Braut!" —
Schwere Tropfen fallen nieder,
Doch von innen kommt kein Laut.

Pocht an's Thor, mit lautem Worte
Auft in's Fenster er: „Marie!"
Aufgethan wird nun die Pforte,
Altes Weiblein öffnet sie.

„Hört sie nicht mein angstvoll Schreien?!" —
„Wer, mein Junker?" — „Gott, Marie!
Ich bin Friedel, will sie freien" —
„Diese freiet Ihr wohl nie.

Als das Kind zur Welt geboren,
Starb Marie" — Ein Blitz jetzund!
Und in seinen tiefsten Poren
Zitterte der Erdengrund.

VI.

Im Walde steht eine Hütte,
Dort lebt ein einsamer Mann.
Es schweigen die Vöglein alle,
Wenn er wandelt durch den Tann.

Er geht in sich versunken,
Der Mann ist düst'rer Art,
Grau ist sein Scheitel, verworren
Und grau der lange Bart.

Oft spielt er auf seiner Fidel, —
Wie das so traurig schallt!
Gott helfe Dir, Jung Friedel,
Und lasse Dich sterben bald. —

Lenau im Wahnsinn.

Nach Ludwig August Frankl.*)

Eines Tages im Jahre 1844 theilte die „Augsburger Allgemeine Zeitung" mit, daß sich der Dichter Lenau in Stuttgart verlobt habe. Des Dichters Freunde in Wien waren sehr überrascht.

Er, der, wenn vom Eheglücke die Rede war, zu sagen pflegte: „Das habe ich verpaßt," oder wohl auch, je nach Stimmung: „Die Ehe ist ein unnatürliches und somit unmoralisches Institut;" er also verlobt! Niemand, der ihn näher kannte und ihm wohl wollte, begrüßte die Nachricht mit der Hoffnung, daß ihm sein Entschluß Glück bringen werde. Mancher sagte wohl gar: „Das ist ein verrückter Streich!" Lenau kam nach Wien. Seine

*) Diese Beschreibung entnehmen wir dem bei A. Hartleben in Wien erschienenen sehr interessanten Werkchen: „Zur Biographie Nikolaus Lenau's, von Ludwig August Frankl." Wertvolle Nachrichten aus des großen unglücklichen Dichters Leben sind es, die, bisher unbekannt, hier geboten werden. Dem Büchlein ist ein getreues Porträt Lenau's aus der Zeit seines Wahnsinnes beigegeben. Die Red.

Digitized by Google

Stimmung war eine ungewohnt heitere, fast lustige. Er wollte in der Brühl, in der Nähe von Wien, von dem Novelisten v. Bayer-Rupertus ein Haus und einen Garten kaufen. Es erschien an dem sonst so ernsthaften Manne die Stimmung als eine übereizte. Ich war damals nur zweimal mit ihm zusammen, erzählt Frankl. Einmal im Gasthofe „zum Amor" in der Singerstraße mit dem Dr. Alfred Julius Becher, demselben, der nach Niederwerfung der Wiener Bewegung im Jahre 1848 durch Windischgrätz's Gnaden erschossen wurde. Als ich eine Flasche des besten österreichischen Weines von Weidling — wo jetzt der Dichter begraben liegt — bringen ließ, und wir auf das Wohl seiner Braut anschlugen, sagte er: „Meine Braut wird Euch gefallen. Das ist eine echte deutsche Jungfrau!" Er lud mich und mehrere Freunde ein, ihn in Lainz, wo er wohnte, zu besuchen, um ihm mein eben vollendetes Gedicht: „Don Juan d'Austria" vorzulesen.

Die tief ernst erscheinende Hausfrau lud uns nach der Vorlesung zu einem Thee. Lenau war in erhöhter, gereizter Stimmung und begab sich bald in ein zweites Zimmer, legte sich angekleidet wie er war, auf's Bett und bat uns, die wir ihm folgten, uns im Gespräche nicht stören zu lassen, er wolle schon mitreden; nur sei er sehr müde, „Frankl! lies uns doch die Strophe von der schlaflosen Nacht noch einmal vor." Als ich geendet hatte, klagte er, wie neulich auf dem Gange nach Lainz: „Ich erwache jeden Morgen aus halbem Schlafe, der mit den wahnsinnigsten Träumen angefüllt ist, in Schweiß gebadet. Es ist etwas in dem Organismus, das heraus will; die Poren sind aber zu klein für die Krankheit." Wir trösteten ihn mit seiner auffallend guten, frischen Gesichtsfarbe, die vielleicht nur das Symptom eines schon fieberuden Leidens war. Ich sah ihn an diesem Tage zum letztenmale in geistig gesundem Zustande.

Im Jahre 1845 machte ich eine Reise durch Deutschland; in Stuttgart angelangt, war es meine erste Sorge, mir nähere Auskunft über den Kranken zu verschaffen. Als sich Lenau verlobte, waltete eine durch nichts verschuldete unwillkürliche Täuschung ob: die Verlobten hielten sich gegenseitig für reich. Der Irrthum klärte sich bald auf. Lenau wurde daher von der beunruhigendsten Sorge ergriffen. Von den Zinsen seines für seine Schriften ihm contractlich zugesicherten Capitales, 20.000 fl. Rheinisch, konnte er, bei seiner Weise zu leben, kaum allein existieren. Seine Braut aufzugeben, verboten ihm Neigung und Ehre. Da kam noch ein Umstand hinzu: die genannte Summe sollte in Raten bezahlt, die rückständigen bis zu ihrer völligen Auszahlung verzinst werden, was früher wenigstens oft ausgesprochen war. Lenau hatte es irrig so verstanden. Nun noch weniger im Stande, für einen Haushalt zu sorgen, ergriff ihn die Angelegenheit bis ins Innerste. Er kam mit einem Zornanfalle in seine Wohnung zurück, der sich fast zur Wuth steigerte. Es rührte ihn der Schlag. Kaum genesen, kamen Briefe aus Wien von einer Dame; sie mögen sehr leidenschaftliche Vorwürfe, vielleicht auch zu wohlbegründete Furcht für des Dichters Zukunft enthalten haben. Er verbrannte sie jedesmal. Ein Brief sagte: es sei ein gutes Zeichen, wenn noch Briefe kommen, wenn sie erst heiter würden, und dann gar nicht mehr kommen, dann .... Lenau wurde wahnsinnig. Gewiß waren es die letzterzählten Momente nicht allein, die ein so trauriges Geschick des Dichters bedingten, wenn auch herbeiführten. Sie waren die nächsten Ursachen eines vielleicht durch die Leidenschaftlichkeit eines Vaters, die sich selbst aufreibt, durch die phantasievolle Mutter Angezeugten und Empfangenen. Ein cholerisch-melancholisches Temperament läßt schon den Knaben die Einsamkeit lieben. Seine kindlichen Spiele verrathen eine ernste

Digitized by Google

glühende Einbildungskraft, die sich auf fromm-religiöse Anschauung, auf kirchliches Gepränge beziehen. Jene Triebe in der physischen Sphäre erwachen, denen die Knaben verderblich zu huldigen pflegen. Der Verlust einer leidenschaftlich geliebten Mutter, an deren langjährigem Krankenbette der Sohn als Wärter lebt, bringt in sein ernstes Gemüth nur eine tiefere Stimmung. Der rege Geist, der ruhelos Befriedigung sucht, schweift von einer Wissenschaft zur andern. Nirgend scheint sich ihm das Räthsel zu lösen. Er beginnt starke, melodisch geformte Fragen an das Leben, an die leblose Natur, die er vor Allem liebt, vor der ihm aber doch graut, so oft er sich in sie versenkt, zu richten. Er schreibt Gedichte. Die alte Welt widert ihn an, er geht zu Schiffe, der trostlos grenzenlose Ocean stimmt sein Herz erhabener, aber auch einsamer. Sein Ideal ist in der neuen Welt, ist — diesseits nicht zu finden. Einsame Ritte durch den Urwald ziehen ihm lang andauernde, heftig quälende Erkältungen zu, die schwanke See den Scorbut. Sein Unterleibssystem wird krankhaft. Das Verkehren der natürlichen Ordnung, welche die Nacht dem Schlafe, den Tag der Arbeit und Bewegung widmet, unausgesetztes Forschen mehr mit der Phantasie als dem klaren Verstande, erhöhen die vorhandene krankhafte Stimmung. Vorliebe für würzhafte Speisen, für feurigen Wein, für starken Kaffee und narkotischen Tabak vermindern sie nicht. Trotz glänzender Erfolge bleibt ein ungemessener Ehrgeiz, trotz großer Anerkennung eine noch größere Selbstschätzung unbefriedigt. Die Phantasie des Dichters versenkt sich in die Bücher der Gnostiker. Die mystische Weltanschauung bemächtigt sich seiner; dabei eine Vorliebe für das sagenhaft Wilde, das schauerlich Blutige, ein kühnes Spielen mit dem Dämonischen. All' diesem ist durch keine praktische Thätigkeit, durch keine materielle Lebensarbeit ein Gegengewicht geboten. Diese intensiv feurige Seele, in welcher die geistigen Anlagen die Kraft des Willens und des Urtheils beherrschen, hat früh die Liebe zu einer Unwürdigen überkommen; das Verhältnis blieb nicht ohne Folgen und wirft einen peinigenden Schatten in sein Gemüth, durch sein ganzes Leben. Als ihn das Gefühl der Liebe wieder ergreift, bringt es seinen Geist in Kämpfe neuer Art. Sehnsucht und Vorwurf ringen gleich stark in ihm. Er sucht frei zu werden, es hat ihn langsam, aber mit um so sichereren Banden angeschmiedet. Er fängt an, unter fortgesetzter geistig aufregendster Arbeit, über das abnehmende Leben, über den Verlust der Jugend zu klagen; er bemerkt erlöschende physische Kraft, eine geistig gedämpfte dürfte dem Kenner Lenau'scher Werke in den letzten Scenen des „Don Juan" entgegen dämmern. Er hält das Glück eines eigenen Herdes, einer beglückenden Häuslichkeit für „verpaßt", Sorge um die Zukunft ergreift ihn. Doch verlobt er sich mit einer vermeintlich reichen Braut. Der Wunsch, sich in der Nähe Wien's ansässig zu machen, die Absicht, noch manche Geschäfte zu ordnen, führen ihn dahin zurück. Wenn alle Freunde den letzten Schritt des Freundes nur bedenklich finden, ein weibliches Herz ist durch ihn zertreten — das stirbt nicht ohne schmerzlichsten Aufschrei. Er reist ab, ein Unfall auf der Donau setzt ihn stundenlang nächtlicher Kälte und Nässe aus, und macht den reizbaren Organismus nur noch empfindlicher. Die angedeutete Enttäuschung tritt ein, die Sorge legt sich mit einem Vampyrrüssel an das ängstlich klopfende Herz, das schon einmal an einer Entzündung gelitten hat. Die heftigste Aufwallung eines zornmüthigen Blutes bringt einen Nervenschlag, er legt die kalte Todeshand — vorerst nur mahnend — an ihn. Erschreckende Briefe fliegen ihm zu. Entsetzen und Verzweiflung ergreifen die Creatur — „Du kennst,"

Digitized by Google

äußerte Lenau einmal, „die Geschichte von Phaëton und den durchgehenden Sonnenrossen. Wir Dichter sind alle so phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können.“

Im Herbste 1845 besuchte ich den armen Kranken in der Heilanstalt zu Winnenden. Mein Landsmann, der verstorbene Schriftsteller Franz Nork, war mein Begleiter. Ich copiere hier, um vom unmittelbaren Eindrucke nichts zu verwischen, das Fragment eines Briefes, den ich damals nach Wien sandte.

„Dienstag den 4. November 1845 fuhr ich Früh um 6 Uhr nach Winnenden. Wir langten durch eine hügelige Landschaft um 9 Uhr an; ich stellte mich dem Hofrath Zeller vor und betrat mit ihm, dem Assistenten und dem Wächter mit klopfendem Herzen die Zelle. Lenau stürzte mir mit einem Freudenrufe: „Frank!“ entgegen, küßte mich heftig und preßte mich eine Minute lang ans Herz. Gleich darauf wendete er sich ab, fieng an zu pfeifen, lateinisch zu reden, dumm zu lachen; dann verlangte er seine Violine, kratzte, der sonst so vortrefflich zu spielen verstand, einen Ländler, den er zugleich tanzte, und nahm von mir weiter keine Notiz. Ich suchte ihn zu fixieren, wie z. B. „Aber, lieber Niembsch, spiele doch etwas von Beethoven, den Du so sehr verehrst!“ — „Ah, von Beethoven! den Grundgedanken der neunten Symphonie. Höre! Wir müssen uns duzen, lieber Bruder!“ Darauf geigte er etwa zehn Minuten ein wahres Charivari und blieb endlich ernst und heldenfest vor uns stehen; wie überhaupt seine Gestalt, sonst geknickt und eingebrochen, jetzt aufrecht und kopfhöher ist. Er trägt einen langen Bart, die Haare sonst schon grau untermischt, sind wieder schwarz, die Musculatur stramm, nicht fett; nur das Auge ist umflort, er ist schön! Wie sich physisch seine Jugend vordrängt, so auch seine frühesten Erinnerungen. Er spricht jetzt mit ungarischem Accente deutsch, während es sonst aus seinem Munde rein klang. Er lief fortgesetzt auf und ab, pfiff, tanzte, kniete nieder; lud man ihn zum Sitzen ein, so that er dies sehr höflich, stand aber wieder auf und ergriff die Violine, rauchte eine Cigarre und spielte tanzend einen Ungarischen, dann wandte er sich zum Arzte: „In der Musik liegt alles Geheimnis, aus der wollen wir ein ganz anderes therapeutisches System heraus construieren!“ Gewöhnlich folgte den Reden ein schallendes blödes Gelächter. „Was lässest Du nach Wien sagen?“ — „Ah, ich reise mit, und die Sophie wird geheiratet! Diese Kappe hat sie mir gestickt. Weißt Du, Bruder, beim Amor der goldene Wein!“ — „Hat Dich der Besuch Auersperg's nicht gefreut?“ — „O, Auersperg! In omnibus partibus! Quos ego! ha, ha, ha!“ Er setzte sich zu mir, umarmte mich, drückte mir die Hand: „Nicht war, Bruder! das thut gut!“ Dabei zog er aus seiner Rocktasche zusammengelesene verdorrte Blätter; er warf sie fort, bis auf eines: „Dieses kostbare Blatt schenk' ich Dir, das hat — ha, ha, ha! dem Baume viele Mühe gekostet.“ Ich mußte der Verse gedenken:

„Dies dürre Blatt,
Dies leichte off'ne Briefstein hat
Der Tod an mich geschrieben.“

Einigemal nahm er einen Sessel und schwang ihn: „Ich bin stark, ich erobere die Welt.“ — So gieng es toller noch, eine volle Stunde, mir war das Herz zerrissen, ich war entsetzt und konnte mich doch nicht losreißen. Aber er fieng an, immer verworrener zu werden, ich nahm Abschied, er beachtete dies gar nicht, und ich hatte noch eine lange Unterredung mit Hofrath Zeller, der seltsamer Weise von den besten Hoffnungen beseelt ist, zu denen ihn mehr sein Wunsch, seine besondere Liebe zu Niembsch, als sein medicinisches Wissen zu berechtigen scheinen. Seit langer Zeit kehrt das sonst für Stunden klare Bewußtsein nicht mehr zurück, die Gedanken auf

Digitized by Google

fortwährender Flucht sprechen aus dem Kranken heraus, ohne daß sie ihm selbst erkennbar sind. In rasendem Zustande verschlingt er schon Verschlungenes wieder und construiert und bildet Menschen daraus. Du weißt, ich weine nicht leicht, diesmal that ich es mit Zeller gemeinsam und dann allein wieder. Ich habe den erschütterndsten Eindruck erlebt. Ich sehe keine Hoffnung! Legen sich auch die Wogen, aus deren Brausen die Aerzte hier noch eine günstigere Vorhersage schöpfen zu können glauben, so wird der stürmisch gehende Flut, nach meiner Ueberzeugung, ein Verebben folgen. Wenn das gewesen heißt, so können wir den tiefschmerzlichen Anblick erleben, daß der phantasiereiche Dichter uns als ein Blödsinniger entgegentritt, der sich und die Welt nicht mehr kennt. Ich wünsche ihm aus tiefstem Herzen den Tod. Wenn er aber völlig genesen, wieder er selbst werden könnte, so müßte er nach Wien in seine gewohnte, bekannte Umgebung gebracht werden, denn hier wird er vielfach mißverstanden. Als er vom goldenen Weine „beim Amor" zu mir sprach, wurde das als ein sich Beschäftigen mit griechischer Mythe genommen, bis ich sie als eine Erinnerung an eine wirkliche Scene, die ich mit ihm verlebte, erklärte.

Ich weiß einen so tief schmerzlichen Mißton, der durch die Seele Derjenigen schneidet, deren Auge auf diesen Zeilen ruht, nicht melodischer aufzulösen, als durch Lieder, die unser gemeinschaftliche Freund Anastasius Grün bald nach der Trauerkunde für meine „Sonntagsblätter" sandte.

An Nikolaus Lenau.

O, hört' ein Lied ich Deinem Mund entklingen!
Genesung ist's, blühst du in Sängen wieder;
Des Dichterbaumes Blüten sind die Lieder,
Kein kranker Baum wird solche Blüten bringen.

Sei's auch ein düst'res Lied, wenn nur Dein Singen!
Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder,
Selbst Deine Lerchen tragen schwarz Gefieder,
Nur Morgenroth vergoldet ihre Schwingen.

Es ist Dein Lied der räthselvolle Falter,
Der einen Todtenschädel trägt zum Schilde;
Doch nur durch schöne Frühlingsnächte wallt er!

Der Passiflore gleicht's, ein Kreuz umschwankend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blüh'n zum Bilde;
Doch nur in Frühlingssonnen blüht sie rankend.

Winnenthal.

Welch' Wiedersehn! Zerstörung und Entsetzen!
Ein prächt'ger Vollmondhimmel war Dein Träumen;
Jetzt prasseln Sterne, fallend in den Räumen,
Durchras't von Blitzesknäueln, Wolkenfetzen.

Ich beb' — und soll vielleicht Dich glücklich schätzen!
Krankheit vielleicht ist höhern Lebens Schäumen;
Wir sehn das schwarze Zauberroß sich bäumen,
Wild reißt es aus, gespornt, in scheuen Sätzen.

Ein kecker Reiter ohne Zaum und Decken
Sprengst Du auf ihm durch ungemess'ne Weiten
Und wirfst uns zu im Flug gepflückte Sterne.

Doch uns lähmt die Bewunderung der Schrecken;
Indes der Blick noch zagt Dich zu begleiten,
Verschwand Dein Flug im Nebelgrau der Ferne.

Digitized by Google

Dr. Alexander Bach, später k. k. Minister des Innern und Botschafter am römischen Hofe, versammelte als Curator des Krankenhauses im Frühjahre 1847 mehrere Aerzte in der Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Döbling, wohin Niembsch mittlerweile gebracht worden war, die Doctoren: Seeburger, Feuchtersleben, Riegler. Ich wurde, weil ich über den Zustand in Winnenden berichten konnte, der Berathung beigezogen. Die Diagnose, die sich bei der Leichenöffnung nicht bestätigte, lautete: „Gehirnerweichung." Niembsch kannte damals Niemanden mehr; er saß vorgebeugt auf dem Sopha, athmete sehr hörbar und war zu keiner Antwort zu bewegen. Der Frühling des folgenden Jahres 1848 kam mit seinen grünen Hoffnungen und blühenden Verheißungen wieder ins Land. Lenau, sein Sänger, erwachte nicht mehr aus der starren geistigen Dumpfheit.

Der lebhafte Wunsch, den Dichter, den mehrere Maler: Rahl, Staub, Kriehuber, v. Franck, Danhauser, die Reinbeck, diese vor der transatlantischen Reise, gezeichnet oder gemalt haben, der Nachwelt plastisch zu erhalten, veranlaßte mich im Sommer 1849 mit dem Bildhauer Hirschhäuter die Irrenanstalt zu besuchen. Niembsch saß zusammengekauert da. Haar und Bart, nicht geschoren, waren grau geworden und hiengen lang herab. Das Haupthaar war gescheitelt, das Aussehen fahl, nicht auffallend krank, die Augen starrten gläsern. Er kannte mich nicht. Er hatte seit Monaten schon die Sprache verloren, hörbares rasselndes Athmen oder wildes Schreien waren seine einzigen Laute. Dr. Görgen erzählte uns mehrere Züge vom Kranken: als besonders charakteristisch hob er hervor, wie der im Ausdrucke stets keusche Lenau jetzt vorwaltend von cynischen Vorstellungen beherrscht sei, fast ausschließlich lasciv spreche. Die Natur Lenau's war eine tief sinnliche, und es ist begreiflich, wie sie, von der Herrschaft des Verstandes befreit, sich fesselnd ergieng. Eines Tages führte man den Kranken über eine Treppenbalustrade, die mit Büsten von Philosophen, Dichtern und Aerzten geziert ist. Die Mutter des Arztes, die ihn eben begleitete, sagte zu ihm: „Sehen Sie, Herr v. Niembsch! dies ist der Dichter Homer." — „Ah, Homer! Niembsch ist auch ein großer Dichter." — „Dies ist Plato's Büste. — „Der die dumme Liebe erfunden hat!" ergänzte er mit schallendem Gelächter. Einmal wurde Nachts im Zimmer Lenau's heftiges Weinen gehört; Dr. Görgen eilte hinein, und auf vieles Fragen, was dem Kranken fehle, antwortete dieser weinend: „Niembsch ist sehr unglücklich." Es war dies nach langer Dumpfheit ein überraschendes Aufflackern — ein Verlöschen. Diese Worte waren die letzten Lenau's auf Erden.

Der Bildhauer wünschte ein Daguerreotyp oder ein, wenn noch so flüchtiges Porträt Lenau's, da es nicht anzunehmen war, daß der Kranke so lange ruhig sitzen werde, bis er das Antlitz geformt, und so gieng ich bald darauf mit dem Maler Josef Aigner in die Anstalt. Ich brachte die Zeit, während der Maler beschäftigt war, im Garten zu und schalte hier aus der handschriftlichen Aufzeichnung Aigner's folgende Stelle ein: „Der Hausarzt, auf unser Kommen schon vorbereitet, geleitete uns zum Zimmer Lenau's. Im kleinen Vorzimmer stand ein Clavier, darauf lag eine Violine; ungebraucht, bestaubt, schien sie, die Freundin seiner Seele, vergessen, auf dem Clavier zu liegen. Der Arzt betrat das Zimmer zuerst, um den Kranken vorzubereiten. Nach einer kurzen Weile ließ er uns eintreten. Welch' ein erschütterndes Bild! In einem braunledernen Lehnstuhle saß die gebrochene Gestalt mit der kranken Seele; ein gelblich-bleiches Gesicht, langes, von der Stirne zum Scheitel getheiltes, hinter die Ohren gestrichenes Haar,

Digitized by Google

voller grau-schwarzer Bart und ein Auge — nicht wahnsinnig, so voll Leiden und ganz unbeschreiblicher Wehmuth begegnete wie fragend dem Auge. Ich täuschte mich wohl, denn es lebte kein Gedanke, keine Frage mehr in des Dichters Brust. Auf die freundliche Erklärung des Arztes, daß er jetzt werde gemalt werden, klagte ein mir die Seele zerschneidendes Wimmern aus ihm hervor. Aufmerksam-furchtsam, so schien es, folgte er mit den Augen allen Vorbereitungen, die nöthig waren, bis es zum Malen kam. Endlich konnte ich beginnen; fieberhaft aufgeregt, entwarf ich rasch mit Kreide die Contour auf Leinwand und fing zu malen an. Zusammengekauert, die Hände auf der Brust gefaltet, den Kopf gesenkt, begegnete der matte Strahl seines Blickes immer dem meinigen, so oft ich ihn ansah; regungslos ließ er mich gewähren, nur stieg in immer kürzeren Zwischenräumen der leise wimmernde Ton aus seiner Brust, der mich so ergriff, daß ich meiner Hand kaum mächtig war, und Thränen verdunkelten mir die Augen. In demselben Momente stieß der Kranke ein krächzendes Geschrei aus, zitternd, vor Grimm schien es, streckte er mir die Zunge spitz entgegen. Ich mußte an einen Adler denken, der sich zornig auf seine Beute stürzt. Ich war erstarrt! Nach einigen Minuten faß er wieder regungslos, bis sich die Scene wiederholte, dann wendete er jedesmal sich ab, als wolle er, kam mir vor, das Malen nicht stören; denn nach dem Schreien warf er sich immer genau in dieselbe Lage und sah ruhig und regungslos mein Thun an. Aber die Zornmomente folgten stets rascher auf einander — der Wärter wurde gerufen — ich hielt dem Kranken sein Bild hin, er starrte es wie eine leere Leinwand an — dann tobte er wieder — ich verließ entsetzt die Stube, die Anstalt, und erst im Freien gewann ich einige Fassung, aber das Bild hat mich mit seinen Schrecken nicht wieder verlassen."

Das Bild hängt über meinem Schreibtische, an dem ich diese Blätter zurecht lege. Zum Sterben ähnlich, macht es aber, bis auf den etwas starren Blick, nicht den Eindruck eines Geisteskranken, sondern eines sich in Gedanken tief versenkenden Menschen. Nach diesem Bilde nun und einem Daguerreotype, das eine Freundin des Dichters später mittheilte, formte der Bildhauer eine Statuette. Der Dichter, in einem ungarischen Pelzrocke, wie er ihn einst, als er zuerst aus seinem Heimatlande kam, trug, lehnte sinnend etwas gebeugt, vor sich hin zur Erde blickend, an einem zersplitten Eichenstamme.

Am 22. August 1850 Vormittags kam Freund Schurz zu mir, er weinte nur die Worte hervor: „Es ist aus!" Ich wußte, wessen physisches Ende gekommen war.

Schurz bat mich, die Anordnungen rücksichtlich der Leichenfeier, namentlich Gesang zu besorgen.

Der in der alten und in der neuen Welt keine Befriedigung fand, im Urwald, an Katarakten, auf Gletschern vergebens nach dem Frieden der Seele gerungen, der sollte auf einem Dorfkirchhofe, in einem stillen, berg- und waldumfriedeten, von einem kleinen Bächlein durchrauschten Thale zur ewigen Ruhe gebettet werden! Auf einem Hügel, von Akazien umschattet, an einen Weinberg gelehnt, steht ein kleines zierliches Haus; das letzte des Dorfes Weidling, hat es die Aussicht auf den Friedhof. Dies Haus war Lenau's seither verstorbener Schwester, Therese Schurz, eigen; vor demselben hinüberblickend, sagte der Dichter einmal zu ihr: „Auf diesem Friedhofe möchte ich begraben werden."

Der Sarg wurde von dem Sterbehause in die Kirche von Döbling gebracht und daselbst eingesegnet. Unter den zahlreichen Gästen waren auch die persönlichen Freunde des Hingeschiedenen, die Minister Dr. Alex. Bach und Dr. Ant. Schmerling anwesend.

Digitized by Google

Hierauf wurde von einem mit vier Pferden bespannten und reich begränzten Wagen die Leiche, auf der Straße zwischen der Donau und dem Kahlengebirge hin, in das stille Thal von Weidling gefahren.

Das Glöcklein der Dorfkirche rief um die sechste Abendstunde eines sommerlich schönen Tages die Bewohner von Weidling zusammen. Vor dem einfachen Altare stand ein mit schwarzem Sammt überhangener Sarg mit dem umgestürzten Wappen, denn der Besitzer desselben war der Letzte seines Stammes, geschmückt. *) Ein grüner Eichenkranz dunkelte auf demselben aus bunten Blumengewirlanden und Sträußen hervor. Der Priester segnete die Leiche ein, die Sänger des nahen Klosterneuburg stimmten den Gesang an und dann bewegte sich der Zug, die Schuljugend voran, dann der Sarg, dem die Schwestern Lenau's mit ihren Töchtern in tiefer Trauer, mit ihnen die Freifrau v. Suckow, als Schriftstellerin Emma v. Niendorf genannt, und eine Anzahl von Verehrern, Männern und Frauen, folgten, dem Friedhofe zu.

Ein Quartett des Wiener Männergesang-Vereines sang die Worte aus des Dichters schönem Sonette: „Auf den Friedhof zu Salzburg", von Gustav Barth componiert:

„O schöner Ort, den Todten auserkoren
Zur Ruhestätte für die müden Glieder,
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren."

Die Dichter Ludwig Foglar, Ant. Schurz, Heinrich Laube sprachen dann, in Vers und Prosa, Worte tiefer Rührung; Laube von dem nahe vorüberwallenden deutschen Strome, dessen Rauschen man nächtlicher Weile hier vernehmen könne und der nun von hier wehmüthige Grüße mitnehmen werde in des entschlafenen Sängers heimatliche Fluren. Er sagte, wenn auch Deutschland in seinen Bestrebungen und Wünschen nur Zerstücktes bietet, so stimmen seine besten und deutschesten Herzen im Schmerze überein, daß sie einen deutschen Dichter verloren haben. Er schloß mit den Worten: „Der Rest ist Schweigen."

Dann wurde der Sarg in das Grab gesenkt — dann fielen Blumen aus Frauenhänden herab und bedeckten ihn rasch, damit die nachschütternden Schollen der Todtengräber nicht zu hart auf den Sarg fallen, dann — entfernten sich Alle langsam, die da wußten, wen man zum ewigen Schlafe hingelegt hatte und bloß die Dorfbewohner, die eben nur einen Menschen bestatten sahen, beteten mit ihren Kindern ein lautes „Vater Unser", daß das fromme Gebet uns noch lange nachhallte, als auch wir uns entfernten.

*) Ich bewahre dasselbe als Andenken; es zeigt in einem viergetheilten Schilde je eine Rose und Lilie, und eine auf einem Felsen ruhende Burg. Es ist eigen, daß das Wappen eines anderen österreichischen zeitgenössischen Dichters, Gottfried's v. Leitner, ebenfalls Rosen und Lilien hat. Das Siegel, dessen sich Lenau bediente, zeigt symbolisch genug für dessen Leben: ein Schiff auf sturmbewegtem Meere mit der Umschrift: „Telle est ma vie."

Digitized by Google

Von der Unzweckmäßigkeit unserer Zimmereinrichtung.

Es ist unglaublich, wie die Leute in manchen Dingen unbeholfen und schwerfällig sind. Wo sie die Gewohnheit einmal am Kragen hat, da sind sie blind für Zweckmäßigkeit und Schönheit, taub für die Rathschläge Einsichtsvoller, empfindungslos für das Verlangen ihrer eigenen Natur. Aller Sinne wären sie bar, wenn sie auch stumm wären und nicht raunzen und raisonnieren könnten über die Uebelstände, von denen sie umgeben sind. Nur Eins ist im Stande, sie aus ihrer gewohnheitsmäßigen Verrottung herauszureißen, nämlich die Mode. Wie willkürlich und tyrannisch aber die Mode mit den Leuten umspringt, das weiß man.

Wechsel der Mode von einer Unzweckmäßigkeit zur anderen, den findet man überall in unserem städtischen Leben, am meisten natürlich — oder vielmehr unnatürlich — in der Kleidung und in der Wohnung. Ueber die Kleidermode verlieren wir kein Wort, sie hebt alljährlich die Naturgesetze auf, was gestern unbrauchbar, häßlich und lächerlich war, das ist heute höchst praktisch und schön — gegen solche Mächte läßt sich nicht ankämpfen. Aber vielleicht ist man in Sachen des Heim's besonnener, zwischen seinen vier Wänden ehrlicher und wohlwollender gegen sich, als auf der Gasse. Ich will hier auch nicht einmal den „Salon" antasten; dieses zumeist beste, größte und luftigste Zimmer der Wohnung, welches aber von den Hausleuten nicht benutzt werden darf, diese aufgeflitterte Rumpelkammer von prunkhaften Geschmacklosigkeiten, in die man den Gast hineinführt, um mit ihm Phrasen und conventionelle Lügen zu wechseln, ihn mit Tratsch zu unterhalten oder mit Claviergeklimper in eine Verzweiflung zu stürzen, die um so furchtbarer ist, als er dabei ein lächelndes Gesicht machen und: „Reizend! sehr hübsch! magnifique!" girren muß.

Diese Thorheiten gehen uns hier nichts an. Wir dringen in das Heiligthum des Hauses, in das Schlafzimmer ein. Wenn es wahr ist, daß die Wohnung, besonders das Schlafzimmer das Spiegelbild der Seele des Inhabers ist, so leben in unseren Häusern lauter seelische Ungeheuer, Leute, die einen kurzen und einen langen Fuß besitzen, Leute, denen die Hand am Rücken herauswächst, Leute, die ihre Ohren an den Ellbogen und ihre Nase am Nacken haben. Denn nicht minder unzweckmäßig und lächerlich ist die Einrichtung ihres Schlafzimmers.

Bei den Bauern und bei den Aristokraten findet man Zweckmäßigkeit; ihre Wohnungseinrichtung ist aus ihren Bedürfnissen und Sitten organisch herausgewachsen. Aber bei den modernen Emporkömmlingen des Bürgerthums, bei den über ihren Stand Hinausstrebenden gibt es Unnatur überall und barbarischer Regent ist nur der äußere Glanz. — Betrachten wir einmal ein solches bürgerliches Durchschnittsschlafzimmer älterer wie neuerer Gattung.

Das Bett zu kurz, zu schmal, zu hoch und ringsum mit schneidenden Kanten und scharfen Ecken versehen, als wäre es eine Folterbank und nicht eine Ruhestätte. Das Nachtkästchen zu schmal, zu hoch, der Waschtisch mit denselben Fehlern, so daß man auf einen Schemel steigen müßte, um sich beim Waschen entsprechend über das Becken beugen zu können, oben-

Digitized by Google

drein mit zu engen Gefäßen, mit zu wenig Wasser u. s. w. Der Kleiderkasten eng und tief, daß man mancherlei übereinander werfen und ballen muß, bevor man das rechte Stück findet. Der Wäschschrank mit ähnlichen Fehlern. Vor dem Bett kümmerlich schmale Auftretteppiche, hingegen große weiche Teppiche unter dem Tisch, den Sesseln, wo keines Menschen Fuß hinkommt, außer er hat schon die Beschuhung an. Der Toilettspiegel steht gewöhnlich so dem Fenster gegenüber, daß das Gesicht des Hineinschauers im Schatten ist. Die glasberahmten Bilder hängen so, daß sich in ihnen immer nur die Fenster spiegeln; überhaupt hängen die Bilder häufig zu hoch, um dem Beschauer im richtigen Augenwinkel gegenüber zu stehen. Die Kerzenleuchter, die Luster, die Lampen ebenfalls zu hoch, als daß dem Lesenden und Schreibenden das Licht nicht in die Augen, sondern entsprechend auf's Blatt schiene. Der Schreibtisch ist zumeist so gestellt, daß dem Schreibenden das Fensterlicht nicht von der linken Seite kommt, wie es zweckmäßig wäre, sondern von vorne in die Augen fällt.

Mit natürlicher Vorliebe sucht man sich lichte Wohnungen aus, um sie dann mit schweren Vorhängen möglichst zu verdüstern und mit allerlei Geweben den Ausblick aus dem Fenster zu verhindern. Diese faltenreichen, verdunkelnden Vorhänge haben wir dem Volke des sonnigen Südens abgelauscht ohne zu erwägen, ob derlei Fremdes unseren Zuständen angemessen sei. Aehnliche gedanken- und verständnislose Nachäfferei hat uns schon viel an Wohlbefinden und Geld gekostet.

Möchten diese wenigen Beispiele den Leser veranlassen, einmal zu untersuchen, inwieferne sie bei ihm zutreffen; ich fürchte, er wird bei dieser Untersuchung mit Erstaunen gewahren, wie Vieles in seiner Wohnung unpraktisch eingerichtet ist. Ich spreche nicht von dem, was etwa mangelt, sondern von dem, was vorhanden, aber unzweckmäßig gemacht ist. Ich spreche nicht von Feinheit und Eleganz; das Einfachste, Gewöhnlichste ist gut und schön, wenn es zweckmäßig ist.

Vor Allem sollte man einmal eine Gewissensfrage an unsere Tischler stellen, ob das, was sie — im Allgemeinen gesprochen — heute treiben, ihrem gewerbsmännischen Ehrgeiz entspricht? An Glanz mangelt es ihren Möbeln nicht. Bettstätten mit prächtigen Aufsätzen in Renaissance, schwungvolle Schnirkeln in Barock, Alles stets fein politirt und scheinbar massiv. Aber wenn man sich darin einmal recken und strecken will nach der natürlichen Länge, die uns Gott gegeben hat, wackelt für's Erste der hölzerne Aufsatz, es krachen die Fugen, das Bett ist zu kurz, die Beine stemmen sich an, da weicht auch schon das Getäfel, dessen Falzung nur mit feinen Drahtstiften festgefügt war. Und unsere Chiffoniers — das kräftige deutsche Wort Kasten halten sie nicht aus — wie glänzend und zierlich! Ein braver Mann zerknittert sie mit den Händen, wie eine Papierschachtel. Einst las ich in einer solchen Chiffonière bei verschlossener Thür, nur beim Lichte der Fugen, ein Bändchen der Reklam'schen Universalbibliothek. Aber nicht viel weniger Fugen für Licht und Staub haben die normalen Schubladkästen. Ein Bauernzimmermann macht tüchtigere und praktischere Möbel, als die sind, die in unseren Möbelhandlungen decorativ zwar das Auge bestechen, sonst aber nicht viel wert sind.

Der Tischler antwortet mir, und mit Recht: Was kann ich denn machen? Ich muß die Möbel stellen, wie sie von den Möbelhändlern und vom Publikum verlangt werden. Bemühen Sie sich doch einmal in die Werkstatt, Sie werden sehen, daß der Tischler auch gediegene, geschmackvolle und praktische Möbel erzeugen kann, daß solche Arbeiten seine größte Freude wären. Aber wer kauft sie? Alles nur billig will das Publikum haben, denn es

Digitized by Google

versteht nicht zu wirtschaften. Was die Maßverhältnisse anbelangt, so kommen nun zwar praktisch geformte Betten, Waschkästen u. s. w. um keinen Kreuzer theurer, aber gegen alte Gewohnheit und Vorurtheil kommt der Tischler so wenig auf, als irgend ein Anderer.

Sohin wäre meine Epistel an das kaufende Publikum zu richten, auch an die Möbelhändler, die, wenn sie einigen Geschmack besäßen, einerseits wenn es nöthig, den Erzeuger, andererseits den Käufer für das Tüchtige animieren könnten. Und unsere Kunstgewerbeschulen! Diese haben schon Manches geleistet, haben auf den Steinmetz, den Töpfer, den Tapezier, den Tischler u. s. w. schon vortheilhaften Einfluß geübt; möchten sie darauf sehen, daß unsere häusliche Einrichtung nicht allein nach einer bestimmten Kunstschule stilgerecht, sondern auch, daß sie zweckentsprechend sei.

Vor Kurzem hat der Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in Steiermark für Gasthöfe eine mustergiltige Zimmereinrichtung mit den unseren Bedürfnissen entsprechenden genauen Maßverhältnissen aufgestellt.

Ich entnehme der betreffenden Norm das Wichtigste:

Das Bett. Es ist gleichgiltig, ob dasselbe von Eisen oder von Holz ist, aber es darf keinesfalls zu kurz oder zu schmal sein. Man verlangt ein Bett, welches zwei Meter lang und einen Meter breit ist und die Höhe darf 45 Centimeter nicht übersteigen. Ist das Bett von Eisen, so darf es, des Ungeziefers wegen, keine hohlen Rundstäbe haben, ist es von Holz, so muß das Längenbrett oben abgerundet sein.

Die Aufbettung des Bettes muß zweckmäßig sein. Auf dem Leintuche ohne Naht ruhen zwei Pölster, die ungefähr 90 Centimeter lang, und nur 50 Centimeter breit sein dürfen. Die sogenannten Keilpölster sind ganz aus der Mode und werden, wo sie vorkommen, von den Gästen in der Regel herausgenommen. Von den beiden Pölstern muß der eine mit Federn, der andere mit Roßhaar gefüllt sein, die abgenähte Decke, die leider noch meistens vorkommt, ist durch eine sogenannte englische Schafwolldecke zu ersetzen, welche eine Leinenkappe zum einknöpfen erhält. Convertdecken über Rahmen sind ganz veraltet, es wird hiezu gleichfalls eine große Schafwolldecke benützt, die bei Tage das ganze Bett bedeckt und im Winter bei Nacht, als zweite Decke dient. Da, wie oben erwähnt, das moderne Bett niedrig sein muß, d. h. die Höhe von 45 Centimeter nicht übersteigen darf, so darf auch das Nachtkästchen nur die Höhe von 80 Centimeter erhalten. Unser Nachtkästchen hat eine Breite von 50 und eine Tiefe von 37 Centimeter. Man ist gewohnt, auf das Nachtkästchen die Lampe, das Feuerzeug, die Sackuhr, eine Aschentasse, eine Flasche mit Trinkwasser und ein Buch oder eine Zeitung zu legen, es muß daher der nöthige Raum hiefür vorhanden sein. Die zumeist noch vorkommenden hohen, aber sehr schmalen Nachtkästchen sind eine wahre Marter.

An den Füßen des Bettes kommt ein Seffel aus gebogenem Holze zu stehen, welcher während der Nacht das Hinabfallen der Decke verhütet und in seinem Untertheil zugleich als Stiefelzieher dient.

Der Waschtisch darf, sei er von Holz oder von Eisen, nicht über 74 Centimeter hoch sein, muß mit einem großen Lavoir, einem großen Kruge, Seifen-, Zahnbürsten- und Schwammbehältern versehen sein und noch den Raum bieten für eine Flasche Wasser mit zwei Trinkgläsern.

Unentbehrlich für jedes Zimmer ist auch der Wasserkübel.

Der Schrank dient als Hänge- und Legekasten, muß 120 Centimeter breit und 52 Centimeter tief sein.

Ein wichtiges Möbel ist der Divan. Derselbe dient bei Tage als bequemes Sofa und kann leicht zu einem vollkommenen Schlafbett umgewandelt werden.

Digitized by Google

Dasselbe, was der Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs für die Gasthöfe anstrebt, möchte ich auch für unser Privathaus empfehlen. Man kann die Möbel nach Belieben elegant oder einfach, aus hartem oder weichem Holze, kostbar oder billig herstellen, die Hauptsache ist und bleibt das Maßverhältnis. Mit 15 Gulden läßt sich ein Schlafzimmer mit vorschriftsmäßigem Bett, Nacht- und Waschtisch, Bettteppich, Lavoir, Wasserkübel, Kleiderstock und Toilettespiegel einrichten, welches, wenn auch nicht elegant, sodoch zweckmäßig und geschmackvoll ist. Um 100 Gulden kann nach dem Muster des genannten Vereins in Graz ein Schlafzimmer elegant und comfortabel, eines Fürsten würdig, eingerichtet werden. Solches Zimmer zeigt sich noch um so gefälliger und vornehmer, als es bei scheinbarer Anspruchslosigkeit eben den besten Comfort bietet.

Schreiber dieser Zeilen gehört selbst zu den Schwerfälligen, der die Reform seines Schlafzimmers lange und immer wieder verschob, weil ihm der Vortheil derselben unwesentlich erschien. Als ihm aber eines Abends die Nachtlampe über das schmale Nachtkästchen hinabglitt, daß es Feuersgefahr gab, ließ er zuerst das Nachtkästchen hinauswerfen, dann den Waschtisch mit seinem engen, viel zu hoch stehenden Lavoir und endlich das Bett. Heute thun ihm die lieben Lebensjahre leid, in denen er sich von einer sinnlosen Zimmereinrichtung maltraitieren ließ. Und in Bezug auf den Geschmack ist er zur Ueberzeugung gelangt, daß in der Hauseinrichtung nur das Zweckmäßige schön ist.

Ich sehe, wie sich diese Ueberzeugung immer weiter verbreitet, ich sehe, wie die Reichen und Gebildeten ihre Wohnungen in diesem Sinne einzurichten beginnen; aber die große Menge im Bürgerthum blieb bisher beim alten Schlendrian. Erstens ist es die Verrottung: Wenn die alte Einrichtung bisher gut genug war, so wird sie auch noch fürder gut genug sein. Zweitens der Aberglaube, daß die neue zweckmäßige Einrichtung mehr Geld koste, als die alte. Wer sich überzeugen will, sie kostet weniger, als die, welche man allerdings schon hat und nicht mehr zu kaufen braucht, aber die heute der Trödler sogar noch um höheren Preis nimmt, als die neue Einrichtung kostet. Wie lange der Trödler noch auf neue kaufende Einfalt speculieren darf, ist freilich nicht zu sagen. Drittens endlich ist es die Gewohnheit und die Pietät, die Viele an ihre alten Zimmergegenstände fesseln. Letzteren Grund achte ich. Die Gewohnheit aber ist ein trügerischer Vorwand. Das wahrhaft Zweckmäßige und Behagliche wird man in zwei Tagen gewohnt, besonders wenn man es in seinen vier heimischen Wänden hat.

Im Verhältnisse zu unserer Arbeit, zu unserem Verdienste um den Fortschritt, zu den großartigen culturellen Errungenschaften der neuen Zeit, genießen wir für unsere Person noch viel zu wenig des Guten. Vermöchten wir es doch, uns in Nahrung, Kleidung und Wohnung der alten Vorurtheile zu entäußern, möchten wir es doch auch für uns praktisch nützen, was wir so klug ersonnen und erfunden haben und was nach allem Erkennen der menschlichen Natur am angemessensten ist! Dieser Lohn, er wäre uns sehr zu gönnen. R.

Digitized by Google

Reisebriefe aus dem Norden.

Mitgetheilt von H. Görner.

(Schluß.)

Malmö . . .

Liebe theure Emma!

Denke Dir einen großen Dampfer, angelehnt an einen langen Quai, der bis zu dem Städtchen Malmö führt, welches Du auf der Karte am untersten Zipfel Schwedens findest. Die Lichter aus dem netten Orte, so wie die großen Laternen am Eingange des Hafens, welche von den Leuchtthürmen hoch in die Luft gehalten werden, blinzeln zu mir herüber. Aber ich beachte sie nicht, liegt doch vor mir die See, vom Monde beleuchtet, dessen Schein einzelne der kleinen und großen vor Anker liegenden Schiffe gespenstisch erhellt, während andere, wie der fliegende Holländer, dunkel von den glitzernden Wellen sich abheben. Hast Du Dir dies Bild recht deutlich vorgestellt, so blicke noch näher hin und Du gewahrst an Bord des „Sten Sture“ oben auf Deck, in dem kleinen Salon sitzend, Deine wortgetreue Freundin, die den einzigen Abend, den sie an der schwedischen Küste verbringt, dazu benützt, nachzuholen, was sie in Dänemark versäumt hat. War das aber auch ein Leben voll Aufregung und Genuß in Kopenhagen! Gleich am Morgen unserer Ankunft traten wir einen Rundgang durch die Stadt an. Am nächsten Platze, Kongens Nytrop, wo Tramway und Omnibusse halten, steht das Theater, an dessen Hauptportal zwei dänische Dichtergestalten, Oehlenschläger und Holberg, recht bequem sitzend, Wache halten. Schade, daß in diesem Musentempel nur dänisch gespielt wird, dachte ich, als ich zu den beiden Dichtern aufsah, die beide weit über Dänemarks Grenzen bekannt sind. Das kleine Land ist überhaupt nicht arm an großen Männern, auf jedem größeren Platze wenigstens gibt ein Standbild davon Zeugniß. Vor unserem Hotel steht z. B. der Seeheld Niels Juel und im Rosenberger Schloßparke, wo sämmtliche Kindermädchen Kopenhagens sich ein Rendezvous zu geben scheinen — fand ich unsern Freund Andersen, dessen Märchen uns so oft entzückt haben. Unter uns gesagt, ist der liebenswürdige Dichter sehr wenig hübsch gewesen, wenn er seiner Statue ähnlich war. Die große Nase und die hohe Schulter hat der Bildhauer gewiß nicht idealisiert.

Auch Tycho de Brahe, der Astronom des Königs von Böhmen, ist ein Däne gewesen und hat sein Monument, ebenso wie der größte Mann Dänemarks — Thorwaldsen. Von den Königen sind einige Christians und und Frederiks, die sich auf dem dänischen Throne abwechseln, ebenfalls in Stein und Erz verewigt.

Die Straßen und Plätze Kopenhagens sind weit und luftig, die Häuser aber schmutzig und einförmig. Interessant sind die aus dem Hafen bis in die Mitte der Stadt führenden Canäle, in denen Schiff an Schiff Masten und Takelage bis an die Dächer emporstreckt, ein Anblick, der eine gute Vorbereitung für den Besuch des Hafens bildet, wo eine so große Menge von Fahrzeugen aller Art liegen, gehen und kommen, daß man für das Einzelne gar keine Beachtung mehr hat. Hier entleert ein Localdampfer seine zahlreiche Menschen-

Digitized by Google

fracht, dort läutet ein abfahrendes Schiff zum letztenmale — auf dem Deck steht eine gedrängte Menschenmasse, grüßend und jubelnd; ein wahres Riesenschiff, ein Amerikaner, nimmt Kohlenvorrath ein und die Dämme entlang herrscht ein Treiben, daß man davon ganz wirr im Kopfe wird. So behaupteten wenigstens Onkel und Willi, die, glaube ich, froh waren, als sie See und Hafen wieder im Rücken hatten.

Wie alle Fremden, suchten wir zuerst Thorwaldsen's Museum auf, ein längliches Viereck, äußerlich von sehr schadhaften Wandmalereien verunstaltet, im Innern aber Schätze bergend, die, vollständig zu würdigen, man zehnmal mehr Zeit brauchen würde, als uns zu Gebote stand. Gerade wie im Museum zu Berlin durchliefen wir auch hier Raum um Raum, in dem die Werke des großen Mannes in Marmor und Gyps aufgestellt sind. Sieht man die kolossalen Figuren, die herrlichen Gruppen und die vielen Reliefs, so staunt man, daß ein Menschenleben das Alles zu fördern und zu schaffen im Stande war.

Nebst seinen unsterblichen Werken hat Thorwaldsen seinem Vaterlande auch all' seine Sammlungen von Antiken, Steinen, Münzen und Bildern, ja sogar die Einrichtung seines Zimmers geschenkt, welches letztere mich besonders interessierte.

Neugierig hob ich den schützenden Ueberzug des Sophas und sah mit Staunen, daß dieses so wie Stühle gestickt waren. Gewiß hat die Hand irgend einer Verehrerin des Künstlers diese mühevolle Arbeit vollbracht, dachte ich und warf unwillkürlich einen Blick auf das Porträt einer wunderschönen Frau, das da hieng. Es war, sagte man uns, eine der berühmtesten Schauspielerinnen aus der Zeit Thorwaldsen's. Auch von Thorwaldsen selbst gibt es dort mehrere Porträts. Das interessanteste ist jenes von Horace Vernet, welches den Künstler im allerleichtesten Arbeitscostüme darstellt, wie er eben die Büste des genialen Franzosen beendet. So hat ein Künstler den andern verewigt und auf einem Bilde sind beide vereint.

Noch erfüllt von Bewunderung und Ehrfurcht für den großen Mann, traten wir in den Hof des Gebäudes, in dessen Mitte, von Epheu überzogen, sein Grab sich befindet. Ist das nicht ein herrlicher Gedanke, mitten unter seinen Werken den langen Schlaf zu thun? Ach, Emma, ich war begeistert, entzückt, trotz der Nüchternheit dieses, von Mauern umgebenen Hofes, der keinen anderen Schmuck aufweist, als einige sehr primitiv gemalte Palmen. Daraus kann nun so recht das prosaische kühle Volk des Nordens erkennen. Ein Wintergarten unter einer Glaswölbung wäre eine würdigere Umgebung für des großen Mannes Grab gewesen, dächte ich.

Wir verließen gerade zu rechter Zeit das Museum, um der Eröffnung der Börse beizuwohnen.

Einen größeren Contrast konnte es nicht geben. Die Weihe der Kunst und das Schachern und Kämpfen um Geld. Die Börse, die, wie Willi sagt, im niederländischen Renaissancestyl erbaut ist, hat einen ganz merkwürdigen Thurm, der von vier auf den Bäuchen liegenden Drachen gebildet wird, deren Schwänze in der Spitze zusammenlaufen. In Berlin hatten wir von der Gallerie das Treiben auf der Börse gesehen, hier gab es keine, und wir mußten in einer Fensternische des großen Saales Platz nehmen, wo wir bald von streitenden und feilschenden Gruppen so umringt wurden, daß Mama es nicht länger als eine Viertelstunde vertragen konnte.

Weiter gieng's dann an der Frederiksburg und der Christiansburg, in welch' letzterer der Landthing eben tagte, vorbei und an der russischen Kirche mit den drei goldenen Knöpfen, die so weit in die See hinausleuchten, vorüber auf die Post, wo aber nur Onkel und Ida Briefe vorfanden.

Digitized by Google

„Von wem ist denn Dein Brief?“ fragte ich Ida, die denselben rasch in die Tasche gesteckt hatte.

„Der Brief? Aus E.“

„Und Du liest ihn nicht?“

„Ach, das hat Zeit bis zu Hause.“

Wie man nur so wenig neugierig sein kann. Ich hätte das nicht zuwege gebracht, wenn Du mir geschrieben hättest. Aber Ida ist schon einmal so geheimnisvoll und unbegreiflich. Zuerst war sie Willi ganz gut, in letzterer Zeit aber mied sie ganz auffallend seine Gesellschaft. Diesen Abend wieder sah ich sie, als wir nach Tivoli giengen, sehr eifrig mit ihm sprechen. Weit voraus giengen sie und schienen mit dem Plaudern kein Ende zu finden, bis wir an dem Eingange zu dem erwähnten Vergnügungsorte anlangten. Für 50 Ör — etwa 52 Pfennige — per Person öffnen sich die Tourniquets und der große Garten, in dem man Alles haben kann, was Aug', Ohr und Gaumen ergötzt. Restaurationen verschiedensten Stils, von den mannigfaltigsten Gartenanlagen umgeben, Musikbanden, Sänger, Akrobaten, Seiltänzer, Verkaufsbuden — Alles bei glänzender Beleuchtung. Und dazu noch die Anstalten, um gegen die Seekrankheit abzuhärten. Vom sanftesten Wiegen auf der glatten Fläche des Teiches bis zur großen Schaukel, in der man zu den Gipfeln der Bäume hinaufgeschwungen wird, kann man alle Grade der schaukelnden Bewegung durchmachen. Auf einem großen Gerüste hängen Körbe von Ballons, auf- und niedergehoben, und in dem von Dampf in rascheste Bewegung gesetzten Ringelspiele tauchen die sich drehenden bewimpelten Schiffe wie im Sturme auf und nieder. Willi wurde ganz bleich, als er all' diese Bewegung sah und ich weidete mich an seiner Jammermiene, als ich ihn bat, er möge mir doch bei einer Fahrt auf der Rutschbahn Gesellschaft leisten. Da niemand Anderer mitfahren wollte und Mama erklärte, allein lasse sie mich nicht, entschloß er sich endlich mit heldenmüthiger Aufopferung, mich zu begleiten. Wir stiegen auf eine Art Thurm hinauf und setzten uns auf einen kleinen Wagen. Der Mann oben gab uns zu verstehen, wir möchten uns nur recht fest halten, was nun Willi auch that, indem er mich so recht fest an sich drückte, daß mir fast der Athem vergieng. Nun wurde das Zeichen gegeben und — ich fühlte nur Willi's laute Athemzüge, als wir im Nu dreimal auf und nieder rollten. Ich gestehe, daß ich fast ebenso froh war als Willi, als ich wieder auf meinen Füßen stand. Und zum Schluß packte mich dieser noch, applicierte mir einen nach Cigaretten duftenden Kuß und behauptete, das sei sein Recht nach der Glissade. Hätte ich doch lieber die Schaukel bestiegen! Am nächsten Tage machten wir eine Partie nach Helsingör. Sonnenschein, die See wie ein Spiegel und der Dampfer voll fröhlicher Menschen, die in allen möglichen Sprachen plauderten. Am Ufer entlang, an herrlichen Villen und Parks, an reizenden Seebädern vorbei, fuhren wir 2½ Stunden wie auf einem Flusse. „Seid willkommen in Helsingör!“ sagt Hamlet zu Güldenstern und Oxenstierna. An dem Städtchen ist nicht viel zu bewundern, aber als wir den Thurm des alten Schlosses Kronborg bestiegen, um über den Sund nach Helsingfors drüben in Schweden zu blicken, da war mir, als müsse ich unten an den schwarzen Mauern den Geist des alten Königs umherstreifen sehen und sehen blickte ich in den Schloßgraben, als müsse mir darin Opheliens Leiche entgegen schwimmen.

Die Aussicht über das Meer war herrlich. Ganz nahe gerückt sind einander hier die zwei nordischen Länder, deren Ufer man von unzähligen Schiffen und Schifflein, die wie Striche und Punkte aussehen, umwimmelt sieht. Trotz dem herrlichen Bilde aber mußte ich immer wieder meine Blicke zu den alten Mauern unter mir lenken, bis

Digitized by Google

mir meine Hamlet-Schwärmereien durch Willi verleidet wurden, der mir erklärte, Hamlet sei ebenso eine vom Dichter geschaffene Gestalt wie Don Carlos und Wilhelm Tell. Diese geschichtlichen Aufklärer sind wirklich unausstehlich.

Nachmittags gieng es per Bahn nach dem Städtchen Hilleröd, das wohl nie von einem Fremden aufgesucht werden würde, läge nicht Schloß Frederiksborg in der Nähe. Christian IV., ein großer Freund des Wassers, baute dies Schloß mitten in einem See im Jahre 1603. Es wurde später der Lieblingsaufenthalt Frederik's VII., der hier mit seiner dritten Gemalin, Gräfin Danner, lebte. All' diese Daten habe ich natürlich aus unserem Reisehandbuche herausgeschrieben, sowie auch, daß das herrliche Schloß am 17. December 1859 sammt fast all' den darin angesammelten Schätzen — ein Raub der Flammen wurde.

Dieser König Frederik mag ein sehr gemüthlicher Mensch gewesen sein; in Hilleröd befindet sich ein Standbild von ihm, das ihn so der Nachwelt überliefert hat, wie er unter seinen Bürgern umhergieng, nämlich in militärischen Pantalons, einer Blouse mit Aufschlägen, einem Fez auf dem Kopfe, einem kleinen Degen in der Seite und einem Stocke an der Hand. Wie traurig mag das für den armen König gewesen sein, als er sein liebes Heim und seine Kunstschätze in Flammen aufgehen sah! Doch auch die Nation trauerte um das schöne Schloß, ließ es aber nicht beim Trauern bewenden, sondern brachte die nöthigen Summen auf und baute es, herrlicher noch als früher, auf. Ein einziger Mann, der Brauer Jacobson, gab 100.000 Kronen zum Wiederaufbau her und bestimmte alljährlich eine Summe von 10.000 Kronen, um das Schloß mit Bildern und Geräthen zu füllen. Der König, gerührt durch die Opferwilligkeit seiner Unterthanen, beschloß, das wiedererstandene Schloß nicht mehr zu bewohnen, sondern es als Nationalmuseum zu betrachten. Und nun steht es da, ein Zeugnis nationaler Energie und vaterländischen Kunstfleißes. Seine Säle sind wahre Wunder der Malerei und Architektur und die Kirche ein Schmuckkästchen, worin das kleinste Geräth eine Kunstschöpfung ist.

Soeben sendet Mama Ida herauf, mich aufzufordern, meine Koje aufzusuchen. In Kürze denn nur noch, daß wir heute Mittags Kopenhagen sehr befriedigt verließen und hierher nach Malmö fuhren, um morgen eine zwei Stunden kürzere Seefahrt zu haben und uns ein bißchen Schweden anzusehen. Da es Sonntag ist, war das hübsche, aber kleine Städtchen fast menschenleer und, wie man uns sagte, alle Welt bei einem Gartenconcerte. Dorthin giengen wir denn auch und hörten von der Capelle Strauß'sche Melodien spielen. Onkel hatte zudem gehört, daß man im Hotel Kramer ausgezeichnet speise und bestellte dort eine schwedische Soyor, d. h. ein kaltes Souper mit einer warmen Nachspeise. Der Tisch war, als wir uns im Hotel einfanden, mit wenigstens 20 verschiedenen Fischen und Fleischen bedeckt, von denen wir essen konnten, so viel wir wollten. Zuletzt kam noch eine Schüssel voll Beefsteaks mit Kartoffeln und Sauce. Und für all' die Delicatessen zahlten wir per Person zwei Kronen, was Mama ungehener billig fand.

Doch ich muß nun schließen, Ida ruft wieder. Leb' wohl! — Es begibt sich in die unterirdischen Räume des Schiffes Deine alte, treue

Bertha.

* * *

Bergenau . . .

Liebe Auguste!

So sind wir denn glücklich von der schönen, aber ermüdenden Reise zurückgekehrt und meine Nerven beruhigen sich langsam wieder. Leider endete unsere gemeinsame Fahrt nicht

Digitized by Google

ganz ohne Mißklang. Ueber die Reise laß' Dir von den Mädchen berichten. Bertha führte ein genaues Tagebuch und lernte ihren Grieben auswendig — über die kleine Fächerie jedoch, mit der Bruder Anton und Willi von uns schieden, muß ich Dir selbst berichten.

Wir hatten auf der Rückreise noch einmal in Berlin Rasttag gehalten, wenigstens ich blieb im Hotel zurück und ruhte aus. Die Andern freilich zogen den ganzen Tag herum, um das schöne Berlin noch einmal zu betrachten. Zur table d'hôte zurückgekehrt, verließen sie mich nach derselben abermals, und zwar in bester Laune, um in den Thiergarten zu gehen. Nach Hause aber kamen sie Alle, bis auf Ida,* ganz verstimmt. Der sonst so gutmüthige Bruder machte mir ganz unbegreifliche Ausfälle über ungerechtfertigte Prätensionen, unbescheidene Ansprüche der jetzigen jungen Mädchen, denen man in den höheren Töchterschulen und Lyceen nur hochmüthige Selbstüberschätzung beibringe ꝛc. und Willi sprach gar nicht. Mein kleiner Wildfang Bertha aber saß ebenfalls ganz still mit hochgerötheten Wangen und feuchtschimmernden Augen da und bat, recht bald schlafen gehen zu dürfen. Als ich in unser Zimmer kam, warf sie sich mir in die Arme und erzählte halb lachend, halb unter Thränen, daß Cousin Willi mit ihr vorausgegangen sei, bis sie das andere Paar aus den Augen verloren hatten und sie schließlich einlud, auf einer einsamen Bank Platz zu nehmen.

„Nichts Arges ahnend," fuhr sie fort, „setzte ich mich und Willi nahm neben mir Platz. Da steht er plötzlich auf und geht mit raschen Schritten auf und nieder, ich sehe ihm lachend zu und glaube, er wolle irgend einen Spaß machen — da — da —"

„Nun, was weiter?"

„Ach, ich schäme mich — es ist so dumm —"

„Was denn? Du erschreckst mich ja; was hat er denn gethan?"

„Nachdem er sich vorsichtig umgesehen, kniet er vor mir nieder und spricht wie auf dem Theater: Bertha, ich liebe Dich, werde die Meine!"

Hier verbarg das arme Ding ihr Gesicht, als wäre ihr die größte Schmach zugefügt worden, so daß ich unwillkürlich auflachen mußte.

„Gott sei Dank, Mama, daß Du lachst," rief sie, „es war zum Lachen, nicht war? Und Niemand kann es mir verdenken, daß auch ich lächte. Willi aber wurde sehr böse, sprang auf, setzte sich dann nach einigen Hin- und Herrennen neben mich, nahm meine Hand und sagte: es kränke ihn sehr, daß ich in solchem Momente scherzen könne, er meine es ernst und liebe mich schon lange. Du verwechselst mich wohl mit Ida? rief ich; das aber goß erst Oel in's Feuer. Er betheuerte, nur ich könne ihn glücklich machen, wir paßten zusammen und ich solle mich doch ja nicht länger zieren und Ja sagen. Da ward ich denn ernst, Mama, und sagte ihm, daß — daß ich ihn als Cousin zwar leidlich gern habe, aber daß — mein künftiger Mann ganz anders aussehen müßte als er. War das sehr grob, Mama, und hätte ich das nicht sagen sollen?"

Das Mädchen war so drollig, daß ich wiederum lachen mußte und erst nachher sagte, sie hätte allerdings artiger sein können. Indessen sei auch Willi's Vorgehen nicht das passendste gewesen, da er zu seiner Erklärung einen anderen Ort und eine andere Zeit wählen konnte. Den andern Tag suchte ich Bertha bei Bruder Anton zu entschuldigen, er aber blieb dabei, sie sei höchst arrogant und verdiene es gar nicht, daß ein junger Mann wie Willi sich um sie bemühe. Und somit schieden wir, wie gesagt, sehr kalt von einander.

Zu Hause angekommen, wartete meiner eine weitere Ueberraschung. Ida gestand mir, daß sie den jungen Kauf-

Digitized by Google

mann Brunow liebe, der eben eine Bankdirectorsstelle in E. erhalten hat und nächstens kommen werde, um sich mir vorzustellen und um sie zu werben. Er habe zwar kein Vermögen, aber sehr einflußreiche Gönner, und über seinen Charakter könntest Du mir Auskunft geben, da sie ja im vorigen Winter in Deinem Hause seine Bekanntschaft gemacht habe.

„Wie gut, daß ich mich geirrt hatte und Willi nicht auf Dich reflectirte," rief ich.

„Dem hatte ich vorgebeugt," antwortete Ida, „indem ich, als ich in Kopenhagen Brunow's Brief erhielt, Willi zum Vertrauten machte."

Nun begriff ich Alles. Da Ida für ihn verloren war und er nicht ohne Braut nach Hause kommen wollte, lief er Sturm auf Bertha's Herz, das er ganz leicht zu erobern dachte. Aber mein lustiges Mädchen denkt, Gott sei Dank, noch an ganz andere Dinge als an's Heiraten, und meinem Herrn Neffen geschah schon recht, daß er zurückgewiesen wurde. Anton aber hoffe ich bald wieder gut zu machen. Ein freundlicher Brief, worin ich ihn recht herzlich für seinen Schutz auf unserer gemeinschaftlichen Reise danke, wird als Friedenstaube vorausgeschickt und ein Besuch bei seiner guten, bequemen Alten thut das Uebrige.

Von Dir, liebe Auguste, aber hofft sobald als möglich über die so wichtige Angelegenheit bezüglich Ida's Auskunft zu erhalten

Deine treue Schwester
Marie.

Der Tower.

Historische Skizze von **Emil Zolle.**

Vor wenigen Monaten wurde die Welt durch eine Schreckenskunde in Aufregung versetzt: der alte Tower, eines der interessantesten Baudenkmäler vergangener Jahrhunderte, war von einem Dynamitattentate heimgesucht worden.

Als ich im Sommer des vergangenen Jahres eine Studienreise nach England unternahm und mich längere Zeit in London aufhielt, galt einer meiner ersten Besuche dem düsteren Tower. Als ein ernstes Wahrzeichen aufgeregter Zeiten voll tyrannischer Willkür ragen seine massiven Thürme und Mauern empor.

Die Geschichte Englands ist weit mehr als die eines anderen Landes mit seiner Hauptstadt, und daher auch mit der alten Königsburg verknüpft; fast alle entscheidender Acte der älteren englischen Geschichte haben sich hier abgespielt. Sage und Dichtung haben das Ihrige dazu beigetragen, den Tower in unserer Phantasie zu einem Orte des Schreckens zu machen. In Shakespeare's Königsdramen bildet derselbe stets den düstern Hintergrund.

Eine durchaus unsichere, wenn auch weitverbreitete Tradition, schreibt den Römern die Anlage dieses festen Baues zu. Auch in Shakespeare's „Richard III." wird Cäsar der Gründer des Towers genannt. Mr. Bailey andererseits erwähnt in seiner Geschichte des Towers, daß der große Thurm schon um die Zeit Constantin's des Großen errichtet worden sei; auch soll sich hier die Münze der Römer befunden haben. Die letztere Ansicht hat etwas für sich, da, wie Mr. Milles mittheilt, im Jahre 1777 Arbeiter

Digitized by Google

beim Grundlegen eines Gebäudes im Hofraum des Towers auf alte Münzen von römischem Gepräge stießen.

Ob diese Hypothesen haltbar oder nicht, der römische Feldherr hätte durch Errichtung eines Castells an eben dieser Stelle einen großen militärischen und administrativen Scharfblick bewiesen.

Im Jahre 1066 wurden die Angelsachsen von den Normannen in der furchtbaren Schlacht bei Hastings geschlagen. 1078 ließ der Sieger den großen Thurm, der unter dem Namen „der weiße Thurm" (the White Tower) bekannt ist und den Grundstock des ganzen, erst später erweiterten Gebäudes bildet, erbauen. Wilhelm hatte zum Schutze seiner Person und Regenteninteressen eine Zwingburg nöthig. In der Schlacht bei Hastings war wohl die Blüte des sächsischen Adels sammt ihrem heldenmüthigen Führer gefallen, aber Wilhelm wußte sehr wohl, daß er den wilden, ungestümen Freiheitssinn der Unterlegenen nicht gebändigt habe. Für ihn war es wichtig, durch ein festes Bollwerk einer Erhebung, die er stets befürchten mußte, zu begegnen. Der Erfolg hat ihm Recht gegeben.

Der Tower hatte in seiner ersten Anlage nichts Behagliches. Kein fürstlicher Wohnsitz, aber ein guter Waffenplatz, ein Pfahl im Fleische der unruhigen Londoner Bürgerschaft. Seine Lage ist vortrefflich gewählt. Er erhebt sich am Norduser des Flusses, von wo man die tiefgelegene Landschaft von Surrey und Esser leicht beherrschen konnte. In den nächsten Jahrhunderten wurde der White Tower stark befestigt und erweitert. Den größten Zuban erhielt das Gebäude unter Heinrich III., der die Stadtwälle bei Tower Hill niederreißen ließ, um die renitenten Bürger zu züchtigen; er fügte dem Tower hohe Steinwälle und einen breiten Graben zu, der in Verbindung mit dem Flusse war. Heute dient der Graben als Exercierplatz. Heinrich III. ließ sechs kleine Thürme aufführen, welche die äußere Befestigung bilden und untereinander mit hohen Brustwehren verbunden sind. Diese Verschanzung und der tiefe Graben machten den Tower uneinnehmbar; wären aber auch diese Thürme in die Hand eines Feindes gefallen, so stand ihm erst eine neue Belagerung der 12 kleineren Thürme der inneren Veste bevor, ehe er vor den Haupttheil der Burg, den „weißen Thurm" gelangte.

Die äußeren Thürme — jeder mit einem charakteristischen Namen getauft — waren nur zur Vertheidigung bestimmt, die inneren hatten daneben noch als Gefängnisse zu dienen. — Die Namen der Außenthürme waren: 1. der Martinsthurm, welcher mit einer Zugbrücke versehen war und den Hauptzugang zum Tower bildete; 2. der Byward-Tower; 3. Traitor's Gate (Verräthers Pforte) auch St. Thomas-Thurm geheißen, durch dessen Thor die Staatsverräther in's Gefängniß geführt wurden; 4. der Wiegenthurm; 5. der Brunnenthurm; 6. der Eisenthor- oder Develin-Thurm. Der letzte existiert nicht mehr. Berichte aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts erwähnen seiner als eines ganz zerfallenen Festungswerkes.

Zwischen dem inneren und dem äußeren Hauptwalle befanden sich ehedem kleine Häuser, die zum Theil von der Bemannung der Veste bewohnt wurden. Seit Eduard III. bis in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts war hier das königliche Münzamt untergebracht; jetzt sind diese kleinen Häuser wieder entfernt worden. Die Münze befindet sich in einem prachtvollen Gebäude am Towerhill und der Tower hat sein ursprüngliches Aussehen, so weit es möglich war, wieder erhalten.

Als Residenz diente der Tower nur kurze Zeit. Stefan hielt hier der Erste ein glänzendes Hoflager; aber schon seit König Johann verloren die Regenten die Lust, daselbst dauernd zu wohnen.

Digitized by Google

Im Jahre 1215 belagerten die Barone den Tower und rangen dem Könige Johann mancherlei Concessionen ab, vor Allem die magna charta. Diese Erfahrung bestimmte die nachfolgenden Fürsten in der Befestigung des Towers fortzufahren. So verlor die Burg unter Eduard I. den Charakter eines fürstlichen Wohnsitzes vollständig und nahm den eines gefürchteten Staatsgefängnisses an. Im Jahre 1278 saßen darin mehr als 600 Juden unter der Anklage, die Münze des Reiches durch Kippen verschlechtert zu haben.

Man benützte aber dennoch in der Folge den Tower, trotz dieser düsteren Bestimmung, zeitweilig als Palast für die Königin. Katharina, die erste Gemalin Heinrich's VIII., bezog das Schloß im Jahre 1509 nach ihrer Krönung. Im Jahre 1530 hielt eine jüngere Dame, die schöne Anna Boleyn, ihren Einzug in die Gemächer des Schlosses; doch auch ihrer wurde der königliche Blaubart überdrüssig. Anna Boleyn, Katharina Howard, sowie überhaupt vornehme weibliche Gefangene wurden nicht in den Gefängnissen des Towers festgehalten, sondern in der Wohnung des Commandanten oder anderer verläßlicher Staatsbeamten. Nur die Prinzessin Elisabeth scheint im Glockenthurm eingekerkert gewesen zu sein. Anna Boleyn wohnte bis zu ihrer Hinrichtung im Palaste; ein Brief des Commandanten des Towers, Sir William Kyngston, an den Secretär stellt dies außer alle Frage und verweist die Nachricht, daß Anna in einem Zimmer des furchtbaren Beauchamp-Thurmes ihre letzten Tage verbrachte, in das Reich der Mythe. Dasselbe gilt von der armen Lady Jane Grey, dieser rührendsten Erscheinung in der englischen Geschichte. Auch von ihr glaubte man lange Zeit, daß sie im Beauchamp-Tower gefangen saß. Man fand das Wort JANE an der südwestlichen Vertiefung des großen Kerkerzimmers dieses Thurmes und machte daher den obigen Schluß. Wir wissen aber heute, daß Jane Grey in der Wohnung des Meisters Partridge bewacht wurde. Jenes Wort mag, wie Bayley meint, von dem Gemahle der unglücklichen Dame, Lord Guilford Dudley, herrühren. Eine andere Ueberlieferung, welche Fox in seinem „Buche der Märtyrer" mittheilt, berichtet, daß Jane Grey auf die Wand ihres Kerkers mit einer Nadel folgende lateinische Verse einritzte, die in deutscher Uebertragung lauten:

„Ergib Dich in der Sterblichen allgemeines Verhängnis,
Was heut' mein Schicksal ist, kann morgen das Deine sein."

Man hat genaue Nachforschungen im ganzen Tower hierüber angestellt, hat jedoch keine Spur von dieser Inschrift gefunden.

Nach dem Tode der blutigen Maria war der Tower nur sehr selten oder vorübergehend als königlicher Wohnsitz benützt; Elisabeth schlug nicht ihr Hoflager daselbst auf; auch der Krönungszug, der von hier aus nach Westminster stattfinden sollte, hörte nach der Thronbesteigung Karl II. auf. Dieser Fürst war der letzte, der die alte Sitte beibehielt und in einem pomphaften Aufzuge zum Münster schritt; schon unter Jakob II. gieng man unter dem Vorwande allzugroßer Ausgaben davon ab.

Die zwölf kleineren Thürme, welche den großen White Tower direct umgeben, sind älter als die sechs äußeren; sie sind auch die historisch interessanteren und waren während der vergangenen Jahrhunderte der Schrecken des Adels. Sämmtliche wurden als Gefängnisse benützt und die meisten waren Zeugen der gräßlichsten Bluthaten. Die Dicke und Festigkeit der Mauern, die strenge Bewachung machten einen Fluchtversuch fast unmöglich. Der größte der zwölf inneren Thürme und der zweitgrößte des ganzen Towers ist der Wakefield-Thurm, der auch den Namen Urkunden-Thurm (Record Tower) trägt. Die erstere Benennung hat er daher, daß die Anhänger York's nach

Digitized by Google

ihrer Niederlage bei Wakefield (1460) hier gefangen gehalten wurden. Er gehört zu den ältesten Theilen des Towers und dürfte schon unter Wilhelm des Eroberers zwei Söhnen, Wilhelm Rufus und Heinrich I. erbaut worden sein. In diesem Thurme wurden die Verträge und sonstigen Urkunden des Landes schon in den ältesten normännischen Zeiten hinterlegt. Gegenwärtig befinden sich hier auch die Kron-Juwelen. Schon Heinrich III. ließ dieselben in den Tower schaffen, doch ist es nicht bekannt, wo man sie ursprünglich aufbewahrte. In den stürmischen Tagen, welche nach der Hinrichtung des Königs unter Oliver Cromwell über England hereinbrachen, wurden diese Kron-Insignien, sowie jene, die in der Westminsterabtei deponiert waren, zerstreut, verkauft und die Kronen dienten als Mittel zur Bekämpfung der Krone. Nach der Restauration wollte man den Schaden so viel als möglich gut machen, ein Comité wurde bestimmt, die alten Kostbarkeiten wieder zu erwerben oder zu restaurieren. Man bewahrte dann die Kleinodien in einem Theile des weißen Thurmes auf, von hier kamen sie in den inneren Martinsthurm (der nicht mit dem Martinsthurm der äußeren Befestigung zu verwechseln ist), der von da ab auch der Juwelenthurm hieß. Schließlich wurden sie in den Wakefieldthurm übertragen.

An der westlichen Seite dieses Thurmes ist der massive Blutthurm angebaut; er unterscheidet sich von allen übrigen Thürmen durch seine rechtwinkelige Form. Er führt seinen Namen nicht umsonst. Hier soll die scheußliche Bluttat an den Prinzen Eduard und Richard verübt worden sein. Der Besucher hält unwillkürlich seinen Schritt an, wenn er in diesen Theil des Towers tritt. Eine tiefere Erregung ergreift ihn, wenn er die Stätte betrachtet, wo die unschuldigen Kinder ihren Henkern preisgegeben wurden. In wunderbar bewegenden Worten hat Shakespeare in seinem Richard III. diese Greuelthat beschrieben, noch erschütternder dadurch, daß der schurke Tyrrel, welcher seine Helfershelfer zum Morde schickte, diese Worte spricht: Sie mögen hier Platz finden:

„Geschehn ist die tyrannisch blut'ge That,
Der ärgste Greuel jämmerlichen Mords,
Den jemals noch dies Land verschuldet hat.
Dighton und Forrest, die ich angestellt
Zu diesem Streich ruchloser Schlächterei,
Zwar eingefleischte Schurken, blut'ge Hunde,
Vor Zärtlichkeit und mildem Mitleid schmelzend,
Weinten wie Kinder bei der Trau'rgeschichte.
O so, sprach Dighton, lag das zarte Paar;
So so, sprach Forrest, sich einander gürtend
Mit den unschuld'gen Alabasterarmen:
Vier Rosen Eines Stengels ihre Lippen,
Die sich in ihrer Sommerschönheit küßten.
Und ein Gebetbuch lag auf ihrem Kissen,
Das wandte fast, sprach Forrest, meinen Sinn;
Doch o! der Teufel — dabei stockt' der Bube
Und Dighton fuhr so fort: Wir würgten hin
Das völligst süße Wert, so die Natur
Seit Anbeginn der Schöpfung je gebildet."

So der Dichter. Wo die Leichen der Prinzen begraben wurden, ist nicht mit vollster Sicherheit zu sagen: „Der Kapellan des Towers hat sie begraben; doch wo, sag ich die Wahrheit, weiß ich nicht," berichtet Tyrrel dem Könige. Die Sage bezeichnet das nordöstliche Stiegenhaus des weißen Thurmes als die Begräbnißstätte; hier erinnert eine Inschrift an jene teuflische That.

Digitized by Google

Im südwestlichen Theile der Burg, dem äußern Byward Tower gegenüber, steht der Glockenthurm (The Bell). Von hier erscholl die Alarmglocke, die die Besatzung auf ihre Posten rief zu jener Zeit, als der Tower noch als Gefängnis diente. Unter den Gefangenen, welche hier besonders unter der Herrschaft der Tudors schmachteten, verdient vor Allen der fromme Bischof Fischer genannt zu werden. Das Schicksal dieses Mannes, der als achtzigjähriger Greis in den Kerker geschleppt wurde, ist ein Schandfleck in der Regierung Heinrich's VIII. Der Kanzler Thomas More theilte dasselbe Los. Die Sage läßt auch die Prinzessin Elisabeth im Glockenthurme als Gefangene bewacht werden; bei der Feindschaft, welche die blutige Maria gegen ihre Halbschwester hegte, ist dies immerhin möglich.

Nächst dem Weißen Thurme ist wohl der Beauchamp-Tower der interessanteste der ganzen Veste. Sein Baustil weist uns auf das 12. oder 13. Jahrhundert. Die englische Geschichte verzeichnet mehrere Glieder der Familie Beauchamp, die sich im Felde auszgezeichnet; ein Thomas Beauchamp Earl of Warwick, büßte seine Erhebung gegen Richard II. mit langer Gefangenschaft und wurde 1397 hingerichtet. Von diesem Thomas Beauchamp erbte der Thurm den Namen; sonst heißt er auch Cobham-Tower, weil einige Angehörige dieses Adelsgeschlechts, in der Rebellion des Thomas Wyatt gefangen genommen, von der Königin Maria hier bis zur Vollstreckung des Urtheils festgehalten wurden. Dieser zweistockhohe Thurm hat Mauern von ungeheurer Dicke (an manchen Stellen sind sie 15 Fuß breit). Das große Zimmer im ersten Stocke diente als Hauptgefängnis; ihm gegenüber befinden sich zwei kleine Gelasse, die wahrscheinlich zu ähnlichen Zwecken benützt wurden oder für die Gefangenwache bestimmt waren. In letzterer Zeit wurde dieser Thurm durch den Architekten A. Salvin restauriert und dabei wurden zahlreiche Inschriften und Devisen entdeckt, die größtentheils von den Gefangenen selbst herrühren. Jede enthält eine reichbewegte Lebensgeschichte; denn kein Einziger saß hier gefangen, der nicht an einer historisch wichtigen That betheiligt war. Und nun blieb von allen diesen kühnen Männern nichts übrig, als dieses letzte memento, ihr trauriges Testament. Dieses Zimmer beherbergte Männer der verschiedensten Parteifärbung, Katholiken und Protestanten, reiche, mächtige, einflußreiche Männer; die einen stürzten in der Gunst ihres Fürsten, andere raffte ein Regierungswechsel vom Schauplatz ihrer Triumphe, mitten im Zenith ihres Glückes hinweg. Und England's Geschichte weist viele Herrscherwechsel auf.

Es seien hier nur einige der hervorragendsten Persönlichkeiten erwähnt, deren Lebenstragödie hier ihren Abschluß fand. Da haben wir gleich in der südlichen Nische im älteren Italienisch die Inschrift eines Unglücklichen, der sein Schicksal mit Resignation trägt. Die Worte lauten: Dispoi che vole la fortuna che la mea speransa va al vento pianger, ho volio el tempo perdudo, e semper stel me tristo e disconteto. Willim Tyrrel 1541. (Seitdem das Schicksal will, daß meine Hoffnung in den Wind schwindet, um zu klagen, wünsche ich, die Zeit wäre vernichtet; immer war mein Stern düster und ungünstig.) Dieser William Tyrrel wird wahrscheinlich mit einem Maltheser-Ritter desselben Namens identisch sein, der 1554 an den Prior von St. Johann in Jerusalem schrieb.

Die große und peinlich genau ausgeführte Sculptur-Arbeit von John Dudley, Grafen von Warwick lenkt die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich. Er war der Sohn des Herzogs von Northumberland, der sich vermaß, seine Schwiegertochter, die unglückliche Lady

Digitized by Google

Jane Grey, zur Königin zu machen. Die mühsame Arbeit ist 19 Zoll hoch; die Devise stellt einen Löwen und einen Bären vor, die einen blätterlosen Ast halten, darunter steht der Name, ringsum ist eine Guirlande von Rosen, Eichenblättern und Eicheln. Unterhalb befinden sich unvollendete Verse.

Sie lauten in deutscher Uebersetzung:

„Ihr, welche seht und wahrnehmt dies Gethier,
Mögt leicht ersehn, weshalb es dargestellt ist hier;
Mit Worten auch, worin . . . . . .
Vier Brüder Namen, die gerne streiften in den Gründen."

Die dritte Zeile kann vielleicht so vervollständigt werden: — there may be found (— Ihr könnet finden). Die vier Brüder hießen Ambrosius, Robert, Guilford und Heinrich. An der Action ihres Vaters, des Herzogs von Northumberland, und ihres Bruders betheiligt, hatten sie sich in einen bösen Handel eingelassen. Ihre Pläne schlugen fehl und, als die Sache schief gieng, wurden alle festgenommen, der Herzog geköpft, der Graf von Warwick aber mit lebenslänglichem Kerker bestraft.

Die westliche Vertiefung des Zimmers zeigt gleichfalls eine Reihe denkwürdiger Inschriften. Gleich beim Kamine sieht man die Worte: „Dolor patientia vincitur. G. Gyfford. August 8. 1586." Gyfford gehörte zur königlichen Garde und saß hier unter der Anklage des Königsmordes. Er soll versucht haben, die Königin zu vergiften. Weiters sehen wir den Namenszug des Dr. John Store. Dieser Mann mußte unter Eduard VI. wegen zu großen Religionseifers nach Flandern fliehen; dann lächelte ihm unter der Königin Maria das Glück; er wurde Kanzler in Oxford; als Elisabeth die Regierung antrat, wollte er nicht den Eid der Treue leisten und sprach als Mitglied des Unterhauses eifrig gegen die Protestanten. Die Folge davon war seine Gefangennahme und Hinrichtung zu Tyburn, 15. Juni 1571. Nicht viel besser ergieng es einem sichern William Rame, der eine lange Inschrift in die Wand seines Kerkers grub. Edmund und Arthur Poole verbrachten hier ihre Tage, weil sie angeklagt wurden, Parteigänger der schottischen Maria gewesen zu sein.

An der Ostseite liest man die kurze Inschrift: „Eagremond Radclyffe, 1576. Pour Parvenir." Er war der Sohn Heinrich's und Anna's, des Grafen und der Gräfin von Sussex. Als Katholik betheiligte er sich an dem Aufstande im Norden 1569 zu Gunsten der schottischen Maria. Wegen Hochverraths verfolgt, entkam er noch zur rechten Zeit nach Spanien. Die bittere Noth, die ihn hier befiel, bewog ihn, sich an Lord Burleigh bittlich zu wenden und ihn um sein Fürwort bei der Königin anzuflehen. Die Königin wies ihn schroff zurück und als er dennoch wagte, nach England zu kommen, wurde er lange Jahre im Tower festgehalten. Er wurde bei seiner Freilassung des Landes verwiesen und trat in die Dienste Don Juan d'Austria's. Doch auch hier verfolgte ihn das Mißgeschick; man hielt ihn für einen englischen Spion, der im Auftrage des Secretärs der Königin, Walsingham, sich bei Don Juan einschleichen wollte, um ihn zu ermorden und richtete ihn auf Befehl des Kaisers, 1578, trotz seiner Unschuldsbetheuerungen hin.

Dies sind einige der interessantesten Inschriften, welche der Beauchamp-Tower enthält; die Reihe der Gefangenen ist damit keineswegs geschlossen, die Zahl derselben ist eine bedeutende, denn der Wandinschriften sind 91.

Zunächst dem Beauchamp-Thurm steht der „Devereux-Thurm," welcher einer der interessantesten historischen Persönlichkeiten zum Kerker diente.

Digitized by Google

Robert Devereux, bekannter als Graf von Essex, hat ihm den Namen gegeben. Die Geschichte dieses Mannes ist eines der denkwürdigsten Beispiele der Hofgunst. Seine Mutter, die reizende Lätita Knolles, hatte sich bald nach dem Tode ihres ersten Gemals mit dessen Gegner Leicester vermählt. Lord Burleigh war dem jungen Devereux sehr freundlich gesinnt, brachte ihn an den Hof, wo er bald die Gunst der Königin erlangte. Leicester wußte es aus Eifersucht dahin zu bringen, daß ihm der Jüngling in den Krieg nach Holland folgen mußte. Hier wuchs jedoch sein Glück. Er zeichnete sich in der Schlacht bei Jütphen so aus, daß er Cavalleriegeneral wurde und den Hosenbandorden erhielt. Aber sein Stern war erst im Aufgehen. Leicester starb 1588 und der junge Devereux hatte die Aufgabe, seines Stiefvaters Nachfolger im Herzen Elisabeth's zu werden. Er besaß jedoch nicht den schmiegsamen, diplomatischen Charakter des Grafen Leicester, und trotzdem ihn die Königin für seine Kriegsdienste in Frankreich, Cadix und Irland mit Ehren überhäufte und an ihre Person zu fesseln suchte, war sein Stolz und sein durch Erfolge verzogener Charakter zu hochfahrend, um schließlich nicht seinen Sturz herbeizuführen. Namentlich fühlte sich die Königin durch seine heimliche Vermählung mit der Tochter Walsingham's verletzt. Als Devereux merkte, daß es mit seinem Glücke bergab gehe, eilte er aus Irland herbei, obwohl ihm der Befehl ertheilt worden war, Irland nicht zu verlassen und drang in die Gemächer der Königin. Hier fand er dieselbe im Nachtanzug. Es war nicht Prüderie von Seite der jungfräulichen Königin, die ihm nun den Zorn derselben zuzog. Er wurde seiner Würden beraubt und in den Anklagestand versetzt; sein alter Freund Burleigh war gestorben und der Staatsanwalt Bacon war ihm ungünstig gesinnt. Man verurtheilte ihn zum Tode; Elisabeth hoffte, er werde um Gnade bitten und dann wäre er auch mit heiler Haut davongekommen. Allein Stolz, Hartnäckigkeit und zu großes Pochen auf seine Dienste hinderten ihn daran und am 25. Februar 1601 wurde er auf dem Rasenplatze vor der Kapelle des Towers enthauptet. Sein Name lebt fort, da sich die Dichtung seiner Person bemächtigte. Von diesem Thurme sollen ehemals geheime Gänge in den Beauchamp-Thurm und in den Keller unter der St. Peters-Kapelle geführt haben.

Der nächste Thurm führt den Namen „der Kiesel-Thurm." Er zeichnete sich durch sehr enge Räume aus, so daß man ihn „die kleine Hölle" nannte. Von dem alten Baue ist nur mehr das Fundament übrig, denn der Thurm war so baufällig, daß man ihn 1796 abtragen mußte; an seiner statt steht nun ein einfaches Gebäude von Stein.

Zunächst dem Kiesel-Thurm steht der Bowyer Tower (der Bogenmacher-Thurm). In diesem Thurme soll der Herzog Georg von Clarence, ein Bruder Eduard's IV., ermordet und der Leichnam in ein Faß Malvasier geworfen worden sein.

Nun folgt der „Ziegel-Thurm", den die Sage als den Kerker der Lady Johanna Grey bezeichnet, dann der „Juwelen- oder Martins-Thurm." Früher wurden hier die Kron-Juwelen aufbewahrt. Der „Konstabler-" und der „breite Pfeil-Thurm" sind unbedeutender. Den Beschluß der innern Thürme macht der „Salz-Thurm". Er muß eines der ältesten Gebäude des Towers sein, war eine Gefängnis-Wohnung und ein besonders zur Zeit Heinrich's VIII. und Elisabeth's beliebter Kerker. Einer, der während der Herrschaft der Königin hier unter der Anklage, durch Zaubermittel „Sir W. St. Lowe and my Ladye" gefährdet zu haben, gefangen saß, schrieb eine astrologische Devise an die Kerkermauer, die noch heute lesbar ist.

Digitized by Google

Von diesen sechs äußeren und zwölf inneren Thürmen umgeben, steht der gewaltige Bau des Weißen Thurmes, ein Wahrzeichen vergangener Zeiten da. Er ist drei Stockwerke hoch, mißt von Norden nach Süden 116 Fuß, von Osten nach Westen 96 Fuß und hat eine Höhe von 92 Fuß. An jeder Ecke hat er Wachtthürme, die Dicke der äußeren Mauern beträgt 15 Fuß. Die Geschichte dieses Thurmes wurde bereits Anfangs dieser Zeilen erzählt; er ist der Grundstock der ganzen Veste. In ihm befindet sich auch die St. Johannes-Kapelle, die jedoch schon vor Jahrhunderten aller Verzierungen entblößt und nicht mehr als Gotteshaus verwendet wurde.

Die andere Kapelle, die St. Peter-Kapelle, steht zwischen dem Beauchamp- und Devereux-Thurm.

Wer Gelegenheit hatte, diese Thürme zu besichtigen, wird nie den Eindruck vergessen, den sie auf sein Gemüth gemacht. Wohl ist uns der Tower aus der Geschichte zur Genüge bekannt, aber bei weitem mehr hat die Dichtung dafür gesorgt, daß sich uns sein Bild in's Gedächtnis präge. Besonders in Deutschland, wo Shakespeare's Dramen mehr gespielt werden als in des Poeten Heimatland, ist uns die Scenerie des Towers mit allen seinen Schrecken geläufig. Wenn wir dann die Räume selbst betreten, die uns bisher nur die Poesie vorgezaubert hat, dann fühlen wir uns der Gegenwart gleichsam entrückt; Gestalten früherer Jahrhunderte tauchen vor unserem Blicke auf, wir sehen den Glanz des Hoflebens und die Schrecken der Kerkernacht, Tage des Glücks und des Unheils. Alle Pracht und Größe der verschiedenen Herrscherfamilien, die hier residierten, ist dahin, die guten und bösen Fürsten — sie modern alle in ihren Grüften, der gewaltige Bau des Towers selbst wird morsch werden und zerbröckeln und dahinschwinden wie alles Irdische.

Der Theaterhund.

Skizze von E. de Carro.

„Wer beim Theater ein Paar Schuhe zerrissen hat, der kommt nicht mehr davon, sagt ein altes Sprich- und Wahrwort, um die außerordentliche Anziehungskraft zu documentieren, welche die Theaterluft auf Denjenigen ausübt, der sie eine Zeit lang geathmet hat, unbeschadet des Umstandes der eigenen Einsicht von der üblen nachhaltigen Wirkung dieser Luft. Wie Viele hörte ich schon den Ausspruch thun: „Lieber Brot beim Theater essen, als Braten fern davon," und wie viele Beispiele habe ich erlebt, daß für eine oder die andere Lebensstellung hochbeamlagte junge Leute die besten Anerbietungen, die ihnen sichere, ruhige, bürgerliche Stellung boten, mit reiflicher Ueberlegung zurückwiesen und ihr Leben lieber bei Wanderschmieren kärglich fristeten und sich ihrer schlechten Leistungen wegen auslachen ließen, hungerten, froren und von heute auf morgen nicht wußten, wohin das müde Haupt zu legen sei. Allein für's Theaterleben wird Alles gethan, geopfert, ertragen, denn ohne Theater überhaupt kein Leben!

Selbstverständlich kann bei solchen Betrachtungen, sobald sie Bezug auf die Darsteller der ersten Fächer haben, nur von Wandertruppen die Rede sein, wo eben die Thespiskarrenleiter nur

Digitized by Google

„Personen“ als ihre dramatischen Gänle engagieren, ob die Person als Künstler etwas leistet oder nicht, ist gleichgiltig, sobald das Rollenfach nur besetzt ist.

Ein junger Mann wird als jugendlicher Liebhaber und Naturbursche engagiert, der gesetztere als Held, ein älterer Herr als Vater, einer mit dickem Bauche oder auffallend rother Nase — abnorm muß er aussehen — als Komiker, ein wo möglich windschiefer oder schielender, am liebsten rothhaariger Geselle als Intrignant u. s. w., so ein Schmiererpersonal ist bald beisammen. Bei den größern und großen Bühnen sind es wieder zumeist die Choristen und Anmelderollenspieler, welche, um ihrer Besessenheit vom Theaterteufel fröhnen zu können, ihre besseren und edleren Naturanlagen nicht verwerten, sondern ihr Pfund vergraben, um den zweifelhaften Genuß zu empfinden, des Herrn Grafen Pferd gesattelt — des Herrn Barons Chokolade serviert — die Frau Geheimräthin ausgegangen sein zu lassen und andere wichtige Ereignisse als geschehen zu verkünden oder in der Oper händeringend mit dem ganzen Chorpersonal in allen Tonarten vierzehnmal hintereinander zu singen: „Der Fürst ist in's Wasser gestürzt, rettet ihn — rettet ihn!

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, eine Sorte jener Menschen zu charakterisieren, welche entweder selbst agierend an der Bühne thätig oder auch nur eng mit dem Theater verbunden sind und in ihrem traditionellen Bestehen sich zu einer allbekannten Type erhoben haben, wie z. B. die Theatermutter, das naseweise Theaterkind, der mehr bei den gesunden, als kranken weiblichen Mitgliedern zu findende Theaterarzt, der stets gerechte unparteiische Theaterrecensent u. s. w. Diese vorausgegangenen Bemerkungen sollten nur den Uebergang zu dem Attachement an Kunst und Künstler bilden, das ein Wesen der Schöpfung in diesen Kreisen an den Tag legt, welches zu keiner der vorher aufgezählten Kategorien zählt, um zwei Beine mehr besitzt und an Charakterfestigkeit seine Umgebung um Pferdekopflänge überragt, indem das bekannte Couplet, daß bei Allem ein klein bißchen Falschheit sein muß, auf dies Wesen keine Anwendung fände, kurz von dem Sinnbild der Treue, in diesem Falle dem — Theaterhund.

Es ist hier nicht der künstlerisch ausgebildete Hund gemeint, der vor der Menge zeigt, was er gelernt hat, nicht einer jener Titelrollen spielenden Vierfüßler, der ausgewählt ist, seinen erschlagenen Herrn „Aubry de Mont Didier“ zu rächen, sondern der simple Hund eines Bühnenmitgliedes, dessen Specialitäten als sein Lobgesang nun hergezählt werden sollen. In der That der Theaterhund ist eine Specialität!

Eine Folge derselben ist sein gänzlicher Mangel an Talent, mit Anstand vor dem Lampenlicht erscheinen zu können.

Wird in einem Stück ein Hund als „Requisit“ gebraucht, so wird in den seltensten Fällen das vierfüßige Eigenthum eines Schauspielers dazu verwendet werden können, denn die Theaterhunde sind alle talentlos „für Leistungen auf der Bühne“ — oft ebenso talentlos wie ihre Herren — und selbst das speckig blinzelnde, verführerisch duftende Spielhonorar, in Form einer Knackwurst, vermag den Theaterhund nicht von der Coulisse herauszulocken und vor das Publikum zu bringen, seine Scheu vor dem kunstgeweihten Boden, den nicht zu betreten ihn so mancher Hieb seit Jahren lehrte, ist tief eingewurzelt, sein Lampenfieber bis in die äußerste Schwanzspitze reichend. Muß also ein zu der großen Familie der „Canidae“ Gehöriger als Unterstützung dichterischer Intensionen auf den weltbedeutenden Brettern erscheinen, so muß ein Gastspiel veranlaßt werden und durch den Requisiteur

Digitized by Google

wird irgend ein Hund des Abends in's Theater gebracht. Dort geht es ihm ganz gut, denn es gibt häufig Abfälle von den in der Garderobe verzehrten Abendbroten und diese erleichtern dem zottigen Gaste das Ungewohnte seiner Situation, bis er sich seiner Rolle erledigt hat, der er klug und folgsam ohne Sträuben und Widerwillen sich fügt. Das Erscheinen des eingebornen Theaterhundes auf der Bühne wäre nur mittelst einer Drosselung möglich zu machen, welche bei einem Theil des Auditoriums Mitleid, bei dem anderen Theil Lachlust und dadurch Störung der Handlung verursacht, wenn der Gemaßregelte sein „ich will nicht auf die Bühne"! in komischer Weise documentiert, indem er sich, mit den Hinterbeinen und den in der nächsten Nachbarschaft befindlichen Körpertheilen fast am Boden rutschend, mit eingezogener Ruthe und hängenden Ohren von dem Betreffenden wie ein Kalb zur Schlachtbank vor die Rampe zerren läßt. Zeigt diese Widerhaarigkeit nicht von dem scharfen Sinn des Theaterhundes, dessen Selbstgefühl ihn „bühnenunfähig" declariert?

Und im Gegentheil, wie gerne bewegt er sich hinter den Coulissen, wie begleitet er seinen Herrn von der Garderobe auf die Bühne Schritt für Schritt, wie schmachtet er bei einer offen stehenden Thüre hinaus und folgt seinem Herrn mit den treuen Augen bei jeder seiner Bewegungen, allein die Grenze, wo die Sichtbarkeit beginnt, überschreitet er nie!

Weist es nicht auf eine den Instinct überragende Befähigung hin, daß der Theaterhund sich gegen jeden Angriff auf seinen Herrn außerhalb der Bühne wadengefährlich anflehnen würde, während, sobald auf der Scene ein Aehnliches zur Darstellung kommt, er ruhig und gelassen bleibt ohne Zeichen der Empörung und des Unwillens?

Aber wie — wird man fragen — kommt denn überhaupt ein Hund während der Vorstellung in das Theater? Ich will Dir hierauf, lieber Leser, die unnütze Frage, ob Du Privilegien kennst, nicht als Antwort zurückgeben, aber seinen Hund, den treuen Begleiter während so vieler Engagements in's Theater mitnehmen zu dürfen, ist ein Privilegium, das mancher Darsteller, der als Zugkraft sich dem Director besonders wertvoll zu machen gewußt hat, sich herausnimmt und das ihm stillschweigend gewährt wird. Es ist hier abermals von ambulanten, kleinen Theatern die Rede, denn schon vom besseren Provinztheater ab herrschen dergleichen Hundeprivilegien nicht, obwohl auch an diesen Instituten den Thieren nicht die Gelegenheit entzogen ist, ihre Tugenden glänzen zu lassen.

Selbst ein großer Freund von Hunden, hat mich ein tückischer Zufall immer wieder rasch um den Besitz meiner vierfüßigen Lieblinge gebracht und meine Erfahrungen machte ich an den Kötern meiner Collegen, welchen ich stets — den ersteren nämlich, den letzteren nur bisweilen — meine vollste Aufmerksamkeit zuwandte. Gleiche Charakterzüge und Klugheiten beobachtete ich im Allgemeinen an allen Theaterhunden, unter welch' „technischem Ausdruck" ich Hunde verstehe, welche schon eine geraume Zeit einem Schauspieler angehörten und die Vorkommnisse einiger Engagements genossen hatten.

Da war es vor Allem der getreue „Mylord" unseres Schauspiel-Regisseurs, der als leuchtendes Exempel allen Theaterhunden und solchen, die es werden wollen, hätte dienen können. Ob seines Herrn Zugkraft genügend war, um sich eventuell das vorher besprochene Privilegium beilegen zu können, sei hier nicht erörtert, allein er ließ auch Mylord nie in's Theater, nicht einmal in den Corridor, welcher nach der Bühne und den Garderoben führte, sondern er mußte vor der Thüre bleiben und warten, und that dies mit Geduld. So oft das kleine Pförtchen, welches in das große, schwere Flügel-

Digitized by Google

thor geschnitten war, sich öffnete, sprang Mylord auf mit dem Ausdruck gespanntester Erwartung, die aus der ganzen Stellung seines Leibes deutlich zu lesen war, um gleich wieder enttäuscht mit trüber Miene und still in sich gekehrtem Gewinsel auf's Pflaster zu sinken, sobald der Ersehnte nicht erschienen war. Währten die Proben allzulange und war die Mittagsstunde um ein Geraumes überschritten, so schien das Thier ab und zu Furcht zu bekommen, seinen Herrn übersehen zu haben, und von solchen Zweifeln gepeinigt, zog er es vor, die Mittagsrestauration aufzusuchen und wartete dort geduldig seines Ernährers und Gebieters. Nichts brachte sonst Mylord während der Proben von dem sogenannten „Theaterthürl" weg, keine verführerische, ihn umwedelnde schwarzhaarige Sirene mit klingelnden Steuermarken, kein in der Nähe rauschendes Rudel Scheerenschleifer, Mylord wartete, ein Ritter Toggenburg — bis der Riegel sprang — bis der Liebliche sich neigte, denn der Herr Regisseur war groß und das „Theaterthürl" war niedrig.

Ein Anderes war es während der Vorstellung; des Abends nahm sich Pudel Mylord das Recht heraus, während sein Herr regissierte und agierte, herumzustrolchen und seinen Vergnügungen nachzugehen, daher er schon beim Dunkelwerden denselben verließ, sich aber um die neunte Stunde etwa pflichtschuldigst beim „Theaterthürl" einfand, um zu erspähen, ob sein Herr beschäftigt sei oder nicht, wonach er sein Gehen oder Warten einrichtete und wenn er auch nicht die Fähigkeit besaß, zu diesem Behufe den Theaterzettel zu studieren, so hatte das kluge Thier dennoch Erfahrungen, die er im Laufe der Zeit gemacht, für seine Zwecke gedeutet und das Richtige getroffen. Davon überzeugten wir uns Alle zu wiederholten Malen. „Mylord" hatte es erlernt, zu wissen, daß sein Herr in der Oper nicht beschäftigt sei, folglich auch nicht im Theater! Und wie bewies er uns dies? Ganz einfach dadurch, daß er, wenn er nach seinen Abend-Spaziergängen zum „Theaterthürl" kam und Gesang und Orchester hörte, Kehrt machte und spornstreichs in's Gasthaus lief, wo er auch in den meisten Fällen den Gesuchten traf, der, nachdem die Proben für den kommenden Tag an der schwarzen Tafel fixiert waren, sich dorthin zum Abendbrot begab.

Mylord hatte vergebens so manches Finale anhören müssen, jetzt ersparte er sich dies; wenn's da drinnen so rumort, mochte er sich denken, ist mein Herr nicht dabei!

Wohl an keiner Bühne während der Zeit meiner Wanderjahre fehlte ein Exemplar eines solch überaus klugen Theaterhundes, sei es ein Privilegienhund gewesen oder ein vor dem „Thürl" Wartender. Zur Auszeichnung fand jedenfalls der Erstere immer mehr Gelegenheit und nur ein einzigmal war ich Zeuge von einem arge Störung verursachenden Disciplinarvergehen eines solchen.

Es war während der Aufführung eines von unbekannter Feder geschriebenen Rührstückes. Die Bühne war ringsum von einer Gartenmauer eingeschlossen und zeigte im Hintergrunde des Schulzen Haus. Der Liebhaber des Stückes, im Duell schwer verwundet, schleppt sich mühsam vor dasselbe, denn dort athmet sie, die er liebt, für die er sich geschlagen, die ihm aber keine Gegenliebe schenkt.

„Noch einmal, eh' ich sterbe," stöhnt er, „zeig' Dich meinem brechenden Auge, sei gnädig mit mir, laß mich zum Trost Dein Antlitz schauen — Arabella, Arabella!"

Er ruft's mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte und homerisches Gelächter aus dem Publikum beantwortet seine Bitte. Aus dem ersten Stockwerk des Schulzenhauses guckt, auf die Vorderpfoten gestützt, der gelbe Pintscher des Sterbenden! Der ersten folgte rasch

Digitized by Google

eine zweite Lachsalve, in welche sich das Wehgeheul des Hundes mengte, den man hinter den Coulissen beim Schwanze von dem Fenster herunterzog, an dem statt „Arabella“ nur „Bella“ erschienen war, welche sich eindringlich gerufen glaubte und so, um die Fensterhöhe zu erreichen, auf den für die betreffende Darstellerin bestimmten Stuhl und Tisch hüpfend, den letzten Willen des zu Tode Getroffenen erfüllte! Bella hatte nunmehr ihr Privilegium eingebüßt und durfte gleich andern „Unbeschäftigten“ den Bühnenraum nicht mehr betreten.

Es ist wahrlich nicht übertrieben, wenn man von einem Theaterhunde sagt: „Er riecht die Schminke“, denn es ist eine auffallende Thatsache, daß Hunde von Schauspielern, welche in ein neues Engagement treten, sich allen der Bühne Angehörigen freundlich und zuthunlich zeigen, während sie Andern, die nicht „vom Bau“ sind, durchaus nicht liebenswürdig begegnen. Sei es ein Zufall oder Instinct, allein bemerkenswert war es und gewaltig viel Spaß machte es mir, daß sich die Hunde zweier Collegen, des Intriganten und des Charakterspielers, die sich spinnefeind waren, ebenso haßten wie ihre Herren, sich bei jeder Gelegenheit anknurrten und sich wohl häufig vor dem „Thürl“ während der Wartestunden in den Haaren lagen, indes ihre Eigenthümer sich drinnen im Theater „keppelten“ und sich mit „collegialen Liebenswürdigkeiten“ tractierten.

Wie schnell gewinnt ein Theaterhund Einblick in die Herzensneigungen seines Herrn! Wie bald folgt er seinem Beispiel und legt sich zu Füßen derjenigen Dame des Personals, die er kurze Zeit darauf schon als legitime Herrin „für die Saison“ zu betrachten hat!

So wird der Theaterhund durch seine Klugheit häufig auch zum Verräther, und entsinne ich mich sehr gut einer heftigen ehelichen Scene zwischen unserer Salondame und ihrem Gatten, dem „gesetzten Helden“, dessen „Hektorl“ seinen Herrn wiederholt in der Wohnung der „jugendlichen Liebhaberin“ gesucht haben soll — wie eine „wohlwollende“ Collegin versicherte — woraus Gattin „Salondame“ den logischen Schluß zog, daß Gatte „Held“ auch ab und zu in jener Wohnung zu finden sein müsse, und da die Theaterhunde trotz aller Klugheit es zum Reden doch noch nicht gebracht haben, so schlug auf den armen „Hektorl“ als Blitzableiter von zwei Seiten das Wetter ein. Er gerbte ihm das Fell, weil er ihm Verdruß bereitete, und sie schlug auf ihn los, weil das „dumme Vieh“ sie und ihren Mann compromittirte, Prügel mußte es geben.

Daß die Theaterhunde durch ihre Klugheit mehr Selbständigkeit zeigen, als ihre philiströsen Mithunde, liegt in der Natur der Sache, sie sind — man verzeihe mir den Vergleich — verzogen und verzärtelt wie die Theaterkinder, nicht an Ordnung gewöhnt, naseweis wie diese, mit allen Unarten behaftet, die das Wanderbühnenleben mit sich bringt, und nur im Falle besonderen Heißhungers, fern von mildthätigen Collegen, auf Brot dressiert.

Zumal der Theaterhund der Damen — wie die Damenhunde im Allgemeinen — leistet an Verzogenheit ein Erkleckliches. Er findet sich gewöhnlich im Besitz der kinderlosen „Mütterspielerin“, der „Anstandsdame“, zumeist aber als Tröster der „komischen Alten“ über ihre verlorene Jugend, und zeichnet sich durch große Flöhe und noch größere Faulheit aus, denn er liegt während der längsten Zeit des Tages am Canapee auf dem alten, rotwollenen Unterrock seiner Herrin, Nachts in deren Bette, ist ebenso bissig wie sie und leidet gleich ihr an Krämpfen. Ganz im Gegensatz zu dem bisen Herrenhund kommt er selten auf die Straße, namentlich selten und nie allein, sobald's ein Weibchen ist, zählt gewöhnlich in die Race der Bologneser,

Digitized by Google

Seidenpintscher, englischen Hündchen oder sonst einer Sorte, welche nicht größer ist, als es der liebende Schoß gestattet, der ihn wärmend trägt, während die Stricknadeln ihren klappernden Tanz aufführen, und wechselt mit der Jahreszeit die Farbe der Seidenbänder an Hals und Schöpfchen.

Eine ganz originelle Sorte von Theaterhunden sind die sogenannten Gesellschaftshunde, welche sich den Titel „Zigeuner" erworben haben; sie gehören Niemand und Jedem der Gesellschaft, fressen und schlafen heute da und morgen dort, aber merkwürdigerweise nur bei Mitgliedern des Theaters, inclusive Theatermeister und Zettelträger. Sie stammen meist aus dem Nachlaß eines Künstlers, der „Familienverhältnisse" halber plötzlich sens adieu abreisen mußte und nicht mehr Zeit fand, seinen Hund einzupacken, oder sind aus Liebe zur Kunst mit einem Zimmerherrn, an den sie sich attachiert haben, nach dem nächsten Theaterorte gezogen und unterhalten sich prächtig in diesen flotten Kreisen, in denen es so lustig hergeht. Wahrlich, es kam mir oft in den Sinn, ob in einem solchen Kalfakter nicht ein verwunschener Komödiant mit all' seinem Hang zur Leichtlebigkeit steckt, dessen fideler Geist vielleicht in den Hundebalg gezwängt ist aus Strafe für die „Hundekomödie", die er seinem Publikum vorgespielt!

Was die Komödianten doch für gute Kerl's sind!

Wir lebten an unserer Schmiere alle mit einander schon längere Zeit auf „Puff", da unser Oberhaupt am letzten Gage-Tage nur ein Drittel des Accords bezahlen konnte und Jeder hatte kaum genug um Cigarren, Tabak und Aehnliches zu bestreiten, das nur gegen contant zu erreichen war, als uns die Nachricht zukam, unser „Zigeuner" sei, da er eine längst verfallene Steuermarke am Halse trug, dem Abdecker in die Hände gefallen und sollte heute noch enden, wenn er nicht behördlich requiriert würde. Hiezu war die Lösung einer neuen Steuermarke nöthig, sie kostete 16 Mark! Eine Million für Jeden von uns, wer besaß sie? Der Hund gehörte ja Niemanden, so konnte auch Niemand angehalten werden, seine Lebensrettung zu übernehmen. Da kam unser Souffleur, ein ganz witziger, leider veralkoholisierter Patron auf den klugen Einfall, mittelst Collecte die Summe aufzubringen. In rührenden Worten schilderte er auf einem Bogen die bedrängte Lage des Gefangenen, apostrophierte die Möglichkeit, daß ja Jeder von uns in eine solche Lage kommen könne — nämlich Collecte machen zu müssen — wies darauf hin, daß sich die mildthätige Hand der Gesellschaft schon für so manchen weniger bedürftigen Collectenbrnder aufgethan u. s. w. Der Director begann und zeichnete zwei Mark, jedes der Mitglieder, das die Summe bar erlegen konnte, 50 Pfennige, so hatten wir wenigstens, dreizehn zahlungsfähige Mitglieder ergaben sich, 8 Mark 50 Pf. beisammen; die Hälfte des Hundes war gerettet. Allein die Zeit drängte, um 1 Uhr sollte die Gemeindekanzlei geschlossen werden und dann war der arme Zigeuner geliefert! Wieder war es der Souffleur, der sich einen guten Gedanken soufflierte. Er stürzte mit dem Collectenbogen zur Thüre hinaus! Keine Viertelstunde vergieng, da kam er wieder, in der Hand eine Zwanzigmarknote, die er mit stolzer, triumphierender Miene, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Tisch legte. Wir besaßen nun 28 Mark 50 Pf. Ein benachbarter Fabriksbesitzer, gerührt von unseren guten Herzen, spendete die 20 Mark mit dem Wunsche, daß der Rest in Bier verwandelt werden möge. Sein Wunsch war uns Befehl. Noch am selben Abend wurde bei Schinken, Käs und Bier — der Rest von 12 Mark 50 Pf. erlaubte uns diesen Luxus — die Lebensrettung Ziegeuners gefeiert, welcher auf einem Stuhl den Ehrenplatz am Tische eingenommen hatte

Digitized by Google

und, nachdem ihm unter feierlicher Ansprache des Souffleurs, durch Umhängung der neuen Marke die Würde eines Steuerträgers verliehen und zugleich mit ihr die einjährige Lebenssicherung ertheilt wurde, erholte er sich von den ausgestandenen Schrecken der Haft und verschlang gierig die von allen Seiten ihm zufliegenden Schinkenabfälle und Käserinden. Auch in ein donnerndes Hoch auf den braven Fabriksherrn stimmte er dankbar ein, sein lautes „Wau-Wau" bewies es uns!

Der Doctor von Guckelheim.

Frei nach **Jósefe Roumanille.** Autorisierte deutsche Lesart von **Julius von Hag.**

Der Doctor von Guckelheim war ein Arzt, der „verflucht viel los" hatte, denn er hatte studiert, wie Keiner. Dennoch schenkte ihm in Guckelheim, wo er sich seit zwei Jahren niedergelassen, kein Mensch Vertrauen. Wie war das auch anders möglich! Man konnte ihm begegnen wann man wollte — immer hatte er ein Buch in der Hand! Da sagten sich die Guckelheimer: „Unser Doctor versteht nichts. Ewig liest er. Weshalb? Weil er noch lernen muß! Weshalb muß er noch lernen? Weil er nichts versteht! Weshalb versteht er nichts? Weil er nichts gelernt hat!"

Gewiß ein scharfsinniger Schluß und dabei bliebs: die Guckelheimer hatten kein Vertrauen zu ihrem Doctor.

Ein Arzt ohne Patienten ist eine Lampe ohne Oel. Jeder aber will leben, und unser armer Doctor, der sich so gern sein Brot verdient hätte, brachte es nicht dahin, sich das Salz zu verdienen.

Das konnte so nicht weiter gehen. Um seiner Noth ein Ende zu machen, ließ er eines Tages in ganz Guckelheim ausstreuen, seine Gelehrsamkeit sei so grandios, daß er sich stark mache . . . einen Kranken zu heilen? — das auch! aber das sei für ihn nur ein Kinderspiel — nein, einen Todten zuerwecken. Einen Todten? . . . Nun freilich! Einen wirklichen, begrabenen Todten! Und nicht etwa Nachts zwischen zwölf und eins, nein, jederzeit, am hellen Tag, auf offenem Kirchhofe, vor versammeltem Volk.

Die Zahl Derer, welche an die Botschaft glaubten, war keine große. Die Ungläubigen aber sagten sich: „Was schadet es uns, wenn wir ihn auf die Probe stellen? Es ist immerhin möglich, daß es ihm gelingt; er hat so viel gelesen . . . und was wird heutzutage nicht Alles herausgetüftelt! — Bringt er das Wunder fertig, so rufen wir bravo! mißglückt es ihm so lachen wir ihn aus!

Kurz und gut, es wurde abgemacht, daß der Herr Doctor an dem folgenden Sonntag Schlag zwölf Uhr Mittags auf offenem Kirchhof einen Begrabenen vom Tod auferwecken solle — auch zwei, wenn's verlangt würde! Ja, es gab Weiber, welche sagten: „Neun oder zehn"!

Wie man sich leicht denken kann, war an diesem Sonntag, lange vor der festgesetzten Stunde, der Kirchhof von Guckelheim so voll wie nie — voller noch als die Kirche am heiligen Osterfest. Der erste Schlag der Mittagsglocke war kaum geklungen, als der Herr Doctor, seinem Versprechen gemäß, erschien, von Kopf bis zu Fuß in schwarzer Gala. Es kostet ihm Mühe, sich durch die Menschenmenge einen Weg zu bahnen. Mit Hilfe sei-

Digitized by Google

ner Ellenbogen gelang es ihm, allmählig bis zu einem Kreuz mit breitem Sockel vorzudringen, auf den er sich hinaufschwang.

Dort angekommen, zog er seinen Hut, putzte sich die Nase und begann:

„Ich habe Euch versprochen, meine Freunde, einen Todten zu erwecken. Ich werde Wort halten. Zum Zeichen dessen erhebe ich die Hand .... Pst! Bitte um etwas Ruhe! .... Es ist mir ganz einerlei, wen ich in's Leben zurückrufen soll: den Jakob oder den Johann, die Nanne oder die Lisbeth, den Kurt oder den Simon; das Eine fällt mir nicht schwerer, wie das Andere. Sprecht Euch also aus! — — Soll ich den Simon — wie hieß er doch eigentlich? . . . Ah, Simon Hüttemann, der vor etwa einem Jahr an der Brustfellentzündung starb (es war ein schwerer Fall!); sollen wir den Simon erwecken?"

„Bitt' um Entschuldigung, Herr Doctor!" — sagte Katharine, die Wilwe des Todten — es war gewiß ein braver Mann, mein armer Simon, er machte mich recht glücklich und ich werde nun ihn weinen, so lang mir Gott die Augen im Kopfe läßt; aber — ich bitte Sie! — wecken Sie ihn nicht auf, denn, sehen Sie, wenn dieser Monat um, ist meine Trauer aus und dann wollen meine Eltern mich mit dem langen Niklas verheiraten. Heut' über acht Tage sollen wir zum ersten und letzten Mal aufgeboten werden; die Geschenke hab' ich schon. . . ."

„Wie gut, daß Ihr mir das gleich sagt, Katharine! Nun, dann nehmen wir Jemand anders, z. B. — Nanne Möhrchen, die zu Lichtmeß begraben wurde."

„Da sei Gott vor, Herr Doctor!" — rief Jakob Honig — „ich bin nämlich ihr Mann. Zehn Jahre lang hab' ich mit ihr gehaust — zehn Jahre Fegfeuer war's, so wahr ich noch lebe! Ganz Guckelheim weiß es. Um ihrer und meiner Ruhe willen bitt' ich Sie, Herr Doctor, lassen Sie die Nanne, wo sie ist! . . . Eine wahre Beißzange, sag' ich Ihnen; eigensinnig wie ein Esel und träg; träg und schlampig! Dabei hatte sie schlimme Hände und eine Zunge, ach, eine Zunge, mit der sie die heilige Jungfrau sammt dem heiligen Joseph in die Flucht geschlagen hätte; und dann — — nun, man kann nicht Alles sagen! . . ."

„Aber, meine Freunde, wo soll das hinführen?!" . . .

„Um Vergebung, Herr Doctor, wenn ich Ihnen in die Red' falle. Da mir meine Frau — Gott hab' sie selig! — drei kleine Buben hinterlassen, die freilich ihrem Vater gar nicht glichen, die ich aber einmal auf dem Halse hatte, so habe ich mich wieder verheiratet. Es ist also ganz unnütz — — „Es geht gut!" sagt der Doctor bei sich.

„Ich verstehe, ich verstehe: Zwei Frauen im Haus, das wäre entsetzlich! Man hat schon genug an einer. Lassen wir also einen Andern aufstehen — denn schließlich, liebe Leute, werde ich doch Einen auferstehen lassen müssen; — Aber wen? . . . Wie wär's mit dem wackeren Meister Peter?"

„Meister Peter vom Altenhof, Herr Doctor?" fragte jetzt Philipp Schönkamm.

„Ganz recht, den mein' ich!"

„Mein armer Vater! Gott schenk' ihm die ewige Ruhe! — Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Herr Doctor, und wecken Sie ihn nicht auf, damit er die Zwietracht nicht sieht, die jetzt in der Familie herrscht! Das Herz würde ihm bluten, denn unsere Eintracht war sein sehnlichster Wunsch. Er hatte uns Alle so lieb . . . Gott, wenn er hörte, wie wir uns geschimpft und geschlagen und mit einander proceßt haben wegen der paar Lappen Land, die er uns hinterließ!! — Wir sind unserer sechs: vier Buben und zwei Mädchen und haben alle das Haus voll Kinder; Jeder zieht an seinem eigenen Strang und leitet das Wasser auf seine Mühle — ach, und

Digitized by Google

wahrhaftig, Keines von uns ist mehr recht froh!"

„Also, Ihr wollt nicht — —"

„Sie entschuldigen, Herr Doctor! Wenn Sie ihn auferweckten, dann müßten wir zusammenlegen, um den armen Alten zu ernähren; das wäre doch in der Ordnung. Aber die Zeiten sind so schlecht, Herr Doctor! Sie wissen, die Weinberge haben all' die Krankheit, das Getreide wirft nichts ab und die Kartoffeln muß man selber essen."

„Schon gut! Lassen wir den Meister Peter schlafen! — Da ich aber nicht hierhergekommen bin, um an den Nägeln zu kauen, und Ihr doch etwas sehen wollt, so — — nun, sprecht selbst! Wen soll ich auferwecken?"

„Gretchen!" rief jetzt eine wackere Frau. — „Wecken Sie mir mein Gretchen auf" — und sie schluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

„Thun Sie es nicht, Herr Doctor!" — wandte blitzschnell ein junges Mädchen ein. — „Nur ja nicht! Wenn Sie wüßten, wie wohl dem lieben Mädchen ist! Sie hat mir auf dem Sterbebett Alles gesagt. . . . Als sie todt war, hab' ich ihr ihr schönes weißes Kleid angezogen und ihr einen Blumenkranz aufgesetzt, daß sie ausgesehen hat, wie eine Braut. Ich bitt' Euch, laßt sie! denn heut' früh ist ihr Liebster mit einer Anderen davongelaufen."

„Armes Gretchen! — — Doch Eure Geschichten fangen an, mir langweilig zu werden. Ich mache deshalb jetzt der Sache ein Ende und wecke den Vetter Storchbein auf, der vorigen Monat starb, als er vor Langweile beim Essen gegähnt und dabei ein Stück Hecht verschluckt hatte."

„Das lassen Sie hübsch bleiben! Ich leid's nicht!" schrie jetzt der kleine Ludwig Mohn und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum. „Vetter Storchbein hatte mir seinen Weinberg und sein Ackergut gegen lebenslängliche Pension verkauft. Zehn Jahre lang hab' ich für ihn meine schönen blanken Thaler hingegeben, die Grundstücke aber trugen mir keinen Pfennig ein. Wenn er wieder lebendig würde, müßte ich abermals für ihn in die Tasche greifen. Das wäre nicht Recht, Herr Doctor!"

„Was Ihr nicht Alles zusammenschwatzt! Nun, es sei! . . . Da fällt mir Jemand ein, der weder Frau noch Kind, weder Bruder, noch Schwester, Euch aber eine schöne Erinnerung, ein leuchtendes Beispiel und die paar Groschen, die er hatte, dem Krankenhaus hinterließ. Ich meine Euren guten Pfarrer, dem Euer Wohl und Wehe so sehr am Herzen lag, der aus Liebe zu Euch einst Nachts im Traume das Jenseits durchpilgerte, um dort in allen Ecken und Winkeln seine Guckelheimer zu suchen, bis er — vom Himmel nach dem Fegfeuer verwiesen — sie endlich Alle miteinander in der Hölle fand! Was meint Ihr dazu, wenn ich den wieder in's Leben riefe? . . ."

„Gott bewahre! Nein! Laßt ihn!" — riefen schnell hintereinander mehrere Betschwestern; Jungfer Rothkopf aber, die Mutter der Congregation, fügte hinzu: „Was sollen wir mit ihm anfangen? Er war steinalt, der arme Mann, und taub wie ein Kochtopf, so taub, sage ich Ihnen, daß er Einem im Beichtstuhl oft sagte: Schlimm, sehr schlimm!, wenn man eigentlich noch gar nichts gebeichtet hatte. — Lassen Sie ihn in der Glorie Gottes, Herr Doctor, denn . . . . ! Nun, wir haben ja jetzt einen jungen Pfarrer und der auch was vorstellt. Ein netter Mann! singt wie eine Drossel und predigt wie ein Seraph".

„Da hört freilich aller Widerspruch auf!" — sagte der Doctor, räusperte sich und begann auf's Neue: „So muß ich es denn auf eine andere Weise versuchen. Ah, dort ganz nahe seh' ich ein kleines Kreuz. Es scheint fast, als ob das hohe Gras und die wilden Blumen, die es so üppig umwuchern, seine düstere Farbe verbergen wollten.

Digitized by Google

Dort liegt ein kleines Kind, das — wie die Inschrift sagt — zehn Monat alt, dahinstarb. Gewiß, es wäre sündhaft von mir, wenn ich es wieder erweckte. Welch' glückliches Los ist ihm geworden! Es ist ein Engel, ist einer Welt entrückt, in der man .... zu hören bekommt, was Ihr mir eben saget ..."

„Herr Doctor!" rief weinend eine alte Frau, „das Kind war unser! Ich bin seine Großmutter! Meine Tochter hatte es noch nicht entwöhnt — das böse Zahnen, ach, hat es um's Leben gebracht. Wenn Sie gesehen hätten, wie hübsch er war, unser kleiner Liebling! Gott hat ihn uns genommen; wir müssen uns in den Willen des Herrn ergeben. Wir haben jetzt ein anderes, das an der Mutterbrust gut gedeiht. Was Gott thut, das ist wohlgethan; was er mit der einen Hand nimmt, gibt er mit der anderen wieder. Zwei Kinder kann meine Tochter nicht stillen und wir sind zu arm, um eine Amme zu bezahlen ..."

Da sagte der Doctor: „Genug für heute, mehr als genug! Ihr wollt mich heut' das Wunder nicht vollbringen lassen — gut! so thue ich es ein ander Mal; aber nicht durch Auferweckung von Todten — denn Ihr müßt zugeben, daß Ihr mir das unmöglich macht! — sondern durch Heilung von Todtkranken! Adieu!"

* * *

Seit diesem denkwürdigen Sonntag wirkte der arme Doctor Wunder in Guckelheim. Er ließ die Todten in den Gräbern und die Lebendigen am Leben, ja, er rettete manchen schwer Darniederliegenden vom Tode.

Die Guckelheimer hatten von jenem Tag an Vertrauen zu ihm gefaßt — „daß er auf dem Kirchhof nicht Wort gehalten, war eigentlich nicht seine Schuld. Das hatte andere Gründe! ..."

Digitized by Google

Kleine Laube.

Vor da Hauftoana Kirchn.

A Stückl in da steirischn Gmoansprach.

Scha long hon ih gruacht: wa na s Weder amol schen,
Af Hauftagn mecht ih gern amol iberi gehn.
Meini Fiaß sein zwor schwar und da Weg, der is long,
Oba fir s Hauftoana Kircherl, do wog ih an Gong.
Meini Kina nim ih mit und mei Weib trogt an Zegga,
Zan Essn wos drein, und an iads hot an Stegga,
Da Kleansti in greßtn; und d Nanerl, da Hons,
De flechtn untawegn aus n Lerchzweig an Kronz.
An Kronz sirn Aldor, und in Kircherl trogn s n zua,
Wo da Vader is kniat ols kloanwinziga Bua;
Is kniat und hot bet't, daß er in Himel sind,
Und richti hot ern gfundn da Weib und Kind.
So gehn s wir a Kreizschor bergauf und tholoh,
Bis da Turnspitz ibern Wold glonzt — „Hiaz sein ma do!"
Griaß dih Gott, mei liabs Kircherl, hiaz betracht da des Stuck:
Aloan bin ih fuat und a Schöckl bring ih zruck.
— „Gehts, bleibts a wenk hint, Leitl, setzts enk in Schodn,"
Sog ih za mein Schöckl, ih kon s scha nit grodn,
Laf voraus afn Foachnrigl und setz mih hi
Af an Stoan, wo ih oft sa gern gsessn bin.
Um mih afn Felsgrund weißstamladi Birchn,
Vor mir da Freidhof, und mitn afn Freidhof die Kirchn.
Af da Maur wochst da Hula, wawelcht und vabliat.
Er noagt seini Köpfla, is mod und miad.
Von Himel brint d Sun, es is Olls meiserstill,
Ka Drescherl herst singen und wischbeln ka Grill.
Ka Keferl siachst lafn, ka Humel herst leitn,
So sitz i do in da Rua — und denk auf die oltn Zeitn.
Selm, wo die Kreizln stehn, untan hoasn Sond,
In Gottes liabn Friedn liegn s hin nochanond,
Die guatn Kameradn va vagonganen Johrn,
Vul Lust und Liab sein s durchs Erdnlebn gfohrn;
Und hiaz hobn s scha Feirobnd; loana juchazt und locht,
Koana geht meh zan Fensterl in da Somstanocht.
Scha die Grobkreiz wern morb und sinkn ein;
Sa gschwind gehts mitn Sein und Neamasein. —
In Gottsnom, sie suln schlofn; vabei is vabei.
Und ih hoaß ast gschwind meini Leitla herbei:
„Kemts, Kina, hiaz gehn mar in die Kirchn a wenk,
Und bets an Vodrunser, ih bet mit Enk."
Do kon ih wieda beten, wo in Glick und Noth
Meini Voreltern bet't hobn zan unsern liabn Gott,
Wo ih s gsechn hon, wia s Kristkindl in Krippel leid,
Wia da Heilond aus n Grob steigt zur Ostazeit,

Digitized by Google

Und heili Fronleichnam. Und dan Nebnoldor
Die liab Mnadagottes in Rosenflor,
Und d Sun scheint drauf nieda, die Kindheit-Sun,
O, wan heint noh d Sun sa hellgulda brun! —
„Und hiaz, Leidl, mochts! Nim Dei Hüadl oh, Bua!
Nehmts an Weichbrun dan Kessel! — Oho, as is zua.
Geh, Paulerl, laf geschwind und gschlaun Dih a bissel,
In Pforhof laf owi, loß bitn um an Schlissel.
Und gstell Dih schen urntli, klopf on und buß d Hond,
An Gruas, sog, von Vodan, mir sein jo bekont." —
Noch a Weil zart s daher. „Nau und wos hot er gsogt?"
Moant s Dirndl: „Er spirad nit auf, hot er gsogt."
„Er spirad nit auf? Nau und host mih nit gnent?"
An olta Haustoana!" — Er het mih nit kent,
Und er spirad nit auf und da Pfora tat moan,
An Unkrist het doh in da Kirchn nix z toan. —
Aha, denk ih gschwind, va doher geht da Wind!
Probir ihs holt selba, doß ih die Pforhofthir find.
Ih klöpfl stad on. Wird a Gugerl aufton,
Und a muadsaubers Gsichtl schaut mih springgifti on.
Wird in Pfora sei Schwesta sein oda sei Moam.
„Valaub z fragn, is da Haustoana Pfora nit dahoam?"
„Dahoam oda nit. Wos welts dan von Herrn?"
„Wan da Schlissel do war, in die Kirchn mechtn ma gern."
„Er hot koan, da Pfora, da Mesna muas n hobn!"
Oba da Mesner — ih woaß s — der wohnt weit entern Grobn.
„Und won gach wos is, ba da Nocht," wend ih ein,
„Wird doh ah in Pforhof a Kirchnschlissl sein."
„As is koana!" sogt drauf die Köchin, und noh
Hot s Gugerl zuagschlogn — und hiaz steh ih do.
„Mih wunerts," sog ih stad, und schau s Gugerl noh on,
„Daß dan Luckerl, den koan, die groß Lug auffakon."
Drauf schleich ih mih wek und geh za mein Leitn:
„Mir hobn an umfist gmocht, in Weg, in weitn.
Oba, wan sih da Petrus, mei Namenspatron,
Kaprizirn wult af dos, ih setz in Foll, won,
In Pfora wurds schlecht gehn ba da Himelsthir,
To hot an Onerer in Schlissel! Kunt nix dafir,
Wan der n ah tat valaugna. — Und hiaz, Weibl, geh,
Moch auf Dein Zegga, wos z essn gib he." —
Und wia mar uns zsomgericht zan Fuatgehn scha hobn,
Da hebts on zan klingen afn Kirchturn obn,
Sa süaß wir a Gruas aus da Kindheit klingts —
Va der Uhrglockn kimts und ins Herz eini springts.
Und a so hot ma die Kirchn aus miadollan Mund
Die Botschaft zuagruafn: As kimt no d Stund,
Wo d Welt wir an Uhr noch da Grechtigkeit geht
Und zwischn Dir und Dein Gott ka Fremda steht! —

Erklärung. Haustoan: ein kleiner Ort im Gebirge, unweit Krieglach; gruacht: gewünscht; Zegga: große Handtasche; Stegga: Stecken; Schöckl: Mehrere beisammen, ein Häuflein Menschen; Schodn: Schatten; Foachnrigl: ein von Föhren bestandener Hügel; Hula: Holler, Hollunder; leid: liegt; hellgulda brun: hellgolden brennen möchte; gschlaun Dih: beeile Dich; Gugerl: Guckloch; Luckerl: Löchelchen; miadollan: metallenen.

Digitized by Google

Ein Napoleon in Maria Grün bei Graz.

Die Grazer machen im Sommer gerne Ausflüge „zum Stoffbauer“ und nach „Maria-Grün“. Letzteres liegt unterhalb des Gasthauses „zum Stoffbauer“ in einer reizenden Waldschlucht und besteht aus einem alten Kirchlein, einem Schulhause, einem Gasthause und zerstreuten Bauernhäusern. Im Gasthausgarten steht eine Säule mit Gedichten. Eines davon erinnert an den Aufenthalt Louis Napoleons, des Exkönigs von Holland.

„Adieu de Louis Napoleon, Comte de St. Leu, ancien Roi de Holland à Graz le 1 Janvier 1814.“

Die erste Strofe lautet:

„Adieu florissante contrée
où mon sein comprime ses maux,
mais où mon âme fatiguée
souvent a revé le repos.“

An derselben Säule lesen wir ein Gedicht von Anastasius Grün, enthaltend eine Legende von der Entstehung des Kirchleins; ferner ein Gedicht von Castelli, Saphir u. a.

Einige geschichtliche Bemerkungen über den verbannten Napoleoniden sind vielen Lesern vielleicht willkommen.

Der Soldatenkaiser erhob bekanntlich seine Brüder zu Königen, um über die betreffenden Länder um so sicherer herrschen zu können. Josef war König von Neapel und Spanien und war seinem ehrgeizigen Bruder sehr ergeben.

Der zweitälteste Bruder war Louis (Ludwig) Bonaparte, den der Revolutions-General zu sich heranzog, obgleich er keine soldatischen Passionen hatte. Louis wurde genöthigt, sich mit Hortense Beauharnais zu verehelichen (1802), allein er fügte sich ungern in die Befehle seines Gebieters. Mit demselben Widerwillen nahm Louis die Krone von Holland an, weil er wußte, daß er doch nur König-Präfect sei, um die Einverleibung des Landes in Frankreich vorzubereiten. Von seinem Bruder erfuhr der König von Holland eine Zurücksetzung nach der andern. Und als der allgewaltige Kaiser sich von der Mutter der holländischen Königin hatte scheiden lassen, um eine österreichische Prinzessin zu heiraten, mußte die Tochter der Geschiedenen, nämlich die Hortense, der Hochzeit beiwohnen.

Als darauf Louis und Hortense in Amsterdam getrennt ankamen, ließ der König im Schlosse alle Verbindungen zwischen seinen und Hortensens Gemächern zumauern, um so die körperliche Scheidung zum Ausdruck zu bringen, denn die Ehe war ja eine erzwungene. Schließlich entfernte sich Hortense heimlich aus dem Schlosse Loo und ließ den Prinzen, den nachmaligen Staatsstreichler, auch die „europäische Kreuzspinne“ genannt, zurück. Die Uebergriffe des Herrn Bruders brachten den König Louis endlich dahin, abzudanken, und still in der Nacht verließ er Schloß Harlem, und im Juli 1810 besetzten die Franzosen Amsterdam und Holland ward mit Frankreich vereinigt.

Vier Jahre hatte Louis die unterthänige Krone getragen. Als Comte de Sant Leu nahm er seinen Wohnsitz in Graz. Wie aus dem oben erwähnten Gedichte hervorgeht, scheint ihm die Waldesschlucht in Maria-Grün besonders gefallen zu haben. Der Kaiser tröstete den zurückgebliebenen Prinzen mit den Worten: Quand vous serez grand, vous payerez sa dette et la vôtre. Und wie hat Napoleon III. diese sogenannte Schuld bezahlt! — Er mußte mehr dafür büßen als der Onkel, der ungestraft Millionen Menschen zur Schlachtbank geführt hat, und der die Fürsten der Völker gebrauchte wie die Bürsten.

Aus Allem geht hervor, daß der Bruder Louis ein Ehrenmann war. Das Ansinnen, als französischer Prinz nach Frankreich zu kommen und ein Jahrgeld anzunehmen, wies er zurück. Als im August 1813 auch Oesterreich sich dem Kriege gegen Napoleon anschloß, hielt es Louis nicht für schicklich, länger in Graz zu bleiben und er begab sich nach der Schweiz, später nach Paris zu derselben Zeit, als Blücher den Rhein überschritt. Seit 1814 hinfällig und nur den Wissen-

Digitized by Google

schaften lebend, starb der Exkönig von Holland 1846 in Florenz, getrennt von seiner auf Arenenberg im Thurgau lebenden Gemalin Hortense, bei welcher sich auch der Prinz Louis Napoleon, auf tolle Streiche sinnend, aufhielt.

Th. Fernaleken.

Hört er oder nicht?

Ein Stückchen aus Beethovens Leben.

Von Dr. Märzroth.*)

Von den bekannten fünf Beethoven'schen Quartetten war jenes in Es durch Schuppanzigh bei einer von dessen Quartett-Unterhaltungen zur Aufführung gelangt, ohne besonderen Effect gemacht zu haben.

Allgemein war man der Ansicht, daß Schuppanzigh, der bekanntlich den einfacheren Compositionen Josef Haydn's und Mozart's gewachsen war, nicht zu der gewaltigen Größe des musikalischen Riesen Beethoven sich emporzuringen vermochte.

Man war in den musikalischen Kreisen Wiens überzeugt, jenes Quartett müsse eine unwiderstehliche Wirkung erzielen, wenn ein anderer, volltönender jugendkräftig gestrichener Bogen dabei die erste Geige spielen würde.

In jener Zeit hatte bereits Jos. Böhm, der nachmalige berühmte Violinprofessor und als solcher so zu sagen der Vater einer großen Anzahl gediegener Violinkünstler, die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt im vollen Maße auf sich gezogen.

Ihn, den damals noch blutjungen Mann, hielt man für berufen, den Wert jenes nur mit einem succès d'estime durchgekommenen Quartetts zur vollen Geltung und zur verdienten Ehre zu bringen.

Auch Beethoven ward davon benachrichtigt.

Natürlich sprach er den Wunsch aus, daß eine neuerliche Production jenes Quartetts mit Josef Böhm zu Stande käme.

Der junge Violinspieler, der von Verehrung für den großen Componisten glühte, beeilte sich, dessen Verlangen so schnell als möglich zu erfüllen.

Beethoven nahm eine Einladung zu einer Quartett-Production des Josef Böhm in dessen Wohnung mit all' jener Freundlichkeit entgegen, wie sie überhaupt bei dem in seinem ganzen Wesen so wunderlichen Manne nur möglich war.

Um die bezeichnete Stunde saßen die Quartettisten, nämlich Josef Böhm, der Cellist Linke, die Violinisten und Brachisten Weiß und Holz, letzterer der später vortreffliche Dirigent der Concert spirituels, in Josef Böhm's Wohnung, Stadt, Graben Nr. 614 im ersten Stocke, beisammen, und warteten in gespannter Erwartung des großen Meisters.

Endlich kam er.

Ernst trat er ein, nickte seinen Gruß, und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

Man begrüßte ihn mit Ehrfurcht, aber nun erst, nachdem er fast jede Anrede unerwidert gelassen, erinnerte man sich daran, daß der unglückliche Mann ja — stocktaub sei!

Ja, wozu wird denn eigentlich die ganze Quartett-Production sein? . . .

„Und ich sage Euch," flüsterte einer der Quartettisten den übrigen zu, „nehmt Euch zusammen! Er hört doch Alles!"

„Das ist ja nicht möglich!"

„Und doch ist es so! Ihr werdet Euch überzeugen! Er hört wie Keiner von uns, er hört zwar nicht mit den Ohren, aber er hört dennoch den Anhauch eines Pianissimo! Ob er mit den Augen hört, oder ob er die Töne einathmet, ob vor seinem Auge die Klänge ehrfürchtig Gestalt annehmen, oder ob sie ihm huldigend sich in die Düfte von allerlei Blumen verwandeln, ich weiß es nicht, aber ich wiederhole Euch, wenn wir uns nicht bis in's Kleinste zusammennehmen, sind wir vor ihm blamiert!"

Dabei hatten sie ihre Instrumente gestimmt, und stumm saß Beethoven in sein gewöhnliches Brüten verloren, wobei

*) „Alt-Wien". Bilder und Geschichten von Dr. Märzroth. (Leipzig. W. Friedrich.)

Digitized by Google

seine Augen auf irgend einen Punkt des Zimmers geheftet waren, den kein Mensch richtig zu eruieren vermocht hätte.

Endlich stimmten die Instrumente.

Die Spielenden setzten sich in Positur.

Als dabei ihre Blicke nach dem Meister schielten, dessen Werk sie vor ihm in Tönen zu verkörpern hatten, da leuchtete sein klares Auge mit jener sichern Erwartung auf ihnen, welche den Beweis seiner vollen Fähigkeit, zu hören, unwiderleglich lieferte.

Mit großer, fast möchte man sagen, lapidarer Aufmerksamkeit folgte er der bis in die kleinsten Details gelungenen Production.

Sein Auge verschlang jeden Fingergriff, jeden Bogenstreich der Spielenden, und auf diese Weise las er so zu sagen mit der, fast den meisten Schwerhörigen eigenen Routine den feierlich gestimmten Quartettsten die musikalischen Worte von den Instrumenten.

Immer dieselben Stellen, über deren besonders gelungene Durchführung die Spielenden sich bewußt waren, entlockten auch dem Meister kurze, stoßweise hervorgebrachte Rufe des Beifalls.

Der taube Meister hört!

Diese Ueberzeugung drängte sich den Spielenden immer mehr auf, und es kam nun ein Moment, welchem sie darum mit Unruhe entgegensahen.

Böhm hatte nämlich vorgeschlagen, eine gewisse Stelle des Quartetts, für welche der Componist „Andante“ vorgezeichnet hatte, im gleichen Tempo des früheren Stückes fortzuspielen, weil es so, wie alle Uebrigen einverstanden waren, viel charakteristischer klinge.

Man nahm wahrscheinlich an, der Meister werde die Veränderung des Tempos nicht zu sehr merken, und hatte sich daher über die kleine willkürliche Aenderung geeinigt.

Nun aber, nachdem man merkte, dem scharfblickenden Meister entgehe wunderbarer Weise auch nicht die kleinste Nuance im Vortrage seines Werkes, ward den Spielenden bange vor jener Stelle, der sie nun näher rückten.

Man kannte die, zwar niemals beleidigende, aber gewiß nicht allzuzarte Art, mit welcher der wunderliche Meister seine Unzufriedenheit oder gar seinen Unwillen zu äußern pflegte und je näher jener unsikalische Moment herankam, von dem man nicht wußte, welchen Eindruck er auf den Meister machen würde, der nun fast dämonisch zu lauern schien, desto kälter lief es den armen Producierenden über den Rücken.

„Er ist im Stande, wenn wir das „Andante“ ignorieren, uns die Instrumente an die Köpfe zu schlagen!“ . . .

„Weiß Gott, es wäre besser, wir wagten es nicht!“

„Aber wir sind ja darüber einig, daß es sich so weit besser macht!“

„Allerdings! Aber er hört anders als wir andere Menschenkinder!“

Es gehörte bei der unbegrenzten Verehrung, welche der junge Primgeiger für den großen Beethoven hatte, der ganze tollkühne Muth eben der — Jugend dazu, um sich von seinen Collegen aus Angst vor dem Grolle des musikalischen Löwen nicht verleiten zu lassen, von dem einmal gefaßten Beschlusse bezüglich des einzuhaltenden Tempos jener Quartettstelle im letzten Augenblicke noch abzugehen.

Die Klippe kam.

Kalter Schweiß trat in kleinen Perlen auf die Stirnen der Spielenden, indes die Hände, welche die Bogen führten, fieberhaft zu glühen begannen.

Es war ihnen secundenlange als hätten sie statt behaarten Holzstäben rothglühende Eisenstangen zwischen den Fingern.

Beethoven riß die Augen auf.

Jetzt wird's losgehen, dachten Böhm's Collegen und wünschten sich weit über alle Berge.

Indeß sprang Beethoven nicht, wie erwartet wurde, von seinem Sitze auf.

Er blieb im Gegentheile nicht nur ruhig sitzen, sondern der anfangs frappierte, fast komisch-neugierige Ausdruck seines Gesichtes nahm bald den Charakter freudiger Zustimmung an.

Digitized by Google

Böhm's Augen leuchteten vor Freude.

— „Er hört's und ist einverstanden!“

— „Den Teufel hört er! Danken wir Gott, sonst hätten wir hier schon ein paar zerschmetterte Schädel!“

Das Stück war zu Ende.

Erschöpft vor innerer Aufregung senkten die Quartettisten die Instrumente und in banger Erwartung wendeten sie ihre Augen nach dem eben so hochverehrten wie gefürchteten großen Meister.

Da saß er da, wohlgefällig lächelnd, die sonst finster verzogene Stirne zufrieden geglättet.

Dann stand er auf und drückte jedem der Quartettisten dankbar die Hand.

„Gottlob! Er hat nichts gemerkt.“

Tief aufathmend priesen die Gefährten des jungen, tollkühnen Primgeigers ihren guten Genius, der das ihnen drohende Gewitter von ihren armen Köpfen abgelenkt hatte.

Aber der stocktaube Meister hatte es doch gemerkt!

Er trat an das Notenpult, nahm einen Bleistift aus der Tasche, und — strich damit in den Stimmen überall das „Andante“ durch! *)

„Es ist offenbar besser so!“ murmelte der Meister, nahm dann seinen Hut und verließ mit kurzem Gruße das Gemach.

Der Poetenwinkel.

Bekenntnis.

Mögt Ihr spötteln, mögt Ihr klügeln,
Meiner Thorheit klug zu steuern,
Nimmermehr könnt Ihr mich zügeln,
Ich bin Keiner von den Euern!
Nennt ihn Märchen, Aberglauben,
Einer gold'nen Zukunft Strahl,
Nimmer, nimmer sollt Ihr rauben
Mir mein lichtes Ideal.

O, Ihr wollt, Ihr Guten, Zarten,
Nicht der Weisen Weckruf hören,
Weil, was sie Euch offenbarten,
Im Genuß Euch droht zu stören.
Mögt Ihr auch das Heil erkennen —
Weil Euch Leib und Geist erschlafft,
Seid zu schwach Ihr, um zu trennen
Euch von nied'rer Leidenschaft.

Mögt Ihr dieser immer dienen,
Mögt Ihr stets die Köpfe schütteln,
Bis des Geistes Sturmlawinen
Euch aus dem Behagen rütteln.
Mächtig regt der Geist die Schwingen
Und die Zeit ist nicht mehr fern,
Wo durch schwere Wolken dringen
Wird ein neuer Lebensstern.

Hei, wie da vor seinem Glühen
Alle Sclavenketten weichen,
Wie des Irrthums Nebel fliehen
Und Tyrannen zag erbleichen!
Ew'gen Friedens Banner wehen,
Und es blüht das alte Recht,
Und aus freiem Volk erstehen
Wird ein edleres Geschlecht.

Dieses sind die großen Zeiten,
Aller Edlen heißes Streben,
Kühne Geistesritter weihten
Diesem Streben Gut und Leben. —
Nennt ihn Märchen, Aberglauben,
Einer gold'nen Zukunft Strahl,
Nimmer, nimmer sollt Ihr rauben
Mir mein lichtes Ideal.

Paul Barsch.

Unter Blitzen.

Einst, vom Gewitter überrascht
Auf blumenreicher Halde,
Verließen Kränze wir und Spiel
Und flüchteten zum Walde.
Und dort, in dichter Zweige Schutz,
Begann ich froh zu scherzen,
Und seine Schellenkappe schwang
Der Schalk in meinem Herzen.

Da sprach zu mir ihr rother Mund
Gar ängstlich und beklommen:
„Wie bist Du sorglos, lieber Freund!
Hast niemals Du vernommen,
Daß gern der Blitz die Bäume trifft
Und Die, so drunter weilen?
Ich ängst'ge mich, die Blitze sprühn,
Laß uns ins Freie eilen!“

Ich aber lachte ihrem Wort:
„Vor Blitzen bin ich sicher,
So sicher wie vor Eros Pfeil!“
Der Schalk sprach's mit Gekicher.
Da traf ihr Blick mich wie ein Blitz
Im Herzen tief, o Wonne!
Und über uns gieng strahlend auf
Der Liebe goldne Sonne.

Hermann Friedrichs.

---

*) Wir können nicht unterlassen, hier ausdrücklich zu bemerken, daß, als dieses Quartett später im Stiche erschien, die gestrichene Bezeichnung dennoch beibehalten war, ob aus Versehen oder weil sich Beethoven wieder anders besann, vermögen wir nicht zu sagen.

Digitized by Google

Wüstenwanderer.

Mit trotz'gem Blick und trotz'gem Sinn
So schreit' ich durch die Wüste hin,
Die Wüste meines Lebens.
Die Hoffnung sprießt doch allerort,
Mir scheint sie todt und längst verdorrt,
Ich suche sie vergebens!

Ich wand're ohne Zweck und Ziel,
Wenn man es richtig nehmen will —
Ein Lump mit nackten Füßen! —
Ein Vagabund, so was man nennt,
Den keinen Gott und Teufel kennt,
An Hemd und Herz zerrissen.

Die Reise so durch Wüstensand
Allein, verlassen und verkannt,
Ist gar ein trübes Wandern.
Und dürstet auch die Kehle da
Und dürstet auch die Seele da --
Was kümmert das die Andern?

Die Andern eilen fort im Schwall,
Ich bin allein mit meiner Qual,
Auf meinem Pfad alleine!
Die Welt ist weit, die Welt ist groß
Manch' Quelle quillt im Waldesschoß, —
Doch mich — mich labet keine!

Pius Lindes.

Die Marterſäule.

Der Aelpler pflanzt mit frommem Sinn,
Wo Unglück einst geschah,
Ein Zeichen an die Felswand hin,
Und immer dacht' ich da:

Wie gut doch, daß nicht überall
Den alten Brauch man übt,
Wo bitt'res Leid und Herzensqual
Der Seele Spiegel trübt —

Denn würde stets 'was aufgestellt,
Wo Schmerz es gab und Pein,
Da müßte wohl die liebe Welt
Voll Marterſäulen sein!

I bei Dir — Du bei mir.

I bei Dir,
Du bei mir,
Das ist das schönst' Quartier,
Brauch'n ma kein Zins nit z' zahln,
Kunnt mir nix besser gfalln.
I bei Dir,
Du bei mir,
Einschichti nia!

Morgenbrot,
Vesperbrot
Gibt uns der liebe Gott;
Fallts nit vom Himmel her,
Is ja die Axt nit schwer.
Morgenbrod,
Vesperbrod,
Da hats kein Noth.

Trauri sein,
Launi sein,
Dirndl, wie kunnt das sein?
Hast Du nit Lieder gnua?
Bin i a Steirerbua.
Trauri sein,
Launi sein,
Fallt uns nit ein!

I mit Dir,
Du mit mir,
Gehn ma zur Himmelsthür,
Derf eins nit eini gehn,
Bleibn ma heraußen stehn,
I mit Dir,
Du mit mir,
Einschichti nia!

Hans Fraungruber.

Roſe und Schmetterling.

Die Rose und der Schmetterling,
Die sollen stets sich lieben,
Weil sie, sobald der Lenz vergeht,
Vergehen und zerstieben.

Und neulich thät ein Schmetterling
Sich hart bei mir beschweren:
„Ich kenn' ein junges Röslein fein,
Das will mich nicht erhören.

Das ist die schönste Jungfrau — schon
Ihr Anblick ist Himmelswonne,
Sie ist die Rosenvenus, traun!
Doch kalt wie eine Nonne.

Den ganzen Tag bemüh' ich mich,
Galant sie zu umfächeln —
Sie aber hat kein Wort für mich,
Geschweige denn ein Lächeln! . . "

Der liebeskranke Schmetterling
War ein Citronenfalter,
Ein schäbig windiger Gesell'
Und noch dazu ein alter.

J. M. Foskallo.

Digitized by Google

Der Kaiser von Deutschland zu Hause.

Unter diesem Schlagworte veröffentlicht der Pariser „Figiaro" einen Aufsatz, der unter vielem Bekannten einiges Neue enthält, das auch authentisch zu sein scheint.

Ueber die Lebensgewohnheiten des Kaisers, der noch im vorigen Jahre, Winter wie Sommer, um 7 Uhr aufstand, dann aber auf dringenden Rath der Aerzte bis 9 Uhr zu Bette blieb, erzählt das Pariser Blatt: Der Kaiser klingelt, der Kammerdiener erscheint zur Hilfeleistung bei der Toilette. Die ist bald gemacht. Der Kaiser liebt den häufigen Wechsel mit den Kleidern nicht: eine getragene Uniform vertritt ihm die Stelle des Schlafrocks. Zunächst schlüpft er in ein Paar alte Pantoffel; denn in der ersten Tagesstunde liebt er häusliche Bequemlichkeit. Er betritt sofort sein Arbeitscabinet, wo „sein getreuer Engel," der Doyen der Kammerdiener, ihm den Thee serviert. Dieser Kammerdiener ist ein Siebziger, aber weit minder rüstig, als der Monarch, der ihn mit vertraulichem Wohlwollen behandelt. Der Kaiser duzt ihn und fragt ihn jeden Morgen nach seinem Befinden. Im vergangenen Winter nahm sich Engel eines Morgens ein Herz und setzte seinem kaiserlichen Herrn mit allem Respect auseinander, daß er seinen Abschied zu nehmen gedenke. „Nicht alle Welt hat eben die Rüstigkeit Ew. Majestät, und ich habe wirklich Ruhe nöthig." Darauf erwiderte Kaiser Wilhelm mit herzlichem Lachen: „Engel, Du und ich, wir Beide haben keine Zeit zur Ruhe." Und damit war die Sache erledigt. Nach dieser ersten Stunde verhältnismäßiger Ruhe beginnt für den Kaiser die richtige Arbeitszeit: er macht jetzt volle soldatische Toilette und verbleibt in derselben bis zur Schlafenszeit. Die Schilderung der nun sich anreihenden Vorträge beim Kaiser, der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er jedes Schriftstück prüft, und seiner Vorliebe für die Kornblumen und andere kleine Einzelheiten dürfen wir als bekannt voraussetzen. Wir erwähnen hier nur, daß der Kaiser sich beim Schreiben von Randbemerkungen großer und derber Bleistifte, so einer Art Zimmermannsbleistifte, bedienen soll.

Der Kaiser raucht nicht und schnupft nicht. Beim Lesen und Schreiben bedient er sich eines Lorgnons für Weitsichtige. Der Schlaf des Kaisers ist derjenige eines gesunden jungen Mannes; niemals legt er sich während des Tages zur Ruhe. Um so überraschender ist die seit etwa zwei Jahren beobachtete Thatsache, daß der Kaiser gegen seinen Willen manchmal von einem fünf bis zehn Minuten währenden Schlafzustand befallen wird, besonders wenn die Vorträge zahlreich und anstrengend gewesen sind. . . .

Nach den von 10 bis 1 Uhr währenden Vorträgen nimmt der Kaiser, stets allein, um dabei nicht sprechen zu müssen, das aus Cotelett mit Eiern bestehende zweite Frühstück ein. Das währt nur eine Viertelstunde. Die Aerzte haben den greisen Fürsten noch nicht vermocht, hier eine längere Ruhepause eintreten zu lassen . . . Hier folgt eine Aufzählung und kurze Schilderung der drei Leibärzte (v. Lauer, Leuthold und Thiemann) und des traurigen Anlasses — das Nobiling'sche Attentat — anläßlich dessen der zuerst zur Hilfeleistung erschienene Dr. Thiemann zum Leibarzt ernannt wurde. Hierauf wird berichtet über die Promenade des Kaisers im Garten, über seine Ausfahrt, seine gelegentlichen Promenaden im Thiergarten.

Nunmehr schildert der Correspondent die Einfachheit und Sparsamkeit, sowie den Wohlthätigkeitssinn und die Leutseligkeit des Kaisers und führt ein bezeichnendes Beispiel an: „An einem der jüngsten Tage bemerkte der Kaiser, während er bei seiner Gemalin weilte, die Abwesenheit einer einfachen Kammerfrau; auf seine Erkundigung erhielt er die Antwort, die Frau feiere ihren Geburtstag und habe deshalb einen Tag Urlaub zum Familienbesuch erhalten. Als der Kaiser am folgenden Morgen die Frau sah, sagte er zu ihr: „Ich bringe Ihnen.

Digitized by Google

wenn auch etwas verspätet, meine Glückwünsche dar, liebes Kind!“ Gleichzeitig übermittelte er ihr ein Geschenk.

Nur in einem Punkte ist der Kaiser unerbittlich: er würde selbst seinem ältesten Diener keine Indiscretion über sein Privatleben verzeihen und noch weniger die Beiseiteschaffung auch nur eines seiner Haare, etwa zu Gunsten eines jener wüthenden Sammler, die sich um jeden Preis ein Andenken an den greisen Herrscher verschaffen wollen. Dagegen ist er gerade gegen seine Diener von väterlicher Milde und macht selbst manche kleine Scherze mit ihnen. So zum Exempel mit seinem getreuen Engel, der seit lange von seiner Frau getrennt lebte. Eines Tages, als der Kaiser eben aus dem Wagen stieg, sah er in einiger Entfernung die gewesene Madame Engel stehen. Sogleich wandte er sich lächelnd an seinen Kammerdiener: „Engel, gegen die Damen muß man galant sein. Ich sehe da unten Deine Frau stehen! geh' mal rasch und sag' ihr Guten Tag!“ Mit süßsaurem Gesicht mußte Engel dem Befehl nachkommen und kehrte dann verlegen zum Kaiser zurück, der ihm lachend zurief: „So ist's recht, Engel! Vergiß nie, daß man den Frauen immer Respect erweisen muß, auch wenn sie Unrecht haben!“

Diese Galanterie gegen die Frauen ist auch, wie der „Figaro“ meint, einer der vornehmsten Gründe für die Popularität des Kaisers. Der „Figaro“ spinnt dieses Thema noch weiter aus und knüpft daran Beispiele von der Unerbittlichkeit des Kaisers in Allem, was militärische Disciplin betrifft. Den Schluß des Artikels bildet die Schilderung des Abends im kaiserlichen Palais, des einfachen Auftretens des Kaisers in der Oper, wie er dann in der zehnten Stunde den Thee nimmt und sich um 10 Uhr zur Ruhe legt, um am nächsten Morgen den Kreislauf von Neuem zu beginnen.

Heuchler oder — Dummkopf.

Die lustigste und effectvollste aller Satieren auf die ästhetische Heuchelei ist das drollige Märchen von den neuen Kleidern des Königs, das Ernst Eckstein im „Magazin“ nacherzählt.

Zwei Betrüger kommen an den Hof eines Herrschers und vermessen sich, Sr. Majestät aus Gold, Seide und anderen kostbaren Stoffen ein Kleid zu weben, das seines Gleichen nicht haben solle vom Anfange bis zum Niedergange. Neben hundert sonstigen Vorzügen werde das wundersame Gewebe noch die Eigenschaft haben, daß nur die begabten Menschen im Stande sein würden, dasselbe wahrzunehmen, während die Dummköpfe Nichts, absolut Nichts zu erblicken vermöchten.

Der König, hocherfreut, auf diese Weise nicht nur ein Prachtgewand allervornehmster Qualität, sondern dazu ein unfehlbares Mittel zur Prüfung seiner Hofbeamten, Rathgeber und Bediensteten zu erwerben, geht auf den Handel ein, und die Schwindler weben drauf los — d. h. sie schaffen die werthvollen Materialien bei Seite und geberden sich vor dem leeren Webstuhl, als arbeiteten sie im Schweiß ihres Angesichtes.

Der König will nach einigen Tagen das emsig fortschreitende Werk in Augenschein nehmen, tritt zu den Gaunern heran — und erschrickt zu Tode, als er Nichts, absolut Nichts erblickt. „Ich wäre also ein Dummkopf?“ fragt er sich insgeheim. „Entsetzlich! Doppelt entsetzlich bei meiner Stellung als Fürst!“ Gleichzeitig aber faßt er den resignierten Entschluß, sein Unglück mannhaft zu tragen, und thunlichst geheim zu halten. Er lobt also, was das Zeug halten will: die stilvolle Composition, die zarten Dessins, das warme, prächtige Colorit, und greift mit Begierde Alles auf, was die Schwindler ihm vorschwatzen. Mitunter will es ihm scheinen, als sei der Webstuhl nicht nur für ihn, sondern thatsächlich öde und leer. Sofort aber unterdrückt er diesen Gedanken, und müht sich in verdoppelten Lobeshymnen.

Digitized by Google

Wie ihm, geht es natürlich sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen, allen Würdenträgern des Reiches, allen Beamten und Schranzen bis herab zu den Thürstehern und Lakaien; keiner jedoch wünscht für dumm zu gelten, und so stoßen sie unisono in's Horn der Bewunderung, heucheln Compositions-Genüsse, Dessein-Freuden und Kolorit-Verzückungen ganz wie der König, und trösten sich im Stillen mit dem Gedanken, daß die betrübsame Thatsache ihrer Dummheit geheim bleibe.

Endlich, als der Fürst, vom Scheitel bis zu den Zehen in Kleider gehüllt, die aus besagtem unsichtbarem Stoffe gefertigt sind, bei einem festlichen Aufzuge durch die Straßen reitet, und auch dem Publikum der Reichshauptstadt nun Gelegenheit bietet, Ekstase über das herrliche Nichts zur Schau zu tragen — endlich in diesem höchsten Stadium der allgemeinen Verzücktheit fällt das erlösende Wort. Ein Schusterjunge, dem blitzwenig daran gelegen ist, ob die erlauchte Gesellschaft ihn für dumm hält oder nicht, traut seinen Augen mehr, als dem Gefasel seiner halb übergeschnappten Mitmenschen — und so ruft er denn, kaltblütig in die verlogene Komödie hinein: „Aber er ist ja nackt!" Das kühne („pietätslose"!) Wort findet erst bei Einzelnen, dann bei einer immer wachsenden Anzahl sonst vernünftiger Leute, die nur vorübergehend dem Banne der ästhetischen Heuchelei erlegen waren, lebhaften Anklang — und ehe es Abend wird, sind die beiden Schwindler entlarvt.

Alte Weisen.

Von E. F. Kastner.

Jetzt, da ich heiß umfangen
Dich halt' an meiner Brust,
Im Herz mir aufgegangen
Ist aller Erde Lust.

Doch senk' des Auges Schleier,
Verschließ' im Kuß den Mund,
Daß nicht ein Laut die Feier
Entweihe dieser Stund'.

Noch werden tiefe Leiden
Zu früh sich finden ein
Und Eines von uns Beiden,
Gott weiß, wie — elend sein!

* * *

Dein Haar ist weich und duftig —
So wonnereich Dein Leib:
Der Erden Güter Höchstes
Bist Du fürwahr, o Weib.

Ich könnt' bei Dir vergessen
Die Welt und Gott und Pflicht —
Die Seligkeit, die ew'ge,
Ist gegen Dich — Gedicht.

Das elendvollste Leben
Lebt ich auf Dein Gebot;
Ich stürbe Dir zu Liebe
Den qualenvollsten Tod! —

D'rauf gähnst Du leis': „Ach, Bester,
Bemühe Dich nicht so:
Das und weit And'res hört' ich
Schon besser anderswo"...

* * *

Wenn Du mich so freundlich anlachst,
Glaub' ich gern an alles Heil'ge,
Glaub' sogar an Deine Tugend
Dann und — Treue auch, zeitweil'ge.

Denk' daran nicht, wie die Menschen
Haben mich so arg betrogen
Und den frommen Kinderglauben
Aus der Seele mir gelogen.

Wie sie mich — doch nein, ich will nicht
An die alten Geschichten denken,
Die mich nur mit Weh erfüllen,
Innerlich so tief mich kränken.

Wenn Du mich so freundlich anlachst,
Glaub' ich auch an Deine Küsse
Und ich küss' in Deinen Armen
Fort des Herzens Finsternisse.

Seh' in Deines Auges Prächten
Wieder mein verlornes Eden —
Ach, ich glaube nur zu gerne,
Was zu mir sie heimlich reden.

Hab' mich lieb noch diese Stunde!
Morgen kann vielleicht im Grabe
Ich schon liegen — und dann lache,
Daß ich so geliebt Dich habe...

* * *

Digitized by Google

Durch des Waldes grüne Nacht
Schreite ich in wüstem Sinnen,
Seh' nichts von der Frühlingspracht,
Hör' nicht, wie die Wasser rinnen.

Draußen lieget Sonnenschein
Goldig über Thal und Höhen,
Und ich möcht' zu meiner Pein
Wilden Sturm am liebsten sehen.

Und daß möchte aus der Höh'
Jäh ein Blitzstrahl niederfahren,
Um mit einmal vor dem Weh
Wüster Zukunft mich zu wahren . . .

Doch der Himmel läßt mich, Kind,
Ob Du treulos — nicht gleich sterben:
Ach, dazu noch nöthig sind
Vielmehr Elend und Verderben.

* * *

Du bängst für mich, daß ich vielleicht
Im ersten wilden Weh
Zu all den Thorheiten, die ich begieng,
Noch eine neue begeh' . . .

Sei unbesorgt. Es kommt der Herbst,
Dann werden alle zwei
Wir noch die besten Freunde sein
Trotz all' der — Narretheï . . .

* * *

Draußen am Himmelsbogen
Zerstäubt ein funkelnder Stern:
Aufflammt ein leuchtender Bogen
Und sinkt in Nacht und Fern'.

Ihr schönen glücklichen Tage!
Du selige, goldene Zeit!.
Ich bin allein und frage
Mich schauernd: wie weit! wie weit!

Bücher.

Bergpredigten, von P. K. Rosegger. (Wien, A. Hartleben). Schwer habe ich mich entschließen können, einem Ersuchen zu willfahren, demzufolge ich Roseggers „Bergpredigten" für den Heimgarten besprechen soll. Das Ersuchen gieng von der Verlagshandlung aus und der Herausgeber dieses Blattes hat mir die Aufnahme in Aussicht gestellt nur für den Fall, „wenn ich rücksichtslos meine Meinung sage".

Gut, ich will sie sagen. Das Buch nennt sich: „Bergpredigten, gehalten auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel, und zu Schimpf und Spott unseren Feinden, den Schwächen, Lastern und Irrthümern der Cultur gewidmet von P. K. Rosegger". Dieser mittelalterlich langathmige Titel ist erstens zu hochfahrend, denn kein Mensch wird auf den Gedanken kommen, daß selber vielleicht schalkhaft gemeint sei. Die Predigten sind auf einem steirischen Berge geschrieben worden, und zwar auf der Höhe der Lebenszeit des Verfassers, etwa im vierzigsten Jahre, da der Mensch sonst am klügsten zu sein pflegt. Zweitens ist dieser Titel zu geschmacklos, denn „die Zeit" ist gewohnt, daß ihr gehuldigt werde, und wird nie Geschmack finden an der herben Art, womit sich dieses Buch einführt. Und besonders von Einem, der in der modernen Cultur Neuling und Fremdling ist, läßt man sich etwas „zu Schimpf und Spott" nicht gefallen. Der Verfasser steht nun zwar schon über zwanzig Jahre mitten in dem Stadt- und Geistesleben und er ist damals nicht als kleines Kind auf die „Welt" gekommen, sondern beobachtenden Auges. Wäre er damals nicht in so gläubiger, vertrauender Liebe aus seinem geistesöden Dorfe zu den gebildeten Städtern gegangen, man könnte sagen, er habe mit seinem großgewachsenen Körper auch ein großgewachsenes Vorurtheil gegen die Stadt mitgebracht. Ein Volksdichter sollte aber immer liebenswürdig sein.

Wenn, wie man sieht, schon die Kirche leer bleibt, in welcher Einer predigt, der's gelernt hat, um wie viel weniger wird man einem Prediger zuhören, der es nicht gelernt hat. Dieser ist ein Autodidakt, der eben nichts gelernt hat, darum sollte er hübsch bescheiden abseits stehen bleiben und in den großen Angelegenheiten der Zeit und der Menschen nicht mitreden wollen. Er soll uns erzählen, wie der Hansel die Grethel kriegt, das kann er leidlich und derlei hört man immer gern. Zwar hat er, so viel ich weiß, selbst Kinder und heranwachsende Söhne, aber was' geht ihn Erziehung, Schule und Hochschule an, was hat er sich um das Studentenwesen zu kümmern! Zwar steht er wie wir Alle unter dem allerdings oft unheilvollen Einfluß mancher verfahrenen Geistesmode und Zeitrichtung und bisweilen mag wohl auch ihm bange werden. Mein Gott, wenn man da immer raisonnieren wollte! Man raisonniert über Politik, Theater, Bücher, man raisonniert, wenn ein Kinderwägelchen auf dem Trottoir fährt, wenn eine Partei ihr Bettzeug im gassenseitigen Fenster auslüftet, wenn ein Hund an einen Straßenlaternpfahl pißt, aber man raisonniert doch um Gotteswillen als gebildeter Mensch nicht über Corruption, Gesinnungslosigkeit, Größenwahn, Uebertreibungssucht, über Confession, entarteten Todtencultus, Soldatenwirthschaft, Modethorheiten und dergleichen. Das ist ungezogen. Wieso auch will sich ein Mensch, bar aller akademischen Studien, herausnehmen, vom Rechte des distinguirten Schriftstellers, über Alles öffentlich seine Meinung zu sagen, an der Verbesserung fauler Zustände mitzuarbeiten, Gebrauch

Digitized by Google

machen? Um Hansel und Grethel soll er sich kümmern, und um sonst nichts. Ueberhaupt soll sich dieser Autodidakt hüten, durch Vielschreiben Solchen, denen wenig oder gar nichts einfällt, Aergernis zu geben!

Und wenn er das vorlaute Wesen schon nicht lassen kann, so soll er's klüger anstellen. Er soll nicht die Journalisten necken, wenn er selber in einem gläsernen Hause wohnt. Wenn er die Vorzüge der Deutschen ehrt, so soll er nicht auch die Tugenden der Slaven erwähnen; wenn er die Laster der Juden geißelt, soll er nicht auch die Fehler der Christen berühren; wenn er den Dünkel der Vertreter der Wissenschaft tadelt, so soll er nicht andererseits den Segen der Bildung rühmen; wenn er die Mißbräuche des Cultus rügt, so soll er ein andersmal nicht wieder der Gottesgläubigkeit ein Loblied singen — sonst kennt sich kein Teufel aus. Die Menschen lieben und ihre Sünden hassen, das ist: Wasch' mir den Pelz und mach ihn nicht naß. Menschen und Sünden sind so sehr mit einander verwachsen, daß man beides lieben oder beides hassen muß. Den sogenannten goldenen Mittelweg zu wandeln, nach allen Seiten billig und gerecht sein wollen, das ist eine sehr wohlfeile Philosophie. Wer nicht Alles zermalmt, was nicht seinen persönlichen Anschauungen, nicht den Interessen seiner Partei entspricht, der ist kein richtiger Streiter. Billigkeit, Gerechtigkeit, Menschenliebe! Das sind kosmopolitische Faseleien, die mag der ehemalige Schneidergeselle bei Seinesgleichen anbringen und nicht in Kreisen, denen es weder um Phrasen noch um Gefühlsduseleien, sondern um die höchsten Güter des Volkes zu thun ist.

Das Horrendeste leistet der Verfasser in dem Artikel: „Von dem Hochmuthe der Katheder-weisheit." Hier, z. B. im Angesichte der großartigen Errungenschaften auf dem Felde der Philologie, entblödet er sich nicht, zu sagen: Das Lallen des Kindes sei ihm lieber, als der ganze Sanskrit! Wir müssen dieser Ansicht um so schärfer entgegentreten, als sie fast von allen Dichtern getheilt wird. „Aus Kindesmund wird Dir Weisheit kund!" So etwas sagen die Herren offenbar nur des lieben Reimes wegen, denn es ist unglaublich, daß sie so ein schreiendes, dummes, oft recht unsauberes Geschöpf einer logisch und sauber herausgearbeiteten Wissenschaft vorziehen können. Aber das ist eben die naturalistische Richtung, die sich immermehr vom Geiste ab und dem Thierischen zuwendet. Noch crasser fällt unser angeblicher Idealist und Wettverbesserer aus seiner Rolle durch den merkwürdigen Ausspruch: „Zweck aller Dinge, mit denen wir uns abgegeben, ist den Menschen zu nützen"... Also Geld, Reichthum! Das ist des Pudels Kern, dem alles Geistesringen gewidmet ist, aller Idealismus geopfert wird. Allerdings liegt es im Sinne des Artikels, wie des ganzen Buches, welchen Nutzen der Verfasser meint und irgendwo sagt er es: „Das Geld ist Euer erster und letzter Gedanke, darum kennt Ihr keinen anderen Nutzen, als den des Geldes. Ich denke anders. Der Friede mit sich selbst, die Liebe zu den Mitmenschen, das richtige Verhältnis, in dem wir zur äußeren Natur stehen, das ist der Nutzen, der nach meiner Meinung aus dem geistigen Streben der Menschen hervorgehen muß. Ein Streben, es nenne sich wissenschaftlich, künstlerisch oder religiös, das dieses Endziel mißachtet, ist nicht sittlich". Wir ahnen, was der Mann sagen will, oder vielmehr was er gesagt hätte, wenn er jemals gelernt, sich präcise auszudrücken. Er hätte gesagt: Arbeitet so, daß Ihr gut und glücklich werdet. — Nun aber frage ich, ob das nicht der hirnverbrannteste Idealismus ist? „Gute Menschen!" Glückliche Menschen!" damit kommen wir nicht vorwärts. Praktische, rücksichtslose Männer braucht die Zeit, mit schönen Worten ist uns nicht gedient. Unser Autor hätte der Welt wahrlich besser gedient, wenn er beim Pfluge geblieben wäre, anstatt „Bergpredigten" zu schreiben.

Geradezu den Eindruck des Kindischen macht es, wenn Rosegger Makart das Irrlicht einer versumpften Kunst nennt, das wohl brenne, aber nicht wärme wie Defregger, das wohl blende, aber nicht erleuchte wie Munkacsy. — Ja um Alles in der Welt, wer gibt denn diesem culturfeindlichen Autodidakten das Recht, über Kunst, und vollends über Makart zu sprechen? Glaubt er denn, daß er mit seinem Bildergallerie-Entree von 50 Kreuzern auch die Fähigkeit erwirbt, über unsterbliche Kunstleinwand urtheilen zu können, als wäre es Lodentuch, aus dem man die steierischen Bauernjoppen macht!

Zwar beruht Vieles, was die „Bergpredigten" sagen, leider auf Wahrheit, doch aber auf Wahrheit, die nicht einmal originell ist, sondern von den Spatzen auf den Dächern gesungen wird.

Ich hoffe, daß wir unserem Heimgärtner, der uns schon manches reizende Sträußchen seines hübschen Talentes gegeben hat, auf solchen Abwegen nicht mehr begegnen. Am liebsten sehe ich diesen Naturdichter beim steierischen Dialekt; denn, aufrichtig gesagt, im Hochdeutschen — ? Er schreibt es nicht gerade schlecht, mitunter sogar recht gut, aber was nützt mich das, wenn er es nicht gelernt hat! Prof. J. Z.

Kritische Geschichte der Ideale. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. Von Dr. Adalbert Svoboda. (Leipzig.

Digitized by Google

Th. Griebens Verlag. 1885.) Das unter vorstehendem Titel im Erscheinen begriffene hochbedeutende Buch stellt sich die Aufgabe, die positiven und Wahnideale der Völker, die Ideale der Religion, des Wissens, der bildenden Kunst, der Sittlichkeit, der politischen Rechte und des socialen Glücks in ihrer geschichtlichen Entwicklung darzustellen und zu beurtheilen. Von rein wissenschaftlichem Geiste durchweht, ist es doch im besten Sinne populär geschrieben und für jeden Gebildeten berechnet, der an ernsten Lebensfragen Interesse nimmt.

Die Denkmäler der bildenden Kunst bieten das wichtigste Material bei Erforschung und Schilderung der organischen Wechselbeziehungen der Kunst- und Culturbewegung, und werden von dem Autor als culturgeschichtliche Urkunden in seinem Werke verwertet. Zumal im ersten Bande desselben, in welchem die Entwicklung der Seelen-, Unsterblichkeits- und Jenseitsidee bei Natur- und Culturvölkern geschildert wird, erscheint die sepulcrale Kunst als eine Hauptquelle für die Erkenntnis jener religiösen Darstellungen, deren Mittelpunkt die Annahme einer selbständigen Seele ist.

Der erste Band der „Kritischen Geschichte der Ideale" stellt vor Allem den nicht immer scharf begrenzten Begriff des Ideals klar, unter Hervorhebung des Wichtigsten aus der Entwicklungsgeschichte der Idee und des Ideals.

Hierauf bespricht der Autor das Seelen- und Unsterblichkeitsideal der Naturvölker und vergleicht die Dogmen des Seelenglaubens bei Völkern des Naturbannes und bei Culturvölkern. Die Entwicklung des Begriffs eines allgemeinen Geistes aus der Vorstellung besonderer Seelen wird klargestellt und manche Religionsfrevel werden bloßgelegt.

Aus den ältesten Quellen des Schriftthums und an der Hand von Kunstdenkmalen schildert der Verfasser die Entfaltung des ägyptischen, altindischen, assyrischen und eranischen Seelen- und Unsterblichkeitsglaubens und bespricht ausführlich die Seelentheorie der Hellenen, wie sich dieselbe in Werken der Poesie, Philosophie und Bestattungskunst offenbart.

Der Untersuchung der Eigenart des Seelenglaubens bei den Etruskern, Römern, heidnischen Germanen, Slaven, Litauern und bei finnischen Volksstämmen, unter stetem Hinweise auf die Bedeutung der in Gräbern gefundenen Artefacte, folgt eine Charakteristik der Psychologie des Christenthums, der christlichen Ideale der Entsagung und der Seelenzukunft, der Verbildlichung der Geister und der Gottheit sowie der naiven und kunstvornehmen Gestaltungen in christlichen Grabmälern.

Der zweite Band der „Kritischen Geschichte der Ideale", welcher, wie der dritte, in rascher Folge nach dem ersten Bande erscheinen soll, wird im Zusammenhange mit der wissenschaftlichen Analyse der Gottesidee die bildende Kunst der orientalischen Völker sowie der Griechen und Römer, die Entwicklung der Kunst und deren Verhältnis zur Gottesidee eingehend behandeln, während die Ideen- und Kunstbewegung der Renaissancezeit im dritten Bande des Werkes ausführlich geschildert werden soll.

Das Werk des Dr. Adalbert Svoboda (des vormaligen Chefredacteurs der Grazer „Tagespost") unterscheidet sich seiner kritischen Methode und seiner culturphilosophischen Betrachtungen wegen von anderen kunst- und culturgeschichtlichen Werken wesentlich. Seiner freisinnigen Tendenz, der Neuheit des Stoffes und seiner gemeinverständlichen Darstellungsweise wegen wird dasselbe sicher in allen Kreisen der gebildeten Gesellschaft weite Verbreitung finden.

Wir werden nach dem vollständigen Erscheinen dieses interessanten Werkes noch einmal darauf zurückkommen. V.

Ein Wort vom Glauben, an seine Verfechter und Verächter. Von Dr. Rudolf Penzig. (Kassel. Theodor Fischer.) Selten wird über diesen Gegenstand ein Buch mit so wohlthuender Objectivität geschrieben, als dieses ist. Jeder Glaube — es sei einer der Confessionen, oder der Kunst, oder der Wissenschaft, oder es sei irgend ein Ideal, das für den Träger einen sittlichen Wert gibt — jeder findet in diesem Buche seine Begründung und sein Recht. Vereinigen läßt sich Wissen und Glauben nicht, doch hat jedes seine hohe Bedeutung. Das der Grundgedanke des Werkes. Der gelehrte Verfasser führt uns stets an der Hand der großen Philosophen; er spricht vom Begriff des Glaubens, und dessen absoluten Wert, vom Gegensatz des Glaubens, dem Erkennen, vom Idealismus und Materialismus, vom Glauben im Verhältnis zur Sittlichkeit und endlich vom Verhältnis unseres Glaubens zu Kirche und Staat. Die religiösen Fanatiker werden durch die Lectüre dieser Schrift keinen Nutzen haben, hingegen sei es den Aufklärungswüthigen recht vom Herzen empfohlen. Der Autor steht nicht in, er steht über seinem Stoffe und der gebildete Leier wird lernen, tolerant zu sein und auch den Standpunkt seiner Antipoden zu achten. Das Endziel aber sieht der Verfasser nicht im Glauben, sondern in der Erkenntnis, im Begreifen der Welt. Und diese Zuversicht ist schließlich nicht minder ein guter Glaube als jeder andere. M.

Digitized by Google

Kyau und Brühl. Von Friedrich W. Ebeling. Zwei historische Porträts und ein moderner Preßproceß. (Leipzig, 1885). Diese neueste literarische Production F. W. Ebeling's wird nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen. Einmal dadurch, daß ein Theil des Buches bereits seine eigene, interessante Geschichte hat, zum andern, daß hier zwei bekannte historische Personen, über welche eine umfängliche Literatur vorhanden, in fesselnder Weise in einem neuen Lichte dargestellt werden.

Ebeling bietet in der vorliegenden Schrift zwei Miniaturporträts dar, die als meisterhafte Cabinetsstücke bezeichnet werden müssen, ganz besonders in der Biographie des einst allgewaltigen Ministers Brühl.

Was aber die Geschichte betrifft, die dem andern Theile, nämlich dem Leben Kyau's, nach dem ersten Abdrucke in einem rheinischen Blatte bereitet ward, so wird darüber im ersten Abschnitte: „Eine Anekdote als Ursache eines Preßprocesses" ausführlich berichtet. Man sollte es kaum glauben, daß der Verfasser wegen einer von ihm so decent wie möglich erzählten Begebenheit in Anklagezustand versetzt werden konnte, nachdem seit langen Jahren in hunderten von Anekdotensammlungen über den genannten Hofnarren die saftigsten Späße unbeanstandet verbreitet worden. Und doch ist die Anklage, der allerdings eine glänzende Freisprechung folgte, Thatsache. Sie hat aber nicht nur eine persönliche, sondern auch eine principielle Bedeutung. Dr. G. H.

Im Kreislauf der Zeit. Beiträge zur Aesthetik der Jahreszeiten von Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld. (A. Hartleben, Wien.) Hinter dem bescheidenen Titel: „Im Kreislauf der Zeit — Beiträge zur Aesthetik der Jahreszeiten" — verbirgt sich eine Sammlung von Naturschilderungen und Lebensbildern, welche im stimmungsvollsten Colorit gehalten ist und dem feinsinnigen Leser eine Fülle von Anregungen bietet. Der ästhetische Gehalt der Naturschilderungen liegt in der seelenvollen Detailmalerei, in der geistigen Belebung der Natur in allen Jahreszeiten, in den Anknüpfungen, welche der Verfasser zwischen Naturgenuß und ästhetischer Schulung sucht. Es sind reizende Feuilletons. Zwanzig anmuthige Genrebilder von der Meisterhand J. N. Wehle's, 40 auf das Zarteste durchgeführte Vignetten und ein Prachteinband in sieben Farben schmücken das Buch, das namentlich im Damenpublikum großen Anklang finden dürfte. V.

In der großen Stadt. Von Ernst Otto Hopp. (Berlin. Verlag von Friedr. Nonnemann.) Der Verfasser dieses Buches, durch seine amerikanischen Schilderungen längst vortheilhaft bekannt, ist auch ein feiner Beobachter und gründlicher Kenner des Berliner Lebens. In einer langen Skizzenreihe gibt er uns wechselvolle, farbenreiche und oft ergreifende Bilder dieses Lebens. Er führt uns in die Paläste der Reichen und in die Hütten der Armen. Mit Vorliebe schildert er die kleinen Freuden und großen Leiden der Letzteren, für die er ein warmes Herz bekundet. Für die socialen Schäden und Gebrechen der „großen Stadt" hat er ein scharfes Auge und eine noch schärfere Feder. Mit beherzter Entschlossenheit geht er dem Laster und Verbrechen zu Leibe, ob es im Lichte des Tages sein Haupt erhebt, ob es im Verborgenen schleicht, und er scheut sich nicht, ihm die Larve vom Antlitz zu reißen, wenn es im heuchlerischen Gewande der Tugend sich zeigt. Die typischen Figuren und absonderlichen Gestalten der „großen Stadt" die der Verfasser uns vorführt, sind von packender Realität. Die Schilderungen sind frisch und lebendig und wenn auch nicht alle Bilder von gleichem Werte sind, so zeugt doch die Mehrzahl von dem sittlichen Ernst, der poetischen Gestaltungskraft und Erzählerkunst des Verfassers, kurz — wir wollen von dem Inhalt des Buches nichts weiter verrathen und dem Leser diesen Aufenthalt „in der großen Stadt" auf das wärmste empfehlen. J. L-r.

Die Culturgeschichte in einzelnen Hauptstücken. Von J. Lippert. I. Abtheilung. Des Menschen Nahrungssorge; Wohnung und Kleidung. („Das Wissen der Gegenwart"; XXXV. Band.) (1885. Leipzig, G. Freytag, Prag, F. Tempsky.) Das vorliegende Buch bietet eine historische Darstellung jener Gebiete der materiellen Cultur der Menschheit, „welche nicht bloß einen einstmaligen Zustand beleuchten, sondern auch als ursächlich fortwirkend die Erscheinungen der Folgezeit erklären". Die Geschichte der materiellen Cultur aber ist nichts anderes als die Geschichte des mit den Waffen der Arbeit geführten Kampfes ums Dasein, um die Herbeischaffung und Sicherung alles dessen, was der Mensch zur Erhaltung seines Lebens bedarf: Nahrung, Wohnung und Kleidung. Wenn diese Fragen, welche heute mehr als je zuvor im Mittelpunkte des allgemeinsten ernsteren Interesses stehen, in so klarer, übersichtlicher Darstellung und mit so nachdrücklicher Betonung alles dessen, was heute für die Lösung dieser Probleme praktischen Wert hat, in ihrer historischen Entwicklung erörtert werden, wie dies in dem vorliegenden Buche geschieht, so darf diesem selbst die weiteste Verbreitung gewünscht werden. V.

Digitized by Google

Zur Biographie Nicolaus Lenau's. Von Ludwig August Frankl. Zweite vermehrte Auflage. Mit Porträt. (Hartleben in Wien.) Die vorliegende Monographie schließt sich den vor kurzer Zeit erschienenen Beiträgen zur Biographie Grillparzer's, Hebbel's und Raimund's von der Hand desselben Verfassers an. Die Gestalt des unglücklichen Dichters tritt uns in all' ihrer Eigenartigkeit entgegen, und die Vereinigung von literarischen und medicinischen Erfahrungen hat es dem Verfasser möglich gemacht, die geistige Blütenperiode, sowie den folgenden Verfall im Leben Lenau's objectiv vor das Auge zu stellen. Diese zweite Auflage, vielfach erweitert, hat eine besondere Bereicherung durch die theilweise Veröffentlichung der Correspondenz Lenau's mit jener Dame, die durch Jahre den nachhaltigsten Einfluß auf den Dichter ausübte, erhalten, sowie durch bisher ungedruckte Gedichte Lenau's und Briefe von Justinus Kerner. V.

Plodersam. Geistlin Gichichtn, giangsweis dazählt" von Haus Grasberger. (A. Liebeskind, Leipzig.)

Plodersam, das ist so was zum Plaudern, Plauderjames, Unterhaltliches, wie sie es da draußen in den Spinnstuben haben, oder die Oberbayern und Tiroler in ihrem Heimgarten. Doch der Name paßt eigentlich nicht für das Büchlein. Der Titel deckt die prächtigen Sachen nicht, die drinnen sind. Das ist mehr als Plauderei, mehr als gewöhnliche Unterhaltung. Mitunter greift der Pflug sogar sehr tief, und daß sich des Verfassers Gewissen nicht ganz harmlos fühlt, das beweist seine eingangs des Buches gestellte Ansprache an die Geistlichkeit:

„Ich breche nicht, Hochwürden!
Als Wolf in Eure Hürden,
Der ich von Ketzerei
Mich fühle frei.

Ich weiß, was Eures Amtes,
Der Bürden angestammtes,
Sowie wo noch dazu
Euch drückt der Schuh.

Ich ziel auf Euer Keinen,
Doch sitzt, so darf ich meinen,
Der ein und andre Zug;
Das ist genug.

— — — — — —

Mein Volk ist mir zu theuer,
Zu lieb der Wahrheit Steuer:
Drum weder finst'ren Haß,
Noch seichten Spaß."

Die letzteren Zeilen charakterisieren den Geist des Buches; übrigens dürfte sich jeder Priester, der das schneidige Stück: „Dö Kieselsuppn" liest, auf einen Ausgleich mit dem Dichter nicht einlassen. Von zwei Klosterbrüdern handelt die Geschichte, die sich in einem armen Häusel eine Kieselsuppe kochen lassen, mit Speck und Fleisch eingemacht, das Fett dann für sich abschöpfen, die Kieselsteine im Topf aber den armen Leuten übrig lassen, „wan sie noch amal eppan aufgiaßn wölln". Ich kenne manchen würdigen Herrn, dem diese Erzählung sarkisch in die Nase geraucht hat. Die Volksdichtung soll immerhin den religiösen Sinn des Volkes schonen; aber auch die religiösen Mißstände duldsam ignorieren, das wäre die Rücksicht zu weit getrieben, und sobald der Dichter hierin einmal offen seine Meinung sagt, ist er der Geistlichen Mann nimmer, und er mag sich noch so höflich rechtfertigen.

Das gewichtigste Stück in der Sammlung ist nach meiner Meinung: „In Pfarrer sei Gstatting (Bestattung)." Und in diesem besonders ist es die Naturwahrheit in der Kleinmalerei, in der Ausdrucksweise, den volksthümlichen Sprüchen, dem Gehaben des Bauers, die uns Achtung vor dem Können dieses Poeten abnöthigen muß. Inhaltlich die Vorzüge Peter Hebel's, in der Form die Vorzüge Stelzhamer's treten uns in schönem Vereine entgegen, kaum minder als das bei Misson's Fragment: „Der Natz" der Fall ist. Die Freunde volksthümlicher Dichtung wissen, was das heißt.

In der Schreibweise der Wörter ist mir bei Grasberger Einiges nicht recht. Ich selbst, der ich in unserer Volksmundart doch eingeschossen sein sollte, lese diese Schreibart schwer; wie wird's erst dem Neuling ergehen? Die Mundart genau so zu schreiben, wie sie gesprochen wird und in der Schreibweise folgerichtig zu bleiben, ist wohl kaum noch möglich; doch warum man z. B. statt de: dö, statt sein: send, statt thuat: thuet, statt hoam: ham, statt sul ern: söll'n u. s. w. schreibt, ist mir eine Frage. Indes gibt uns Grasberger in einem wohlgeordneten Wörterverzeichnis kurze und gute Weisung und ist das Büchlein auch für den Sprachforscher ein kleines Schatzkästlein.

Wir sehen diesen Dialektdichter mit jedem neuen Werkchen größer und größer werden; und wenn er nun einmal seine mundartlichen Dichtungen in einen Band zusammengelegt, daß man sie bequemer überblicken und eine an der andern und alle mit fremden messen kann, so werden wir sehen, daß wir für Karl Stieler, den oberbayerischen Dialektdichter, mindestens einen Ersatz haben. Grasberger dünkt mich originneller, inhaltlich tiefer als Stieler, welch' letzterer, bei seiner übrigens hohen Bedeutung als Mundartdichter doch manchmal zu scharf in landläufigen Anekdoten macht,

Digitized by Google

dadurch allerdings im großen Publikum die Lacher für sich hat, während es Grasberger stets um die Darstellung der Sitten und Anschauungsweise des Bauers und um die Offenbarungen des volksthümlichen Seelenlebens zu thun ist. Rosegger.

Sänge und Klänge. Gedichte von J. Emil Rothenbach. (Bern, A. F. Haller-Goldschach.) 320 Buchseiten Verse, die einen Schaffenszeitraum von nahezu einem Menschenalter umspannen, gewähren schon einen tiefen Einblick in die geistige Schmiede. Dadurch, daß die Gedichte nicht chronologisch sondern stofflich geordnet sind, treten Anschauungsgegensätze zu Tage, die nur durch eine innere, stetig fortschreitende Wandlung erklärt werden können. Die Töne der Liebe in allen bei den Poeten accreditierten Variationen werden hier angeschlagen, von der Liebe zur Mutter und von der erotischen Liebe an bis zur begeisterten Freiheitsliebe. Und der diese Töne anschlägt, ist ein freier Schweizer — kein Wunder, daß seine Lieder den freien Schweizerboden nicht verlassen und nicht recht über den Horizont der herrlichen heimatlichen Berge hinauswollen. Wo sie aber hinüberstreben — sind sie in Gefahr, sich in nebelige Ferne zu verirren. Reflexion und Belehrung überwiegen oft das rein Lyrische. Vereinzelt auftretende kleinere Mängel im Versbau, Reim, dichterischen Ausdruck, dann Anklänge an Aelteres, werden durch eine tüchtige und brave Tendenz wett gemacht. Eine Sichtung und Auswahl würde dem Buche zu Statten kommen. —tt—

Alte Weisen. Von Eduard Fedor Kastner. (Tachau. H. Holub. 1885.)

Das sind keine Spiel-Gedichte, das sind Muß-Gedichte, nicht tändelnd gemacht, sondern entstanden in Sturm und Leid, die sich durch Kummer und Noth durchgedrängt haben bis zur Presse. Damit, dächte ich, müßte ihr schwierigster Weg zurückgelegt sein. Wohl noch unbeholfen in Ausstattung und Form, wie sie sich bieten, klopft manche dieser „Alten Weisen" stürmisch ans Herz. Obwohl manchmal stark an Heine erinnernd, enthüllen uns diese Poesien doch in Kastner ein neues Dichtertalent, falls die äußeren Umstände freundlich sind und es entfalten lassen. Kastner ist ein junger, kümmerlich bestallter Volksschullehrer in einer kleinen Gemeinde in Böhmen, für Poesie allerdings kein vortheilhafter Posten. Das Werkchen ist Moriz Weitlof, und das Reinerträgnis desselben dem Deutschen Schulverein gewidmet. Das „Reinerträgnis" von Gedichten! Man sieht, dieser Poet ist ein großer Idealist. Ich glaube, das Bändchen hat seine Pflicht erfüllt, wenn es für den Dichter Interesse erweckt und demselben vielleicht Gönner zuführt, daß ein im Kampf um's Dasein eingeengtes Talent zur freieren Entwickelung kommen kann. Dieses Heft unseres Blattes bietet einige Proben aus den „Alten Weisen". R.

Die Schule der Robinsons. Von Julius Verne. Autorisierte Ausgabe. (Hartleben. Wien.) „Die Schule der Robinsons" zeigt, daß sich die Phantasie des „naturgeschichtlichen Dichters" frisch erhalten hat. Hier läßt der Verfasser einem jungen, reiselustigen Manne, dem ein Robinson Crusoë als Ideal vorschwebt, seine Wünsche in Erfüllung gehen und ihn das Leben eines Robinson kosten in Gesellschaft einer Persönlichkeit, welche am wenigsten geeignet ist, die Beschwerden einer solchen Existenz zu mindern. Auf der kleinen Insel, auf welcher die Genannten absichtlich zu Schiffbrüchigen gemacht werden und wo sie von gefälschten Wilden Besuch erhalten, spielen sich aber so unerklärliche Vorkommnisse ab, wie nur die schöpferische Phantasie eines Verne sie zusammenzuwürfeln und nur seine volle Beherrschung des unter der Schale verborgenen Reichthums an belehrendem Stoffe, zuletzt so überraschend und doch so natürlich aufzulösen vermag. Daß das Nützliche mit dem Angenehmen auch in der „Schule der Robinsons" verbunden ist, braucht bei einem Autor wie Verne wohl kaum hervorgehoben zu werden. V.

Alt Wien. Bilder und Geschichten von Dr. Märzroth. (Leipzig. W. Friedrich).

Als Gegenstück zu dem vor einiger Zeit in demselben Verlage erschienenen „Jung Wien" von E. Pötzl, läßt uns dieses nette Bändchen eine bunte Rückschau thun in das Wien der Zwanziger- und Dreißiger-Jahre. Die Zeit vom Congreß bis 1848 ist die, in welcher Wien am interessantesten, am liebenswürdigsten, am wienerischesten ist. „Maskenleben", „Nur nobel!" „Der Eisenbahnfeind", „Etwas von Beethoven", „Sylvester der Humoristen", „Eine Sage von Therese Krones" und wie die Bilder alle heißen mögen, die lose und flott gezeichnet an dem Auge des Lesers hier vorüberreifen, ein paar angenehme Stunden bringen sie Jedem. M.

„Auf Wegen und Wogen" heißt eine kleine Sammlung von hübschen Erzählungen, Plaudereien und Sprüchen, deren Verfasser, Heinrich Pfeil, sich uns als ein feiner witziger Kopf darstellt. Das Büchlein ist bei Herm. Schlag in Leipzig erschienen.

Digitized by Google

Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts. Bearbeitet von Franz Brümmer. 2 Bände. (Leipzig. Philipp Reclam). Ein Werk, das nicht seinesgleichen hat! Das sind mustergiltig geschriebene Lebensabrisse all' Jener, welche sich auf dem weiten Felde der schönen Literatur durch rühmenswerte Leistungen hervorthaten oder durch schlichtere Gebilde bekannt machten. Schier in vollem Umfange führt uns Brümmer den deutschen Dichterwald vor Augen, dessen gewaltige Eichen neben bescheideneren Gestalten, groß und klein, Baum und Blume in friedlichem Vereine. Es wäre nur zu wünschen, daß dies sehr verdienstliche Buch, ein scharf und treffend gezeichnetes Spiegelbild der literarischen Strömung unseres Säculums, die größtmögliche Verbreitung fände. Wir geben ihm die beste Empfehlung mit auf den Weg.

Frimberger.

Dem „Heimgarten" sind ferner zugegangen:

Der Alchymist. Ein deutscher Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts. Von Fritz Lemmermeyer. 2 Bände. (Wien. Hugo Engel. 1885.)

Meer und Au. Erzählung v. Thomas Lange. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. August W. Peters. (Norden. Hinricus Fischer Nachfolger. 1885.)

Aus Mangel an Geld. Roman von Charles Gibbon. Aus dem Englischen von Otto Löling. Zweite Auflage. (Norden. Hinricus Fischer Nachfolger. 1885.)

Unterwegs. Kleine Geschichten und Lustspiele von Berthold Auerbach. (Berlin. Gebrüder Paetel.)

Gesammelte Erzählungen von Malwida von Meysenburg. (Zürich. Verlagsmagazin. 1885.)

Goethe und die Wertherzeit. Ein Vortrag von Karl Knortz. Mit einen Anhang: Goethe in Amerika. (Zürich. Verlagsmagazin. 1885.)

Einblicke in den Spiritismus von Erzherzog Johann. Fünfte Auflage. (Linz. F. J. Ebenhöch'sche Buchhandlung. 1886.

Gedichte von Julius Eisler. (Prag. H. Dominicus. 1885.)

Meiner deutschen Leier Klänge. Erste Sammlung lyrischer Originalgedichte von Philipp A. Oekonomides. (Wien. Selbstverlag des Verfassers. — Wien J. Anziczka. 1885.)

Bad Driburg. Aus dem Tagebuch eines Hypochonders von Dr. Theodor Reifenstahl. Europäische Wanderbücher. (Zürich. Orell Füßli & Co. 1885.)

Die Arlberg-Bahn. Orographisches und Historisches über den Arlberg. Der Bahnbau. Landschaftliches. Von Hermann Seippel. (Hamburg. Deutsch-österr. Alpenvereins-Section.)

Romänische Revue. Erscheint monatlich. Herausgegeben von D. C. Diaconovich. (Budapest, Königsgasse 13.)

Deutsch-nationaler Kalender für Oesterreich auf das Jahr 1886. Geleitet von Carl W. Gawalowski. Im Erscheinen begriffen. (Friedrich Goll, Graz.)

Anleitung zum abwechslungsreichen und regelrechten Kegelschieben mit Beschreibung von 26 verschiedenen Partien. Zusammengestellt vom Kegel-Club „Giri-Gari" in Graz. (Graz. Leykam. 1885.)

Postkarten des „Heimgarten".

F. J., Wien: Derlei ist nicht brauchbar. Was unverlangt eingeschickt wird, das senden wir nicht zurück. Das meiste davon fällt in den Papierkorb.

X., Passau: Gegenwärtig leben in den Vereinigten Staaten etwa 107.000 Chinesen, genügsame und tüchtige Arbeiter. Es darf dort kein neuer Chinese einwandern, wenn nicht dafür ein anderer Chinese nach China zurückkehrt. Jeder Zurückwandernde bekommt einen Schein, durch den ein Anderer in die Union einwandern darf. Diese Maßregel ist durch die drohende Arbeitercoucurrenz eingeführt worden.

J. G., Mürzzuschlag; S. S., Leoben u. A.: Schönen Dank. Legen aber den anonymen Auslassungen des Winkelblattes keine Bedeutung bei. Die Thatsachen sprechen laut genug.

S. W. H., Prag: Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht, mit Redacteuren hadere nicht.

M. A., Friesl: Viel zu umfangreich. Wollen Sie die Einrichtung eines Blattes doch ansehen, bevor Sie es beschicken. Im Uebrigen nichts für ungut.

Digitized by Google

An die Leser.

Mit dem nächsten Hefte beginnt der zehnte Jahrgang des „Heimgarten", für welchen wir ganz besonders allerlei Schönes versprechen können. Unsere alten Mitarbeiter bleiben uns treu und neue sind erworben. Nicht bloß nennen wollen wir die Autoren: **Ludwig Anzengruber, Rudolf Baumbach, Eduard Freunthaller, Robert Hamerling, Josef Lewinsky, Karl Morre, Heinrich Noe, Adolf Pichler** und **P. K. Rosegger**, sondern von ihnen auch interessante und gediegene Beiträge bieten.

Schon die nächsten Hefte enthalten neue Jugenderinnerungen: **„Aus der Kindheit"** von Robert Hamerling, dann die Erzählungen: **„Ein frommer Augenblick"** von Ludwig Anzengruber, **„Das Ereignis in der Schrun"** von P. K. Rosegger, **„Der Teufel in Gaskein"** von Heinrich Noe. Hans Malser weiß eine höchst unwahrscheinliche, aber buchstäblich wahre Geschichte: **„Der Hypnotiseur"**, die er demnächst zum Besten geben wird. Von Rosegger, der nach wie vor seine Kraft dem „Heimgarten" widmet, stehen schalkhafte Beiträge in steirischer Mundart, sowie lustige Dorfgeschichten im Satz, aus welch' letzteren wir das muntere **„Zi zii-zi zii"** nennen. Von demselben Verfasser steht auch ein größeres Gedicht in steirischer Mundart: **„Anna von Russer"** in Aussicht. Dieser nächste Jahrgang bringt endlich auch jene Geschichte: **„Die Königssucher"**, bei welcher man dem Erzähler wohl in's Gesicht gucken muß, um dahinterzukommen, wie sie gemeint ist. — Schneidige Satiren und freimüthige Bergpredigten über Faules in Welt und Gesellschaft, farbige Schilderungen heimischen Lebens ländlicher und alpiner Natur, fremder Sitten u. s. w., sowie gemüthstiefe und launige Gedichte in buntem Wechsel und einheitlichem Geiste werden den „Heimgarten" jung und frisch erhalten. Wir wollen ja die Gunst des Publikums, die uns von Jahr zu Jahr freundlicher lacht, in stets erhöhtem Maße rechtfertigen.

Die Verlagshandlung „Leykam".

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google